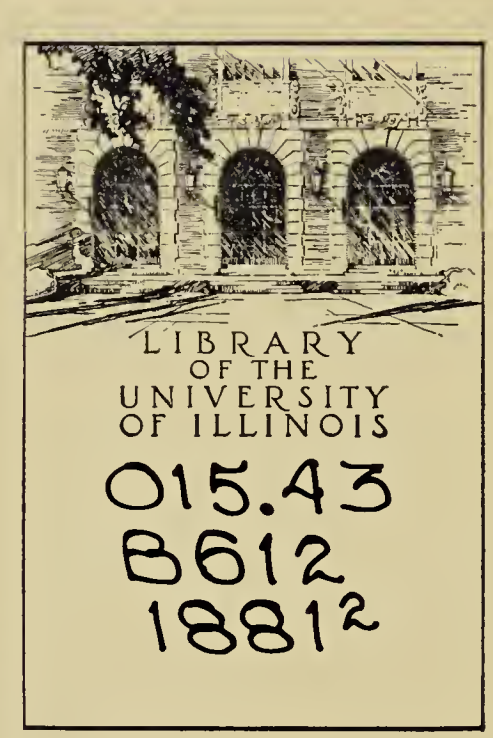

LIBRARY
OF THE
UNIVERSITY
OF ILLINOIS
015.43
B612
1881²

Return this book on or before the
Latest Date stamped below.

Theft, mutilation, and underlining of books are reasons for disciplinary action and may result in dismissal from the University.

University of Illinois Library

L161— O-1096

KAUFMÄNNISCHE RESSOURCE
Breslau

Blätter für literarische Unterhaltung.

Jahrgang 1881.

Zweiter Band.

Blätter

für

literarische Unterhaltung.

Jahrgang 1881.

KAUFMÄNNISCHE BIBLIOTHEK Breslau

Zweiter Band.

Juli bis December.

(Enthaltend: Nr. 27—52.)

Leipzig:

F. A. Brockhaus.

—

1881.

015.43
B612
1881 2

KAUFMANNISCHE RES. BIBL. Breslau

Register.

Adolay, E., Krone und Kerker. 206.
Adolphi, A. von, Artemisia. 381.
Ambros del Monte, Gedichte. 531.
Amyntor, G. von, Im Hörselberge. 395.
—— Der neue Romanzero. 133.
Andreae, P., Geist und Purpur. 196.
Andree, R., Ethnographische Parallelen und Vergleiche. 9.
Andrejanoff, V. von, Julian der Abtrünnige. 494.
Andresen, K. G., Sprachgebrauch und Sprachrichtigkeit im Deutschen. 565.
Anzengruber, L., Aus'm gewohnten Gleis. 684.
Arany, J., Dichtungen. Aus dem Ungarischen übertragen von A. von Sponer. 203.
Archiv, deutsches, für Geschichte der Medicin und medicinischen Geographie. Herausgegeben von H. Rohlfs und G. Rohlfs. Erster bis dritter Band. 362.
Artemidoros aus Daldis, Symbolik der Träume, übersetzt und mit Anmerkungen begleitet von F. S. Krauß. 701.
Asbjörnson, P. C., Auswahl norwegischer Volksmärchen und Waldgeister-Sagen. Aus dem Norwegischen übersetzt von H. Denhardt. 797.
Ascharin, A., Gedichte. 413.
Auerbach, B., Landolin von Reutershöfen. 71.
—— Brigitta. 71.
Augier, E., Die Abenteurerin. Deutsch von A. Graf Wickenburg. 683.
Aurbach, O., Die evangelische Kirche im neuen deutschen Reiche. 364.
Aus der Schriftstellerwelt. 15. 47. 142. 271. 319. 334. 367. 398. 431. 447. 591. 607. 621. 655. 687. 735.
Avenarius, F., Wandern und Werden. 697.
Avenarius, R., Philosophie als Denken der Welt gemäß dem Prineip des kleinsten Kraftmaßes. 103.

Baader, J., Die Fehde des Hannes Thomas von Absberg wider den Schwäbischen Bund. 760.
Baas, J. H., William Harvey, der Entdecker des Blutkreislaufs und dessen anatomisch-experimentelle Studie über die Herz- und Blutbewegung bei den Thieren. 363.
Bailleu, P., s. Talleyrand.
Bain, A., Erziehung als Wissenschaft. 38.
Baker, Sir S. W., Cypern im Jahre 1879. Aus dem Englischen von R. Oberländer. Autorisirte Ausgabe. 829.
Baltzer, E., Fünf Bücher vom wahren Menschenthume. 405.
Bandau, Adelheid, Zwölf Jahre als Diakonissin. 473.
Banner, E., Bar Kochba, der letzte König der Juden. 682.
Barthélemy-Saint-Hilaire, J., Ueber Metaphysik. Einleitung in die Metaphysik des Aristoteles. Uebersetzt und mit einem Vorwort versehen von E. P. Goergens. 149.
Bastian, A., Die heilige Sage der Polynesier. 584.
Baumann, E., Das Selbstcommunicieren des evangelischen Geistlichen ans Geschichte, heiliger Schrift und Bedürfniß gerechtfertigt. 364.
Baumann, J. J., Handbuch der Moral nebst Abriß der Rechtsphilosophie. 147.
Baumbach, R., Frau Holde. 152.
Baumstark, C. E., Zum kirchlichen Frieden. 387.
Beaconsfield, Earl of (D'Israeli), Endymion. Aus dem Englischen von C. Böttger. 305.
Becker, B., Geschichte und Theorie der pariser revolutionären Commune des Jahres 1871. 117.
—— Enthüllungen über das tragische Lebensende Ferdinand Lassalle's. 130.
Becker, M. A., Verstreute Blätter. 811.
Becker, Th., Plato's Charmides inhaltlich erläutert. 92.
Beckh-Widmanstetter, L. von, Die ältere Art der Geldbeschaffung im Kriege. 669.
Becquer. Ausgewählte Legenden und Gedichte. Aus dem Spanischen übersetzt von A. Meinhardt. 201.
Beer, A., Rama. 433.
Beneke, F. W., Constitution und constitutionelles Kranksein der Menschen. 402.
Bergmann, J., Sein und Erkennen. 619.
Berlin und St.-Petersburg. Preußische Beiträge zur Geschichte der russisch-deutschen Beziehungen. Zweite Auflage. 315.
Bernard, J., Zwei Herzen und ein Schlag. 135.
Bernhardi, Th. v., Vermischte Schriften. 780.
Beust, F. Graf, Erinnerungen zu Erinnerungen. 323.
Benthien, A., Halfblod. 570.
Bewer, M., Danton. 433.
Bibliothek, historische, für die Jugend. Herausgegeben von A. Egger von Möllwald. Zehntes bis dreizehntes Bändchen. 813.
—— internationale wissenschaftliche. 45ster Bd. 38. 46ster Bd. 184.
Biedert, Ph., Die Kinderernährnng im Säuglingsalter. 426.
Biesendahl, K., Die Kaisertochter. 634.
Bilharz, A., Der heliocentrische Standpunkt der Weltbetrachtung. 150.
Binde, R., Das Soll und Haben der Menschheit. 200.
Binz, J., Die Gymnastik der Hellenen. 92.
Bismarck. — Reden des Abgeordneten von Bismarck-Schönhausen in den Parlamenten 1847—51. Herausgegeben, mit Einleitungen und Anmerkungen versehen von Th. Riedel. 387.
Björnson, B., Norwegische Erzählungen. Deutsch von G. Schwuchow. 237.
Blanckarts, M., Johann von Schwaben. 433.
Bleichrodt, R., Hermannfried, der letzte König der Thüringer. 406.
Bloch, J. S., Quellen und Parallelen zu Lessing's „Nathan". 217.

1881.

1161670

Bodenstedt, F., Die Lieder und Sprüche des Omar Chajjim. 680.
Bogdanowitsch, E. W., Die Garde des russischen Zaren auf der Straße nach Sophia am 12. (24.) October 1877. Aus dem Russischen übersetzt von Pochhammer. 90.
Böheimb, M., Herzog und Schöppenmeister. 602.
Böhtlingk, A., Franz von Sickingen. 550.
—— König Konrad. 550.
—— Napoleon Bonaparte, seine Jugend und sein Emporkommen. Zweiter Band. 638.
Boito's, A., Mephistopheles. 225.
Bonn, F., König Mammon. 163.
Bonnell, W., Heinrich I. und seine Gemahlin. 220.
Boerckel, A., Frauenlob. Sein Leben und Dichten. 215.
—— Inko, der Huronenhäuptling. 433.
Boyen, Marc., Wie die Menschen lieben. 163.
Boyesen, H. H., Gunnar. Uebersetzt von P. Jüngling. 219.
Brasch, M., s. Mendelssohn.
Braun, J. W., Der Schullehrer von Clausewitz. 195.
—— Ein politischer Verbrecher. 196.
Braun-Wiesbaden, K., Culturgeschichtliche Novellen. 395.
—— Doctor Sackaner. 395.
—— Von Berlin nach Leipzig. 742.
Breitenfeld, M., Die Zukunft der prager Universität. 387.
Briefwechsel zwischen Jakob und Wilhelm Grimm aus der Jugendzeit. Herausgegeben von H. Grimm und G. Hinrichs. 664.
Brischar, K., Adam Contzen S. J., ein Ireniker und Nationalökonom des 17. Jahrhunderts. 699.
Brockhaus, H. E., Friedrich Arnold Brockhaus. Dritter Theil. 369.
Brook, A., Licht und Schatten. 644.
Bruck, J., Bunte Blüten. Zweite Auflage. 102.
Brunner, J. C., Schutzzoll und Freihandel. Dritte Auflage. 699.
Büchner's, G., sämmtliche Werke und handschriftlicher Nachlaß. Erste kritische Gesammtausgabe. Eingeleitet und herausgegeben von K. E. Franzos. 309.
Burckhardt, J., Die Cultur der Renaissance in Italien. Dritte Auflage, besorgt von L. Geiger. 504.
Byr, R., Sesam. 419.
—— Der Weg zum Herzen. 395.

Camoens', L. de, sämmtliche Gedichte. Zum ersten male deutsch von W. Storck. Erster Band. 203.
Carmen Sylva, s. Dichtungen, rumänische.
Carmina clericorum. Herausgegeben von einem „alten Hause". Vierte Auflage. 17.
Caro, K., Die Hochzeitsreise nach Heidelberg. 685.
Caspari, O., Das Erkenntnißproblem. 618.
Cecchi, P. L., Torquato Tasso und italienisches Leben im 16. Jahrhundert. Aus dem Italienischen übersetzt von H. Freih. von Lebzeltern. Autorisirte Ausgabe. 561.
Charikles, Reisebriefe eines Diplomaten. 739.
Chaucer's ausgewählte kleinere Dichtungen. Im Versmaße des Originals in das Deutsche übertragen und mit Erörterungen versehen von F. Koch. 200.
Classiker, militärische, des In- und Auslandes. Mit Einleitungen und Erläuterungen von W. von Scherff, von Boguslawski, von Taysen, Freih. von der Goltz u. a., herausgegeben von G. von Marées. 89.
Corrodi, A., Geschichten. Erster Band. 750.
—— Der Sang vom Aerger. 494.
Corvin, O. von, Erinnerungen aus meinem Leben. Dritte Auflage. 593.
—— Die Hunyaden. Zweite Auflage. 433.
—— und F. W. Held, Illustrirte Weltgeschichte für das Volk. Prachtausgabe. Zweite Auflage. Lief. 1—52. 387.
Colban, Marie, Eine alte Jungfer. 220.
Colomb, E. von, Beiträge zur Geschichte der preußischen Cavalerie seit 1808. 91.
Conrad, M. G., Französische Charakterköpfe. Zweite Serie. 378. 395.
—— Die Musik im heutigen Italien. 263.
—— Rossini und Wagner. 263.
Cybulski, A., Geschichte der polnischen Dichtkunst in der ersten Hälfte des laufenden Jahrhunderts. 243.

Dahn, F., Armin. 57.
—— Der Fremdling. 57.
—— Harald und Theano. 57.
—— Odhin's Trost. Dritte Auflage. 807.
—— Der Schmied von Gretna-Green. 57.
Dannemann, F., Maria von Schottland. 407.
Daudet, A., Der Nabob. Autorisirte Uebersetzung. 785.
Dein, A. (A. M. Freih. von Luttwitz), Aus vergangenen Tagen. Zweite Auflage. 131.
Dekamerone vom Burgtheater. 819.
Delbrück, H., s. Pertz.
Deutsch, Karoline, Erzählungen. 505.
Devrient, E., Das Passionsschauspiel in Oberammergau und seine Bedeutung für die neue Zeit. Dritte Auflage. 50.
Dewall, J. van, Nadina. 419.
—— Die beiden Russinnen. 419.
Dichtungen, rumänische. Deutsch von Carmen Sylva (Königin Elisabeth von Rumänien). Herausgegeben und mit weitern Beiträgen versehen von Mite Kremnitz. 494.
Diebl, C., Economisten. Dritter Theil: Die Reform der Wirthschaftslehre. 699.
Diefenbach, L., Der Zögling der Ursulinerinnen. 644.
Dinckelberg, H., Die Brüder. 726.
Dierckinck-Holmfeld, Baron C., Spiritualismus und Spiritismus, ihr Werth und Zweck und kurze Theodicee zur Würdigung derselben. 199.
Diercks, G., Entwickelungsgeschichte des Geistes der Menschheit. Erster Band: Das Alterthum. 85.
Dipold, Georg. Roman aus der Zeit des Bauernkriegs. 473.
Doblhoff, J. von, Von den Pyramiden zum Niagara. 260.
Dohany, S., Der Erbe von Grenwitz. 601.
Dreher, E., Ton und Wort mit Bezugnahme auf das Musikdrama Richard Wagner's. 264.
Droste-Hülshoff, Annette Freiin von, Briefe. Zweite vermehrte Auflage. 821.
Droysen, J. G., Geschichte Alexander's des Großen. Dritte Auflage. 92.
Duncker, A., Friedrich Rückert als Professor am Gymnasium zu Hanau und sein Director Johannes Schulze. Zweite Auflage. 772.
Dyherrn, G. Freih. von, Auf hoher Flut. 152.

Ebers, G., Eine Frage. 579.
—— Der Kaiser. 177.
Eckstein, E., Glück und Erkenntniß. 417.
Egger von Möllwald, A., s. Bibliothek, historische.
Egloffstein, Lilla Gräfin von und zu, Ada. 620.
—— Monatsrosen. 781.
Ehrenhauß, M., Die neuere Philosophie und der christliche Glaube in ihrem Verhältnisse. 619.
Elbe, A. von der, Die Brüder Meienburg. 726.
Embden-Heine, s. Rocca.
Encyklopädie der neuern Geschichte. Herausgegeben von W. Herbst. Erste und zweite Lieferung. 358.
Enders, M. A., Novellen. 379.
Erdmann, B., s. Kant.
Erhard, E., Im Spiegel. 730.
Ernesti, L., Die zwölfte Perle. 218.

Fabre, F., Felice. Uebersetzt und für die deutsche Bühne eingerichtet von A. von Gilsa. 550.
Falke, J. von, Hellas und Rom. 614.
Faulmann, K., Illustrirte Culturgeschichte. 181. 6te—20ste Lief. 330.
—— Illustrirte Geschichte der Schrift. 183.
Feddersen, F. A., 1870—1880. Kornblume und Eichenblatt. 103.
Fels, R. von, Contraste. 827.
Fernhain, Elise von, Ungetauft. 689.
Feuerbach, Eleonore, Ludwig Feuerbach. Aussprüche aus seinen Werken. 173.
Fielitz, W., Jugendbriefe J. W. von Goethe's. Ausgewählt und erläutert. 630.
Fitger, A., Winternächte. 292.
Flügge, C., Beiträge zur Hygiene. 403.
—— Lehrbuch der hygienischen Untersuchungsmethoden. 403.
Focken, Th., s. Vries.
Forst, E., Gedichte. 531.
Förster, W., Sammlung populärer astronomischer Mittheilungen. 168.
—— Sammlung wissenschaftlicher Vorträge. 168.

Fortschritte, die, auf dem Gebiete der Geologie. Nr. 4. 814.
Foscolo's, U., Gedicht Von den Gräbern (Dei sepolcri), übersetzt von P. Heyse. 201.
Franke, J. H., Die Wissenschaft vom physischen, geistigen und socialen Leben auf der Grundlage einer einheitlichen Weltanschauung in ihren Grundprincipien dargestellt. 757.
Frankl, L. A., Gesammelte poetische Werke. 707.
Franzos, K. E., Die Juden von Barnow. Dritte vermehrte Auflage. 53.
—- Moschko von Parma. 53.
—— Stille Geschichten. 394. 731. 785.
—— s. Büchner.
Frey, V., Aus alter Fehde. 473.
Freytag, G., Die Ahnen. Sechste Abth.: Aus einer kleinen Stadt. 35.
Freytag, L., s. Nibelungenlied.
Friedmann, A., Don Juan's letztes Liebesabenteuer. 602.
—— Die Vestalin. 694.
Friedrich, G., Die Grenzen der Religionsfreiheit und die Wissenschaftslehre der heutigen Naturforschung. 476.
Friedrichs, H., Die Rache der Bajadere. 135.
Friesen, R. Freih. von, Erinnerungen aus meinem Leben. 323.
Fröhlich, H., Die Militärmedicin Homer's. 686.
Führich, J. Ritter von, Die Kunst und ihre Formen. 477.
Fulda, K., Chamisso und seine Zeit. 771.

Gallwitz, Valeska von, Aus Palast und Hütte. 620.
—— Zwei Frauenherzen. 268.
Gampe, T., Kambyses in Aegypten. 197.
Ganghofer, L., Vom Stamme Afra. 133.
Ganghofer-Neuert, Der Herrgottsschnitzer von Ammergau. 197.
Gebauer, Emma, Tropfen des Lebens. 135.
Gedichte, ausgewählte, von B. Björnson, Carl XV., C. Hauck, Th. Kjerulf, A. Munch, Oscar II., Paludan Müller, Runeberg, Welhaven, Chr. Winther und andern neuern nordischen Dichtern. Deutsch von E. Lobedanz. 204.
Geiger, L., s. Burckhardt.
Genée, R., Poetische Abende. 253.
George, H., Fortschritt und Armuth. Deutsch von C. D. F. Gütschow. 699.
Gerhard, M., Geächtet. 557.
Gervais, E., Die Brüder. 195.
—— Galileo Galilei. 195.
—— Der Nuntius kommt. 194.
Giese, Marie, Feuerproben. 506.
Gilsa, A. von, s. Fabre.
Gindler, F., Waldvöglein auf der Lebensreise. 135.
Girndt, O., Romanhaft. 206.
Glaube, der christliche, und die menschliche Freiheit. Erster Theil: Präliminarien. 298.
Glock, W., Reisebilder aus Berlin. 472.
Glümer, Claire von, Dönninghausen. 785.

Goldscheider, J., Karl Gottfried Ritter von Leitner. 535.
Goldschmidt, F. und B., Das Leben des Staatsrath Kunth. 387.
Goldschmidt, J., Deutsche Hypothekenbanken. 699.
Gonzenbach, A. von, Der General Hans Ludwig von Erlach von Castelen. Erster Theil. 185.
Gopčević, E., Oberalbanien und seine Liga. 424.
Goethe, J. W. von, Faust. Mit Einleitung und fortlaufender Erklärung herausgegeben von K. J. Schröer. Erster Theil. 630.
—— Briefe an die Gräfin Auguste zu Stolberg, verwitwete Gräfin von Bernstorff. Zweite Auflage. 630.
Grabow, A., Die Musik in der deutschen Sprache. Zweite Auflage. 77.
Grassauer, F., s. Umlauft.
Greif, M., Gedichte. Zweite Auflage. 657.
Griesmann, J. A., Einführung in das Nibelungenlied und die Gudrun. 214.
Grimm, H., s. Briefwechsel.
Groller, V., Junges Blut. 445.
Groß, F., Gedichte. 257.
—— Mit dem Bleistift. 827.
—— Oberammergauer Passionsbriefe. 51.
Groth, K., Quickborn. 13te Auflage. 569.
Gruner, H., Opfersteine Deutschlands. 333.

Haase, J. L., Wald und Welt. 220.
Hagen, E. von, Deutsche Sprachweisheit. 77.
—— Ueber die Dichtung der ersten Scene des Rheingold von Richard Wagner. 263.
—— Richard Wagner als Dichter in der zweiten Scene des Rheingold. 263.
—— Das Wesen der Senta in Richard Wagner's Dichtung: Der fliegende Holländer. 263.
Haggenmacher, O., Danae. 726.
Hahn, O., Die Noth unserer Bauern und ihre Ursachen. 699.
Hahn, R. E., Schöne Frauen. 53.
Handbuch der Mathematik, herausgegeben von Schlömilch. Erster Band. 173.
Haendler, O., Rosen und Dornen. 258.
Hansen, E., Kleine Novellen. 827.
Hausjakob, H., In den Niederlanden. 470.
Harnack, O., Napoleon. 406.
Hart, J., Don Juan Tenorio. 550.
Hartmann, A., Das oberammergauer Passionsspiel in seiner ältesten Gestalt. 76.
Hartmann, E. von, Zur Geschichte und Begründung des Pessimismus. 28.
—— Die Krisis des Christenthums in der modernen Theologie. 28.
Hase, K. A., Herzog Albrecht von Preußen und sein Hofprediger. 760.
Hauff, G., Schiller-Studien. 789.
Hawthorne, J. und G. Keller, Vier Erzählungen. 689.
Hecht, F., Bankwesen und Bankpolitik in den süddeutschen Staaten 1819—1875. 699.
Hedler, Die Stellung des praktischen Arztes zur Realschulfrage. 40.

Heer, O., Die Urwelt der Schweiz. Zweite umgearbeitete und vermehrte Auflage. 172.
Heidenhain, R., Die Vivisection im Dienste der Heilkunde. 157.
Heigel, K. Th., Aus drei Jahrhunderten. 454. 555.
Heilmann, J., Feldmarschall Fürst Wrede. 276.
Heim, H. J., Dr. Titus Tobler, der Palästinafahrer. 382.
Hefsch, A. F., Die Donau von ihrem Ursprunge bis an die Mündung. 597.
Hellenbach, L. V., Die Vorurtheile der Menschheit. Dritter Band. 152.
Heller, A., Die Schmarotzer mit besonderer Berücksichtigung der für den Menschen wichtigen. 541.
Heller, E., s. Sänger.
Hemmerlin, A., Gedichte aus dem Elsaß. 531.
Henkel, F., Die Stiefschwestern. 219.
Herbst, W., s. Encyklopädie.
Herrand von Wildonie. — Die poetischen Erzählungen des Herrand von Wildonie und die kleinen innerösterreichischen Minnesinger, herausgegeben von K. F. Kummer. 589.
Herrig, H., Konradin. 341.
Herrmann, E., Zeitgenössische Berichte zur Geschichte Rußlands. Zweiter Band: Peter der Große und der Zarewitsch Alexei. 358.
Herwarth von Bittenfeld, L., Französische Skizzen und Bilder. 378.
Hesekiel, L., Zünftig. 504.
Hesse-Wartegg, E. von, Nordamerika, seine Städte und Naturwunder, sein Land und seine Leute. 155.
—— Prairiefahrten. 471.
Hettinger, F., Die Göttliche Komödie des Dante Alighieri nach ihrem wesentlichen Inhalt und Charakter dargestellt. 805.
Hettner, H., Italienische Studien. 501.
Heusenstamm, Th. Graf von (Th. Stamm), Im Abendstrahl. 428.
Heyer, F., Die Habsburger und die Hohenzollern in ihrer deutschen Reichspolitik. 220. 358.
Heyse, P., Frau von F. und römische Novellen. 81.
—— Die Weiber von Schorndorf. 603.
Hiekisch, K., Die Tungusen. 262.
Hillebrand, K., Geschichte des Julikönigthums (1830—48). Erster Theil. Zweite Auflage. Erste Lieferung. 744.
Hillern, Hermine von, Jugendträume. 609.
Hinrichs, G., s. Briefwechsel.
Hinterding, L., Auf rother Erde. 493.
Hinze, H., Gurko und Suleiman-Pascha. 666.
Hirsch, M., Die Gewerkvereine und ihr neuester Gegner. 699.
Hoffmeister, H., Deutschlands Culturgeschichte. 387.
Hohenziel, E., Auf der Wahlstatt des Lebens. 689.
Holst, H. von, Verfassungsgeschichte der Vereinigten Staaten von Amerika seit der Administration Jackson's. Zweiter Band. 625.
Honegger, J. J., Iwan Turgénjew. 315.
Hopfen, H., Mein Onkel Don Juan. 279.
Horn, F., Lessing, Jesus und Kant. 574.

Hornemann, E., Hygieinische Abhandlungen. Autorisirte deutsche Abhandlung von E. Liebich. 405.
Hornfeck, F., Schenkenbuch. Zweite Auflage. 102.
Hugo, V., Siebzehnhundertdreiundneunzig. 522.
Huth, A. H., Henry Thomas Buckle's Leben und Wirken. Auszugsweise umgearbeitet von L. Katscher. 307.

Israel, A., s. Sammlung selten gewordener pädagogischer Schriften.

Jäger, E., V. A. Huber, ein Vorkämpfer der socialen Reform. 699.
Jäger, G., Die Normalkleidung als Gesundheitsschutz. 405.
Jahn, H. E., Agnes Bernauer. 433.
—— Ich denke dein! 531.
—— Im Bann der Venus. 392.
—— König Erich. 433.
Jahnke, H., Jürgen Wullenweber von Lübeck. 220.
Jahrbuch deutscher Dichtung. Herausgegeben von M. Stempel. 634.
Jahrbuch der deutschen Shakspeare-Gesellschaft im Auftrage des Vorstandes herausgegeben durch F. A. Leo. Funfzehnter Jahrgang. 106. Sechzehnter Jahrgang. 648.
Jahrbücher der Nationalökonomie und Statistik. Gegründet von B. Hildebrand. Herausgegeben von J. Conrad. 699.
Jensen, W., Vor Sonnenwende. 660.
Jodl, F., Die Culturgeschichtschreibung, ihre Entwickelung und ihr Problem. 396.
Joly, N., Der Mensch vor der Zeit der Metalle. 184.
Josefowitz, H., Cromwell. 433.
Joseph II. Poetische Festgabe des deutsch-österreichischen Lesevereins der wiener Hochschulen. 493.
Jordan, W., Festspiel zur Eröffnung des neuen Theaters in Frankfurt a. M. 408.
Jugendbibliothek, neue. Herausgegeben von F. Schmidt. Erster und dritter bis sechster Band. 220.
Juncker, E., Im Zenith. 53. 279.
—— Lebensräthsel. 730.
Junghaus, Sophie, Orsanna und andere Erzählungen. 53.
Junker von Langegg, F. A., Midzuhogusa. 472.
Jüttner, J. M., s. Umlauft.

Kalbeck, M., Zur Dämmerzeit. 152.
Kalisch, L., Pariser Leben. 376.
Kaltenbrunner's, K. A., Geschichten aus Oberösterreich. Herausgegeben von Hedwig von Radies-Kaltenbrunner. 764.
Kalthoff, Die Einheit Gottes. 253.
—— Gregor VII. und der Gang nach Canossa. 253.
—— Das Leben Jesu. 253.
—— Die neueste Maßregel zur Bekämpfung des Judenthums. 253.
Kant's, J., Kritik der Urtheilskraft. Herausgegeben von B. Erdmann. 151.
Kapp, F., Justus Erich Bollmann. 625.
Karlowitz, N., Die Entwickelung des Nihilismus. Dritte vermehrte Auflage. 253.
Kastropp, G., Heinrich von Osterdingen. 3.
—— Kain. 3.
Katscher, L., Zierden der englischen Literatur in biographischen Einzeldarstellungen. Erstes bis drittes Bändchen. 243.
—— s. Huth.
Kayser-Langerhannß, Agnes, Odhin. Nordgermanische Göttersage. 713.
Kayserling, Gräfin M., Lucciola. 689.
Keck, K. H., Anna. Vierte Auflage. 634.
Keiter, H., Ida Gräfin Hahn-Hahn. 773.
Keller, G., s. Hawthorne.
Kempner, Friederike, Antigonos. 433.
Kirchbach, W., Salvator Rosa. 555.
Kistler, C., Das Passionsschauspiel zu Oberammergau in musikalisch-dramatischer Hinsicht beleuchtet. Zweite vermehrte Anflage. 53.
Klee, Elisabeth, Lehrjahre des Lebens. 749.
—— Ein Vermächtniß. 279.
Klein, H. J., Die Fortschritte der Astronomie. Nr. 5. 168.
—— Kosmologische Briefe über die Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft des Weltbaues. Zweite verbesserte und vermehrte Auflage.
—— s. Fortschritte.
—— und Thomé, Die Erde und ihr organisches Leben. 286.
Kleinpaul, R., Mediterranea. 468.
Klinkerfues, W., Die Principien der Spectralanalyse und ihre Anwendung in der Astronomie. 167.
—— s. Mädler.
Klinkowström, A. von, s. Metternich.
Koeber, R., Schopenhauer's Erlösungslehre. 618.
Köberle, G., Der Verfall der deutschen Schaubühne und die Bewältigung der Theater-Calamität. 273.
Koch, M., Das Quellenverhältniß von Wieland's Oberon. 217.
Köhler, F., Herz und Pflicht. 206.
Köhler, R., Das Christenthum innerhalb der Armee nach seiner Bedeutung für das Volksleben. 573.
Kolberg, J., Nach Ecuador. Zweite Auflage. 262.
Kompert, L., Franzi und Heini. 762.
König, E. A., Dunkle Wege. 163.
—— Um Ehre und Leben. 268.
Kopp, H., Aurea catena Homeri. 685.
Körner, G., Das deutsche Element in den Vereinigten Staaten von Nordamerika. 1818 bis 1848. 625.
Kossuth, L., Meine Schriften aus der Emigration. Erster Band. Zweite Lieferung. 387.
Köstlin, H. A., s. Zeitfragen.
Köstlin, K., Richard Wagner's Tondrama: Der Ring des Nibelungen. 264.
Kotzebue, W. von, Kleine Geschichten aus der großen Welt. Zweite vermehrte Auflage. 53.
Kranz, M., Natur- und Culturleben der Zulus. 141.
Kraszewski, J. J., Ausgewählte Werke. Vierter bis achter Band. 473.
Kraus, F. X., Real-Encyklopädie der christlichen Alterthümer. 572.
Kraus, F. X., Synchronistische Tabellen der christlichen Kunstgeschichte. 253.
Krause, A., Populäre Darstellung von Immanuel Kant's „Kritik der reinen Vernunft". 348.
Krause, K., Helius Eobanus Hessus. 793.
Krauß, F. S., s. Artemidoros.
Krebs, H., Distelblüten. 258.
—— Funken und Flammen. 258.
Krennitz, Mite, s. Dichtungen, rumänische; Skizzen.
Krieg, der deutsch-französische, 1870—71. Redigirt von der kriegsgeschichtlichen Abtheilung des Großen Generalstabes. Zweiter Theil: Geschichte des Kriegs gegen die Republik. Achtzehntes Heft. 438. Neunzehntes Heft. 823.
Kruse, H., Raven Barnekow. 341.
Kugler, B., s. Stillfried d'Alcantara.
Kummer, K. F., s. Herrand von Wildonie.
Kutschbach, A., Lassalle's Tod. 130.
—— Sophie Solutzeff. Ferdinand Lassalle. 130.

Laicus, Ph., Die Rose vom Wetternsee. 205.
Laistner, L., Golias. Studentenlieder des Mittelalters. 17.
La Mara, Musikalische Studienköpfe. Vierter Band: Classiker. Erstes Heft. 266.
Lampert, F., Oberammergau und sein Passionsspiel 1880 nebst Führer in die nächste Umgebung. Vierte Auflage. 51.
Lamprecht von Regensburg, Sanct Franeisken Leben und Tochter Syon. Zum ersten mal herausgegeben nebst Glossar von K. Weinhold. 652.
Laug, P., Auf schwäbischem Boden. 827.
Lasker, E., Wege und Ziele der Culturentwickelung. 85.
Laube, H., Die Böhminger. 145.
Lauterer, J., Lehrbuch der Pflege des menschlichen Körpers in gesunden und kranken Tagen. 405.
Lechleitner, A., Diemelgrand un Emscherfand. 569.
Lecky, W. E. H., Entstehungsgeschichte und Charakteristik des Methodismus. Aus dem Englischen von F. Löwe. 358.
Lehmann, B., Grundlinien der sittlichen Weltordnung. 364.
Leitner, K. G. Ritter von, Novellen und Gedichte. 355.
Leixner, O. von, Aesthetische Studien für die Frauenwelt. 151.
—— Illustrirte Literaturgeschichte in volksthümlicher Darstellnng für Schule und Haus. Erster und zweiter Band: Illustrirte Geschichte des deutschen Schriftthums. 662.
—— Phantasus. 685.
Lenzen, Maria, Unter Sommerlaub und Winterschnee. Fünfte Folge. 620.
Leo, F. A., s. Jahrbuch der Deutschen Shakspeare-Gesellschaft.
Leo, O. V., Zur Arbeiterfrage in der Landwirthschaft. 699.
Leo, W., Die gesammte Literatur Walther's von der Vogelweide. 214.
Lewald, Fanny, Vater und Sohn. 579.
Lichtstrahlen aus Fr. von Hellwald's Culturgeschichte in ihrer natürlichen Entwickelung. 387.

Liebesepisode, eine, aus dem Leben Ferdinand Lassalle's. 130.
Lindau, P., Aus dem literarischen Frankreich. 791.
Lindner, Th., Geschichte des deutschen Reichs unter König Wenzel. 537.
Linhart, Elise, Zweimal vermählt und andere Erzählungen. Mit einer biographischen Skizze von Helene Stökl. 748.
Linke, O., Jesus Christus. 695.
Lippe-Weißenfeld, E. Graf zur, Zieten, das alte Husarengesicht. 278.
Lipsius, R. A., Lehrbuch der evangelisch-protestantischen Dogmatik. Zweite Auflage. 702.
Literarische Unterhaltungen. 1. 33. 65. 97. 129. 161. 193. 225. 241. 289. 321. 353. 385. 417. 481. 513. 545. 577. 609. 641. 673. 705. 737. 769. 801.
Literatur, ausländische. 62. 95. 110. 158. 190. 223. 254. 318. 414. 463. 478. 511. 542. 558. 606. 686. 702. 734. 766. 830.
Literatur, deutsche. 14. 62. 94. 174. 222. 238. 254. 286. 350. 366. 430. 446. 462. 494. 526. 574. 590. 654. 670. 750. 782. 797. 814.
Lobedanz, E., s. Gedichte, ausgewählte.
Loebel, M., Louvois. 602.
Lobstein, E., In Mußestunden. 634.
Lohde, Clarissa, Auf classischem Boden. 508.
Löher, F. von, Rußlands Werden und Wollen. 744.
Lorck, K. B., Die Herstellung von Druckwerken. Dritte Auflage. 301.
Lorm, H., Außerhalb der Gesellschaft. 785.
—— Wanderers Ruhebank. 53.

Mädler, J. H. von, Der Wunderbau des Weltalls oder populäre Astronomie. Neu bearbeitet und vermehrt von W. Klinkerfues. 167.
Mallebrein, F., Mären und Märlein aus Baden-Baden. 734.
Malot, H., Ohne Familie. Aus dem Französischen übertragen von Mary Muchall. 53. 163.
Marbach, O., Goethe's Faust. 630.
Marées, G. von, s. Classiker, militärische.
Mariano, R., Christenthum, Katholicismus und Cultur. Aus dem Italienischen. 350.
Martin, Th., Das Leben des Prinzen Albert, Prinz-Gemahls der Königin von England. Mit Genehmigung Ihrer Majestät der Königin Victoria übersetzt von E. Lehmann. Fünfter Band. 327.
Maurer, C. F., Marksteine in der Geschichte der Völker 1492—1880. 358.
Mauthner, F., Die Sonntage der Baronin. 827.
May, A., Das Stammschloß. 682.
—— Die Heimkehr. 682.
Mayr, R., Beiträge zur Beurtheilung G. E. Lessing's. 216.
McCarthy, J., Geschichte Englands von der Thronbesteigung Victoria's bis zum Berliner Congreß (1837—1878). Erster Band. Autorisirte deutsche Ausgabe, besorgt von L. Katscher. 43.
Meding, O. (Gregor Samarow), Memoiren zur Zeitgeschichte. Erste Abtheilung: Vor dem Sturm. 209. Zweite Abtheilung: Das Jahr 1866. 529.
Meerheimb, R. von, Monodramen neuer Form. 220.
Meißner, A., Schattentanz. 579.
Meißner, H., s. Röhricht.
Melzer, E., Die Lehre von der Autonomie der Vernunft in den Systemen Kant's und Günther's. 150.
Mendelssohn's, M., Schriften zur Philosophie, Aesthetik und Apologetik. Herausgegeben von M. Brasch. 548.
Meruell, E., Otto der Große. 601.
—— Anna von Kleve oder die Gürtelmagd der Königin. 601.
Metternich. — Aus Metternich's nachgelassenen Papieren. Herausgegeben von dem Sohne des Staatskanzlers, Fürsten R. Metternich-Winneburg. Geordnet und zusammengestellt von A. von Klinkowström. Autorisirte deutsche Originalausgabe. Dritter und vierter Band. 497.
Meyer, F., Berühmte Männer Berlins und ihre Wohnstätten. III. Die Kriegshelden Friedrich's des Großen. 605.
Meyer, J., Unf' ole Moderſprak. 408.
Meyer, K. F., Der Heilige. Zweite Auflage. 53.
Meyer, M. W., Kosmographisches Skizzenbuch. 169.
Meyer's Deutsches Jahrbuch für die politische Geschichte und die Culturfortschritte der Gegenwart 1879—80. 387.
Meylan, A., Jean Jaeques Rousseau. Sein Leben und seine Werke. 188.
Michel, G., Das Buch der Katzen. 483.
Michelet, C. L., Das System der Philosophie als exacter Wissenschaft. Vierter Theil. Zweite Abtheilung: Rom, das christliche Europa, Amerika, die Nachwelt. 757.
Michelis, Fr., Die Lügnerin Germania, ertappt, entlarvt und gebrandmarkt. 701.
Mielke, D. E., Das Princip des Weltganzen und der Polarismus. 348.
Miranda, A. di, Richard von Cornwallis und sein Verhältniß zur Krönungsstadt Aachen. 358.
Mittheilungen der Geographischen Gesellschaft in Hamburg. 1878—79. Herausgegeben von L. Friederichsen. Erstes Heft. 140.
Mohren, B., Gedichte. 634.
Mosen's, J., sämmtliche Werke. Neue vermehrte und durch eine Biographie des Dichters von dem Sohne desselben bereicherte Auflage. I. 67. II. 326.
Mosle. — Aus dem literarischen Nachlaß von J. L. Mosle, großherzoglich oldenburgischem Generalmajor. Mit einem kurzen Lebensabriß. 818.
Moyß von Aßmannshausen, J., Von dem schweren Misbrauch des Weins. Mit Einleitung neu herausgegeben von M. Oberbreyer. 17.
Muff, Chr., Antik und Modern. 253.
Mügge, E. A., Barbarina. 196.
Mühlfeld's, J., Gesammelte Schriften. 236.
Mühry, A., Ueber die exacte Naturphilosophie. Vierte Auflage. 200.
Müller, L., Quintus Horatius Flaccus. 612.
Müller, M. W. G. (W. G. Gotthardi), Gedichte. 131.
Müller aus Gutteubrunn, Des Hauses Fourchambault Ende. 198.
Müller-Frauenstein, G., s. Wuttke.
Munk, E., Geschichte der griechischen Literatur. Dritte Auflage. Nach der zweiten Ausgabe neu bearbeitet von R. Volkmann. 611.
Murad Esendi, Dramatische Werke. 753.
Musik, die, und ihre Classiker in Aussprüchen Richard Wagner's. 264.
Muth, F. A., Waldblumen. Zweite Auflage. 355.

Naumann, E., Illustrirte Musikgeschichte. Erste bis siebente Lieferung. 266.
Ney, J., Geschichte des Reichstags zu Speier im Jahre 1529. 760.
Nibelungenlied, das, übersetzt von L. Freytag. 212.
Niemeyer, P., Aerztliche Sprechstunden. 404.
Niendorf, M. A., Die Randschrift eines Königs. 206.
Nitschmann, H., Iris. Dichterstimmen aus Polen. 202.
Nobiling, M., Liebenstein. 428.
Noiré, L., Das Werkzeug und seine Bedeutung für die Entwickelungsgeschichte der Menschheit. 27.
Nordau, M., Paris unter der dritten Republik. 374.
Norden, E., Die Macht der Verhältnisse. 379.
Nordenskiöld's, A. E., Nordpolarreisen 1858 bis 1879. Aus dem Englischen. 540.
Nötel, L., Karl der Große. 683.
—— Der deutsche Michel. 684.
Nottebohm, G., Ein Skizzenbuch von Beethoven aus dem Jahre 1803. 266.
Novalis' Briefwechsel mit Friedrich und August Wilhelm, Charlotte und Karoline Schlegel. Herausgegeben von J. M. Raich. 217.

Oberbreyer, M., Jus potandi oder Deutsches Zechrecht. 17.
—— s. Moyß.
Oberleitner, K., Behram. 341.
Oelsner, E., Der Gott des 19. Jahrhunderts. 149.
Ompteda, L. Freih. von, Bilder aus dem Leben in England. 740.
Opel, J. O., Der niedersächsisch-dänische Krieg. Zweiter Band: Der dänische Krieg 1624—26. 715.
Opitz, Th., Maria Stuart. 604.
Oppert, E., Ein verschlossenes Land. Reisen nach Corea. 7.
Oswald, F. L., Streifzüge in den Urwäldern von Mexico und Centralamerika. 491.
Oetker, F., Aus dem norddeutschen Bauernleben. 237.

Pallain, G., s. Talleyrand.
Palmé, H., Marietta Tonelli. 645.

Palmié, F., Rufus. 507.
Pantenius, Th. H., Im Gottesländchen. 689.
Pasqué, E., Frau Musica. 395. 507.
—— Rübezahl. 729.
Paulitschke, P., Die geographische Erforschung des afrikanischen Continents von den ältesten Zeiten bis auf unsere Tage. Zweite vermehrte Auflage. 139.
Pernwerth von Bärnstein, A., Carmina burana selecta. 17.
Persiani, Baron, Die Völker in Waffen. Erste Abtheilung: Das Kreuz von Savoyen. Erster Band. 726.
Pertz, G. H., Das Leben des Feldmarschalls Grafen Neidhardt von Gneisenau. Vierter und fünfter Band. Von H. Delbrück. 313.
Pervanoglu, J., Historische Bilder. Band 1: Andronik Comnenus. 358.
Pfeil, L. Graf von, Kometische Strömungen auf der Erdoberfläche. 170.
Pfleiderer, E., Eudämonismus und Egoismus, eine Ehrenrettung des Wohlprincips. 198.
Philopsyllus, W. A. L., Der Floh, das ist des weiblichen Geschlechts schwarzer Spiritus familiaris, von literarischer und naturwissenschaftlicher Seite beleuchtet. 483.
Pinto. — Serpa Pinto's Wanderungen quer durch Afrika. Nach des Reisenden eigenen Schilderungen frei übersetzt von H. von Wobeser. 710.
Poland, F., Ovid's Tristien, Elegien eines Verbannten. 613.
Polko, Elise, Ein Familienideal. 236.
—— Stimmungsbilder. 506.
—— Unsere Musikclassiker. 266.
Poppe, L. O., Der Staatsmonopolist. 699.
Porembsky-Bartelheim, Marie von, Bunte Muscheln. 152.
Prittwitz, L. von, Gedichte. 610.
Prokesch-Osten. — Aus dem Nachlasse des Grafen Prokesch-Osten. Briefwechsel mit Herrn von Gentz und Metternich. 454.
Proelß, J., Ein lustig Spiel vom Gott Humor oder die zum Frohsinn bekehrten Pedanten. 408.
—— Emancipirte Novellen. 646.
Pulszky, F., Meine Zeit, mein Leben. 461.
Putlitz, G. zu, Rafaella. 508.
—— Rolf Berndt. 683.
Pypin, N. A., und V. D. Spasović, Geschichte der slawischen Literaturen. Nach der zweiten Auflage aus dem Russischen übertragen von T. Pech. Erster Band. 243.

Quäbicker, R., Karl Rosenkranz. 152.

Raabe, W., Das Horn von Wanza. 827.
Rabus, L., Die neuesten Bestrebungen auf dem Gebiete der Logik bei den Deutschen und die logische Frage. 152.
Radler, F. von, Josef Lanner. 684.
Raich, J. M., s. Novalis.
Ranke, L. von, Weltgeschichte. Erster Theil. Zweite Auflage. 295.
Ratzel, F., Die Vereinigten Staaten von Nordamerika. Zweiter Band: Culturgeographie der Vereinigten Staaten von Nordamerika unter besonderer Berücksichtigung der wirthschaftlichen Verhältnisse. 625.
Ratzenhofer, F. R. von, Neue Gedichte. 428.
Reesen, D., Böse Saat. 643.
Rehmke, J., Die Welt als Wahrnehmung und Begriff. 345.
Rei, J., Der Gott des Christenthums als Gegenstand streng wissenschaftlicher Forschung. 573.
Reichardt-Stromberg, Mathilde, Die Staatsbürgerin. 387. 525.
Reichel, E. (E. Leyden), Der Eisbär. 684.
Reichenbach. — Karoline von Linsingen, die Gattin eines englischen Prinzen. Ungedruckte Briefe und Abhandlungen aus dem Nachlasse des Freih. K. von Reichenbach, herausgegeben und mit einer Einleitung versehen von ***. 821.
Rein, J. J., Japan, nach Reisen und Studien. Erster Band. 421.
Rethwisch, E., Verlorene Jugendliebe. 406.
Reuleaux, K., Dichtungen. Opus 4: Italienische Sonette. 131.
Reumont, A. von, Gino Capponi. 232.
Riedel, Th., s. Bismarck.
Riehl, W. H., s. Taschenbuch.
Rietschel, E., Jugenderinnerungen. 350.
Riffert, J., Hänschen. 408.
Risek, F. A., Briefe aus der Abtei. 471.
Roeca, Princípessa della (Marie Embden-Heine), Erinnerungen an Heinrich Heine. 535.
Rogge, W., Oesterreich seit der Katastrophe Hohenwart-Beust. 761.
Rohde, F., Kaiser Wilhelm der Erste oder Barbarossa's Erlösung. 136.
Rohlfs, G., Kufra. Reisen von Tripolis nach der Oase Kufra. 709.
Rohlfs, H., Geschichte der deutschen Medicin. 362.
—— und G., s. Archiv.
Röhricht, R. und H. Meißner, Deutsche Pilgerreisen nach dem Heiligen Lande. 423.
Rohrscheidt, K. von, Am deutschen Herd. 507.
Römer, A., Still und bewegt. 163.
Rosegger, P. K., Aus meinem Handwerkerleben. 163.
Rosenberg, W. L., Lieder und Gedichte. 395.
Roskoschny, H., Aus Kleinasien. 471.
Rößler, R., Schnoken. Zweite vermehrte Auflage. 571.
Rücklin, F., Das neuzeitliche Handwerk. 699.
Rudel, R., Adel und Demokratie. Erster Band. 387.
Rülf, J. J., Der Einheitsgedanke. 199.

Sacher-Masoch, Neue Judengeschichten. 827.
Salinger, E., Eine Wahlverwandtschaft. 236.
Sammlung musikalischer Vorträge. Herausgeber: Paul Graf Waldersee. 265.
Sammlung selten gewordener pädagogischer Schriften des 16. und 17. Jahrhunderts. Herausgegeben von A. Israel. Heft 1—4. 40.
Sänger aus Helvetiens Gauen. Zusammengestellt und herausgegeben von E. Heller. 382.
Sarauw, C. von, Die Feldzüge Karl's XII. 125.
Seartazzini, J. A., Abhandlungen über Dante Alighieri. 803.
Schäffler, A., Die oberbairische Landeserhebung im Jahre 1705. 668.
Schack, A. F. Graf von, Die Plejaden. 732.
Schandorph, S., Ohne innern Halt. Aus dem Dänischen von J. D. Ziegler. 237.
Schellwien, R., Dichtungen. 357.
Schießl, J., Das Testament eines Dichters. Drei Dramen: Torquemada, Falkland. Jan de Witt. 433.
Schlagintweit-Sakünlinski, H. von, Reisen in Indien und Hochasien. Vierter Band. III. Ostturkistan und Umgebungen. 539.
Schlemm, O., Drei Dramen. Zur Composition geeignet. (Wieland der Schmied. Die Schottenbraut. König Fjalar.) 195.
—— Mußestunden. 531.
Schlief, E., Die Verfassung der Nordamerikanischen Union. 625.
Schliemann, H., Ilios. Stadt und Land der Trojaner. 227.
Schlierbach, M., Neue Gedichte. 294.
Schlömilch, s. Handbuch.
Schmick, J. H., Der Planet Mars eine zweite Erde. 169.
—— Sonne und Mond als Bildner der Erdschale erwiesen durch ein klares Zeugniß der Natur. 170.
Schmidt, F., Karl der Große. 220.
—— Martin Luther. 220.
Schmidt, M., Der Schutzgeist von Oberammergau. 472.
Schmidt-Weißenfels, Deutsche Handwerker-Bibliothek. Erstes bis sechstes Bändchen. 333.
Schneider, F., Herbstblüten. 131.
Schneller, Chr., Der Knappe von Schwaz. 433.
Scholl, K., Raymund von Beziers. 197.
Schönfeld, P., Dichtungen. 134.
Schröer, K. J., s. Goethe.
Schroeter, A., Gedichte Walther's von der Vogelweide. 665.
Schubert, F. K., Drei Küsse. 433.
Schücking, A., Türkische Erlebnisse und russische Schicksale. 138.
Schücking, L., Seltsame Brüder. 113.
Schulte, Auguste von, Deborah. 620.
Schuhmacher, A., Gedichte. 100.
Schürmann, A., Organisation und Rechtsgewohnheiten des deutschen Buchhandels. 301.
Schvarez, J., Zur Reform des europäischen Unterrichtswesens. 40.
Seemen, O. von, Fünfzig Jahre. Se. Maj. der Kaiser Wilhelm und Ihre Maj. die Kaiserin Augusta in ihrer 50jährigen Ehe. 387.
Seguin, L., Der nächste Krieg. Aus dem Französischen von S. Dritte Auflage. 824.
Seidel, H., Winterfliegen. 531.

Senoa, A., Diogenes. 689.
Seraphine. Eine Erzählung U. Z. v. M. 419.
Sibree, J., Madagascar. Autorisirte deutsche Ausgabe. 490.
Siebeck, H., Geschichte der Psychologie. Erster Theil. Erste Abtheilung. 149.
Siegfried, L., Der Rausch. 253.
Siegmund, F., Durch die Sternenwelt und die Wunder des Himmelsraums. 167.
Silberstein, A., Dorfschwalben aus Oesterreich. Frischer Flug. 763.
Skizzen, neue rumänische. Uebersetzt von Mite Kremnitz. 137.
Sohr, Amélie, Heinrich Rückert in seinem Leben und Wirken. 465.
Spasović, V. D., s. Pypin.
Sperber-Niborski, L., Krieg mit Rußland! Erster Theil. 826.
Spir, A., Recht und Unrecht. 347.
Spitta, Ph., Johann Sebastian Bach. Zweiter Band. 267.
Stangen, K., Eine Reise um die Erde 1878/79. 743.
Stanley's, H. M., Reise durch den dunkeln Welttheil. Nach Stanley's Berichten für weitere Kreise bearbeitet von B. Volz. 139.
Stark, K. B., Handbuch der Archäologie der Kunst. Erste Abtheilung. 747.
Stavenow, B., Drillinge. 483.
—— Aus allen Kreisen. 483.
Stein, A. (H. Nitschmann), Deutsche Geschichts- und Lebensbilder. Drittes Bändchen: August Hermann Francke. 817.
—— In der Dämmerstunde. 645.
—— Der Salzgraf von Halle. 689.
Stein, L. von, Die drei Fragen des Grundbesitzes und seine Zukunft. 699.
—— Der Wucher und sein Recht. 45.
Steiner, F., Bilder aus der Geschichte des Verkehrs. 699.
Steinhausen, G., Irmela. 279.
Stempel, M., s. Jahrbuch deutscher Dichtung.
Sternau, Luise, Gedichte. 634.
Steuerwald, W., Lyrisches im Shakspeare. 652.
Stille, G., Der Neo-Malthusianismus, das Heilmittel des Pauperismus. 699.
Stillfried d'Alcantara, R. Graf, und B. Kugler, Die Hohenzollern und das deutsche Vaterland. Erste Lieferung. 333.
Storm, Th., Die Söhne des Senators. 508.
Strauß, V. von, Lebensführungen. 378.
Streckfuß, A., Fünfhundert Jahre berliner Geschichte. Vom Fischerdorf zur Weltstadt. 519.
Stugau, K., Philosophische Briefe an eine Frau. 151.
Sturm, H., Bonifacius. 220.
Swoboda, H., Gesammelte Gedichte, Dramen und Erzählungen. Erster Band. 765.
Sybel, H. von, Kleine historische Schriften. Dritter Band. 554.
Sylvester, R., Der Sonnenquell. 103.

Tagezeiten, die Pariser. Herausgegeben von St. Waetzoldt. 666.
Taine, H., Die Entstehung des modernen Frankreich. Deutsche Bearbeitung von L. Katscher. Zweiter Band. Erste Abtheilung. 117.
Talleyrand's Briefwechsel mit König Ludwig XVIII. während des Wiener Congresses. Herausgegeben von G. Pallain. Autorisirte deutsche Ausgabe von P. Bailleu. 675.
Tappert, W., Gedichte. 428.
Taschenbuch, historisches. Begründet von F. von Raumer. Herausgegeben von W. H. Riehl. Fünfte Folge. Zehnter Jahrgang. 337.
Taylor, G., Antinous. 380.
Teguér, E., Die Frithjofssage. Aus dem Schwedischen übertragen von Pauline Schanz. 259.
Temme, J. D. H., Gleich und ungleich. 268.
Theater und Musik. 15. 78. 110. 142. 206. 238. 318. 446. 606. 639. 661. 734.
Thomé, s. Klein.
Thoresen, Magdalene, Signe. Frei nach dem Norwegischen von W. Reinmar. 268.
Thun, E., Der überzählige Rittmeister. 408.
Tiele's, C. P., Compendium der Religionsgeschichte. Uebersetzt und herausgegeben von F. W. T. Weber. 364.
Tietz, J., Die geschichtliche Entwickelung des deutschen Nationalbewußtseins. 454.
Topelius, Z., Des Feldschers Erzählungen. Aus dem Schwedischen. Erster Cyklus: Gustav Adolf und der dreißigjährige Krieg. Autorisirte Uebersetzung. 446.
Traun, J. von der, Excursionen eines Oesterreichers. 764.
Treitschke, H. von, Zehn Jahre deutscher Kämpfe. Zweite Auflage, fortgesetzt bis zum Jahre 1879. 117.
Triesch, F. G., Neue Verträge. 603.
Tschofen, J. M., Die Philosophie Arthur Schopenhauer's in ihrer Relation zur Ethik. 151.
Turgenjew, J., Die Erbtheilung. Autorisirte Bühnenbearbeitung von J. G. Salomon. 408.
Tyrolt, R. und M. Loebel, Zwei Komödianten. 685.

Ugény, E. von, Aeltern, habt Acht! 472.
Um einen ew'gen Kranz dies arme Leben ganz! Erzählung von A. v. N. 268.
Umlauft, F., Die Länder Oesterreich-Ungarns in Wort und Bild. Zweiter und dritter Band. 813.
Uphues, K., Das Wesen des Denkens nach Platon. 346.
Urtheile, ausländische, über neue Erscheinungen der deutschen Literatur. 30. 78. 126. 159. 190. 303. 334. 382. 543. 622. 718. 782.

Veihel-Müller, J. von, Die Nibelunge. Erster Theil: Brünhilt. 406.
Vely, E., Auf Irrwegen. 579.
—— Die Kinder der Frau von Bland. 205.
—— Verschneit — Verweht. 279.
Verne, J., Das Dampfhaus. 279.
Verne, J., Der Triumph des 19. Jahrhunderts. 279.
Vierordt, H., Lieder und Balladen. 508.
Villamaria, Lang', lang' ist's her. 506.
Vincke, G. Freih. von, Lustspiele (Neue Folge). 408.
Vögelin, S., Das alte Zürich. Zweite Auflage. Erste bis sechste Lieferung. 381.
Vohsen, K., Richard Wagner und das Kunstwerk der Zukunft. 264.
Voigt, G., Friedrich Rückert's Gedankenlyrik nach ihrem philosophischen Inhalte dargestellt. 486.
Voigt, K., Das Passionsspiel in Oberammergau. 52.
Volkmann, R., s. Munk.
Volksschriften, deutsche. Sechster und siebenter Band. 220. 358.
Volz, B., s. Stanley.
Von Nikolaus I. zu Alexander III. St.-Petersburger Beiträge zur neuesten russischen Geschichte. 745.
Voß, R., Luigia Sanfelice. 407.
Vries, F. de und Th. Focken, Ostfriesland. Land und Volk in Wort und Bild. 259.

Wachenhausen, H., Mylady. 279.
Wägner, W., Deutsche Heldensagen für Schule und Volk. 750.
Waldersee, P., Graf, s. Sammlung musikalischer Vorträge.
Waldmüller, R. (E. Duboc), Die Somosierra. 473. 785.
Walter, E., Die Politik der Hohenzollern bei den deutschen Kaiserwahlen. 117.
Warnatz, M., Zur Geschichte der Hohenzollern. 358.
Waetzoldt, S., Ein Wintermärchen. 135.
—— s. Tagezeiten.
Weber, F. W., Dreizehnlinden. Siebente Auflage. 428.
Weber, F. W. T., s. Tiele.
Wechsler, J., Im Osten und Westen. 268.
Weil, J., Zur Weihnachtszeit. 380.
Weinhold, K., s. Lamprecht von Regensburg.
Weinholz, A., Gedichte. Dritte vermehrte Auflage. 259.
Weitbrecht, K., Gedichte. Neue Ausgabe. 295.
Wendrinsky, J., Kaiser Joseph II. 812.
Wendt, P., Ein deutscher Brutus. 433.
Wernicke, A., Die Religion des Gewissens als Zukunftsideal. 477.
Werther, J., Enttäuschungen. 407.
Westphal, A., Belisar. 433.
Wettstein, H., Die Strömungen des Festen, Flüssigen und Gasförmigen und ihre Bedeutung für Geologie, Astronomie, Klimatologie und Meteorologie. 171.
Wichert, E., Rauschen. 395. 507.
Wickenburg-Almasy, Wilhelmine Gräfin, Die Abenteuer des Dauphin. 685.
Widdern, Marie, Auf der Rümmingsburg. 730.
Widmann, J. V., Oenone. 433.
Wighart, H., Zwischen Kreuz und Tempel. 219.
Wilbrandt, A., Meister Amor. 113.
—— Robert Kerr. 11.
Wilisch, E., Der letzte Ritter vom Oybin. 259.

Windscheid, B., Karl Georg von Wächter. 817.
Winterfeld, A. von, Neue Garnisongeschichten. Siebenter Band. 483.
—— Spanische Reiter. 810.
Wirth, M., Der Freiburger Landsknecht. 634.
Wobeser, H. von, s. Pinto.
Wolf, A., Geschichtliche Bilder aus Oesterreich. Zweiter Band. 811.
Wolf, G., Oesterreich und Preußen (1780—1790). 721.
Wolff, J., Tannhäuser. 3.
Wolff, L., Graue Lieder. Zweite Ausgabe. 132.
Wolzogen, E. von, Immaculata. 827.
Woort, L., Plattdeutsche Dichtungen. 569.
Wörle, K., Amalasuntha. 682.
Wundt, W., Logik. Erster Band. 123.
Wuttke, H., Zur Vorgeschichte der Bartholomäusnacht. Herausgegeben aus dessen Nachlaß von G. Müller-Frauenstein. 779.
Wychgram, J., Albertino Mussato. 358.
Wyl, W., Maitage in Oberammergau. Dritte Auflage. 74.

Zacharias, O., Die Bevölkerungsfrage in ihrer Beziehung zu den socialen Nothständen der Gegenwart. Dritte Anflage. 349.
Zeitfragen des christlichen Volkslebens. Herausgegeben von Mühlhäußer und Geffcken. 5ter Bd. 4tes Heft. 573.
Zeitfragen des christlichen Volkslebens. Herausgegeben von Mühlhäußer und Geffcken. 5ter Band. 5tes Heft: Die Musik als christliche Volksmacht. Von H. A. Köstlin. 266.
Zeitschrift für deutsche Volkswirthschaft. Redigirt von H. Grothe. 699.
Zelle, E., Theorie der Musik. 266.
Zettel, J., Religion als natürliche Gotteskunde in Umrissen einer einheitlichen Allanschauung. 574.
Ziel, E., Gedichte. Zweite Auflage. 678.
Zingler, K.Th., Aus altem Geschlecht. 809.
Zollern, H. von, Meister Norden. 726.
Zolling, Th., Reise um die Pariser Welt. 793.

Druck von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Herausgegeben von Rudolf von Gottschall.

Erscheint wöchentlich. Nr. 27. 1. Juli 1881.

Die **Blätter für literarische Unterhaltung** erscheinen in wöchentlichen Lieferungen zu dem Preise von 7 M. 50 Pf. vierteljährlich, 15 M. halbjährlich, 30 M. jährlich. Alle Buchhandlungen und Postämter des In- und Auslandes nehmen Bestellungen an.

Inhalt: Literarische Unterhaltungen. Der ästhetische Rang des Dramas. Von Rudolf von Gottschall. — Neueste Romane. Von J. J. Honegger. — Aus dem Osten. Von Alfred Kirchhoff. — Zur Gesundheitslehre. — Neue Dichtungen. Von Waldemar Kawerau. — Feuilleton. (Deutsche Literatur; Aus der Schriftstellerwelt.) — Bibliographie. — Anzeigen.

Literarische Unterhaltungen.

Der ästhetische Rang des Dramas.

Gegen das Dogma unserer modernen Aesthetik: „Die dramatische Poesie, ist die vollendetste Blüte alles poetischen Schaffens", wendet sich Ernst Eckstein in den geistvollen Studienblättern und Skizzen, die unter dem Titel „Glück und Erkenntniß" (Leipzig, Eckstein) erschienen sind und eine Auswahl kritischer Studien von Interesse, besonders über den Begriff des Trivialen, aus dem Atelier der Erzählungskunst, über die unsterbliche Seite neben einigen phantasmagorischen Novellen bieten, von denen die eine, „Glück und Erkenntniß", eine Zukunftsnovelle aus dem Jahre 2000, die andere, die „Eintagsfliegen", im Stil der Amadeus Hoffmann'schen Romantik gehalten ist. Wir haben volle Sympathie mit den Studien unsers geschätzten Mitarbeiters, weil sie sich stets mit Entschiedenheit gegen den blinden Autoritätsglauben wenden und manche ästhetische Begriffe auf neuer Grundlage festzustellen suchen, überhaupt gegen das Herkömmliche, Pedantische, gegen den gelehrten Zopf einen frischen und fröhlichen Krieg führen. Wenn dabei manche feststehende ästhetische Dogmen in die Pfanne gehauen werden, so wird uns dies weiter keinen Schmerzensschrei entlocken; gleichwol können wir gegen die „Aphorismen über das Drama" einige Einwendungen nicht unterdrücken.

Eckstein meint, daß zur Begründung jener die dramatische Dichtung in erste Linie stellenden These in der Regel zwei Momente angerufen würden, ein innerliches und ein äußerliches. Einmal nämlich behauptet man, das Drama bringe das menschliche Sein am überzeugendsten zur Gestaltung, und zweitens will man beobachtet haben, daß die dramatische Poesie überall unter sämmtlichen Kunstgattungen zuletzt auftritt. Eckstein gibt zu, daß eine dramatische Vorstellung unmittelbarer und umfassender wirke als ein lyrisches Gedicht oder ein Epos; doch meint er diese Wirkung besonders auf das Conto der Schauspielkunst setzen zu müssen, wie überhaupt die größere Lebendigkeit des Effects nicht Hand in Hand gehe mit der Steigerung des eigentlichen Kunstwerthes. Verglichen mit dem Epos, lasse das Drama der Phantasie nur wenig Spielraum. Es liefere der sinnlichen Anschauung fast das gleiche Material wie die Wirklichkeit, und verhalte sich zu der Epik und Lyrik wie die bunte Wachsfigur zu der Plastik und der Malerei.

Omne simile claudicat . . . dies gilt gewiß von dem letzten Vergleich. Einmal besteht die dramatische Dichtung auch unabhängig von der theatralischen Aufführung; dann aber läßt sich doch wol nicht die lebendige Bewegung der dramatischen Handlung auf der Bühne, bei welcher die doppelte Künstlerschaft des Dichters und Darstellers zusammenwirkt, mit der Regungslosigkeit eines Wachsfigurencabinets vergleichen. Auch das aufgeführte Stück, von dem gelesenen ganz abgesehen, läßt der Einbildungskraft noch den freiesten Spielraum: welche Fülle von Gedanken und Bildern, neben der sichtbar vor uns sich abspielenden Handlung, führt das dichterische Wort an uns vorüber, wie wird unsere Phantasie zu neuen Bilderreihen dadurch erregt, wie wird unser ästhetisches Gefühl dadurch befriedigt! Die Sprache des Affects und der Leidenschaft ergreift uns zündend von der Bühne herab; nicht die todte Anschauung wie einem lebenden Bilde oder gar einer Wachsfigur gegenüber, sondern unser

ganzes Wesen wird mächtig dadurch ergriffen, und in der That ist das lebendige Dichterwort auf der Bühne fähig, eine größere Begeisterung wach zu rufen, als irgendein blos geschriebenes oder gelesenes.

Daß die dramatische Poesie das menschliche Sein deshalb am überzeugendsten zur Gestaltung bringe, wollen wir nicht behaupten; das Epos und seine moderne Form, der Roman, haben jedenfalls mehr Darstellungsmittel für alle ins Breite gehenden Motivirungen, für alle psychologischen Uebergänge, welche sich erst allmählich, erst in einem längern Zeitraum vollführen können; sie gönnen mehr Muße für die dichterische Retouche. Das Epos und der Roman sind gleichsam für die Darstellung der chronischen Seelenzustände geschaffen; das Drama aber mehr für die acuten Krisen.

Der zweite Grund, warum, wie Eckstein glaubt, die dramatische Dichtung vor der epischen bevorzugt wird, daß nämlich diese überall von allen Kunstgattungen zuletzt auftrete, wird von dem Autor selbst als prineipiell gleichgültig und thatsächlich unbegründet zurückgewiesen. Es ist dies bei den einzelnen Nationen verschieden gewesen, und bei denen, die jetzt noch unter dem himmlischen Tage wandeln, kann überhaupt von einem letzten Auftreten dieser oder jener Dichtgattung noch nicht die Rede sein: in der Regel werden sich beide gleichzeitig entwickeln, beide nebeneinander auftreten. Wir legen überhaupt auf diesen Grund geringes Gewicht; der geistreiche Feuilletonist hat sich damit eine leicht zu entwaffnende Gegnerschaft gegenübergestellt. Der Grund, warum viele Aesthetiker dem Drama die erste Stellung einräumen, ist ein wesentlich anderer: das Drama hat die größte Geschlossenheit der Kunstform; seine künstlerische Architektur muß strenger gegliedert und fester gestützt sein als diejenige irgendeiner andern Dichtgattung, und indem es für seine höchsten Arten auch den höchsten dichterischen Ausdruck verlangt, also den weihevollen Schwung der Lyrik zur Beseelung seines kunstreichen Gefüges nicht entbehren kann, ebenso wenig wie selbst die epische Erzählung: so kann ihm eine beherrschende Stellung auf dem Gebiete der Dichtkunst nicht wol abgesprochen werden. Ohne Frage kann sich der Epiker und besonders der Romandichter dort mit größtem Behagen noch ergehen, wo den Dramatiker die Strenge der Kunstform an möglichste Prägnanz der Darstellung mahnt; auf keinem andern Gebiete ist das ästhetische Gesetz der Steigerung so unerläßlich wie im Drama; auf keinem gilt es, die Proportionen der einzelnen Theile in ihrem Verhältniß zueinander und zum Ganzen so genau abzumessen. Der Epiker kann, was ihm in Bezug auf die schöne Verhältnißmäßigkeit des Ganzen fehlt, durch geistvolles und glänzendes Detail ersetzen; bei dem Dramatiker rächt sich ein solcher Mangel unfehlbar durch das Erlahmen der Wirkung. Das Drama ist unerbittlicher in seinen Anforderungen, verlangt größern Kunstverstand in der Ausführung, ist ein subtilerer Organismus, der keine Art von Hypertrophie verträgt. Und indem es uns große innere Kämpfe und Entschlüsse, Leidenschaften und Thaten in unmittelbarer Gegenwart vorführt, so gewinnt es dadurch an einer Wirkung, welche das Epos nicht erreichen kann. Wir besuchen daher lieber das Shakspeare'sche „Wachsfigureneabinet" als das „Aquarium" moderner französischer Romandichtung, wo alles, „zu scheußlichen Klumpen geballt", durcheinanderwimmelt.

Wenn wir so für den hohen Rang des Dramas plaidiren, sind wir doch weit entfernt, die Rangunterschiede der Gattung zu Gunsten der Dichter geltend zu machen, welche sie gepflegt haben. Es ist besser, im Kleinen groß, als im Großen klein zu sein, und bedenklich ist es, auf die Poesie den Spruch anzuwenden: „In magnis voluisse sat est." Sehr treffend sagt Eckstein hierüber: „Im concreten Falle handelt es sich niemals darum, welches Genre auf einer höhern Stufe steht, sondern darum, welche einzelne Leistung dem Ideal am nächsten kommt. Hätte unser Altmeister Goethe nie etwas anderes geschrieben als das Lied „An den Mond", er wäre doch ein größerer Künstler, als alle französischen Dramatiker von Corneille bis auf die Victorien Sardou und Dumas. Die beiden Engelsköpfe zu Füßen der Sixtinischen Madonna athmen in ihrer ergreifenden Einfachheit mehr classische Vollendung als die kolossale Figurenfülle im Paradies Tintoretto's."

Eine andere treffende Bemerkung Eckstein's möchten wir hier noch anführen: er nimmt für die höhere Tragödie den Vers in Anspruch. „Der Hörer soll vor den weltbedeutenden Bretern nicht das Gefühl haben, als erblicke er nur einen Ausschnitt seiner eigenen realen Existenz. Die Illusion hat vielmehr ihre Grenzen: es gilt, das Fingirte immer noch von dem Thatsächlichen durch eine entscheidende Linie zu trennen, und diese Linie ist für das Trauerspiel naturgemäß durch die rhythmische Gliederung der Sprache gezeichnet. Ich will in demselben Augenblick, da ich die naturwahre Nachbildung des Seins bewundere, das lebendige Gefühl haben, daß es eben nur eine Nachbildung ist. Wenn ich ein niederländisches Gemälde, das ein gebratenes Huhn darstellt, wirklich für ein gebratenes Huhn halte, so hört der Kunstgenuß auf: es erwacht höchstens der animalische Trieb der Eßlust. Aus diesem Gesichtspunkte verräth es denn auch den traurigsten Ungeschmack, wenn ein Schauspieler in der Absicht, naturwahr zu spielen, die Versarchitektonik muthwillig zerstört."

Dieser Muthwille gilt in der Laube'schen Schule für tiefsinnige dramaturgische Weisheit; der Racker „Vers" muß möglichst ruinirt werden. Wir glauben, daß auch für das feinere Lustspiel der Vers der dramatischen Diction wiedergewonnen werden müßte; er würde ihr unfehlbar eine in glücklichen Pointen sich äußernde Prägnanz verleihen.

Rudolf von Gottschall.

Neueste Romane.

1. Die beiden Russinnen. Roman von Johannes van Dewall. Zwei Bände. Stuttgart, Hallberger. 1881. 8. 8 M.
2. Nadina. Roman von Johannes van Dewall. Drei Bände. Stuttgart, Hallberger. 1881. 8. 10 M.
3. Sesam. Roman von Robert Byr. Drei Bände. Stuttgart, Hallberger. 1881. 8. 10 M.
4. Seraphine. Eine Erzählung von U. Z. v. M. Zwei Bände in drei Abtheilungen. Leipzig, Böhme. 1881. 8. 10 M.

Vier ziemlich groß angelegte Gesellschaftsromane aus dem unmittelbaren Leben der Gegenwart.

Wir sind gewohnt, an J. van Dewall große Ansprüche zu stellen, weil er schon große befriedigt hat. Gehen wir aber mit den nicht geringen Erwartungen an „Die beiden Russinnen" (Nr. 1), so finden wir uns getäuscht. Es ist eine leichte Satire auf einen Gegenstand, welcher allerdings die allerärgste Geiselung verdient, aber doch nicht werth ist, daß wir uns durch zwei Bände von ziemlicher Stärke mit ihm abquälen. Das Uebel ist eben unsterblich und deckt eine der gemeinsten Seiten in der Menschennatur auf, nämlich die jedenfalls schon von der alten Mutter Eva oder gar von der Schlange anererbte Neigung zur Klatschsucht und zum Durchhecheln, zum zwecklosen Herunter-machen des unschuldigen Nebenmenschen, zumal wenn dieser Nebenmensch nicht aus dem gleichen, sondern aus etwas feinerm Teige geschaffen ist als die ihn umgebende ordinäre Mittelmäßigkeit; dann gerade geht es bis zur förmlichen Bosheit und Verfolgungswuth. Und nicht immer endet es im Leben so gut wie hier, daß sich nämlich diese Elendigkeit und Bosheit selber in die Finger beißt; im Gegentheil, sie bleibt in neunzig von hundert Fällen Sieger und behauptet wenigstens für den Augenblick das Terrain. Also gut, eine Aristophanische Satire auf das eingefleischte Grundübel und die liebenswürdigen Repräsentanten desselben, eine Satire, wie sie auf beide so derb noch nicht dagewesen, wir würden sie mit hohen Freuden begrüßen — aber nicht einen Roman, der uns durch zwei Bände mit den doch immer gleichen und monotonen Kundgebungen jener menschlichen Erbkrankheit behelligt, uns durch alle die Misèren hindurchschleppt. Hätte Dewall seinen Gegenstand zu einer mittelgroßen Novelle verarbeitet, er könnte Eindruck und die rechte Wirkung machen; so aber geht der Eindruck verloren, er verzettelt sich, und wir werden des Dinges müde und überdrüssig. Auch scheint mir die ganze Materie weit besser auf die Bühne zu passen als in den Roman; würde sich ein Meister daran machen, so könnte er daraus ein ganz gelungenes Lustspiel schaffen, das dann in der allerausgeprägtesten Weise den Charakter des Intriguenstücks trüge.

Die Geschichte ist diese. In ein mittelgroßes deutsches Bad haben sich zu stiller Erholung zwei vornehme Russinnen zurückgezogen; sie trennen sich aber theils wegen Unkenntniß des Deutschen und theils wegen unsympathisch zudringlicher Berührungen, die sich schon in den ersten Tagen an sie machen, von der übrigen Badegesellschaft und leben einsam auf einer gemietheten Villa. Nun macht sich der ganze Janhagel der müßigen und höchst ordinären Badewelt über die unschuldigen Frauen her, sie verlästernd und gar roh beleidigend, bis die Ankunft des Landesfürsten, der die Frauen kennt und hochhält, die unsaubere Atmosphäre reinigt und die Bande mit Schrecken auseinanderjagt. Die ganze erbärmliche Clique, Männlein und Fräulein, Backfische und abgestandene Exemplare des Altjungferngeschlechts, Herren von ... und Ritter von der Elle, besorgte Mütter und speculative Heirathscandidaten: kurz all das Gerümpel ist allerdings, was unleugbar ein Verdienst ist, in seinem natürlichsten Wesen gründlich erfaßt und persiflirt sich selber gründlich; es ist uns, als lebten wir all die kleinen Skandalscenen und Intriguen unmittelbar mit durch, und auf die verschiedenen Exemplare, die leibhaftig vor uns her wandeln, können wir mit den Fingern zeigen. Aber die Gemeinheit ist zu eintönig; es wird uns zu viel; das Spiel langweilt uns. Dieser Badearzt, besser Curpfuscher, Dr. Schwarz, der Mentor all der schönen Seelen, welcher die ganze Schlechtigkeit einfach deshalb eingefädelt hat, weil die beiden fremden Damen sich nicht von seiner tölpischen Hand behandeln lassen, ist ein Musterexemplar; sein Töchterchen aber auch, das mit einem sogenannten Baron, welcher dann nach verschiedenem Anpumpen unter Hinterlassung etlicher unquittirten Rechnungen verduftet, in paradiesischer Unschuld betroffen wird. Das Gericht, das den alten Sünder, die heillose Kröte, in der eigenen Person und derjenigen des Töchterleins trifft, ist kostbar; wir begrüßen dieses Ende mit Freuden, doch hat uns der Autor zu lange darauf warten lassen. Von psychischem Werth ist übrigens nur der Abschluß nach anderer Richtung, in nicht ganz gewöhnlicher Fassung. Unter den ausnahmsweisen noblern Figuren, welche sofort die Partie der verfolgten fremden Damen genommen und sich zu ihren Schützern aufgeworfen haben, stehen obenan und spielen so ziemlich die Hauptrolle in der Geschichte zwei alte vertraute Freunde, ein Stadtrichter und ein Assessor von Berlin, zwei sehr verschiedene Charaktere: der zweite fest entschlossen und überlegen sarkastisch, ein entschiedener Welt- und Menschenkenner; der erste von schwankender und lenksamer Gemüthsart, wohlgesinnt und tüchtig, aber nicht abgeschlossen und nicht durchgreifend. Nun spitzt sich das Interesse dahin zu: beide verlieben sich in die eine der beiden Russinnen, ein ganz besonders feines Wesen (die andere, eine anonym reisende Prinzessin, ist verheirathet), und beide leben so ein wenig in der Ueberzeugung, Gegenliebe finden zu können. Das ist nothwendig wenigstens im einen Falle Wahn; im Herzensgrunde hat sich die zarte Dame, wol gerade infolge des Charakterunterschiedes, dem Assessor ergeben, und beide werden denn auch ein glückliches Paar. Niemand ist über diesen Aus-

gang, der ihn wie der Blitz trifft, betroffener als der Stadtrichter; er klagt den Freund an, will die trügliche Welt fliehen, Misanthrop werden, fühlt sich recht elend und trostlos. Da fügt es der Zufall oder die stille Leitung der überwachenden Freunde, daß ihm eine der besten und liebenswürdigsten Damen aus der Badebekanntschaft, die ihn früher schon zu lieben begann, wieder zugeführt wird, und die Sache macht sich ganz gut — das zweite glückliche Paar und die alte Freundschaft. Ein Ausgang dieser Art ist allerdings nicht so ganz gewöhnlich und hat in Dewall's Darstellung seinen psychischen Werth.

Bedeutend mehr Gehalt hat der Roman „Nadina" (Nr. 2), weil er mehr in die Tiefe geht. Da ist wirklich wieder ein Stück jener eindringlich tiefen Seelenkenntniß, über die unser Autor verfügt, entwickelt in zwei gleich interessanten Lebensgeschichten, die genau ineinander überspielen. In beiden der gleiche Kampf, nur mit einer vom ersten Moment an diametral entgegengesetzten Anfangsstellung und demnach ganz verändertem Abschluß. Der Roman gibt die vollständige, namentlich die innere Lebensgeschichte von zwei bedeutend angelegten Männern, Onkel und Neffe, die in Wien, Odessa und Warschau mitten im großen Weltleben stehen, gewaltig vom Strom erfaßt und verschlagen werden. Der Onkel, eine durch nichts zu beugende Eisennatur, rettet sich nach einer Laufbahn voller Leidenschaften und Irrfahrten noch glücklich in den Hafen eines stillen Familienlebens; der Neffe, gleichen Geistes, doch ohne jene großen Irrungen, geht an der einzigen, überwältigenden Jugendliebe zu einem unseligen Weibe unter. Das Geistesproblem, von dem der Dichter bei seinen zwei Hauptpersonen ausgeht, ist also geradezu das entgegengesetzte: der durch Schönheit, Glück und Hofgunst eine Zeit lang geblendete, dann nach pikanten Abenteuern von der Welt fallen gelassene und auf neuem Boden in bewundernswerther Energie wieder eine neue bedeutsame Stellung sich erringende Oheim ist der vollendete Weltmann, der alle Leidenschaften durchgekostet, alles verhängnißvolle Treiben, so besonders auch das Hazardspiel, mitgemacht; nur eins hat er bei alledem nicht empfunden, die wahre Liebe. Da tritt ihm, der Fürstinnen verschmäht, in einer einfachen Hauptmannstochter die vollendet anmuthvolle Weiblichkeit entgegen, und das faßt ihn. Zwar braucht es noch Jahre, erfordert es in dem verwöhnten Lebemann einen vollständigen Läuterungsproceß, bis die zwei, in deren Herzen die Liebe zugleich gezündet, wirklich zum Lebensbunde sich finden; aber sie finden sich, der Weltmensch wird durch ein kindliches Frauengemüth besiegt und gebändigt und nun erst in Wahrheit glücklich. Beim Neffen gestaltet sich das Problem umgekehrt. Eine kindliche, aber energische und feurige Jugendseele, wird er durch eine mit verführerischer Grazie überreich gesegnete Sirene der Gesellschaft, eine junge russisch-polnische Schöne, welche von der Mutter her die schlimmsten Triebe ererbt und schon im Backfischalter ausgebildet hat, derart gefangen, daß er später auch als hellsehender und energischer Mann den Stachel nicht mehr aus dem Herzen reißen kann. In der militärischen Carrière stehend, fällt er jung im Kriege, bis zu dem letzten Augenblick noch im Testament nur an Nadinen denkend, die unwürdig Verlorene, die unterdeß in den großen Weltstädten als Maitresse und Favoritin von Hand in Hand gegangen. Es ist erschütternd dieses vergebliche Ankämpfen der Vernunft gegen eine Leidenschaft, die in jeder Fiber zuckt, in jeder Ader rollt; und erschütternd der Ausgang, dessen sich der Unglückliche mit fatalistischer Klarheit bewußt ist. Beide Charaktere sind hoch interessant: der ältere durchs Weltglück gründlich verzogen, hart und schroff zugeschnitten, aber von eiserner Willensstärke, es verschmähend, durch die Hand einer schönen und reichen Fürstin, die ihm aber keine Neigung einflößt, wieder zu Prunk und Macht zu kommen, und jetzt der Mann der eigenen Arbeit. Es ist wenigstens wieder einmal ein Mann, keine der verwaschenen Tagesfiguren; bei seinem großen Schatten ist in ihm immer etwas Außergewöhnliches, Imponirendes. Wie denn der aus wohlbegründeter Dankespflicht gegen die verstorbenen Aeltern, nicht aus Liebe von ihm auferzogene Neffe gerade wegen der starren Aehnlichkeit des Charakters sich mit dem kurz angebundenen, herrisch finstern Erzieher reibt bis zum schroffen Bruch; es ist Rasse in der Art. Und obgleich jener in seinen Fundamentalzügen von Anfang an abgeschlossen, gestählt erscheint, versteht der Autor doch meisterhaft, ihn vor unsern Augen eine Reihe bedeutsamer Entwickelungen durchlaufen zu lassen, vor- und rückwärts, immer wieder neue Seiten seines Wesens herauszukehren, herauswachsen zu machen. Liegt er ja in einem Augenblick der Schwäche in den Fesseln derselben Buhlerin, die den Neffen geistig ruinirt, was zwischen den zweien zu großem Skandal führt. Nadina, die bestrickend Bethörende, entfaltet sich als eine diabolische Natur, ein Dämon mit den Flügeln des Engels. Kurz, es zeigt sich hier für die sämmtlichen Hauptcharaktere die richtige Meisterart, lebendige Entwickelung und Gestaltung, und wir erkennen J. van Dewall wieder.

Wenden wir uns zu Robert Byr. Der unermüdliche und unerschöpfliche Autor, den wir als guten alten Bekannten begrüßen, hat neben dem Roman „Sesam" (Nr. 3) in diesem Jahre auch noch eine kleinere Erzählung oder Novelle herausgegeben unter dem Titel: „Der Weg zum Herzen." Wir führen sie deshalb an, weil der seelische Conflict, also der Kernpunkt, der die zwei Werke trägt und charakterisirt, in beiden eine auffallende Uebereinstimmung zeigt. Auch ist uns gleich noch ungezwungen eine zweite Parallele zur Hand. Ein Autor, der uns früher nicht zu Gesicht kam, E. Juncker, hat in einer seelenvoll durchgeführten Novelle: „Die Frau des berühmten Mannes", genau den gleichen seelischen Widerstreit zum Object gewählt und meisterhaft durchgeführt. In den drei Werken handelt es sich einfach um den schweren Seelenproceß, wie zwei Herzen, die nun einmal zusammengehören und im innersten Grunde nach ihrer Wesenheit wirklich zueinander passen könnten und sollten, aus Misverständniß,

von vornherein falsch angelegter Lebenshaltung oder sonstwie in den Conflicten des Lebens auseinandergerissen bleiben, sich nicht finden können und schwer leiden, bis der Augenblick der Erlösung kommt, der die unerträglich gespannte Situation zum Heile führt. Es endet in allen drei Werken glücklich; denn wir haben wahrhaft edle Geister vor uns, die sich nach überwundenem Widerstreit begegnen müssen, um sich dann für das Leben anzugehören, glücklich zu sein und glücklich zu machen.

Ein Wort über die Frage selbst und ihre sociale Bedeutung: sie ist hochwichtig. Wer das Familienleben bei hoch und niedrig hat beobachten können; der weiß, wie viele unglückliche Ehen es gibt, die man doch zum Glück bestimmt glauben sollte; der weiß, welch eine fast fatalistische Rolle in den vielfachen Berührungen des Lebens, der Familie das einfache Wort „Misverständniß" spielt. Ja, es sind Misverständnisse, Irrungen, das Sich-nicht-finden-können, aber von jener tiefen psychischen Wucht, die zwei Menschenherzen aufreiben und zwei Leben zerstören kann. Der Conflict ist im Grunde ganz realistisch und hat seine Analogien in den Tageserfahrungen aller Kreise, der höchsten wie der niedrigsten. Die thatsächliche Entwickelung ist hier diese. Ein junger deutscher Professor, der mit seinen wissenschaftlichen Planen hoch hinaus will, eine geistvolle und imposante Persönlichkeit, heirathet eine ebenso hochsinnige deutsche Prinzessin, und beide lieben sich feurig, ohne sich doch über den fatalen Standesunterschied hinauszufinden. Erst soll der in den Augen der fürstlichen Familie als unberechtigter Eindringling Betrachtete und Behandelte, um die hohe Verwandtschaft nicht zu degradiren, jeder Art von Berufsstellung entsagen, womit bereits die Lebensadern seines Strebens und Wirkens unterbunden sind. Als dann die Gemahlin, höher denkend, sich über dieses Vorurtheil erhebt und ihm nach einer altberühmten Universitätsstadt folgt, wo die Familie ein prächtiges Landhaus ankauft und bewohnt, da will es sich wieder nicht recht finden. Die Fürstin ist ein disparates Element in diesen doch immer beschränkt denkenden Kreisen; etwas durch eigene Schuld, aber mehr noch durch die Kleinlichkeit der Lebensauffassung in ihrer Umgebung, wird sie und ihr Haus, der Gemahl mit, in Bälde fast ganz isolirt und verhaßt. Dazu kommt, daß sie trotz hochbeglückter Augenblicke auch dem Gemahl gegenüber doch nicht den rechten Ton findet; auch sie leidet, fast unbewußt, an der Vorstellung, heruntergestiegen zu sein, und will die Kluft dadurch überbrücken, daß der Gemahl sobald als möglich eine wissenschaftliche Berühmtheit werde; wie sie die Erste nach Geburt und Lebensstellung, so soll er der Erste in der gelehrten Welt sein. Deshalb spornt sie ihn, der ohnehin von einem physikalisch-chemischen Problem, das er lösen möchte, schon aufs höchste in Anspruch genommen, schon überreizt ist, statt abzulenken und zu mildern, zu übermäßiger, oft mitternächtlicher Arbeit, welche das Nervensystem krankhaft stört. Als dann Streitigkeiten und Reibereien mit Collegen, geschürter Studentenkrawall, öffentliche Beleidigungen bis zur gemeinen Infamie hinzutreten, da hat der Mann alles ruhige Bewußtsein verloren. In einer Nacht arbeitet er an seinem Problem in dem chemischen Laboratorium, das im Landhaus prächtig erbaut worden ist; halb schlaftrunken und halb fiebernd greift er in einer Phiole fehl und sinkt schlagartig getroffen in der vergifteten Atmosphäre nieder. Die Gattin aber, auch beunruhigt, keinen Schlaf findend, hat mit gewacht und entdeckt bei zeiten den gefährlichen Zustand des Unglücklichen. Ein treuer Freund, der ihm immer geblieben, rettet ihn durch Gegengift, und nun ist die Krisis überstanden, das Wort gefunden — „Sesam". Sie sieht, was auch sie gefehlt, fast unwillkürlich gefehlt; er hat den Triumph, die Aufgabe, die ihm beinahe das Leben gekostet, gelöst und sich dafür anerkannt zu sehen. Die Hauptsache aber ist, daß erst jetzt die Gatten, die beiden nobeln Herzen, den rechten Zusammenhalt, das richtige Geistesband gefunden haben; sie sind auf der Höhe des Glücks, als ihnen ein Sohn geboren wird. Um die zwei Hauptpersonen gruppirt sich ein reicher Kreis: die hohe fürstliche Verwandtschaft und Diplomatie lächerlichen oder erbärmlichen Stils, die in ihrem rathlosen Haß gar bis zum Versuch des banditenmäßigen Mordes greift; das Professorenthum, dessen Eitelkeit, Neid, Klatschsucht und Charakterlosigkeit im Leben so groß und abgeschmackt sind als nur sonst in irgendeinem Kreise oder einer Clique; das studentische Treiben in seinem jugendlichen Muth und Uebermuth; das still bürgerliche Familienglück schönsten Stils, repräsentirt in dem Freunde des Professors und dessen braver Frau. Kurz, die Bühne erweitert sich zum vollen Gesellschaftsgemälde.

J. J. Honegger.

(Der Beschluß folgt in der nächsten Nummer.)

Aus dem Osten.

1. Japan, nach Reisen und Studien im Auftrag der königl. preußischen Regierung dargestellt von J. J. Rein. Erster Band: Natur und Volk des Mikadoreichs. Mit 5 Lichtdruckbildern, 12 Holzschnitten, 3 lithographirten Tafeln und 2 Karten. Leipzig, Engelmann. 1881. Gr. 8. 20 M.

Der Verfasser, gegenwärtig Professor der Erdkunde an der marburger Universität, ist wie kein anderer in der Lage, uns das merkwürdige „Inselreich des Sonnenaufgangs" — denn das ist die Bedeutung des von uns nach dem Vorgange der Chinesen in Japan verballhornten Namens „Nippon" — gründlich darzustellen. Sein fast zweijähriger Aufenthalt in dem Lande, welches er auf seine ihm eigenthümlichsten Industriezweige im Auftrag des preußischen Handelsministeriums fleißig in der Zeit be-

reiste, verbunden mit scharfem Beobachtungsblick und sehr umfassenden naturwissenschaftlichen Kenntnissen, leistet an sich schon Gewähr für die Tüchtigkeit dieses eine sehr fühlbar gewesene Lücke unserer Länderkunde ausfüllenden Werks. Und man mag dasselbe aufschlagen wo man will: überall wird die gehegte Erwartung vollauf erfüllt, überall tritt einem wohlthuend die Einhaltung des Mottos „Wahr und klar" entgegen.

Während der Folgeband der Darstellung von Japans Handel und Industrie bestimmt ist, schildert uns der vorliegende Land und Volk des Mikadoreichs, und zwar nicht nur in schlicht veranschaulichenden Worten, sondern auch mittels vorzüglicher Bilder, unter denen namentlich die ausgezeichneten Lichtdrucke stereoskopisch plastisch wirken. Unter der Breite der Mittelmeerlande gelegen, steht dieser nächst dem britischen dichtest bewohnte und culturgeschichtlich merkwürdigste Inselstaat der gleichmäßigen Wärme, glücklicherweise aber auch der drückenden Sommerdürre jener Breitengenossen fern. Kalt zieht die Luft vom eisigen nordostasiatischen Festland zur Winterzeit herüber, zuweilen selbst Nagásaki (so südlich wie Madeira) in Schnee hüllend; tropisch warmfeucht strömt dafür im sommerlichen Monsun aus dem größten der Oceane die Luft von Südost und Süd. Darum ruht keineswegs in ewig holdem Frühlingslächeln immergrün die Flur. Der Fudschi-Jama, d. h. Fudschi-Berg, den wir bisher ungenau Fusijama nannten, blickt uns an einem Wintertag ganz anders an als der Vesuv über die Glückliche Campagna her:

Im Westen von Jokohama erblickt man wie einen riesigen umgekehrten Fächer den majestätischen Fudschi-no-jama, dessen Gipfel pfirsichblütroth erglänzt, wenn die ersten Morgenstrahlen ihn treffen, oder rein weiß wie ein mächtiger Zuckerhut, wenn am klaren Wintertage die Sonne höher steigt. So sehr er auch absticht gegen das Dunkel der mit Nadelholz bestandenen nähern Hügel, so ist doch das ganze Landschaftsbild rings um uns her ein durchaus winterliches. Graubraun und dürrer als bei uns sieht der Rasen aus, entblättert stehen die Obstbäume da, und die Pfützen im kahlen Reisfelde, der Tummelplatz wilder Enten, Gänse und Becassinen, bedecken sich nachts nicht selten mit einer Eiskruste, die allerdings in der Regel den warmen Strahlen einer hochstehenden Mittagssonne nicht zu widerstehen vermag.

Wenn auch für einen Deutschen nicht streng, hält der japanische Winter doch in den mittlern Theilen des langgestreckten Reichs ziemlich sechs Monate an, erst im April weicht er dem Sommer.

Anfang Mai, wenn die Felder mit Sommerfrüchten bestellt werden und aus dem neubelaubten Gebüsch der flötende Gesang der Ungnisu ertönt, ist der volle Sommer da, und nun beginnt unter einer kräftigen Insolation, gepaart mit reichen, häufigen Regengüssen, die Vegetation jene Mannichfaltigkeit und Fülle zu entwickeln, die an die Tropen erinnert und im Mittelmeergebiet nirgends zu finden ist. Diesen warmen, befruchtenden Sommerregen verdankt Japan sein reiches Pflanzenkleid und die Möglichkeit, auf denselben Felde zweimal im Jahre ernten zu können.

Das pflanzenreiche Heimatland der Camellien hat darin eine bemerkenswerthe Verwandtschaft mit dem Süden Europas, daß es noch eine nördlichste Palmen- und Affenart beherbergt, ja beide sogar zu der nämlichen Gattung gehören, wie die bekannte fächerblätterige Zwergpalme der Mittelmeergestade und der Affe von Gibraltar und Marokko. Und wie in Spanien, wo noch so manches Gebirge vom braunen Bären beunruhigt wird, lebt auch in Japan auf den höhern Gebirgen der zwei Meter hohe schwarze Bär freundnachbarlich zusammen mit dem Saru, dem rothwangigen Affen, der im Spätherbst mitunter dem japanischen Landmann im Abernten seiner Hirse und seiner Hülsenfrüchte zuvorkommt, und den uns der Verfasser bis an jenen Sund nachweist, durch welchen Nippon im äußersten Norden von Jeso getrennt wird, einer erst in der Neuzeit dem Mikadoreich unterworfenen Insel von schon viel mehr nordisch rauhem Klima.

Die bärtigen Ainos von Jeso und besonders die Japaner werden uns in einem ethnographischen Kapitel eingehend geschildert. Gerade hier befriedigt die weise Zurückhaltung des Verfassers von enthusiastischer Ueberschätzung und pessimistischer Schwarzmalerei darum so sehr, weil uns nur zu häufig das in seiner raschen Anschmiegung an unsere Cultur geradezu einzig dastehende Nipponvolk nach jenen beiden extremen Auffassungen vorgeführt worden ist.

Das japanische Volk zeigt viele löbliche Eigenschaften, welche uns sympathisch berühren und bei andern Orientalen wenig oder gar nicht entgegentreten. Wie der Anblick der schönen Natur den Ankömmling im Reiche Nippon erfreut, so wird er auch durch die Reinlichkeit seiner Bewohner, durch ihr freundliches, humanes Wesen, dem Würde und Selbstbewußtsein nicht fehlen, durch ihre Intelligenz und Empfänglichkeit für die Schönheiten der Natur und die Vortheile der abendländischen Civilisation angenehm überrascht und für sie eingenommen, etwa wie ein Gast, dem sein Wirth einen freundlichen Empfang bereitet. Die Japaner sind gefällig, passen sich gern an und ahmen leicht nach; sie sind neugierig, aber wenig mittheilsam. Wer länger mit ihnen verkehrt, lernt neben den erwähnten und einigen andern lobenswerthen Eigenschaften, zu denen wir vor allem auch blinde Ergebenheit und Liebe der Kinder gegen ihre Aeltern und eine warme Vaterlandsliebe rechnen müssen, freilich auch manche andere kennen, durch welche sich dieselben nicht besonders empfehlen. Zu einem Anstandsgefühl, welches in vielen Stücken das der meisten Europäer weit übertrifft, gesellt sich eine sorglose Bloßstellung der Person, und vieles, was wir geradezu unkeusch nennen. Der allgemein verbreitete Geschmack an Blumen, landschaftlichen Schönheiten und Gegenständen der graphischen und bildenden Künste ist gepaart mit grober Sinnlichkeit, deren verderbliche Folgen auch dem Nichtarzte vielfach vor Augen treten. Neben warmer Vaterlandsliebe und einem eigenthümlichen Rechtssinn bemerken wir eine große Geneigtheit, die schlechteste Aufführung zu übersehen, und in der Beamtenwelt viel Bestechlichkeit und Nepotismus. Dem lebhaften Verlangen nach Kenntnissen und der Raschheit in ihrer Erwerbung steht Mangel an Ausdauer gegenüber, und an Geschick, dieselben zu verwerthen, soweit es sich nicht um blinde Nachahmung handelt. Zur Oberflächlichkeit und Zusammenhangslosigkeit des Wissens gesellt sich nicht selten eine unergründliche Verschlagenheit.

Maßvoll lautet auch das Urtheil unsers Autors über das geschlechtliche Leben dieses in sorglosem Frohsinn, aber ebenso in sinnlicher Ausgelassenheit an die Hellenen des

Alterthums gemahnenden Volks. Er betont mit Fug und Recht, daß das Zusammenbaden beider Geschlechter, da es nie zu Unziemlichkeiten misbraucht werde, gewiß nicht gestattet, über Alt-Japans Sittlichkeit den Stab zu brechen; vielmehr sollten wir uns getroffen fühlen, daß erst die Berührung mit europäischer Lüsternheit diesem vordem unschuldigen Gebaren ein Feigenblatt vermittelte in Gestalt einer (freilich nur 1½ Meter hohen) Scheidewand zwischen Männer- und Frauenbad. Vernehmen wir aber, daß die größern japanischen Städte aus gewissen Privilegirungen einen großen Theil ihrer Einnahme ziehen, daß es ganze Joschiwaras (d. h. Freudenfelder) in Großstädten wie Tokio oder Kioto gibt; daß es, ehe die europäischen Ideen über Familienehre jüngst Eingang fanden, nicht unerhört war, wenn ein Japaner seine eigene Tochter auf einige Jahre an ein Joschiwara verkaufte, um die Mittel zu einem ehrbaren Begräbniß seines Vaters zu gewinnen, ja daß noch heute die Straße zu einem der heiligsten Tempel in der Reichshauptstadt durch ein Joschiwara führt: so fühlt man sich recht im Orient, es tauchen einem Bilder Herodot's aus Aegypten und von dem babylonischen Mylitta-Cultus in der Erinnerung auf!

2. Deutsche Pilgerreisen nach dem Heiligen Lande. Herausgegeben und erläutert von Reinhold Röhricht und Heinrich Meißner. Berlin, Weidmann. 1880. Gr. 8. 20 M.

Dieses hochverdienstliche Werk führt uns nach dem im engern Sinne sogenannten Orient; denn in diesem Begriff hat sich der ursprüngliche Sinn des Ostens ganz verwischt; Orient ist uns der gewohnheitsmäßige Ausdruck für einen fast nur vom Winterregen erfrischten, steppen- und wüstenreichen Landraum, in welchem der an diese Klimabedingung angepaßte Islam seit etwa tausend Jahren seine Hauptstätte gefunden hat. Unbefangen rechnen wir selbst Länder wie Marokko, uns im fernen Südwest gelegen, zum Orient, weil uns eben dieses Wort längst zum Inbegriff eines culturgeschichtlich umgrenzten Gebiets geworden ist.

Mit außerordentlich dankenswerthem Fleiß haben die beiden Herausgeber, zwei berliner Gymnasiallehrer, sich der Mühe unterzogen, Reiseberichte solcher Wallfahrer nach Palästina aus dem Staub der Archive und Bibliotheken hervorzuziehen und großentheils im Urtext hier zu veröffentlichen, welche nach dem endgültigen Scheitern der Kreuzzüge (mit dem Fall von Akka im Jahre 1291) doch trotz aller Gefahren den deutschen Wanderstab zur Hand nahmen, um für das eigene Seelenheil, mitunter auch im Procuristenstil für Abwaschung der Sünden anderer, die bequem daheim blieben, die heiligen Orte des Gelobten Landes aufzusuchen.

Aus der gründlich in diese Reihe von Pilgerfahrten (vom 14. bis zum Ausgang des 16. Jahrhunderts) einführenden Einleitung über den gemeinsamen Charakter der seltsamen Wallzüge sei eine Probe hier auszuheben verstattet.

Hatte man die tiroler Alpen mühsam durchritten, Reit- und Saumroß dann an einen welschen Händler verkauft, um in Venedig das Orientschiff zu besteigen, hatte man dann auch die langwierige Seefahrt durch die Adria und das östliche Mittelmeer glücklich überwunden, ohne den Seeräubern in die Hände gefallen zu sein, so landete man regelmäßig in Jaffa und trat dann — den Zehrpfennig wohlweislich unter die mitgenommenen Würste, Schinken und Speckseiten verborgen, da diese unreine Waare den Moslim nicht lockte — zunächst den Weg gen Jerusalem an. Den meist vierzehntägigen Aufenthalt in der Heiligen Stadt kaufte man gründlich aus mit dem Besuch aller der Punkte, die von der Tradition irgendwie in Beziehung zur Geschichte des Heilandes gebracht worden waren. Den Glanzpunkt bildete natürlich die Procession zur Kirche des Heiligen Grabes. Nur zweimal im Jahre war dort der Eintritt frei, sonst mußte man ihn mit 5—9 Dukaten bezahlen.

An die Schritte der Pilger hefteten sich Krämer und Kaufleute, drangen mit ihnen, freilich gegen einen höhern Eintrittspreis, hinein und stellten kostbare Stoffe und Gewebe, Ketten, Ringe, Rosenkränze, Kreuze und Reliquien von heiligen Stätten, Bänder und Zeugstreifen von der Länge des Heiligen Grabes, später sogar Grünzeug, Getreide und Eßwaaren zum Verkauf. So füllte sich der Tempel des Herrn, der einst die Tische der Wechsler und Krämer umgestürzt und sie in heiligem Zorn hinausgepeitscht hatte, mit dem Tumult eines geschäftigen Jahrmarkts; während die einen feilschten und handelten, schliefen die andern oder hockten zusammen, indem sie aus ihrem Ranzen kräftig aßen und tranken, über Politik und Proceße sich erzählten oder prahlten und zankten. Das Gotteshaus ward eine Stätte des Unflats und des Gestanks, zuweilen sogar zu einem Bordell herabgewürdigt, da nach einem alten Aberglauben in der Kirche erzeugte Kinder Glückskinder seien. Nicht minder tadelnswerth war die Unsitte, von den heiligen Stätten in der Kirche Stücke abzuschlagen; die Edelleute beschrieben die Wände, schlugen Nägel ein und hängten ihre Wappen daran, um ihrem Namen eine gewisse Unsterblichkeit zu sichern. Die Priester selbst gingen allen diesen Unordnungen durch ihr Beispiel voran; denn sie schlugen und rauften sich um die Alba, und sobald einer die Messe gelesen hatte, stürzten fünf oder sechs auf ihn ein unter gegenseitigen Schmähreden, da einer dem andern die Ehre, in der Grabeskirche eine Messe celebrirt zu haben, nicht gönnen mochte. Der feierlichste Act in der Heiligen Grabeskirche war der Ritterschlag zum Ritter des Heiligen Grabes, um dessenwillen allein oft viele, namentlich Niederländer, die gefährliche Fahrt nach Jerusalem unternahmen, und dessen Zeichen selbst Protestanten später annahmen. Die Ceremonie ward gewöhnlich in der Nacht vollzogen; der Guardian schlug einen aus der Zahl der Pilger zum Ritter, und dieser gab einem dritten, dieser wieder einem vierten und so fort durch den Schlag die neue Ritterwürde. Die Pilger besuchten natürlich auch die Jerusalem umliegenden Ortschaften, am liebsten den Jordan, dessen Bad nach alter Pilgertradition wie die Palme von Jericho den Schluß der Pilgerfahrt bilden sollte. Der Besuch des Jordan ward jedoch den Pilgern gewöhnlich ausgeredet, weil der Patron, der doch zu persönlicher Führung des Zugs verpflichtet war, oft durch umherschwärmende Beduinen geschatzt wurde; weshalb nicht wenige Pilger, ohne den Jordan gesehen zu haben, von Jerusalem heimkehrten. Da der Fluß sehr reißend ist und in seinem Grunde viel Baumwurzeln und Gestrüpp hat, so war das Hinüberschwimmen an das andere Ufer streng untersagt,

auch kam es vor, daß Pilger, die zu sehr erhitzt, nüchtern oder zu lange gebadet, krank wurden oder starben. Daher wurden sie durch Trommelschlag von den Begleitungsmannschaften daran gemahnt, zu rechter Zeit das Wasser zu verlassen, widrigenfalls sie durch Peitschenhiebe herausgetrieben wurden. An das Wasser des Jordans knüpfte sich allerlei Aberglaube. Es galt Edelleuten als unumgänglich nothwendig für die Taufe ihrer Kinder, es ward als unverderblich von den Pilgern geschöpft und aufbewahrt trotz des Verbotes der Päpste, welche dem Aberglauben damit entgegenwirken wollten, und trotz des Widerstrebens der Schiffsleute, Jordanwasser im Schiffe zu dulden. Wer darin gebadet, hatte vollkommenen Erlaß der Sünden, und es war alte Pilgersitte, in einem Hemde, das später das Sterbekleid sein sollte, im Jordan zu baden. Man taufte sich gegenseitig im Jordan, um einen andern Namen führen zu können, sowie auch Glöcklein, so weit sie hörbar sind, Schutz vor bösen Geistern und Blitzgefahr gewähren sollten.

Amerika war seit vier Jahren entdeckt, da ergriff nach so vielen Tausenden deutscher Landsleute auch den ehrsamen breslauer Stadtbürger Peter Rindfleisch, einer reichen Kaufmannsfamilie Sohn, der Drang zur heiligen Fahrt, die Sehnsucht nach dem Ritterschlag am Grabe des Herrn. Er schaut hübsch aufmerksam die Küsten sich an, vor denen ihn das Segelschiff von Venedig her vorbeiführt, und schreibt nach guter Pilgrimsitte das Geschaute und Erlebte ins mitgenommene Büchlein, das uns nun hier in gutem Druck mit so manchem andern treuherzigen Bericht zugänglich wird. Wie er auf der Fahrt von Ragusa „in Grecken", d. h. nach Griechenland (auf Korfu zu) begriffen ist, schreibt er unter anderm an einem Junitage nieder:

Item wir sind diese nacht gefaren 100 meilen und den Sambstag darnach 500 meilen und am Saubstag auff die Nacht haben wir den wind verlohren und ist gantz stille worden und han gantz nicht fort kommen können. Item wir kammen an ein gebirge, das ließen wir liegen auff die lincke handt, das heißt man Albania und liegt 100 meilen von Corfun. Item diese leutte auff dem Berg Albania, das ist ein Volck vor sich selbst und haben ein berg inne, der ist 100 meilen lang und ist ein hohes durres gebirge. Item vor diesem gebirge haben die Venediger große macht gehabt, noch haben sie es nicht können betzwingen mit keiner macht, so streithafftig seind sie und kann niemand zue ihnen kohmen für großen Steinen und engen wegen, die sie im gebirge haben. Item der Türcke ist mit gantzer macht an sie gezogen, noch hat er ihnen nichts können anhaben. Item aber sie haben umb sich große Landt, das auch Albania wirdt genendt, die gehoren dem Turcken zu, auch etzliche gehören den Venedigern zu, denen müssen sie tribut geben.

Von diesem auch unserer Kenntniß so lange fast verschlossen gewesenen Lande mit den großen Steinen und den engen Bergpfaden in seinen rauhen Felsen, namentlich seinem „Volk vor sich selbst" berichtet das Neueste und Beste nachstehend benanntes Werk:

3. Oberalbanien und seine Liga. Ethnographisch-politisch-historisch geschildert von S. Gopčević. Mit 5 Beilagen, Stammtafeln enthaltend. Leipzig, Duncker u. Humblot. 1881. Gr. 8. 11 M. 20 Pf.

Spiridion Gopčević, ein geborener Montenegriner und bereits vortheilhaft bekannt durch seine geschichtlichen, namentlich kriegsgeschichtlichen Werke, die vorzugsweise Montenegro zum Gegenstand haben, wurde im Mai 1880 als Berichterstatter der „Wiener Allgemeinen Zeitung" nach Albanien entsendet, unmittelbar nach dem Eintreffen der Nachricht von der Erhebung der Albanesen gegen die Pforte, der Gründung der albanesischen Freiheitsliga.

Er beschreibt uns zuerst in frischem Reporterstil, dem man aber durchweg gründliche Sachkenntniß und scharfes Beobachtungstalent anmerkt, seine Fahrt von Triest nach Durazzo, dem einst so berühmten Dyrrhachion, jetzt zu einem Schmuzdorf in verfallener Stadtmauer herabgesunken und Durres genannt; sodann aber seinen weiten Ritt von dort über Tirana nach Schkodra (von uns zumeist nach dem Vorgang der Italiener fälschlich wie Stambuls Nachbarstadt Skutari genannt). Hier in Schkodra trat er nun behufs Erfüllung seiner Aufträge mit der Liga in Beziehung, und was er uns nach bester Information von deren Treiben erzählt, ist von mehr als tagesgeschichtlichem Werth. Es offenbart uns das alte Elend der geographisch freilich sehr erklärbaren Zwieträchtigkeit der Bergvölker, in welche sich die albanesische Nation cantonal seit alters zerklüftet; es verräth uns außerdem das verrottete Intriguenspiel der türkischen Regierung. Sie nämlich hatte durch ihren Statthalter in Schkodra gleich nach dem Berliner Congreß im Sommer 1878 diese Liga insgeheim zusammengebracht, um der Abtretung der paar Landstreifen Albaniens an Montenegro den „nationalen Widerstand" der Albanesen entgegenzusetzen und doch den europäischen Mächten gegenüber das unschuldige „non possumus" spielen zu können. Als sich dann der Spieß gegen sie selbst kehrte, da legte man sich auf die Bestechung der Ligahäupter, die natürlich das Geld gern nahmen, aber für die ligistischen Zwecke. Das südlichere Mittelalbanien (hinter Durazzo) verhielt sich von Anfang an ablehnend gegen die Agitationssendlinge der Liga; die nordalbanischen Bergstämme, die katholischen Malissoren und Mirediten so gut wie die mohammedanischen Dibra, fingen zwar Feuer, ja die letztern erklärten sich energisch dahin, nur unter der Bedingung der Liga angehören zu wollen, wenn man nicht eher die Waffen ruhen ließe, als bis der letzte türkische Soldat und Beamte aus dem Lande gejagt worden (und in mehr als den paar städtischen Garnisonen besteht ja eigentlich die Osmanenherrschaft über das noch heute größtentheils weglose Felsenlabyrinth Albanien überhaupt nicht), jedoch es kam nicht zu einmüthigem Handeln. Nur zwangsweise und mager gingen die Contributionen ein; die ligistische Armee brachte es auf 8000 Mann; bald verlief sich dieser Haufen bis zu 3000, gelangweilt durch unthätiges Lagerleben; schließlich trat der Hauptliga in Schkodra und der mit ihr nicht recht harmonirenden Nebenliga in Prisren gar noch eine dritte im Süden zur Seite, die vielleicht noch heute fortvegetirt, da sie ihre Spitze viel mehr gegen die griechischen Annexionsgelüste richtet. Der vor Jahresfrist bei uns so sicher erwartete Freiheitskampf der tapfern Skanderbeg-Nation ist noch nicht aufgelodert; indessen je sicherer auf diesem westlichen Vorposten die Stunden des türkischen Halbmondes gezählt

sind, je mehr schon gegenwärtig Albanien eine ähnlich unklare politische Stellung einnimmt, wie sie uns oben der wackere Peter Rindfleisch naiv umschrieb, ja eigentlich schon jetzt ein zusammenhangloses Haufwerk freiheitsstolzer Clans bildet, welches einer neuen Organisation entgegenreift: um so mehr fesselt uns, was der Verfasser im zweiten Theil seines Buchs über das Wesen und Leben des merkwürdigen neuillyrischen Volks berichtet.

Gopčević erklärt sich zwar entschieden gegen die Annahme, daß wir in den Albanesen oder, wie sie sich selbst nennen, in den Schkipetaren Nachkommen, natürlich im Mittelalter stark mit den hereinbrechenden Slawen gemischte Nachkommen der alten Illyrier vor uns haben. Aber in dieser Hinsicht steht uns die eben hierauf führende gründliche Beweisführung des gelehrten österreichischen Consuls von Hahn doch höher als Gopčević's wenig lichtvolle Behauptung, daß die Schkipetaren von den „Pelasgern" abzuleiten seien. Noch mehr überrascht gleich danach (im Eingang der recht gut geschriebenen National- und Stammesgeschichte der Albanesen am Schluß des Ganzen) die geradezu exorbitante Angabe, daß „niemals eine albanesische Einwanderung in Griechenland stattgefunden", sondern das Vorkommen massenhafter Albanesen im heutigen Hellas mit noch treu bewahrter Sprache auf — vorgeschichtlicher, nämlich vorhellenischer Ansiedelung beruhe! Als wenn nicht die Annalen der Balkanhalbinsel voll wären von ganz unzweifelhaft zuverlässigen Ueberlieferungen bezüglich albanesischer Zuwanderungen in Zeiten der Slawen- und Türkeninvasion nach dem griechischen Süden wie nach Unteritalien und Sicilien, und als ob Athen, um 1830 noch fast ein albanesisches Dorf, deshalb im Alterthum als pelasgisch-albanesisch, Solon und Themistokles eigentlich als verkappte Schkipetaren zu denken wären!

Begleiten wir lieber den Verfasser ein wenig auf seinen Kreuz- und Querzügen durch das Albanien der frischen Gegenwart. Da zieht sich z. B. aus grüner, dörferreicher Ebene das Städtchen Dibra hinan auf einen Bergrücken, ein echtes Türkenstädtchen, schmuck anzuschauen mit seinen überragenden Moscheen, seinen gartenumfangenen Villen:

Fast alle türkischen Städte sind nach der Schablone gebaut: den Vordergrund der meist sehr malerischen Außenansicht bilden die sich vor fast allen Thoren weit hinziehenden Leichenäcker mit unzähligen aufrechtstehenden, meist unbehauenen Grabsteinen. Jene mit einem Turban versehenen deuten auf einen männlichen Beerdigten hin. Dann folgt die grünumbuschte, je nach dem Standpunkt breitere oder schmälere Häuserlinie, nur von Moscheenkuppeln, Minarets und Cypressen überragt. In der Regel lehnt sich die Stadt an den Fuß einer Anhöhe, die mit einer Festung gekrönt ist, zu welcher die Häusermasse pyramidenartig ansteigt. In schreiendem Gegensatze zu diesem lieblichen Bilde stehen in der Regel die Stadteingänge, denn sie sind fast immer die am meisten verwahrlosten Theile. Die Bazarstraße durchschneidet meist die Mitte der Stadt und ist also zugleich auch die Hauptstraße. Sie wird von ebenerdigen Bretterbuden gebildet, in welchen Kaufleute und Handwerker tagsüber ihre Geschäfte treiben, welche sie bei Sonnenuntergang verschließen, um in ihre vom Bazar abliegenden Wohnungen zurückzukehren. Bei dieser scharfen Trennung des Berufs vom Familienleben kann natürlich der Geschäftsmann niemals in dem Grade mit seinem Beruf verwachsen sein wie bei uns. Die Straßen, in denen die Wohnhäuser liegen, sind, namentlich in den innern Vierteln, sehr eng und krumm. An den beiden Häuserreihen laufen Trottoirs für Fußgänger, die Mitte enthält ein Rinnsal, das zugleich den Saumthieren reservirt ist. Der untere Stock derjenigen Häuser, welche nicht im Hofe, sondern hart an der Straße liegen, ist fensterlos, sodaß die unbeworfenen Hausmauern nur durch die Hausthore unterbrochen werden. Der obere Stock springt über den untern gewöhnlich vor. Erst seine Mauern sind mit Kalkanwurf versehen, seine Fenster aber in der Regel durch Holzgitter verschlossen.

Recht erwünscht sind vor allem die Sittenbilder aus dem äußersten Norden Albaniens, dem Felsenland der bisher so wenig gekannten Malissoren, was eigentlich überhaupt nur „Bergstämme" bedeutet.

Die Hütten der Malissoren sind ungemein ärmlich und bescheiden. Alle haben nur Erdgeschoß und sind aus Stein, Holz oder Stroh construirt. Im Innern starrt alles vor Schmuz. Ich habe es nie länger als fünf Minuten darinnen ausgehalten und zog es stets vor, im Freien zu schlafen, wie dies auch die Malissoren selbst im Sommer thun. Im Winter wickeln sie sich in eine Wolldecke und legen sich auf dem mit einem Teppich bedeckten Boden nieder. Einrichtungsstücke gibt es nur sehr wenige. Weder Tisch noch Stuhl, höchstens eine Kiste. Ein Stein vertritt den Herd. Blos zu Flüssigkeiten benutzt man Blech- oder Holzlöffel. Die Männer sind im allgemeinen starke wohlgewachsene Gestalten, stehen aber den Montenegrinern in körperlicher Entwickelung doch bedeutend nach. Ich sah auch keine besonders großen Leute unter ihnen. Die Frauen sind klein und untersetzt wie in Montenegro, da sie gleich den Montenegrinerinnen von früher Jugend auf arbeiten müssen.

Eine ganze Mustersammlung alterthümlich bewahrter Sittenzüge tritt uns in diesen lebendigen und naturgetreuen Schilderungen entgegen: das fast noch in althebräischer Schroffheit geltende Recht des Schwagers auf die Hand der Witwe seines Bruders, das furchtbare, oft ganze Stämme vernichtende Getriebe der Blutrache, das Heilighalten des Gastrechts, die blutige Ahndung der ehelichen Untreue sowol am Verführer als an der Verführten, die Betheiligung der Frau am Kriegszug, um im Nothfall die Gefallenen mit deren eigenen Waffen zu ersetzen. Wir schließen mit der Anführung noch eines das Eheleben betreffenden, recht an die Urzeit und außereuropäische Gesittungskreise sogenannter Naturvölker erinnernden Zugs:

Wenn der Mann verreist, darf er von seiner Frau keinen Abschied nehmen. Sie darf ebenso wenig seiner Abreise beiwohnen, noch sich bei seiner Rückkehr sehen lassen. Wie lang auch seine Reise sei, sie darf niemals Nachrichten von ihm verlangen, noch ihn um das Reiseziel fragen, noch um die Dauer seiner Abwesenheit. Der Mann kommt und verschwindet, ohne daß die Frau es merken lassen darf, daß sie hierdurch berührt wird. Bekanntlich ist das Weib im Orient die Sklavin des Mannes. In Albanien ist jedoch seine Lage bedeutend besser als in den übrigen Theilen der Türkei oder in Montenegro. Aeußerlich affectiren zwar die Albanesen große Gleichgültigkeit gegen das weibliche Geschlecht und besonders gegen ihre eigenen Weiber, aber in Wirklichkeit — entre eux — behandeln sie ihre Gattinnen liebevoll und hören nicht selten auf ihren Rath.

Alfred Kirchhoff.

Zur Gesundheitslehre.

Die Kinderernährung im Säuglingsalter von Philipp Biedert. Stuttgart, Enke. 1880. Gr. 8. 8 M.

Ein „exacter" Mediciner von heute würde als Vorzüge dieses Buchs bezeichnen: 1) daß man daraus lernen könne, wie wichtig das Fett und das Eiweiß auch für die Kinderernährung sei, was zwar selbstverständlich ist, aber doch mit allen klinischen und naturwissenschaftlichen Hülfsmitteln erst nachgewiesen werden müsse, damit man es auch wissenschaftlich verstehe; 2) daß man die Milch nur abgekocht in den Handel bringen sollte, damit sie nicht so rasch sauer und z. B. durch Pilze gefährlich werde; 3) daß über den Einfluß des Kuhfutters auf die Kuhmilch in ihrer Eigenschaft als Kindermilch noch nicht genügende exacte Untersuchungen vorlägen u. s. w. Das entspricht dem Geiste der exacten Medicin, der denn doch nicht mehr so leicht, wie man sieht, zu fassen ist wie zu Goethe's Zeiten. Der „Geist" der Medicin manifestirt sich auch so, daß einer zwischen 500 und 1000 Einspritzungen von den verschiedensten chemisch rein dargestellten Giftarten unter die Haut macht, genau aufschreibt, was dabei Menschen und Thieren passirt; das kann zwar im Grunde nach kurzer Instruction auch ein intelligenter Hausknecht, aber er kann keine dicken Bücher darüber schreiben und nicht Professor werden. Ein zweiter entdeckt eine neue Art zu gurgeln, so zwar, daß jedesmal auch noch etwas Flüssigkeit dabei in die Nase kommt, wahrt sich auf alle Weise die Priorität und würde sich die Entdeckung gar patentiren lassen, wenn das Reichspatentamt Gurgelmethoden schützen könnte.

Ein anderer sticht mehrern hundert Kaninchen mit spitzen Pfriemen durch den Schädel, so lange, bis er eine Stelle des Gehirns getroffen hat, durch deren Verletzung das arme Thier gezwungen ist, bis zu seinem Ende sich um die eigene Achse oder um seinen Kopf zu drehen, was man Achsen- und Reitbahnbewegung nennt, womit man aber weiter nichts anzufangen weiß. Ein vierter erfindet ein sehr complicirtes Instrument, mittels dessen man das Pulsfühlen „exact" ausführt, das aber in der Praxis, für die man die Finger seit alters bis heute besitzt und verwerthet, weiter nichts zu bedeuten hat, als daß man ohne dasselbe die höchste Stufe der Exactheit nicht erreichen kann. Ein großer Mediciner kann auch solchen „Forschungen" etwas, wenn auch vielleicht nur etwas Negatives abgewinnen; aber die Gefahr für gewöhnliche Menschenkinder liegt darin, daß sie Hauptsächliches übersehen, wenn es seitab von solchen breiten Wegen liegt.

Der Verfasser unsers Buchs ist dieser Gefahr glücklich entronnen. Er forscht zwar auch medicinisch so gut wie andere; aber er betrachtet sein Thema doch auch von anderer Seite, und zwar von einer solchen, die den Kernpunkt der Frage enthält. Weil er das thut, muß er sich an das große Ganze wenden, nicht allein an die exacten Mediciner. Sein Buch soll deshalb populär sein, aber nicht in dem landläufigen, sondern in einem höhern Sinne. Er will

eine vollständige Zusammenfassung alles dessen geben, was Wissenswerthes in diesem Gegenstande bisjetzt hervorgebracht wurde, alle Momente des Lebens, die für diese Frage, für ihre Beurtheilung und Entwickelung von Bedeutung sind. Diese letztern führten mit Nothwendigkeit zu Standpunkten, die einen Einblick in den innern Mechanismus der menschlichen Gesellschaft zu einem Ausblick in die Entwickelung unsers Geschlechts gestalteten. Was dabei sich über den Zusammenhang unserer Frage mit den mannichfachsten und kräftigsten Triebfedern der gesellschaftlichen Entwickelung aufdeckte, wies zugleich auf die Nothwendigkeit hin, sie unter möglichst breiter Mitwirkung aller Glieder der menschlichen Gesellschaft zu lösen. Darum ist versucht worden, nicht blos die Theile, welche sich mit den materiellen Leistungen beschäftigen, die von jedermann bei der Kinderernährung zu üben sind, in den letzten drei Abschnitten klar und verständlich auseinanderzusetzen, sondern auch die natürlichen und gesellschaftlichen Bedingungen derselben, die in den beiden ersten Kapiteln behandelt sind und zum lückenlosen Verständniß vielleicht eine allgemeine naturwissenschaftliche Vorbildung und hier und da einige Uebung im philosophischen Denken erfordern, doch so darzulegen, daß sie von jedem offenen Kopfe im großen und ganzen erfaßt werden können.

Wir wollen hier gerade die allgemeine Seite des Buchs hervorheben und dazu vorzugsweise das erste Kapitel benutzen, dessen zweites Motto lautet:

Es ist Pflicht der öffentlichen Gesundheitspflege, Völker und Regierungen auf den engen Zusammenhang zwischen Pauperismus und Sterblichkeit im allgemeinen wie der Kindersterblichkeit im besondern hinzuweisen.

Eine Beobachtung führt der Verfasser als Beispiel dafür an; sie ist es zugleich für die Art, wie derselbe den Dingen auf den Grund geht. Ein Kind, dessen älteres Schwesterchen von einem viel schwerern Leiden genesen war, unterlag.

Der Unterschied war: zum ersten mal hatte die arme Frau außer dem kranken nur noch ein gesundes Kind. Jetzt hatte sie außer dem kleinen noch ein krankes und ein drittes, das noch nicht lief. Das Kind starb, aber sie konnte nicht anders. Ich bin überzeugt, wäre das erste gestorben, das zweite wäre gerettet worden. Diese Erfahrung hat einen tiefen Eindruck bei mir hinterlassen. . . . Es gibt nichts in der Welt, an dem die Bedingungen, die des Menschen Leben beherrschen, besser studirt werden können, als die zarte Kindheit. . . . Pater Camper sah vor 100 Jahren schon den Factor, der heute noch im Vordergrund steht: die ökonomischen Verhältnisse. Seitdem hat man nur beweisende Zahlen dafür gebracht, nichts daran geändert.

In Berlin starben im Alter von 0—5 Jahren in fürstlichen und gräflichen Familien 57 pro mille, bei Proletarierfamilien 357 pro mille. Das Postulat von Malthus war bereits eine solche Statistik.

Wenn Plutarch sagte: Die Aussetzungen und Kindermorde sind als Wohlthaten für die geopferten Kinder zu betrachten, die sonst dem Elend und dem Siechthum verfallen wären, so hat erst zwei

Jahrtausende nach ihm sich das Verhängniß, das die Alten schon klar erkannt hatten als den Bringer des Elends, den scharfen Augen des modernen Denkers dargestellt; erst der britische Prediger und Armenpfleger Malthus hat es wieder bestimmt denuncirt als das Bestreben der Volksmenge, sich über das Maß der vorhandenen Nahrungsmittel zu vermehren. Er hätte vielleicht klüger gethan, um sicher alle Einzelfälle zu treffen, „Lebensmittel" statt „Nahrungsmittel" zu setzen; es wäre, auch wo die nächste Betrachtung Fehler der Wohnung, der Luft und insbesondere fehlerhafte Art der Pflege und Ernährung als Grund des Untergangs speciell der Kinder zeigt, die directe Anwendung seines viel misverstandenen Gesetzes möglich gewesen.

Alle ärztliche Kunst scheitert nur allzu oft an diesem Gesetze. Jeder Arzt hat gewiß die Erfahrung gemacht, daß es oft besser gewesen wäre und hülfreicher, wenn er seinen Patienten ein gefülltes Portemonnaie statt eines gefüllten Medicinglases hätte verschreiben können.

Was hat man nicht alles schon als Ursache der ungeheuerlichen Kindersterblichkeit namhaft gemacht! Tieflage des Orts: der Verfasser weist nach, daß auch in sogenannten Höhenlagen diese Sterblichkeit nicht abnimmt; städtisches Zusammenwohnen: es zeigt sich, daß die Dinge auf dem Lande nicht anders sich gestalten; die Rasse: als in den letzten Jahren die Vermögenslage auch der durch Fleiß, Genügsamkeit, Sparsamkeit und Nüchternheit sich auszeichnenden und deshalb im ganzen wohlhabendern Juden zurückging, wuchs auch bei ihnen die Kindersterblichkeit; Confession: Katholiken und Protestanten sind in dieser Beziehung gleich; eheliche oder uneheliche Geburten machen nur einen scheinbaren Unterschied: die Lage der Mütter und damit der Kinder ist verschieden, dort in der Regel besser als bei außerehelicher Mutterschaft, wozu die Gesetzgebung noch ihrerseits mithilft, indem sie bei letzterer die Vaterschaftsklage verboten hat und die unehelichen Kinder der Engelmacherei anheimfallen läßt. Referent erlebte ein schlagendes Exempel: eine Gefallene hatte fünf Kinder außer der Ehe, und alle starben in kurzer Zeit in Kosthäusern am langsamen Verhungern oder Verfütterung; als ihr Liebhaber sie aber später zur Frau nahm und beide nun zusammen ihren Verdienst auf die Ernährung ihrer folgenden Kinder verwandten, blieben alle am Leben: der Arzt brauchte keine Mixturen mehr zu ordiniren; die reichlichern Geldmittel wirkten besser als diese. Der Verfasser sagt deshalb mit Recht:

> Die Lebensdauer und die Lebenstüchtigkeit der Kinder werden bestimmt durch das Verhältniß der für sie disponibeln Lebensmittel zur Zahl derer, die sich darein theilen sollen.

Und er sieht das einzig vorhaltende Mittel zur Abhülfe der großen Kindersterblichkeit darin:

> Erzeugung und Vertheilung der Mittel zum Lebensunterhalt und die Vermehrung der Einwohner in ein logisches Verhältniß zu bringen.

Das wird aber schwerlich je möglich sein, da ja vor allem beim Erzeugen der Kinder die Logik nicht mitredet, obwol Platon und andere griechische Philosophen so etwas schon verlangten: da sich die Liebe nicht meistern ließ, mußten sie Abortus und Aussetzung empfehlen, die im Alterthum auch erlaubt, aber bei uns zum Verbrechen gestempelt sind.

Es ist ein trauriges Geständniß, daß die ärztliche Kunst mit all ihrer Menschenliebe und der Wissenschaft zur Seite immer an dem Geldmangel scheitern muß. Der Verfasser betont das auch in seinem Rückblick:

> Wir haben für eine sichere Erhaltung der Kinder, also für Verminderung der Kindersterblichkeit „alle Hoffnung zurücklassen" müssen. . . . Jedoch nimmer — meint er — kann ein Fortschritt in der Erkenntniß ohne auch allgemeine Folgen bleiben. Je besser erkannt und somit je einfacher die Ernährungsgrundsätze werden, um so allgemeiner bekannt müssen sie nach und nach, um so deutlicher muß es aber auch werden, daß es nicht ein geheimes, ungreifbares Etwas ist, das die Kinder tödtet. Man wird dann allmählich dazu kommen, Stellung gegenüber dieser Macht zu nehmen, die wir ihre finstern Spuren nicht blos durch unsere ersten Allgemeinbetrachtungen, sondern auch durch alle folgenden Theile dieser Untersuchung ziehen sahen. Man wird offenern Auges für unsere frühere Beweisführung werden, daß jene Gewalt übermächtig über die Kinder hinaus auf unsere ganze physische und wirthschaftliche Existenz einwirkt. Man wird, sobald man ihrer bewußt wird, oder gar sich selbst von ihr mit bedroht sieht, sobald man etwas Bestimmtes gegenüber hat, das man bekämpfen kann, nicht mehr so gleichgültig dagegen, so unempfindlich gegen das Elend anderer sein, als da man noch einer unbegriffenen Schickung gegenüberstand. Dann kann auch der Stumpfsinn nicht länger unangefochten bleiben, mit dem jetzt der schlecht situirte Theil der Menschen seine Kinder zu Grunde gehen läßt, selbst wo es handgreiflich ist, daß das nicht so zu sein brauchte, wenn jene „interessirt wären an der Erhaltung ihrer Kinder" (Bertillon). Man hat sich noch kaum je Rechenschaft darüber gegeben, wie viele feinere sittliche Instinete bei diesen Leuten zerstört sein müssen, bis sie ruhig, ja mit einem Gefühl der Erleichternng von einer Last — wer das Leben gesehen hat, sah auch dies — ihr Kind hinschwinden lassen. Man überlegt deshalb auch kaum, zu wie viel Besserm sie damit sonst noch unbrauchbar geworden!

Der Autor faßt, wie wir sehen, sein Thema auch von der socialen und ethischen Seite an, was man heute in „exacten" Kreisen mit einem medicinischen Werke kaum verträglich finden wird, da man in der „Epoche der Specialitäten" — in der jeder halbwegs leidlich organisirte Kopf, wenn er sich auf ein kleinstes Gebiet „wirft", immer etwas voranbringen und mit Hülfe der Clique, der er sich angeschlossen, sogar als berühmter Gelehrter und Forscher berufen werden kann — alle wirkliche oder auch nur sogenannte Speculation ausschließt. Derselbe gehört zu einem Theil, mit seiner einen Seele, zu den von der exacten Naturforschung belächelten Ideologen, wie F. von Bärenbach sagt, die abseits von der grünen Weide der empirischen oder exacten Forschung auf der dürren Heide der vermeintlichen Wissenschaft Philosophie heutzutage noch sich mit unfruchtbaren Speculationen abmühen. Daneben forscht er freilich mit seiner andern Seele — ein Exacter machte ihm sein Zweiseelenleben zum großen Vorwurf — auch blos medicinisch, und zwar in den Kapiteln über „Nahrungsorgane und Nahrungsmittel der Kinder", „Das

Stillen durch Mütter und Ammen", „Die künstliche Ernährung", „Die Störungen der Ernährung". Uns gefällt die erste Seele fast wohl, ja selbst besser als die zweite, die zwar auch mit geistigem Aufwande arbeitet, aber mit geringerm Kapital auskommt als die erste. Das Buch ist für Laien und Aerzte bestimmt, aber der Verfasser hält von jenen mehr, als landläufig ist, und bietet ihnen deshalb wirklich Tüchtiges.

Neue Dichtungen.

1. Dreizehnlinden. Von F. W. Weber. Siebente Auflage. Paderborn, F. Schöningh. 1880. Gr. 16. 5 M.
2. Neue Gedichte von W. R. von Ratzenhofer. Wien, Rosner. 1879. 8. 3 M.
3. Gedichte von Wilhelm Tappert. Berlin, Damköhler. 1879. Gr. 16. 2 M.
4. Im Abendstrahl. Dichtung und Betrachtung von Theodor Graf von Heusenstamm (Theodor Stamm). Leipzig, O. Wigand. 1880. Gr. 8. 4 M.
5. Liebenstein. Ein romantisches Lied vom Thüringer Walde. Von Max Nobiling. Kassel, Baemeister. 1879. 8. 3 M.

F. W. Weber und sein prächtiges Büchlein „Dreizehnlinden" (Nr. 1) sind uns nicht mehr fremd. Auf dem Titelblatt des letztern lesen wir, daß die Dichtung bereits sieben Auflagen erlebt hat, was bei einem deutschen Buche schon an und für sich eine Seltenheit ist, bei Gedichten geradezu als ein Ereigniß gelten kann. Und zwar in diesem Falle als ein ganz besonders erfreuliches Ereigniß, weil das liebenswürdige Buch diesen Erfolg wirklich verdient. Daß die Dichtung von großer Formengewandtheit zeugt, will für sich allein nicht viel sagen; aber wir haben hier zugleich ein frisches, gesundes Erfassen des Stoffs, der durch das subjective Ergreifen und Behandeln von seiten des Poeten sich individualisirt und nicht nach der Schablone schmeckt — und das will allerdings viel, sehr viel heute sagen, wo es uns immer schwerer wird, in dem dichten Gewühl mehr oder weniger unberufener Dichter einzelne Gruppen mit ausgeprägten Physiognomien oder gar hier und da einen zu erblicken, der über die große Menge merklich hinausragt. Und das letztere ist hier der Fall. Hier kann die Kritik wirklich einmal wieder mit strengerm Maße messen; sie wird nur weniges zu leicht finden, das meiste dagegen als vollwichtig gelten lassen müssen. Ja, die kleinen Ausstellungen, die wir an dem freundlichen Büchlein machen könnten, sind kaum der Rede werth und würden hier nur als kleinliches Kritteln erscheinen. Schon in der Wahl des Stoffs beweist der Dichter eine glückliche Hand. Dreizehnlinden ist ein an der Weser gelegenes Benedictinerkloster, und zwar ist, wie aus der Handlung hervorgeht, ohne Zweifel Korvei gemeint. Die Handlung spielt theils in des Osnig waldigen Gründen, im alten Nethegau, theils auf dem Habichtshofe, wo der heidnische Sachse Elmar, aus dem alten Geschlecht der Falke, haust. Zwei feindliche Mächte stehen miteinander im Kampfe: Sachsen und Franken, der altdeutsche Götterglaube und das Evangelium. Im Hintergrunde erscheint der unter dem großen Frankenkönige Karl und dem Sachsen Wittekind geführte langjährige Kampf; vordeutend wird auf die Wahl des Sachsenherzogs Heinrich zum deutschen König und auf Heinrich des Löwen siegreichen Kampf gegen Rom hingewiesen. Aus diesem weltgeschichtlichen Kampfe gehen die Conflicte hervor, in welche die beiden Liebenden, Elmar und Hildegunde, gestellt werden. Die Erzählung schreitet rasch, ohne alle überflüssigen Hemmungen fort; hin und wieder sind einige frische Lieder eingestreut, die sich durchaus zwanglos in den epischen Rahmen einfügen, sodaß sie nicht etwa ein abgesondertes Anhängsel bilden, wie das neuerdings bei unsern epischen Dichtungen gang und gäbe geworden ist. Und gerade in diesen lyrischen Kapiteln spricht sich die Eigenart des Dichters am schärfsten aus. Hier ist nicht das ewige Einerlei von Lenz, Liebe und Wein; hier in diesen Liedern spiegeln sich die gewaltigen Conflicte wider, welche die Handlung der Dichtung bewegen: die Gegensätze zwischen Christenthum und Heidenthum, das Suchen und Sehnen nach einem religiösen Ideal, die Mystik — der Begriff in seiner eigentlichen Bedeutung —, welche im symbolisch Empfundenen den Ausdruck sucht für jene Wahrheit, die nicht mehr logisch begreifbar ist. Eins dieser Lieder mag hier eine Stelle finden, um für den Ton des Ganzen als Beispiel zu dienen:

Wissen heißt die Welt verstehen;
Wissen lehrt verrauschter Zeiten
Und der Stunde, die da flattert,
Wunderliche Zeichen deuten.

Und da sich die neuen Tage
Aus dem Schutt der alten bauen,
Kann ein ungetrübtes Auge
Rückwärts blickend vorwärts schauen.

Denn so lange Haß und Liebe,
Furcht und Gier auf Erden schalten,
Werden sich der Menschheit Lose
Aehnlich oder gleich gestalten.

Menschen sind die Menschenkinder
Aller Zeiten, aller Zonen,
Ob sie unter Birkenbüschen,
Ob sie unter Palmen wohnen;

Ob sie vor dem Christengotte,
Ob vor Wodan sie sich bücken,
Ob sie sich in Lumpen bergen,
Oder sich mit Purpur schmücken....

Wilhelm von Ratzenhofer, von dem mir heute ein Bändchen „Neue Gedichte" (Nr. 2) vorliegt, hat bereits

früher „Gedichte" (1871) und ein Epos „Eusebia" (1873) veröffentlicht, die mir nicht bekannt geworden sind. Vielleicht darf man einen Schluß auf dieselben ziehen aus einem Distichon, das der Dichter einem seiner frühern Kritiker widmet:

Versificirte Prosa nennst du meine Gedichte:
Freund, ich nehm' es als Lob; denn ich verbannte den Schwulst.

Das letztere ist ja an und für sich ganz erfreulich und findet auch durch die „Neuen Gedichte" vollste Bestätigung — aber immerhin erscheint mir dieses Lob allein etwas zweifelhaft und doch gar zu negativer Natur. Es ist ganz richtig: den Vorwurf des Schwulstes wird niemand gegen die Gedichte erheben können; dieselben tragen vielmehr durchweg ein schlichtes, einfaches Gepräge und verschmähen vornehm allen rhetorischen Pomp; aber es fehlt ihnen auch jede Anregung, jede Erhebung, alle fruchtbaren Gedanken, und dafür würden wir, meine ich, gern etwas mehr Schwung und Prunk mit in den Kauf nehmen. Das ganze Büchlein macht einen herzlich nüchternen Eindruck. Es spricht aus ihm ein gebildeter, vornehmer Geist; der Reim zeigt fast überall leidliche Reinheit — es ist, mit einem Worte, ganz anständige Dilettantenpoesie, wie sie alljährlich dutzendweise auf den Markt gebracht wird und über welche absolut nichts zu sagen ist. Man kann weder loben noch tadeln; man liest Seite um Seite mit derselben Gelassenheit und derselben Gleichgültigkeit und wird nirgends weder gepackt und erhoben, noch auch verdrießlich und hat, wenn man das Buch zuklappt, höchstens die Empfindung, daß es fast leichter sein dürfte, selber solche Lyrik zu schreiben als über sie zu schreiben. Es kennen auch noch andere Leute ihren Goethe, ihren Uhland und Heine, und es kommt doch bei derartigen Poesien nur darauf an, die Lyrik dieser hübsch im Kopfe zu haben und dann allerlei Reminiscenzen in leidlichen Versen aufs Papier zu bringen. Uhland singt in seinem Frühlingsliede:

Nun, armes Herze, sei nicht bang,
Nun muß sich alles, alles wenden —

daraus macht Herr von Ratzenhofer ein aus drei Strophen bestehendes Gedicht:

Glockenklang und Vogelsang
Künden jubelnd laut den Morgen:
Herz, was schlägst du noch so bang,
Laß, o laß die trüben Sorgen!

Und schließt mit einer Variante:

Alles athmet Frühlingsluft,
Freude blüht auf allen Wegen,
Oeffne nur die öde Brust:
Freude kommt dir gleich entgegen!

Das Lied ist formell tadellos. Gegen Reime wie Sang — bang, Morgen und Sorgen läßt sich nicht der geringste Vorwurf erheben, es ist auch gar kein Schwulst in dem Gedicht — beileibe nicht! — man fragt sich nur: wozu solche Trivialitäten drucken lassen?

Aber ich will der Sammlung nicht Unrecht thun. Sie ist noch bei weitem die schlechteste nicht, und man fühlt sich fast versucht sie zu loben, wenn man den blühenden Unsinn liest, den Wilhelm Tappert unter dem Titel „Gedichte" (Nr. 3) hat drucken lassen. Es wäre leichte Mühe, diese an Geschmacklosigkeit kaum zu überbietenden Schreibereien mit einigen wohlfeilen Witzen abzuthun, wenn nicht schließlich doch der Humor in die Brüche ginge und der Aerger die Oberhand gewönne. Es würde vollauf genügen, ein oder zwei Strophen aus dem sehr luxuriös ausgestatteten Buche abzudrucken und sich dadurch jede Kritik zu ersparen. Aber ich glaube, daß es ganz heilsam und wol auch die Pflicht des Referenten ist, gerade über dergleichen Dinge nicht zu schnell hinwegzugehen, vielmehr in einem solchen Falle mit vollstem Ernste seines Hüteamtes zu walten und unerschrocken das Kind beim rechten Namen zu nennen. Sehr erfreulich ist das Geschäft wahrhaftig nicht; aber wenn sich mit der denkbar größten Talentlosigkeit zugleich ein solches Selbstgefühl paart, wie das hier der Fall ist, dann kann man sich der häßlichen Aufgabe leider nicht entziehen. Ja, stolz lieb' ich Herrn Tappert!

Und ob auch die Krittler schreien
Und wehren mit rauher Hand:
Ich weiß, diese Melodeien
Sie wandern von Land zu Land —

so versichert er uns selbstbewußt. Dieses herrliche Bewußtsein seiner Unsterblichkeit steht dem „Dichter" ganz prächtig! Ist das Naivetät? Dann wäre kein Wort darüber zu verlieren, vielmehr zu wünschen, daß Tappert diese schätzenswerthe, heute leider immer seltener werdende Tugend noch recht lange erhalten bleiben möge. Aber leider macht das Buch einen durchaus selbstbewußten Eindruck, und da hat schließlich auch die langmüthigste Toleranz ein Ende und man ist verpflichtet, dem „Dichter" den Rath zu geben, um Gottes willen das Dichten so bald als möglich an den Nagel zu hängen und sich einer ersprießlichern Arbeit zu widmen. Ich finde auf den 130 Seiten nicht einen Vers, der auch nur einen Funken Talent verriethe, nirgends auch nur die kleinste Spur der Fertigkeit, die man heute so ziemlich bei jedem gebildeten Dilettanten voraussetzen kann; es ist alles platte Trivialität, die sehr breitspurig auftritt. Nur einmal entdeckte ich eine Spur aufrichtiger Selbsterkenntniß. Auf S. 105 heißt es, und die Mittheilung dieser schönen Stelle kann ich mir unmöglich versagen:

Grübelnd heg' ich tiefen Groll:
Ernstes will mir nicht gelingen,
Der Humor läßt sich nicht zwingen —
Es ist wirklich jammervoll!

Tappert hat recht: es ist wirklich jammervoll. Aber trotz dieser löblichen Einsicht 130 Seiten „Gedichte"? Um uns zu beweisen, daß ihm „Ernstes nicht gelingt" und sein Humor geradezu jammervoll ist, hätte er uns mindestens 129 Seiten ersparen können.

Nach diesem schmerzhaften Genuß ist es ein wohlthuendes Gefühl, einem Dichter zu begegnen, der wirklich

etwas zu sagen hat und dasselbe in origineller Form zu sagen weiß, wenn auch diese Form nicht gerade immer volle Anerkennung finden kann. In Graf Theodor von Heusenstamm's gesammelten Gedichten „Im Abendstrahl" (Nr. 4) steckt doch wenigstens Talent, und das kann uns mit manchem verzeichneten Bilde, mit mancher Weitschweifigkeit und mit mancher Härte der Form wohl versöhnen. Es bleibt freilich nach der Lektüre ein zwiespältiger Eindruck zurück: überall große Anläufe, aber ein Mangel an gestaltender Kraft, stimmungsvolle Lieder, die uns fesseln, bis plötzlich irgendeine sprachliche Geschmacklosigkeit den Eindruck wieder zu zerstören droht; kurzum ein Widerspruch zwischen Wollen und Können, der uns zu keinem reinen und vollen Genusse kommen läßt. Die mangelnde Beherrschung der Sprache, das Suchen und Tasten nach klarem und präcisem Ausdruck hat zur Folge, daß manche der Gedichte im ersten Augenblick vollkommen unverständlich bleiben; der Leser muß rathen, was der Dichter eigentlich gemeint hat, und das ist ein schwerwiegender Fehler, der nur durch einiges ganz Gelungene wieder wett gemacht wird. Recht Hübsches findet sich in den Epigrammen; aber auch hier muß man erst die Spreu von dem Weizen sondern, denn das Bündel Sinnsprüche ist viel zu groß und könnte ohne Schaden für das Buch auf etwa ein Drittel reducirt werden. Einem Spruche, wie dem folgenden:

Das leidige Muß
Macht vielen Verdruß;
Doch die lästige Wahl
Bringt oft ärgere Qual —

wird selbst der nachsichtigste Kritiker weder nach Form noch Inhalt Originalität nachrühmen können, und von dergleichen Gemeinplätzen ließen sich leicht einige Dutzend aufzählen. Aber in einer ganzen Reihe der Sprüche tritt uns, wie gesagt, ein selbständiger, origineller Geist entgegen, begegnen wir manchem treffenden, geistvollen Einfall. Nur hätte auch hier die Form viel sorgfältiger gefeilt werden müssen, da bei den knappen Zwei- oder Vierzeilen jede derartige Nachlässigkeit doppelt scharf in die Augen springt. Man ist ja heute im allgemeinen, und zwar mit vollem Rechte, gegen die „Spruchweisheit", die sich auf dem heutigen Büchermarkte ganz auffällig breit macht, sehr mistrauisch geworden. Manchen Leuten sind Sentenzen wohlfeil wie Brombeeren, und jeder flüchtige Einfall, jede noch so augenfällige Halbwahrheit erscheint ihnen gut genug, zu einem Sinnspruch verwerthet zu werden.

Dilettant heißt der curiose Mann,
Der findet sein Vergnügen dran,
Etwas zu machen, was er nicht kann. ...

Es ist schade, daß auch hier das Dilettantenhafte überwiegt, und daß man sich die paar guten Gedanken aus einem ziemlichen Wust überflüssiger Nichtigkeiten mühsam heraussuchen muß.

Leider kann auch das Urtheil über die letzte der mir heute vorliegenden Dichtungen nicht viel erfreulicher lauten. Ueber die etwas seltsame Vorrede, die Max Nobiling seinem Epos „Liebenstein" (Nr. 5) vorausgeschickt hat, will ich mit dem Verfasser nicht rechten. Das sind persönliche Ansichten über Takt und Geschmack, über die sich nicht gut streiten läßt. Aber die ganze etwas sonderbare Liebesgeschichte ist so mit Geschmacklosigkeiten verquickt, daß man das Buch schwerlich ohne eine recht ernsthafte Verstimmung aus der Hand legen wird. Der Dichter besitzt große Formgewandtheit, das soll gern anerkannt werden, aber ihm fehlt vor allem das feine Gefühl, das gleichsam instinctiv vor der Berührung mit dem Trivialen zurückschreckt. Das ganze Buch ist eben auch nichts Besseres als eine gutgemeinte Dilettantenarbeit; es fehlt jede Kraft der Charakteristik, jede Individualisirung des Stoffs, jeder echte poetische Schwung und Hauch. Nicht alles ist so unglücklich wie der erste, später noch einmal wiederkehrende Vers: „Liebenstein! Welch' schöner Name" — es sind sogar manche recht hübsche Episoden in dem Gedicht, aber der Gesammteindruck bleibt doch ein sehr unerquicklicher. Man sieht übrigens auch hier wieder, wie sehr unsere landläufige Liebestradition der Auffrischung bedarf. Zwitschert man uns immer und immer wieder dasselbe alte Lied vor, so wird die Sache nachgerade herzlich langweilig.

Waldemar Kawerau.

Feuilleton.

Deutsche Literatur.

Den Augiasstall der deutschen Presse auszuräumen, hat sich ein Hercules gefunden, der dafür ganz neue Mittel in Vorschlag bringt. Das ist Inhalt und Tendenz „einer nicht gehaltenen Reichstagsrede", welche den Titel führt: „Wie können die Schäden unserer periodischen Presse dauernd geheilt werden? Vorschläge zur gründlichen Besserung unserer Zeitungen" (Barmen, Klein). Man wird zunächst, da diese Vorschläge sich gegen die ungezügelte Preßfreiheit richten, welche „die gesunden Grundlagen unsers Volks unterhöhlt", an Mittel denken wie die Wiedereinführung der Censur; doch dagegen protestirt der Verfasser; auch die Zeitungssteuer empfiehlt er nicht, da sie nur die mit geringem Kapital begründeten Zeitungen schwer treffe; nein, er ist im Besitz einer ganzen Panacee, „um den Giftschwamm der Presse, der Pfosten und Pfeiler unsers socialen Lebens wuchernd durchfrißt und faul macht", gründlich zu vertilgen; er bereichert das Preßgesetz mit ganz neuen, bereits formulirten Paragraphen, welche wie die gekneteten Brote blos in den Backofen geschoben zu werden brauchen. Einmal sollen die Zeitungen nicht der Geldspeculation dienen: die Abonnenten deckten in der Regel die Kosten, den Gewinn aber würfen die Inserate ab. Dieser Gewinn soll den Zeitungsunternehmern entzogen werden; es soll neben den Zeitungen besondere Anzeigeblätter geben, welche alle Inserate bringen; dann aber soll das Recht, eine Zeitung oder Zeitschrift besitzen, herausgeben oder redigiren zu dürfen, vom Ergebniß einer Prüfung abhängig gemacht werden,

die vom Minister der Unterrichtsangelegenheiten anzuordnen ist. Prüfungsgegenstände sind Geographie, Geschichte, deutsche Literaturgeschichte, Logik, Geschichte des Judenthums (!) und der christlichen Kirche u. dgl.; außerdem sollen die Zeitungsschreiber wie Aerzte und Advocaten vereidet werden, und zwar sollen sie eidlich betheuern, nur das in das Blatt aufzunehmen und in demselben vertreten zu wollen, von dessen Wahrheit und thatsächlicher Richtigkeit sie überzeugt sind, und ferner, in ihren Veröffentlichungen die Gesetze des Anstandes wie der Ehre allezeit zu beobachten. Bei Uebertretungen dieses Gelöbnisses tritt ein Preßschwurgericht in Action, das aus neun Personen besteht, zu dem alle akademisch gebildeten und wohlexaminirten Männer und alle außer Dienst oder zur Disposition stehenden Offiziere berechtigt und verpflichtet sind. Die Gesetzgebung des Autors erstreckt sich auch auf die von dem Preßschwurgericht zu verhängenden Strafen. Daß derselbe sich einer unfruchtbaren Negation unserer Preßzustände befleißigt und mit leeren Händen kommt, kann man ihm nicht nachsagen; die Presse wird durch ihn so gut regulirt, wie dies nur bei irgendeinem häufig die Ufer überschwemmenden Stromlauf möglich ist. Noch fehlt freilich die Bestimmung, daß die Redacteure Uniformen tragen müssen und zwar je nach der Censurnummer bei dem bestandenen Culturexamen, Epaulette mit oder ohne Stern, mit Troddeln und Raupen.

— Von den „Gesammelten Romanen, Novellen und Dramen" von A. E. Brachvogel, herausgegeben von Max Ring (Jena, Costenoble), liegt die neunzehnte bis neunundzwanzigste Lieferung vor. Der Roman „Benoni", einer der phantasievollsten dieses Autors, ist nun zum Abschluß gekommen.

— Die „Deutsche Hand- und Haus-Bibliothek" Collection Spemann, welche eine gute und wohlfeile Unterhaltungslektüre fördern will, bringt in ihren ersten Bändchen „Phosphorus Hollunder" und „Zu Füßen des Monarchen" von Luise von François, Immermann's „Oberhof" und „Die Hallig" von J. C. Biernatzki (Stuttgart, Spemann).

— Für Schachfreunde hat der überaus fleißige A. von der Linde unter dem Titel „Das erste Jahrtausend der Schachliteratur (850—1880)" eine erschöpfende Bibliographie veröffentlicht, in welcher auch alle schöngeistigen Werke und Dichtungen nicht fehlen, in denen des königlichen Spiels gedacht ist.

Aus der Schriftstellerwelt.

In Frankfurt a. M. starb am 23. Juni Matthias Jakob Schleiden im Alter von 77 Jahren. Obschon er sich als Naturforscher Ruf erworben, muß doch auch die Nationalliteratur und die Blätter, welche zum Ressort derselben gehören, sich eines Autors erinnern, der nicht nur zwei Sammlungen „Gedichte" unter dem Pseudonym Ernst herausgegeben hat (1858 und 1873), sondern der auch unter den Vertretern einer geschmackvollen, populären Darstellung der Naturwissenschaften einen hervorragenden Rang einnimmt und einer der ersten war, der auf diesem Gebiete die Bahn gebrochen hat. Sein Werk „Die Pflanze und ihr Leben" (6. Aufl., 1864) und seine „Studien, populäre Vorträge" (2. Aufl., 1857) gehören ohne Frage zu den besten derartigen Schriften. Sein Hauptwerk sind die „Grundzüge der wissenschaftlichen Botanik" (2 Bde., 1842—43), die reich sind an originellen Anschauungen, besonders auf dem Gebiete der Pflanzenphysiologie. Schleiden war 1804 zu Hamburg geboren, studirte 1824—27 Jurisprudenz, seit 1833 Medicin, wurde 1839 außerordentlicher Professor in Jena, 1863 Professor der Pflanzenchemie und Anthropologie in Dorpat; später wohnte er in Dresden und Wiesbaden.

Bibliographie.

Auer, L., 75 Räthsel. Gesammelt und poetisch aufgelöst. Oehringen, Holthoff. 12. 75 Pf.

Die Auswanderung der Salzburger und Zillerthaler. Klagenfurt, Bertschinger u. Heyn. 8. 10 Pf.

Bergel, J., Der Himmel und seine Wunder. Eine archäologische Studie nach alten jüdischen Mythografien. Leipzig, Friedrich. Gr. 8. 1 M. 80 Pf.

Bernays, J., Phokion und seine neueren Beurtheiler. Ein Beitrag zur Geschichte der griechischen Philosophie und Politik. Berlin, Hertz. Gr. 8. 4 M.

Bloch's, E., Volks-Theater. Nr. 51: Der Zugvogel. Schwank von G. v. Moser und F. v. Schönthan. Berlin, Lassar. Gr. 8. 3 M.

Briefe über die gegenwärtige Lage Rußlands. 11. (23.) April 1879 — 6. (18.) April 1880. Aus dem Russischen übersetzt. Leipzig, Brockhaus. 8. 2 M. 80 Pf.

Bugge, S., Studien über die Entstehung der nordischen Götter- und Heldensagen. Vom Verfasser autorisirte und durchgesehene Uebersetzung von O. Brenner. 1ste Reihe. 1stes Heft. München, Kaiser. Gr. 8. 2 M.

Chavanne, J., Afrika im Lichte unserer Tage. Bodengestalt und geologischer Bau (mit einer hypsometrischen Karte von Afrika). Wien, Hartleben. 8. 3 M.

Christ, W. v., Gedächtnissrede auf Leonhard von Spengel. München, Franz. Gr. 4. 1 M. 50 Pf.

Deutsche Dichter des sechzehnten Jahrhunderts. Mit Einleitungen und Worterklärungen. Herausgegeben von K. Goedeke und J. Tittmann. 1ster Bd.: Liederbuch aus dem sechzehnten Jahrhundert. 2te Aufl. Leipzig, Brockhaus. 8. 3 M. 50 Pf.

Eiselen, F., Goethe's Pädagogik. Vortrag. Frankfurt a. M., Diesterweg. Gr. 8. 50 Pf.

Erdmann, Der Tod im Recht. Ein Vortrag. Dorpat, Karow. Gr. 8. 60 Pf.

Militairische Essays. I. Untersuchungen über den Werth der Cavallerie in den Kriegen der Neuzeit. Von R. V. Berlin, Dümmler. Gr. 8. 50 Pf.

Ewald, P., Der Einfluss der stoisch-ciceronianischen Moral auf die Darstellung der Ethik bei Ambrosius. Leipzig, Bredt. Gr. 8. 1 M. 20 Pf.

Hamm, W. Ritter v., Gesammelte kleine Schriften. Nach dessen Tode herausgegeben von L. Pribyl. 2 Bde. Mit dem Porträt des Verfassers. Wien, Hartleben. Gr. 8. 10 M.

Heidenheimer, H., Petrus Martyr Anglerius und sein Opus epistolarum. Ein Beitrag zur Quellenkunde des Zeitalters der Renaissance und der Reformation. Berlin, Seehagen. Gr. 8. 4 M. 50 Pf.

Heigel, K. T., Die Wittelsbacher in Schweden. Festrede. München, Franz. Gr. 4. 1 M. 50 Pf.

Heldt, E., Ewige Liebe. Novelle in Versen. Stuttgart, Gundert. 16. 2 M.

Hermann, E., Weitere Mittheilungen über Shakespeares literarische Kämpfe. 2ter Bd.: Die polemischen Beziehungen der Lustigen Weiber von Windsor. Erlangen, Deichert. 8. 4 M.

Herrig, H., Drei Operndichtungen. Berlin, F. Luckhardt. 8. 4 M.

Hofmann-Wellenhof, P. v., Michael Denis. Ein Beitrag zur deutsch-österreichischen Literaturgeschichte des XVIII. Jahrhunderts. Innsbruck, Wagner. Gr. 8. 6 M. 40 Pf.

Homeyer, E. F. v., Ornithologische Briefe. Blätter der Erinnerung an seine Freunde. Berlin, Grieben. Gr. 8. 6 M.

Jung, J., Die romanischen Landschaften des römischen Reiches. Studien über die inneren Entwicklungen in der Kaiserzeit. Innsbruck, Wagner. Gr. 8. 12 M.

Keyserling, Gräfin M., Die Sturmhexe. Roman. Stuttgart, Hallberger. 8. 5 M.

Klein, W., Rothenburg ob der Tauber. Ein Kleinod aus deutscher Vergangenheit. Mit 10 Illustrationen und einem historischen Plane. Rothenburg o/T., Klein. 8. 2 M. 50 Pf.

Kleinschmidt, A., Augsburg, Nürnberg und ihre Handelsfürsten im 15. und 16. Jahrhundert. Kassel, Kay. Gr. 8. 3 M.

Klutschak, H. v., Als Eskimo unter den Eskimos. Eine Schilderung der Erlebnisse der Schwatka'schen Franklin-Aufsuchungs-Expedition in den Jahren 1878—80. Mit 3 Karten, 12 Vollbildern und zahlreichen in den Text gedruckten Illustrationen nach den Skizzen des Verfassers. Wien, Hartleben. Gr. 8. 6 M.

Koeber, R., Schopenhauer's Erlösungslehre. Berlin, C. Duncker. Gr. 8. 1 M.

Kolbe, W., Heidnische Altertümer in Oberhessen. I. Marburgs Rosengarten und die Frühlingsfeier. II. Der lange Stein und das Wuotansbild an der Kirche zu Langenstein. Zwei Vorträge. Marburg, Elwert. Gr. 8. 1 M. 20 Pf.

Landsteiner, K., Trautheim. Roman. Würzburg, Woerl. 12. 3 M. 50 Pf.

Madvig, J. N., Die Verfassung und Verwaltung des römischen Staates. 1ster Bd. Leipzig, Teubner. Gr. 8. 12 M.

Oldenberg, F., Johann Hinrich Wichern, Doctor der Theologie, † 7. April 1881. Ein Nachruf, den Freunden des Entschlafenen gewidmet. Hamburg, Agentur des Rauhen Hauses. Gr. 8. 60 Pf.

Reich, E., Arbeit und Lebensnoth, aus dem Gesichtspunkte der Gesundheitspflege und des Humanismus betrachtet. Berlin, Hempel. Gr. 8. 8 M.

Reichenau, W. v., Die monistische Philosophie von Spinoza bis auf unsere Tage. Gekrönte Preisschrift. Köln, Mayer. Gr. 8. 7 M.

Ritter, G., Albumblätter und Gedichte aus dem poetischen Nachlasse. Hamburg, Lessing. 8. 4 M.

Schebek, E., Die Lösung der Wallensteinfrage. Berlin, Th. Hofmann. Lex.-8. 12 M.

Schopenhauer, A., Die beiden Grundprobleme der Ethik, behandelt in zwei akademischen Preisschriften. 3te Aufl. Leipzig, Brockhaus. 8. 4 M. 50 Pf.

Spielberg, O., Mein Bilderbuch. München, Bassermann. 8. 1 M. 50 Pf.

Kleines Theater. Nr. 77: Noth bricht Eisen. Lustspiel von J. Beck's Paderborn, Kleine. 8. 60 Pf.

Anzeigen.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Soeben erschien:

Das Jahr 1866.

Memoiren zur Zeitgeschichte. Zweite Abtheilung.

Von

Oskar Meding. (Gregor Samarow.)

8. Geh. 6 M. Geb. 7 M.

Unter dem Titel „Das Jahr 1866" veröffentlicht der frühere Regierungsrath und Vertraute des Königs Georg V., Oskar Meding, als Romanschriftsteller bekannt unter dem Pseudonym Gregor Samarow, die zweite Abtheilung seiner „Memoiren zur Zeitgeschichte", deren erste Abtheilung: „Vor dem Sturm", die Aufmerksamkeit der weitesten Kreise auf sich gezogen hat. Der vorliegende Band, in welchem der Verfasser die für Deutschlands Neugestaltung so wichtigen Ereignisse des Jahres 1866 auf Grund zahlreicher bisher ungedruckter Documente und zum großen Theil als Augenzeuge darstellt, wird sicher das allgemeine Interesse in noch weit höherm Grade erregen.

Neue wohlfeile Ausgabe der Illustrirten Bibel.

Im Verlag von **F. A. Brockhaus** in Leipzig erschien:

Die Bibel.

Mit Holzschnitten nach Originalzeichnungen von

E. Bendemann, F. Fischer, G. Jäger, F. Overbeck, A. Rethel, L. Richter, J. Schnorr von Carolsfeld, F. Schubert, E. Steinle u. a.

Dritte Auflage.

Neue Ausgabe in 50 Lieferungen à 30 Pf.

Durch diese neue wohlfeile Lieferungsausgabe ist Gelegenheit geboten, die rühmlichst bekannte, von den ersten deutschen Künstlern in deutschem Geiste illustrirte Bibel als Haus- und Familienschatz nach und nach zu erwerben. Jede Buchhandlung nimmt Bestellungen darauf an und legt die ersten Lieferungen zur Ansicht vor; auch kann die Illustrirte Bibel gleich vollständig, geheftet und in verschiedenen Einbänden, geliefert werden.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Die Grabdenkmäler der Päpste.

Marksteine der Geschichte des Papsttums.

Von

Ferdinand Gregorovius.

Zweite neu umgearbeitete Auflage.

8. Geh. 4 M. Geb. 5 M.

Eine neue durchaus umgearbeitete Auflage der bekannten Schrift von Gregorovius, welche die gesammte Geschichte des Papstthums in kurzen charakteristischen Zügen vorführt und vom Verfasser selbst als die Vorhalle zu seiner „Geschichte der Stadt Rom im Mittelalter" bezeichnet wird. Unentbehrlich für die Besitzer des letztern Werks, gewährt sie auch jedem Freunde der Cultur- und Kirchengeschichte hohes selbständiges Interesse.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Historisches Taschenbuch.

Begründet von F. von Raumer.

Herausgegeben von **W. H. Riehl.**

Fünfte Folge. Zehnter Jahrgang. 8. Geh. 6 M.

Inhalt:

Isaak Casaubon. Von Fridolin Hoffmann. — Der Reichstag von Augsburg. Von Henri Tollin. — Gustav Wappers. Ein Künstlerleben. Von Hermann Billung. — Die Anfänge Wilhelm's von Oranien. Von Heinrich Welzhofer. — Peter's des Großen Briefwechsel mit Katharina. Von A. Brückner. — Ein neues Fürstenthum in alter Zeit. Von A. Forstenheim. — Zur innern Geschichte des Socialismus. Von W. H. Riehl. — Der Dichter der „Insel Felsenburg". Von Adolf Stern.

Mit dem vorliegenden Bande vollendet das „Historische Taschenbuch" seinen funfzigsten Jahrgang. Es darf mit Befriedigung auf diese lange Reihe von Bänden hinblicken, die als eine Fundgrube des werthvollsten Materials für den Geschichtsforscher und zugleich als eine reiche Quelle belehrender Unterhaltung allgemein anerkannt und geschätzt sind. Auch der neue Band bietet ebenso interessante wie mannichfaltige Beiträge.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Geist und Körper.

Die Theorien über ihre gegenseitigen Beziehungen.

Von

Alexander Bain.

Zweite verbesserte Auflage.

Mit 4 Abbildungen in Holzschnitt. 8. Geh. 4 M. Geb. 5 M.

(Internationale wissenschaftliche Bibliothek, Bd. 3.)

Die Gesetze des Zusammenhangs zwischen Geist und Körper des Menschen, wol das schwierigste Problem der Wissenschaft bildend, werden hier von dem Verfasser, Professor der Logik an der Universität zu Aberdeen, in einer Weise erörtert, welche die bisherigen Resultate der Forschung vollständig klarlegt und den Leser zugleich zum weitern Nachdenken auffordert. Bereits ist eine zweite Auflage der deutschen Ausgabe des Werks nöthig geworden, die mehrfache Verbesserungen erfahren hat.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Aus West-Afrika.

1873—1876.

Erlebnisse und Beobachtungen

von

Hermann Soyaux.

Zwei Theile.

Mit einer Karte. 8. Geh. 12 M. Geb. 13 M. 50 Pf.

Der Verfasser hat als Mitglied der Deutschen Expedition nach Südwest-Afrika Gelegenheit gehabt, über Bodengestaltung, Vegetation, Thierwelt, klimatische Verhältnisse der westafrikanischen Küstenländer sowie über den Charakter und die Zustände der eingeborenen Bevölkerung viele neue interessante Beobachtungen zu machen, die er in frischer, farbenreicher Anschaulichkeit mitzutheilen weiß. Sein Werk nimmt somit neben andern Publikationen über die genannte Expedition einen durchaus selbständigen Platz ein und bereichert in fesselnder Weise unsere Kenntniß von dem dunkeln Welttheil.

Verantwortlicher Redacteur: Dr. **Rudolf von Gottschall** in Leipzig. — Druck und Verlag von **F. A. Brockhaus** in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Herausgegeben von Rudolf von Gottschall.

Erscheint wöchentlich. — Nr. 28. — 14. Juli 1881.

Inhalt: Bühnen- und Buchdramen. Von Wilhelm Heuzen. — Das preußische Generalstabswerk. — Neueste Romane. Von J. J. Honegger. (Beschluß.) — Kleine Geschichten. Von Heinrich Katscher. — Feuilleton. (Deutsche Literatur; Theater und Musik; Aus der Schriftstellerwelt.) — Bibliographie. — Anzeigen.

Bühnen- und Buchdramen.

1. Rama. Dramatisches Poem in fünf Acten von Arnold Beer. Leipzig, Brockhaus. 1879. 8. 2 M. 40 Pf.
2. Oenone. Trauerspiel in fünf Aufzügen von Joseph Victor Widmann. Zürich, Schmidt. 1880. 16. 2 M.
3. Antigonos. Trauerspiel in drei Aufzügen von Friederike Kempner. Berlin, Hermann. 1880. 8. 2 M.
4. Belisar. Ein Trauerspiel in fünf Aufzügen von August Westphal. Berlin, Kamlah. 1880. 8. 1 M. 20 Pf.
5. Johann von Schwaben. Historisches Schauspiel in fünf Aufzügen von Moritz Blanckarts. Aarau, Sauerländer. 1880. 12. 1 M.
6. Agnes Bernauer. Trauerspiel in fünf Aufzügen von Hermann Eduard Jahn. Rostock, Meyer. 1881. 8. 2 M.
7. Das Testament eines Dichters. Drei Dramen: Torquemada. Falkland. Jan de Witt. Von J. Schießl. Regensburg, Wunderling. 1880. Gr. 8. 3 M.
8. Die Hunyaden. Ein historisches Trauerspiel von Otto von Corvin. Zweite umgearbeitete Auflage. Leipzig, Thiel. 1880. 8. 2 M.
9. Der Knappe von Schwaz. Trauerspiel in fünf Aufzügen von Christian Schneller. Innsbruck, Wagner. 1880. 16. 1 M. 60 Pf.
10. König Erich. Trauerspiel in fünf Aufzügen von Hermann E. Jahn. Bremen, Kühtmann. 1880. Gr. 16. 2 M.
11. Ein deutscher Brutus. Drama in fünf Aufzügen von Paul Wendt. Stettin, Dannenberg. 1880. Gr. 8. 2 M.
12. Cromwell. Drama in fünf Aufzügen von H. Josefowitz. Berlin, Stuhr. 1880. Gr. 8. 2 M. 50 Pf.
13. Drei Küsse. Vaterländisches Schauspiel in fünf Aufzügen von Friedrich Karl Schubert. Leipzig, Mutze. 1880. 8. 2 M.
14. Danton. Trauerspiel in fünf Aufzügen von Max Bewer. Hamburg, Kriebel. 1880. Gr. 8. 3 M.
15. Inko, der Huronenhäuptling. Dramatisches Gedicht in fünf Acten von Alfred Börckel. Mainz, Diemer. 1880. 8. 1 M. 20 Pf.

Ueber Begrenztheit des Stoffgebiets der dramatischen Production kann die Kritik heutzutage nicht klagen: die vorliegende Sammlung führt uns aus der indischen Götterwelt über Troja nach Palästina, von da nach Konstantinopel und Persien, geht freilich über das ganze Mittelalter schweigend hinweg, um nur den Ausgang desselben in Deutschland zu streifen, und folgt der neuern Zeit durch Ungarn, Tirol, England, Schweden, Deutschland, Frankreich bis über den Ocean. Wenn ich dennoch versuchen will, den Gegensatz von Bühnen- und Buchdramen durchzuführen, so kann das natürlich nur so geschehen, daß ich die innern rein dramatischen Vorzüge der verschiedenen Stücke unbekümmert um die größere oder geringere Entlegenheit des Stoffs zum Kriterium ihrer Aufführbarkeit mache. Was aber nach dem Maßstabe der Kritik aufführbar ist, das hat deshalb noch nicht Hoffnung, aufgeführt zu werden, das ist nach der Meinung der Directionen oft sogar unaufführbar. Denn diese interessirt nicht das Wie der Kunst, sondern das Was, der Stoff; und wenn dieser entlegen ist und nicht Hoffnung hat, beim Publikum Interesse zu erwecken, so hat das Stück keine Aussicht, zur Darstellung zu gelangen. Wenn unsere jungen Autoren das nicht so oft vergäßen, so würden sie sich viele Mühe sparen.

Arnold Beer, der Verfasser des Dramas „Rama" (Nr. 1), hat aus dem indischen Heldenepos geschöpft und die Liebesgeschichte Rama's und Sita's zum Vorwurf gewählt. Schon der indische Dramatiker Bhavabhuti hat in seinem Schauspiel „Mahavira Rama Cheritra" denselben Stoff behandelt, und jüngst erst kam mir ein Drama „Sita" unter die Augen. Der König Dasaratha muß seinen Sohn Rama infolge eines seiner Gemahlin geleisteten Schwurs in die Waldwildniß verbannen, wohin ihm seine Geliebte Sita folgt. Sie wird ihm jedoch von dem Riesen Rawan geraubt und erst nach langen Kämpfen, dank der hülfreichen Thätigkeit Hanuman's, wieder zurückerobert, worauf Rama mit seiner Sita den väterlichen Thron besteigt. Arnold Beer, der jüngstverstorbene talentvolle Verfasser, hat diesen Stoff mit einer

Idee von großer Tiefe durchgearbeitet. Bei ihm handelt sich alles darum, ob Rama mit dem ihm von Indra geschenkten Pfeil den Rawan erschießt, weil diese That ihn der Erde entrücken und unter die Götter versetzen würde; er hat nicht die Kraft, diese That zu vollführen, weil sie ihn von seiner geliebten Sita trennen würde. Diese aber, sobald sie die Sachlage erfährt, geht in ihrer aufopferungsfähigen Liebe so weit, ihn zu dem verhängnißvollen Schusse zu zwingen — gleichsam eine umgekehrte Elsa aus dem „Lohengrin" entsagt sie dem Besitz des theuern Mannes, um seine Glorie nicht zu verzögern. Das ist gewiß eine großartige und tief ergreifende Idee; schon um ihretwillen allein verdient das Drama Beachtung. Auch zeichnet das Werk sich aus durch markige Charakteristik und theils kühn poetische, theils anmuthvolle Diction. Man höre das Wechselgespräch zwischen Rama und Sita, als jener die Waldwildniß aufsuchen und sie ihn begleiten will:

Rama.

Du, fromm im Frauensaal herangeblüht,
Du in den Wald! Du weißt nicht, was der Wald ist.

Sita.

Ich weiß, daß er von frischen Quellen sprudelt,
Von Honig duftet und von Vögeln rauscht.

Rama.

Schauervoll ist er, öde, menschenleer,
Umstarrt von Felsen, mit verwirrtem Gras
Und Dorngestrüpp und hartem Kies bedeckt;
Tiger und Jaguar durchsausen ihn
Mit kreischendem Gebrüll, —
Aus jedem seiner Büsche ringelt sich,
Bereit den Tod zu sä'n, ein Schlangenkopf;
Von Krokodilen wimmeln seine Flüsse,
Von Kröten seine Seen, Fliegen und
Skorpione machen seine Luft zu Gift,
Selbst seine Blätter, seine Blüten hauchen
Verderben aus. Du, Sita, in den Wald!
Du zu den grimmen Danawas, den Asurs,
Den riesigen! Du, du dahin, wo nichts
Als Schreck und Graus!

Sita.

Im Herzen der Natur
Nur Schreck und Graus? O Rama, nicht nur Tiger
Und Elefanten birgt der Wald,
Das Reh auch wohnt darin, das sanfte, muntre,
Die Antilope mit dem schwarzen Fell,
Die heil'ge, und der stolze Edelhirsch.
Neben der Schlange und dem Krokodil
Streckt dort am Uferschilf der schlanke Kranich
Den Hals empor, sonnt sich das Wasserhuhn,
Rasseln Eidechsen aus dem Steingeröll.
Und sehn kaum läßt der Teich die Kröte, die
In seinem Grund sich bläht, denn goldne Fische
Springen daraus empor, und Lotos deckt
In allen Farben schillernd (?) seine Fläche.
Hoch oben aber in der Luft — o Theurer,
Sprich nicht von Mücken und Skorpionen mehr!
Die Luft des Walds ist voll von bunten Käfern,
Von Schmetterlingen, Tauben, Nachtigallen;
Und Indra schüttelt ihr von seinem Aether
Die besten Tropfen seines Thaus herab.

Man muß gestehen, hier ist echtes Colorit. Leider ist aber die Diction auch oft schwerfällig und unverständlich, cyklopisch, möchte ich sagen. Ich habe z. B. die folgende Stelle nicht einmal syntaktisch ergründen können. Rama spricht von Indra:

Denn ehren muß er, was aus einem Hauch
Von seinem Hauch entstand: aus meiner Kraft,
Der Enge meines Blicks vom All zu nehmen,
Was mir das All erhellt: mein eignes All!
Vertraun denn in mein Recht!

Dergleichen Stellen finden sich manche. Der Dichter ist offenbar geistig noch nicht ganz zur Ruhe gekommen; um so schmerzlicher berührt es, daß er so früh zur ewigen Ruhe hat eingehen müssen. Auf Aufführbarkeit verzichtet ein Stück, in welchem Affen redend eingeführt werden, von vornherein.

„Oenone" von Joseph Victor Widmann (Nr. 2) ist jene von Paris verlassene Geliebte, die im Besitz einer wunderthätigen Salbe ist und dennoch, als er durch Philoktet's Pfeilschuß verwundet sie aufsucht, ihn aus Eifersucht sterben läßt. Der Verfasser hat das richtige Bedürfniß empfunden, Oenone und Philoktet in dramatischen Zusammenhang zueinander zu bringen, aber es ist ihm das nicht ohne Künstlichkeit gelungen. Philoktet liebt Oenone und verspricht ihr, wenn sie die Seine werden will, den Paris mit seinem Pfeil zu verwunden, ohne ihn tödlich zu treffen. Auf diesen Pfeilschuß wartet bekanntlich das Griechenvolk, um nach der Weissagung Troja erobern zu können. Nun geräth Philoktet in den Conflict, ob er seiner Liebe oder seiner Rache gegen die ihm verhaßten Griechen Genüge leisten soll. Trotz der Schmähreden seines Freundes Thersites siegt die Liebe, und nun wird der ungetreue Mann zur Oenone empor auf den Ida getragen. Die ganze Scene ist hochpoetisch und von durchgeistigtem Stil. Der Gegensatz zwischen Oenone und Helena ist wunderbar schön herausgearbeitet:

Paris.

Heilung begehr' ich.

Oenone.

Für die Buhlerin,
Die dir den Sinn bezaubert hat, zu leben?
O! sind denn alle Schätze stiller Liebe,
Hingebender Entsagung, treuer Pflege,
Selbstüberwindender Geduld, die heimlich
Im reinen Busen eines Weibes ruhn,
Für euch, ihr Männer, nichts vor einem Lächeln
Auf glattem Antlitz?
. . . . . .

Paris.

Schön ist das Dasein, doch wenn du die Sonne
Vom Himmel reißest, ihre Glut zu löschen
Im tiefen Meer — dann ist das Leben kalt.
Ha, welche Glut wallt mir im Herzen auf!
Das sind die Küsse Helena's. Heiß! heiß!
O was weißt du, wie sie das Leben schmückt!
Wie lehr' ich's dich? Sieh! Als ich kam nach Sparta —
Und einst zugegen war, da einem Kinde
Von wenig Jahren auf den kleinen Mund

Sie einen Kuß der Mutter heftete,
Da hätt' ich, von des Kindes Lippen nur
Den frischen Kuß zu pflücken, jedes Kleinod,
Den Königspurpur willig hingegeben. —
Und — ha! — seither! wie oft an meinen Lippen —
Wie oft an meinem Busen! — Komme, Tod! —
Das ist — vielleicht — noch unerhört der Welt,
Daß sich entzückt ein Sterbender — um Schönheit.
Das konnte wirken — Helena allein.
Das ist der Ruhm — nichts sind die andern Weiber!

Der Gegensatz zwischen den beiden Frauen steigert sich im letzten Act an Paris' Leiche zur höchsten Höhe. Jede von ihnen glaubt ein Recht zu haben auf ihn, aber zuletzt siegt Oenone:

Hier, Helena, du aphrodisisch Weib,
Du Weib der Liebe, lern' in deinem Leben
Zum ersten male wahre Liebe selbst!

Sie ersticht sich und beweist der Helena so ihre Liebe über den Tod hinaus. In tiefstem Schauer steht Helena da:

Wär' es möglich?
Gibt's eine Liebe, die den Tod besiegt? ...
Dann, Helena, dann freilich wärest du
Die Schönste länger nicht; dann wären eitel
Wie Rosenblätter vor dem dunkeln Lorber,
Der unvergänglich, unverwelklich blüht,
Die Wunder meines Leibes.

Diese Scenen können sich getrost dem Höchsten anreihen, was die dramatische Literatur besitzt. Um so mehr zu beklagen ist die Schwäche des dritten Acts, welcher den Kampf zwischen Paris und Philoktet bringt. Es ist ja wahr: rein vom Stoff aus betrachtet ist dieser Zweikampf der Höhepunkt. Bei der tief innerlichen Behandlung indessen, die Widmann dem Stoff hat angedeihen lassen, ist uns der Zweikampf sehr gleichgültig, weil wir von vornherein wissen, daß Paris verwundet zu Oenone gebracht werden wird. Das Reich der innern Begebnisse hält uns mit seinem Zauberkreis so umschlossen, daß das äußere Geschehen uns kalt läßt. Ein kurzer Bericht über den Ausfall des Kampfes würde genügen. Zudem lassen sich diese griechischen Helden so nebenbei dramatisch nicht recht verwerthen, und der gut gezeichnete Schwätzer Thersites, eine vortreffliche, aber ziemlich überflüssige „Rolle", muß die Kosten der Unterhaltung fast ganz allein tragen. Das Drama Widmann's enthält aber so viel Schönes, daß eine Aufführung gewagt werden sollte. Zwei geniale Darstellerinnen der Oenone und Helena, und das Stück müßte durchschlagen.

Friederike Kempner, die Verfasserin des „Antigonos" (Nr. 3), hat leider bisjetzt noch keine Ahnung von dem, was dramatisch, geschweige von dem, was tragisch ist. Irrthum und Intrigue sind die ärgsten Feinde jedes großen erschütternden Schicksals. Und in diesem Stück läßt der argwöhnische König Aristobul seinem Bruder Antigonos verbieten, in Waffen vor ihm zu erscheinen, eine Botschaft, deren Gegentheil ihm auf Anstiften der bösartigen Alexandra hinterbracht wird. Natürlich wird er, sowie er im Palast bewaffnet erscheint, auf Befehl des Königs niedergestoßen, und dieser, über das fatale Misverständniß aufgeklärt, entleibt zuerst seine Gattin, die Alexandra, und dann sich selbst. Sehr merkwürdig ist die Composition des Dramas: man wartet im zweiten Act beständig darauf, daß Antigonos in Waffen erscheine, und schließlich fällt der Vorhang, ohne daß er gekommen, sodaß der zweite Act sich als vollkommen überflüssig herausstellt. Die Diction bringt des Köstlichen und Erheiternden vielerlei:

Marie.
Dein wesenlos Geschwätz ermüdet mich!
Mach's kürzer, wenn du etwas Wesentliches weißt.

Helene.
Das Wesentlichste ist der Haß.

Marie.
Die Liebe, sollte
Ich meinen, sei noch wesentlicher.

Helene.
Die Liebe ist ideal — unthätig — nur der Haß ist praktisch,
Er handelt, während Liebe fühlt.

Der Leser wird nun schon merken, daß das Talent der Verfasserin durchaus unwesentlich ist. Nur der Schluß ist zu schön, um verschwiegen werden zu können:

Aristobul.
Ich dachte einmal drüber nach, was übler sei,
Ob Bruder- oder Gattenmord —
Ich habe beides heut' vollbracht —
Die That ist übermenschlich groß — ich höre auf
Ein Mensch zu sein!
(Zu Helenen.)
Ihr Griechen werdet Beifall klatschen.

Wir Deutsche klatschen keinen.

Das erschütternde Schicksal „Belisar's" (Nr. 4), der, von dunkler Herkunft, zum höchsten Gipfel der Macht emporgehoben wird, um schließlich im tiefsten Elend, wie die Sage berichtet, als blinder Bettler zu enden, ist gewiß ein Vorwurf zu einer großen Tragödie. Der Verfasser des vorliegenden Dramas, August Westphal, hat begriffen, daß ein solcher kühn strebender Emporkömmling mit seiner Vergangenheit brechen muß, um die hohen Ziele, denen er zusteuert, zu erreichen. Er läßt ihn deshalb sein treues Weib und seine Tochter Irene, die ihn an diese seine unwillkommene Vergangenheit erinnern, verlassen, vergessen und verleugnen, um die Nichte Justinian's, die Antonina, ehelichen zu können. Diese dramatischen Factoren, gehörig zueinander ins Spiel gebracht, würden vollauf genügen, ein packendes Seelengemälde zu Stande zu bringen. Aber Westphal hat gedacht, ohne eine recht künstlich balancirende Verwickelung ginge es in einem rechten Drama nicht ab; und so muß denn die listige Antonina, um ihren ungeliebten Gemahl zu verderben, einen an sie gerichteten Brief desselben dadurch zu seinem Untergange benutzen, daß sie verschiedene Wörter in dem Schriftstück auskratzt und den Sinn in das Gegentheil verkehrt. Ich setze die beiden Fassungen nebeneinander, um die Künstlichkeit einleuchtend zu machen; zuerst die wirkliche Fassung:

Mit falschen Mienen haben sie (die Empörer) getäuscht
Und täuschen noch. Ich trat sie in den Staub,
Der Sieg ist unser. — Wie ich's dir voraus
Gesagt, bedrohte deinen Oheim Mörderhand.
Ich ward sein Hort, sein Heil! — Den edlen Kaiser,
Ich überwachte ihn. — O, meine Beste,
Das Glück des Belisar hat die Vandalen
Geködert: ihre Krone boten sie
Mir schmeichelnd an; ich wies sie lächelnd ab.
Zu hohem Stand erhob uns längst das Glück,
Mehr braucht es ferner nicht. Kein Thron sei mein.

Nun die Verdrehung:

Mit falschen Mienen haben wir getäuscht
Und täuschen noch. Ich trete sie in Staub,
Der Sieg wird unser. — Wie ich's dir voraus
Gesagt, bedrohte deinen Oheim Mörderhand.
Ich ward sein Hort, zum Schein! Den falschen Kaiser,
Ich übertölpelt' ihn. — O, meine Beste,
Das Gold des Belisar hat die Vandalen
Geködert: ihre Krone boten sie
Mir schmeichelnd an; ich wies sie listig ab.
Zu hohem Stand erhob uns längst das Glück,
Mehr braucht es ferner noch. Ein Thron sei mein!

Bei solchen Kunststücken hört die Kunst auf, besonders wenn das Kunststück unnöthig und überflüssig ist. Man begreift nicht, warum Antonina nicht einen völlig neuen Brief unterschiebt, da offenbar die Unechtheit eines mit zwei verschiedenen Händen geschriebenen Briefs viel leichter entdeckt werden kann als die eines untergeschobenen. Das Erstaunen Belisar's, wie man ihm diese Fratze seines eigenen Briefs präsentirt, ist freilich wirksam, aber man wundert sich doch, daß er den Trug nicht durchschaut. Bis zur Verwandlung des ersten Acts läßt sich das Drama recht kräftig und wirksam an; sodann macht aber der Dichter von der immerhin etwas precären Erlaubniß, die Scene zu verändern, einen über jedes Maß hinausgehenden Gebrauch, und die kalte und sehr gezwungene Intrigue thut ein Uebriges, um das Stück bühnenunmöglich zu machen. Dennoch finden sich manche schöne und großartige Züge vor, besonders die Begegnungen mit dem Vandalenkönig Gelimer, der Belisar seinen schließlichen Sturz voraussagt und ihn zuletzt als Bettler wieder antrifft.

In dem Drama von Moritz Blanckarts: „Johann von Schwaben" (Nr. 5), wird die Unzufriedenheit des jungen ehrgeizigen Fürsten, dem von seinem Ohm, dem deutschen Kaiser, sein Erbe unter nichtigen Vorwänden vorenthalten wird, bis zur Wuth gesteigert durch den offenbaren Hohn, mit dem ihm der letztere bei seinem abermaligen Ansuchen entgegentritt. So ist es dem Verfasser wol gelungen, für seinen Helden Sympathie zu erwecken; dafür hat er aber den Kaiser zu einem Thoren und Unbesonnenen gemacht. Einer der Mitverschworenen nämlich, Rudolf von Wart, wird von seinem Weibe veranlaßt, das Vorhaben einem Priester zu beichten, und dieser befiehlt ihm, den verbrecherischen Plan dem Kaiser zu enthüllen. Der wortbrüchige Mitverschworene offenbart denn auch diesem die ganze Geschichte; aber Albrecht, obwol er doch wahrlich wissen sollte, wie arg er Johann gereizt, lacht ihn einfach aus und ladet die Verschworenen zu Gaste. Welch eine unglückliche Rolle dieser Rudolf von Wart in dem Drama spielt, läßt sich aus dem Gesagten abnehmen. Der vierte Act bringt den Mord des Kaisers nach der bekannten Schiller'schen Darstellung, wobei die Bettlerin, in deren Schose der Kaiser das Leben aushaucht, eine gute Wirkung macht; der fünfte Act die Rache der Kaiserin-Witwe und den Eintritt des ruhelos umherirrenden Johann in ein Kloster. Es spricht sich, trotz der etwas ermüdenden Scenen zwischen Wart und Gertrud, ein anmuthendes Talent in dem Stück aus, aber das Ganze hat keine scharfe Physiognomie.

Von Törring bis auf Hebbel und Otto Ludwig ist die „Agnes Bernauer" (Nr. 6), der Engel von Augsburg, eine Lieblingsgestalt der modernen Dramatik gewesen, und wer wollte leugnen, daß hier der Conflict der Stände sich in ergreifender Weise veranschaulichen läßt. Das ist aber alles schon geschehen, und ich kann nicht finden, daß Hermann Eduard Jahn neue Gesichtspunkte geltend gemacht hat; man müßte es denn für einen Vorzug halten, daß der alte Bernauer seine Tochter, obwol Albrecht sie bereits als seine Gemahlin erklärt hat, vor versammeltem Volke beschimpft und verflucht:

Nimm meinen Fluch, du ungerathnes Kind!
Nein, nicht mein Kind, das eigne Blut empört
Sich gegen seinen Körper nicht — fahr' hin,
Du Wechselbalg, das seiner Mutter Schos
Im Grab das Schild von Dirnenhäusern anklebt (!) —
. . . . . Frau Herzogin,
Jetzt muß wol gar der Vater hündisch sich
Vor seiner Tochter krümmen, Speichel leckend —
Doch eh' ich's thu,
Soll man dies alte ehrliche Gesicht
Zu einem Pranger machen, dran man schlug
Weitleserlich den eignen braven Namen,
Soll man dies graue schlichte Lockenhaar
Zur Beute dem gemeinen Pöbel geben!
Frau Herzogin geruhn mich zu entlassen!?
Komm, Michel, haben nichts hier mehr zu thun.

Dieser Ton wird in den Otto Ludwig'schen Fragmenten allerdings auch leise angeschlagen, aber ein Fluch des Baders über die Heirath seiner Tochter mit dem Herzog geht doch zu weit. Jahn hat auch nicht gut gethan, dem alten Herzog eine Dosis von Sentimentalität mit auf den Weg zu geben: dadurch verliert die Gestalt an Hoheit und Bedeutung. Die angegebene Probe möge den Stil des Dichters veranschaulichen. Bei viel Phantasie und Bildkraft findet sich doch noch ebenso viel Unreife und Uebertriebenheit. Wenn der Dichter einmal einen guten Gedanken hat, so kann man sicher sein, daß er ihn zu Tode hetzt. Oft stoßen wir auf tiefsinnige Aussprüche, auf weite philosophische Perspectiven, oft aber auch geht der Tiefsinn in die Burleske über. Jahn muß sich vor allen Dingen von Shakspeare frei machen; dann wird er nicht mehr in Versuchung gerathen, so außer Rand und Band gerathene Stücke zu schreiben wie diesen „Erich XIV." (Nr. 10), in welchem ein unzweifelhaftes Talent an seinen Auswüchsen

zu Grunde geht. Folgende Proben mögen mein herbes Urtheil rechtfertigen:

Der Mond lag an der Lüfte kenschem Busen,
Im sel'gen Rausch umklammernd ihren Leib. —

Du schlägst der Augen Buch mir zu?
Es stehn darauf wol häßlich nächt'ge Worte,
Die jene da hineingeschrieben hat
Mit ihrer Zunge schneidig spitzem Griffel. —

Gesetzt von Katharina, seinem Weibe,
Die Floh auf Floh ins zage Ohr gesetzt. —

Wahrlich nie
War günstiger der Augenblick, die That
Aus dürrem Arm des grauen Nichts zu wecken. —

Da schleicht auf welkem Zeh
Mir die Erinnrung an das nasse Lager. —

Bald wird das Kind zur Welt gebracht, das noch
Krebsroth die Arme nach der Krone streckt. —

Die Hand, die noch vom Brodem dumpfer Betten,
Vom buhlerischen Druck der Dirne dampft. —

Horch, die Hecken raunen
Es sich geschäftig in die grünen Ohren.

Wenn die Kritik durch solche Stellen in Verzweiflung gebracht wird, so gibt es gleich darauf wieder andere, die von der dichterischen Kraft des Autors Zeugniß ablegen. Was für ihn einnimmt, das ist der Umstand, daß er alles tief und wahr zu fühlen versucht; aber freilich ist ihm die rechte Stellung des Dramatikers zu seinen Gestalten auch nicht annähernd offenbar geworden. Jahn wühlt sich mit einer fast krampfartigen Anstrengung in die Empfindungen seiner Geschöpfe hinein, aber so kommt niemals ein Drama zu Stande. Der Dichter wahre sich seine Besonnenheit, er verhalte sich seinen Geschöpfen gegenüber objectiv, beinahe ironisch; er gehe nicht unter in ihnen, sondern behalte sich das Recht seiner Transscendenz vor. Bisjetzt ist es schwer, dem Dichter Jahn ein Prognostikon zu stellen. Das ist gewiß: ohne starke Selbstbeschränkung der Phantasie wird nichts aus ihm werden.

Einer ganz andern Erscheinung stehen wir gegenüber, wenn wir uns mit dem „Testament eines Dichters" (Nr. 7) beschäftigen. Hier ist es die schwere gewissenhafte Gedankenarbeit, verbunden mit sorgsamen historischen Studien, welche zu jener Schwerfälligkeit des poetischen Stils führt, die nicht genug Gefühls- und Gedankenmaterial in ein und demselben Satze verarbeiten kann. Dadurch kommt meist etwas Charaktervolles, oft aber auch etwas Unschönes zu Stande. Bei J. Schießl führt der Strom der dramatischen Diction ganze Felsblöcke mit sich — das ließe man sich gefallen, wenn nur die Flut nicht unrein und trübe würde. Nun wird aber noch die Lektüre durch eine Interpunktion, die direct dem Hirn eines Wahnsinnigen entsprungen zu sein scheint, zu einer wahren Tortur. Ich begreife nicht, wie es zugehen konnte, daß hinter jeden beliebigen Satz ein Fragezeichen zu stehen kam. Man lese folgende Stelle:

Dies ist kein Mönch wie andre? S' ist der Einz'ge
Der Gil unheimlich schreckt, vielleicht weil Gil
Von ihm Unheimlich-Finstres weiß? Still! Plaudrer?
Daß ihr ihm trotztet, wird er nie vergessen?

Wir erhalten in Schießl's drei Dramen eine Art von politischem Glaubensbekenntniß. Die erste: „Torquemada", hat sich den Greuelhelden der spanischen Inquisition zum Mittelpunkt gewählt, und es ist dem Dichter gelungen, ein grandios-dämonisches Charakterbild des frommen Wütherichs zu schaffen, der nur durch seine sehr romanhafte Vorgeschichte etwas von der Höhe des weltgeschichtlichen Piedestals herabgerückt wird. Im Gegensatz zu ihm tritt der deutsche Bergmann Fridank auf, der Geistescultur und Vernunft verficht und sich schließlich zu unserm Erstaunen als Luther's Vater entpuppt. Der Schluß ist von einer großartigen Phantastik. Torquemada liegt im Sarge. Mendoza will der Bitte der Königin Isabella um Freigabe Fridank's nur dann willfahren, wenn ein Wunder geschieht, wenn der Todte selber sein Werk verdammt. Da fällt der Sargdeckel ab. Torquemada, leichenähnlich, den Todtenschleier von sich breitend, erhebt sich im Sarge:

Nicht Heil — ruft Weh, weil ich zum Weh erwache.
Ein Richter wollt' ich sein für Gottes Sache —
Des Ew'gen einzig ist Gericht und Rache!

Die stolze Kraft sie wollte dort noch schäumen,
Des Alters Herzenshärtigkeit sich bäumen;
Doch schrecklich ist der Todten erstes Träumen.

Auflebt' ich in des Grabes Finsternissen
Lebendig eingesargt. Da barst zerrissen
Der Schleier, der geblendet mein Gewissen!

Die meine Seele schlangengleich umwanden,
Machtgier und starrer Formenzauber schwanden,
Sie fielen ab gleich irdischen Gewanden.

O Würgeangst, im Sarge lebend wohnen!
Da währt die Frist des Augenwinks Aeonen,
Selbst richtet sich der Geist in Visionen:

Mich traf ein Blick, der Sonnen jäh zersplittert,
Vor dem die Erde wie ein Kleid verwittert,
Der Heil'ge selbst und Reine bang erzittert.

Und ich? Erkannt' ich jetzt, daß selbstbetrogen
Ich Kind und Brüder stieß in Feuerwogen —
Ein Frevler, Reinheit euch und mir gelogen?

Kommst du jetzt, Tod, zum selbstgerechten Thoren?
Ich stand vor Gott schon — wär' ich nie geboren!
Gerichtet! Durch mich selbst verdammt — verloren!
(Er sinkt zurück und stirbt.)

Um dieser Scene willen muß man dem Dichter manche Ungeschicklichkeit und Schwerfälligkeit verzeihen. Das ganze zweite Trauerspiel, „Falkland" betitelt, kann ich für nichts anderes als einen Fehlgriff halten. Der Autor hat in dem Helden eine Gestalt schaffen wollen, die zwischen Fürst und Volk vermittelt; aber er bedachte nicht, daß in einer so wildbewegten Zeit, wie die Karl Stuart's I. war, nur die Parteikämpfer Helden sind, indem sie eine neue Zeit heraufbeschwören, daß hingegen die Vermittler mit aller Kunst sich nicht zu Helden aufstutzen lassen, sondern immer einen schwächlichen und überflüssigen Eindruck machen. So ist denn an diesem Stück nur das lebendige, farbensatte

Zeitgemälde zu loben, besonders die scharfumrissenen Gestalten des Puritaners Old Red, des Will u. a. Das ebenmäßigste der drei Dramen ist wol der „Jan de Witt". Hier hat der Dichter dem Stoffe gemäß die Aristokratie der de Witts mit dem Fürstenhause des Oraniers und dem Volke in wirkungsvollen Contrast gebracht. Zu beklagen bleibt nur, daß Wilhelm am Tode de Witt's schuldig erscheint, indem er die Verbindung mit den radicalen Volkselementen nicht von der Hand weist. Das Beste, was Schießl in den drei Dramen geschaffen, ist wol der erste Act dieses „Jan de Witt". Die Schwerfälligkeit und Gedrungenheit der Diction, die dennoch des Vorzugs der Kürze ermangelt, läßt leider befürchten, daß diese Stücke nicht auf die Bühne kommen werden; es sind nichtsdestoweniger unter allen hier zur Besprechung gelangenden Dramen die weitaus charaktervollsten.

Wilhelm Henzen.

(Der Beschluß folgt in der nächsten Nummer.)

Das preußische Generalstabswerk.

Der Deutsch-Französische Krieg 1870—71. Redigirt von der kriegsgeschichtlichen Abtheilung des Großen Generalstabes. Zweiter Theil. Geschichte des Krieges gegen die Republik. Achtzehntes Heft. Die Ereignisse auf dem südöstlichen Kriegsschauplatze bis Mitte Januar 1871 und vor Paris vom Beginn des Jahres 1871 bis zum Waffenstillstande. Mit 9 Karten, Plänen und Skizzen im Text. Berlin, Mittler u. Sohn. 1880. Gr. 8. 10 M.

Das vorliegende achtzehnte Heft des großen militärischen Werks beginnt mit der Einleitung der Belagerung von Belfort. General von Treskow I. hatte diese Festung Anfang November, wenn auch mit unzulänglichen Kräften, eingeschlossen, sich aber bald überzeugt, daß weder Einschließung noch Beschießung die Uebergabe derselben herbeiführen würde, und erstattete Meldung hierüber an die oberste Heeresleitung; diese ertheilte die Genehmigung zur förmlichen Belagerung und überwies dazu die erforderlichen Angriffsmittel.

Inzwischen machte der umsichtige und energische Commandant, Ingenieuroberst Denfert-Rochereau, die an sich starke Festung durch vorgeschobene provisorische Werke, namentlich durch die Anlage solcher auf den für die Behauptung des Platzes wichtigen Kuppen Hautes- und Basses-Perches widerständsfähiger, suchte auch durch die Befestigung geeigneter Oertlichkeiten im Vorterrain die Einschließung zu erschweren, ordnete den innern Dienst sorgfältig an und trug für Blendungen, Schutzräume, Beleuchtung des Terrains, Löschanstalten u. dgl. Sorge; für die active Vertheidigung befahl er die Ausnutzung der größten Schußweiten der Artillerie und tägliche Unternehmungen ins Vorterrain.

General von Treskow entschied sich, da die zunächst verfügbaren Angriffsmittel nicht ausreichten, um gegen die Forts auf den Perches vorzugehen und nach deren Wegnahme das Belfort beherrschende Schloß zu bezwingen, für eine vorbereitende Beschießung, welche nach Wegnahme der westlich gelegenen Dörfer und Vollendung von sieben Batterien am 3. December ihren Anfang nahm. Trotzdem der Felsboden und dann der eintretende Frost den Batterieban erschwerte, gelang es doch allmählich, auf der Südwestseite sowie im Süden der Festung die Zahl der Batterien, welche schon für den förmlichen Angriff bestimmt waren, zu vermehren, nachdem die Vorposten sich dauernd am Nordrande der Wälder Bosmont und Grand-Bois den Perches gegenüber festgesetzt hatten und ein zahlreicheres Belagerungsmaterial und -personal eingetroffen war. Es wurden nicht allein die häufigen Ausfälle kräftig zurückgewiesen, sondern es erlangten auch die in drei Batteriegruppen von Westen nach Süden der Festung aufgestellten 50 Geschütze endlich am 9. Januar über die Artillerie des Vertheidigers eine unzweifelhafte Ueberlegenheit. Dieser Vortheil wurde sofort benutzt, um das vom Feinde noch besetzte, südlich von Belfort gelegene Dorf Danjoutin in nächtlichem Sturme zu nehmen, wodurch die Einschließungslinie wesentlich verkürzt und das Vorgehen gegen die Front der Perches ermöglicht wurde. Gewiß hätten die mittlerweile bedeutend vermehrten Streitkräfte des Generals von Treskow zu einer energischen Fortführung der Angriffsarbeiten genügt, und wäre man berechtigt gewesen, auf einen baldigen Erfolg rechnen zu können, hätte nicht mehr als die Hälfte der Truppen zum Schutze der Belagerung gegen Westen und gegen den obern Doubs aufgestellt werden müssen, als die Nachrichten über das Vorgehen des Feindes von Besançon her zu Ende December sich mehrten.

Den wirksamsten Schutz erhielt die Belagerung durch den inzwischen erfolgten Anmarsch des 14. Armeecorps. Dieses haben wir im funfzehnten Hefte verlassen, als in den letzten Tagen des December General von Werder, veranlaßt durch die Anzeichen von dem Auftreten erheblicher Kräfte des Gegners und durch die Mittheilungen über den Anmarsch größerer Truppenmassen desselben, die 4. Reservedivision, die combinirte Brigade Goltz und die badische Felddivision bis auf die 3. Brigade, bei Vesoul vereinigt hatte und letzterer am 31. December den Befehl ertheilte, sich von Gray aus Vesoul zu nähern. Die Darstellung beginnt mit einem Bericht über die Maßnahmen des Generals von Werder nach seinem Eintreffen in letzterm Orte. Infolge neuer Nachrichten vom schnellen Vordringen bedeutender feindlicher Streitmassen südlich von Doubs ordnete er am 2. Januar eine sofortige Unterstützung des Generals von Treskow an, und wenn auch gegen diesen vom Feinde nichts Ernstliches unternommen

wurde, so veranlaßten ihn doch die Nachrichten von Militärtransporten auf der Eisenbahn von Lyon nach Besançon und die Meldung von dem Herannahen eines feindlichen Armeecorps von dorther, seine Truppen am 3. Januar noch enger südöstlich von Vesoul, näher an Belfort, zu concentriren. Nachdem am 4. keinerlei Bewegungen des Feindes zu bemerken gewesen waren, stießen am 5. die zur Aufklärung vorgehenden Abtheilungen des 14. Corps südlich und westlich Vesoul sowol als auch auf beiden Ufern des Ognon auf starke feindliche Truppen und nahmen ihnen etwa 500 Gefangene ab, deren Aussagen, übereinstimmend mit anderweitigen Nachrichten, bestätigten, daß das 18., 20. und wahrscheinlich auch das 24. französische Corps sich im Anmarsch auf Vesoul befänden; auch wurden die Truppen, mit welchen man es zu thun gehabt hatte, in bestimmter Weise als zur 1. Loirearmee gehörend bezeichnet. Ueber den Verbleib derselben waren bisher die Angaben sehr widersprechend gewesen; war auch dem großen Hauptquartier die Nachricht von ihrem Transport mittels der Eisenbahn nach Châlon-sur-Saône zugegangen, und demzufolge sowol Verstärkungen für General von Treskow bei Belfort als auch das Vorgehen des Generals von Zastrow bis zur Saône angeordnet worden, so wurde doch andererseits der Abmarsch des Generals Bourbaki nach Osten durch die in der Sologne streifende Cavalerie keineswegs bestätigt, und das angriffsweise Vorgehen der Franzosen am Loir ließ als wichtigste und wahrscheinlichste Operation des Gegners das gemeinsame Operiren beider Loire-Armeen zur Rettung von Paris vermuthen. Daher wurde das Vorrücken des 2. Corps in der Richtung auf Montargis beschlossen, und General von Zastrow erhielt Befehl, nach Auxerre zurückzukehren und mit jenem gemeinsam die Einschließung der Hauptstadt zu decken; dem General von Werder wurde sogar Auftrag gegeben, obgleich demselben bedeutende Streitkräfte gegenüberstanden und am 3. Januar über die Anwesenheit der Armee Bourbaki's nichts Gewisses bekannt war, mit allen Kräften zur Offensive vorzugehen. Auf die telegraphische Meldung des Generals von Werder über die Gefechte bei Vesoul am 5., welche keinen Zweifel über den Verbleib Bourbaki's übrigließen, befahl das große Hauptquartier nun telegraphisch dem 2. und 7. Corps, sich in der Gegend von Nuits-sur-Armançon bis Châtillon-sur-Seine zu versammeln, sowie daß alle Truppen auf dem südöstlichen Kriegsschauplatze die „Südarmee" unter Befehl des Generals von Manteuffel bilden sollten. Einstweilen konnten sich die heranrückenden bedeutenden Verstärkungen dem Feinde im Saônebecken noch nicht unmittelbar fühlbar machen. General von Werder blieb somit vorderhand auf seine eigenen Kräfte beschränkt. Diese versammelte er am 6. Januar bei Vesoul in einer ausgewählten Stellung, in welcher er mittelbar zugleich die Belagerung von Belfort deckte; denn der Feind konnte sie bei seinem Vormarsche, namentlich wenn dies nördlich des Ognon geschah, nicht unbeachtet lassen. Da überdies die zahlreiche, mangelhaft ausgerüstete feindliche Armee besonders bei der herrschenden Winterkälte sich nur langsam werde bewegen können, so rechnete General von Werder darauf, obwol ihm jetzt drei feindliche Corps gegenüberstanden, falls sie ostwärts abmarschirten, immer noch rechtzeitig eine die Belagerung von Belfort unmittelbar deckende Stellung einnehmen zu können. Ein Angriff des Feindes erfolgte indeß nicht, aber am 8. ließen die angestellten Recognoscirungen eine Vorschiebung der französischen Streitkräfte gegen Osten vermuthen, sodaß General von Werder sofort Anordnungen traf, um der Bewegung des Gegners zu folgen, wobei dieser durch einen Vorstoß in der Richtung auf Villersexel zum Stehen gebracht werden konnte; auch wurde eine schleunige Unterstützung des Generals von Treskow ins Auge gefaßt.

Inzwischen richteten die Franzosen ihre Bewegung noch immer gegen das 14. Corps. Bourbaki hatte Mitte December sein Vorgehen gegen Paris aufgegeben und war auf die Vorschläge der Regierung eingegangen, die sich vom Auftreten der 1. Loire-Armee im Osten die entscheidendsten Erfolge versprach und nicht zweifelte, daß Dijon mit leichter Mühe zu nehmen sei, die Belagerung von Belfort ohne Kampf deutscherseits aufgegeben werden müsse, die Unterbrechung der rückwärtigen Verbindungen der in Frankreich stehenden Heere sicher sei und das Erscheinen einer Armee von 110000 Mann die festen Plätze im Norden befreien würde; man nahm zunächst ein Zusammenwirken mit der Armee des Generals Faidherbe in Aussicht. Für die dem General Bourbaki gestellte umfassende und weitaussehende Aufgabe waren zunächst das 18., 20. und ein Theil des 15. Corps, dazu das in Lyon gebildete 24. Corps und die Division Cremer bestimmt, während die linke Flanke dieser neuen „Ostarmee" durch die Vogesenarmee unter Garibaldi gesichert werden sollte. Infolge von Verzögerungen beim Eisenbahntransport stand diese Armee erst mit Anfang des neuen Jahres zwischen Besançon und Dijon bereit; das auf Antrag Bourbaki's zugetheilte ganze 15. Corps begann seine Einschiffung in Bourges und Nevers erst am 4. Januar und brauchte zu seinem Transport den Doubs aufwärts 14 Tage. Es wurde beschlossen, mit den vorhandenen drei Corps gegen Vesoul, wo, wie man wußte, General von Werder mit der Masse seiner Streitkräfte stand, vorzugehen, und am 5. sollte der Aufmarsch mit nach Norden gerichteter Front, das 18. Corps westlich, in der Mitte das 20., auf dem rechten Flügel das 24., stattfinden, in der Absicht, das Corps des Generals von Werder durch Umfassung seines linken Flügels gänzlich von Belfort abzudrängen. Da nach den kleinen Gefechten des 5. Januar die Nachricht von der Besetzung Villersexels durch die Deutschen einging, entschloß sich General Bourbaki, weiter rechts auszuholen, und trat den am 8. vom Gegner beobachteten Marsch nach Osten an, sodaß das 18. Corps Montbozon am rechten Ognonufer, das 20. und 24. am linken Ufer Rougemont, beziehungsweise Cuse erreichten, während das 15. seine Ausschiffung bei Clerval

am Doubs begann. Am 9. Januar sollten die beiden letzten Corps an die Straße Villersexel-Arcey (Straße nach Montbéliard-Belfort) heranrücken, das 18. gegen Villersexel vorgehen. Da General von Werder bei seinem Marsch am 9. Januar der Avantgarde der 4. Reservedivision den Auftrag gegeben hatte, gegen Villersexel vorzustoßen, führte dies zu dem Treffen, in dem der Ort genommen und die herangezogenen Verstärkungen sich gegen mehr als zwei feindliche Corps am Ognon behaupteten. Nach Aufgabe des Orts um Mitternacht versammelte General von Werder am 10. Januar sein Corps bei Allevans nördlich Villersexel, trat, als der Feind nicht angriff, seinen Marsch in nordöstlicher Richtung an und erreichte am 11. die Linie der Lisaine, sodaß er nunmehr zwischen dem belagerten Belfort und dem feindlichen Heere stand. Der General selbst eilte seinem Corps voraus, recognoscirte und entschied sich für die Besetzung der Lisainelinie, in der bereits im voraus vom General von Treskow das Gefechtsfeld durch Anlage von Batterien und Besetzung derselben mit Belagerungsgeschütz aufs günstigste vorbereitet war. Am 12. und 13. Januar rückten die vierte Reservedivision theils nach Montbéliard und Sachaux, theils nach Héricourt, nördlich anschließend General von der Goltz nach Chagey und Luze, zwei badische Brigaden nach Frahier auf dem rechten Flügel, eine Brigade nebst Artillerie als Reserve. Die Zeit, welche die Unthätigkeit des Feindes gewährte, wurde dazu angewandt, die Widerstandsfähigkeit der Stellung zu erhöhen, die glatten Wege passirbar zu machen und Telegraphen- und Relaislinien herzustellen. Nachdem von dem rechten Flügel die beiden badischen Brigaden bis auf zwei Bataillone zurückgezogen und als Reserven aufgestellt waren, erwartete General von Werder die weitern Schritte des Gegners, mit der Bestimmung, daß im Falle des Durchbrechens der Stellung an der Lisaine der Rückzug nicht weiter als bis hinter die Savoureuse, den nächsten Abschnitt dahinter, stattzufinden habe.

General Bourbaki ließ den 11. und 12. Januar verstreichen — in der festen Meinung, General von Werder werde ihn angreifen —, ohne den Flankenmarsch desselben zu stören; erst am 13. Januar setzte er seine Armee in Bewegung und ließ dieselbe eine Rechtsschwenkung machen, welche ihre bisher nach Norden gerichtete Front nach Osten kehrte. Infolge dessen fanden am 13. Januar Vorpostengefechte an der Lisaine statt; an der Allaine-Front, welche die Belagerung gegen Süden deckte, griffen Truppen aus Besançon ohne Erfolg an. Am 14. Januar stand der Feind in unmittelbarer Nähe vor der ganzen Front des 14. Corps; zum allgemeinen Angriff, den er auf dem rechten Flügel mit dem 15. Corps, daneben gegen Norden mit dem 24. und 20. Corps als Centrum, und auf dem linken Flügel mit dem 18. Corps und der Division Cremer führen wollte, konnte General Bourbaki nicht schreiten, weil die letztern beiden Heerestheile ihre Marschziele nicht erreicht hatten.

General von Werder brachte am 14. Januar den Ernst der Lage telegraphisch in Versailles zur Sprache; den bestimmten Befehl, die Schlacht an der Lisaine anzunehmen, erhielt er von dort aber am 15. Januar erst dann, als er dieser Weisung bereits aus eigener Entschließung entsprochen hatte.

Am 15. Januar, dem ersten der drei Schlachttage, wurden die Angriffe der Franzosen mit überlegenen Massen auf der ganzen Linie siegreich abgeschlagen, nachdem die Vortruppen sich auf die Hauptstellung zurückgezogen hatten; es erfolgte nun die freiwillige Räumung Montbéliards, dessen Schloß indeß besetzt blieb, während die eingedrungenen Feinde hervorzubrechen nicht unternahmen. Am 16. Januar fanden auf dem linken Flügel und im Centrum mißglückende Angriffe der Franzosen statt, welche hauptsächlich durch Artilleriefeuer zurückgewiesen wurden, während im übrigen sich das Gefecht theilweise nur auf leichtes Geplänkel beschränkte; dagegen mußte auf dem rechten Flügel zwei feindlichen Divisionen der Besitz von Chenebier und Frahier überlassen werden, über welche hinaus dieselben aber nicht folgten. Um hier das Gefecht ungesäumt wiederherzustellen, befahl General von Werder dem General von Keller, mit den verfügbaren Kräften sofort gegen den Feind aufzubrechen und die verlorenen beiden Ortschaften wiederzunehmen. Dieser Auftrag führte am 17. Januar in früher Morgenstunde zu dem lebhaftesten Gefechte der drei Schlachttage; es gelang zwar trotz der erhaltenen Verstärkungen nicht, den Feind aus seiner starken Stellung in Chenebier zu vertreiben, aber er wurde doch verhindert, gegen Belfort vorzudringen. Hiermit war die Gefahr für den rechten Flügel beseitigt; auf den andern Theilen der Stellung schien die auftretende feindliche Artillerie den Angriff einleiten zu wollen, sie konnte aber gegen die deutsche nicht aufkommen und die Vorstöße der Infanterie wurden zurückgewiesen. General von Werder gewann im Laufe des 17. Januar aus den Maßregeln des Gegners die Ansicht, daß es diesem nur noch um einen gesicherten Rückzug zu thun sei; in Wirklichkeit hatte auch General Bourbaki bei der geringen Aussicht, mit den ermüdeten, hungernden und frierenden Soldaten noch einen Durchbruch der deutschen Linien erzwingen zu können, und infolge der bedrohlichen Nachrichten über den Anmarsch des Generals von Manteuffel sich zum Zurückgehen entschlossen. Die Verluste der Franzosen betrugen an Todten und Verwundeten gegen 8000 Mann, die der Deutschen 60 Offiziere, 1580 Mann; 45000 Mann mit 146 Geschützen hatten der dreifach überlegenen französischen Ostarmee gegenübergestanden.

Am 18. Januar stand der Feind zwar vor der ganzen Front, zog aber nachmittags von Chenebier ab, während er südlich davon noch mit Artillerie und Schützenschwärmen auftrat und selbst an Laufgräben und Verschanzungen arbeitete; General von Werder schloß aber aus den verschiedenen Meldungen sehr richtig, daß in den nächsten Tagen der Rückzug fortgesetzt werden würde, und ließ alle Maßregeln eintreten, die für den Erfolg der Belagerung

von Belfort nöthig erschienen; sodann war er darauf bedacht, den Feind nicht aus dem Auge zu verlieren, und ordnete am 19. Januar nach Versammlung der badischen Division auf dem rechten Flügel an, daß von dieser wie von den Generalen von der Goltz und von Schmeling Avantgarden vorgetrieben würden, mit der Weisung, Fühlung am Feinde zu gewinnen, ihn zu beunruhigen und ihm Gefangene abzunehmen, da seine Kräfte zu einer unmittelbaren Verfolgung der erheblich zahlreichern Armee nicht ausreichten.

Der letzte Abschnitt führt uns vor Paris. Dort hatten gegen das Ende des Jahres 1870 die Vertheidiger den Versuch gemacht, der Einschließung gleichsam mit der Contreapproche zu begegnen, indem sie ausgedehnte Laufgräben in verschiedenen Richtungen vorführten und zahlreiche Batterien mit Festungsgeschütz armirten; erst nachdem die Stellung der Franzosen auf dem Mont Avron drohend geworden, hatte man die Belagerungsartillerie in Wirksamkeit gebracht und diesen niedergekämpft. Demnächst wurden die verfügbaren Geschütze dazu verwandt, ein erneutes Festsetzen der Franzosen auf dem Mont Avron zu verhindern, sowie einerseits das Marnethal, andererseits die Ebene von Bondy und die gegen Le Bourget gerichteten Angriffsarbeiten zu beschießen.

War auch das ergänzte 1. bairische Corps auf dem rechten Seine-Ufer zur Verstärkung der Einschließung eingerückt, so hatte doch im Süden von Paris die fortificatorische Offensive des Belagerten sich so bedrohlich gestaltet und die Einschließungstruppen standen den feindlichen Werken so nahe, daß die beständige Gefahr selbst der Hauptstellungen, von den schweren Geschossen erreicht zu werden, dazu nöthigte, dem Gegner mit der gleichen Waffe zu begegnen.

Am 3. Januar wurden die schon seit längerer Zeit fertig gestellten 17 Batterien der Südfront sowie die des Nebenangriffs vom 6. Corps armirt, ferner Feldbatterien dieses und des 2. bairischen Corps aufgestellt, sodaß am 4. Januar morgens 98 Geschütze des Hauptangriffs schußfertig standen, denen im ganzen etwa 680 feindliche Geschütze entgegentreten konnten.

Am 5. Januar morgens begann die Beschießung mit günstigem Erfolge; denn wenn auch das entfernte und schwächer bekämpfte Fort Montrouge nicht zum Schweigen gebracht wurde, so stellte doch Fort d'Issy schon nachmittags die Action fast gänzlich ein, Fort Vanvres und die Zwischenbatterien antworteten nur unregelmäßig. Mehr und mehr trat später die artilleristische Ueberlegenheit der deutschen Batterien zu Tage, sodaß, wenn auch die Stadtumwallung nicht niedergekämpft werden konnte, doch die Einschließungstruppen vom Feuer des Feindes befreit wurden; inzwischen beschoß auch ein Theil der 15-Centimeter-Geschütze trotz des lebhaften Feuers vom Hauptwall die Stadt täglich mit 3—400 Granaten. Das Näherrücken des Angreifers veranlaßte die Franzosen zu Ausfällen, die ohne Erfolg blieben.

Auch im Osten des Platzes hatten die deutschen Belagerungsgeschütze über die viel zahlreichere Artillerie des Gegners völlig die Oberhand gewonnen; auf der Nordseite waren häufige Ausfälle versucht worden, welche zur langen Bereithaltung der Reserven nöthigten, daher wurde der artilleristische Angriff auch gegen die Nordfront von Paris, gegen St.-Denis zur Ausführung gebracht.

Inzwischen hatten sich die Zustände der französischen Hauptstadt durch den Mangel an Lebensmitteln, durch die Kälte und viele Entbehrungen sehr verschlimmert. Dazu gesellte sich die Gefährdung durch die deutsche Artillerie und die, freilich wenig berechtigte Hoffnung auf nahen Entsatz. Mit Rücksicht auf die in Frankreich so maßgebende öffentliche Meinung wurde auch unter den Mitgliedern der Regierung einem erneuten Massenausfall das Wort geredet und am 15. Januar ein solcher gegen die deutschen Linien bei Montretout, Garches und Buzanval wirklich beschlossen, wo sich große Truppenmassen versammeln konnten, ohne dem Feuer der deutschen Artillerie ausgesetzt zu sein. Nachdem am denkwürdigen 18. Januar in Versailles die Einheit der deutschen Nation unter Kaiser Wilhelm feierlich verkündet worden, führte am 19. Januar morgens General Trochu 90000 Mann in drei Colonnen gegen die Aufstellung des 5. Corps vor. Der Angriff erfolgte indeß wegen der Reibungen beim Anmarsch, die das Eintreffen der Truppen auf den Sammelpunkten wesentlich verspäteten, nicht gleichzeitig, sondern zuerst mit der linken Flügelcolonne, während die beiden andern Colonnen noch nicht entwickelt waren; er wurde vor der eigentlichen Vertheidigungslinie des 5. Corps von diesem, ohne Verwendung der bereit gehaltenen Reserven des 2. bairischen Corps und der Garde-Landwehr, jedoch unter Mitwirkung von vier Batterien des 4. Corps und einiger Batterien der Garde-Landwehr, zum Stehen gebracht und scheiterte dann auf der ganzen Front nach einem Verlust von 189 Offizieren und 3881 Mann. Das 5. Corps büßte bei der Behauptung seiner Gefechtsstellung 40 Offiziere und 570 Mann ein. Am 21. Januar morgens wurde im Norden das Feuer aus den Batterien gegen die Stellungen bei St.-Denis und während der Nacht gegen dieses selbst eröffnet, zwei Tage darauf die Artillerie des Platzes überwältigt und nach Vorschiebung der Batterien die Einleitung des förmlichen Angriffs ermöglicht. Wie nach sechstägiger Beschießung die auf 80 Geschütze verstärkte Artillerie des Angriffs eine sehr bedeutende Wirkung gegen die Forts La Briche und Double Couronne ausübte, so waren auch auf der Südfront die Forts durch die Angriffsbatterien schwer beschädigt worden, und auch sie hätten einem förmlichen Angriff nur noch geringen Widerstand entgegensetzen können. Wenn auch die Stadt-Enceinte bis zu Ende thätig blieb, näherte sich doch die artilleristische Vertheidigung der Erschöpfung; auch kam es nicht mehr zu offensiven Unternehmungen; schon am 20. Januar erklärte General Trochu jeden fernern Befreiungsversuch für aussichtslos; dazu schwand nach Gambetta's Depesche über den Miserfolg bei Le Mans die

Hoffnung auf Entsatz von außen, und die Untersuchung der Vorräthe an Lebensmitteln ergab, daß diese nur noch bis zum 24. Januar reichten. So konnte man in Paris nicht umhin, einzusehen, daß kein anderer Ausweg als die Capitulation übrigblieb. Am 23. Januar erschien Jules Favre in Versailles, um darüber zu unterhandeln, am 26. Januar nachts 12 Uhr wurden die Feindseligkeiten eingestellt, und am 28. Januar gelangte ein Waffenstillstand von 21 Tagen zur Annahme, wobei jedoch die Departements Doubs, Jura und Côte d'Or sowie Belfort ausgeschlossen blieben. Die gesammte Besatzungsarmee von Paris wurde kriegsgefangen, aber einstweilen nicht abgeführt. Die Linientruppen, Mobilgarden und Marinesoldaten, mit Ausnahme von 12000 Mann zur Aufrechthaltung der Ordnung, lieferten sogleich ihre Waffen ab. Am 29. Januar fand die Besetzung sämmtlicher Forts und von St.-Denis durch deutsche Truppen statt. Die französische Armee lieferte 602 Feldgeschütze, 177000 Gewehre, 1200 Munitionswagen ab; das erbeutete Festungsmaterial bestand in 1362 Defensionsgeschützen, 1680 Lafseten, 860 Protzen; an Munition wurden $3^1/_2$ Millionen Chassepotpatronen, 7600 Centner Pulver, 200000 Granaten für gezogene Geschütze und an 100000 Bomben für Mörser vorgefunden.

Nach hundertzweiunddreißigtägiger Einschließung wurde nun ein Theil der Streitkräfte verfügbar, um im freien Felde das Ende des Kriegs zu erkämpfen.

Diesem Heft sind außer einer Uebersichtskarte vortreffliche Pläne der Schlachten und Gefechte wie der Belagerung von Belfort und zahlreiche Skizzen beigefügt, welche die Stellungen des 14. Corps und der französischen Ostarmee vom 8. bis zum 14. Januar abends verdeutlichen.

Neueste Romane.

(Beschluß aus Nr. 27.)

1. Die beiden Russinnen. Roman von Johannes van Dewall. Zwei Bände. Stuttgart, Hallberger. 1881. 8. 8 M.
2. Nadina. Roman von Johannes van Dewall. Drei Bände. Stuttgart, Hallberger. 1881. 8. 10 M.
3. Sesam. Roman von Robert Byr. Drei Bände. Stuttgart, Hallberger. 1881. 8. 10 M.
4. Seraphine. Eine Erzählung von U. Z. v. M. Zwei Bände in drei Abtheilungen. Leipzig, Böhme. 1881. 8. 10 M.

„Seraphine" (Nr. 4). Eine Erzählung von einem unbekannten Verfasser, und täuscht uns nicht alles, so haben wir in diesem eine Kraft ersten Ranges zu begrüßen. Wir wissen nicht, was den Autor dazu bestimmte, anonym zu bleiben; denn das Vorsetzen der Anfangsbuchstaben eines Namens, den herauszufinden sonst gar keine Anhaltpunkte geboten sind, kommt der vollständigen Anonymität gleich. Wir haben keine Befugniß, nach den Gründen zu suchen oder mit dem Autor zu rechten; steht er ja durch sein Verborgenbleiben nur dem Ruhm des eigenen Namens im Wege; denn auf seinem Felde gehört er gewiß der glänzendsten Gesellschaft an: „Nennt man die besten Namen. . . ."

Ein tief greifender Beobachter des Menschen- und Seelenlebens und ein glänzender Zeichner desselben. Der Inhalt der zwei Bände ist außergewöhnlich reich, ein geradezu staunenswerthes Material verarbeitet — das vollständigste moderne Gesellschaftsbild deutschen Lebens auf dem gewaltigen Hintergrunde des Deutsch-Französischen Kriegs. Die nach den verschiedensten Richtungen hin sich erstreckende Handlung ist groß, bedeutsam; die sehr verwickelte Composition consequent, fest und sicher; die Sprache ungekünstelt, natürlich, gemessen und schön. Die Zeichnung der Charaktere, die den Kernpunkt der gesammten Darstellung ausmacht, gibt den Boden des realen Lebens nicht auf und ist doch von einem idealen Hauch getragen. Wenn auch einzelne Personen etwas bizarr erscheinen, im ganzen haben sie vollkommene psychische Wahrheit in sich, heben sich klar und ungemein anziehend ab; und mit gespanntem Interesse verfolgen wir ihre Entwickelung und ihr Schicksal. Ueber dem ganzen Gebilde liegt ein Zug des Vornehmen und Gediegenen, und ich stehe nicht an zu constatiren, daß diese Schöpfung zu den vorzüglichsten zählt, die mir seit Jahren vor die Augen gekommen; es ist Gehalt, ist Kern darin, etwas solid Architektonisches.

Will der Leser dieses sehr gedrängten Referats eine klarstellende Idee von der bewegten Welt gewinnen, in deren Kreisen er verkehrt, und von dem, was in ihr geschieht, so überblicke er zunächst dies summarische Tableau.

Es sind drei Mittel- und Ausgangspunkte der ungemein reichen und verwickelten Handlung, und Folgendes ist die Stellung der Hauptpersonen zu ihnen:

1) Das Landhaus des alten Obersten von Sternheim, in welchem sich als Adoptivkinder die drei Geschwister befinden: Malthus, Offizier im Werther'schen Regiment, wird Gemahl der Gräfin von Rhede; Seraphine, die ausgesprochene Hauptgestalt, lange halb gelähmt, wird schließlich Gattin des Barons St.-Alban; Stella, wird Gattin ihres Jugendfreundes Leon.

2) Das städtische Haus des gleichfalls zum Obersten aufgerückten Herrn von Werther, der Sternheim's energische Tochter Julia, „die Mutter des Regiments", geheirathet. Die Kinder aus dieser Ehe sind: Leon, erst zerfahrener Dilettant in Literatur und Kunst, hernach tüchtiger Krieger; und Leona, eine Zeit lang von ihrer Bestimmung abgeirrte Weltdame und unglückliche Gemahlin eines Herrn von Lettow, der im Deutsch-Französischen Kriege fällt, dann die

geläuterte und glückliche Gattin des ausgezeichneten Rittmeisters von Adlerstein, dem im Grunde trotz alles Miskennens und Sträubens von jeher ihr Herz gehörte.

3) Das finster einsame Waldschloß Tannhausen, dessen dermalige interessante Insassen die beiden Verwandten sind: der ältere Baron von St.-Alban, der, vermöge eines mit Seraphine's Geschick aufs engste verflochtenen Verhängnisses zum finstern ruhelosen Wanderer oder Pilger geworden, erst spät eine lohnende Lebensbestimmung findet, mit ihr die Sühne und das Glück; und die junge Gräfin Sibylle von Rhede, ein in der weltabgeschiedenen Einsamkeit aufgewachsenes, unschuldig naives und reines Naturkind, das erst für das Leben in der Welt und Gesellschaft zugeschliffen werden muß, wozu sie übrigens alle Körper- und Geistesanlagen hat.

Noch drei andere Personen greifen gewichtig in den Gang der Handlung ein: der obengenannte Rittmeister des Werther'schen Regiments, Herr von Adlerstein, ein Prachtmensch, Helfer, Berather und Wohlthäter aller; die reiche, glänzende, mit ganz außerordentlichen Geistesgaben und Körpervorzügen ausgestattete und doch nicht glückliche Gräfin Ellas — ein psychisches Räthsel ersten Ranges: heute verführerische Weltdame, morgen Diakonissin und büßende Betschwester; erst mit allen Männern spielend und kalt bleibend, faßt sie auf einmal Feuer für jenen herrlichen Rittmeister; zum ersten mal liebend und zum ersten mal abgewiesen, da ihm immer Leona's Bild vorschwebt, geht sie ins Kloster, dem Frieden nachjagend, den ihr die Welt nicht gegeben; drittens die auf Vertrautheit mit einem schändenden Familiengeheimniß pochende, der sinnlos geizigen alten Mutter St.-Alban's gegenüber fast als Herrin auftretende Haushälterin auf Tannhausen, eine Französin Mademoiselle Therese, die auf die Hand des sonderbaren Barons speculirt, zu dem Zweck selbst nicht vor dem Verbrechen des Mordes zurückscheut und schließlich durch ihre tolle Leidenschaft in Wahnsinn gestürzt wird.

Wir haben sonach zehn Hauptpersonen vor uns.

Hierzu kommt, um den Rahmen noch weiter zu spannen, daß wir durch ein Familienmemorial summarisch mit der herzbewegenden Geschichte der Aeltern jener drei interessanten Geschwister bekannt gemacht werden.

Nehmen wir endlich hinzu, daß wir aus der Ferne ein Stück der riesigen Kriegsgeschichte hereinragen sehen, daß ferner einige hochromantische Scenen — raffinirter Mordversuch, Schloßbrand u. a. m. — mitspielen: da muß uns wol klar werden, daß überwältigend viel Handlung in den zwei Bänden knapp zusammengedrängt ist.

So viel zur resumirenden Uebersicht; der Rahmen ist voll bis zur straffen Spannung.

Die Geschichte hebt an mit einer unfreiwilligen Begegnung zwischen Malthus und den ein wenig als verzauberte Gestalten geltenden neuen Herrschaften auf Tannhausen. Das gibt dem Autor Anlaß nicht blos zur Vorführung der drei Geschwister, sondern auch zu einer kurzen Geschichte der Aeltern, und diese schon ist eigenartig und bedeutsam. Der Vater, aus einer verarmten Seitenlinie der Edlen von der Tanne stammend, denen von jeher die reichen Besitzungen zu Tannhausen gehörten, ist von dem letzten, etwas wunderlichen und kinderlosen Freiherrn daselbst adoptirt und vollständig so erzogen und gehalten worden, als sei er Sohn und Erbe des Hauses, was er auch meint. Er lernt wenig anderes als ritterliche Uebungen, wird Husar, glücklich verheirathet, und lebt als unabhängiger Herr auf dem alten Schlosse. Da stirbt der alte Freiherr ohne Testament, und nun treten die gräflich Rhede'sche und die freiherrlich St.-Alban'sche Familie als die berechtigten Erben auf, und der bisherige Herr ist ein Bettler, dazu an keine Arbeit gewöhnt. Nach langen Kämpfen mit sich und seinem Stolze nimmt er die Stelle des Försters bei einer nahen herrschaftlichen Familie an und lernt mit Noth sich bescheiden. Da kommt über ihn das schwerste Unglück: er verliert bei der Geburt des dritten Kindes die ausgezeichnete Gattin, den Schutzengel des Hauses; nach dem Tode des Vaters aber finden die Kleinen ein Asyl in der befreundeten Familie Sternheim.

Das ist die Vorgeschichte, und so stehen die Dinge in dem Augenblick, da unsere eigentliche Erzählung anhebt: die von der Tanne'schen Kinder sind groß gewachsen; das Entscheidende liegt in dem solchermaßen gestalteten Verhältniß des Hauses Sternheim zu Schloß Tannhausen. Aber da tritt noch ein hochbedeutender Umstand hinzu, an welchem Schürzung und Lösung des Knotens zum stärksten Theil, an welchem die Hauptpartie der ganzen Entwickelung hängt. Seraphine, ein wunderbar fein organisirtes Wesen, hat als Kind im Försterhaus von der verhängnißvollen Wendung des Familienschicksals gehört und sich in den Kopf gesetzt, sie, die Kleine, wolle nach dem ihr unbekannten Tannhausen pilgern und von den jetzigen Herren des Gutes erbitten, daß sie es ihren Aeltern wieder zurückgeben. Richtig, der kindliche Einfall wird zur That. Nach einem ihre Kraft aufreibenden Tagesmarsch kommt sie auf die Brücke vor dem Schloß, halb zerfetzt, einem Bettelkind ähnlich, und wird von dem wilden Knaben St.-Alban in den Bach hinuntergestoßen; mit Mühe gerettet, bleibt sie von da an krank und halb gelähmt. Das ist nun der nagende Wurm in dem aufwachsenden ernsten Jüngling und Mann, der finstere Schatten, der sein ganzes Leben verdunkelt. Er pilgert ruhelos in der Welt herum, findet an nichts Freude und auch keine Lebensbestimmung. Ein wenig hellt sich sein Gemüth auf, als er einen Vermittler gefunden, der im Verborgenen den Geschwistern manche Wohlthat erweisen kann; fast hat er vor, ihnen das reiche Tannhausen zurückzugeben, er weiß nur nicht wie. Zu diesem Zweck fängt er an zu bauen und zu wirthschaften, nachdem er Jahrzehnte lang alles vernachlässigt hat und verfallen ließ. Aber den rechten Frieden findet er erst, als das Schicksal ihn mit Seraphine in freundliche, immer intimer werdende Beziehung gebracht und er es endlich nach schwerem Ringen ihr ab-

gewonnen, daß sie seine Gattin werden will; dabei wird sie fast wie durch ein Wunder, nämlich durch eine gewaltsame Gemüthserschütterung, auf Einen Schlag vollständig geheilt und nun auch selber wahrhaft glücklich.

Verfolgen wir den Gang des Romans nach seinen andern Richtungen. Das Nächste, was sich vordrängt, ist die Geschichte von Leon und Stella, den Unzertrennlichen: jener zwar in verschiedener Hinsicht talentbegabt, aber zerfahren und willenlos, verbittert und verbissen, einer großen Schulung und Läuterung bedürftig, die sich auch an ihm vollzieht; sie dagegen ein feines und hingebendes Weib, das mitfühlt, duldet und hofft, bis endlich über den in Selbstverzärtelung verwöhnten Mann der rechte Segen kommt. Aus der Jugendfreundschaft der beiden wird unerwartet Liebe, und sie verloben und verheirathen sich, obgleich nicht Seraphine allein, die feinstfühlende, sondern beide Familien ihre Bedenken haben und nicht an eine glückliche Ehe glauben können. Im Anfang leben sie unter bescheidenen Verhältnissen, da der junge Mann gezwungen ist, für die Familienexistenz seine Talente einzusetzen und auszunutzen, was ihn wieder verstimmt und verdrossen macht; dann kommen sie auf einmal zu Pracht und Reichthum, aber das frommt noch weniger, da unterdeß eine andere Prüfung über sie hereingebrochen ist. Leon, der sich als junger Künstler fühlt und gerirt, ist widerstandslos in den Bann der dämonischen Reize jener Gräfin Ellas verfallen, die einen Augenblick mit dem Nichtigen spielt und ihn dann furchtbar enttäuscht heimschickt. Damit ist all seine Kraft und all sein Wille gebrochen; er siecht an der unheilbaren Krankheit des moralischen Selbstaufgebens, bis ihn das Schicksal herausreißt. Der 1870er Krieg bricht los, und auf einmal kommt es wie eine Offenbarung über ihn, daß hier sein Platz sei, eine wirkliche Bestimmung, die er zunächst nur mit dem Gedanken ergreift, als Mann sterben zu wollen. Er wirft sich mitten in den wildesten Kampf, begeht eine kecke That nach der andern, wird belobt, ausgezeichnet, decorirt; aber was mehr werth ist als alles — er ist ein Mann geworden. Als der zuvor blondlockige und etwas gezierte Junge als gebräunter Husar in die Arme seiner erstaunten Gattin zurückkehrt, die stille wartend immer die gleiche geblieben, da ist der Friede in die Herzen und das Glück in die glänzende Wohnung eingekehrt, und die Ehe, jetzt erst auf sicherm Grunde stehend, fängt gewissermaßen von vorn und besser an. Die hochbedeutsame Wandlung dieses Charakters ist eine der psychologischen Hauptaufgaben der Erzählung und eine der bestgelösten.

Eine ähnliche Geisteswandlung, und das ist die zweitbedeutende, geht mit Leon's Schwester vor. Sie ist als Kind unter den Augen des ruhig ernsten, aber tief fühlenden und hochgebildeten Rittmeisters von Adlerstein aufgewachsen, und hat sich bereits mit ihm, dem alles Bessere in ihr angehört, halb und halb verlobt, als falsche Pensionserziehung sie für eine Zeit gegen ihr besseres Wissen und Gewissen zur leichtfertigen Weltdame umwandelt. Sich selbst und den ruhig zurückhaltenden Offizier miskennend, wirft sie sich einem unedel denkenden Reichen in die Arme, sucht sich eine Zeit lang in den Tollheiten des fashionabeln Treibens zu zerstreuen und zu vergessen, bis der Geist einer reinern Jugend wieder in ihr einkehrt und damit die totale Umkehr. Nun zerfällt sie vollends mit ihrem ganz in gemeiner Oberflächlichkeit aufgehenden Herrn Gemahl, mit dem freilich von jeher nichts anderes als die Convenienz sie zusammengehalten hat; sie erfährt gar von dem rohen Burschen Mishandlung, duldet aber still und wird in sich reifer und reiner. Als der Mann, wenigstens ein tapferer Krieger, umkommt und sie nach alter Sitte die Witwentrauer überstanden, da greift in seiner eigenen sinn- und kraftvollen Weise der Rittmeister ein, wohl bewußt, daß erst jetzt die rechte Leona, die im Grunde des Herzens immer die Seine war, zum vollen Leben erwacht sei; und er gewinnt sie zur glücklichen und beglückenden Gattin. Also die zweite tiefgreifende Seelenentwickelung! Die Darstellung, auf welchem höchst eigenartigen und geistvoll durchdachten Wege der Rittmeister die immer noch gegen ihr tiefstes Gefühl sich Sträubende endlich zur vollen Erklärung ihrer Liebe bringt, hat etwas tief gemüthreich Ansprechendes; so handelt nur der Mann von großen Mitteln und hervorragenden Geistesgaben.

Ungemein interessant, schicksals- und wechselreich, und dabei auch wieder einige hochwichtige Geistes- und Seelenphasen bergend, ist das Leben auf dem düstern Schloß Tannhausen. Wir sahen schon, welch ein reiches und schweres Geistesleben der Baron von St.-Alban durchkämpfte, und welche Gestaltung oder Entfaltung bis zum richtigen, gesunden Abschluß. Aber auch die andern Personen! Vom Kinde, das, fast wie in einer einsam verzauberten Welt, in einer halbwilden Waldgefangenschaft lebt, entwickelt sich die Gräfin Rhede ganz organisch durch allerlei vermittelnde Stufen der Welterziehung und des allmählich ihren Horizont erweiternden Gesellschaftslebens, ohne den Duft der unberührt reinen Natur zu verlieren, bis zu jener Reife, die sie zur würdigen und tüchtigen Gattin des als Husarenoffizier ausgezeichneten und als Mensch braven Malthus macht. Aber alle Personen, die mit dem romantisch geheimnißvollen Waldidyll und seinen übrigen interessanten Charakteren näher verflochten sind, tragen etwas Befremdendes, fast Mysteriöses, etwas Weltverlorenes an sich, gleich dem düstern alten Castell selbst mit seinen zum Theil vermauerten Räumen, in denen man sich verirren und verhungern könnte, wie das wirklich der neugierig spähenden jungen Gräfin fast einmal begegnet war. Seltsame Dinge geschehen in dem unheimlichen Waldschloß; führen wir nur zwei Thatsachen an. Die im abscheulichsten Geiz verknöcherte alte Baronin zündet schließlich, als die Reichthümer der Gräfin Rhede in fremde Hand kommen, im halben Wahnsinn ihr Gemach an; ein großer Theil des alten morschen Schloßgebäudes verbrennt, die Alte mit. Als die Haushälterin Therese in der jungen

Gräfin eine Rivalin um die Hand des Barons vermuthet, riegelt sie die in den abgelegenen unbewohnten und moderigen Gemächern Umherstöbernde mit der teuflischen Absicht ein, daß sie verhungern solle; und als später eben dieselbe in Seraphinen die nun gefährlichere Nebenbuhlerin erkennt, ist sie kurzweg entschlossen, sie gewaltsam umzubringen: Seraphine sitzt einmal beim Besuch allein im Schloßgarten nahe dem Teiche, da stürzt jene mit gezücktem Dolch auf sie los; aber zu rechter Zeit kommt der Baron dazu, und das Resultat ist das umgekehrte, das denkbar glücklichste. Der furchtbare Schreck des Augenblicks hat auf Seraphinens Nerven wie eine gewaltige galvanische Batterie gewirkt; sie macht in der Erregung den Versuch aufzuspringen, und es gelingt. Von dem Augenblick an ist ihre Lähmung gewichen, statt des Todes Gesundheit gewonnen.

Nun im besondern einen Blick auf die Gestaltung der zwei eigenartigsten Charaktere, in welcher vollends der Kern des Werks liegt. An der Spitze steht natürlich die Titelfigur. Diese duldende und tröstende und segnende Kranke mit dem vergeistigten Ausdruck und dem so schön passenden Namen Seraphine, den ihre Umgebung gern schmeichelnd zum Engelnamen Seraph abkürzt, ist eine der allerfeinsten Gestalten, die ich seit langem aus der Feder eines Seelenzeichners hervorgehen sah, von absolut idealer Schönheit. Sie, zu der sie alle in Seelenängsten und Geistesnöthen, in Anliegen und Kämpfen des Lebens wallfahrten, um von ihr mit feinstem Takte Rath und Trost, Hülfe und Erbauung zu erhalten, ist wie nach Naturbedingung der erleuchtete und mitfühlende Tröster aller. Sie denkt am allerwenigsten an sich, vergißt die eigenen Gebrechen, erzittert aber wie eine aufs zarteste organisirte Sensitive unter jedem Leid oder jeder Verirrung der im Leben ihr nahestehenden Personen. Sie hat in der That etwas an sich, was an die Vorstellung von Engeln erinnert — eine Seele von durchsichtiger Klarheit und dazu vergeistigte Schönheit; über dem ganzen gebrechlich zarten Wesen liegt es wie Duft.

Mit Theilnahme aber blicken wir auf die andere Gestalt, die Gräfin Ellas, die dämonische; sie ist eine Sphinx, ein Chamäleon, das in tausend Farben schillert, ein Räthsel; ob überhaupt eine Möglichkeit, muß ich unentschieden lassen. Entzückend, bezaubernd, sinnverwirrend schön; sie wird in einigen Positionen gezeichnet, die bei alle dem feinst ätherischen Hauche, der über ihnen schwebt, etwas Bestrickendes haben. Auch an dieser Gestalt ist lauter Duft und Farbe, aber mit einem Beisatze des Diabolischen; das Herz steht uns still, wenn wir der stolzen Fee in die meerartig schillernden Augen blicken. Wenn irgendwo das spitze Wort eines geistreich bittern Schalks unter unsern Schriftstellern zutrifft: „Genau bei Weibern kann man nicht wissen, wo der Engel aufhört und der Teufel anfängt", so paßt es auf die Gräfin Ellas. Ueberaus reich, unabhängig und geistvoll, spielt sie mit dem Leben Ball und knechtet alle Männer, die sich ihr nahen, um sich vor ihr in die Knie zu werfen. Heute Betschwester und Diakonissin, die Hospitäler und Armenwohnungen besuchend, die sie selber begründet und leitet, tollt sie morgen in recht zweifelhaften Situationen und Häusern die Nächte durch. Wir glauben ihr übrigens, was in stillen reflectirenden Augenblicken bei ihr zum Ausdrucke kommt, daß sie den Seelenfrieden sucht und nicht findet. Für einen Geist dieser Art ist es ganz natürlich, daß sie im Kloster endet, als endlich in ihr die allmächtige Liebe und gerade zu dem Manne ausbricht, der allein sie unbeachtet läßt. Wir schwanken dieser Erscheinung gegenüber fortwährend zwischen Bewunderung, Bangen und Verwünschung. In etwas werden wir an die Lorelei erinnert, und in etwas an eine noch nicht lange verstorbene vornehme deutsche Schriftstellerin.

Nun eine kleine Stilprobe zum Schluß. Ich wähle den Moment, da die räthselhafte Gräfin in die Geschichte eintritt. Man führt eben in der Gesellschaft lebende Bilder vor, und natürlich fällt der glänzenden Erscheinung die erste Rolle zu. Es heißt:

Man blickte in ein mit orientalischen Divans möblirtes Gemach. Den Hintergrund bildete ein hohes, mehrbogiges Fenster, durch das man in die sandige Ebene sah. Einzelne Palmen und eine ferne, weißblinkende Stadt schienen in Duft zu verschwinden. Nach momentaner Stille trat, begleitet von sechs verschiedenen Sklavinnen, eine ebenfalls fein verschleierte schlanke, hohe Gestalt auf die Bühne. Sie war in orientalischer Phantasietracht, reich mit goldenen Ketten und Spangen geschmückt. Eine Art Kaftan aus dunkelrother Seide, über welchen der durchsichtige Schleier fiel, umschloß den sylphidenhaft feinen geschmeidigen Oberkörper. Unter den Falten der tiefblauen türkischen Pantalons erschienen zwei Füßchen in glänzenden Saffianstiefeln, so zierlich, so schmal, daß man meinte, sie berührten nicht den Boden, als die Verschleierte heranschwebte und einen Augenblick mit gesenktem Haupt und über der Brust gekreuzten Armen, demüthig und anmuthig grüßend, vor der Gesellschaft stehen blieb. Wahrlich, eine zauberhafte, fremdländische Erscheinung! Man empfing den Eindruck, daß dieselbe sich nicht maskirt habe, sondern in dem ihr natürlichen Elemente sei, so orientalisch weich und schmiegsam war jede Bewegung, so heimisch schien sie in Sitte und Haltung zu sein.

J. J. Honegger.

Kleine Geschichten.

1. Junges Blut. Geschichten von Balduin Groller. Leipzig, Wartig's Verlag. 1880. 8. 5 M.

Die Ueberfülle von Novellen, mit denen der Büchermarkt überschwemmt ist, macht mistrauisch. Die uns vorliegenden Novellen können wir indessen aufs beste empfehlen. Wohl ist es noch kein Meister, der uns für die Gebilde seiner Phantasie hinzureißen versteht, es sind zumeist nicht besonders interessante Figuren, deren Bekannt-

schaft wir machen; allein die Geschichten, die uns Groller erzählt, sind von einem so anspruchslosen, wohlthuenden Humor durchdrungen, daß sie nothwendig ein behagliches Gefühl hervorrufen müssen. Es sind fast ausschließlich seelensgute Menschen, mit denen uns der Verfasser bekannt macht; die weniger guten, Lothar von Aichen und der Ministerpräsident Graf Planer, sind wol etwas schablonenhaft gezeichnet. Wer einige Stunden angenehm verbringen will, nehme getrost Groller's Geschichten zur Hand; wenn er nicht zu anspruchsvoll ist, wird er sein Ziel erreichen. Auf eine nachhaltigere Wirkung sind die Erzählungen nicht berechnet.

Am besten hat uns die dritte Novelle „Ueber und unter dem Striche" zugesagt; das Journalistenleben ist hier mit einer fast meisterhaften Anschaulichkeit und Lebendigkeit geschildert. Dr. Friedrich August Lebernist Voigt, der ebenso gelehrte und herzensgute als ängstliche Ersatzredacteur der „Controle", ist eine Prachtfigur, welche wol verdiente in ein Lustspiel aufgenommen zu werden. Es gehört eine nicht gewöhnliche Begabung dazu, um diese Figur zu schaffen; sie gibt uns die Bürgschaft, daß Groller noch Tüchtiges leisten mag, und wir hoffen, ihm in Zukunft häufiger zu begegnen.

2. Des Feldschers Erzählungen von Z. Topelius. Aus dem Schwedischen. Erster Cyklus: Gustav Adolf und der Dreißigjährige Krieg. Autorisirte Uebersetzung. Leipzig, Wartig's Verlag. 1880. 8. 3 M.

Offen gesagt, hat uns das Buch arg getäuscht; nachdem der Verfasser in einem Vorwort die Person und das Leben eines Feldschers aus dem vorigen Jahrhunderte dargestellt, welcher wol geeignet ist, unsere vollsten Sympathien zu gewinnen, läßt er denselben eine Geschichte aus dem Dreißigjährigen Kriege erzählen, die wir ihm gern erlassen hätten. Es ist ein landläufiger Dutzendroman, der einer Uebersetzung um so weniger werth war, als man sich wahrlich nicht über den Mangel an dieser Art Romanen beklagen kann. Weder der ritterliche König Gustav Adolf, den fast ein Glorienschein umgibt, noch der schurkische Jesuit, dem ein Giftmord ein Kinderspiel ist und der allen Ernstes daran denkt, in der guten Stadt Würzburg ein Autodafé zu veranstalten, noch die schwärmerische Bischofsnichte, Fräulein Regina von Emmeritz, „die Südländerin", welche den schwedischen König zu bekehren hofft, vermögen uns besonders zu erwärmen.

Der Handlung fehlt es wol nicht an Spannung, der Verfasser verfügt auch über einen gewissen Humor; allein wer glaubt heutzutage noch an die wunderthätige Kraft eines eisernen Ringes, wer an Bauermädchen, die des Königs Liebe gewinnen, wer an Bauern, die ihre Söhne zu Königen erhoben wissen wollen und ihnen fluchen, daß sie den Adelstitel angenommen haben. Wer hieran glaubt, der mag es allenfalls versuchen, des Feldschers Erzählungen anzuhören; wir wollen niemand dazu rathen. Die Uebersetzung glauben wir als eine gelungene bezeichnen zu können, insoweit ein Urtheil hierüber ohne Vergleichung mit dem Original thunlich erscheint.

Heinrich Katscher.

Feuilleton.

Deutsche Literatur.

In dritter Auflage liegt die Schrift Arthur Schopenhauer's: „Die beiden Grundprobleme der Ethik", behandelt in zwei akademischen Preisschriften, vor (Leipzig, F. A. Brockhaus). Diese beiden Abhandlungen, von denen die erste am 26. Januar 1839 von der Königlich Norwegischen Societät der Wissenschaften zu Drontheim gekrönt ward, ergänzen sich gegenseitig, wie Schopenhauer selbst sagt, zu einem System der Grundwahrheiten der Ethik.

— Von Ludwig von Rönne's „Staatsrecht der preußischen Monarchie", vierte vermehrte und verbesserte Auflage (Leipzig, F. A. Brockhaus), sind die ersten fünf Lieferungen erschienen, womit der erste Band abschließt. Derselbe beschäftigt sich mit der neuen Verfassung Preußens, der Volksvertretung, der gesetzgebenden Gewalt und ist daher für ein großes Publikum von besonderm Interesse, indem der Autor ein höchst reichhaltiges neues Material liefert.

Theater und Musik.

Eine Specialität unserer für volksthümliche Dialekte sich lebhaft interessirenden Zeit ist das oberbairische Volksschauspiel, welches durch die Mitglieder des münchener Gärtnerplatztheaters in Berlin und Leipzig eingeführt wurde. Nachdem Fritz Reuter's „Onkel Bräsig" und „Hanne Nüte" in mehrfachen Bearbeitungen auf die Bühne gekommen sind und theatralische Reuter-Virtuosen wie Junkermann und Schelper für die Propaganda dieser plattdeutschen Stücke wirken, nimmt das Oberbairische das gleiche Recht für sich in Anspruch, wie es ja der österreichische Dialekt schon seit langer Zeit besitzt. Freilich herrschte bisher auf der Bühne der Dialekt mehr in Episoden von humoristischer Färbung oder in kurzathmigen Einacetern, während er jetzt beginnt, für große, den Abend füllende Dramen das ausschließliche Colorit herzugeben. Wir können dieser Caprice des Zeitgeschmacks keine Dauer voraussagen; es sind dies Ueberwucherungen des geraden Wuchses unserer Literatur, die nur in der nationalen Schriftsprache feste Wurzeln schlagen kann. Das oberbairische Volksstück, in tüchtiger Darstellung, mit der unerlaßlichen decorativen Ausstattung, welche die Vorgänge mit einem Panorama der Alpenwelt umrahmt, hat durch die Naivetät und Quellfrische der Sprache und der Volkssitten auf der Bühne auch bei anders redenden Menschen Glück gemacht, obschon die erste Folge des Dialekts auf der Bühne eine Erschwerung des Verständnisses ist. Es wurden bei diesem Ensemblegastspiel — ebenfalls einer, seit dem Vorgang der Meininger zur signatura temporis gehörigen Erscheinung — vorzugsweise zwei Stücke zur Aufführung gebracht: „Der Hergottschnitzer von Oberammergau" und „Der Proceßhansl", beide Stücke von Ganghofer, dem eigentlichen Poeten, verfaßt in Gemeinschaft mit Neuert, dem kundigen Regisseur, der ihnen die bühnengerechte Fassung gab. In beiden Stücken fehlt es nicht an

Genrebildern: das Leben auf der Alm, das oberbairische Wirthshausleben, der Kegelschub, an dem sich die Mädchen tapfer betheiligen, die Sitzung der Dorfobrigkeit, der „Wasservogel" und ähnliche locale Gebräuche beleben die Bühne; die eigentliche Handlung aber ist nicht ohne Spannung und Sinn für Effect durchgeführt. Der Niedergang einer Lavine, wenn er auch hinter den Coulissen stattfindet, ist jedenfalls ein auf der Bühne noch nicht vorgeführtes und auch von Schiller in seinem „Tell" verschmähtes Effectstück aus der Alpenwelt. Die eigentlichen Rührscenen aber sind auf einem Grunde aufgebaut, welcher bei der neuhochdeutschen Dramatik für allzu unsicher gelten würde. Doch ein Volksstück darf sich schon etwas erlauben, und ein Dialekt ist, wenn auch nicht eine Schürze, doch ein Schleier für manches, was sonst anstößig erscheinen würde: wir meinen die Verwickelungen der Descendenz, die Geheimnisse der natürlichen Söhne und natürlichen Töchter, die in beiden Stücken die Grundlage der Verwickelung bilden und sich in Rührscenen vor unsern Augen enthüllen. Ein leiser incestuöser Duft schwebt besonders über einigen Scenen des „Proceßhansl", doch verzieht er sich wieder rasch in der frischen Bergluft. Der Proceßhansl selbst ist ein gutgezeichnetes Charakterbild. Der zweite und dritte Act des Stücks sind sehr effectvoll und einige quellfrische Liebesscenen heimeln uns freundlich an.

„Der Herrgottschnitzer von Ammergau" erinnert uns an die Herrgottspieler in dem oberbairischen Thal, und da fällt uns die Mittheilung ein, daß diese Truppe sich jetzt an die „Philippine Welser" von Redwitz wagen und dies Stück zur Darstellung bringen will. Wir hatten dabei ein unbehagliches Gefühl; die Cultur, die alle Welt beleckt, hat durch den ungeheuern Fremdenzuzug die künstlerische Naivetät dieser bairischen Bergbewohner offenbar mit der bleichen Farbe der Reflexion angekränkelt, und das Feuilleton hat sich auch in diese stillen Thäler verirrt. Das Passionsspiel, eine That des stillen Glaubens und der naiven Einfalt, wird auf einmal abgelöst von dem ganz profanen Ensemblegastspiel. Jetzt spielt man ein Stück von Redwitz, bald wird man auch andere neue Stücke spielen; man wird dann von dem Sommertheater im Oberammergau sprechen; die stillen Hirten werden sich in gefeierte Künstler verwandeln; der Theateragent wird diese Alpenweide abgrasen und die ganze Gesellschaft ihr Kreuz auf den Rücken nehmen und ihr Passionsschauspiel auf den weltlichen Bühnen spazieren führen. Das ist die Folge der Fremdenführer, der Theaterfeuilletons, der touristischen Broschüren: der Oberammergau ist Mode geworden, und die Mode ruinirt alles, was sie annectirt.

— Ein älteres Stück von Adolf Wilbrandt „Frieden im Krieg", dessen Titel einen Pendant bildet zu dem jetzt so beliebten Moser'schen Lustspiel „Krieg im Frieden", kam am leipziger Stadttheater zur Aufführung, ohne indeß, trotz einiger bühnenwirksamer Scenen, einen tiefern Eindruck zu machen. Das Charakterbild Blücher's ist in vielversprechender Weise angelegt; doch verwandelt sich der schneidige Feldmarschall immer mehr in einen polternden Alten und gutmüthigen Eheprocurator, der über eine schwere Insubordination die Augen zudrückt und einen Bund preußischer Offiziere mit französischen Mädchen, von denen das eine die damaligen Francs-Tireurs gegen deutsche Truppen gehetzt hat, gleichsam einsegnet. Der Dichter hat in jeder Hinsicht ernsten Conflicten zu sehr die Spitze abgebrochen, um überhaupt den Frieden im Krieg möglich zu machen.

— Die Oper „Das Käthchen von Heilbronn" von Karl Reinthaler in Bremen, dem Componisten der „Bismarck-Hymne", hat den von der frankfurter Intendanz ausgesetzten Preis erhalten.

Aus der Schriftstellerwelt.

Am 1. Juli starb in Berlin Professor Rudolf Hermann Lotze, einer der Denker, welche, von der Herbart'schen Schule ausgehend, die Verknüpfung der Philosophie mit den exacten Wissenschaften auf Grundlage der letztern und nicht mit der genialen Intuition der Naturphilosophie, sondern im Gegensatz zu der Schelling'schen Schule anstrebten und welche durch eine geschmackvolle Darstellungsweise das Vorurtheil zu widerlegen suchten, als müsse die Philosophie mit unverständlichen Kunstausdrücken und unmöglichen Constructionen den profanen Blicken ihre Offenbarungen verschleiern. Das Princip, dessen Durchführung in der innern und äußern Welt sein System anstrebte, war das des causalen Mechanismus. Sein Hauptwerk, welches sich auch am meisten durch die Vorzüge seiner Darstellungsweise auszeichnet, ist der „Mikrokosmus" (3 Bde., 1856—64; 3. Aufl. 1876); außerdem erwähnen wir seine „Metaphysik" (1841), seine „Logik" (1843, neue Auflage 1874) und einige Schriften zur Aesthetik, die bekanntlich der Herbart'schen Schule mit der Ethik zusammenfällt, namentlich seine treffliche „Geschichte der Aesthetik in Deutschland" (1868). Lotze war 1817 in Bautzen geboren, studirte seit 1834 in Leipzig Philosophie und Medicin, promovirte in beiden Facultäten, habilitirte sich 1839 als Docent in Leipzig, wurde 1844 nach Göttingen als ordentlicher Professor der Philosophie berufen und war dort bis zum Herbst 1880 thätig. Da folgte er einem Ruf nach Berlin, wo ihn jetzt der Tod ereilte.

Bibliographie.

Die Schweizer Alpen. Wanderskizzen und Stimmungsbilder aus helvetischem Lande. Würzburg, Woerl. 12. 4 M. 50 Pf.

Bergbesteigung in Graubündten. Ein Bild aus den Schweizer Alpen. Vortrag, gehalten in G. und B. v. R. P. aus Basel. Reichenbach i. Schl., Hoefer. 8. 30 Pf.

Cassel, P., Der Judengott und Richard Wagner. Eine Antwort an die Bayreuther Blätter. Zum 28. Mai 1881. Berlin, Wohlgemuth. Gr. 8. 75 Pf.

Dietrich, E., Die landschaftlichen und geschichtlichen Merkwürdigkeiten der Güldenen Aue, besonders der hochgräflichen Residenz Roßla und der dazu gehörigen Orte. Nach einer alten Chronik von J. C. Krauoldt, abgeschlossen im Jahre 1740, und unter Berücksichtigung der Gegenwart gezeichnet. Roßla. 1879. 8. 1 M.

Eßig, H., Reise-Erinnerungen, mit besonderer Rücksicht des St. Gebhardsberges bei Bregenz am Bodensee. Stuttgart, Ullrich. 12. 50 Pf.

Fischer, L. B., Donauwellen. 3 Novellen. Aschersleben, Schlegel. 8. 6 M.

Gaebeler, A., Lustspiele. (Die Rivalen. — Eine Wolke. — Der Pessimist.) Hamburg, Kriebel. 8. 3 M.

Hamel, R., Epigrammatisches Lustgärtlein. Bismarck-Epigramme und andere. Rostock, Meyer. 8. 75 Pf.

Heman, C. F., Die Erscheinung der Dinge in der Wahrnehmung. Eine analytische Untersuchung. Leipzig, Hiurichs. Gr. 8. 3 M.

Isenburg-Birstein, C. Fürst zu, Was rettet die Gesellschaft? Ein Wort über die sociale Gefahr der Gegenwart. Mainz, Kirchheim. Gr. 8. 75 Pf.

Lufft, A., Der Feldzug am Mittelrhein von Mitte August bis Ende Dezember 1793. Freiburg i. Br., Mohr. Gr. 8. 3 M.

Märkel, P., Platos Ideal-Staat. Dargestellt und mit besouderer Rücksicht auf die moderne Zeit beurteilt. Berlin, Weidmann. Gr. 8. 2 M.

Die Orientreise des Kronprinzen Rudolf. 1ste Lfg. Wien, Bondy. Gr. 8. 50 Pf.

Putz, M., Chronik von Goisern. Herausgegeben und commentirt von F. Kraus. Wien, Braumüller. 8. 1 M.

Rauscher, E., Neue Gedichte. Innsbruck, Wagner. 12. 3 M.

Rechnungsbuch der Froben & Episcopius, Buchdrucker und Buchhändler zu Basel 1557—1564. Herausgegeben durch R. Wackernagel. Basel, Schwabe. Lex.-8. 10 M.

Reichlin-Meldegg, H. Freih. v., Geschichte der Familie Reichlin von Meldegg. Ergänzt und herausgegeben von H. Freih. v. Reichlin-Meldegg. Für die Familie als Manuscript in Druck gegeben. Regensburg, Wunderling. Gr. 8. 6 M.

Stein, L., Bileam. Eine semitische Stimme. Frankfurt a. M., Mahlau u. Waldschmidt. 8. 40 Pf.

Stökl, H., Meinen Sie mich? Launige Fragen, launig beantwortet. München, Bassermann. Gr. 8. 1 M. 80 Pf.

Thudichum, G., Traube und Wein in der Kulturgeschichte. Tübingen, Laupp. 8. 1 M. 50 Pf.

Universal-Bibliothek. Nr. 1463: Der geheime Secretär. Lustspiel von E. Wichert. — Nr. 1468: Die Teufelsfelsen. Schwank von O. Blumenthal. Leipzig, Ph. Reclam jun. Gr. 16. à 20 Pf.

Deutsche Zeit- und Streit-Fragen. Herausgegeben von F. von Holtzendorff. 152stes Heft: Nihilismus, Pessimismus und Weltschmerz von S. Gätschenberger. Berlin, Habel. Gr. 8. 75 Pf.

Anzeigen.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Soeben erschien:

Briefe über die gegenwärtige Lage Rußlands.

Aus dem Russischen übersetzt.

8. Geh. 2 M. 80 Pf.

In dieser von zwei hochstehenden Persönlichkeiten in Rußland verfaßten Schrift werden mit großem Freimuth und auf Grund eingehendster Kenntniß der Verhältnisse die Schäden bloßgelegt, an denen das russische Staatswesen krankt, und daran Vorschläge geknüpft, welche in ihrer Gesammtheit auf eine vollständige Umwandlung des bisherigen Regierungssystems abzielen. Die Briefe haben dem Kaiser Alexander II. im Manuscript vorgelegen; ihre Veröffentlichung, die ursprünglich nicht beabsichtigt war, erfolgt in Hinblick auf die gegenwärtige Lage Rußlands.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Der Neue Plutarch.

Biographien hervorragender Charaktere der Geschichte, Literatur und Kunst.

Herausgegeben
von
Rudolf von Gottschall.

Achter Theil.

8. Jeder Theil geh. 6 M., geb. 7 M.

Der vorliegende achte Theil des „Neuen Plutarch", dieses beliebten, weit verbreiteten Haus- und Familienbuchs, bietet die Lebensbilder des tapfern deutschen Reichsritters Franz von Sickingen, von Hans Prutz, des englischen Seehelden Admiral Nelson, von Friedrich Althaus, und unsers großen Tonmeisters Mozart, von August Reißmann.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Die Urgeschichte der Menschheit

mit Rücksicht
auf die natürliche Entwickelung des frühesten Geisteslebens.

Von
Otto Caspari.

Mit Abbildungen in Holzschnitt und lithographirten Tafeln.

Zweite durchgesehene und vermehrte Auflage.

Zwei Bände. 8. Geh. 17 M. Geb. 20 M.

Dieses bereits in zweiter Auflage erscheinende Werk, das in kurzer Zeit eine weite Verbreitung gefunden hat, darf im Hinblick auf die mannichfach neuen wissenschaftlichen Ergebnisse, welche dasselbe nach den verschiedensten Seiten hin bietet, sowol den Fachgelehrten als dem größern wissenschaftlich gebildeten Publikum auch fernerhin angelegentlich empfohlen werden. Besonderes Interesse gewährt es den Anhängern der Darwin'schen Theorien, ferner dem Anthropologen und Alterthumsforscher, dem Mythologen und dem Theologen, endlich dem Culturhistoriker und Geschichtsforscher überhaupt.

Schweinfurth's afrikanisches Reisewerk in zweiter, wohlfeiler Auflage.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Im Herzen von Afrika.

Reisen und Entdeckungen im centralen Aequatorial-Afrika während der Jahre 1868 bis 1871

von

Dr. **Georg Schweinfurth.**

Neue umgearbeitete Originalausgabe.

Mit zahlreichen Abbildungen in Holzschnitt und 2 lithogr. Karten.

8. Geh. 12 M. Geb. 14 M.

Nachdem die erste Auflage des berühmten Schweinfurth'schen Reisewerks (2 Thle. Leipzig 1874. Preis 30 M.) binnen kurzer Zeit gänzlich vergriffen war, entschloß sich der Verfasser zu einer in gedrängterer Form zusammengefaßten Bearbeitung des Stoffs. Dieselbe liegt nun in einem starken Bande vor, welcher außer den sämmtlichen Abbildungen und Karten der frühern Auflage noch eine Anzahl neuer ganzseitiger Holzschnitte bringt, und wird zu ihrem fast auf ein Drittel ermäßigten Preise sicher allgemeinste Verbreitung finden.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Das Landes-Zeughaus in Graz.

Herausgegeben
von der Vorstehung des Münzen- und Antiken-Cabinetes am St. L. Joanneum.

Mit 43 zum Theil in Farbendruck ausgeführten lithogr. Tafeln.

Folio. Geh. 60 Mark.

Das vorliegende Prachtwerk, im Auftrage des Grafen von Meran herausgegeben, enthält ausser einer von Professor Dr. F. Pichler verfassten historischen Darstellung die Beschreibung und Abbildung sowol des grazer Zeughauses selbst als einer grossen Anzahl der darin aufbewahrten alten Waffen und Kriegsgeräthe. Militärbibliotheken, Besitzern von Waffensammlungen, sowie allen, welche sich für die Geschichte des Kriegs- und Wehrwesens interessiren, wird hiermit eine äusserst werthvolle Gabe geboten.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

DIE HEILIGE SAGE DER POLYNESIER.

KOSMOGONIE UND THEOGONIE.

Von
ADOLF BASTIAN.

8. Geh. 6 M.

In diesem neuen Werke theilt der verdienstvolle Gelehrte und Reisende im Zusammenhange mit, was er über das Geistesleben und die religiösen Anschauungen der oceanischen Naturvölker namentlich auf seiner letzten grossen Weltreise erforschte. Das Werk hat um so höhern Werth für die vergleichende Ethnographie und Völkerpsychologie, als es sich hier um Volksstämme handelt, die ein Viertel unsers ganzen Erdballs bewohnen.

Verantwortlicher Redacteur: Dr. **Rudolf von Gottschall** in Leipzig. — Druck und Verlag von **F. A. Brockhaus** in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Herausgegeben von Rudolf von Gottschall.

Erscheint wöchentlich. — Nr. 29. — 21. Juli 1881.

Inhalt: Literarische Unterhaltungen. Die Delicatesse in der Kunst. Von Rudolf von Gottschall. — Bühnen- und Buchdramen. Von Wilhelm Henzen. (Beschluß.) — Geschichtliche Werke. Von Arthur Kleinschmidt. — Pulszky's Memoiren. Von Ferdinand Moesch. — Feuilleton. (Deutsche Literatur; Ausländische Literatur.) — Bibliographie. — Anzeigen.

Literarische Unterhaltungen.

Die Delicatesse in der Kunst.

Obschon Emile Zola und seine Schule, zu der natürlich alle brüsken Jünger des Neufranzosenthums und des Hyperrealismus in Deutschland gehören, in Frankreich eine Popularität errungen hat, die sich nach der Zahl der Auflagen seiner „Nana" am besten messen läßt, und auch schon bei uns dies monströse Meisterwerk des Naturalismus in Uebersetzungen erscheint, welche den Kampf mit der Staatsanwaltschaft aufnehmen: so bleibt doch in dem Lande Lamartine's und Victor Hugo's die Reaction gegen solche Ueberstürzungen einer einseitigen und bedenklichen Mode nicht aus, und die Aesthetiker der angesehensten französischen Zeitschrift halten es für geboten, energisch auf die Abwege hinzuweisen, auf welche die naturalistische Kunst und Literatur zu gerathen droht.

So veröffentlicht im zweiten Juniheft der „Revue des deux mondes" ein Mitglied des Instituts, Mártha, einen Artikel: „La délicatesse dans l'art", welchen er als einen Beitrag zur ästhetischen Psychologie bezeichnet, der aber im wesentlichen ein Protest ist gegen die Ausschreitungen der jüngern Generation in der Malerei, in der dramatischen und Romandichtung.

Doch nicht blos gegen die Extravaganzen des Realismus wendet er sich; er wendet sich gegen diesen selbst, sobald derselbe das Copiren der Lebenswirklichkeit für den letzten Zweck der Kunst erklärt. Nach der romantischen Schule folgte in Frankreich die realistische; man stellte Scenen des alltäglichen Lebens dar, beschrieb alles was wir vor Augen haben. „Denn", fährt Martha fort, „infolge eines neuen Fortschritts dachte man, wenn die Realität die wahre Domäne der Kunst sei, so sei es billig, auch die niedrigsten Gegenstände und Existenzen nicht zu vergessen, die einen Antheil an solcher Ehre verdienten. Wenn man nicht immer decent war, so war man wenigstens sehr logisch. Denn wenn es wahr ist, daß in der Kunst eine Sache blos dadurch von Interesse ist, daß sie existirt, so gibt es keinen Grund, irgendetwas von ihr auszuschließen: ein wirklich existirender Troßbube wird mehr Antheil einflößen, als ein Held, der nur in der Phantasie des Autors lebt. Man kommt dahin, nichts mehr zu wollen als die wirklichen sichtbaren Dinge, die man alle Tage um sich sehen kann. Der Roman gefiel sich darin, die realen Dinge zu malen, als wäre die Welt eben erst entdeckt worden, die Züge von Personen, als ob man zum ersten male Gesichter sähe, unsere Kleider und Möbel als unbekannte Curiositäten, und man wußte das alles, wie man einräumen muß, mit einem außerordentlichen Talent und mit überraschender Lebenswahrheit zu schildern."

Gegenüber diesem Realismus, von dem auch ein großer Theil der deutschen Kritik inficirt ist, stabilirt Martha wie einen rocher de bronce die maßgebenden Grundsätze der Aesthetik: „die Kunst lebt nicht allein von den realen Dingen, und wenn sie genöthigt ist, sie zu zeigen, so verbindet sie dieselben; sie gestaltet sie um, belebt sie und läßt Gedanken und Gefühle aus ihnen hervorgehen. Gegenstände, die nur um ihrer selbst willen geschildert sind, die in uns keine Ideen erwecken, keine Gefühle wachrufen, können weder den Geist noch die Seele fesseln".

Das ist die ästhetische Grundlage, auf welcher Martha seine Betrachtungen aufbaut, die sich ebenso auf die Malerei wie auf die Literatur erstrecken und im Grunde Variationen sind auf die Worte unsers Dichters, die er als Motto hätte seiner Abhandlung voranstellen können: „Was er weise verschweigt, zeigt uns den Meister der Kunst."

In Deutschland ist diese ästhetische Regel oft misverstanden worden: man hat damit der Knappheit und Nüchternheit mancher Darstellungen ein künstlerisches Relief zu

geben gesucht; die Phantasiearmuth hat sich damit drapirt und aus dem Mangel eine Tugend gemacht, und im Drama hat man den epigrammatischen Stil, die Lakonismen des Ausdrucks, hinter denen sich oft nur die Unfähigkeit zu hinreißendem Erguß der Empfindung und Leidenschaft versteckt, damit gerechtfertigt. Gewiß, die Prägnanz des Ausdrucks ist ein großer stilistischer Vorzug; doch einmal muß sie an der rechten Stelle sich zeigen, und dann darf man nicht mit der Prägnanz eine Art von vornehmer Discretion verwechseln, die eben schweigt, weil sie nichts zu sagen weiß. Martha macht mit Recht auf das Symbolische aufmerksam, das aller Kunst zu Grunde liegt, auf die Bedeutung des Bildes in der Poesie, des Schlagwortes in der Literatur, eines Funkens, der auch das erhellt, was man nicht sagt; aber mehr kommt es ihm darauf an, die Delicatesse in der Behandlung verfänglicher Fragen hervorzuheben, und wir machen an seiner Hand einen Gang durch das literarische Pantheon der Jahrhunderte, und an den Beispielen eines Sophokles, Dante, Molière weist er uns diese Delicatesse nach. Im „König Oedipus", jener abstoßenden Fabel, wo Oedipus durch ein unentrinnbares Verhängniß der Mörder seines Vaters und der Gatte seiner Mutter geworden ist, besteht die Handlung aus einer langen Untersuchung, welche das Licht allmählich hereinbrechen läßt, in welcher Personen auftreten wie Zeugen vor Gericht, aus deren Aussagen allmählich die schreckliche Wahrheit hervorgeht. Oedipus und Jokaste stellen selbst diese Untersuchungen an, welche für sie so verhängnißvoll werden. Aber in dem Augenblick, wo Jokaste und mit ihr das Publikum argwöhnt, daß sie die Frau ihres Sohnes ist, verschwindet sie, um nie wieder aufzutreten; der Poet entzieht dies moralische Ungeheuer des Inceştes unsern Blicken.

Von Sophokles führt uns Martha zu Lamartine und Silvio Pellico; doch diese Literaturbilder sollen nur die vornehme Einleitung bilden zu einem Protest gegen den „brutalen Stil", offenbar den Stil Zola's und seiner Schule, auf den er nicht näher eingehen will, um ihn nicht selbst mit Brutalität definiren zu müssen, der aber das Verdienst habe, endlich dem Publikum die Augen geöffnet zu haben über gewisse nothwendige Schranken der Darstellung; denn wie man in der Wissenschaft Beweise führen kann mit Hülfe des Absurden, so in der Kunst mit Hülfe der Schamlosigkeit. Sehr treffend ist indeß das Bild, welches Martha von dem jüngsten Stand der französischen Modeliteratur entwirft, welche zu ungewöhnlichen Darstellungsmitteln ihre Zuflucht nimmt: „Seit es eine Literatur gibt, haben die Männer von Genie nicht ohne Anstrengung die Kunst gesucht, die Geister nicht zu beleidigen. Sie haben unaufhörlich unerwartete Wendungen ersonnen, um ihren Gedanken, ihren Gefühlen die schönste und unschuldigste Form zu geben; sie haben nach moralischer, oratorischer, theatralischer Wohlanständigkeit gestrebt, nicht wie nach lästigen Regeln, sondern wie nach geistigen Genüssen. Sie haben mit der Zeit selbst ihre Sprache verfeinert, damit sie sich allen ihren Skrupeln besser anbequeme, indem sie von der Ansicht ausgingen, daß die Literatur vor allem «human» sein müsse. Die Völker fühlten alle den hohen Werth dieser Delicatesse und genossen den Ruhm derselben; die Athener waren stolz auf ihre attischen Reserven, die Römer auf ihre Urbanität, die Franzosen auf ihre Feinheit, und für sie bestand die Kunst wesentlich darin, nicht roh und brüsk die Gedanken auszudrücken. Andere Schriftsteller, welche den ersten folgten, sammelten in Abhandlungen alle diese Feinheiten, aus Furcht, daß sie verloren gingen oder nicht hinlänglich bemerkt würden. Ist dies nicht die Civilisation in ihrer Blüte, nicht zugleich die Ehre und das Glück des menschlichen Geistes? Wenn nun aber eines Tags irgendwo eine Literatur entstände, die keins dieser durch Jahrhunderte geheiligten Bedenken kennt, die nichts zu verschweigen, nichts abzuschwächen verstände, die sich über alle überlieferten Gebote der Ehrbarkeit hinwegsetzte, welche sich ein Spiel daraus machte, aus Uebermuth und Unbesonnenheit diesen schönen Luxus und diese zerbrechlichen Schätze der Anmuth zu zertrümmern, und wenn, um das Unglück vollständig zu machen, diese Literatur das Talent in den Dienst solcher Verwüstungen und solcher literarischen oder moralischen Zerstörung nähme: wäre es eine zu weit gehende Bezeichnung, wenn man in diesem Bestreben einen glänzenden Rückfall in die Roheit erblickte?" Brüsk, brutal, roh: das ist Zola und seine Schule; die nüchternsten und widerlichsten Detailbeschreibungen herrschen in ihr vor. Martha charakterisirt diese Richtung, welcher nach seiner Ansicht das Publikum schon müde zu werden anfängt, ohne ihre Meister zu nennen; doch der Pfeil, den er abdrückt, ist nur für Zola und Genossen bestimmt: sonst würde der Aesthetiker wol noch das Recht des Humors gewahrt haben, der seit den Ergüssen des ungezogenen Lieblings der Camönen alles zu sagen pflegt, was er auf dem Herzen hat, und auch alles sagen darf; denn er adelt alles durch das freie Spiel des Geistes, der geflügelt über dem niedern Stoff schwebt. Doch von Humor ist bei Zola und den Seinen keine Rede; sie sind ernst und trocken bis zur Verzweiflung und begraben, um mit Mephisto zu reden, in jedem Quark ihre Nase.

In Deutschland hat der nackte Materialismus in so crasser Form bisher keinen Boden gefunden; es gibt nur eine große Zahl sonderbarer Schwärmer, die ihm theoretisch huldigen. Dagegen ist der von Martha verworfene Realismus, offen oder versteckt, noch immer Mode: auf die Dorfgeschichten folgen die archäologischen Romane; auch sie gefallen sich in der weitschweifigsten Schilderung der äußern Dinge, wie sie sind oder vielmehr waren; wer weiß, ob wir nicht ohne die Furcht vor Staatsanwälten auch schon unsere deutschen Zolas hätten.

Rudolf von Gottschall.

Bühnen- und Buchdramen.

(Beschluß aus Nr. 28.)

1. Rama. Dramatisches Poem in fünf Acten von Arnold Beer. Leipzig, Brockhaus. 1879. 8. 2 M. 40 Pf.
2. Oenone. Trauerspiel in fünf Aufzügen von Joseph Victor Widmann. Zürich, Schmidt. 1880. 16. 2 M.
3. Antigonos. Trauerspiel in drei Aufzügen von Friederike Kempner. Berlin, Hermann. 1880. 8. 2 M.
4. Belisar. Ein Trauerspiel in fünf Aufzügen von August Westphal. Berlin, Kamlah. 1880. 8. 1 M. 20 Pf.
5. Johann von Schwaben. Historisches Schauspiel in fünf Aufzügen von Moritz Blanckarts. Aarau, Sauerländer. 1880. 12. 1 M.
6. Agnes Bernauer. Trauerspiel in fünf Aufzügen von Hermann Eduard Jahn. Rostock, Meyer. 1881. 8. 2 M.
7. Das Testament eines Dichters. Drei Dramen: Torquemada. Falkland. Jan de Witt. Von J. Schießl. Regensburg, Wunderling. 1880. Gr. 8. 3 M.
8. Die Hunyaden. Ein historisches Trauerspiel von Otto von Corvin. Zweite umgearbeitete Auflage. Leipzig, Thiel. 1880. 8. 2 M.
9. Der Knappe von Schwaz. Trauerspiel in fünf Aufzügen von Christian Schneller. Innsbruck, Wagner. 1880. 16. 1 M. 60 Pf.
10. König Erich. Trauerspiel in fünf Aufzügen von Hermann E. Jahn. Bremen, Kühtmann. 1880. Gr. 16. 2 M.
11. Ein deutscher Brutus. Drama in fünf Aufzügen von Paul Wendt. Stettin, Dannenberg. 1880. Gr. 8. 2 M.
12. Cromwell. Drama in fünf Aufzügen von H. Josefowitz. Berlin, Stuhr. 1880. Gr. 8. 2 M. 50 Pf.
13. Drei Küsse. Vaterländisches Schauspiel in fünf Aufzügen von Friedrich Karl Schubert. Leipzig, Mutze. 1880. 8. 2 M.
14. Danton. Trauerspiel in fünf Aufzügen von Max Bewer. Hamburg, Kriebel. 1880. Gr. 8. 3 M.
15. Juko, der Huronenhäuptling. Dramatisches Gedicht in fünf Acten von Alfred Börckel. Mainz, Diemer. 1880. 8. 1 M. 20 Pf.

Eine außerordentlich lebendige Handlung zeichnet das Drama „Die Hunyaden" von Otto von Corvin (Nr. 8) aus; zu bedauern bleibt nur, daß einer Aufführung der häufige Wechsel der Scenen — man hat deren zwanzig — im Wege steht. Das unglückliche Schicksal Ladislaus Corvin's bildet den Angelpunkt des Stücks. Er liebt dieselbe Anna von Ronnow, die auch des Königs Ladislaus Posthumus sinnliche Leidenschaft entflammt hat; überdies wird er von seinem ärgsten Feinde, dem Grafen Ulrich von Cilley, der ein fingirtes Attentat auf den König in Scene setzt, des Hochverraths verdächtigt und, nachdem er den Grafen im Zweikampf erstochen, ins Gefängniß geworfen und zum Tode verurtheilt. Anna vermag ihn zu retten, indem sie sich selbst der wüthenden Leidenschaft des Königs zum Opfer bringt. Sie thut es, aber nun stirbt ihr Geliebter doch. Denn die Feinde Corvin's wissen es durch das Gaukelspiel einer Geistererscheinung Cilley's dahin zu bringen, daß der König das Todesurtheil unterschreibt. Anna von Ronnow verzweifelt nicht, ohne vorher an dem Elenden, dem sie das Opfer ihrer Ehre vergebens gebracht hat, Rache zu nehmen, indem sie ihm einen Dolch in die Brust stößt. An der Leiche Corvin's ersticht sie sich selbst. Wie man sieht, leidet das Drama an tiefgehenden tragischen Erregungen keinen Mangel; nur ist es dem Dichter nicht überall gelungen, für seine Charaktere das richtige Interesse zu erwecken. König Ladislaus, dieser Jammerfürst, wird durch keinen einzigen Zug geadelt; seine Schwäche und Leichtgläubigkeit lassen ihn so verächtlich erscheinen, daß seine Liebesglut keine Wirkung macht. Um so lichter hebt sich die hochherzige Anna von ihrer Umgebung ab. Die Sprache in dem Drama ist feurig und stets charakteristisch für den Stand des Redenden — ein nicht zu unterschätzender Vorzug. Die Schilderung entfesselter Leidenschaft gelingt dem Dichter am besten:

Wo sie nur bleibt? Mich zehrt dies Feuer auf;
Ihr Bild verfolgt im Wachen mich und Traum.
Die Phantasie zeigt üpp'ge Bilder mir.
In wilder Fieberglut erbebt mein Herz,
Und schmerzhaft zieht die Sehnsucht es zusammen.
Verlangend breiten sich die Arme aus,
Umarmen wie im Traum die leere Luft.
Mich flieht der Schlaf, seit ich zuerst sie sah,
Seitdem ihr Kuß auf meiner Lippe brannte.
Schließt endlich sich das überwachte Auge,
Dann peitschen wilde Träume mir das Blut,
Und krampfhaft hab' die Kissen ich umschlungen,
Wenn wieder ich erwach' zu neuer Qual.
Es bringt mein Blut mich um, kommt sie nicht bald.
An ihrem Herzen werd' ich Ruhe finden,
Dort werd' ich endlich löschen Glut mit Glut.
Von ihren runden Armen fest umschlungen,
Die weiße Brust fest an mein Herz gedrückt —
Dann mag die Welt vergehn — mich kümmert's nicht.

In die Localgeschichte Tirols führt uns „Der Knappe von Schwaz" von Christian Schneller (Nr. 9). Das Stück spielt zu der Zeit, als die Reformation in das jetzt so ultramontane Land Eingang fand. Die Bauern thun sich zusammen und wenden sich an die Bergknappen von Schwaz, ob sie mit ihnen gemeinsame Sache machen wollen. Ihre Bemühungen sind allerdings von keinem Erfolg begleitet, aber die Knappen lassen aus eigenem Antriebe eine Anzahl von Beschwerden an den Erzherzog gelangen und bitten um Abstellung verschiedener Mißstände. Diese wird ihnen versprochen, wenn sie den Knappen Gerhard, den Helden des Stücks, der aus Eifersucht den Bergrichter Hugo von Stahlkron erschlagen, ausliefern. Um des Friedens willen überredet Gerhard seine Leute, sich nach Schwaz zurückzuziehen, begibt sich dann aber sonderbarerweise selbst auf die Flucht, anstatt sich mannhaft dem Gericht zu stellen; inzwischen ist seine Geliebte Blanca, die er aufsuchen will, beim Uebergange über einen Steg verunglückt, und Gerhard gibt sich selber den Tod, indem er die Wand eines Stollens durchschlägt und in den durchtosenden Wassern zu

Grunde geht. Das historische Colorit ist in dem Stück nicht übel getroffen, der vierte Act enthält eine interessante Situation; aber manche Naivetäten der Composition verrathen, daß sich der Autor auf dramatischem Gebiete noch nicht zu Hause weiß, so der ziemlich alberne, humoristisch sein sollende Landsknecht Rummel und die farblose Blanca, deren plötzlicher Untergang durch nichts motivirt ist. Ueberhaupt begreift man gar nicht, warum das Stück tragisch werden muß. Immerhin darf dem Verfasser ein hübsches anspruchsloses Talent zugesprochen werden, das bei eifriger Cultur vielleicht noch lebensfähige Früchte zeitigen dürfte.

In eigenthümlicher Weise ist das Brutus-Motiv in dem Drama von Paul Wendt: „Ein deutscher Brutus" (Nr. 11), behandelt. Die Tendenz, die sich in dem vorangestellten Motto ausspricht, läßt sich in der Arbeit selbst nicht verkennen. Die betreffenden Zeilen heißen:

Warum an Hellas, an das alte Rom,
Warum ans Ausland ewigen Tribut,
Da die Geschichte unsers Vaterlands
So manche ungehobnen Schätze birgt? —
Laßt uns versuchen wahrhaft deutsch zu sein
Zur eignen Ehre und zu Deutschlands Ruhm.

Der Verfasser ist gewiß auf dem richtigen Wege, und seine kernige, tüchtige Art, die an Heinrich von Kleist gemahnt, ist geeignet, echt deutsche Herzen zu rühren und zu erschüttern. Der Held des Dramas ist der Bürgermeister von Stargard, Joachim Apelmann, der um das Jahr 1576 regierte. Sein Sohn Konrad ist, durch schlechte Gesellschaft verführt, von der Bahn des Rechten gewichen und, nachdem ihn zweimal sein Leichtsinn aus der Stadt getrieben, nachdem er zum dritten mal seine diebische Hand nach seinem Vater anvertrautem Gut ausgestreckt hat, als Landsknecht in den Türkenkrieg gezogen. Der Verfasser gibt also, so scheint es, den jungen Mann von vornherein auf; aber es scheint nur so. Konrad ist allerdings verwildert, aber die aufopfernde Liebe eines von ihm verführten und verlassenen Mädchens bringt ihn zum Selbstbewußtsein und gibt ihm die Kraft, mit freiem Entschlusse zu sühnen, was er verbrochen. Als Rädelsführer in einem Bierkrawall hat er nämlich den Gastwirth erschlagen; gefangen gesetzt; aber durch seine Susanne befreit, eilt er zu seiner Mutter, entreißt ihr mit Gewalt die Schlüssel zum Geldschrank, wird aber am abermaligen Diebstahl durch ihren Fluch verhindert. Nichtsdestoweniger fällt der Verdacht, die Kasse beraubt zu haben, auf ihn; ja, am Schlusse des Acts müssen wir ihn, wenn auch ungerechterweise, sogar auch für einen Mordbrenner halten. Hier ist der Dichter gewiß zu weit gegangen; die Scene mit der Mutter kann selbst bei discretester Darstellung nur brutal wirken. Und wozu diese Anhäufung von Schlechtigkeiten des jungen Mannes, da er ja schon vor Beginn des Stücks zum Diebe geworden ist. Der Verfasser hätte vielleicht besser gethan, uns mit der Genesis von Konrad's Gesunkenheit genauer bekannt zu machen, wir würden ihm dann vieles leichter verzeihen. Von Beginn des vierten Acts verklärt sich dann freilich Konrad's Gestalt durch die Liebe Susannens in der ergreifendsten Weise, und mit ihm zugleich wächst die in furchtbar tragischem Kampfe erbebende Natur Apelmann's. Es ist überraschend und tief erschütternd zugleich, wenn der alte Mann, der seinen Sohn zum Tode verurtheilen muß und doch nicht aufhört Vater zu sein, zu ihm sagt:

Wir sind allein; hier werf' ich hin mein Schwert
Und bin ganz wehrlos nun und ohne Waffen.
Nimm auf dein Schwert und sieh hier diese Brust,
Geschwellt von Trauer und von Herzeleid.
Ein Stoß hinein, dein Leben ist gerettet
Und meine Wunden schmerzen dann nicht mehr,
Die so unkindlich du mir zugefügt.
— — — — — — — — — —
Stoß zu, sag' ich! Du trafst so oft mein Herz:
So gib ihm noch den allerletzten Stoß
Und sei bedankt für alle Ewigkeit.

Von größter tragischer Herbigkeit ist auch der Schluß. Erich, der Bräutigam seiner Tochter, hat beim Herzog Gnade für Konrad erwirkt, falls Apelmann sich bereit erklärt, ihm den Stadtforst von Bruchhausen, den Stolz der Stargarder, zu verkaufen. Apelmann entgegnet:

Wenn Ihr den Herzog seht, so sagt ihm dies:
Viel tausend Wälder war mein Sohn mir werth,
Doch noch viel theurer war mir Recht und Pflicht,
Sie treu zu üben gab den Sohn ich hin,
Und ihn errettete kein Wald der Welt,
Wenn auch mein Herz dabei in Stücke ging,
Wie dies Papier, das ich in Stücke reiße.

Aus dem Drama spricht ein kräftiges, aller Phrasenhaftigkeit abholdes Talent, reich an tiefgehender Empfindung. Trotz mancher Bedenken dürfte eine Aufführung (wie sie bereits in Stettin von statten ging) zu wagen sein.

Von allen mir vorliegenden Dramen hält sich am genauesten an die Geschichte das Drama „Cromwell" von H. Josefowitz (Nr. 12). Bei Beginn des Stücks ist Karl I. bereits in den Händen Cromwell's; aber noch schreckt dieser vor dem Aeußersten zurück und tritt mit ihm in Unterhandlungen über die Befestigung des monarchischen Staats und seine Stellung in ihm. Aber schon ist die republikanische Bewegung in unberechenbarem Steigen begriffen. Mitglieder des Langen Parlaments verlangen den Abbruch der Unterhandlungen und energische Maßregeln gegen den gefangenen König, die „gottseligen" Independenten sind nahe daran zu revoltiren, und als Lord Jermyn es wagt, als Abgesandter Karl's I. dem allmächtigen Feldherrn zweideutige Vertragsbestimmungen zu präsentiren, die nur von den Pflichten, nicht von den Rechten Cromwell's handeln, beschließt dieser den Aufbruch des inzwischen zu offener Meuterei übergegangenen Heeres nach London, und somit den Tod Karl's I. Seine Hinrichtung wirft im zweiten Act ihren grausigen Reflex auf die Bühne. Karl Stuart II. wird geschlagen und flieht; Cromwell beschließt, das seinen Anordnungen widerspenstige Parlament aufzulösen. Die Auflösung selbst erfolgt in der bekannten drastischen Weise im dritten Acte,

ebenso die Einsetzung des Parlaments der „Gottseligen". Aber die Herrlichkeit der letztern dauert nur so lange, als sie sich blindlings dem Willen des Gewaltigen fügen. Sie begeben sich nach der abermaligen Auflösung zu Karl nach Paris, um seine Rückkehr zu veranlassen. Inzwischen ist Cromwell zum Lord-Protector ernannt, führt ein strenges Regiment, geräth aber dabei mit seinem Schwiegersohn in Conflict, der sich dieser Wendung zur Alleinherrschaft widersetzt, und muß gewahren wie seine zarte Tochter Francis unter dem Eindruck der Hinrichtung Karl's I. allmählich hinsiecht. Die furchtbaren Verschwörungen gegen sein Leben, der Wahnsinn seiner Tochter und die Ankunft Karl's II. auf englischem Boden untergraben vollends die Ruhe des großen, nun zum Tyrannen gewordenen Mannes, und mit dem Ausblick auf die Restauration der Stuarts schließt das Stück. Das Drama zeichnet sich aus durch lebendige Verarbeitung mannichfacher historischer Details, durch genaue Charakterisirung der Zeit und trefflich individualisirte Diction. Vielleicht ist der Autor in der Caricatur der Gottseligen etwas zu weit gegangen; die Constituirung des Parlaments derselben geht bis an das Possenhafte, und der Act würde besser schließen in dem Augenblick, wo sie auf Cromwell's Geheiß erscheinen und dieser ihnen entgegenruft: „Seid mir gegrüßt im Namen des Herrn!" Was ich in dem Stücke vermisse, das ist eine deutliche Herausarbeitung des tragischen Kerns. Dieser scheint mir darin zu bestehen, daß Cromwell infolge der Hinrichtung Karl's I. einerseits die ihm angebotene Königskrone nicht annehmen kann, andererseits doch einsieht, daß er sie annehmen muß, wenn er sein Regiment festigen will. Aber über diesen Punkt ist Josefowitz merkwürdigerweise als über etwas ganz Unwesentliches hinweggegangen, obgleich er das Streben Cromwell's nach der Königskrone im ersten Act durchblicken läßt. Ferner begreift man nicht recht die Entrüstung Fleetwood's über seines Schwiegervaters Regierungshandlungen, da uns Cromwell im Drama nirgends als „Bluthund", als welcher er doch von diesem bezeichnet wird, entgegengetreten ist. Die Andeutungen seines Geheimschreibers Thurloe genügen hier nicht. Das Stück ist in einer manchmal etwas aufgeregten Prosa geschrieben und nicht ohne eine gewisse Gesprächigkeit. Sollte eine Aufführung, der principiell durchaus nichts im Wege steht, vorbereitet werden, so dürfte der Rothstift des Regisseurs stark zu arbeiten haben.

In die Zeit des beginnenden spanischen Erbfolgekriegs führt uns das vaterländische Schauspiel von Friedrich Karl Schubert: „Drei Küsse" (Nr. 13). Der Titel hätte vielleicht bezeichnender gewählt werden können. Denn die drei Küsse, welche der Student Meindl der von ihm geliebten Mathilde von Okford gibt, nehmen im Verlaufe der Handlung keine so entscheidende Stellung ein. Den Verlauf der sehr weitschichtigen und an Peripetien reichen Handlung im einzelnen zu verfolgen, muß ich mir versagen. Der erste Act gibt durch den Mund von münchener Spießbürgern und Studenten eine lebendige historische Exposition. Auf einem Maskenfeste lernt Georg Meindl seine Mathilde kennen, gleichzeitig Georg Sebastian Plinganser die Nichte des Gastwirths Jäger, Katharina mit Namen. Jener verlangt im Scherz drei Küsse von dem adelichen Mädchen, besteht schließlich im Ernst darauf, wird aber durch die Dazwischenkunft Okford's und der Kurfürstin Therese zurückgewiesen, die Mathilde zu ihrer Hofdame ernennt. Im zweiten Acte befinden wir uns beim Kurfürsten Max Emanuel in seiner belgischen Residenz Brüssel; hier erfolgt der Tod des präsumtiven spanischen Thronerben Joseph; nun Verhandlungen mit Oesterreich und Frankreich und der Anschluß Baierns an dieses. Meindl findet im Dienste Prielmayr's seine Mathilde wieder und erregt durch eine feurige Rede die Aufmerksamkeit des Kurfürsten. Die folgenden beiden Acte bringen den Krieg mit Oesterreich, in welchem sich Meindl und Plinganser an die Spitze der Volksbewaffnung stellen. Meindl harrt tapfer für seinen geschlagenen und vertriebenen Kurfürsten aus, Plinganser aber verräth zuletzt die Sache des Volks, da er sie völlig verloren sieht. Im letzten Act kehrt Kurfürst Max Emanuel zu seinem getreuen Volke zurück; Meindl erhält Mathilde zum Weibe; Plinganser aber, der sich des höchsten Lohns nicht werth gemacht hat, nicht Katharina, sondern diese muß sich dazu verstehen, auf des Kurfürsten Wunsch den Freiherrn von Paumgarten zu heirathen, den sie nicht liebt und der uns gar nicht interessirt.

Das Stück hat eine specifisch Wittelsbach'sche Tendenz. Meindl, der Held des Stücks, ist extremer Particularist; Plinganser, der national denkt, wird zum Verräther an der bairischen Sache. Man lese das folgende Gespräch:

Meindl.

Wer für Deutschland schwärmt, ist ein Thor. Was ist Deutschland? Ein Schatten, ein Begriff. (Kleist: „Ich weiß, Aristau, diese Denkart kenn' ich!")

Plinganser.

Schlugen unsere Herzen nicht höher, da wir die Geschichte der Hohenstaufen lasen, und gelobten wir nicht, als wir uns Freundschaft schwuren, für Deutschlands Größe zu wirken?

Meindl.

Das waren Knabenträume. Sollten wir unser Vaterland, unser Baiern, dem Phantom Deutschland opfern? Wir fassen danach greifend in die leere Luft. Unsere nächste Pflicht ist, gute Baiern zu sein.

Mag der Verfasser darin recht haben, daß auch den Besten der damaligen Zeit bei der allgemein bekannten Reichsmisère nichts übrigblieb, als für ihr engeres Vaterland zu wirken, wenn sie erfolgreich wirken wollten: diese traurigen Zustände, die den Anschluß Baierns an Frankreich und den Krieg mit dem Kaiser zur Folge hatten, können uns wol die Schamröthe ins Antlitz treiben und unsere Stirn mit Unmuth umwölken; aber dramatisch verwerthbar sind sie heutzutage nicht mehr, so wenig ich das Talent des Verfassers ableugnen möchte.

In dem Trauerspiel „Danton" von Max Bewer

(Nr. 14) spricht sich ein feuriges, nach Großem ringendes Talent aus, das sich nur noch etwas aus einer gewissen Phrasenhaftigkeit herauszuarbeiten hat, um werthvolle Früchte zu zeitigen. Es geht ein glutvolles Leben durch dieses Drama, was man auch auszusetzen haben mag an der Composition desselben. Die Empfindungslyrik zwischen Danton und Adrienne drängt sich allerdings viel zu breit in den zweiten und dritten Act hinein: dieses Mädchen redet beständig von ihrer aufopfernden Liebe, beweist indessen dieselbe durch nichts. Danton, der Mann der Septembermorde, in wirksamen Gegensatz gestellt zu dem feigen, schlauen, verstandeskalten Robespierre, den er in sittlicher und geistiger Beziehung überragt, läßt doch zu sehr den Zug jenes wilden Cynismus vermissen, der diese Jesuiten des Atheismus, denen jedes Mittel recht war, um zu ihren politischen Zielen zu kommen, und gewiß auch den Mann der Septembermorde charakterisirt hat. Danton krankt in diesem Drama ein wenig an dem herkömmlichen Theateridealismus. Bewer hat ihn aufgefaßt als den Bahnbrecher der Freiheit, der aber die Sisyphusarbeit des auf Freiheit basirten Staatsaufbaues von sich weist und sich zu idyllischem Glücke aufs Land zurückzieht, um wiederzukehren, wenn das alle Schranken von Recht und Gesetz zertrümmernde Volk seiner starken Hand bedürfen sollte. Diese Gelegenheit läßt nicht auf sich warten, da Robespierre nur durch die Guillotine und den Schrecken zu herrschen vermag, so schlau er sich auch hinter Saint-Just versteckt. Nun entbrennt der Kampf zwischen den beiden Matadoren der Revolution, in welchem schließlich Danton als Märtyrer für eine neue Zeit nach seiner eigenen Voraussage untergeht, nicht ohne Robespierre's ähnliches Ende zu prophezeien. Genial ist eine „Prophetin der Revolution" geschildert, die der Verfasser typisch nur als „das Weib" einführt und die am Tage der Hinrichtung Danton's auf der Treppe der Guillotine sitzt, träumt und Branntwein trinkt. Sie fragt, in Schwermuth versunken, einen Sansculotten, was der Tod sei.

Sansculotte.

Der Tod, Mutter Babin? Ich las einmal, er wäre das Nichts, und das gefällt mir gar so schlecht nicht.

Das Weib.

Was ist denn das Nichts?

Sansculotte.

Das Nichts? Ja, das ist etwas, was man sich gar nicht denken kann!

Das Weib.

Gibt es denn so etwas?

Sansculotte.

Habt Ihr schon einmal das Meer gesehen?

Das Weib.

Das Meer? Nein!

Sansculotte.

Nun so denkt es Euch jetzt — denkt Euch Wasser — immer Wasser — immer, immer Wasser! Könnt Ihr das?

Das Weib.

Ich sehe noch ein Stück Land in der Ferne — es geht nicht!

Ueber den Ocean führt uns „Inko, der Huronenhäuptling" von Alfred Börckel (Nr. 15). Das Stück behandelt die Liebe der Tochter des Farmers Thomson, Ligie mit Namen, zu dem Indianer Inko und ihre schließliche Verheirathung nach dem Uebertritt des letztern zum Christenthum. Ein Doctor Frank, Naturforscher und Arzt auf Fort William, vertritt einem Missionar gegenüber die moderne Weltanschauung, wird aber von diesem durch die Erzählung eines Beispiels von seltener Gläubigkeit einer kinderlos gewordenen Mutter ad absurdum geführt; jedenfalls eine etwas bequeme Art, eine Weltanschauung zu widerlegen. Das Stück nimmt sich aus wie eine dramatische Erzählung nach Cooper's „Lederstrumpf". Edelmüthige Wilde und schurkische Weiße halten einander das Gleichgewicht. Die Handlung bewegt sich durch mancherlei Abenteuerlichkeiten hindurch, die Sprache ist leidlich, das Ganze als Drama recht gut gemeint, aber unwahrscheinlich, so gut wie unmöglich.

Von den besprochenen Dramen wären sonach als aufführbar zu bezeichnen: „Oenone" von Widmann, „Ein deutscher Brutus" von Wendt und „Cromwell" von Josefowitz (mit starken Strichen). Eine weitgehende Bearbeitung, besonders des schwerfälligen Stils, dürfte vielleicht auch den „Torquemada" oder den „Jan de Witt" Schießl's bühnenmöglich machen. Doch wäre für den Erfolg in keiner Weise zu bürgen. Das Resultat unsers Ueberblicks ist also freilich kein sehr hoffnungsvolles, aber auch nicht durchaus trostlos.

Wilhelm Henzen.

Geschichtliche Werke.

1. Die geschichtliche Entwickelung des deutschen Nationalbewußtseins. Von Julius Tietz. Hannover, Hahn. 1880. Gr. 8. 2 M.
2. Aus drei Jahrhunderten. Vorträge aus der neuern deutschen Geschichte von Karl Theodor Heigel. Wien, Braumüller. 1881. Gr. 8. 6 M.
3. Aus dem Nachlasse des Grafen Prokesch-Osten, k. k. österreichischem Botschafter und Feldzeugmeister. Briefwechsel mit Herrn von Gentz und Fürsten Metternich. Zwei Bände. Wien, Gerold's Sohn. 1881. 8. 16 M.

Das kleine Buch von Julius Tietz, Director der Stadttöchterschule I zu Hannover (Nr. 1), reproducirt in kurzen kräftigen Zügen die Hauptepochen unserer nationalen Entwickelung und gibt ein klares schmuckloses Bild der Geschichte des deutschen Nationalbewußtseins, von dem Gedanken ausgehend, daß das Nationalbewußtsein für ein Volk das sein müsse, was dem Einzelmenschen das Ehrgefühl ist. Es lag zwar Karl dem Großen fern, bei der

Gestaltung seines Reichs dem nationaldeutschen Gedanken Geltung verschaffen zu wollen; trotzdem aber leistete er der Ausbildung deutscher Nationalität unvergleichliche Dienste; jetzt erst begann sich unter den Deutschen das Bewußtsein ihres nationalen Zusammenhangs zu regen, und ihre Sprache brachte dies Bewußtsein zum vollsten Ausdruck. Jedoch erst, als sich das karolingische Reich wieder geschieden, entfaltete sich das deutsche Nationalbewußtsein ungehemmt; nationale Tendenzen lagen in den Verträgen von Verdun und Mersen, und letzterer war die Geburtsstunde der deutschen Nationalität: von nun an vereinigte Ein Staat die Lande deutscher Zunge, die deutschen Stämme bildeten ein staatliches Ganzes. Späterhin erlahmte die Reichsgewalt wieder, die Reichseinheit schwankte, aber die Kirche trat für letztere stützend ein, und von Mainz aus wurde dem nationalen Sinne reges Leben zugeführt. Auch dem national fundirten Reiche Heinrich's des Finklers war klares Nationalbewußtsein eigen, und Otto der Große bändigte die mächtige Herzogsgewalt durch seine Autorität; sein erneuertes Kaiserthum war weit mehr deutsch veranlagt als das des großen Karl, während es freilich auch vom nationaldeutschen Gedanken auf kosmopolitische Ideen ablenkte und in seinen Zielen die Weltherrschaft anstrebte. Dies Kaiserthum mußte, um groß und mächtig zu bleiben, seinen conservativen Charakter wahren; machte es Eroberungen in andern Landen, wie unter Otto II. und III., so überschritt es seine Aufgabe und erlitt Niederlagen. Das Verfahren eines Heinrich II., Konrad II. und Heinrich III. gegen die Kirche forderte die furchtbare Macht der Hierarchie gegen das Kaiserthum heraus, und unter Gregor VII. trat die Fülle der kirchlichen Allgewalt dem Gedanken der Staatsallmacht entgegen: unser Kaiser ging nach Canossa. Nachdem sich unter Barbarossa die Stellung des Kaiserthums, gegen das die Fürsten immer glücklicher operirten, nochmals gehoben hatte, löste sich unter Friedrich II., dem Sicilien näher lag als Deutschland, der Reichszusammenhang merklich; allmählich hörte das einheitliche Leben auf, und die Ideen deutsch-nationalen Charakters, welche Männer wie den Kurfürsten Berthold von Mainz unter Maximilian I. beseelten, kamen nicht zur Geltung. Und doch war ein Nationalgefühl in unserm Volke vorhanden, hierfür bürgen die Städtebünde, die Hansa u. s. w.; ein nationaler Geist durchwehte den Bürgerstand, nicht aber die selbstsüchtige fürstliche Politik; national war der Anstrich unserer Literatur, unserer Kunst. Diese Richtung erlebte ihren schönsten Triumph im Auftreten des echt nationalen Luther; ein Hutten führte den Kampf mit Rom wie einen nationalen Krieg, und er wie Sebastian Brant, Erasmus, Wimpheling, Hippler u. a. eiferten gegen das Eindringen des römischen Rechts in unsere Nation.

Die deutsch-nationale Partei, der Hutten angehörte, hatte ihre Hoffnungen auf Karl V. gesetzt, aber der Mann, der als fanatischer Spanier unsere Reformation nicht verstand, ließ die Partei fallen, und das Fürstenthum, welches von ihr zu Gunsten kaiserlicher Vollgewalt hatte geschwächt werden sollen, hob kecker als je sein vielköpfiges Haupt. Das nationale Leben in Deutschland brach zusammen, indessen die Fürsten frevlerische Bündnisse mit der Fremde schlossen. Durch den trostlosen Dreißigjährigen Krieg zerbröckelte das deutsche Nationalbewußtsein, der französische Ton wurde nach dem Friedensschlusse bei uns maßgebend; nicht allein die Höfe, auch Literatur und Kunst und die Nation dazu wurden die Affen des Auslandes, selbst die Sprache verlor ihren deutschen Charakter, ihre Größe. Wie ein Prediger in der Wüste rang allein Leibniz nach nationalen Zielen. In der ersten Hälfte des 18. Jahrhunderts aber sprach der bessere Bürgerstand in den „Moralischen Wochenschriften" wieder im nationalen Geiste gegen die Fremdherrschaft und Entartung; Gottsched's dauerndes und untilgbares Verdienst ist es, daß er eine deutsche Nationalliteratur erstrebte und eine nationale Sprache einführen wollte. Nationalpoesie tönte wieder aus den Versen der Halleschen Dichterschule, und der Ruhm Friedrich's des Großen wurde als deutscher Ruhm begrüßt. Ganz eminent wirkten für die Förderung nationalen Lebens und Denkens Klopstock, Lessing, Goethe, Herder, Schiller, Uhland, Rückert und unsere andern Dichterfürsten; auch Karl Moser und Justus Möser trugen sehr bedeutend dazu bei.

Die habsburgischen Kaiser ließen fast immer das Wohl des deutschen Reichs zurücktreten hinter dem ihres Hauses, unter ihnen konnte sich Deutschland nicht national entwickeln. Der brandenburgisch-preußische Staat hingegen wurde der Krystallisationspunkt für ein einiges deutsches Vaterland mit regem Nationalbewußtsein von ihm aus konnte Deutschland neu aufgebaut werden, und Gott begnadete ihn mit einer Reihe hervorragender Fürsten. Es hat mich sehr angenehm berührt, bei Tietz richtig hervorgehoben zu finden, daß auch bei dem Großen Kurfürsten der Vortheil Brandenburgs weit den Gedanken an das Beste Deutschlands überwog; in vielen Fragen war derselbe erst in zweiter Linie Deutscher, und es ist eitel Entstellung, wenn man im Gegensatz zu der undeutschen Politik Habsburgs diejenige der Hohenzollern seit Jahrhunderten echt und einzig national nennt. Ich kann aber mit Tietz nicht übereinstimmen, wenn er die von Friedrich dem Großen erhobenen Ansprüche seiner Dynastie an schlesische Gebiete als „mindestens zweifelhaft" bezeichnet; sicherlich waren sie vollberechtigt. Im übrigen ist der Autor gegen Friedrich durchweg gerecht; er rühmt ihn als den wesentlichen Förderer des sich neu belebenden Nationalbewußtseins in Deutschland; durch Friedrich's Ruhm fühlten sich die Deutschen zuerst als Nation, darum war er überall im Reiche populär, wie ja bekanntlich sein Bild auch in den Städten und Bauernhöfen seiner Feinde hing; er weckte wieder im Bürgerstande selbständiges Fühlen, deutsche Gesinnung, er gewährte jedermann gleichen Rechtsschutz, und sein großartiges Pflichtgefühl fand allseitiges Echo in der Nation.

Trotzdem waren bald nach seinem Tode die Zustände in Deutschland so zerfressen, daß es Napoleon I. ein Leichtes

wurde, unser Vaterland zu knechten. Die undeutsche Gesinnung von Fürsten und Völkern, in Literatur und Kunst damaliger Tage ist sehr kurz vom Autor abgethan, hätte aber als Warnung und als Gegenbild zu der Zeit unserer Erlösung recht wirksam geschildert zu werden verdient. Der Neubelebung deutschen Nationalbewußtseins diente am glänzendsten Stein mit seinen treuen Mitarbeitern am Neubau Preußens; ihn unterstützten Fichte, Schleiermacher, Arndt, der Tugendbund, die Romantische Schule mit ihrer Verherrlichung deutscher Vergangenheit. Unsere Nation fand sich wieder; Oesterreich und in erster Linie Preußen warfen in unvergleichlichen Kämpfen das Napoleonische Joch von Germaniens Rücken. Tietz hat es verstanden, in den ergreifendsten Tönen das Wiedererwachen unsers Volksgewissens und Nationalgefühls zu schildern. Leider trat an die Stelle aller schönen und stolzen Hoffnungen auf ein großes Vaterland der unglückselige Deutsche Bund, der sie sämmtlich zerpflückte; seit den Karlsbader Beschlüssen wurde jede Regung nationalen Aufschwungs systematisch unterdrückt und bestraft. Erst als der Zollverein seine Lebenskraft erprobt hatte, dämmerte eine bessere Zeit auf; anstatt auf Oesterreich concentrirte das Nationalbewußtsein alle Hoffnungen auf Preußen. Pfizer wurde der beredte Dolmetsch dieser Anschauung. Die Regierungen ließen es sich angelegen sein, die nationale Bewegung rasch zu hemmen, entbanden aber dadurch ihnen viel gefährlicher werdende radicale Tendenzen. Echt national war gewiß die Begeisterung des deutschen Volks, als Frankreich 1840 die Hand nach dem linken Rheinufer ausstreckte; auf Friedrich Wilhelm IV. schauten alle Nationalgesinnten voll sehnsüchtiger Hoffnung. Wie rege nationales Bewußtsein war, zeigte sich in der schleswig-holsteinischen Frage und, vom Südwesten ausgehend, 1848. Erlahmend wirkte das Auftreten Friedrich Wilhelm's in den Stürmen des letztern Jahres, und alle nationalen Hoffnungen schienen begraben, als 1851 der Deutsche Bund erneuert wurde und unsere Fürsten, bange vor preußischen Gelüsten nach Deutschlands Einigung, sich immer enger um Oesterreich scharten. Freilich stand inmitten dieser Constellation mächtig und gebietend der Deutsche Zollverein, der außer Oesterreich fast ganz Deutschland (nicht, wie Tietz sagt, letzteres völlig) umfaßte und der Vorbote unserer politischen Einigung gewesen ist; die wesentlichsten Dienste wurden dem Aufleben des neuen Nationalbewußtseins geleistet durch Bennigsen's Nationalverein. König Wilhelm I. und Bismarck betraten mehr und mehr deutsche Bahnen, und das anfänglich gegen Bismarck äußerst mistrauische Nationalbewußtsein wurde allmählich sein treuester Alliirter. Unbekümmert um den aus nationalen Gefühlen entspringenden Unwillen des deutschen Volks über die Haltung Oesterreichs und Preußens gegenüber dem Herzog von Augustenburg bahnte Bismarck den Weg, welcher Schleswig-Holstein ins Deutsche Reich führte, er wirkte eminent für die Entwickelung unsers Nationalbewußtseins. Das Jahr 1866 brachte die Krisis der deutschen Frage; der Dualismus, an dem wir krankten, verschwand von der Bühne, und die von Oesterreich nachgesuchte Mediation Napoleon's III. wurde mit der Ausscheidung Oesterreichs aus Deutschland gleichsam bestraft. Letztere, auf die Bismarck längst hingearbeitet, erschien gerechtfertigt und im Interesse Deutschlands liegend. Der Norddeutsche Bund war ein weiterer Schritt zu unserer nationalen Einigung; ihr Vorredner in Süddeutschland war vor allen der Großherzog Friedrich von Baden. Der Krieg von 1870 endlich führte zum innigen Bündniß von Nord und Süd; die Tage von 1813 wiederholten sich, das Nationalbewußtsein wurde die Mitgift aller Guten. Auf der Leiche des Gegners erhob sich ein neues Kaiserthum, aber kein römisches, sondern ein deutsches, kein kosmopolitisches, sondern ein nationales.

In elf Vorträgen hat es Karl Theodor Heigel (Nr. 2) verstanden, unsere Aufmerksamkeit bei interessanten Themen aus drei Jahrhunderten zu fesseln, und damit neue Beweise für seine Darstellungsgabe wie für seinen historischen Blick und sein gediegenes Wissen geliefert. Wir begreifen, daß Deutschland nach dem Dreißigjährigen Kriege vielleicht die traurigste Epoche unserer Geschichte bildete; nach den Greueln des Kriegs sah man im Frieden das höchste Gut und achtete der Opfer selbst an Ehre nicht, die der Frieden kostete; die nationale Ehre trat zurück vor der Genugthuung, Leben und Sicherheit wieder genießen zu dürfen. Unsere Nationalität schien begraben; der Staatsorganismus war in vollster Zerrüttung, der materielle Bankrott allgemein, der Volksgeist gänzlich verwildert. Die Schilderung Heigel's stimmt völlig mit der, welche Tietz von dieser Zeit entwarf; auch er beklagt die Herrschaft, welche fremde Mode allüberall bei uns, besonders auch in Literatur und Kunst gewann, und zeigt, wie nur Schütz damals die kirchliche Tonkunst pflegte und der Riese Leibniz den deutschen Geist zu retten trachtete; wir sehen, daß das geistige Leben sich allmählich wieder regt, aber nur auf protestantischem, nicht auf katholischem Boden, wie denn Spener und Thomasius Gegner Roms waren, und daß die Wiedererhebung Deutschlands aus dem Volke hervorging. Prinz Eugen von Savoyen, dem größten österreichischen Feldherrn aller Zeiten, dem eminenten Staatsmanne, dem Freunde von Leibniz, einem ganzen Deutschen, war es allein zu danken, daß Frankreich die erstrebte Weltmonarchie nicht erlangte und die Türken nicht die Herren Europas wurden; und welch ein edler, unsträflicher Charakter war dieser Ritter ohne Furcht, dem tausendmal die verhaßte Intrigue in den Weg trat, dieser uneigennützige Diener seiner Kaiser!

Der Vortrag über Maria Theresia und Marie Antoinette führt uns in die innigen Beziehungen der sorgsam rathenden, um ihr Kind bangenden Mutter und der sie innig verehrenden, aber leichtlebigen und unerfahrenen Tochter ein. Maria Theresia tritt uns ebenso erhaben wie schlicht und bieder entgegen, und während sie für ein enges österreichisch-französisches Bündniß zumal des verhaßten Preußen wegen schwärmt, läßt sie durch den Gesandten Grafen Mercy

d'Argenteau immerfort Warnungen an die Tochter gelangen. Mutter und Tochter waren Kinder des ancien régime und Gegnerinnen der neuen Zeit, die sie nicht verstanden. Marie Antoinette vergaß nie ihre Pflicht, bisweilen aber ihre Stellung; ihr grandioser Todesmuth, ihre Seelenhoheit tilgen alle Fehler in Politik und Leben.

Mit „Gluck in Paris" entwirft Heigel ein anmuthiges und farbenreiches Bild des großartigen Meisters und jener Periode, da in der tonangebenden Metropole aller Künste der berühmte Streit zwischen Gluck und den französischen Tondichtern Lully und Rameau tobte, jene musikalische Revolution, aus der Gluck als unbestrittener Triumphator hervorging. Unser Autor benutzte hierzu die ungedruckten Memoiren des Gluck eng befreundeten und 1774 mit ihm in Paris lebenden kurbairischen Galeriedirectors von Mannlich.

Kaiser Joseph II. wird am besten aus seiner Correspondenz mit Mutter und Geschwistern erkannt; er war eine reichbegabte, tiefe und vielseitige Natur, aber eigenwillig, leicht in seinem Stolze verletzt und in seinem Wirken und Streben meist unglücklich; sehr oft widersprachen seine Ansichten denen der großen Mutter; denn im schroffen Gegensatze zu ihr sah er Oesterreichs Heil in der Lösung des Bandes zwischen Staat und Kirche, in einem neuen Regierungssysteme für die neue Zeit. Joseph wollte ein jugendlich starkes Oesterreich schaffen, hielt gar wenig vom abgelebten römischen Kaiserthum, und nach Heigel lag seinen bairischen Eroberungsplänen wesentlich auch der Gedanke nahe, in Baiern rein deutsche Gaue seinem vielsprachigen Reiche einzuverleiben und seine Culturbestrebungen auf stärkere germanische Grundlagen zu stellen; freilich kann Heigel sein Verfahren als Oberhaupt des Deutschen Reichs in der bairischen Frage nicht entschuldigen. Voll Feuereifer ging Joseph gegen die hierarchischen Gelüste der Kirche vor, suchte den Staat davon zu entbinden, und trotzte selbst dem Papste, als dieser das Unerhörte unternahm und in Wien erschien. Aber er versäumte es, die Bewegung für eine deutsche Nationalkirche zu unterstützen, dadurch seinen kirchlichen Neuerungen die gesundeste Nahrung zu reichen und Rom zu demüthigen. Er machte die deutsche Sprache in allen seinen Staaten zur Amts- und Geschäftssprache, that aber nichts zur Förderung der deutschen Literatur und verwies diese so nach Weimar; damals hätte Wien die geistige Hauptstadt deutscher Zunge werden können. Noch vom Sterbelager aus mußte der stolze Mann seine größten und hochherzigsten Schöpfungen widerrufen, und er starb auf Ruinen.

Auch der Humorist Anton Bucher kämpfte, obgleich ein römischer Priester, eifrig und unbeirrt gegen das Eingreifen des römischen Elements in das deutsche Kirchenwesen, als unter Maximilian III. Joseph wieder Licht in das seit lange stagnirende geistige Leben des Baiernvolks drang; ein ganzer Mann, dem schlagende Kritik und schärfste Satire eigen waren, stritt Bucher mit dem Jesuitismus in Baiern in Wort und Schrift, und eine derbe und wahre Malerei wirkte mächtig, weil sie dem Leben seiner Heimat abgelauscht war.

Ueber die „Jakobiner in München", vaterlandsverrätherische Clubisten, bringt Heigel Neues aus den oben genannten Memoiren Mannlich's, widerlegt aber die Anklage, daß Utzschneider unter ihnen, ja ihr Führer gewesen sei. Schwärmer für eine süddeutsche Republik gab es genug, und nicht nur in Baiern, wofür Heigel viel Beweise bringt, sondern auch im ganzen Süden; seit 1796 finden wir solche Träume in Baden, wie ich zur Evidenz aus ungedruckten, besonders niederländischen Quellen in meinem „Karl Friedrich von Baden" (Heidelberg 1878) dargethan habe; als unausführbare Träume verflogen sie bald wieder.

Unter Hinweis auf die 1876 erschienene Festschrift Kluckhohn's „Königin Luise" gibt Heigel eine kurze Würdigung der unsterblichen hohen Dulderin, der glühenden Patriotin, der Freundin Stein's.

Obgleich viele an ihrer Wahrhaftigkeit zweifelten, wurden bisher die „Memoiren des Ritters von Lang" als maßgebend für die Beurtheilung der Periode, da sich das neue Baiern bildete, angesehen und wegen der Geißelung einer Kleinstaaterei, die nicht nur in Oettingen, sondern so vielfältig blühte, gern gelesen. Heigel will durchaus nicht die Nachtseiten jener Zustände mit bengalischer Beleuchtung verschönern, sondern nur hervorheben, daß es neben ihnen auch Lichtpunkte gab, Lang aber als unedler Charakter voll Menschenhaß, ohne allen Hang zum Idealen und Wahrhaftigen, ohne Patriotismus, diese verschwieg und als historische Quelle keinen Glauben verdient; in dem verrotteten Baiern wirkten gerade damals unermüdlich, freilich auch oft rücksichtslos und schroff bureaukratisch, die Regeneratoren Montgelas und König Maximilian I. Joseph.

Höchst anziehend ist die Schilderung des berühmten Criminalisten und Vaters des bairischen Criminalgesetzbuchs Paul Anselm von Feuerbach, des mit philosophischem Blicke an das Recht herantretenden Kämpfers für Recht und Licht. Er war eine eminent selbstbewußte, sehr erregbare und im Grunde unglückliche Natur, die nie ein eigentliches Vaterland fand, immer auf eine andere Stätte ihre Hoffnungen und Wünsche richtete. Weit mehr als der Lehrberuf, in dem er unaufhörlich mit den Collegen Streit hatte, behagte ihm das 1808 beginnende Leben im praktischen Staatsdienste. Aus dem eifrigen Rheinbundspolitiker, der den Bund Baierns mit Napoleon für das Richtigste ansah und über deutsch-nationale Ideen die Nase rümpfte, trotzdem aber von Aretin als Tugendbündler denuncirt wurde, ward, als Deutschland sich zum Befreiungskampfe anschickte, der begeistertste Vorredner der nationalen Sache, und während Montgelas ganz unberührt von patriotischen Gefühlen blieb, rief Feuerbach in zündenden Schriften Baiern und Deutschland zur Befreiung von der Fremdherrschaft auf. Kaum war sie abgeschüttelt, so beschuldigten ihn die Absolutisten heimlicher gegen Baiern

abzielender Einverständnisse mit Preußen; dies war zwar eine Lüge, aber Feuerbach setzte die größten Hoffnungen auf den Hohenzollernstaat, bis er, persönlich verletzt, in bitterste Gegnerschaft zu ihm trat und für eine Trias, Baiern an der Spitze eines Fürstenbundes, als Wall deutscher Freiheit gegen Oesterreich und Preußen das große Wort ergriff. Machte ihn das Concordat Baierns von 1817 so bestürzt, daß er den Protestantismus schon als vernichtet ansah, so berauschte ihn förmlich die Ertheilung der Verfassung von 1818. Diese Inconsequenz seiner politischen Haltung darf aber das Urtheil über seine großartige juristische Bedeutung nicht trüben.

In „Ludwig I., König von Baiern, und Thorwaldsen" gibt uns schließlich der Autor ein reizendes Bild der 1808 angeknüpften und 1818 in Rom persönlich befestigten Beziehungen des kunstsinnigen Königs aus dem Süden zu dem gewaltigen Nordlandsrecken, dem nach Ludwig's competentem Urtheile größten modernen Bildhauer; welch grenzenlose Verehrung beseelte den König vor Thorwaldsen, und wie tief schmerzte es ihn, daß dieser sich nicht dazu verstand, in München zu leben! Wahrlich, Ludwig war nicht nur Mäcen, sondern wirklicher Freund großer Meister, und mit Genugthuung darf der Baier Heigel es aussprechen, Ludwig habe mehr Künstler um sich versammelt als je ein Kaiser oder Papst. Wie unversöhnlich wurden trotzdem seine Kunstschöpfungen angefeindet als unnütz, als willkürlich seinem Volke octroyirt, wie oft hieß es, das Mädchen aus der Fremde werde das Klima Münchens nicht ertragen können! Was aber — so fragen wir — wäre München ohne Ludwig's Kunstschöpfungen?

Der letzte Vertreter der Metternich'schen Schule, wie ihn sein Sohn nennt, Anton Graf Prokesch-Osten (Nr. 3), stand im regsten Briefwechsel mit Friedrich von Gentz, der rechten Hand Metternich's, und mit diesem selbst. Er erwies sich früh als diplomatisches Talent von seltener Tiefe und Gewandtheit, wurde als ungemein brauchbar in Wien erkannt und erfreute sich bei den Lenkern der Geschäfte eines Ansehens, welches weit über seinen Rang hinausging. In den Jahren 1824—30 hielt er sich im Auftrage der kaiserlichen Regierung im Orient auf, bald auf der Flotte, bald auf dem Lande thätig, seit 1827 als Generalstabsoffizier bei der Escadre des Admirals Dandalo und bald darauf als Generalstabschef, als welcher er eine Reihe ehrenvoller und glücklicher Thaten gegen die übermächtigen Seeräuber des Griechischen Archipels inscenirte und 1829 einen rühmlichen Vertrag mit dem Pascha von St.-Jean d'Acre schloß. Seit 18. September 1826 führte er über griechische und orientalische Verhältnisse eine höchst interessante und lichtvolle Correspondenz mit seinen Lehrern in der Staatskunst, Gentz und dem Staatskanzler. Er betrachtete den Vicekönig von Aegypten, Mehemed-Ali, mit besonderer Vorliebe und meinte, dieser allein, nicht aber die Land- und Seemacht des Sultans, könnte gegen die Griechen etwas ausrichten, in denen er ein entartetes Volk „ohne Vaterlandsliebe, ohne Muth, ohne irgendeine Tugend" sah. Er griff erfolgreich in den Verlauf der ägyptischen Frage ein; seine Verhandlungen waren meisterhaft, obgleich er den diplomatischen Stand der Dinge nur unvollkommen kannte und alles aus seinem eigenen Scharfsinne schöpfen mußte. Sein höchstes Streben war die diplomatische Carrière. Als Mitarbeiter am „Spectateur oriental", dann am „Courier de Smyrne", gab er Gentz und Metternich stets neuen Anlaß, seinen Scharfblick und sein Talent zu bewundern; neben seinen diplomatischen Geschäften fand er noch Zeit, sich mit Poesie wie mit ägyptischen und andern Alterthümern eingehend zu beschäftigen, darüber zu schriftstellern, genug er entfaltete einen ungewöhnlichen, vielseitigen Fleiß.

Prokesch war gleich Gentz ein schroffer Widersacher der londoner Triple-Allianz von 1827, sprach verachtend von ihrem Vater, dem genialen Canning, und fand als starrer Legitimist ihre Unterstützung der griechischen Revolution unnatürlich; immer wieder nennt er sie unselig und die „Pandoren-Büchse, die der Teufel der Unordnung, der unter dem Namen Liberalismus sich überall einführt, unserer Leichtfertigkeit und Eitelkeit zum Geschenk gemacht hat". Neben Canning verkennt er auch völlig dessen hochbedeutenden Neffen, den Gesandten Stratford Canning; sein Urtheil ist übrigens kein consequentes, denn anfänglich spricht er vom französischen Admiral de Rigny abfällig, später äußerst anerkennend. Prokesch, Metternich, Gentz sahen mit Schrecken auf Rußlands Uebermacht in Europa und waren darum schon entschlossen, die Türkei zu halten. Ihre Sympathien waren für letztere, und Gentz billigte völlig den Gedankengang Prokesch's darüber, wie die Türken ihre Operationen gegen Rußland einrichten müßten. Beide irrten, indem sie den Krieg von 1828 den vorletzten gegen die europäische Türkei nannten und ihm ein ruhmloses Prognostikon stellten; sie fürchteten, Rußland würde die griechischen Unterthanen Oesterreichs aufwühlen; sie erkannten sehr richtig, daß Konstantinopel in russischen Händen die russische Herrschaft im Mittelmeere zur Folge haben würde, und die Türkei erschien ihnen darum als der Schützling Europas. Ueberall spricht sich ihr wilder Russenhaß aus; Gentz hofft 1829 cynisch auf „die gebenedeite Pest" als Alliirte gegen die Russen. Welch andere Leitung Diebitsch ihnen gab als Wittgenstein, sprach Prokesch schon frühe mit voller Ueberzeugung aus. Sehr bezeichnend ist seine Bemerkung über Preußen, die so recht Metternich's Unterricht kennzeichnet. „Ich habe immer einen unwillkürlichen Schauer vor dieser Macht, die zu jung ist, um bedächtig zu sein, und zu viel besitzt, um nicht mehr zu wollen." Von Frankreich glaubten beide, es sei durch England dupirt und in die griechische Frage hineingedrängt; die Expedition unter Maison, welche die Aegypter unter Ibrahim Pascha zum Abzuge aus Morea zwang, erschien ihnen absurd, das Ministerium La Ferronays als „das elendeste, das je die Sonne beschien", und Prokesch sah in den Franzosen „eine alt gewordene Kokette, die zuletzt einen Dorfjungen herausputzt". Sehr glücklich

schildert er den unbedeutenden, eiteln Grafen Kapodistrias, in dem er Oesterreichs Todfeind erkannte. Um ihm und Rußland, dessen Dienstmann er war, Griechenland zu entziehen, erschien Prokesch als einziges Mittel die Unabhängigkeitserklärung Griechenlands; als Regierungsform wollte er nur die absolute, keinesfalls die constitutionelle gelten lassen. Sehr treffend sagt Prokesch:

Ein abhängiges Griechenland wird ein Nest der Piraterie und Geisel des europäischen Handels der Levante, eine Matrosenpflanzung für die Russen, eine offene Wunde für die Pforte und eine Nahrung des Brandes, der auf so vielen Punkten Europas glimmt. Ein unabhängiges wird dem europäischen Handel und insonders dem unsern Absatzquellen öffnen, der russischen Marine im Schwarzen Meere das, was sie am meisten braucht, entziehen, der Pforte eine Stütze sein und fürs allgemeine eine Eroberung, welche die Legitimität im Gebiete des Liberalismus macht.

Im Gegensatze zu Prokesch hielt Gentz den Gedanken, einen deutschen Fürsten zum griechischen König zu wählen, für baren Unsinn und Griechenland einzig zur Republik geeignet.

Nach Beendigung des russisch-türkischen Kriegs wurde Prokesch, der als erleuchtetster Kenner der griechischen Angelegenheiten galt, 1830 von Metternich nach Wien berufen. Hier trat er in persönlichen Verkehr mit Gentz. Rasch verband beide die innigste und tiefste Freundschaft; beständig rühmt Prokesch die Herzensgüte und Seelengröße von Gentz neben seinen seltenen Geistesfähigkeiten; daß der größte Publicist unsers Jahrhunderts der eitelste Don Juan und von maßloser Selbstüberhebung besessen war, verschweigt er. Prokesch regte wiederholt den Gedanken an, den ihm hochinteressanten Herzog von Reichstadt auf den griechischen Thron zu erheben, drang aber nicht durch. Wie schwer in der Geschichte das Prophezeien ist, beweist die Aeußerung Prokesch's kurz vor der Julirevolution: das französische Volk wolle keine Revolution, Karl X. könne darum das Aeußerste wagen. Als Metternich's Anhänger sah er mit Entsetzen das Treiben der badischen Liberalen, die ihm als Entfesseler grausigen Verderbens erschienen; ihnen, besonders Rotteck und seinem Stiefvater Schneller, gegenüber verfocht er leidenschaftlich „die gute Sache", Gentz und Metternich; er war „als Oesterreicher unter den Deutschen fast so fremd und angefeindet als einst unter den Griechen". Er und Gentz fürchteten 1830—31 das Hereinbrechen einer wahren Sündflut. Im Jahre 1831 ging Prokesch als diplomatischer Commissar, als Mittelsmann zwischen dem Kaiser und dem Papste nach Italien, wo Oesterreich und Frankreich unter beständigen Reibereien diplomatisch und militärisch für Gregor XVI. intervenirten. Die Zustände des Kirchenstaats lagen offen vor dem Auge des geistvollen Diplomaten. „Die Aehnlichkeit der päpstlichen Verwaltung mit der türkischen springt in die Augen. Pascha und Legat stehen auf derselben Stufe der Macht, handeln beide nach einer und derselben Weise.... Niederträchtiger regiert als dieses Land ist wol keins in Europa." Im Februar 1832 kam Prokesch bei der erneuerten österreichisch-französischen Intervention wieder als Commissar nach Italien. Der Tod von Gentz im Juni 1832 war ein schwerer Schlag für das warme Herz Prokesch's.

Erst jetzt beginnt eigentlich sein directer Briefwechsel mit dem Staatskanzler Fürsten Metternich, der bis zum Tode des letztern währte; aus vielfachen naheliegenden Rücksichten hat sein Sohn die Correspondenz der Jahre 1832—55 weniger vollständig und seit 1848 von Prokesch's Briefen nur sehr spärliche Proben mitgetheilt. Prokesch stellt Metternich außerordentlich hoch und ist in offenkundigem Widerspruche mit der allgemeinen Ansicht, sein System sei das der Stagnation gewesen, und er habe es an Pflichtgefühl fehlen lassen; sein Herz macht ihn zum beredten Anwalte des Freundes. Im Jahre 1833 wurde er nach Aegypten geschickt, wo Mehemed-Ali den Schild erhoben; wiederum erfolgreich thätig, blieb er bei Metternich stets von hohem Einflusse auf die österreichischen Beziehungen zu Aegypten und auf dessen Anschauung der ägyptischen Lage; freilich betrachtete er anfangs Mehemed's Bestrebungen ganz anders als der Staatskanzler und nahm erst nach Jahren die richtigere Ansicht desselben an. Er war für Mehemed und sah des Sultans Feindseligkeit gegen ihn als das Verderben der ohnmächtigen Pforte an, die Rußland damals rettete, worauf Frankreich zwischen ihr und Aegypten intervenirte. „Das türkische Reich", sagt Prokesch, „hat keine Lebenskraft mehr; dessen Auflösung hat bereits begonnen. Als Oesterreichs Aufgabe aber gilt es, dasselbe gegen Mehemed und die Westmächte zu halten." Metternich erklärte, Konstantinopel dürfe, falls es ja zum Ende der Türkei kommen solle, nur griechisch werden, und alles solle griechisch sein, so weit die griechische Sprache herrsche; er wünschte aber die Erhaltung der Türkei, damit nicht ihre Provinzen an Rußland, England oder Frankreich fielen; er glaubte nie an eine Machtstellung Aegyptens, nannte Prokesch in diesem Punkte einen Träumer und erklärte sich energisch gegen alles Romantische und alle Poesie in der Geschichte. Er sagt, ihm haben die Haare zu Berge gestanden,

als die ganz miserable Genlis den historischen Roman zur Mode brachte. Ein historischer Roman ist mir ein Greuel, während ich der Geschichte und dem Roman alle Gerechtigkeit zu leisten vermag. Bliebe der historische Roman ein bloßes literarisches Product, so würde ich mir weniger aus selbem machen, als dies der Fall ist, wenn er in das thatsächliche Staaten- und bürgerliche Leben überfließt. Dann kommen Monstra zum Vorschein wie da waren und sind: die unendliche Vervollkommnung des Menschengeschlechts; Monarchie entourée d'institutions républicaines; die Menschenrechte; die nach Frankreich übertragene, in England nie bestanden habende pondération des pouvoirs, à la Montesquieu; die Freiheit der Presse als ein Mittel, der Wahrheit den Weg zur Oeffentlichkeit und den Regierungen zur Erkenntniß zu bahnen; endlich das Vorbild Mehmed-Ali's als Régénérateur de l'Empire Ottoman! Mit solchem Quark hat mich niemals jemand eingeschläfert, denn er wirkt auf meine Geistes- und Gemüthsnerven wie eine Feder unter der Nase, also wie ein unleidlicher Kitzel. Dies ist sonach eine Temperamentssache, und ich danke Gott, daß er mir dieses Temperament verlieh. Mit dessen Beihülfe habe ich mich auf einer und derselben Linie, mitten durch alle Verhältnisse der Zeiten, im vollen

Verlaufe von 32 Jahren, ohne einen Moment halt zu machen, fortbewegt.

Mit hoher Genugthuung sagt der selbstgefällige Fürst, der Europa gewissermaßen regiert hat, 1841: „Berlin und Wien sind eins."

Seit December 1834 war Prokesch Gesandter in Athen. Er besaß wenig Vertrauen zu der Regentschaft für den jungen König Otto, besonders zum Grafen Armansperg, hatte aber große Achtung vor den Fähigkeiten und dem Charakter des Königs und seiner edeln, heldenhaften Gemahlin, während Metternich Otto für absolut regierungsunfähig hielt. Der große Einfluß Englands in Athen beängstigte Prokesch, zumal er Gefahren aus eventueller Befolgung der constitutionellen Rathschläge erwachsen sah. Metternich sprach sehr misachtend von den Griechen, deren keiner ihm Garantie für moralischen Charakter bot; er verdammte entschieden ihr Vorhaben, Kreta zu insurgiren und einzuverleiben:

Das griechische Königreich ist revolutionären Ursprungs; durch die Gewalt der Umstände hat es die Taufe der Legitimität erhalten; es liegt sonach im Interesse des Königs und jedes aufgeklärten Griechen, sich vorzugsweise an die Taufe statt an die Geburt zu halten. . . . Auf dem Wege der Beförderung von Insurrectionen erobern wollen, ist Gift statt den Degen brauchen. Nun liegt es aber in der Natur der Dinge, daß der König von Griechenland nicht Gift gegen andere anwenden kann, ohne sich selbst zu vergiften. Er straft seine Taufe Lügen und stellt sich auf das Princip, welches nicht ihn, sondern das Land ins selbständige Leben rief.

Prokesch, der in Athen die heftigsten Kämpfe bald mit dem englischen, bald mit dem französischen, bald mit dem russischen Einflusse bestand, wurde in der Septemberrevolution von 1843 der Hort des Königspaares; seiner Ansicht nach hatte Baierns Einwirkung auf Otto am meisten zum Unheile beigetragen; auch traute er Rußland und Frankreich nicht. Otto blieb nichts übrig, als die Insurrection anzuerkennen, die neue Verfassung zu beschwören, die ihm und seiner klugen Gemahlin alsbald als nutzlos erschien, und England neuen Einfluß zu gestatten. Prokesch hielt den Thron für morsch, freute sich herzlich, als das Cabinet Kolettis bessere Tage brachte, und sah mit Unwillen, wie Lord Lyons Kolettis entgegenarbeitete und den Thron geradezu unterminiren wollte. Das Königspaar zeichnete Prokesch sehr aus, und er stand in engen Beziehungen zum preußischen Gesandten von Werther. Bei der Musurus-Affaire übernahm er hauptsächlich die Mediation. 1849 verließ er Athen.

Metternich hatte in den Märzstürmen 1848 das Feld räumen müssen, fuhr aber fort, über brennende Zeitfragen mit Prokesch zu correspondiren, da ja beide für „die alte Ordnung" und gegen die neue waren. Metternich hielt sich nach wie vor für den unfehlbaren Staatsmann par excellence; gegen alle Angriffe setzt er dreist die Behauptung: „Freund des Lichts, war ich stets ein Gegner der Brandlegung.... Ich bin ein geborener Feind der Nacht und Freund des Lichts." Ja der Stabilitätspolitiker sagt, auf Frankreich deutend: „Das Stehenbleiben ist dort, wie nirgendswo, möglich." Metternich wie Prokesch erschien der Gang der preußischen Politik als ein schiefer und gefährlicher; sie meinten, Deutschland müsse bei dem Bunde bleiben, undenkbar sei eine preußische Zukunft für Deutschland. Prokesch war jetzt Gesandter in Berlin. Metternich meinte, in Preußen sei nichts Deutsches zu finden; das Wort Deutschland diene dort nur als Aushängeschild für preußische Zwecke; die wahrhaft deutschen Interessen sah er einzig durch Oesterreich vertreten und zwar ohne jegliche Selbstsucht. Blinder konnte man wol die Dinge nicht betrachten oder betrachten wollen.

Oesterreich hat, um befriedigt zu sein, von Deutschland nichts als die innere Ruhe in Anspruch zu nehmen, während Preußen dem Triebe nach Verdickung unterliegt und demselben nur auf Unkosten deutscher Gebiete Genüge zu leisten vermag.

Nach Metternich kann Deutschland nie ein Bundesstaat werden, es muß Staatenbund bleiben. Sehr unzufrieden ist er natürlich mit Radowitz und seinem Einfluß auf Friedrich Wilhelm IV., und Bunsen scheint ihm in Berlin deplacirt und praktisch nicht verwendbar. In dem Briefwechsel wird die preußische Politik unbarmherzig verdammt, ihr vorgeworfen, sie habe nie der Devise „Suum cuique" nachgelebt, und ihr, die als Utilitätspolitik bezeichnet wird, die österreichische als Rechtspolitik entgegengestellt; die der gothaer Schule wird als jammervollste und eine im Solde Gagern's zu selbstsüchtigen Planen benutzte Richtung charakterisirt. Metternich ist keck genug, von sich zu äußern: „Ich behaupte, in den deutschen Fragen der Deutscheste gewesen zu sein, wie ich von jeher der Griechischeste in den hellenischen und der Türkischeste in den ottomanischen war." Seiner Ansicht nach „kein Deutschland ohne Oesterreich". Sehr anerkennend spricht Prokesch, lange in Brüssel lebend, vom König Leopold I., von der belgischen Verfassung aber ebenso wegwerfend wie von der französischen und englischen Politik. Im April 1850 sagt er von Frankreich: „Die Lage dieses großen Landes drückt dem modernen Constitutionalismus die Krone auf. Diese Krone hat vieles mit einer Schellenkappe gemein. . . . Das große Land kann nicht sterben und es weiß nicht zu leben."

Prokesch-Osten, seit Januar 1853 Bundespräsidialgesandter in Frankfurt, sprach sich 1854 ebenso einseitig wie unbillig über die Haltung der badischen Regierung gegenüber dem Erzbischofe von Freiburg aus. Er blieb ganz unter Metternich's Einfluß, der in Wien sich nach wie vor geltend machte. Auf seine Anregung kam der hochverdiente Mann 1855 als Internuntius nach Konstantinopel, wo er am meisten an seinem Platze war.

Die in jeder Hinsicht interessante Correspondenz ist ein äußerst werthvoller Beitrag zur Geschichte der kaiserlichen Diplomatie und ihrer Vertreter. Arthur Kleinschmidt.

Pulszky's Memoiren.

Meine Zeit, mein Leben. Von Franz Pulszky. Autorisirte Ausgabe. Preßburg, Stampfel. 1880. Gr. 8. 7 M.

Eben jetzt, wo die Haltung der ungarischen Regierung und der Städteverwaltungen der ungarischen Monarchie gegenüber allem, was deutsch heißt und dadurch eben die Intelligenz, den Gewerbfleiß und den Handel in seinen höhern Sphären repräsentirt, die Aufmerksamkeit im ungewöhnlichen Maße auf sich lenkt, ist es von Interesse, ein Werk zu lesen und zu studiren wie Franz Pulszky's „Meine Zeit, mein Leben". Franz Pulszky ist nach Geburt und Charakter ein Ungar; als solcher vertritt er seine Nation im Denken, Fühlen und in der Ausdrucksweise.

Es gibt kaum wieder zwei Nationen, die sich darin so sehr gleichen wie die Ungarn und unsere Nachbarn jenseit des Rheins: der Nationalcharakter der einen ist identisch mit dem der andern. Ein unaufhörliches Schwanken zwischen liberalen Ideen und Terrorismus: bald ein begeisterter Aufschwung ritterlicher oder religiöser Gefühle, bald ein Hinabsinken in den Pfuhl der Immoralität und des Atheismus; heute eine Aufopferungsfähigkeit für Freiheit und Vaterland, die unsere Bewunderung erregen müßte, wenn ihr nicht morgen äußerste Lethargie und sklavische Beugung unter das Joch eines Despoten folgte. Jedem Drucke nachgebend, suchen sie die Ursachen ihres Verfalls nur nach außen, erblicken sie überall Verrath, wenn ihre Schwäche sie ins Unglück stürzte. Sie sind überschwenglich eingenommen für ihre Institutionen, ihre geistige Richtung und Anschauungsweise, und ihr Zorn kennt kein Maß, ihre Sprache wird plebejisch und selbst ihre Wissenschaft zur Parteisache, sobald eine andere Nation ihnen scheinbar hindernd in den Weg tritt.

So zeigt sich uns bis zu einem gewissen Maße auch Franz Pulszky in dem vorliegenden Werke. Nach ihm ruhen alle Sünden der ungarischen Nation einzig und allein auf den Schultern des Kaisers Franz I. Es ist ja richtig, daß die Regierung dieses Kaisers keine glorreiche war; die Geschichte hat längst darüber ihr Urtheil gesprochen. Seine staatsmännischen Eigenschaften waren unbedeutend; voll Mistrauen und Eifersucht trieb ihn das Bewußtsein seiner fürstlichen Stellung bis zur Tyrannei; der Gang der Französischen Revolution, die sein eigenes Haus so schwer traf, indem sie seinen Oheim und seine Tante mit sich hinabriß und ihn als Deutschen Kaiser direct bedrohte, erfüllte ihn mit solchem Entsetzen, daß er den freiheitlichen Ideen und der sie verbreitenden Wissenschaft unversöhnliche Rache schwor, wodurch er sich zu Maßregeln und Handlungen fortreißen ließ, die den finstern Zeiten des Mittelalters Ehre gemacht hätten. Allein

er besaß einen achtenswerthen Privatcharakter; er war ein treuer Gatte und von reinem Lebenswandel; er war sparsam und verachtete den äußern Prunk; in seiner Kleidung und Haushaltung herrschte Einfachheit; er war human und für jeden seiner Unterthanen leicht zugänglich; trockenen Geistes, war er ein Feind der Schwärmerei und Ueberschwenglichkeit; er war mit einem Worte das Muster eines ehrbaren Spießbürgers, welcher nie eine Dummheit begeht, Ritterlichkeit nicht kennt, Theorien und Wissenschaften verachtet, sich um Kunst nicht kümmert und in Ruhe leben und sterben will.

Es sind dies Franz Pulszky's eigene Worte. Er wendet dann auf Kaiser Franz I. den Wahrspruch des Königs Matthias von Ungarn an: „Der Geist des Herrschers verherrlicht oder verdunkelt sein Reich", und führt als Beleg dafür, daß die Persönlichkeit des Monarchen, wenn seine Herrschaft von langer Dauer ist, auf seine Nation (sic!) einen großen Einfluß ausübe, die sittenlosen Zustände der englischen Gesellschaft unter Georg IV. an, und weist dagegen auf die achtunggebietende Sittenreinheit derselben Gesellschaft unter Königin Victoria hin.

Ist schon an und für sich der Vergleich zwischen einem absoluten österreichischen Kaiser, wie Franz I. war, und den constitutionellen Regenten Großbritanniens mangelhaft, so wird derselbe geradezu unverständlich und unlogisch hinsichtlich der moralischen Zustände in England unter Georg IV. und Königin Victoria, und der Zustände in Ungarn unter Kaiser Franz I. mit dem „untadelhaften Privatcharakter". Zugleich aber und im Widerspruche mit sich selbst citirt Franz Pulszky den ungarischen Dichter Berzsenyi, welcher zürnend darüber klagt, daß während der ersten 25 Jahre der Regierung des Kaisers Franz die Ungarn zu „häßlichen Sybaritenpuppen" geworden seien. Und doch der obige Vergleich!

Dies ist jedoch nicht das Einzige, was Pulszky's Werk charakterisirt; es kommt dazu die bis ins Kleinlichste gehende Schilderung seiner Familie, seiner Empfindungen, Hoffnungen und Erfolge von den ersten Knabenjahren an bis zur vollen Reife des Mannes. Das Werk hat nur Werth in retrospectiver Beziehung und kann, so wie es vor uns liegt, nicht auf authentischen Belegen beruhen, es müßte denn sein, Pulszky hätte von Kindesbeinen an alle Details aus seinem Leben mit minutiösester Genauigkeit niedergeschrieben, was doch kaum anzunehmen ist. Die Berichte über sein Jugendleben sind demnach Fiction und tragen die Merkmale der Denkweise des spätern Mannes an sich.

Hierzu kommt, daß Franz Pulszky, der noch dazu einer lutherischen Familie angehörte, im katholischen Ungarn unmöglich von früher Jugend auf so tief in das politische Getriebe seines unruhigen Vaterlandes und in das Geistesleben seiner Zeitgenossen eingeweiht sein konnte, als er es uns im vorliegenden Werke erzählt. Es ist unmöglich, sagen wir, daß er, wie er uns berichtet, alle Fäden der Intriguen, alle offenen oder verborgenen Leiter der Conspirationen, alle Männer von Bedeutung, die in die Geschicke Ungarns eingriffen oder eine bemerkenswerthe Stellung in Kunst und Wissenschaft einnahmen, persönlich kennen lernte, wenn ihm auch manches darunter näher

bekannt sein konnte. Autobiographien sind stets mehr oder minder Fictionsgebilde; die Autobiographie Pulszky's ist es noch mehr als jede andere. Tout comme chez nous, könnte der Franzose sagen.

Franz Pulszky's Werk umfaßt außer der Einleitung zehn Zeitabschnitte aus der Geschichte Ungarns und, wie der Titel es besagt, aus seinem damit innigst verwebten Leben. Diese Abschnitte, von 1814—47 reichend, schließen mit der Voraussicht des unvermeidlichen Kampfes, dem Ungarn entgegenging und aus dem es auch siegreich hervorgegangen wäre ohne die Hülfe Rußlands, welches das „athemlosende" Oesterreich, wie sich damals ein bekanntes Journal äußerte, vor einer schweren Katastrophe rettete. Die Schilderung dieser ganzen Periode aus Ungarns Geschichte wird unter dem gewandten und geistreichen Griffel Pulszky's anziehend und lehrreich, doch enthält sie nichts, was dem Geschichtsforscher unbekannt wäre; außerdem finden sich darin nothwendigerweise nicht wenige Reminiscenzen aus Pulszky's frühern Werken. Auch die Berichte aus seinem Leben in jener Zeit sind durch keine neuen oder wichtigen Angaben bereichert, wenn auch Einzelnes vertieft und, wie es die Absicht des Autors war, mit den politischen und socialen Vorgängen in Contact gesetzt ist. Die autorisirte Ausgabe ist in der Uebersetzung elegant, der Stil ist rein, die Diction scharf und zuweilen schneidend.

Ferdinand Moesch.

Feuilleton.

Deutsche Literatur.

Die Weltliteratur hat bis vor kurzem in Deutschland nur wenig Bearbeiter gefunden. Den Preis unter ihnen hat Johannes Scherr davongetragen, dessen „Allgemeine Geschichte der Literatur" (Stuttgart, Conradi) jetzt in sechster Auflage erscheint. Alle vorliegenden Lieferungen beweisen, daß der Autor sich Mühe gegeben hat, sein Werk in jeder Hinsicht zu vervollkommnen und zu vervollständigen.

Gegenwärtig erscheint auch eine „Illustrirte Geschichte der fremden Literaturen in volksthümlicher Darstellung" von Otto von Leixner, mit mehr als 300 Text-Illustrationen und zahlreichen Tonbildern u. s. w. (Leipzig, Spamer). Es ist dies ein Pendant zur deutschen Literaturgeschichte desselben Verfassers, aber die erste illustrirte Universalgeschichte der Literatur, während die „Literaturgeschichte" von König, die einen so großen buchhändlerischen Erfolg hat, jenem mit Bildern versehenen deutschen Literaturwerk von Hause aus Concurrenz machte. In dem Prospect des neuen, auf zwei Bände berechneten Unternehmens heißt es: „Die Absicht des Verfassers geht dahin, in vorliegendem Werke für alle gebildeten Kreise der deutschen Lesewelt ein Hand- und Lesebuch herzustellen, welches das geistige Schaffen aller hervorragenden Völker, die auf den Entwickelungsgang des menschlichen Geistes eingewirkt haben, nach der hier in Betracht kommenden Richtung umfassen soll. Es sind deshalb die ältern orientalischen Literaturen, soweit dieselben auf Bedeutung Anspruch erheben können, wie die der Aegypter, Inder, Hebräer, Araber, Perser und Chinesen, und dann auch das Schriftthum der Griechen und Römer in den Kreis der Betrachtung gezogen worden. Das Hauptgewicht hat der Verfasser auf die neuern Literaturen der germanischen, romanischen und slawischen Völkergruppen gelegt, vor allem also auf die Darstellung der englischen, spanischen, französischen und italienischen Literatur. Wie in seiner Darstellung der deutschen Literatur, hat sich der Verfasser auch hier bemüht, nicht nur trockene Namen aufzuzählen, sondern im Spiegel des Schriftthums die Culturentwickelung der Völker zu zeigen. Gewissenhaft sind hier überall, wo es unmöglich war, die Ergebnisse selbständiger Forschungen zu geben, die besten Quellen zu Rathe gezogen, bei den Proben aus den verschiedenen Literaturen sind die besten zugänglichen Uebersetzungen benutzt worden. Um jedoch dem Handbuche noch einen besondern Werth zu verleihen, hat der Autor in seiner Darstellung jene Werke und Dichter hervorragend behandelt, welche auf die deutsche Literatur von Einfluß geworden sind; bei derselben wird dann auch besonders darauf hingewiesen werden, wann und von wem sie in unser heimisches Schriftthum eingeführt worden sind und in welcher Art sie darauf eingewirkt haben. Ein gewissenhaft gearbeitetes Register und ein Verzeichniß der Quellen sowie ausgezeichneter Ausgaben soll die Brauchbarkeit des Werks erhöhen." In der Einleitung erwähnt der Verfasser, ihm hätten nicht überall so viele Quellen zur Verfügung gestanden, daß ein lebendiges Bild möglich gewesen wäre; so sei z. B. der Ueberblick über die Literatur Chinas selbst den Gelehrten erschwert. „Andererseits", fährt er fort, „ist die Arbeit bei mehrern Literaturen, wie bei der englischen, spanischen oder französischen, durch die unendliche Fülle des Stoffs erschwert. So dürfte mancher Leser, welcher eine derselben genauer kennt, einzelnes vermissen; dennoch mußte für den Verfasser überall der gleiche Standpunkt maßgebend sein, nur dasjenige hervorzuheben, was einerseits das zu betrachtende Schriftthum kennzeichnet, andererseits auf die fremden Literaturen, besonders auf die deutsche, bestimmend eingewirkt hat. In Bezug auf die Proben war es nothwendig, weniger Beschränkung walten zu lassen und kleinere Dichtungen, wo es sich mit dem Zwecke des Werks verträgt, vollständig mitzutheilen; besonders dort erschien es mir unvermeidlich, wo auch die Uebersetzungen schwerer zugänglich sind. Es kann von jedem Deutschen gefordert werden, daß er die Hauptwerke seines heimischen Schriftthums, welche der neuern Zeit angehören, kenne; das ist bei entlegenern Literaturen nicht der Fall; hier muß darum zu der geschichtlichen Darstellung die lebendige Poesie selbst treten, wenn der Leser ungefähr ein Bild von der eigenartigen Phantasie fremder Völker gewinnen soll. Was die Auswahl unter den Uebersetzungen betrifft, so hat der Verfasser zumeist jene gewählt, welche nach dem Urtheil der Fachmänner den originellen Eindruck treuer wiedergeben, auch wenn sie nicht immer unsern geläuterten Anschauungen vom Wohlklang ganz entsprechen. Das war sogar nothwendig, wenn die schönere Uebertragung, wie etwa jene des chinesischen Liederbuchs «Schi-king» durch Rückert, durch mancherlei Zusätze und Umstellungen das Urwerk zu sehr verändert hat; nur wo die echte Prägung erhalten blieb, so weit das bei Uebertragungen der Fall sein kann, wurde der schönen, unserer Empfindung gemäßen Form der Vorzug gegeben, wie bei den meisterhaften Uebersetzungen antiker Dichtungen, welche wir Emanuel Geibel verdanken."

Johannes Scherr und auch Otto von Leixner gehören aber einer Literaturgeschichtschreibung an, welche von katholischer Seite als ketzerisch bezeichnet wird. Da es eine specifisch katholische Literatur gibt und auch deutsche Literaturgeschichten von diesem Standpunkte aus, so ist es wol begreiflich, daß das Bedürfniß einer „Allgemeinen Literaturgeschichte vom christlichen

Standpunkte aus" oder vielmehr vom katholischen Standpunkte empfunden wurde, ein Bedürfniß, welchem Peter Norrenberg mit einem unter dem obigen Titel erscheinenden Werke abzuhelfen sucht (2 Bde., Münster, Russell). Dem Prospect zufolge soll damit der Nothlage des katholischen Sortimenters abgeholfen werden; denn dieser konnte bisher demjenigen, welcher sich über die Dichtung des Auslandes und über die deutsche im Zusammenhange mit jener zu orientiren wünschte, nur Werke kirchenfeindlicher Autoren vorlegen. Der Verfasser freilich nimmt einen höhern Schwung über den Kopf des katholischen Sortimenters hinweg; er sagt in der Einleitung: „Es gibt wol kaum eine Wissenschaft, welche man in dem Maße als eine gute Gelegenheit, dem Haß gegen die christliche Offenbarung freien Lauf zu lassen, benutzt hat, als die Literaturgeschichte, und sie, wie die Culturgeschichte überhaupt, ist zu einer furchtbaren Waffe in den Händen der Gegner des Christenthums herangewachsen. Bald ist es der Geist seichtester Aufklärung, der, hinschweifend über die weiten Gefilde der Poesie, die Naphthadämpfe, die aus ihren finstern Abgründen hervorquellen, in Flammen setzt und durch dieses unlautere Feuer das reine Licht der göttlichen Wahrheit zu verdunkeln sucht; bald sind es systematischer geschulte Geister, welche die erratischen Blöcke der Dichtung, die chaotisch durcheinanderliegen, sammeln und sie nach kühnem Plane zu einem Babel aufschichten, welches die Thürme des himmlischen Jerusalem überragen soll." Weiterhin heißt es: „Die Kirche ist das Schiff, welches den Strom hinauffährt; an sich vorbei sieht sie trübe Wogen und verführerisch glitzernde Wellen schießen, aber diese Fluten verlieren sich im Weltmeere, und nur sie selbst, den Hort wahrer Poesie bergend, erreicht, wenn auch manchmal auf ihrer Fahrt aufgehalten, die Höhen des Parnaß." Das bergaufwärts fahrende Schiff der Kirche wird wol erst die vollständige Sündflut abwarten müssen, wenn es auf dem Parnaß sitzen bleiben will, wie Noah's Arche auf dem Ararat. Doch in vielen dieser Werke ist die Zeche besser als das Wirthshausschild, und so finden wir auch in den ersten Lieferungen dieser „Literaturgeschichte" besonders bei Besprechung der indischen Poesie manche ästhetisch feine Bemerkung.

Ausländische Literatur.

Das Heine'sche Werk über Börne ist von Thomas Selby Egan unter dem Titel „Ludwig Börne, Recollections of a Revolutionist" (London, Newman u. Comp.) ins Englische übersetzt worden. Die Uebersetzung ist keine wörtliche, sondern sie enthält wesentliche Kürzungen. Es mag einigermaßen befremden, die Schrift Heine's, deren Einseitigkeit und Gehässigkeit in Deutschland wol allgemein anerkannt wurde und seinerzeit Gutzkow zu einer Gegenschrift veranlaßte, jetzt ohne weitern Commentar ins Englische übersetzt zu sehen. Auch will der Uebersetzer keineswegs einen Beitrag zur Charakteristik Börne's, sondern nur einen solchen zur Charakteristik Heine's geben; Börne ist nur das Object, nur das Opfer, es handelt sich nur um ein Experiment in corpore vili. Der Verfasser sagt in der Vorrede: „Um für das Buch Theilnahme zu erwecken, ist es nicht nöthig, irgendetwas mehr von Börne zu wissen, als man aus dem Buche selbst erfährt. Der Name, die politischen Ereignisse, und die Schriften, welche ihn bekannt machten, mögen in Deutschland so gut wie vergessen sein; aber diese Streiflichter, die auf den Mann selbst und seine Zeit fallen, werden immer ein ergötzliches Beispiel bleiben für die Methode Heine's, solche Gegenstände zu behandeln, für seinen Humor und seinen Stil." Wir glauben nicht, daß die Kenntniß deutscher Literatur in England durch so einseitige Veröffentlichungen bereichert wird. Derselbe Autor, Thomas Selly Egan, hat übrigens auch Heine's „Atta Troll" ins Englische übersetzt und auch eine in gänzlich anderm Stil gehaltene Dichtung: Schiller's „Don Carlos".

— In einer sehr wohlfeilen Taschenausgabe erscheint in Zürich (bei Rudolphi u. Kleine) eine „English Library", welche Dramen, Dichtungen, Skizzen, Novellen von mäßigem Umfang veröffentlicht. Das erste Bändchen enthält Mark Twain: „Sketches", das zweite Scott: „The Lay of the last Minstrel", das dritte das Lustspiel von Oliver Goldsmith: „She stoops to conquer", das vierte das Trauerspiel Marlowe's: „Doctor Faustus". Nach dem Prospect sind zunächst noch Dramen von Ben Jonson, Massinger, Rowe, Sheridan und Dichtungen von Byron, Moore, Scott, Shelley u. a. zu erwarten.

Bibliographie.

Dietzendanner, J. K., Die interessante Oase im Oberland oder das Valserthal im Kanton Graubünden in der Schweiz. Waldsee, Liebel. 16. 1 M.

Dresden vor hundert Jahren. Eine Chronik aus dem Jahre 1780. (Von C. Tittmann.) Dresden, Tittmann. 8. 1 M. 50 Pf.

Fels, H., Elsterperlen. Ein Lebenslauf. Allen großen und kleinen, glänzenden und einfachen Elsterperlen erzählt. Leipzig. 8. 2 M. 40 Pf.

Fischer, J., Was der Mirakelborn plaudert. Moderne Märchen. Breslau, Max u. Comp. 8. 2 M. 40 Pf.

Hart, J., Don Juan Tenorio. Eine Tragödie. Rostock, Meyer. 8. 2 M.

Herder's ausgewählte Werke. Herausgegeben und eingeleitet von A. Stern. 3 Bde. Leipzig, Ph. Reclam jun. 12. 4 M. 50 Pf.

Hillern, Hermine v., Jugendträume. Stuttgart, Krabbe. 12. 2 M. 40 Pf.

Hoefer, E., In der letzten Stunde und andere Erzählungen. 2 Bde. Jena, Costenoble. 8. 10 M.

Hözelîn, L., Das Nibelungenlied in seiner ursprünglichen Form. Nach einer alten Runenschrift ins Neuhochdeutsche übertragen und mit einem gelehrten Vorwort versehen. Leipzig, Ehrlich. 12. 50 Pf.

Huyssen, G., Christi Leiden im deutschen Volksschauspiel, namentlich im Oberammergauer Passionsspiel. Barmen, Klein. 8. 2 M. 80 Pf.

Jókai, M., Pater Peter. Roman. Mit einem Nachwort von A. Silberstein. Budapest, Révai. 8. 3 M.

Jordan, W. A., Das Gebet des Herrn. Eine Pfingstgabe. Gumbinnen, Sterzel. 8. 30 Pf.

La Mara, Sommerglück. Leipzig, Knapp. 8. 2 M. 60 Pf.

Lang, G., Hausschwalben. Gedichte, der Jugend und ihren Freunden gewidmet. Mit 2 Holzschnitten nach Zeichnungen von A. Hendschel. Wiesbaden, Nicol. Gr. 8. 4 M.

Langbehn, J., Flügelgestalten der ältesten griechischen Kunst. München, Th. Ackermann. Gr. 8. 2 M. 40 Pf.

Lemcke, H., Die älteren Stettiner Straßennamen, gesammelt und erklärt. Stettin, Saunier. Gr. 8. 2 M.

Lippert, J., Die Religionen der europäischen Culturvölker, der Litauer, Slaven, Germanen, Griechen und Römer, in ihrem geschichtlichen Ursprunge. Berlin, Th. Hofmann. Gr. 8. 8 M.

Littrow, H. v., Carl Weyprecht, der österreichische Nordpolfahrer. Erinnerungen und Briefe, gesammelt und zusammengestellt. Mit dem Porträt von Carl Weyprecht und Abbildung des „Tegethoff". Wien, Hartleben. Gr. 8. 1 M. 80 Pf.

Müller, J. G., Aus dem Herder'schen Hause. Aufzeichnungen. (1780—82.) Herausgegeben von J. Baechtold. Berlin, Weidmann. 8. 2 M. 50 Pf.

Natzmer, Freih. D. G. v., Memoiren. Mit specieller Erlaubniß des Besitzers herausgegeben, bearbeitet und mit Erläuterungen versehen von Eusemia Gräfin Ballestrem. Berlin, Grieben. Gr. 8. 3 M. 60 Pf.

Othmar, K., Alexei, Zarewitsch von Rußland. Historisches Trauerspiel. Leipzig, Mutze. 8. 1 M.

Pinto's, S., Wanderung quer durch Afrika vom Atlantischen zum Indischen Ocean durch bisher größtentheils gänzlich unbekannte Länder, die Entdeckung der großen Nebenflüsse des Zambesi, nach des Reisenden eigenen Schilderungen frei übersetzt von H. von Wobeser. Mit 24 Tonbildern, über 100 Holzschnitte im Text, 1 großen und 13 kleinen Karten. 2 Bde. Leipzig, Hirt u. Sohn. Gr. 8. 27 M.

Priem, J., Dem Andenken des Nürnberger Volksdichters Konrad Grübel am Tage der Enthüllung des Grübelbrunnens, den 3. Juni 1881, gewidmet. Nürnberg, Heerdegen-Barbeck. Gr. 8. 75 Pf.

Reinkens, J. H., Melchior von Diepenbrock. Ein Zeit- und Lebensbild. Mit dem Porträt Diepenbrock's. Leipzig, Fernau. Gr. 8. 8 M.

Rollett, H., Die Goethe-Bildnisse, biographisch-kunstgeschichtlich dargestellt. 1ste Lfg. Mit 2 Radierungen und 18 Holzschnitten. Wien, Braumüller. Imp.-4. 8 M.

Rüetschi, R., Geschichte und Kritik der kirchlichen Lehre von der ursprünglichen Vollkommenheit und vom Sündenfall. Eine von der Haager Gesellschaft zur Vertheidigung der christlichen Religion gekrönte Preisschrift. Leiden, Brill. Gr. 8. 4 M. 50 Pf.

Salzbrunn, Alice, Mosait. Erzählungen und Gedenkblätter. Aus dem Englischen übertragen. Frankfurt a. M., Foesser. 8. 1 M. 80 Pf.

Spielhagen, F., Drei Erzählungen. (Die Dorfkokette. Breite Schultern. Der Vergnügungscommissar.) Leipzig, Staackmann. 8. 1 M.

Anzeigen.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Soeben erschien:

Die beiden Grundprobleme der Ethik,

behandelt in zwei akademischen Preisschriften

von

Arthur Schopenhauer.

Dritte Auflage.

8. Geh. 4 M. 50 Pf. Geb. 5 M. 50 Pf.

I. **Ueber die Freiheit des menschlichen Willens,** gekrönt von der Königl. Norwegischen Societät der Wissenschaften, zu Drontheim, am 26. Januar 1839.
II. **Ueber das Fundament der Moral, nicht** gekrönt von der Königl. Dänischen Societät der Wissenschaften, zu Kopenhagen, den 30. Januar 1840.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Soeben erschien:

Liederbuch aus dem sechzehnten Jahrhundert.

Von

Karl Goedeke und Julius Tittmann.

Zweite Auflage. 8. Geh. 3 M. 50 Pf. Geb. 4 M. 50 Pf.

Eine in zweiter Auflage erschienene reichhaltige Sammlung deutscher Lieder aus dem Zeitalter der Reformation, umfassend Volks- und Gesellschaftslieder, Geistliche Lieder, Historische Lieder, Meisterlieder mit Worterklärungen, Quellennachweisen und literargeschichtlichen Einleitungen versehen. Sie bildet zugleich den ersten Band der von K. Goedeke und J. Tittmann herausgegebenen „Dichter des sechzehnten Jahrhunderts", wovon bisjetzt 15 Bände vorliegen.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Friedrich Arnold Brockhaus.

Sein Leben und Wirken

nach Briefen und andern Aufzeichnungen geschildert

von seinem Enkel

Heinrich Eduard Brockhaus.

Drei Theile.

8. Geh. 10 M. Geb. 13 M.

Mit dem kürzlich erschienenen dritten Theile liegt dieses Werk vollständig vor. Dasselbe bietet in der Biographie des Geschilderten zugleich mannichfache Beiträge zur deutschen Literar- und Zeitgeschichte.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Soeben erschien:

Atlas der Architektur.

Von

Dr. August Essenwein,

Erstem Director des Germanischen Museums in Nürnberg.

53 Tafeln in Stahlstich nebst erläuterndem Texte.

Erste Lieferung.

Quer-Folio. 1 M. 50 Pf.

Dieses Werk — ein zweiter Abdruck der Separat-Ausgabe aus dem „Bilder-Atlas" — bringt auf 53 Stahlstichtafeln die hervorragendsten Kunstbauten aller Zeiten und Nationen nach den verschiedenen Baustilen geordnet zur Anschauung und enthält in dem beigegebenen Text eine kurzgefaßte Geschichte und Theorie der Architektur sowie Erläuterungen zu den einzelnen dargestellten Gebäuden. Um durch allmählichen Bezug die Anschaffung zu erleichtern, erscheint der neue Abdruck in 10 Lieferungen zum Preise von 1 M. 50 Pf. für die Lieferung. Monatlich werden 2 Lieferungen ausgegeben.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

DURCH DEN DUNKELN WELTTHEIL

oder

Die Quellen des Nils, Reisen um die grossen Seen des aequatorialen Afrika und den Livingstone-Fluss abwärts nach dem Atlantischen Ocean

von

HENRY M. STANLEY.

Zweite Auflage.

Zwei Bände. Mit Karten und Abbildungen.

8. Geh. 32 M. 50 Pf. Geb. 37 M.

Stanley's Beschreibung seiner kühnen, weltberühmten Entdeckungsreise mitten durch den afrikanischen Continent hat wie in England und Amerika so auch in Deutschland den ausserordentlichsten Erfolg gehabt. Binnen kurzer Zeit wurde die erste Auflage vergriffen, und das Werk liegt nun in zweiter Auflage vor, die im Text wie in den Karten vielfach verbessert worden ist.

In demselben Verlage erschien:

STANLEY, HENRY M. WIE ICH LIVINGSTONE FAND. Reisen, Abenteuer und Entdeckungen in Central-Afrika. Zwei Bände. Mit Abbildungen in Holzschnitt und 1 Karte. 8. Geh. 20 M. Geb. 22 M. 50 Pf.

Dieses erste Reisewerk Stanley's erregte gleichfalls das Interesse der ganzen gebildeten Welt und steht mit dem obigen als dessen Vorläufer im engsten Zusammenhang.

Schriften von **Theodor Benfey** (gest. zu Göttingen 26. Juni 1881)
aus dem Verlage von **F. A. Brockhaus** in Leipzig.

Vollständige Grammatik der Sanskritsprache. Zum Gebrauch für Vorlesungen und zum Selbststudium. 8. Geh. 8 M.

Kurze Sanskrit-Grammatik zum Gebrauch für Anfänger. 8. Geh. 9 M.

Ueber das Verhältniss der ägyptischen Sprache zum semitischen Sprachstamm. 8. Geh. 6 M.

Die persischen Keilinschriften mit Uebersetzung und Glossar. 8. Geh. 3 M. 50 Pf.

Pantschatantra: Fünf Bücher indischer Fabeln, Märchen und Erzählungen. Aus dem Sanskrit übersetzt mit Einleitung und Anmerkungen. Zwei Theile. 8. Geh. 24 M.

Kalilag und Damnag. Alte syrische Uebersetzung des indischen Fürstenspiegels. Text und deutsche Uebersetzung von G. Bickell. Mit einer Einleitung von Theodor Benfey. 8. Geh. 24 M.

Verantwortlicher Redacteur: Dr. **Rudolf von Gottschall** in Leipzig. — Druck und Verlag von **F. A. Brockhaus** in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Herausgegeben von Rudolf von Gottschall.

Erscheint wöchentlich. — Nr. 30. — 28. Juli 1881.

Inhalt: Heinrich Rückert. Von Albert Weigert. — Aus Nähe und Ferne. — Neue Erzählungen. Von Oskar Ricke. — Religiöse Literatur. Von Gustav Portig. — Feuilleton. (Ausländische Urtheile über neue Erscheinungen der deutschen Literatur.) — Bibliographie. — Anzeigen.

Heinrich Rückert.

Heinrich Rückert in seinem Leben und Wirken, dargestellt von Amélie Sohr. Weimar, Böhlau. 1880. Gr. 8. 5 M.

Wenn in d. Bl. von Heinrich Rückert die Rede ist, dann gilt es immer zugleich, eine erneute Pflicht der Pietät zu erfüllen, denn Heinrich Rückert war ein hervorragender Mitarbeiter der „Blätter für literarische Unterhaltung"; ihre Spalten verzeichnen manch schöne geistige That dieses Streiters für Wahrheit und für Aufklärung, der weniger durch gewaltige Kraft imponirte, als durch Milde seiner Auffassung und Gründlichkeit seines Forschens belehrend anzog. Heinrich Rückert war seit dem Jahre 1862 Mitarbeiter d. Bl. und ist ihnen treu geblieben über seinen Tod hinaus; noch in seinem Nachlaß fand man kritische Arbeiten, die für sie bestimmt waren.

Es ist seinerzeit den Manen Heinrich Rückert's auch an dieser Stätte seines Wirkens der gebührende Ehrenkranz geflochten worden. Wir haben nicht die Absicht, jenem reichen Schmuck noch einige Blüten mehr hinzuzufügen; unsere Betrachtungen gelten heute einer Biographie des Verstorbenen, die Freundeshand uns darbietet. Aber weil wir erkannt, daß hier besonders dem Menschen Rückert in ansprechendster, geradezu erquicklicher Weise genug gethan wird, und infolge dessen die Absicht haben, jener Seite des trefflichen Buchs unsere eingehendere Aufmerksamkeit zu schenken, so mögen diese Zeilen zugleich als ein Kenotaph für den verdienstvollen Mitarbeiter d. Bl. gelten.

Amélie Sohr, die Freundin des Dahingeschiedenen und seines ganzen Hauses, sagt in der Vorrede zu dem genannten Buche, daß es zunächst „für sein Kind, seine Geschwister und seine Freunde" geschrieben sei; dann aber auch „für die gebildete Gesammtheit des deutschen Volks; denn Heinrich Rückert war dieses deutschen Volks der Besten Einer"! Und sie sagt das mit Fug und Recht; Heinrich Rückert's ganzes Leben ist in seiner Anspruchslosigkeit und Pflichttreue, in seiner Bescheidenheit und seinem rastlosen Fleiß, in der Innigkeit seines Familiensinnes und seines Vaterlandsgefühls ein Idealbild deutschen Wesens. Und wie sein Leben sich nach außen gestaltete, auch das ist urdeutsch, und was er geschaffen, und was er gewirkt, dem Deutschthum galt's und Deutschen kam es meist zugute!

Um so uns Heinrich Rückert kennen zu lehren, hat Amélie Sohr einen sehr richtigen Weg eingeschlagen. Verhältnißmäßig selten nimmt sie selbst das Wort, aus Briefen an die Seinigen, an die Freunde, an die Collegen, mit denen er zusammengewirkt, an die Behörden, denen er untergestellt, an die Verleger, mit denen er in geschäftlichen Beziehungen gestanden: so stellt sich uns sein Wesen und sein Leben zusammen in Deutlichkeit und schlichter Wahrheit, wie es der beredteste Biograph unserm Verständniß nicht näher bringen könnte. Freilich mag die Mühe, die der Verfasserin auf diese Weise entstanden, sehr groß gewesen sein. Aus einer Fülle von Material, das ihr zur Verfügung gestellt war, hatte sie das meist Charakteristische auszuwählen; hier sollte wirklich „le style" für „den Menschen" selbst ein Zeugniß ablegen, und daß ihr das so vortrefflich gelungen, ist ihr Verdienst. Sehr richtig hat sie erkannt, daß zur Charakteristik Rückert's nicht nur die Briefe gehören, die er geschrieben, sondern auch jene, die er empfangen, und gleichzeitig wie ein herrlicher Schmuck des Buchs nehmen sich die zahlreichen, hier wiedergegebenen Briefe Friedrich Rückert's aus, die dieser an seinen Sohn geschrieben. Ergreift übrigens Amélie Sohr selbst das Wort, so geschieht es in klarer und markiger Weise; durchgängig spinnt sie die verbindenden Fäden zwischen dem obenbezeichneten Material, der geschickten Stickerin vergleichbar, die in geschmackvoller Applicationsarbeit, Blumen und Arabesken auf einem Untergrunde ordnend, ein wohlgelungenes Ganzes herstellt.

Heinrich Rückert ohne sein Heim, ohne den Einfluß seines originell-bedeutenden Vaters, ohne die Fürsorge seiner liebevollen Mutter ist nicht denkbar — in das Aelternhaus führt uns demgemäß Amélie Sohr zunächst. Hier wurde Heinrich Rückert als erstes Kind am 14. Februar 1823 geboren; den schwächlichen Körper pflegte, in steter Aengstlichkeit, die Mutter, dem Geiste des Kindes brachte der Vater thatkräftige, vielleicht sogar ein wenig überreizende Anregung, und so geschah es, daß Heinrich schon im Jahre 1840 ein Bürger der Universität Erlangen wurde, wo er zunächst, später dann in Bonn, und zuletzt in Berlin Geschichte und Sprachen studirte. Seine Großmutter hatte einst, als Friedrich Rückert eine neue Auszeichnung geworden, ihm geschrieben: „Ihr seht daraus, Kinder, wie sehr euer Vater geehrt und geschätzt wird; bestrebt euch, dieses Vaters würdig zu sein; eine doppelte Schande ist es für Kinder großer Männer, wenn sie dem Vater nicht nachstreben." Diese Worte wurden zu einer Losung für Heinrich Rückert's Leben, der er treu geblieben bis zu seinem allzu frühen Tode, und nimmer, bis das Mutterherz still geworden, hat die sorgende Zärtlichkeit für ihn aufgehört, wie sie aus einem Briefe der Mutter, einem Glückwunschschreiben zu seiner Promotion (1844) so rührend hervorleuchtet:

In mir kämpft es, lieber guter Heinrich, hochgeehrter Herr Doctor, ob ich nach dieser Ueberschrift Dich mit Du oder dem respectvollen Sie anzureden habe. Da Du aber doch eher mein Sohn als Doctor warst, so wähle ich das erstere und versichere Dich, daß die Nachricht Deines glücklich überstandenen Examens meinen Augen Freudenthränen entlockt hat, die nach dem vielen Schweren, was ich erlebt, ihnen recht wohlgethan haben. Der Vater wollte Dir selbst schreiben; da er aber wieder tief und unausgesetzt in seiner Poesie steckt, sodaß wir ihn wenig sehen, und er sogar nur selten den geliebten Garten begeht, zwar sehr heiter ist, aber von der unablässigen Arbeit mir übel aussehend vorkommt, läßt er nur Dir durch mich, bis er's mündlich kann, seine große Freude über Dein glücklich bestandenes Werk einstweilen melden. Wie es ihn freute, sah ich, da er's mit leuchtenden Augen seinem alten Wangenheim mittheilte, der sich herzlich freute. Segne Dich Gott, guter Heinrich, zu Deinem fernern Beruf und gebe Dir Kraft an Seele und Leib — ach der Leib — könnte ich Dir nur einen kräftigern erbitten!

So war sein Verhältniß zu den Aeltern.

Im Jahre 1845 kam er als Privatdocent nach der Universität Jena. In eifrigstem Mühen, sich eine materielle Existenz zu schaffen, in rastlosem Forschen und Arbeiten verging die Zeit. Heinrich Rückert ist bis wenige Jahre vor seinem Tode über die knappsten materiellen Verhältnisse niemals hinausgekommen; sein Gelehrtenstern aber ging schon im Jahre 1848 mit den „Annalen deutscher Geschichte" am literarischen Himmel auf. Das geschah also in demselben Jahre, in dem die deutsche Geschichte eine neue Phase begann. Rückert war Augenzeuge des 18. März in Berlin und weilte dann an der Seite Christian von Stockmar's, jenes bekannten genialen Politikers, der den ersten Plan zur Reconstruction Deutschlands als einheitliches Reich unter einem Kaiser entworfen während des ersten Tagens der Nationalversammlung in Frankfurt a. M.: zwei Momente, die er mit lebhafter Antheilnahme erfaßt, die einen dauernden Einfluß auf seinen politischen Standpunkt und seine national-historischen Anschauungen gewonnen; bevor er aber nach Frankfurt sich begab, sollte sein persönliches Schicksal sich entscheidend wenden. Im Hause des Professors Fortlage hatte er dessen Nichte Marie Stein, eine edle, echt deutsche Frauenerscheinung, kennen gelernt, und ohne daß er selbst es gewußt, war die Liebe in sein Herz gezogen. Da — doch lassen wir Heinrich Rückert selbst berichten:

Es war an einem dieser wunderbaren Frühsommertage des Jahres 1848, Sonntag den 9. Mai, wo ich Fortlage's Lebewohl sagte und über Mittag dort blieb. In der späten Nachmittagsstunde wandelte ich mit Marie Stein noch einmal durch den Garten, wo schon die Rosen zu blühen begannen. Die Unterhaltung wurde scherzend geführt, womit ich vergeblich eine mir unerklärliche Bewegung bei dem Gedanken niederkämpfte, daß nun alle die freundlichen und gemüthlichen Momente unsers Verkehrs für lange, vielleicht für immer vorüber wären; denn nach meinen damaligen Planen und Bestrebungen, nach meinen Ansichten von dem Gange der Weltereignisse meinte ich, sei es das letzte mal, daß ich ihr im Leben begegne. Die Abendschatten mahnten zum Heimweg: da gab ein Wort das andere, und das letzte war das entscheidende, was meinem ganzen Leben den Inhalt gab, ja es überhaupt erst zu einem wirklichen Leben gemacht hat. Ohne irgendwelche üblichen Formen des Verlöbnisses betrachteten wir uns von dieser Stunde an als Verlobte. Nur Fortlage's, die Aelternstelle an Marie vertraten, die mir herzliche Liebe und unbegrenztes Vertrauen schenkten, wurden Mitwisser unsers Geheimnisses. Erst nach meiner Rückkehr von Frankfurt, die ich jetzt mit einem mal als ein Selbstverständliches betrachtete, sollten die hergebrachten Formen gesellschaftlicher Ordnung erfüllt werden.

Marie Stein war die passende Gattin für Heinrich Rückert und ist es zu seinem stets belebenden Trost und seinem oft eingestandenen Glück geblieben bis zu ihrem Lebensende.

Schon Ende Juni kehrte Rückert nach Jena zurück zu seinen Arbeiten, zu seiner Braut, mit der ihn ein immer beglückenderes Liebesleben verbindet. Eine Zeit lang schütteln ihn politische Fieberschauer, hervorgerufen durch die rasch aufeinander folgenden politischen Ereignisse, hin und her; man kann diese Zeit Rückert's Sturm- und Drangperiode nennen. Bald aber sammelte er sich wieder in ruhiger Reflexion; der objective Blick des Historikers, der Forscherssinn des Germanisten machten sich wieder geltend, und seine Arbeiten aus damaliger Zeit lassen nur durch einen gewissen leidenschaftlich angehauchten Enthusiasmus, der sonst Rückert's mildem Wesen fern lag, erkennen, in welcher Epoche sie entstanden.

Am 2. September 1850 führte er endlich seine geliebte Marie als Gattin an den eigenen Herd. Ein glückliches Stillleben bescheidenen Stils begann:

Es geht alles seinen ruhigen, regelmäßigen Gang; am Morgen kommt die Aufwärterin, mit der ich alles in Ordnung bringe; wir frühstücken, dann arbeitet ein jedes in seiner Stube, ich koche selbst (verstand sie es doch, wie Heinrich Rückert scher-

zend schreibt, das Sprichwort: „Mit dem Herzen kochen", wahr zu machen). Punkt 12 Uhr wird gegessen; dann sitze ich mit meiner Näherin in meines Mannes Stube. Kommt der Abend, da gehen wir beide ins Freie, oder die Freunde besuchen uns zum Thee.

So schreibt Marie Rückert an eine Freundin; alles war schön und gut und harmonisch; nur die materielle Situation blieb ungesichert, und so folgte Rückert freudig einem Rufe als außerordentlicher Professor der altdeutschen Sprache und Literaturgeschichte an die Universität von Breslau mit — 400 Thlr. Gehalt!

Schwer trennt sich der deutsche Professor von seinem traulich hergerichteten Nestchen in Jena. Marie schreibt an seine Aeltern nach Neuseß darüber:

Heinrich's Berufung nach Breslau ist ja natürlich als ein großes Glück zu betrachten, und das thue ich auch, obgleich mein Inneres doch schmerzlich bewegt ist, daß ich mich losreißen soll von allem, was ich hier Geliebtes gefunden, womit mein Herz so eng verwachsen war. Sieben Jahre bin ich hier glücklich gewesen, da ist es wol begreiflich, daß es mir etwas schwer erscheint, mit einem mal alles lassen und ein ganz neues Leben beginnen zu müssen in einem fremden Lande unter fremden Menschen. Ich bin aber ruhig, sehe mit festem klaren Blick der Entscheidung entgegen. Wo ich mit meinem Heinrich sein kann, kann ich auch glücklich sein; du weißt, daß meine Heimat sein Herz ist, und so nehme ich meine Heimat mit in die Fremde und fürchte mich nicht vor ihr!

Hoffnungsvoll greifen die Bescheidenen zum Wanderstabe und ziehen am 3. Mai 1852 in Breslau ein.

Hiermit sind Heinrich Rückert's Wanderjahre vorüber — sein breslauer Amt bekleidete er, bis ihm auf einem breslauer Kirchhof die letzte Ruhestätte ward. Die Breslauer aber mögen wissen, daß wol das Geistreichste und Lebendigste, was je über den Charakter ihrer Stadt geschrieben worden, aus seiner Feder (abgedruckt im stuttgarter „Morgenblatt für gebildete Leser" 1865) stammt.

In Breslau erwarben Rückert's bald wieder, er in seinem Wirken an der Universität, sie im Walten zu Hause, eine für sie wohlthuende, allseitige Beliebtheit. Gerade so schlicht wie in Jena war der Hausstand begründet worden, allein nur nothdürftig, und obgleich Rückert unermüdlich literarisch thätig war, deckten ihn die Einnahmen. Als historisches Factum sei hier bemerkt, wie sich ein preußischer Professor unter dem Minister von Raumer bis zum Minister Falk gestanden. Trotz wiederholter Eingaben Rückert's, denen ärztliche Atteste über seinen schlechten Gesundheitszustand und wärmste Empfehlungen des Curators der Universität Breslau beilagen, bezog er von 1852—59 ein Gehalt von 400 Thlrn., während der Präsident von Schlesien, Curator der Universität, bescheinigt, daß „außer dem Gehalt von 400 Thlrn. dem Rückert in den zwei Semestern von 1857—58 nur 9 Thlr. Honorar, laut Quästurbescheinigung, zugeflossen seien". Am 1. Juli 1859 erhielt er dann endlich eine Gehaltszulage von 200 Thlrn., im Jahre 1867 eine abermalige Aufbesserung von 200 Thlrn. und in demselben Jahre auch die Ernennung zum ordentlichen Professor der deutschen Philologie. Sein materieller Erwerb in Breslau, durch seine Lehrthätigkeit, betrug im Lauf von 23 Jahren in Summa (gestundete Collegia eingerechnet) 5141 Mark.

Wohl war dem jungen Paar aber in Breslau dennoch! „Summa Summarum: es gefällt uns beiden auch in der so fruchtbaren, wenn auch einfachen Gegend; die Stadt aber als architektonische Masse interessirt mich bei jedem Schritt", schreibt Rückert an Dr. Rößler nach Jena. Getrübt wurde diese beschauliche, schaffensfreudige und an Geschaffenem reiche Zeit erst durch die Todeskrankheit der Mutter. Heinrich und Marie eilten zu der Sterbenden, die am 27. Juni 1857 dahinschied. Rückert schrieb über ihren Tod an seinen Oheim:

Ihr süßer und sanfter, wahrhaft seliger Tod ist das Einzige, was uns jetzt einen schwachen Trost gibt. Bis sie einschlief, hat sie ihr ganzes, volles Bewußtsein behalten und wie sonst noch um das Kleinste sich gekümmert. Sie ist so von uns fortgegangen, wie sie immer war, unsere einzige, treueste, beste Mutter, und keine Umdüsterung ihres Wesens durch die Krankheit liegt zwischen uns und ihr.

„Am allerschwersten ist mir's des Vaters wegen, es ängstet mich ordentlich, wenn ich ihn so außer Fassung sehe: er sagt immer, was er nur anfangen solle, wenn ich nicht mehr da sei; — aber ihr Kinder werdet wol für ihn sorgen und ihn pflegen." So hatte die vortreffliche Frau zu Marie Rückert schon sterbend gesprochen, und wirklich in opferwilligster, treuester Hut der Kinder war der immer noch überaus rüstige Vater geblieben.

Als die Collegia wieder begannen, kehrte Rückert mit seiner Gattin nach Breslau zurück. Im Jahre 1862 wurde ihnen endlich das Glück, ein Kind in den Armen zu wiegen, das aber nach wenigen Monaten schon wieder starb.

Sei's zum Tode, sei's zum Leben,
Nur kein solch' Dazwischenschweben,
Wo die Hoffnung zweifelnd quält,
Wünsche bang am Herzen kleben.
Nicht warum dich traf der Schlag;
Eh' er traf, macht er dich beben;
Denn in's nicht zu Aendernde
Ziemt ein ruhiges Ergeben;
Und was erst dich niederschlug,
Dient zuletzt, dich zu erheben!

Das waren die Trostesworte des Vaters, die er bei der Todesnachricht dem Sohne aus der Ferne zuruft.

Und wieder vergingen Jahre, die nun aber schon häufig getrübt waren durch Rückert's eigene Kränklichkeit. Den 12. Juli 1865 wurde ihm abermals ein Töchterchen geboren, doch nicht leuchteten ihm voll die Sonnenstrahlen dieses neuen Vaterglücks: eine tückische Krankheit hatte Friedrich Rückert befallen, das Glückwunschschreiben zu der Geburt dieses Enkeltöchterchens war zugleich sein letzter Brief an den Sohn.

Am 30. Januar 1866 starb Friedrich Rückert, seinen ganzen, viel umfassenden Nachlaß sollte auf seinen Wunsch Heinrich ordnen: das gab dann eine letzte, große, schwere und heilige Arbeit!

Rückert's Leben in den nächsten Jahren vertiefte sich immer mehr in die stille Welt des Hauses; Frau und Kind, und die Arbeit, und die Freunde — das war deren Inhalt. Doch immer deutlicher meldete sich der Todtenwurm, der dieses Leben zerstören sollte; die Erregungen des Jahres 1870 und der darauf folgenden Jahre, eine Zeit, die Rückert's ganze Seele erfüllte, zehrten nachhaltig an der ohnehin schon gesunkenen Lebenskraft. Verschiedene schlesische Badeorte waren ohne dauernden Erfolg aufgesucht worden — da entschloß er sich auf Anrathen seines Arztes, die schweizer Curorte Weißbad und Davos aufzusuchen. Und in Weißbad traf ihn der härteste Schlag seines Lebens — am 12. Juni 1874 starb ganz plötzlich sein treues Weib Marie.

Ein Brief an Amélie Sohr gibt erschütternde Kunde von dem Schmerz Rückert's:

Wer das armselige Ding sucht, was man Trost nennt, der mag sich in diesem Falle an gar vieles klammern. Ich bin noch zu egoistisch dazu, ich fühle zu sehr und nicht erst jetzt, sondern seit Jahren weiß ich es und habe es mir und ihr immer gesagt, daß ohne sie für mich nicht einmal eine physische Existenz denkbar ist. Wer irgendetwas Werth auf mein Dasein legt, der möge bedenken, daß es mir nur durch Marie erhalten worden ist. Es ist ein sehr nüchternes Rechenexempel und sein Facit furchtbar deutlich: diese Pflege ohnegleichen, diese einzige Mischung aller der Eigenschaften, die zur Erhaltung meiner so tief geschädigten, so schwankenden Existenz die absoluten und alleinigen sein konnten, hat mich mindestens 16—17 Jahre seit 1857, wo ich verloren hätte sein müssen, nicht blos erhalten, sondern auch mir die Möglichkeit einer wenigstens theilweisen Wiederherstellung meiner Kräfte gegeben.... Das Wort „Dankbarkeit" wäre und war für mich, wie ich Gott sei Dank auch bei ihrem Leben wußte, ein jämmerliches, philiströs nüchternes, lügenhaftes: ich habe in ihr gelebt und durch sie gelebt wie das Kind durch die Mutter; aber ich habe es gewußt und gezittert, daß es je enden könnte: das Kind weiß es nicht und ist glücklich.

So schreibt er am 18. Juni 1874.

Nur etwas länger als ein Jahr überlebte Heinrich Rückert die traute Lebensgefährtin; es war ein Jahr des Siechthums, aber ununterbrochener geistiger Arbeit. Am 8. September 1875 sagte er zu Amélie Sohr: „Es geht mit mir zu Ende, ich erwarte ruhig, wie Gott es mit mir will. Ich habe für alles gesorgt, für die Lebenden wie für die Todte, die da draußen nicht vergessen werden darf."

Und als drei Tage später die Sonne im Zenith stand, da schaute sie schon in Rückert's friedlich-bleiches todtes Angesicht!

Es wäre uns eine Freude, hätten wir durch unsere Betrachtungen über das treffliche Buch und durch unsere Auszüge aus demselben die Aufmerksamkeit recht vieler auf die warm zu empfehlende Arbeit Amélie Sohr's gelenkt. Heinrich Rückert war ja nicht allein ein verdienstvoller deutscher Denker, sondern auch der Sohn eines unserer besten deutschen Dichter, und viel von dessen Geiste hat in ihm fortgelebt! Wir wollen das Gedenken an ihn beschließen mit der Charakteristik, die einer der Competentesten, Karl Weinhold in Breslau, über Heinrich Rückert veröffentlichte:

„Hoch aufgeschossen gleich dem Vater, aber nicht von dessen markigem Bau, etwas vorgeneigt den geistvollen Kopf, der die Züge des Leidens trug, von langem schlichten Haar umrahmt, blickte Heinrich Rückert im Gespräch immer vor sich nieder. Wie ein lebhafter Bach quollen die Worte aus seinem Munde, nicht schön gesagt und sauber gewählt, sondern eigenthümlich mit starken Accenten und kräftigen Lichtern. Er wußte sich über alles ausführlich zu verbreiten; denn er besaß ein weites Wissen und ein wunderbares Gedächtniß. Seine Ansichten gestaltete er in seiner Abgeschlossenheit eigenthümlich aus den im Vaterhause empfangenen Keimen. Getragen waren sie von dem sittlichsten Pathos, im politischen von der höchsten Liebe zum Vaterlande. Sein banges Fürchten und Hoffen löste sich 1866 in freudige Gewißheit auf, deren Triumph er 1870 mit frommem, jubelndem Dank feierte.

„In wissenschaftlichen Dingen suchte er stets die Grundidee zu fassen, welche er dann in mannichfacher Beleuchtung aus dem ihm eigenen Standpunkte darstellte. Charakteristiken der Zeitströmungen und der bewegenden Menschen gelangen ihm glücklich. Er construirte und combinirte wol hier und da zu viel und nicht immer richtig. Aber seine ganze Behandlung sprach an durch Wärme und Wahrhaftigkeit, durch die treue Schlichtheit und Ehrlichkeit des Mannes."

Albert Weigert.

Aus Nähe und Ferne.

Wenn die kritische Revue über eine Gruppe von Reisewerken und verwandten Erzeugnissen, zu der wir uns jetzt die Begleitung und Gesellschaft der Leser d. Bl. erbitten, selbst sozusagen eine „Gesellschaftsreise", freilich nicht in Wirklichkeit, sondern auf dem Papier, darstellt, so dürfen wir wenigstens für uns in Anspruch nehmen, daß dieselbe die wünschenswerthe Abwechselung in der Vielheit, wie in der contrastirenden Entfernung der einzelnen Reiseziele und Stationen besitzt. Wir haben im Geiste uns nach Italien und Griechenland, Belgien und Savoyen, Rußland und der Schweiz, Baiern und Schlesien, Kleinasien und Japan, doch auch — warum in die Ferne schweifen? — nach Wien und nach Berlin zu versetzen. Und zwar erscheint gerade Berlin hier von einer Seite, die sicher zu den am mindesten bekannten, in der Literatur bisher am seltensten geschilderten der jungen Kaiserstadt gehört. Treten wir denn die Fahrt an!

1. Mediterranea. Lebens- und Landschaftsbilder von den Küsten des Mittelmeers. Von Rudolf Kleinpaul. Leipzig, Brockhaus. 1881. 8. 6 M.

Den ältern deutschen Italienreisenden — wir meinen jene Generation, zu deren Häuptern wol Adolf Stahr

und Ferdinand Gregorovius zu zählen sind — ist in den letzten Jahren ein Nachwuchs erblüht, von dem wir bereits, wenn nicht ebenso hochbedeutsame, so doch jedenfalls auch sehr werthvolle literarische Früchte empfingen. Wir nennen z. B. Woldemar Kaden, Stieler, Wernick, und als denjenigen, der uns hier näher beschäftigt, Rudolf Kleinpaul. In dem Verlag von F. A. Brockhaus ließ dieser Autor früher schon ein Buch: „Roma Capitale", erscheinen, und entrollte darin Bilder aus der Hauptstadt Italiens und aus der Campagna, in denen sich Gegenwart und Vergangenheit, Natur und Geschichte des Landes und Volkes anmuthig vermischten. Seine neue Sammlung farbenfrischer und malerisch anschaulicher Schilderungen betitelt sich wie angegeben „Mediterranea", d. h. hier nicht „Mittelländisches", sondern „Mittelmeerisches". Heißt doch Il Mediterraneo, auch ohne das Wort „mare", in der italienischen Sprache jenes Meer, welches von den glücklichsten Ländern der Erde umsäumt, zwischen Europa, Asien und Afrika mitten inne liegt. Man kennt den hochfliegenden Traum der Italianissimi: „Il Mediterraneo sarà un tempo un lago italiano." Da dies eben, wie die Offenbach'sche „schöne Helena" singt, „doch nur ein Traum ist", so mußte Kleinpaul's Werk zwei Ländern gewidmet bleiben, Italien und Griechenland.

Der Verfasser beginnt mit einem Gleichniß, indem er von seinem Buche sagt:

Es fährt gleich einer Jacht zwischen der italienischen und griechischen, der griechischen und großgriechischen Küste hin und her, den Leser einladend, die Vergnügungsfahrt mitzumachen. Wie Seeleute, die auf ihren weiten Reisen die Länder nur von außen zu sehen bekommen, und von deren Innerm wenig erfahren, so lernen wir nur die Hafenstädte kennen: weit vom Meere, bei den schwer athmenden Landratten, können wir es nicht lange aushalten, es überkommt uns Heimweh nach dem gewohnten Elemente; und nur wo wir sozusagen mit einem Fuß im Wasser stehen, oder wo wir doch, wie in Athen, das Meer sammt unsern Schiffen allaugenblicklich mit den Augen erreichen können, ist's uns wohl. Warum sollte ich da nicht meine Skizzen nach dem geliebten lamischen, unergründlichen, dämonischen Wesen nennen, in dessen stetem Anschauen, an dessen Brust sie entworfen worden sind? Dem Mittelmeer eigenthümlich ist die Fischerei der edeln oder rothen Koralle, die namentlich an den Balearischen Inseln, an den Küsten der Provence, am südlichen Gestade von Sicilien und an der afrikanischen Küste von Bona und Barka betrieben wird. Wer, der auch nur kurze Zeit in Neapel gewesen ist, kennt nicht „le due Torri", die beiden Schwesterstädte Torre del Greco und Torre dell' Annunziata, Stationen auf dem Wege nach Pompeji? Beide sind sehr reich, in der einen wie in der andern fehlen die Millionäre nicht: und auch das Volk erfreut sich meist einer gewissen Wohlhabenheit. Sie danken dies der Arbeit, dem Muthe, der Geduld; denn die Quellen dieses Wohlstandes sind die Korallen und die Maccaroni: die eine Hälfte der Bewohner treibt, Sommer und Winter weiß bestäubt, Mehlhandel und Nudelfabrikation; die andere Hälfte geht Korallen fischen. Die Korallenfischer, Palombari, verlassen ihre Heimat Ende März und kommen Ende September oder Anfang October wieder: sechs Monate von allen Jahren, die ihnen Gott geschenkt, verbringen sie auf einer Nußschale, an Felsenriffen hangend, „tief unter dem Schall der menschlichen Rede, bei den Ungeheuern der traurigen Oede", um mittels großer Schleppnetze die Edelkoralle vom Boden des Meeres loszureißen. . . . Wie diese Fischer ihre Korallenäste, so habe ich von den Küsten des Mittelmeeres meine Skizzen losgerissen; wie man in Neapel die rohen Korallen schleift und formt, so habe ich in meinem Vaterlande, bei den „mittelländischen" Deutschen, die heimgebrachten Entwürfe gefeilt und sorgfältiger ausgeführt; wie man endlich dort die Korallen zu Ketten, Halsbändern, ganzen „Finimenti" zusammenreiht, so habe ich hier aus den einzelnen Bildern ein Buch zu machen gesucht, das gleichfalls nah und fern Liebhaber finden möge.

Der Nebentitel sagt nicht zu viel; wir erhalten „Lebensbilder" sowol als „Landschaftsbilder", in bunter Abwechselung, und für sich selbst eines ebenfalls bunter als das andere.

In drei Abtheilungen ordnet der Verfasser seinen reichen Stoff. Die erste führt die Ueberschrift „Neapel" und besteht aus sieben Kapiteln, aus deren Zahl wir drei besonders hervorheben möchten: „Während Sorrent schläft", „Am Rande der Hölle" (brauchen wir erst zu sagen, welche Hölle gemeint ist?) und „Neapolitaner Weihnachtsbräuche". Aus letzterm führen wir hier die Stelle an, wo es sich um die fromme Gewohnheit jener Stadt handelt, nicht nur in Kirchen, auch in den Familien wirklich darzustellen, was die heilige Ueberlieferung von Christi Geburt berichtet. Kleinpaul schildert das also:

Treten wir in irgendeinen neapolitanischen Palast ein und vergegenwärtigen wir uns diese Ceremonie. Das Haus ist heute festlich geschmückt; es gleicht einer Orangerie und einem Wintergarten. Die glänzende weiße Marmortreppe hinan drängt sich Zweig an Zweig, ein südlicher Blumenflor untermischt mit Cedrelbäumen in schimmernden Aeschen; Epheuranken und üppige Lianen klettern die Wände hinauf und bilden an der Decke sich begegnend ein immergrünes Gewölbe. Die Vorzimmer sind auf das reichste drapirt. In dem langen hellen Salon fand sich bereits eine ansehnliche Gesellschaft ein, meist Verwandte des Hauses, die an diesem Abend dem Brauch gemäß zusammenkommen. Darunter ist eine größere Anzahl Knaben und Mädchen, von der sinnigen Mutter auf das festlichste gekleidet. Ihre Augen leuchten erwartungsvoll; sie drängen sich um ihre Aeltern, fragen nach der Zeit und zählen die Minuten. Schlaf scheinen sie heute nicht zu kennen. Bei lebhafter Unterhaltung verstreicht der Abend rasch, bis die Glocken der Stadt die Mitternachtsstunde verkündigen. Da erhebt sich der Hausherr in mildem Ernst, in thatenreicher Stille den Kindern bedeutsam winkend. Diese springen wie elektrisirt auf und flüstern: Al presepe, al presepe (zur Krippe, zur Krippe)! Alle Anwesenden stehen auf und folgen paarweise. Die Proeession bewegt sich durch eine Reihe prachtvoll decorirter, blumenduftender Zimmer zur linken Seite des Salons, bis sie in ein kleines Cabinet gelangt. Hier blendet heller Lichterglanz die Augen. An die hundert Kerzen werfen ihren Schein auf die kostbare Perle, die in der Mitte des Zimmers auf einem Tische gebettet ist. In einem wunderschönen, mit weißen Spitzen ausgelegten Körbchen ruht unter dichtem Rosenhag das strahlende Christkindchen. Mit frommer Verehrung nimmt es die Mutter der Kinder heraus und legt es ihrem Kleinsten auf die Aermchen. Bediente reichen einem jeden von uns Kerzen, und als alle damit versehen sind, geht der Zug rückwärts in den Salon, von da in die Vorzimmer, die Treppe hinab in den Hof, dann wieder hinauf in den Salon und von hier in den andern Flügel

des Palastes zur Rechten, bis in das Allerheiligste — nach Bethlehem. Dort, in einem geräumigen Zimmer wölbt sich eine geräumige Grotte, den gebenedeiten Stall darstellend. Im dunklen Hintergrunde erkennt man die Krippe, aus welcher Ochs und Esel Heu raufen. Weiter vorn, im zweiten Plane kniet links anmuthsvoll die heilige Jungfrau in prächtigem rosaseidenen Kleide und himmelblauem über Schultern und Hüfte herabwallenden Schleier, eine leuchtende Strahlenkrone um das Haupt. Der Kleine legt ihr in die ausgebreiteten Arme das neugeborene Knäblein, auf welches sie nun mit innigem Mutterglück und in brünstiger Verehrung gleich einer Rafael'schen Madonna niederblickt. Zur Rechten steht auf seinen Stab gestützt der heilige Joseph in andächtiger Haltung. Fromme Freude und Adoptivvaterglück scheinen die sonst ernsten Züge zu erheitern und die kahle faltenreiche Stirn zu glätten.

Die zweite Abtheilung: „Griechenland", hat neun Kapitel; hier haben uns — wir geben das nur als subjectiven Geschmack — am meisten gefesselt: „Athener Straßenrufe", „Wer kauft Delphi?" und „Die olympischen Spiele des heutigen Athen." Der Verfasser hörte davon zuerst auf dem Schiffe sprechen, das zu Pfingsten von Korfu nach dem Piräus fuhr, und der Schelm fragt: „Olympische Spiele! Ich dachte, sie sollten erst von den Deutschen wieder ausgegraben werden, und dazu seien Ernst Curtius und Adler von Berlin nach Griechenland geschickt worden. Und gar olympische Spiele in Athen! Was sollte denn das bedeuten?" Nun, was es bedeuten soll, mag der Leser dem ungemein hübsch erzählten Kapitel selber entnehmen.

Endlich die dritte Abtheilung: „Die Riviera." Eins der ihr eingeordneten fünf Kapitel: „Die drei G von Genua", beginnt mit einer amusanten Betrachtung:

Die charakteristischen Eigenthümlichkeiten eines Gegenstandes durch mehrere gleich anlautende Worte zu bezeichnen, ist eine alte Spielerei. Z. B. sagten die Franzosen von der David'schen Malerschule, sie bestehe aus vier G: Girodet, Guérin, Gérard und Gros. Besonders häufig wird sie in Italien angewendet, um die Bewohnerschaft einer Stadt oder Provinz damit kurz und treffend zu charakterisiren; so hieß es in Florenz zur Zeit der Regentschaft, vier L haben das Vaterland zu Grunde gerichtet: das Lotto, der Luxus, die Lussuria (Wollust) und die Lothringer; so heißt es von Rom, man brauche daselbst drei P: Pane (Brot), Panni (Kleider), Pazienza (Geduld), solle aber vier F meiden: Fama (Hunger), Freddo (Erkältung), Frutta (Obst), Femine (Frauen), und müsse drei T zu verwerthen wissen: Tempo (Zeit), Testa (Kopf), Testoni (Geld) (Testone war der von dem aufgeprägten Kopf entlehnte Name einer toscanischen und spanischen Münze im Werth von 3 Paoli oder 1,68 Lire). Der König beider Sicilien, Ferdinand I., erachtete drei Dinge für nothwendig, um Neapel zu regieren: Festa, Farina, Forca (Feste, Macearoni, Galgen), und gegenwärtig klagen die Neapolitaner, es seien an die Stelle dieser drei F drei P getreten, nicht etwa die des savoyer Königshauses: Pauper, Probus, Pertinax, nein, die kategorischen Imperative: Pagate, Parlate, Piangete (zahlt was ihr sollt, schwatzt was ihr wollt, weint, greint und grollt).

Es fiel dem Verfasser nun einmal ein, für Neapels Schwesterstadt und Rivalin, Genua, ebenfalls drei Buchstaben aufzusuchen, die wie ein Mene Tekel die Geheimchiffren ihres Geschicks enthielten; er fand heraus, daß Genua in guter alter Zeit von drei G regiert und im Zaume gehalten ward, die sich später in drei C verwandelten. Die erstern waren der heilige Georg, der Gral und die Galere; die zweiten heißen: Graf Cavour, der Caffaro und die weltentdeckende Carabela.

2. In den Niederlanden. Reiseerinnerungen von Heinrich Hansjakob. Zwei Theile. Heidelberg, Weiß. 1881. 8. 7 M. 20 Pf.

Der Verfasser ist katholischer Pfarrer in Hagnau am Bodensee, ein Bäckerssohn aus Haslach im Kinzigthal, und als Mitglied der badischen Kammer ragt er unter seinen Glaubens- und Standesgenossen durch Freisinnigkeit hervor. Er schriftstellert nebenbei mit Liebe und mit Erfolg. Das Buch „Aus meiner Jugendzeit" bietet sehr ansprechende Erinnerungen; „In der Residenz" sammelt speciell die Erinnerungen des badischen Landtagsabgeordneten, und auch schon zwei Bände Reiseerinnerungen liegen von ihm vor: „In Frankreich" und „In Italien". Ihnen schließt sich obiges Werk würdig an. Und zum Freunde macht sich dem Leser der Verfasser gleich von vornherein durch seine Bescheidenheit; gar treuherzig, doch vielleicht immerhin mit einiger Schalkhaftigkeit, meint er: „Diese Reiseerinnerungen wollen nicht mehr gelten als die schlichte Erzählung eines Bauersmannes, der in der Stadt gewesen ist, dort in ein «Panorama» geschaut und, heimgekehrt, erzählt, was er gesehen und gedacht hat." Die Fahrt ging über Metz und Luxemburg ins belgische Land hinein und es ward nun in folgenden Städten halt gemacht: Lüttich, Mastricht, Löwen, Brüssel, Mecheln, Gent, Brügge, Ostende, Blankenberghe und Antwerpen. Mit wie günstigen Augen Belgien, und zumal seine Hauptstadt, hier betrachtet worden ist, mag z. B. die originelle Bemerkung zeigen: „Wenn ich von dem koburger Prinzen Leopold, der als erster König Belgiens bekannt ist, nichts wüßte, als daß er, auch von den Griechen zum Könige erwählt, das classische Athen ausschlug, aber, wenn auch nach einigem Bedenken, nach dem schönen Brüssel griff, so würde ich Leopold I. für einen sehr gescheiten und praktischen Menschen allein schon um dessentwillen halten." Dennoch steht in dem Urtheil Hansjakob's noch höher als das „schöne Brüssel" die Scheldestadt Antwerpen — jenes zwar die Hauptstadt des Landes und die Residenz des Königs der Belgier, dieses aber unter allen Städten seines Reichs die wahre „Königin"! Man lese des Verfassers anziehende Schilderung:

Um 6 Uhr war ich eines Sonntags in Antwerpen und fuhr über den Victoriaplatz und die Avenue des Arts meinem kleinen Hotel du Commerce zu. „Das ist die Königin von Belgien", rief ich mir zu, noch ehe ich das Gasthaus erreicht, so edel und majestätisch präsentirte sich die Stadt schon nach den ersten Minuten, in denen ich ihr ins Gesicht gesehen, und die Menschen schauten alle so brabantisch lustig in den Sonntagabend hinein und ließen ihren Geschäftsgeist begraben liegen in den geschlossenen Läden und Comptoirs. Wir steigen am Hauptgeschäftslocal, an der Börse, ab, denn da liegt unsere Herberge. Aber er ist todt heute der Tempel Mammons wie eine Kapelle um Mitternacht, und wir selbst beschleunigen unsere Schritte, da wir durch

seine gothischen Hallen den Durchgang suchen nach dem Place de Meir, um hier wieder ins volle Menschenleben zu treten. Alles, was in großen Städten an Sonntagen lebt und schwebt, zog an den palastartigen, modernen Gebäuden des Meirplatzes und der an ihn sich anschließenden breiten Straße auf und ab. Dazwischen rollten die Trauways, dicht besetzt, hin und her. Ich machte mich etwas abseits von diesem Strom und kam auf den Place verte, den ehemaligen Kirchhof des Doms, welch letzterer den ganzen Platz hoch überragt. Kinder, die einzigen Menschen auf der Stätte, spielen unter dem Standbild. Es ist kein Maler so allgemein in seinen Gesichtszügen bekannt wie Rubens, dessen Kopf jeder wieder erkennt, wenn er ihn nur einmal gesehen. Was aber sehr viel dazu beträgt, das ist des Künstlers großer Hut, der auch auf dem Monument als eine Art Wahrzeichen zu seinen Füßen liegt. Mir war es eine Genugthuung, einen Kameraden meines Huts bei einem so großen Mann zu finden; aber ich konnte es nicht begreifen, daß die Antwerpener mich wegen des Huts so spöttisch anstaunten, da doch von ihrem berühmtesten Bürger ein ähnlicher einst getragen wurde. Ich weiß nicht mehr, welcher Gelehrte einmal gesagt hat, am Hut, den ein Mann trage, könne man sehen, was sein Kopf werth sei. Wenn das richtig wäre, dürfte es sehr gewagt erscheinen, Strohhüte zu tragen. Um 8 Uhr des andern Tags, als eben das Glockenspiel die Stunde zu singen anhub, stand ich auf der Zinne des nördlichen Thurms der Kathedrale und schaute voll Verwunderung nicht auf die Stadt, sondern auf die Schelde. Einen solch gewaltigen Strom, so förmlich übersäet mit Fahrzeugen, habe ich noch nie zu Gesicht bekommen! Der erste Blick auf ihn sagt uns, daß er der Gründer aller Herrlichkeit von Antwerpen sei. In mächtigem Bogen naht er der an seinem rechten Ufer gelegenen Stadt und fließt feierlich langsam an ihr hin, als wäre er seiner hohen Bedeutung für dieselbe sich wohl bewußt. Er durchzieht eine riesige Ebene; an seinen Ufern weiden weithin sichtbar zahlreiche Heerden; einige Forts beherrschen Stadt und Fluß, stören aber das friedliche Bild nicht im geringsten. Noch zwanzig Stunden von ihrer Mündung in die Nordsee entfernt, bringt die Schelde doch die Wirkungen von Ebbe und Flut bis in die Stadt hinein und hat bei 600 Meter Breite zur Ebbezeit 10 Meter Flußtiefe. Kein Wunder deshalb, wenn sie die gigantischen Ostindienfahrer bis vor die Waarendepots an den Quais trägt. Welch immensen Verkehr und damit welch unermeßliche Reichthümer hat dieser Strom nicht schon nach Antwerpen gebracht!

Kein Zweifel, daß Antwerpen, wie früher als Kunststadt, jetzt als Hafen- und Handelsstadt seine Weltbedeutung hat. Das Bild des Hafens von Antwerpen selbst, wie es in lebensvollen Zügen und frischen Farben der Verfasser entrollt, möge noch hier verzeichnet stehen:

Ich habe schon manchen Seehafen und manch großen Handelsplatz gesehen, aber in Antwerpen begegnete mir ein so erdrückendes Schiffs- und Verkehrsleben, daß ich dastand wie vom Himmel gefallen. Ein ganzer Urwald von Schiffsmasten starrte vor mir in die Lüfte. Unzählbare Mengen von Segel- und Dampfschiffen lagen in den Häfen, so gedrängt und dicht nebeneinander, daß man sich wundern mußte, wie dieser Knäuel von Schiffen sich wieder lösen könnte. Tausende von Menschen sind beschäftigt, die Schiffe zu belasten oder gar zu entleeren. Ganze Berge von Schiffsgütern aller Art und aller Länder harren der Ladung, die von einer verwirrenden Masse von Wagen besorgt wird. Eine Reihe von Riesengebäuden an den Häfen hin dienen als Zoll- und Lagerhäuser. Großartige Schienen und Bahnhofsanlagen kommen bis an die Bassins, um das, was diese Tausende von Schiffen über das Meer hergebracht haben, über die Erde hin zu zerstreuen. Garküchen, Matrosenkneipen, Restaurants, Agenturen, Consulate aller überseeischen Länder nehmen die Quais von der Stadtseite her ein. In der Mitte zwischen den zwei innersten und belebtesten Bassins erhebt sich, alt und ehrwürdig, das Hansahaus, von den drei Hansestädten 1568 für ihren Consul gebaut. Es kann aber trotz seines Alters nicht leicht einen größern Verkehr vor sich gesehen haben als heute. Nachdem ich Antwerpens Hafenleben geschaut, glaube ich, daß Leopold's I. Worte über die Zukunft dieser Stadt bereits erfüllt sind. Als dieser König 1856 den Grundstein legte zu neuen Bassins, sprach er: „Antwerpen muß durch seine Lage und die Sicherheit seines Hafens die erste Stelle unter den Handelsplätzen der Erde erringen." Ueber 6000 Schiffe laufen jährlich in Antwerpen ein und meist Schiffe von bedeutender Größe. Ich sah Segelschiffe, an deren Leib die Matrosen von Land aus auf 28 Leitersprossen hinaufsteigen mußten, um auf das Verdeck zu kommen.

Wir denken, diese Auszüge werden genügen, um unsern Lesern darzuthun, wie in der Auffassung, der Gesinnung und der Darstellung unsers katholischen Geistlichen eine sehr anmuthende, sehr verständige und gemüthvolle Weltlichkeit, das Naturell des badischen Landeskindes, das sich nicht verleugnen kann, vorwaltet. Es sei uns gestattet, uns über noch einige andere Bücher kürzer zu fassen.

3. Prairiefahrten. Reiseskizzen aus den nordamerikanischen Prairien. Von Ernst von Hesse-Wartegg. Mit 40 Abbildungen und Original-Illustrationen von Leo von Elliot u. a. Leipzig, G. Weigel. 1878. 8. 3 M.

Die hier (nicht zum ersten mal, denn „Ueber Land und Meer" brachte sie früher schon) an die Oeffentlichkeit gelangenden Bilder aus dem Prairieleben Amerikas wurden auf einer im Ausstellungsjahre 1876 unternommenen Reise über den amerikanischen Continent und nach den Felsengebirgen niedergeschrieben. Der Mangel eines zeitgenössischen Reisewerks über diesen in Europa noch wenig bekannten und übel beleumundeten Theil der Neuen Welt veranlaßte den Verfasser obiger Skizzen zu deren nochmaliger Zusammenstellung in Buchform. „Sie sind", so versichert Hesse-Wartegg, „aus dem Leben gegriffen, aus Thatsachen geschöpft. Mögen sie zur Kenntniß jener Länderstrecken zwischen dem Mississippi und Rio-Grande, die berufen sind, einstens die Kornkammer der Welt zu werden, das Ihrige beitragen." Man kennt und schätzt den Verfasser als Amerikakundigen seit Erscheinen seines großen Werks: „Nordamerika. Seine Städte und Naturwunder, sein Land und seine Leute"; man kann sagen, daß er auch in der vorliegenden kleinern Arbeit sich als sichern Geleits- und zuverlässigen Gewährsmann bewiesen hat.

4. Aus Kleinasien. Skizzen aus der Gegenwart und Vergangenheit. Von Hermann Roskoschny. Leipzig, Verlag des Hausfreundes. 1879. 16. 1 M.
5. Briefe aus der Abtei. Von F. A. Risek. Paris, Saudoz u. Fischbacher.

Das sind nicht sowol Reisebücher, Reisebeschreibungen, sondern journalistische Reisefrüchte, Feuilletons von einer Reise, resp. aus einem sommerlichen Einsiedlerleben. Roskoschny, der Kleinasienreisende, sammelte seine Feuilletons

„unter Gräbern" (d. h. unter den Ruinen des Alterthums) und „unter den Lebenden". Es sind im ganzen nur sechs, vier zu jener, zwei zu dieser Rubrik gehörig: „Pambuk-Kalé", „Ein Todtenhain", „Wanderungen durch Lyeien", „Die Stadt der Diana", „Im Café Ture", „Asiatische Proletarier." Risek, der sommerliche Einsiedler, hatte sich eine beschauliche und erbauliche Einsamkeit im schönen savoyischen Lande geschaffen, in Talloires, dem alten Kloster und Schlosse Menthon, von wo er an eine Freundin, die in der großen Welt lebend gedacht wird, belehrend unterhaltende und stimmungsvolle Schilderungen sendet — aus Vergangenheit und Gegenwart, ebenso wie der in einem gewissen distinguirten Wesen ihm verwandte Roskoschny, aus dessen Feuilletons wir „Die Stadt der Diana" (d. h. natürlich Ephesos) als besonders gelungen hervorheben möchten.

6. Reisebilder aus Berlin. Von Wilhelm Glock. Heidelberg, C. Winter. 1881. Gr. 8. 1 M. 60 Pf.

Dieser eigenartige Schilderer der deutschen Reichshauptstadt ist Stadtvicar in Baden-Baden, also ein Berufsgenosse und wol auch ein Landsmann von Hansjakob. Charakteristisch ist hierbei, wie sich weder der Katholik Hansjakob, noch der Protestant Glock, indem beide sich auf schriftstellerisches Gebiet begeben, verleugnen können. Der Katholicismus weiß zu leben — das ist eine alte historische Wahrheit. So wird der Geistliche auf der Reise zum praktischen, behäbigen und alles Erlaubte genießenden Weltmann, wogegen der evangelische Theolog auch die Weltstadt nur vom geistlichen Standpunkte aus gewahrt. Nun, in Berlin ist er ja in der Stadt des Königs, in dessen Staaten jeder nach seiner Façon selig werden kann. Und wer wollte wahre Frömmigkeit, selbst wenn sie wohlmeinend über das Ziel hinausschießt, nicht von ihrer menschlich schönen Seite aus hoch ehren? Freilich, für diesen absonderlich exclusiven Berlin-Reisenden gibt es kein höfisches, aristokratisches und militärisches, kein politisches und communales, kein mercantiles und industrielles, kein wissenschaftliches und künstlerisches, kein geselliges, sich vergnügendes, leben- und lebenlassendes Berlin, sondern nur allein das confessionelle, strenggläubige und kirchliche, das Berlin der protestantischen ecclesia militans, das Berlin der Hengstenberge, Büchsel und Hegel (natürlich sprechen wir hier vom Sohne seines großen Vaters). Interessant auf alle Fälle und lehrreich sind diese „Reisebilder"; manch ein Berliner wird erst durch diesen Fremden aus Baden-Baden an jene berliner Stätten geführt werden, wo die moderne lutherische Orthodoxie die Herrschaft hat und Propaganda für sich macht. Was die einzelnen Bilder darstellen? Nun, man höre: die Stadtmission, die Sonntagsschule (d. h. die nachmittägigen Kinder-Gottesdienste), die Stadtherberge (d. h. das evangelische Vereinshaus), die Jünglings- und Jungfrauenvereine, endlich den berliner Sonntag, d. h. im Sinne des Autors: das Schattenbild des Sonntags, wie er ist, und das Lichtbild des Sonntags, wie er sein sollte — mit andern Worten deutsche Sonntagsentheiligung und englische Sonntagsheiligung, wobei wir uns allerdings nicht erwehren können, an ein satirisches Wort A. von Humboldt's zu erinnern: „O, den englischen Sonntag wollten wir uns schon gefallen lassen, wenn wir nur auch die englischen Wochentage dazu bekämen."

7. Aeltern, habt Acht! Bilder aus dem Familienleben der höhern Stände. Von E. von Ugény. Leipzig, Friedrich. 1880. 8. 5 M.

Die religiös-pädagogische Tendenz fehlt den Reisebildern des badischen Stadtvicars so wenig, wie diesen Bildern aus dem Familienleben der höhern Stände; das schafft eine gewisse Verwandtschaft zwischen beiden Büchern, während, was speciell letzteres anlangt, dasselbe sich seinerseits auch dadurch in die ganze hier besprochene Gruppe einfügt, als das Local der verschiedenen Bilder ein verschiedenen Ländern entnommenes ist. So wird E. von Ugény gleichfalls sozusagen zum Reisenden, der uns von Nizza, Wien, Schlesien, Rußland und Vevey erzählt. Auf eine durchaus verständige und gutgemeinte Einleitung, die über Erziehung, namentlich von Mädchen, Theoretisches sowol als Praktisches enthält, folgt ein Excurs über das Buch der Frau von Racowitza: „Meine Beziehungen zu Ferdinand Lassalle". Das Nachtstück dieser Memoiren wird als die nothwendige Folge der Verhältnisse und Zustände erklärt, unter denen Helene von Dönniges aufwuchs, und zum Beweise, daß derartige Familienverhältnisse leider gar nicht so selten sind, wie man gern annehmen möchte, entrollt E. von Ugény aus dem eigenen „erfahrungsreichen" Leben eine Anzahl anderer Bilder, die als Seitenstücke zu dem von der Obengenannten entworfenen Gemälde dienen können. Sie sind, wie uns versichert wird, genau nach der Natur gezeichnet, und der Verfasser äußert sich sogar sehr zuversichtlich: „Sollten sich die betreffenden Personen erkennen, so kann ich ihnen nur zurufen: «If the cap suits you, put it on.»"

8. Der Schutzgeist von Oberammergau. Cultur- und Lebensbild von Maximilian Schmidt. München, Franz. 1880. 8. 4 M.

Als Andenken an ein Reiseziel, das Mekka so vieler Pilger des Jahres 1880, findet dies Buch wol auch sein bescheidenes Plätzchen in unserer Gruppe. Es vermehrt nicht die Literatur über die berühmten Passionsspiele, sondern ist eine volksthümliche Erzählung, die als zeitgemäß, das Schlagwort Oberammergau im Schilde führend, wohlweislich im vorigen Sommer geschrieben ward und damals auch schon im Feuilleton der „Norddeutschen Allgemeinen Zeitung" erschien. Der patriotische Inhalt und Ton des Ganzen stempelt es zu einem empfehlenswerthen Familienbuche.

9. Midzuho-gusa. Segenbringende Reisähren. Nationalroman und Schilderungen aus Japan. Von F. A. Junker von Langegg. Drei Bände. Leipzig, Breitkopf u. Härtel. 1880. 8. 18 M. 50 Pf.

Der Verfasser, weiland Director der medicinischen Schule in Kiyoto, wie wir im Titel angegeben finden, hat also

wol die Veröffentlichung seiner gediegenen und an wissenschaftlichen Resultaten reichen Arbeit nicht mehr erlebt; das Vorwort datirte er noch von Leipzig, März 1880. Demzufolge war seine Aufgabe eine Schilderung des alten Japan, des Japan vor der umgestaltenden Umwälzung des Jahres 1868, welche dieses Land dem Verkehre mit fremden Nationen eröffnete, wodurch aber auch viele seiner Eigenthümlichkeiten bereits in den Hintergrund gedrängt zu werden begannen. Ueber den Namen, den er dem Werke gab, äußert sich der Verfasser:

Ich wählte ihn in Nachahmung ähnlicher von japanischen Schriftstellern mit Vorliebe gebrauchten Buchnamen, da derselbe in seiner Doppelauslegung zugleich stofflich bezeichnend ist, und so auch „Schilderungen aus Japan" bedeutet. Das Land der segenbringenden Reisähren: Midzuho-no-kuni, ist nämlich einer der ältesten classischen Namen des alten Japan, welcher bereits in dem ältesten religiösen Werke, den „Kojiki", der Bibel der Shintoisten, und vielfach in Gedichten gebraucht wird. Kusa ist sowol die Benennung für „Gras" als für „Schriften gemischten Inhalts".

Den ersten Band füllt eine Uebertragung des berühmtesten japanesischen Nationalromans „Chinshin-gura" („Vasallentreue"), in welchem das Volk in allen seinen Lebensverhältnissen für uns anschaulich gezeichnet ist, neben einer geschichtlichen Einleitung fördern culturhistorische Erläuterungen das Verständniß. In den beiden folgenden Bänden wird die Landschaft, die Sprache, die alte Naturreligion, der Buddhismus mit seinen zahlreichen Sekten, die Herrscherdynastie, die Shogune und Regierungsform und vieles andere geschildert; die wichtigsten geschichtlichen Episoden, eine Skizze über Christenbekehrungen und Verfolgungen, literarische Excurse und mannichfache Bilder des Volkslebens reihen sich an. In seiner Totalität stellt das Werk ein Erzeugniß echt deutschen gelehrten Fleißes dar, welchem die warme Anerkennung aller Fachmänner und gebildeten Laien gebührt. Sie ist ihm auch in reichlichem Maße schon geworden, und zu bedauern bleibt nur, daß der Autor selbst nicht mehr Zeuge dessen sein kann.

Neue Erzählungen.

1. Ausgewählte Werke von J. J. Kraszewski. Vierter bis achter Band. Wien, Hartleben. 1881. 8. 14 M.
2. Die Sonnosierra. Roman aus dem spanischen Bühnenleben von Robert Waldmüller (E. Duboe). Stuttgart, Levy u. Müller. 1881. 8. 4 M. 50 Pf.
3. Georg Dipold. Roman aus der Zeit des Bauernkriegs. Gotha, F. A. Perthes. 1881. 8. 4 M.
4. Aus alter Fehde. Erzählung von Bernhard Frey. Berlin, Goldschmidt. 1880. 8. 3 M. 50 Pf.
5. Zwölf Jahre als Diakonissin. Von Adelheid Bandau. Berlin, Hempel. 1881. Gr. 8. 4 M.

Der Roman „Die Sphinx", welcher den vierten bis sechsten Band der „Ausgewählten Werke" J. J. Kraszewski's (Nr. 1) einnimmt und von E. V. Szrajber trefflich ins Deutsche übersetzt ist, gehört zu jenen Meisterwerken der Erzählungskunst, die lediglich dem reinen Schaffensdrange des Autors entsprungen zu sein scheinen und den modischen Interessen des Lesepublikums gar keine Concessionen machen. Wäre dieser Roman im vorigen Jahrhundert, welcher die langen Titel liebt, erschienen, so hätte der Autor das erste Blatt seines Buchs vielleicht folgendermaßen beschrieben: „Leiden und Freuden eines armen polnischen Bauernjungen, der die Kunst des großen Meisters Rafael erlernte, in seinem Heimatlande viel Drangsal erlebte, sich in ein hübsches junges Mädchen verliebt, nach Italien geht, dort wiederum ein verliebtes Abenteuer erfährt, welches ihm fast das Leben kostet, endlich aber zurückkehrte in das polnische Land, einer bösen Zauberin verfällt, sich verheirathet und in große Geistes- und Leibesnoth geräth, bis er in ein Kloster geht und mit Gottes und der Heiligen Segen die sanfte Ruhe des guten Gewissens wiederfindet. Auch finden sich in dieser Erzählung gar viele merkwürdige Historien aus dem polnischen Lande zu der Zeit, wo König Stanislaus August III. von den Russen und Preußen bedrängt wurde, aber in eitel Freude und Wollust lebte." In diesem Titel ist der Hauptinhalt des Romans skizzirt. Es finden sich in demselben keine auf die Spannung der Leser berechneten künstlich geschürzten Verwickelungen, keine sorgsam ausgeklügelten Effecte, keine schwer zu lösenden Probleme, keine Geheimnißkrämerei, keine exotischen Charaktere, keine Zufälligkeiten — vielmehr verläuft die Handlung, d. h. der Lebenslauf des Helden, glatt und einfach, und wenn wir trotzdem an demselben ein lebhaftes und seelenergreifendes Interesse nehmen, so geschieht dies einzig und allein durch die Kunst des Erzählers, welcher unmittelbar aus der geistigen Anschauung schafft, wie ein Landschaftsmaler etwa, der die Natur porträtirt und mit unmerklichen Strichen zu idealisiren versteht. In der modernen Romanliteratur ist diese Art des intuitiven Schaffens zurückgedrängt; statt ihrer macht sich die Speculation des nach Effecten haschenden Verstandes und der ausschweifenden Phantasie breit, wie die tonangebenden Werke der Franzosen beweisen, welche sich sammt ihren Nachahmern immer mehr die dramatische Hast angewöhnen und die epische Ruhe im Roman perhorresciren. Kraszewski gehört noch der ältern Schule an oder vielmehr jener kleinen Gruppe von Schriftstellern, die bewußt oder unbewußt Romane schaffen, wie sie Epen in gebundener Form dichten würden. Weit ausholend, dem Anfange der Dinge ebenso große Aufmerksamkeit schenkend wie dem Verlauf der actuellen Handlung und dem Ende derselben, sind die Künstler, die nicht mit dem Pinsel, sondern mit der Feder malen und auf die große Leinwand Gemälde werfen, welche erst nach ihrer Vollendung, d. h.

nachdem der Leser die Lektüre beendet hat, die volle Bewunderung hervorrufen sowol durch die Großartigkeit der Composition als auch die sorgfältige Ausführung der Details. Um dem Leser jegliche Gelegenheit zu nehmen, Nebeninteressen zu folgen, hat Kraszewski seinen Roman mit dem Ende begonnen. Wir lernen den Maler Hans Rugpintis als Mönch kennen und erfahren erst späterhin seine freudigen und traurigen Erlebnisse, die ihn zur Resignation auf alle weltlichen Freuden geführt haben; auch errathen wir sehr bald aus dem warnenden Munde eines Lehrmeisters des jungen Malers, daß dieser durch die Liebe zum Weibe unfähig wird, sich der Kunst ganz und voll hinzugeben. So ist der Leser von vornherein vor sensationellen Ueberraschungen, deren Vorbereitungen das secundäre Gefühl der Neugierde erwecken könnten, gesichert, und kann sich mit vollkommener Ruhe und Behaglichkeit in das Anschauen des buntfarbigen Gemäldes vertiefen. Freilich nicht jeder Romanschriftsteller darf sich in dieser Weise aller Vortheile der äußerlichen Spannung begeben: nur derjenige, welcher wie Kraszewski sich der Macht seines Worts, der geheimnißvollen Kraft seiner Darstellung bewußt ist, wird Erfolge ernten. Er schildert die Wirklichkeit, wie sie war oder ist; er skizzirt in die große Scenerie die kleinen Menschen hinein, und zu unserm Erstaunen beginnen sie zu leben, als ob wir sie mit leiblichen Augen sähen. In den Schilderungen gewinnt alles, auch das scheinbar Unbedeutendste Bedeutung; denn es vervollständigt das Bild, welches uns vorschwebt, nicht nur, sondern ist durchaus nothwendig zur Charakteristik: mit einem Wort, die Charaktere und Scenerien werden sofort lebendig vor uns, und alles, was mit ihnen zusammenhängt, entspricht an Bedeutung dem Grade unsers Interesses an jenen. Die Handlung, welche in so vielen modernen Romanen durch seltsame Verwickelungen und barocke Sprünge zu fesseln sucht, tritt zurück hinter der Charakteristik der Scenerien und Personen, welche in breiter Behaglichkeit und mit sicherm Bewußtsein ausgesponnen ist. In der Manier seines Erzählens erinnert Kraszewski an die besten Meister der deutschen und englischen Literatur, an Goethe, Thackeray, Dickens, hier wie dort die imponirende Ruhe und Sicherheit des Könnens, welches dem Genie das Bewußtsein verleiht, gerade das richtige Wort für den richtigen Begriff zu finden. Kraszewski verdient es auch, außerhalb seiner Heimat, in welcher er als Meister bereits Ruhm genießt, gelesen und gewürdigt zu werden. In der trefflichen Uebersetzung eignet sich gerade der Roman „Die Sphinx" am besten dazu, den Ruhm des polnischen Dichters in deutschen Landen zu befürworten.

Noch einige Worte über den exotisch klingenden Titel. Unter der „Sphinx" ist das liebende Weib verstanden. Lebhaft erinnert dieser Vergleich an das geistvolle, epigrammatische Gedicht Heine's:

Die Gestalt der wahren Sphinx weicht nicht ab von der des Weibes;
Faselei ist jener Zusatz des betatzten Löwenleibes.
Todesdunkel ist das Räthsel dieser wahren Sphinx, es hatte
Kein so schweres zu errathen Frau Jokasten's Sohn und Gatte.
Doch zum Glücke kennt sein eignes Räthsel nicht das Frauenzimmer:
Spräch' es aus das Losungswort, fiele diese Welt in Trümmer!

Es gibt Männer und gottlob in erdrückender Majorität, welche neben der Sphinx ruhig fortleben und das Räthselrathen andern überlassen; es gibt aber auch Männer, die an den Versuchen zu Grunde gehen, und von diesen gehören die meisten wiederum den Kunstjüngern an, die Welt und Ewigkeit mit ihren dunkeln Geheimnissen umspannen möchten und ohnmächtig die Hände sinken lassen müssen gegenüber den liebeglühenden Blicken eines Weibes, welches ihnen den Himmel verspricht und sie nach kurzem Rausch in der nackten prosaischen Wirklichkeit auferwachen läßt. Auf dem sterilen Boden der letztern wachsen keine Zauberblumen der Kunst. „Hüte dich vor dem Weibe", sagt Bratani, der Lehrmeister, zu seinem jungen Zögling, „du mußt der Kunst allein gehören, wenn du ihr überhaupt gehören willst." Die Sphinx erscheint dem Helden unsers Romans in drei Gestalten, zuerst als blauäugiges unschuldiges Bürgermädchen, welches sein Herz gefangen nimmt. Er reißt sich jedoch los und geht nach Italien. Hier verliebt sich eine geistvolle, exentrische junge Engländerin in ihn, und weil sie seine Gegenliebe nicht erringen kann, gibt sie sich selbst den Tod. Entsetzt flieht Hans in seine Heimat. Eine hochstehende Gönnerin bezaubert ihn mit räthselhaften Augen, sodaß er Glauben und Lust am Leben verliert. Da flüchtet er in die Arme seiner ersten Geliebten und heirathet. Damit ist das Schicksal des armen Malers besiegelt. Die Liebe einer Sterblichen ist nicht tief und andauernd genug, um einen vollgültigen Ersatz für die geopferte Gunst der Göttlichen zu bieten. Das ungefähr ist die Moral, welche Kraszewski nebenbei seinem geistvollen Roman untergeschoben hat. Gewiß, eine Allgemeingültigkeit wird diese Behauptung nicht beanspruchen können, und dennoch trifft sie in den allermeisten Fällen zu, und wer Augen hat zu sehen, wird es häufig im täglichen Leben beobachten können, daß gerade diejenigen, welche sich mit äußerster Entsagung die Gunst der Unsterblichen erstritten zu haben scheinen, in einem verhängnißvollen Augenblick sich in die Arme eines beliebigen jungen Mädchens stürzen und fortan niemals wieder den Weg zum olympischen Paradies finden. Und das sind meistens gute brave edeldenkende Menschen, wie Hans Rugpintis, welcher als vollendet geschilderter Typus gelten kann. In dieser Weise hat Kraszewski doch recht, wenn er jene apodiktische Behauptung aufstellt. Wäre der Held seines Romans ein Goethe, ein Michel Angelo gewesen, so hätte er sein Thema variiren und vielleicht gar dem Egoismus in der Liebe ein Loblied singen müssen; aber fraglich wäre es auch geblieben, ob er dann in allen Beziehungen ein wahres und treues Bild der Sphinx gegeben hätte. An einzelnen Kolossen der Männerwelt prallen die Geschosse der Sphinx ab, ohne zu verwunden, aber wie viele solcher

Kolosse gibt es denn? Deshalb bleibt die Moral des Kraszewski'schen Romans ebenso wahr wie beherzigenswerth.

Des polnischen Meisters Erzählungskunst bewährt sich auch in den beiden kleinen Erzählungen: „Wie Herr Paul freite" und „Wie Herr Paul heirathete", übersetzt von Malvina Landesberger, welche den achten Band seiner „Ausgewählten Werke" bilden. Sie behandeln Episoden aus dem Leben eines ältlichen Hagestolzen, dessen Herz in der Zuneigung zu einem Findelkinde zu neuem Leben erwacht. Die Sehnsucht nach einem eigenen Hausstande läßt die Liebe zu einem jungen Mädchen zur Reife gedeihen, von welcher er jedoch einen Korb erhält. In der zweiten Erzählung gewinnt er die Neigung einer Gutsnachbarin und wird schließlich glücklicher Gatte. Diese einfachen Hergänge sind mit ebendemselben genialen Geschick wie in der „Sphinx" dargestellt und auch in diesen Erzählungen ist besonders die psychologische Feinheit der Schilderungen, soweit sie die Seelenzustände des Junggesellen betreffen, zu bewundern.

Der siebente Band der Kraszewski'schen Werke enthält zwei dramatische Werke, deren Besprechung in den Rahmen dieses Artikels kaum hineinpaßt. „Der dritte Mai" ist ein historisches Drama aus der polnischen Geschichte und behandelt die Einsetzung der demokratischen Constitution und die Aufhebung der Leibeigenschaft im Jahre 1791. Die Tendenz ist eine durchaus patriotische, und deshalb ist das Stück bei den Polen auch mit großer Begeisterung aufgenommen worden. Deutsche Leser wird vieles fremdartig berühren. Das Vordrängen der subjectiven Begeisterung schadet dem Drama als Kunstwerk, welches auch häufig die unbedingt nothwendige concise Ausdrucksweise vermissen läßt. An poetischen Schönheiten der Sprache ist das Drama reich und überall schimmert das großartige Dichtertalent des Autors durch. Dasselbe läßt sich von dem kleinen einactigen Lustspiel „Stahl und Stein" sagen. Die Handlung ist sehr dürftig; für diesen Mangel entschädigt aber die packende Charakteristik der Personen und der geistvolle Dialog. Als Lesedramen interessiren beide Stücke; ob sie von großer Bühnenwirksamkeit sind, mag dahingestellt bleiben. Auch diese Dichtungen sind vorzüglich übersetzt worden, und zwar von dem wiener Schauspieler J. Meixner.

„Die Somosierra", der neueste Roman Robert Waldmüller's (Eduard Duboc) (Nr. 2), versetzt uns nach Madrid zur Zeit der Regierung Ferdinand's VII. Die Titelheldin ist die Tochter eines Franzosen und einer Elsässerin, welche in Begleitung ihres Vaters, der bei der französischen Gesandtschaft einen untergeordneten Posten einnimmt, nach Spanien reist und daselbst einen jungen Bearner kennen lernt, den ein unwiderstehlicher Drang zur Bühne treibt. Sie selbst wird von der nämlichen Leidenschaft ergriffen, und nach einigen Kämpfen erregt ihr Talent die Aufmerksamkeit von Fachleuten, welche ein erstes Auftreten ermöglichen. Der Erfolg ist ein grandioser und einige Jahre hindurch wird die Deutsch-Französin als bedeutendste spanische Schauspielerin in Madrid gefeiert. Dann trifft sie nach kurzer Ehe wieder mit ihrem frühern Freunde, dem Bearner, zusammen, welcher sie aus Eifersucht verlassen hatte, heirathet denselben und zieht sich ins Privatleben zurück. Das ist ungefähr der Kern der Geschichte, welcher wahre Begebenheiten zu Grunde liegen sollen. Nach einer Seite hin ist dem Verfasser das Ausspinnen der Handlung sehr geglückt; mit Geschick sind Episoden aus dem spanischen Hof- und Theaterleben eingeflochten, welche zwar fremdartig berühren, aber doch bei dem gebildeten Leser ethnologisches Interesse erwecken. Weniger gelungen ist der Roman der Schauspielerin. Sie selbst erscheint nicht lebensvoll genug; in ihrer Individualität dominiren Harmlosigkeit und Gutmüthigkeit, die ihr die Sympathie der Lesern sichern, zugleich aber auch das Gepräge der Willensschwäche und Unbedeutendheit verleihen. Aus den Kabalen und Intriguen ihrer Feinde und Feindinnen taucht sie wie ein reiner Engel empor, der viel Unangenehmes erduldet, niemals aber aus eigener Kraft gehandelt hat. Die Conflicte sind nicht interessant genug und gewinnen in der halbmemoirenhaften Form der Darstellung nicht an Bedeutung. Da der Charakter der Heldin, um welche sich die Erzählung dreht, ein tieferes Interesse nicht erregt, so verfallen auch die übrigen zum Theil sehr trefflich ausgeführten Charakterschilderungen solcher Theilnahmlosigkeit. Im übrigen wird man manche Vorzüge der Waldmüller'schen Erzählungsweise auch in der „Somosierra" wiederfinden, eine edle einfache Sprache, decenten Humor und ein in geistvollen Bemerkungen sich äußerndes Denken. Aber der Bethätigung dieser vortrefflichen Eigenschaften ist in diesem Roman kein allzu großer Spielraum gelassen, weil der Verfasser seine Phantasie nicht frei walten lassen wollte oder konnte. Außerdem wird ein guter Fonds von Kenntnissen aus der politischen und culturellen Geschichte Spaniens vorausgesetzt, ohne welche die völlige Würdigung mancher Schilderungen nicht möglich ist. Trotzdem bin ich weit davon entfernt, die „Somosierra" unter die Dutzendromane zu zählen, welche mehr guten Willen als wirkliches Können verrathen. Im Gegentheil, Waldmüller zeigt in diesem Roman, daß er auch aus einem sterilen Stoff noch Kapital zu schlagen versteht; aber dieses Kapital besteht aus lauter kleinen Münzen, aus geistreichen Aphorismen, blitzartig auftauchenden Streiflichtern auf die Cultur Spaniens, reizenden Landschaftsschilderungen, humoristischen Einfällen u. s. w. Es ist kein Zweifel, daß die „Somosierra" ein äußerst interessanter Roman geworden wäre, wenn die Heldin selbst ein wenig interessanter wäre, und wenn man in ihrer Selbstbiographie etwas von dem Geist, dem Talent und der Anmuth durchschimmern sähe, die sie als Schauspielerin besessen haben soll.

Das epische Gemälde aus der Zeit des schwäbischen Bauernkriegs (1524—25) „Georg Dipold" (Nr. 3) zeigt von keinem großartigen Erzählertalent des ungenannten Verfassers. Hauptsächlich in der Charakteristik der handelnden Personen macht sich kein origineller Zug geltend; es sind gute, liebe Personen, die inmitten des Aufruhrs

und der allgemeinen Unruhe für Wahrheit und Recht kämpfen und dulden; denn weder in Florian Geyer noch in Georg Dipold, den edelmüthigen Vorkämpfern für allgemeines Menschenrecht, welches von dem Adel unterdrückt wurde, lernen wir charakteristische Gestalten jener Zeit kennen. Sie sind gar zu edelmüthig, viel zu abgeschliffen in Denkart und Lebensweise, um der historischen Anschauung entsprechen zu können. Ihre Gespräche und Handlungen lassen vermuthen, daß sie vorahnend und vorgreifend von den Früchten der modernen Cultur gegessen haben. Dagegen sind wieder die wüsten Raubritter allzu derb gezeichnet. Lieblich sind die beiden Frauengestalten, das Ritterfräulein Marthe von Trotha, die spätere Braut Geyer's, und die fahrende Sängerin Praxedes, welche in heißer Liebe zu dem Helden der Erzählung entbrennt und zum Schluß dessen glückliche Gattin wird. Einzelne Schilderungen sind recht gut gelungen, so die Wanderung der Bauernscharen, die Volksversammlungen in den kleinen schwäbischen Städten, die Erstürmung eines Nonnenklosters u. a. m. Der Gang der nicht sehr verwickelten Handlung ist dagegen recht schleppend und wird häufig durch langathmige Episoden und weitläufige Gespräche aufgehalten. Alles in allem genommen weist das Gemälde zwar einige interessante Partien auf, ist aber doch im ganzen zu skizzenhaft gehalten; Licht und Schatten in der Individualisirung der Personen heben sich allzu scharf voneinander ab.

Eine spannende Erzählung ganz im modernen Stil, welcher geschickt ausgesonnene originelle Situationen und Charaktere verlangt, ist der Roman „Aus alter Fehde" von Bernhard Frey (Nr. 4). Verwickelte Familienverhältnisse bilden die Grundlage der Erzählung; sympathische Personen beleben dieselbe und echt moderne egoistische Genußmenschen sorgen für pikante Dissonanzen, welche jedoch zum Schluß in glückliche Harmonien aufgelöst werden. Der Verfasser hat nicht nur auf den Effect hingearbeitet, er hat sich auch redliche Mühe gegeben, Menschen zu schildern, wie sie wirklich sind, und ist ihm dies gelungen. Freundlich anmuthend ist das Freundschaftsverhältniß zwischen zwei Nebenbuhlern in der Liebe zu einem reizenden Backfisch geschildert, realistisch wahr der Charakter eines alten Roué, der mit seiner Maitresse die letzten Besitzthümer durchbringt, dabei aber den trägen leichtsinnigen Indifferentismus bewahrt, welcher ihm in bessern Tagen den Lebensgenuß erleichterte. Nicht ohne geistige Anregung und das befriedigende Gefühl, sich gut unterhalten zu haben, wird der Leser den Roman aus der Hand legen.

Zum Schluß sei hier mit wenigen Worten noch einer Schrift erwähnt, welche zwar nicht der belletristischen Literatur zuzuzählen ist, dennoch aber dem gebildeten und denkenden Leser mehr Unterhaltung und Anregung gewähren wird als der spannendste Roman. Es sind dies die gesammelten Erinnerungen einer frühern Diakonissin von Kaiserswerth, Adelheid Baudau, die ihrem Werke den Titel „Zwölf Jahre als Diakonissin" (Nr. 5) gegeben hat. Einer unbefangenern Darstellung der Licht- und Schattenseiten des großen Krankenpflegerinneninstituts, welches in unserm protestantischen Deutschland und weit über die Grenzen desselben hinaus eine so tiefgreifende Bedeutung erlangt hat, ist mir noch nicht vor Augen gekommen. Bekanntlich wird diese Anstalt mit ihren zahlreichen Filialen in orthodox-gläubigem Sinne geleitet und dies hat in weiten Kreisen ihrer unbefangenen Würdigung Eintrag gethan. Wer das vorliegende Buch liest, wird ebenso wie die Verfasserin zu der Ansicht gelangen, daß die fromme Tendenz zwar in einzelnen Fällen hemmend auf die Ausübung edler Nächstenliebe einwirkt, im großen und ganzen aber als nothwendige Grundlage der reichgegliederten Organisation angesehen werden muß. Wenngleich die Verfasserin nach zwölf Jahren aus innerm Ueberdruß und infolge mancher trüben Erfahrungen ihren Beruf als Diakonissin aufgab, so steht sie doch nicht an, die segensreiche Wirksamkeit der Diakonissinnen ihren Lesern warm ans Herz zu legen. Was die Schreibweise der Verfasserin betrifft, so verräth sie in keiner Zeile Unbeholfenheit der Form oder Weitschweifigkeit der Gedanken; sie erzählt kurz und natürlich, anschaulich und bisweilen recht humoristisch, was sie selbst erlebt hat als Probeschwester und Lehrschwester in Deutschland, Rumänien und Italien. Eine unabsehbare Reihe nach dem Leben gezeichneter Porträts bildet den Hauptinhalt des Buchs. Da lernen wir wahrhaft Frommgläubige, Heuchler und Indifferente in allen Varietäten kennen und jeder Charakter wird ohne Vorurtheil vom humanen Standpunkt aus beleuchtet. Das Buch verdient die weiteste Verbreitung in deutschen Leserkreisen. Oskar Riecke.

Religiöse Literatur.

1. Die Grenzen der Religionsfreiheit und die Wissenschaftslehre der heutigen Naturforschung. Von Gustav Friedrich. Leipzig, Siegismund u. Volkening. 1880. 8. 1 M.

In knapper Darstellung will der Verfasser von der „Wissenschaftslehre der heutigen Naturforschung" aus die Frage nach der Begrenzung der Religionsfreiheit beantworten. Zu diesem Zwecke unterzieht er die Ansichten Froschammer's, Trächsel's, Friedberg's, Gneist's und speciell von Kirchmann's einer kritischen Betrachtung. Wissenschaft existirt für den Verfasser nur in den experimentellen Naturwissenschaften, schon in geringerm Grade in den beschreibenden, in den sogenannten Geisteswissenschaften (Recht, Politik, Kunst, Religionsgeschichte) aber nur so weit, als sie naturwissenschaftliche Bestandtheile in sich bergen. Die

Geisteswissenschaften können es wol zu mehr oder minder schwankenden Regeln bringen, die experimentellen Wissenschaften allein zur Klarheit von Naturgesetzen. Vollblut-Doctrinarismus schafft Fanatiker, welche sich wol gar ihrer „idealen" Richtung rühmen. Alle sogenannten Weltanschauungen und mit ihnen alle Metaphysik sind hinfällig. Es ist daher die Ansicht jenes großen Geistes zu billigen, der da meinte, als Aesthetiker sei er Polytheist, als Naturforscher Pantheist; ein Gott für seine sittliche Persönlichkeit werde auch nicht fehlen. Die nach dieser Einleitung folgende Schilderung der römischen Kirche darf als eine im ganzen gelungene anerkannt werden. Die Maigesetze bezeichnet der Verfasser als unzureichend; vom Christenthum will er nur den sogenannten symbolischen Kern übrig behalten: Religion bestehe in einem Verhalten und Verhältniß (aber wessen und zu wem?). Die praktischen Staatsmänner können zu dem gewaltigen Anlauf und dem kläglichen Ende des hier Gegebenen nur sagen: parturiunt montes nascitur ridiculus mus. Wir haben die Grundzüge dieser Broschüre nur darum wörtlich abgeschrieben, um an einem schlagenden Beispiele zu zeigen, wie die unselige Halbbildung unserer Tage mit einem wahren Fluche behaftet ist. Man gibt sich den Anschein, als könne man de omnibus rebus et quibusdam aliis reden, und orakelt vom Throne der sogenannten Wissenschaft herunter unverdaute Redensarten, bei deren Durchlesen es wol dem Schüler wie ein Mühlrad im Kopfe herumgeht, die aber niemand imponiren, welcher jemals ernstlich über die einschlagenden Fragen nachgedacht hat. Von einer klaren Antwort auf das gestellte Thema ist nirgends etwas zu finden: das aber war die Hauptsache. Reflectiren und Materialien sammeln ist leicht, einen Knoten praktisch lösen aber schwer.

2. Die Kunst und ihre Formen. Aus dem Nachlasse von Joseph Ritter von Führich. Würzburg, Wörl. 1880. Gr. 8. 1 M. 30 Pf.

Der Grundgedanke vorliegender Broschüre lautet: Die Form in der Kunst ist nur Erscheinung eines Inhalts, der Inhalt Ideal, das Ideal aber fest gegründet in Gottestreue, und wiederum die Gottestreue nur gesichert in der Kirche. Ein Element des Glaubens liegt aller Poesie zu Grunde, alle wirkliche Geschichte ist mit Kunst und Poesie innigst verwandt. Die Kunst veredelt den Menschen, weil sie didaktisch ist. In der mystischen Kunstform wird die Geschichte und ihr Verlauf wie die Natur zum Symbol einer höhern Entwickelungsstufe. Die mystische Kunstform kehrt mit ihrem tiefsten Wesen zur Allgemeinheit des reinen Kunstbegriffs zurück. Das religiöse Leben ist unendlich kunstverwandt, die Kirche ist das große lichtvolle Geheimniß der Geschichte. Der universalste Ausdruck mystischer Kunst ist die katholische Liturgie und das Opfer ist das größte und bedeutendste Moment der Geschichte. Der Altar ist weltgeschichtlich das größte, allgemeinste und gemeinsamste aller menschlichen Monumente; die Kirche lehrt und übt alle Formen der Kunst in ihrer reinsten Allgemeinheit.

Es ist bekannt, wie das sogenannte Nazarenerthum in der bildenden Kunst am reinsten ausgeprägt wurde von Overbeck und Führich. Die obengenannte Schrift enthält die Theorie jener katholischen Maler, welche daran scheiterten, daß sie fortwährend Christenthum und römische Kirche als identisch setzten. Neben Berechtigtem findet sich viel Einseitiges und Schwächliches. Die blos kirchliche Gesinnung macht noch nicht den echten Künstler. Wenn man in der katholischen Liturgie das höchste Kunstwerk des heiligen Geistes sehen kann, wie Führich dies thut, dann verfällt man nothwendig in ein Symbolisiren und Allegorisiren, welches die Malerei zu einer Kirchenlehre in Farben macht und damit die hehre Kunst ihrer Selbständigkeit entkleidet.

3. Die Religion des Gewissens als Zukunftsideal. Von Alexander Wernicke. Berlin, C. Duncker. 1880. Gr. 8. 2 M. 40 Pf.

Diese kleine, elegant ausgestattete Schrift versucht, einen richtigen Grundgedanken zu behandeln. Es ist der, daß das psychologische Urdatum des religiösen Menschen stets das Gewissen sein wird, vorausgesetzt, daß dasselbe überhaupt noch als selbständige Geistesfunction anerkannt wird. Der Verfasser meint nun, daß sich eine abstracte Universalreligion herstellen lasse, welche, aller sonstigen positiven Elemente entkleidet, lediglich auf die Anerkennung des Gewissens reducirt sei. Das wäre wieder einmal jener nebelhafte träumerische Idealismus, wie er so leicht den Deutschen überschleicht. Mag die Gemeinschaft aller Völker der Erde in Zukunft noch so groß werden: niemals wird sich eine gemeinsame Sprache, Gesetzgebung und dergleichen, überhaupt eine Universalmenschheit herstellen lassen, in welcher alle berechtigten nationalen Unterschiede und Institutionen vernichtet wären. Ebenso wenig können die einzelnen Religionen lediglich auf das Gewissen als subjective Instanz eingeschränkt werden; denn es müßte immer eine objective, von allen anerkannte Macht vorhanden sein, welche genau und bindend formulirte, was Inhalt und Forderung des Gewissens sei. Abgesehen von diesem unerfüllbaren Postulat behandelt der Verfasser sein Thema in einer Weise, daß man den Liberalismus bedauern muß, welcher sich solchen Vertretern ausgeliefert sieht. Das Schriftchen bringt eine große Menge von Gemeinplätzen, Wiederholungen und auffallenden Unklarheiten. Der Verfasser citirt immer wieder Aussprüche Friedrich Wilhelm's III., und hat keine Ahnung davon, daß der religiöse Standpunkt des letztern von dem seinigen himmelweit verschieden ist. Kant, Schopenhauer und Feuerbach haben für ihn dieselbe Autorität; das einzig Brauchbare in seinem Buche sind einige Auszüge aus Kant. Der Leser wolle es sich gefallen lassen, wenn wir ihn mit einigen Proben der Wernicke'schen Schreibweise behelligen. Seite 1 redet der Verfasser von „Zeitepochen", wo die Masse des

Volks unter der Botmäßigkeit allgemein anerkannter Ideen steht, und geht sofort über zu einer nicht blos unwissenschaftlichen, sondern auch höchst anmaßenden Schilderung der Person und der Lehre Christi. Nach Wernicke besteht die Lehre Christi nur „in der Verkündigung, daß das erträumte Königreich der Juden nicht mehr lange auf sich warten lassen werde". Christus hat eigentlich „nur der Lehre Johannes des Täufers eine Zeitbestimmung hinzugefügt". Wernicke weiß nicht, „wie man in Christi Lehre irgendetwas für unsere Zeit Passendes finden wolle" u. s. w.

Vielleicht finden sich solche, denen als Ersatz die Wernicke'sche Philosophie genügt. Dieselbe redet ganz ernsthaft von „Willensäußerungen eines Säuglings"; sie findet, „daß es für die Menschheit nur in unendlicher Zeitferne eine constante Form der Moral geben könne" (wie bequem für alle gewissenlosen Subjecte!); „vermöge seiner Naturanlage könne der Mensch nie anders als egoistisch handeln und deshalb seien seine Handlungen weder als gut noch als böse zu bezeichnen". Gleichwol führt „der Weg der Moral des rohen Egoismus zur Moral der Liebe nur durch die Utilitätsmoral". „Die Verbrechen der Einzelnen kommen durch atavistische Regungen in der Menschheit zu Stande, sei es, daß hier und da die Erziehung gefehlt hat, sei es, daß hier und da Rück- und Hemmbildungen des Gehirns eingetreten sind." Dann kommt Christus wieder etwas besser weg, um unmittelbar darauf das Verdammungsurtheil über sich ergehen zu lassen, daß seine Lehre für unsere Zeit durchaus nicht mehr passe, ja geradezu dem Gemeinwesen gefährlich sei. Und was ist nun des Pudels Kern? Was ist das eigentliche Ziel dieser oberflächlichen Rederei? Mit gewaltigem Pathos bricht der Verfasser eine Lanze für das Judenthum, „dessen Bundesgenossenschaft wir nicht leichtsinnig verscherzen dürfen, weil es uns nun einmal bestimmt (sic!) ist, in Zukunft mit den Hebräern zusammenzuarbeiten und zu kämpfen!" Sapienti sat!

Gustav Portig.

Feuilleton.

Ausländische Urtheile über neue Erscheinungen der deutschen Literatur.

In der „Revue des deux mondes" vom 1. Mai d. J. widmet Alfred Fouillée der „Ethik" Schopenhauer's, von der bekanntlich eine Uebersetzung ins Französische und zwar „Les Fondemens de la morale" von A. Burdeau und „Essai sur le libre arbitre" von Salomon Reinach erschienen ist, sowie der „Phänomenologie des sittlichen Bewußtseins" von Eduard von Hartmann einen längern Artikel unter der Ueberschrift „La Morale Contemporaine en Allemagne" und spricht ein abfälliges Urtheil über die Lehren des Meisters und seines Jüngers aus. Die Besprechung ist sehr eingehend und berücksichtigt auch andere deutsche Ethiker, von Kant bis Lange, dem Verfasser der „Geschichte des Materialismus". Der Verfasser des Artikels erklärt sich indessen mit keinem ganz einverstanden, findet namentlich die Schlußfolgerungen bei Schopenhauer und Hartmann nicht in Uebereinstimmung mit ihren Prämissen, verwirft besonders des letztern Lehren als nicht folgerichtig und stichhaltig und schließt mit folgenden Worten: „Um das, was die verschiedenen sittlichen Lehren Wahres enthalten, in Uebereinstimmung zu bringen, würden wir, wenn nicht als Imperativ, so doch als Persuasiv, gern eine Lehre vorschlagen, die uns mit den positiven Resultaten der Wissenschaft und den Betrachtungen der Metaphysik mehr in Einklang zu stehen scheint: Zwinge dich, die gegebene Welt, gemäß ihrer eigenen Gesetze, durch das Ideal, das du dir schaffst und welches selbst der erste Factor seiner künftigen Verwirklichung sein kann, umzugestalten. Auf diesem moralischen Grundsatz und diesen metaphysischen Inductionen könnte man, unsers Erachtens, gegenüber der deutschen Philosophie «der Verzweiflung», in Gemäßheit mit dem eigensten Geiste unserer Nation, was wir eine Philosophie der Hoffnung nennen würden, zu errichten versuchen."

— Die „Nuova Rivista Internazionale", Nr. 11 von 1881, spricht sich in sehr anerkennender Weise über die „Blätter für literarische Unterhaltung" aus.

Von Büchern sind darin besprochen: Paul Schönfeld, „Andrea Sansovino und seine Schule", wobei Hettner's Urtheil über das Werk angeführt und unterschrieben wird; Moritz Cantor's „Vorlesungen über Geschichte der Mathematik"; Karl Hillebrand's „Aus dem Jahrhundert der Revolution"; endlich George Taylor's „Antinous, historischer Roman aus der römischen Kaiserzeit". Die Besprechung des vorletzten Buchs schließt mit einer warmen Empfehlung desselben und einem herzlichen Danke für die neue Gabe des Autors und für die glücklichen Stunden, welche dieser wichtige Band dem Verfasser der Besprechung verschafft habe. In Bezug auf den letztgenannten Roman glaubt der Recensent, G. Taylor müsse ein Pseudonym sein, da ihm der Name bisher noch nirgends in der deutschen Literatur begegnet sei. Gleichwol könne der Verfasser kein Neuling sein, da seine Schöpfung den Meister bekunde. Sie sei mindestens würdig, denen eines Ebers an die Seite gestellt zu werden. „Während er ihm in der Kenntniß der historischen Grundlage, auf welcher das poetische Gebäude sich erhebt", heißt es, „in der Einbildungskraft, in der Pracht der Bilder und Schilderungen und in der Meisterschaft der Diction nicht nachsteht, hat Taylor's Buch noch den Vortheil vor denen Ebers', daß seine Welt uns weniger fern liegt und weniger fremd ist und daher geeigneter, unsere Aufmerksamkeit zu fesseln."

In Nr. 12 derselben Zeitschrift sind unter anderm besprochen: „Eudämonismus und Egoismus" von Edmund Pfleiderer, ein Werk, das ein „unnützes Schriftchen" genannt wird, weil der positive Theil gänzlich verfehlt sei; Emil Wernsky's „Geschichte Kaiser Karl's IV. und seiner Zeit", welche neben großem Lobe scharfen Tadel wegen Weitschweifigkeit des Ausdrucks erfährt; G. F. Kolb's „Abriß der Culturgeschichte der Menschheit", der mit Recht abfällig besprochen wird; Rudolf Kleinpaul's „Kreuziget ihn! Welsche Reiseabenteuer", das als ein wunderliches Buch beurtheilt wird.

— Aus den Besprechungen in der „Rivista Europea", zweiter Band, erstes Heft, heben wir die des „Papst Adrian VI. 1522—23" von Konstantin Ritter von Höffler hervor.

Im zweiten Hefte desselben Bandes sind besprochen: „Die Krisis des Christenthums in der modernen Theologie" von E. von Hartmann, „Die Religion des Gewissens als Zukunftsideal" von A. Wernicke und „Auf der Warte" von H. S.

Im dritten Hefte wird dem Werke Georg Voigt's „Die Wiederbelebung des classischen Alterthums" große Anerkennung gewidmet. Hingegen wird G. Ebers' „Eine Frage" nur mit Einschränkung gelobt. Auch findet sich darin eine günstige Anzeige über „Die monistische Philosophie" von L. A. Rosenthal.

Im vierten Hefte sind zwei Werke von L. B. Hellenbach und zwar „Aus dem Tagebuche eines Philosophen" und „Die Vorurtheile der Menschheit" besprochen. Bei ersterm beschränkt sich die Besprechung mehr auf Inhaltsangabe; von letzterm heißt es: „Trotz einiger Schwächen und Unsicherheiten verdient das Buch doch die Aufmerksamkeit des Publikums um so mehr, als es eine ernste Kritik unserer jetzigen Lage bietet.

„Zwei Individualisten der Schopenhauer'schen Schule" von O. Plumacher und „Geschichte und Princip des Pessimismus" von Eduard von Hartmann sind die nächsten zwei philosophischen Schriften, welche in dem gedachten Hefte der „Rivista" zur Anzeige kommen. Von letzterm sagt sie: „Im Auslande wie in Deutschland bedarf ein Buch keiner besondern Empfehlung, welches den Namen eines so bekannten Autors trägt wie Hartmann. Dieser Name allein würde genügen, die Aufmerksamkeit aller gebildeten Leser darauf zu lenken, da alle wissen, daß Hartmann der bekannteste, tiefste und bedeutendste neuere Philosoph ist."

Auf Freiherr von Friesen's „Erinnerungen aus meinem Leben" wird daselbst ebenfalls als auf ein wichtiges Buch hingewiesen.

Von Robert Prölß' „Geschichte des neuern Dramas" heißt es, der Verfasser zeige sich durchweg vom Bewußtsein der Bedeutung seiner Aufgabe geleitet, doch scheine es, er erzähle zuweilen etwas zu oberflächlich; das Interesse des Lesers wachse indessen mit der Lektüre und der Stil sei klar, fließend und schön. Für eine italienische Revue scheint uns indessen die Besprechung zu wenig eingehend, wenn es bei der Erwähnung des spanischen Dramas heißt, Prölß stütze sich dabei hauptsächlich auf die schöne Arbeit Schack's, und der Recensent dann blos hinzufügt: „Der zweite Theil des Bandes enthält das alte und neue italienische Drama." Gerade hier hätte man doch von einer angesehenen italienischen Revue ein Urtheil erwartet und mit Interesse gelesen.

Bibliographie.

Allies, T. W., Eine Entscheidung für das Leben. Autorisirte Uebersetzung aus dem Englischen. Mit einem Vorwort von A. Bellesheim. Köln, Bachem. 8. 4 M.

Amyntor, G. v., Ein Priester. Historie in 6 Gesängen. Breslau, Trewendt. 12. 3 M.

Baumbach, R., Sommermärchen. Leipzig, Liebeskind. 12. 5 M. 40 Pf.

Bernard, E., Die Nihilisten. Roman aus den jüngsten Tagen. 1stes u. 2tes Heft. Dresden, C. G. Lohse. Gr. 8. à 25 Pf.

Berliner Blau. Kleine Beiträge zu großstädtischer Tagesgeschichte von Münchhausen junior. Hagen, Risel. 8. 3 M.

Claassen, J., Gotthold Ephraim Lessings Leben und ausgewählte Werke im Lichte der christlichen Wahrheit. I. Das Leben. Gütersloh, Bertelsmann. 8. 3 M.

Cleß, A., Das Ideal der Menschheit. Nach C. C. F. Krause's Schrift „Das Urbild der Menschheit". Stuttgart, Krabbe. 8. 2 M.

Coppée, F., Kleine Geschichten aus Frankreich. Nach Dichtungen ins Deutsche übertragen von R. Waldmüller (E. Duboc). Stuttgart, Levy u. Müller. 16. 2 M. 50 Pf.

Docring, T., Jerusalem. Ein Beitrag zur Frage über das Verhältniss des Christenthums zur Freimaurerei. Kattowitz, Siwinna. Gr. 8. 1 M.

Dücker, F. F. Freih. v., Die Eisperiode in Europa. Drift- und Gletschertheorie als neue geologische Streitsätze behandelt. Minden, Bruns. Gr. 8. 80 Pf.

Egloffstein, Lilla Gräfin von und zu, geb. Gräfin von Bassewitz, Ada. Novelle. Magdeburg, Heinrichshofen. 8. 2 M.

Eisenbahn-Unterhaltungen. Nr. 133: Zerbrochene Kronen. Historische Erzählung von A. Glaser. Berlin, Behrend. 8. 50 Pf.

Fichte, H., Widerstreitende Elemente. Poetische Erzählung. Dresden, Burdach. 16. 1 M. 50 Pf.

Filhéß, Bertha, Schloß Isenstein. Roman. 2 Thle. in 1 Bde. Breslau, Trewendt. 8. 6 M.

Flammberg, G., Ricordo. Eindrücke einer Reise im nördlichen Italien in Gedichten. Gütersloh, Bertelsmann. 8. 2 M.

Gallwitz, Baleska v., Aus Palast und Hütte. Novellen. Leipzig, Schulze u. Comp. 8. 4 M.

Jaeger, O. H., Die Gymnastik der Hellenen. Neue Bearbeitung mit 6 Tafeln Bilder. Stuttgart, Heitz. Gr. 8. 8 M.

Katscher, L., Bilder aus dem chinesischen Leben. Mit besonderer Rücksicht auf Sitten und Gebräuche. Leipzig, C. F. Winter. Gr. 8. 6 M.

Kletschke, H., Charakterzüge aus dem Leben Arthur Schopenhauers. Vortrag. Zeitz, Huch. Gr. 8. 30 Pf.

Herr Eduard Lasker mit Setzerscholien. Von Peter Simplex, Schriftsetzer. Leipzig, O. Schulze. Gr. 8. 35 Pf.

Martens, W., Die römische Frage unter Pippin und Karl dem Grossen. Eine geschichtliche Monographie. Stuttgart, Cotta. Gr. 8. 6 M.

Oettingen, A. v., Ueber akuten und chronischen Selbstmord. Ein Zeitbild. Dorpat, Karow. Gr. 8. 2 M.

Ouida, Motten. Roman. Frei nach dem Englischen. 3 Bde. Berlin, Janke. 8. 10 M.

Pfeffer, W., Pflanzenphysiologie. Ein Handbuch des Stoffwechsels und Kraftwechsels in der Pflanze. 1ster Bd.: Stoffwechsel. Leipzig, Engelmann. Gr. 8. 8 M.

Prümer, K., Westfälische Volksweisheit. Plattdeutsche Sprichwörter, Redensarten, Volkslieder und Reime. Barmen, Moellenhoff. 8. 1 M.

Rommel, E., Georg Stephenson. Kulturhistorisches Schauspiel. Hannover, Schmorl u. v. Seefeld. 8. 1 M.

Samarow, G., Kaiserin Elisabeth. Roman. 6 Bde. Stuttgart, Hallberger. 8. 24 M.

Scholz, E., Erinnerungen an meine italienische Reise im August 1880. Als Reisebriefe für die Zeitung „Gebirgsbote" geschrieben. Habelschwerdt, Franke. 8. 50 Pf.

Siegfried, F., Walpurgisnacht. Ein Lustspiel. Leipzig, Grunow. 8. 3 M.

Sintenis, F., Ueber Gustav Freytag. Ein Vortrag. Dorpat, Karow. Gr. 8. 80 Pf.

Sommersprossen oder Gesichtspunkte von ? Leipzig, Barth. 12. 2 M. 50 Pf.

Stangel, C., Theopista, oder die Kirche am Libanon. Novelle aus der Zeit der morgenländischen Christenverfolgung (302—314). Mit einem Stahlstich. Regensburg, Manz. 8. 3 M.

Stein, L. v., Die drei Fragen des Grundbesitzes und seiner Zukunft. (Die irische, die continentale und die transatlantische Frage.) Stuttgart, Cotta. Gr. 8. 5 M.

Steinbart, Q., Unsere Abiturienten. (Fortsetzung.) Ein neuer Beitrag zur Klärung der Realschulfrage. Berlin, H. W. Müller. Gr. 8. 30 Pf.

Stillfried-Ratènic, E. Freih. v., Thomas de Mahy, Marquis de Favras und seine Gemahlin. Ein Beitrag zur Geschichte der französischen Revolution aus den Jahren 1789 und 1790. Von deren Enkel. Mit dem Bildnisse des Marquis de Favras. Wien, Braumüller. Gr. 8. 4 M.

Stöpel, F., Die freie Gesellschaft. Versuch einer Sehlichtung des Streites zwischen Individualismus und Socialismus. Chemnitz, Sehmeitzner. Gr. 8. 6 M. 60 Pf.

Thiele, R., Eva Lessing. Ein Lebensbild. I. Mit einem Bilde von Eva Lessing. Halle, Buchhandlung des Waisenhauses. Gr. 8. 2 M. 40 Pf.

Thürheim, A. Graf, Christoph Martin Freiherr von Degenfeld, General der Venezianer, General-Gouverneur von Dalmazien und Albanien und dessen Söhne (1600—1733). Ein Beitrag zur Geschichte des 17. Jahrhunderts. Nach Original-Documenten und Correspondenzen des gräflich Degenfeld'schen Familien-Archivs. Mit dem Bildnisse des Freiherrn Christoph Martin von Degenfeld. Wien, Braumüller. Gr. 8. 6 M.

Tiling, W., Von dem Rechte und dem Werthe der Gymnasialbildung. Eine pädagogische Studie. Riga, Stieda. 8. 1 M. 40 Pf.

Uschner, K. R. W., Vorstadt-Idyll. Hamburg, J. F. Richter. 8. 1 M. 50 Pf.

Utiešenović, O., Lebensgeschichte des Cardinals Georg Utiešenović genannt Martinusius. Mit Benützung der Acten des k. k. geheimen Haus-, Hof- und Staats-Archivs von 1528—1553. Uebersetzung des von der südslavischen Akademie der Wissenschaften und Künste herausgegebenen kroatischen Originales. Mit dem Bildnisse und Familien-Wappen des Cardinals und einer Skizze der Ruinen seines Ahnenschlosses. Wien, Braumüller. Gr. 8. 6 M.

Vogt, W., Ueber die Kirchenmusik J. S. Bach's. Ein Vortrag. Königsberg, Meyer u. Comp. Gr. 8. 1 M.

Voigt, G., Friedrich Rückerts Gedankenlyrik nach ihrem philosophischen Inhalte dargestellt. Annaberg, Graser. 8. 1 M. 80 Pf.

Walcker, K., Die Arbeiterfrage mit besonderer Berücksichtigung der deutschen Gewerkvereine (Hirsch-Duncker). Eisenach, Baemeister. Gr. 8. 3 M.

Waldfried, P., Bertha und Rudhart. Idylle. Annaberg, Graser. 12. 1 M. 20 Pf.

Was ist der Nihilismus? Eine sachgemässe Darlegung seines Wesens und seiner Entwickelung von einem Eingeweihten. Leipzig, Reissner. Gr. 8. 2 M.

Weber, H., Ueber Causalität in den Naturwissenschaften. Rede. Leipzig, Engelmann. Gr. 8. 60 Pf.

Ein Winter in Griechenland 1879—1880. Leipzig, Teubner. 8. 2 M.

Wolrad, E., Gedichte aus Arco. Arco, Emmert. 16. 1 M.

Wolzogen, Karoline v., Schillers Schwägerin, Agnes von Lilien. Roman in 2 Bdn. Neu herausgegeben und mit einem Vorworte versehen von L. Salomon. 2 Bde. Stuttgart, Levy u. Müller. 8. 4 M. 50 Pf.

Ziegler, F. v., Die politische Reformbewegung in Siebenbürgen zur Zeit Josef's II. Wien, Braumüller. Gr. 8. 12 M.

Zöhrer, F., Ob der Enns. Natur-, Reise- und Lebensbilder aus Ober-Oesterreich diesseits und jenseits der Donau. Gera, Amthor. 8. 2 M. 25 Pf.

Zola, E., Ein Blättlein Liebe. (Une page d'amour.) Roman in 5 Abtheilungen. Deutsch von F. Wohlfahrt. 2 Bde. Großenhain, Baumert u. Rouge. 8. 4 M. 50 Pf.

Anzeigen.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Soeben erschien:

Briefe über die gegenwärtige Lage Rußlands.

Aus dem Russischen übersetzt.

8. Geh. 2 M. 80 Pf.

In dieser von zwei hochstehenden Persönlichkeiten in Rußland verfaßten Schrift werden mit großem Freimuth und auf Grund eingehendster Kenntniß der Verhältnisse die Schäden bloßgelegt, an denen das russische Staatswesen krankt, und daran Vorschläge geknüpft, welche in ihrer Gesammtheit auf eine vollständige Umwandlung des bisherigen Regierungssystems abzielen. Die Briefe haben dem Kaiser Alexander II. im Manuscript vorgelegen; ihre Veröffentlichung, die ursprünglich nicht beabsichtigt war, erfolgt in Hinblick auf die gegenwärtige Lage Rußlands.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

COMMENTAIRE
SUR
LES ÉLÉMENTS DU DROIT INTERNATIONAL
ET SUR
L'HISTOIRE DES PROGRÈS DU DROIT DES GENS
DE **HENRY WHEATON.**
PAR
WILLIAM BEACH LAWRENCE.

TOME QUATRIÈME.

In-8. Geh. 7 M. 50 Pf. Geb. 9 M.

Dieser neue Band des Lawerence'schen Commentars zu den zwei berühmten völkerrechtlichen Werken des amerikanischen Staatsmanns Wheaton führt den Specialtitel: „Études sur la Juridiction consulaire en pays chrétiens et en pays non chrétiens et sur l'Extradition", und ist zu obigem Preise auch einzeln verkäuflich. Band I—III kosten zusammen geh. 18 M., geb. 22 M. 50 Pf.

Die beiden Werke Henry Wheaton's erschienen in demselben Verlage unter folgenden Titeln:

Éléments du droit international. Cinquième édition. 2 volumes. 8. Geh. 12 M. Geb. 15 M.

Histoire des progrès du droit des gens en Europe et en Amérique depuis la paix de Westphalie jusqu'a nos jours. Quatrième édition. 2 volumes. 8. Geh. 12 M. Geb. 15 M.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Kleiner italienischer Briefsteller

zum Studium für Deutsche.

Mit Worterklärungen und Anmerkungen

herausgegeben von

Johann Lardelli.

8. Geh. 1 M.

Mit diesen 100 ausgewählten Briefen aus der Privat- und Handelscorrespondenz, zum Theil den besten Schriftstellern entnommen, bietet der Herausgeber ein treffliches Hülfsmittel zur Bildung im italienischen Briefstil.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Dichtungen

von

Johann Fischart,

genannt **Meuzer.**

Herausgegeben von **Karl Goedeke.**

8. Geh. 3 M. 50 Pf. Geb. 4 M. 50 Pf.

(Deutsche Dichter des sechzehnten Jahrhunderts, 15. Bd.)

Die vorzüglichsten poetischen Stücke des großen deutschen Satirikers und Sprachkünstlers Fischart: „Das glückhafft Schiff von Zürich", „Flöhhatz, Weibertratz", „Das Lob der Mucken" und eine Anzahl kleinerer Gedichte werden hier in einer neuen, billigen, mit biographischer Einleitung und erklärenden Anmerkungen versehenen Ausgabe dargeboten.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Lyrische Gedichte

von

Andreas Gryphius.

Herausgegeben von **Julius Tittmann.**

8. Geh. 3 M. 50 Pf. Geb. 4 M. 50 Pf.

(Deutsche Dichter des siebzehnten Jahrhunderts, 14. Band.)

Andreas Gryphius' lyrische Gedichte (Sonette — Gesänge und Lieder — Epigramme) zeichnen sich nicht minder als seine so hoch gewürdigten dramatischen Dichtungen durch wahre Empfindung vor denen seiner Zeitgenossen aus und verdienen in vollem Maße die zeitgemäße Erneuerung, die ihnen hier zutheil geworden.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

The Scientific English Reader.

Englisches

Naturwissenschaftlich-technisches Lesebuch.

Von

Dr. F. J. Wershoven.

3 Theile. Mit 30 Illustrationen.

8. Geh. 5 M. 50 Pf.

Jeder Theil ist auch einzeln zu haben.

I. Physik, Chemie, Chemische Technologie. 2 M. — II. Maschinentechnik und Mechanische Technologie. 1 M. 50 Pf. — III. Bau-Ingenieurwesen. 2 M.

Den polytechnischen Lehranstalten sowie zum Selbststudium für praktische Techniker und Industrielle wird hier eine höchst instructive Sammlung von Musteraufsätzen aus englischen Werken und Fachzeitschriften geboten, die, vom Herausgeber mit sprachlichen und sachlichen Erläuterungen versehen, den Zweck hat, deutsche Leser mit der naturwissenschaftlich-technischen Sprache und Literatur Englands vertraut zu machen.

(Mit einer Beilage: **Literarischer Anzeiger,** Nr. 8.)

Verantwortlicher Redacteur: Dr. **Rudolf von Gottschall** in Leipzig. — Druck und Verlag von **F. A. Brockhaus** in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Herausgegeben von Rudolf von Gottschall.

Erscheint wöchentlich. — Nr. 31. — 4. August 1881.

Inhalt: Literarische Unterhaltungen. Ueber Zusammenstellung lyrischer Gedichtsammlungen. Von Albert Moeser. — Humor in Prosa. Von Richard Schmidt-Cabanis. — Die Gedankenwelt Friedrich Rückert's. Von Karl Fortlage. — Aus den afrikanischen und amerikanischen Tropen. Von Alfred Kirchhoff. — Gedichte. — Feuilleton. (Deutsche Literatur.) — Bibliographie. — Anzeigen.

Literarische Unterhaltungen.

Ueber Zusammenstellung lyrischer Gedichtsammlungen.

Wenn jemand einen Gedichtband von etwa zwanzig Bogen herausgibt, so wird das Hauptkriterium für den Werth der Sammlung in letzter Instanz immer darin zu suchen sein, ob jedes einzelne der darin aufgenommenen etwa zweihundert Gedichte gut ist. Nichtsdestoweniger wird nicht zu leugnen sein, daß der Gesammteindruck eines solchen Bandes nicht unwesentlich erhöht oder erniedrigt werden kann, je nachdem die Gedichte gut oder weniger gut oder gar nicht geordnet sind. Denn wenngleich jedes einzelne Gedicht ursprünglich unabhängig von den andern und ohne Rücksicht auf dieselben entstanden ist, so sollte doch nicht verkannt werden, daß ein Gedichtband nicht lediglich eine beliebige Masse willkürlich zusammengewürfelter (wenn auch, einzeln betrachtet, gelungener) Gedichte zu enthalten hat, sondern daß er auch in seiner Gesammtheit einen gleichsam symphonischen Eindruck machen soll und daß dazu eine gut berechnete Architektonik ein nicht unwesentliches Erforderniß ist. Viele Dichter sind sich dieses Erfordernisses auch durchaus bewußt und kennen ebenso die nicht geringen Schwierigkeiten, welche ein derartiger architektonischer Aufbau nicht selten mit sich führt. Ich kannte und kenne einen Poeten (er ist einer der namhaftesten unter den jetzt lebenden), welcher das Material zu einem umfänglichen Gedichtbande längst beisammen hatte, aber längere Zeit sich Morgen für Morgen mit der Anordnung desselben plagte, die getroffene Disposition zu wiederholten Malen wieder umwarf und sich im Arrangement des Gesammtbildes nie Genüge thun konnte. Eine besonders glückliche Hand und das feinste Geschick sowie den durchgebildetsten Kunstverstand verräth, wie in allen lyrischen Dingen, so auch in der endgültigen Anordnung eines Gedichtbandes, der erste der lebenden deutschen Lyriker, Geibel, welcher speciell aus diesem Grunde schon früher von Hans Hopfen belobt worden ist und welchen die nachfolgenden Poeten auch in dieser Hinsicht studiren und sich zum Muster nehmen könnten. Es wäre gewiß nicht uninteressant, einmal den unausgesprochenen, aber für Feinfühlende doch am Ende erkennbaren Gedankengängen nachzugehen, von welchen ein solcher Meister bei Anordnung seiner verschiedenen Sammlungen geleitet worden ist. Und verlockend wäre es, auch die sonstige deutsche Lyrik nach der in Rede stehenden Richtung einmal Revue passiren zu lassen und einen prüfenden Blick in das Atelier der namhaftern deutschen Lyriker zu thun. Das würde uns indeß hier zu weit führen, und wir wollen uns diesmal darauf beschränken, die Hauptgesichtspunkte anzudeuten, die bei der Anordnung einer Gedichtsammlung überhaupt maßgebend sein müssen, indem wir hoffen, die Nothwendigkeit einer architektonischen Anordnung hierdurch im einzelnen einleuchtender zu machen und die Poeten in Zukunft zu veranlassen, auf diesen Punkt etwas mehr Aufmerksamkeit zu verwenden, was bisher — aufrichtig gesagt — nicht immer von allen geschehen ist.

Vorausgeschickt muß allerdings werden, daß bei der Anordnung eines Gedichtbandes nicht nach den strengen Gesetzen der Logik verfahren werden kann; gewisse Irrationalitäten werden immer unvermeidlich sein; die unendliche Freiheit der dichterischen Subjectivität wird sich nicht durch die spanischen Stiefel irgendwelcher Vorschriften einengen lassen können, und es wird lediglich darauf ankommen, die verschiedenen Richtungen aufzuweisen, nach welchen hin sich jene Freiheit wird bethätigen können.

Um nun zum Speciellern überzugehen, so enthält fast jeder lyrische Band auch Stücke von nicht rein lyrischer

Art; namentlich ist es gebräuchlich geworden, auch die episch-lyrischen Mischgattungen der Ballade und Romanze zu integrirenden Theilen lyrischer Sammlungen zu machen, und in diesem Falle sollte es sich stets von selbst verstehen, daß dieselben eine besondere Abtheilung für sich bilden und nicht mit der anderweiten Lyrik untermischt erscheinen. Eine Ausnahme dürfte dies höchstens erleiden, wenn die Zahl der Balladen- und romanzenartigen Gedichte im einzelnen Bande zu gering ist, um eine besondere Abtheilung zu bilden, weshalb z. B. selbst Geibel dieselben andern Abtheilungen einordnet, wogegen die zahlreichen Romanzen und Balladen des Grafen Schack ohne sichtbaren Grund und mit Beeinträchtigung der Wirkung in den drei Büchern seines Gedichtbandes zerstreut erscheinen. Und was hier von Balladen und Romanzen zunächst historischen Genres ausgesprochen ist, das sollte überhaupt von allen objectiv gehaltenen Gedichten, so beispielsweise auch von allen Bildern und Gestalten aus dem modernen Leben gelten, d. h. auch diese sollten stets zu einer besondern Abtheilung vereinigt sein.

Wie steht es nun aber hiernach mit der im eigentlichsten Sinne subjectiven Lyrik, in welcher der Dichter ganz und gar in eigener Person spricht? Zunächst wird der Dichter darüber mit sich ins Reine zu kommen haben, *was* er überhaupt aufnehmen will, und weil jeder Band auf eine gewisse Tonart gestimmt sein soll, so wird es unter Umständen nöthig sein, manche an sich durchaus gute Gedichte auszuschließen, blos weil sie sich zu jener Tonart disharmonisch verhalten, wie es aus ganz dem nämlichen Grunde für einen Dichter, der überhaupt eine Entwickelung durchmacht, bedenklich sein kann, Gedichte aus späterer Zeit in fernere Auflagen einer frühern Sammlung aufzunehmen, wenn und sofern die Tonart dieser frühern Sammlung ihm inzwischen fremd geworden ist. Ein Irrthum wäre es allerdings, wenn man glauben wollte, daß wir den von einer Gedichtsammlung zu verlangenden harmonischen Eindruck schon durch bloße Widersprüche gestört oder aufgehoben fänden. Widersprüche im Thatsächlichen dürfen allerdings nicht vorkommen, und wenn sich uns ein Dichter z. B. in einem Athem und an derselben Stelle als glücklich Liebenden und zugleich als einsam Trauernden vorstellen wollte, so könnten wir nur den Eindruck empfangen, daß eine dieser Situationen erlogen wäre, es sei denn, daß etwa durch die Jahreszahl der Entstehung auf ganz verschiedene Zeiten hingewiesen wäre. Widersprüche in der Stimmung hingegen, ja selbst in demjenigen, was man die Weltanschauung eines Dichters nennt, sind in der Lyrik ganz und gar nicht ausgeschlossen. Der Dichter darf heute traurig und morgen heiter, heute Pessimist und morgen Optimist sein; denn er ist ja ganz und gar Stimmungsmensch, der auf keine einheitliche Anschauung und Gefühlsweise verpflichtet ist; die Stimmungen sind eben ewig wechselnde, und gerade durch den Zusammenklang möglichst mannichfaltiger und sich ergänzender und ausgleichender Stimmungen entsteht jene von einer lyrischen Sammlung zu verlangende Harmonie, die hingegen durch eine Discrepanz der Tonart (z. B. wenn jemand im selben Bande im Geiste der Minnesänger und etwa Lord Byron's dichten wollte) nothwendig ausgeschlossen werden würde. Also Einheit der Stimmungen ist in demselben Bande *nicht* nothwendig, wohl aber Einheit der Tonart, und der letztern Nothwendigkeit können, wie gesagt, mancherlei Dichtungen bei der Anordnung zum Opfer fallen müssen.

Nach welchem Princip soll nun aber die endgültig vereinigte Gedichtmasse geordnet werden? Ein solches Princip wäre zunächst die Zeit der Entstehung, also die rein chronologische Reihenfolge, und dieses Princip ist — ausgesprochen oder unausgesprochen — für manche Dichter bei Anordnung ihrer lyrischen Producte maßgebend gewesen. Wir gestehen aber frei, daß wir dieses Princip durchaus nicht für ein glückliches halten und dasselbe nicht zur Richtschnur empfehlen können; denn an Stelle innerer Nothwendigkeit setzt es äußere Zufälligkeit, und seine consequente Durchführung wird oft das Fremdartigste und am wenigsten Verwandte (was sich ja der Productionszeit nach ganz wohl sehr nahe stehen kann) in einer so wenig befriedigenden Weise zusammenrücken, daß der künstlerische Eindruck stark beeinträchtigt und nur derjenige eines bunten Ragout erzeugt wird. Ein innerer Faden muß die Gedichte auf alle Fälle zusammenhalten, und es muß unter Umständen möglich sein, einen solchen zu finden und festzuhalten, auch ohne die Gedichte noch in besondere Unterabtheilungen zu bringen, indem man lediglich aus gewissen poetischen Allgemeinbegriffen, wie etwa „Freundschaft", „Liebe", „Natur" u. s. w., jenen Faden zusammensetzt und an ihn die Gedichte gleichsam wie zu einer Perlenschnur aufreiht und durch geschicktes Ueberleiten der Stimmungen einen harmonischen Eindruck zu erzeugen sucht. In dieser Beziehung und nach dieser Anordnung ist z. B. das von Bodenstedt im Grote'schen Verlage herausgegebene illustrirte Dichteralbum ein vollendetes Meisterstück. Doch läßt sich ein derartiges Meisterstück eher bei einer Anthologie, wo man die unbeschränkte Auswahl der Gedichte hat, als bei einer eigenen Sammlung fertig bringen. Wenigstens habe ich mich nicht überzeugen können, daß z. B. bei Mörike's Gedichten und den ersten Auflagen von Hamerling's „Sinnen und Minnen", die jede Unterabtheilung verschmähen, ein solches Meisterstück der Anordnung fertig gebracht ist. Vielmehr ist der Eindruck eines bunten Durcheinander ein fast unabweisbarer, und Hamerling hat deshalb in den spätern Auflagen mit Recht eine anderweite Disposition getroffen. Eine solche kann nun aber ausgehen entweder von der Form oder vom Inhalte, und dies sind ja denn auch die Gesichtspunkte, welche für die meisten Dichter maßgebend sind.

Ob im einzelnen Falle besser die Form oder der Inhalt das ausschlaggebende Princip zu sein hat, das wird vor allem von der Richtung des Dichters abhängen. Ist er ein specieller Formkünstler, d. h. legt er Gewicht dar-

auf, durch Reichthum und Durchbildung der Formen zu excelliren, gehört er also beispielsweise der Platen'schen Schule an, so wird sich die Eintheilung nach dem formalen Principe für ihn empfehlen, und von diesem Standpunkte aus wäre z. B. dem jüngsten talentvollen Plateniden, Paul Schönfeld (dessen Gedichte erst vor kurzem in d. Bl. gebührend gelobt sind), mit gutem Grunde zu rathen, etwaigen weitern Auflagen eine andere Eintheilung zu geben. Bei der Eintheilung nach dem Formalprincip bleibt es übrigens immer ein recht fataler Uebelstand, daß sich für die nicht andern Formen (als Sonett, Ode, Distichon u. s. w.) angehörigen Gedichte gewöhnlich nur der Titel „Vermischte Gedichte" findet. Derselbe ist ein speciell unglücklicher, weil der Beigeschmack des bunt durcheinander Geschüttelten von ihm unzertrennlich ist, und derjenige würde sich ein Verdienst erwerben, welcher für die betreffende Kategorie von Gedichten einmal einen andern Namen erfände. Nicht das formale Princip, sondern lediglich den Inhalt hätten hingegen diejenigen Dichter als Richtschnur zu nehmen, bei denen der Hauptnachdruck vor allem auf dem letztern ruht und die den für die Poesie unentbehrlichen Zauber der Form mehr durch feinfühlige Handhabung schlichter Reimpaare als durch Cultivirung der mannichfachen Strophenbildungen der Kunstlyrik zu erreichen suchen. Es würde das also namentlich von allen gelten, die z. B. in den Fußstapfen der schwäbischen Schule wandeln. Gegen eine Vermischung des formalen und des inhaltlichen Princips (sodaß z. B. jemand die eine Abtheilung „Aus der Heimat", die andere „Sonette" betitelt) würden wir uns erklären müssen, weil diese Eintheilung gegen jede, auch die dichterische Logik verstößt und ein eigentliches principium divisionis vermissen läßt. Selbstverständlich ist weiterhin, daß auch innerhalb der einzelnen Abtheilungen (mögen sie nun nach dem inhaltlichen oder formalen Principe geordnet sein) die einzelnen Gedichte nicht willkürlich zusammengewürfelt, sondern an einen unsichtbaren, den Uebergang der Stimmungen vermittelnden Gedankenfaden aufgereiht sein müssen und daß auch die Aufeinanderfolge der einzelnen Abtheilungen unter sich eine wohl erwogene und richtig berechnete sein muß. Denn man muß doch immer von der Grundanschauung ausgehen, daß ein Leser, wie ihn der Dichter sich wünscht, das Buch — wenigstens zum ersten male — in der natürlichen Reihenfolge von vorn bis hinten durchliest, und daß der wünschenswerthe Gesammteindruck nur dann erzielt werden kann, wenn jedes folgende Gedicht und jede folgende Abtheilung durch die vorhergehenden genügend vorbereitet ist.

Daß für eine fertige Sammlung auch der Titel Bedeutung hat, ist bekannt genug. Die Dichter selbst freilich würden es wol meist vorziehen, blos „Gedichte", erster, zweiter, dritter u. s. w. Band, zu schreiben. Die Verleger aber verlangen des Unterschieds wegen meist einen significanten Titel, und dann heißt es suchen, oft lange suchen, ehe man findet. Denn die Zahl der etwa passenden Titel ist doch nur beschränkt und die guten sind schon verbraucht. Das Allerfatalste aber ist, wenn ein Dichter sich über die passende Anordnung einer Sammlung vielleicht jahrelang den Kopf zerbrochen hat, endlich damit zu Stande gekommen ist und dann vom Verleger vernimmt, daß der Band für ihn zu dick sei und daß er nur so und so viel Bogen brauchen könne, sodaß eine Reduction nothwendig werde. Dann heißt es: das organisch Verbundene wieder zerreißen und anderweit ordnen. Und wem es passirt ist, der weiß davon zu singen und zu sagen.

Albert Moeser.

Humor in Prosa.

1. Das Buch der Katzen von Gustav Michel. Mit 26 Illustrationen. Weimar, Weißbach. 8. 6 M.
2. Der Floh, das ist des weiblichen Geschlechts schwarzer Spiritus familiaris, von literarischer und naturwissenschaftlicher Seite beleuchtet durch W. A. L. Philopsyllus. Weimar, Huschke. 8. 2 M. 25 Pf.
3. Neue Garnisongeschichten. Soldatenhumor. Von A. von Winterfeld. Siebenter Band. Jena, Costenoble. 8. 1 M.
4. Drillinge. Humoristische Erzählungen von Bernhard Stavenow. Bremen, Kühtmann u. Comp. 8. 3 M.
5. Aus allen Kreisen. Humoresken von Bernhard Stavenow. Bremen, Kühtmann u. Comp. 8. 2 M.

Ein anderer Katzen-Rafael ist erstanden, der zum Unterschied von dem berühmten unglücklichen Gottfried Mind jene vielgehaßte und mindestens ebenso vielgeliebte Thiergattung nicht mit dem Griffel, sondern mit der Feder porträtirt, ein literarischer Katzen-Rafael, um nicht zu sagen ein Katzen-Humboldt — denn das wäre vielleicht ein wenig zu viel gesagt!

Doch ernsthaft gesprochen: es dürfte unter den Feuilletonisten keinen zweiten Katzenkenner geben wie Gustav Michel, und unter den katzenfreundlichen (ich bitte, das Wort im besten Sinne zu verstehen!) Natur- und Culturforschern wiederum keinen andern, der seinen Stoff mit so feuilletonistischer Gewandtheit und Grazie zu behandeln verstände wie eben der Obengenannte in seinem originellen „Buch der Katzen" (Nr. 1).

Charakteristisch genug hat der Autor für seine Darstellung die Form der „Briefe an eine Dame" gewählt; denn es bleibt nun einmal unbestritten ein Vorrecht des Katzengeschlechts, dem schönen unter den Menschengeschlechtern näher zu stehen als dem starken, und sicher hat sich G. Michel mit diesem seinem Werk tief in die Herzen

eines reichen Kreises zartfühlender Leserinnen hineingeschrieben; womit jedoch keineswegs gesagt sein soll, daß das Buch nicht auch für Männer von Interesse wäre, sogar für Katzenhassende. Denn diesen letztern gegenüber macht Michel das Zauberflötenwort zu seinem Motto:

Zur Liebe kann ich dich nicht zwingen,
Doch geb' ich dir die Freiheit nicht —

d. h. er erzählt ihnen aus der Lebens- und Entwickelungsgeschichte der Katze in spannender Art so viel Unterhaltendes und Belehrendes, so viel Eigenartiges und Drolliges, daß er sie dadurch bis zur letzten Seite seines Werks an dasselbe zu fesseln weiß.

Ich darf das schon mit so apodiktischer Sicherheit aussprechen, da ich mich selbst bezüglich des Michel'schen Lieblingsthiers auf dem äußersten Flügel der Opposition befinde.

Es würde zu weit führen, wollte ich all der Mittel gedenken, durch die der Autor „zu den Quellen steigt", aus denen er die Begeisterung für seine Murrs und Miezcheus schöpft. Herodot und Plinius, Plutarch und Diodor, Ovid und Pindar werden für sie in die Schranken gerufen; Gustav Freytag und Victor Scheffel, Heinrich Heine und Ludwig Uhland müssen Zeugniß ablegen, und durch Grimm's „Rechtsalterthümer" wie durch Champfleury's „Histoire de la caricature", durch Simrock's „Deutsche Mythologie" wie durch Wander's „Deutsches Sprichwörter-Lexikon", durch Roß' „Book of cats" wie durch Horst's „Dämonomagie" folgt Michel den Spuren des „heiligen Thiers".

Feinfühlig begründet und liebevoll beurtheilt er das bekannte intime Verhältniß zwischen Katzen und Angehörigen des „undankbaren Alters" weiblicher Linie. Er nimmt dabei den Engländer Huxley zum Vorbild, welcher den Vorzügen von alten Jungfern und Katzen speciell für Großbritannien sogar eine nationale Bedeutung beilegt in dem Ausspruch:

Wir Engländer halten die alten Jungfern in allen Ehren, denn nur ihnen allein verdankt England seinen kräftigen Menschenschlag. Der Engländer zieht seine Kraft aus dem tüchtigen Fleisch, dem vortrefflichen Rindfleisch. Dies gedeiht zumeist durch den rothen Klee — der rothe Klee aber bedarf zur Samenbereitung des Besuchs der Hummeln; leider wird den Hummeln von den Feldmäusen nach dem Leben getrachtet. Wer aber vertilgt die Feldmäuse? Die Katze. Und wer züchtet die Katze am besten, sodaß sie zu Tausenden sich fortpflanzt? Die alten Jungfern. Und auf diese Weise verdankt England den alten Jungfern seinen kräftigen Menschenschlag!

Nachdem unser Katzen-Michel die „Katze in der Weltgeschichte" aufs eingehendste abgehandelt, ihre Bedeutung und Stellung bei Aegyptern und Indern, bei Arabern und Persern, bei Germanen und Hunnen klargelegt und dabei manch lustiges Katzenhistörchen erzählt, manch schwungvolles Katergedicht eingeflochten hat, geht er zur kätzischen Psychologie und Physiologie über, und hier zeigt sich die feine Beobachtungsgabe des Autors wie seine umfassende Belesenheit in der einschlägigen Literatur in glänzendstem Lichte. Einige Citate mögen den Beweis liefern:

Die Art und Weise, wie Katzen die Kunst verstehen, den seltsamen Mechanismus ihres Pelzwerks nach ihrem Gefallen zu verwenden, ist eine höchst interessante. Herrscht draußen eine Luft, vor der sie sich schützen wollen, so liegen die Haare glatt und fest auf der Haut; sagt dagegen die Witterung ihnen zu, so gehen sie sozusagen vor Wohlbehagen auf; ihre Haare dehnen sich aus und stehen fast struppig, doch wohlgeordnet, auf der Haut. Dies gibt der Luft freien Durchzug, was ihnen besonders wohl zu thun scheint. Und diese Anordnungen lassen auf positive Kenntniß der Wetterveränderungen schließen, die mir manchmal zuverläßlicher erschienen sind als die unsichern und zweideutigen Orakel unserer menschlichen Wetterpropheten.

Ein beachtenswerther Avis für Professor Klinckerfues in Göttingen!

Die Japanesen sagen: die Nase ihrer Katze sei für gewöhnlich kalt, nur beim Anzuge eines Sturms erwärme sie sich. Es ist dies eine merkwürdige Erscheinung, welche ich bei unserer Hauskatze noch nicht wahrgenommen habe; die Nase derselben ist vielmehr eher warm als kalt zu nennen. Ueberhaupt liebt die Katze die Wärme, liegt gern am Ofen zu Füßen ihrer schönen Herrin, am liebsten wol in deren Armen, und deshalb könnte man sie beneiden, namentlich wenn die Herrin etwa tausend Wochen zählen sollte. Aber auch die Sonnenwärme sucht die Katze. Gern lehnt sie sich, auf hohen Dachgiebeln liegend, an die Feuermauer, sonnt sich, scheint zu schlummern, und doch beobachtet sie heimlich mit blinzelndem Auge den Flug der schwebenden Schwalben, den Sprung des hüpfenden Sperlings, der ihr nicht selten zum Opfer fällt. Dieser Hang zum Vogelfang mag manchen Leuten recht unangenehm sein, das begreife ich; aber ist es nicht sehr verzeihlich, wenn die Katze beim Gesange der Nachtigall auch einmal Lust bekommt, sie zu essen? Muß ihr doch die treffliche Sängerin der Haine ganz besonders delicat vorkommen. Warum soll sie sich mit dem Gesange, mit der unbegreiflich süßen Harmonie zufrieden stellen, wenn doch Menschen z. B. so viele Lerchen verzehren, als sie haben können?!

Kann man mit feinerer Dialektik den einem Wesen nun einmal angeborenen Naturtrieb vertheidigen oder doch beschönigen? Es ist, mit Frau Hedwig Dohm zu reden, der reine „Jesuitismus in der Naturgeschichte", den Gustav Michel hier treibt; trotzdem ist der Seitenhieb gegen den gastrosophischen Vandalismus: das Verspeisen von Singvögeln bei uns Vernunftbegabten (die Italiener genießen bekanntlich in dieser Beziehung den Vorzug, das Abscheulichste zu leisten), trefflich gezielt und sitzt wie einer!

Mit ebenso viel Grazie als tiefem Verständniß wird auch das im Seelenleben der Katze zu besonders hervorragender Rolle bestimmte Kapitel der Liebe behandelt. Der Autor sagt in einer kurzen allgemeinen Einleitung:

Die Liebe, diese einzige wahre Leidenschaft, der wir auch unser Leben danken, hat auch im Thierreich ihren Thron aufgeschlagen, und vom kleinsten Insekt bis zum Elefanten — vom Menschen ganz zu geschweigen — ist alles ihr tributpflichtig. Die Liebe des Thiers ist nicht immer Trieb, Instinkt, sie sieht vielmehr oft auf Schönheit, Liebenswürdigkeit und Anmuth, unterscheidet sich aber von der des Menschen, weil ihr die Vernunft fehlt. Die Thiere reflectiren nicht über die Liebe; sie lieben wie sie essen und trinken; aber trotzdem hat jedes Thier ein Ideal von Schönheit in sich, und je feinere Erziehung ein Thier bekommt, desto feiner drückt sich seine Neigung aus. Die Thiere werden bei ihren Neigungen füreinander durch etwas dem Aehnliches geleitet, als das in seinen letzten Gründen undefinirbare

Etwas, welches des Menschen Wahl bestimmt.... Unter den weiblichen Katzen gibt es auch Spröde und Kokette, sodaß dem Herzen des Katerjünglings dieselben Schmerzen und Qualen bevorstehen, wie sie der Mensch in süßer Jugendzeit durchzumachen hat.

Weshalb der Autor an dieser Stelle die Berufung auf das Zeugniß eines so competenten Beurtheilers wie der Hoffmann'sche „Kater Murr" verschmäht, ist mir unerfindlich!

Ob die höchst charakteristischen und künstlerisch durchgeführten Illustrationen ihre Existenz ebenfalls dem Autor verdanken oder ob sie dem Griffel unsers trefflichen Thiermalers Gustav Mützel (dem Illustrator von Brehm's „Thierleben") entstammen, vermag ich nicht zu entscheiden: das Monogramm G. M. läßt einen Gustav ahnen, löst aber die Zweifel zwischen einem Michel und einem Mützel nicht. Wie dem indessen auch sei, die Bilder sind des Textes würdig, sie gereichen dem originellen Werk zur Zierde, das für die Katze geschrieben — und doch in Wahrheit „nicht für die Katze"!

Von dem frauenfreundlichen Hausraubthier zum frauenfeindlichen, scheint es, ist nur ein Schritt, oder besser: ein Sprung; das Buch, welches mir unmittelbar nach Michel's Katzenwerk in die Hände fällt, ist das Flohwerk eines wahrscheinlichen Pseudonymus W. A. L. Philopsyllus (Nr. 2); derselbe hat es der niederländischen entomologischen Gesellschaft gewidmet, als deren correspondirendes Mitglied er sich zeichnet.

In der Tendenz stimmen beide Schriften so ziemlich überein, wobei allerdings bemerkt werden muß, daß der Autor der letztgenannten sich doch nicht in so directer Weise zum Flohpanegyriker aufwirft, wie Gustav Michel zu dem der Katzen, sondern es dem Meister Springer selbst überläßt, sein eigenes Lob zu singen, wodurch denn allerdings diesem Flohliede eine etwas phantastische Tonfärbung gegeben wird.

Die Art des Bekanntwerdens zwischen Floh und Autor, oder richtiger zwischen Erzähler und Herausgeber, ist originell genug.

Dieser hat jenen nächtlicherweile gefangen und — nach einem, wie sich später herausstellt, nicht von Erfolg gekrönten Ertränkungsattentat — in eine Glasflasche gesperrt zwecks mikroskopischer Experimente. In der nächstfolgenden Nacht nun erklingt aus dieser Phiole ein „unnennbar feiner und doch wunder-herzergreifender Ton".

Nach einem längern Gespräch lüftet der Herausgeber den Kork des Fläschchens und gemächlich spaziert sein jung erworbener Freund heraus. Jetzt unterhält er sich mit ihm über seine tägliche Nahrung.

Wie oft ist nicht der Floh von Menschen beneidet worden:

> Ganz andere Leute wie du hätten für Verwirklichung dieses Wunsches wer weiß wie viel gegeben; ruft doch ein Joseph Scaliger aus: „O du glücklicher Floh, du Kleinster der Kleinen, du kannst, wann du willst, meines Mädchens Lippen küssen, mir ist das versagt; zwar, ach, am Wollen liegt es nicht." Aehnlich dachten, von andern zu schweigen, Giacomo Lavagna und Alois Blumauer. Unser Leben ist aber auch so schön! Nun ja, 80 Procent von uns werden vielleicht gefangen und finden ihr heißes oder feuchtes Grab am Nachtlicht oder sonst wo, aber auch wir sind, wie Prinz Heinz zum fetten Sir John sagt, Gott einen Tod schuldig, und er ereilt uns, was immerhin ein Trost bleibt, meist mittels schöner Hände! Und die andern 20 Procent, leben sie nicht herrlich und in Freuden? Es ist, als hätten wir Siegfried's Tarnkappe oder den Däumling der Rolandsknappen! Ueberall sind wir dabei, ungesehen und ungehört.

Eine tüchtige Portion Cynismus steckt dem schwarzen Springer im Leibe; aber er hat auch seine Studien gemacht und ist namentlich zu einem Grade der Selbsterkenntniß durchgedrungen, um den ihn mancher vernunftbegabte Zweifüßler beneiden dürfte.

Seine Belesenheit in Bezug auf alles flohhaft Interessante ist höchst bedeutend; er weiß mit Sicherheit und Geschmack aus alten und neuen, fremdsprachlichen und heimischen Dichtern manch gewichtiges Wort in Poesie und Prosa, seine Familie betreffend, zu citiren.

„Damenpensionate und höhere Töchterschulen" wünscht indeß der Herausgeber des Flohwerks von seinem Leserkreise ausgeschlossen zu sehen; nun, in dieser Beziehung darf sich ihm der wohlbekannte Autor, welcher den dritten Gang unsers heutigen literarischen Menu lieferte, wenigstens betreffs eines Theils seiner schriftstellerischen Production immerhin anschließen: auch A. von Winterfeld, der treffliche Militärhumorist, schlägt namentlich in seinen „Neuen Garnisongeschichten" (Nr. 3) mitunter einen Ton an, dessen Eindringen in jene „friedlich stillen Thäler" wol kaum die Billigung der Leiterinnen solcher Bildungsinstitute finden dürfte. Indessen hat der Autor gerade in dem vorliegenden siebenten Bande seiner lustigen soldatischen Skizzen jenem Ton doch einen bedeutenden Dämpfer aufgesetzt: ein Umstand, der den Werth der drei Schwänke, aus denen sich das Büchlein zusammensetzt, in meinen Augen keineswegs vermindert.

„Wie mein Freund Dummbart sein Examen machte", „Die preußischen Farben" und „Ein rasender Roland" betiteln sich die einzelnen Theile des humoristischen Erzählungs-Kleeblattes, und es bedarf kaum der Erwähnung, daß alle drei dem echten altpreußischen Soldatenstile (sit venia verbo!) entsprossen sind.

Winterfeld ist ein „Charakteristiker für Militär", der seinesgleichen sucht, und wenn trotzdem viele seiner Typen — namentlich derselben Charge angehörige — eine bedeutende Familienähnlichkeit untereinander bekunden, so ist der Grund dafür wol zweifellos in der den Wehrstand beherrschenden Uniformität zu suchen.

Vollkommene Originalität aber und eine außerordentliche Vielseitigkeit entwickelt Winterfeld in Bezug auf die Schaffung drastischer Situationen; stets neue und stets lustige Verwickelungen weiß er zu ersinnen, weiß seinen einjährigen oder dreijährigen Helden, resp. den Chargirten vom ältesten General der Cavalerie bis hinab zum jüngsten Lieutenant bei der Linie stets andere und drollige Verlegenheiten zu bereiten.

Als die belustigendste der obengenannten drei Garnisonhistörchen wollte mir die erste, das „Examen Freund Dummbart's", erscheinen, trotz ihrer selbst das soldatengeschichtliche Maß fast überschreitenden Unwahrscheinlichkeiten. Die darin vorgeführte praktische Ausrechnung des altbekannten Exempels der regula de tri von den Hunde- und Hasensprüngen ist in der That zwerchfellerschütternd.

Auf einem ganz ergötzlichen Verwechselungsscherz beruht der „Rasende Roland", wogegen das Mittelstück der unlogischen Trilogie: „Die preußischen Farben", zur Lektüre kaum irgendwo anders hingehört als an den Ort seiner Handlung — in die Küche nämlich.

Ein Humorist der jüngern, resp. jüngsten Schule endlich hat die beiden letzten Nummern (4 und 5) zum Contingent der mir heute zur Besprechung vorliegenden Werke gestellt: Bernhard Stavenow, dessen Name im Gebiet der zeitgenössischen heitern Literatur ebenfalls bereits zu den bekanntern und genanntern gehört.

Ich selbst habe schon früher Gelegenheit gehabt, mich an anderer Stelle über einzelne von Stavenow's lustigen Gaben, die derselbe theils in der früher von ihm selbst herausgegebenen Zeitschrift „Flitzbogen", theils in andern humoristischen Journalen von Ruf veröffentlicht, in anerkennender Weise auszusprechen. Bedingt darf ich dies auch über die beiden Publicationen in Buchform: „Aus allen Kreisen" und „Drillinge" thun — bedingt allerdings nur; denn dem mancherlei Guten, ja Trefflichen, was uns des Autors heitere Muse in den genannten Sammlungen bietet, findet sich leider auch etliche Spreu beigemischt, die um so unangenehmer auffällt, als ein Blick auf die gediegenern Theile des Inhalts deutlich zeigt, daß nur ein hoher Grad von Flüchtigkeit oder Gleichgültigkeit bei der Auswahl ein solches Conglomerat habe entstehen lassen können.

So ist es mir durchaus unerfindlich, daß neben einer in Anlage und Charakteristik so bevorzugten Humoreske, wie es „Die Liebe einer Tänzerin" („Aus allen Kreisen") ist, das unreife und abgeschmackte Product „Frau Krüger" eine Stelle finden konnte, für dessen Abdruck sich entschieden selbst der selige „Beobachter an der Spree" bedankt haben würde; so wird es jeden Leser von Geschmack in Erstaunen setzen, die von feiner psychologischer Beobachtung zeugende Novellette „Durch die Zeitung" („Drillinge") mit dem Schmarren — ich finde in der That keinen parlamentarischern Ausdruck dafür — „Im Verdacht", der, wie es scheint, gar eine Episode aus des Verfassers eigenem Leben behandelt, in einem und demselben Buche vereinigt zu finden. In diesem „Verdacht", der notabene in einem „guten", sogar freiherrlichen Hause spielt, werden Trivialitäten wie die folgenden laut:

> Die Baronin machte ein Gesicht wie ein Lohgerber, dem die Felle fortgeschwommen sind ... Ich glaube, ich stand da wie ein begossener Pudel ... „Hurrjeh!" dachte ich, indem ich, von einem gewaltigen moralischen Katzenjammer befallen u. s. w., der mich ... so erschreckte, daß mir die Beine zitterten wie ein Lämmerschwanz.

Soll das Humor sein?! Daß es Stavenow selbst unmöglich dafür halten kann, hat er durch zahlreiche graziösere Wendungen und geistvolle Vergleiche in andern Schriften genugsam bewiesen. Wie schon oben bemerkt, glaube ich von unserm Autor, daß Flüchtigkeit „die Falle seiner Tugend" ist, und als Beweis dafür könnte ich aus drei verschiedenen Humoresken je ein Zwiegespräch citiren, deren jedem ganz dieselbe, überdies nicht einmal sehr originelle Verwechselung zu Grunde liegt.

Gegen solche Flüchtigkeitsfehler aber hilft nur strengste Selbstkritik, und mit ihrer Hülfe, glaube ich, wird der talentvolle Autor einst auch die bevorzugte Stufe in unserer humoristischen Literatur erreichen, zu der seine Begabung ihn berechtigt.

Richard Schmidt-Cabanis.

Die Gedankenwelt Friedrich Rückert's.

Friedrich Rückert's Gedankenlyrik nach ihrem philosophischen Inhalte dargestellt von Georg Voigt. Annaberg, Graser. 1881. 8. 1 M. 80 Pf.

Diese interessante Schrift will beurtheilt sein nach ihrem eigenthümlichen Gesichtspunkte und dem Zweck, welchen sie verfolgt. Ihr Gesichtspunkt ist nicht der ästhetische, sondern der philosophische; ihr Zweck, Rückert als philosophischen Denker dem allgemeinen Verständnisse näher zu rücken. Welcher Platz ihm als Dichter in unserer Literatur gebühre, darüber herrschen verschiedene Ansichten: daß in seiner Lyrik ein philosophischer Gedankenreichthum verborgen liege, daran hat noch niemand gezweifelt. Aber derselbe will gehoben sein. Wenn er sich bei oberflächlicher Bekanntschaft in lauter zerstreute Fragmente zufälliger geistreicher Einfälle zu zersplittern scheint, so lehrt ein tiefer eindringendes Studium, daß dieser oberflächliche Eindruck eine Täuschung in sich schließt.

Nun können aber die wenigsten Leser von Rückert'schen Gedichten, und am wenigsten die Jugend, für deren Belehrung Rückert so sehr geeignet ist, die Lust, die Muße und die Fähigkeit besitzen, durch das bunte Blätterwerk in den zusammenhaltenden Stamm und die ernährenden Wurzeln dieses Wunderbaums durch angespanntes Nachdenken einzudringen. Sollte es daher hierbei immer sein Bewenden haben, so ginge dennoch die eigentliche Tiefe der Sache und ihr wahrhafter Kern der Oeffentlichkeit so gut wie verloren. Der Verfasser schreibt über diesen Punkt:

> Wie viele Häuser in Deutschland werden es sein, in welchem seine hier in Rede stehenden Werke als wahre Erbauungsbücher für Denkende, die sie doch sein wollen und wirklich auch sind,

betrachtet und gehalten werden? Da sonach unleugbar die oben näher bezeichnete Seite der dichterischen Thätigkeit Rückert's bisjetzt noch nicht gebührend anerkannt und gewürdigt worden ist, und da dies wol hauptsächlich daher stammt, daß es bei der überaus großen Zahl seiner hierher gehörigen Productionen für die meisten Leser schwer ist, das Wesentliche vom Unwesentlichen zu scheiden und sich ein klares Bild seiner Dichterpersönlichkeit zu machen, so soll es Zweck der nachfolgenden Abhandlung sein, einmal den Standpunkt zu bezeichnen, von welchem aus der so reiche Inhalt der Rückert'schen Gedankenlyrik überblickt werden kann; dann aber soll zugleich auch dieser Gedankeninhalt, so weit er als ein philosophischer bezeichnet werden muß, vorgeführt werden.

Es ist daher sicher kein unnützer, vielmehr ein möglicherweise sehr fruchtbringender und folgenreicher Versuch, welcher hier gemacht wird, durch ein allseitiges Eindringen in den Rückert'schen Gedankenreichthum den Beweis zu führen, daß derselbe nicht aus vielen, sondern immer nur aus einer und derselben Wurzel wächst, indem er sich überall von demselben Grundgedanken eines religiösen Humanismus beseelt zeigt, welchen der Dichter selten abstract ausspricht, gewöhnlich in Erfahrungsthatsachen aus Natur und Leben wie in anmuthigen Sinnbildern abspiegelt.

Es läßt sich aus diesem einen Grundgedanken recht wohl ein gegliedertes philosophisch-religiöses System entwickeln, und dieses eben hat der Verfasser mit Glück und Geschick versucht. Er theilt ein solches nach des Dichters eigener Andeutung in die drei Grundkapitel: „Gott", „Gemüth" und „Welt". Weitere Unterabtheilungen sind unnöthig, weil die einzelnen Themata mannichfaltig ineinanderspielen, und es genügt diese Grundeintheilung vollkommen, um eine klare Uebersicht über diesen ganzen Ideenkreis zu vermitteln. Der Verfasser ist in Nachweisung aller Belegstellen an der Hand der frankfurter Gesammtausgabe von Rückert's Werken mit scrupulöser Sorgfalt verfahren, sodaß der nach näherer Auskunft begierige Leser bei jedem im Zusammenhange des Systems vorkommenden Gedanken sich stets aufs pünktlichste auf die Originalstellen verwiesen sieht, in denen derselbe vorkommt.

Man darf das religions-philosophische System unsers Dichters als eine Gefühlsphilosophie bezeichnen. Das unmittelbare religiöse Lebensgefühl ist sich in der Regel seiner Sache überaus gewiß, weit mehr als der bloße speculative Verstand; aber es weiß zwischen dem, was daran Wahrheit und was bloßes Symbol ist, selten mit Sicherheit zu unterscheiden. Sein großer Vortheil ist, daß es nicht leicht in radicale Irrthümer verfällt, was dem bloßen Verstande viel leichter begegnet. Weil nun die poetische Ausdrucksweise mit dem unmittelbaren Gefühl nicht nur das Eindringliche der Vorstellungen und Bilder, sondern auch ihre Vieldeutigkeit theilt, so gibt es für diese Art von Religionsphilosophie keine passendere Form, als die poetische, wie die folgende Uebersicht bezeugen mag.

Was zuerst die „Gottheit" betrifft, so stammt der unerschütterliche Glaube an sie aus einer Gemüthsoffenbarung, welche erlebt sein will. Dieselbe läßt sich auch zwar wol von seiten des Gedankens, des Willens, der Phantasie näher erfassen und verdeutlichen, jedoch nur immer auf unvollkommene und einseitige Art. Der Dichter geht in diesem Sinne an den Systemen Spinoza's, Leibniz', Wolf's, Jacobi's, Kant's, Fichte's, Schelling's und Hegel's vorüber, in jedem derselben einen einseitigen, eben daher aber auch möglichen Zweifeln unterworfenen Versuch zur Erfassung des letzten Grundes von Gemüth und Welt anerkennend. Am Ende gewinnen wir aber doch nur Denkformeln, um Undenkbares hineinzubannen, was dadurch oft mehr unsicher als sicher gemacht wird:

Dir geht die Wissenschaft vorbei auf dunkeln Bahnen,
Und um dein Urlicht schwebt der Andacht sel'ges Ahnen.

Sie erscheinen daher dem gläubigen Gemüth stets mehr oder weniger entbehrlich:

Es thut nicht noth, daß du Sternwarten erst erbauest,
Wenn du im Seelengrund den ganzen Himmel schauest.

Seine vollkommene und unerschütterliche Zuversicht gewinnt vielmehr der Glaube nur durch innere Erfahrung:

In solchem Augenblick, wo wie mit heil'gem Rauschen
Der Strom der Schöpfung geht durch deines Herzens Lauschen,
Wo du nicht du mehr bist, und nichts mehr ist, als du
Und Gott, in dem du bist, dem du dich athmest zu:
In solchem Augenblick, wer ihn, eh' er entschwunden,
Empfinden konnte, der hat Ewigkeit empfunden;
Und so, wer Ewigkeit empfunden hat einmal,
Hält ewig fest sie, wie der Demant seinen Strahl.

In solchen Augenblicken wird immer der Wunsch rege, mit Gott vereinigt zu sein, in ihm wie Blumen zu verhauchen, wie Tropfen zu versprühen; dieses jedoch nicht zur Vernichtung, vielmehr zur Erweiterung und Erhöhung des eigenen Wesens:

Du möchtest an der Kerz' ein Schmetterling verglimmen,
Ein Tröpfchen möchtest du im Ocean verschwimmen:
Abstreifen möchtest du die Mängel nur allein
Der Endlichkeit, doch drum ein Nichts im All nicht sein.

Derselbe Gedanke in folgender Wendung:

Du bist kein Tropfe, der im Ocean verschwimmt;
Du fühlest dich als Geist auf ewig selbst bestimmt.
Vom höchsten Geiste fühlst du dich nicht zur Verschwimmung
Im höchsten Geist bestimmt, sondern zur Selbstbestimmung.

In dieser Emporhebung meiner selbst erscheint mir mein eigenes Selbstbewußtsein als ein selbständig integrirender Theil des Urbewußtseins, in welchem alle diesseitige Disharmonie der Geister sich in eine ewige Harmonie auflöst, an welcher auch zuletzt alle kämpfenden Elemente in der Welt ihren Antheil bekommen:

Denn die Versöhnung ist dem Streit schon eingewoben,
Da ich die Welt und mich in Gott weiß aufgehoben:
Nicht aufgehoben, wie sich Ja und Nein aufhebt,
Emporgehoben, wie zur Sonn' ein Adler schwebt.
Im Gottbewußtsein geht nicht mein Bewußtsein aus;
Eingeht es wie ein Kind in seines Vaters Haus.

Ein besonderes Gewicht legt der Verfasser unserer Schrift auf Rückert's Verhältniß zum Christenthum als einer geoffenbarten Religion. Der Weg der Offenbarung

ist dem Dichter darum ein so vertrauter, weil er nach seiner Ueberzeugung der einzig sichere Weg ist, auf welchem jeder Einzelne zur lebendigen Anerkennung der göttlichen Dinge gelangt. Freilich nur dann, wenn die Offenbarung als inneres Erlebniß in ihm selbst vorgeht; denn wir können nicht zum Himmel von selber kommen, sondern der Himmel muß zu uns kommen, wie Sonnenlicht und Wolkenströme zu den Knospen. Dieses gilt ebenso von jedem einzelnen Menschen als von ganzen Völkern und der ganzen Menschheit. Dieselbe wäre von Anbeginn hülflos gewesen, wenn nicht von religiöser Lebenserfahrung entzündete Seelen, von Zeit zu Zeit zur Nachfolge reizend, den übrigen vorangegangen wären, wie dieses besonders nachweisbar ist in Zeiten, wo die Religiosität in den großen Massen ins Sinken gekommen war. Dann ging jedesmal im stärksten Contrast ein höheres Sonnenlicht den Geistern auf, und die dankbaren Nachfolger schauten in ihrem ersten Vorgänger das göttliche Wesen als in menschlicher Gestalt herniedergestiegen an:

Und wenn das Unheil sich unheilbar Menschen zeigt,
In menschlicher Gestalt er selbst herniedersteigt.
So mehr als einmal schon ist er herabgestiegen,
Und jetzo denkt er, wo er will geboren liegen.

Der Dichter gibt dem Christenthum insoweit vor allen andern gegenwärtigen Glaubensformen den Vorzug, als es wirklich das reine Menschenthum verkündigt, und als in Christus das Humane im Sinne des Menschlichen und Menschheitlichen in ursprünglicher Reinheit sich darstellt. Denn in Buddha erscheint des Höchsten Bild zu weiblich, in Allah zu männlich; das Christenthum, von beiden unterschieden, beut sowol Frieden als Freiheit. Es zielt fest auf sein höchstes Ziel, auf Weltausgleichung, hielt aber bisjetzt das Wort, das es der Welt gab, noch nicht ganz. Als die Lehre, welche rein menschliche Duldung, Liebe und Anerkennung enthält und die Einigung mit Gott bringt, ist es der Baum des Lebens, welcher schon jetzt die halbe Welt überschattet; einst wird es das mit der ganzen thun. Aller Zwietracht Glimmen soll durch das Christenthum ausgelöscht werden.

Daß vor dem jetzt geglaubten Christenthum Glaubensformen desselben bestanden haben, in denen das reine Licht noch im Flor verhüllt war, ist die allgemeine Annahme der heutigen Christen; daß aber auch das nun enthüllte Licht noch des Zuwachses fähig sei, pflegen sie nicht anzunehmen. Von diesem Glauben will aber der Dichter durchaus nicht lassen, ohne jedoch zu erwarten, daß der von ihm gewünschte Neubau die Fundamente des alten Gebäudes gänzlich zerstören werde:

Man reißt das Haus nicht ein, das Väter uns gebaut,
Doch richtet man sich's ein, wie man's am liebsten schaut.
Und räumt man nicht hinweg ehrwürd'ge Ahnenbilder,
Durch Deutung macht man sie und durch Umgebung milder.
Des Glaubens Bilder sind unendlich umzudeuten;
Das macht so brauchbar sie bei so verschiednen Leuten.

Was zweitens das menschliche „Gemüth" betrifft, so steht dasselbe mit der Gottheit in einer dreifachen Verbindung: von seiten seiner Gefühle, seiner Gedanken und seiner Willensentschlüsse.

In jedem Herzen lebt das Gefühl, daß es ein Jenseits gibt, welches ins Diesseits reicht, und daß wir ihm entsprungen sind. Diesem innern Sinn mußt du glauben wie deinem äußern. Was damit einstimmt, nennst du Offenbarung; aber wo du nicht offen bist, wird dir nichts offenbart, und außen siehst du nichts, was dir nicht innen ist.

Nur in unserm Inwendigsten wohnt das wahrhaft Eine. Im Aeußern wohnt das Dunkel, das Irdische und die Zerstreuung in allerlei Tand. Wir sollen uns aber nicht abziehen von der Welt, sondern immer von ihr aus zum Himmel steigen. Wie wir den Athem aussenden und einziehen, so sollen wir wechselsweise uns der Welt hingeben und von ihr abziehen.

Alle Seelen sind um Gott als ihrem Mittelpunkt in ewiger Bewegung, und von jeder geht eine Linie, der umgekehrte Strahl, welcher zuerst aus der Gottheit hervorgegangen ist, nach dem Mittelpunkte zurück, in welchem sich alle Seelen in Liebe vereinigt finden:

Und welche Seele nicht zur andern Liebe spürt,
Der fehlt die Linie, die an die Gottheit rührt.

Daraus entspringt das Gelübde:

Mag meine Seele, die sich wie mit Flammendochten
Mit lichter Harmonie des Weltalls hat durchflochten,
Mag meine Seele, rein durchtönt vom Schöpfungswort,
Mit ihm vereinigt sein in Andacht fort und fort.

Von der speculativen Kraft des menschlichen Denkens hat der Dichter, obgleich er sie nicht für allvermögend hält, doch eine sehr hohe Meinung, weil er das menschliche Denken für eine unmittelbare Theilnahme am göttlichen Denken hält, sodaß es Gott selbst ist, welcher in uns denkt:

Gott denkt sich selbst und ist; du denkst dich selbst und bist,
Bist ewig, wie Gott selbst, weil er dein Denken ist.

Weil nun Gott es ist, der in mir denkt, so denke ich ihn in diesem Denken so, wie er sich selber denkt:

Das Unbedingte hat sich selbst hervorgebracht,
Bedingter Geist, in dir, indem du's hast gedacht.

Dieses ist nicht so zu verstehen, als bekomme der Urgeist erst im Menschengeiste seine Verwirklichung. Das Verhältniß ist das umgekehrte, weil der Strom seine ganze Wirklichkeit allein aus dem Quell entlehnt, welcher dieselbe aus sich selbst besitzt und mittheilt:

Wer sagt, daß sich der Quell in seinem Strom verliert,
Da ewig er vielmehr aus sich den Strom gebiert?

Derselbe Gedanke wird umständlicher so erläutert:

Gott ist das große Ich, das selbst sich seiend denkt,
Sein Selbst in jeglichen Gedanken so versenkt,
Daß der Gedanke, der geworden äußerlich,
Nur wieder zu sich kommt, wenn er sagt: Ich bin Ich.

In diesem Sinne ist der Erkennende und der Erkannte dasselbe; Denken und Sein sind identisch. Schöpferisch ist

aber allein das Denken Gottes. Der Mensch denkt nach, was Gott vorgedacht hat.

Neben Fühlen und Denken ist die dritte Kraft im Gemüth das Wollen. Gott äußert sich als Gesetz in uns, welches vom Bösen abmahnt und zum Guten antreibt. Den Zustand der Freiheit erringen wir dann, wenn wir das Göttliche ganz in uns wirken lassen. Dann gibt es bei uns kein Leiden mehr, sondern nur Thun. Ohne Pflichtgefühl ist der Mensch ein windbewegtes Rohr:

Du mußt das Gute thun, du mußt das Wahre sprechen.
Warum? damit mußt du dir nicht den Kopf zerbrechen.
Es ist kein andrer Rath; wenn du nicht willst, du mußt.
O Heil dir, wenn du es aus innrer Freude thust!

Rechte Freude blüht uns nur im Thun, so lange wir Kraft haben, vorwärts zu streben. Darum darf man nicht bei jeder Handlung die Wirkung bemerken wollen, sondern muß immer weiter schaffen:

Wie der Citronenbaum zu neuer Blüte greift,
Ohn' abzuwarten, bis die Frucht die alte reift.

Wer so im Schmerz ist, dem schwindet bei fröhlichem Thun Tag auf Tag hin, und das ist zugleich die beste Vorbereitung für eine höhere Daseinsstufe, daß der Seele Thätigkeiten immer gesteigert werden. — Der Weise muß sich vom Bösen fernhalten, wie man alle Tage seine Glieder neu wäscht. — Jede gute That befreit, während jede böse bestrickt. — Das Thun des Guten ist leicht; schwer nur ist es, das Böse zu meiden. — Nicht verderben kann die Welt ein reines Herz, sondern sie selbst will durch dasselbe Reinheit erwerben. — Wie der Lotos auf dem Pfuhle schwimmt und trüben Schlamm in himmelblaue Blüten umwandelt, so bleibt der Reine rein auch an unreiner Stätte. — Das beste Menschenherz leidet lieber selbst alle Schnitte, als daß es andere verwundete. — Menschenglück zu fördern, dazu ist nur ein Opfer zu groß, der Seele Frieden. — Wenn du andern gegenüber deine Milde lassen willst, so bedenke, daß auch Gott dir gegenüber die seinige ablegen könnte. — Wenn Geben seliger, denn Nehmen ist, so gib dir doch die Seligkeit. — Das Gute liebt die Stille; verbirg es, wie man das Böse verbirgt.

Wol gibt es zwischen Recht und Unrecht scharfe Grenzen,
Doch deinen Scharfsinn laß nicht in der Schärfe glänzen.

Was endlich die „Welt" betrifft, so wird auch dieses Thema unmittelbar auf die Gottheit bezogen. Denn aus Geist ist alles geworden. Geist ist der Grund, aus dem hervor und in den zurück die Welt kreist:

Umringt von einer Welt verkörperter Gedanken,
Empfindest schrankenlos du dich in Körperschranken.

Die Körperwelt ist aus einer Lichtwelt gesunken und will in sie zurück. Die Natur, stets hoffend, daß man sie des Bannes entbinde, ist ein verzaubertes Reich. Schon jetzt geht in der Körperwelt der große Entwickelungsproceß, welcher alles mehr und mehr zu Licht machen soll, vor sich. Von dem großen Urlichte jenseit unserer Welt gehen unaufhörlich Liebesblicke, Strahlen aus, an deren Glut die Weltkörper sich mehr und mehr verklären, bis endlich alles sonnenhaft geworden ist. So ist der Himmel gleichsam eine große Wiese, auf der die Sonnen knospen und erblühen. Hunderttausend Jahre sind dabei wie ein Frühlingstag.

Was in der moralischen Welt die Liebe ist, das ist in der physischen das Licht: wie das Licht als ein Mittler vom Schöpfer ausgeht, alle Wesen mit Glanz und Lust erfüllend, als ein Bote, der sich in alles verwandeln kann, so waltet die Liebe in der moralischen Welt.

Der Geist ist hier in der Fremde; die Natur ist seine Amme, die ihm Ammenmärchen von seines Vaters Hause erzählt. Diese Amme nährt den Geist so lange, bis er fühlt, daß er von ihr nicht abstammt. Dann entschwingt er sich ihr und geht in Gebiete, wohin sie nicht mehr folgen kann. Denn die Natur ist ein Gewordenes, Fertiges, Vollkommenes, er aber ein Werdender, ein Kind, das die Kraft in sich fühlt, über die Natur hinauszuwachsen.

Der Naturtrieb bringt sich die Werkzeuge, welche er gebraucht, selbst hervor, und auch der Geist baut sich sein Haus von innen heraus. Er hat dabei die Bestimmung, seinen hervorgebrachten Leib zu verklären und mitzunehmen zu den höhern Sphären:

Weil ohne Leib sich dort zurecht nicht würde finden,
Noch ihre Seligkeit die Seele ganz empfinden.

Einst, wenn die grobe Körperhülle fällt, wird dieser geistige Leib hervortreten und wir werden uns dort in ihm schauen. Hieran knüpft der Dichter außerdem noch den Wunsch nach einer einstigen Wiedergeburt in nachkommenden Geschlechtern, mit einer Anspielung entweder auf Seelenwanderung oder auf Atavismus: den Wunsch, auch den gröbern Körper einst vom Staube zurückzufordern und ihn, den er wie ein Gewand im Grabe abgelegt habe, wieder anzuziehen, wenn er ausgeschlafen habe:

Es wird das alte Kleid, und doch ein neues sein,
Die Mutter in der Nacht wusch es dem Kinde rein.

Im Paradieseszustande, wo Lieder und ewige Schönheit unverschleiert herrschten, war der Mensch Herrscher der Natur, und zwar so lange, als in ihm das Göttliche allein waltete. Nach seinem Falle empörte sich sein Reich gegen ihn. Mit Hülfe der Vernunft schwang er sich zwar wieder halb auf den Thron, aber auch nur halb:

Erst wenn er menschlich rein sich göttlich umgewandt,
Wird er als Herrscher sein mit Freuden anerkannt.

So ist die Menschheit nun in ihrem männlichen Alter mit der Natur im Kampfe. Sie wird aber mit Besiegung der Natur in ihr Greisenalter treten, wo sie aufs neue des Friedens Kind werden wird.

Des Thieres Sein ist Kampf, des Menschen Geist ist Frieden;
Sind wir erst Menschen ganz, so ist der Kampf geschieden.

Im Menschengeschlecht kommt Gott selbst zur Erscheinung und alles, was derselbe im Einzelmenschen thut, ist für das Ganze unverloren, und äußert stets eine vorwärts treibende Kraft:

Wer nach mir streitet, ahnt nicht, daß ich vor ihm stritt,
Wer nach mir leidet, fühlt nicht, was ich vor ihm litt.
Wie seines Lebens Strauch erschüttert mancher Hauch,
Ist doch ihm unbewußt darunter meiner auch.

Alle Völker und Zeiten sind vom Geiste des Herrn durchhaucht, durchleuchtet und durchdrungen; überall findet sich der Liebe Morgenroth.

Das hier Skizzirte ist das Gerippe dieses geistvollen poetischen Gedankenbaues. Wer dasselbe von lebendigem Fleische umkleidet sehen will, muß die Schrift selbst zur Hand nehmen. Aber auch diese erweckt beim lernbegierigen Leser zuletzt doch ebenfalls den Wunsch nach Vervollständigung, den Wunsch, den Dichter selbst sein philosophisches System im logischen Zusammenhange mit eigenen Worten vortragen zu hören, welches ja auch ursprünglich sein eigener, nur unausgeführt gebliebener Gedanke gewesen sein soll.

Mit gehörigem Geschick ausgeführt könnte eine solche vollständige systematische Zusammenordnung der werthvollsten Aussprüche des Dichters zu einem anmuthigen religionsphilosophischen Lesebuch für höhere Bildungsanstalten werden, und ein solcher oder ähnlicher praktischer Gedanke hat, wenn wir nicht irren, den Verfasser von vornherein zu seiner mühevollen Arbeit angetrieben. Wir möchten in dieser Beziehung das hier Gesagte gern der weitern Erwägung praktischer Schulmänner und Pädagogen empfohlen haben.

Karl Fortlage.

Aus den afrikanischen und amerikanischen Tropen.

1. Madagascar. Geographie, Naturgeschichte, Ethnographie der Insel, Sprache, Sitten und Gebräuche ihrer Bewohner. Von James Sibree. Autorisirte deutsche Ausgabe. Mit einem Titelbilde und zwei Karten. Leipzig, Brockhaus. 1881. Gr. 8. 8 M.

Ein Journalist aus dem Innern Madagascars: das ist uns eine ganz neue Figur. Ein solcher hat in der That dieses, hier in guter Uebersetzung aus dem Englischen uns dargebotene Werk verfaßt. Der Leser erräth sogleich also, daß es keine malagassische Braunhaut ist, welche in der Capitale Madagascars das seit reichlich vier Jahren erscheinende „Antanánarivo Annual" begründet und längere Zeit redigirt, während seines Aufenthalts auf dieser einzigen großen Insel Afrikas aber auch trefflichen Stoff gesammelt hat für eine Landes- und Volkskunde des ebenso merkwürdigen wie wenig bekannten Madagascar. Auf dieser Stoffsammlung beruht das vorliegende Buch, welches uns ein erstes mal — und dabei doch in allgemein verständlicher Darstellungsform — das insulare Wunderland, den Mondtrabanten der dunkeln Continentalmacht Afrika, allseitig vorführt.

Zwar nicht die dritte Insel der Erde ist Madagascar hinsichtlich seiner Größe, wie der Verfasser behauptet (dabei ist gewiß wieder gewohnheitsmäßig Grönland übersehen), doch aber die vierte; dabei ein classisches Beispiel der Abhängigkeit auch tropischer Lebensfülle von der Vertheilung der Niederschläge: der Nordosten ist die Wind- und Regenseite, folglich auch nur diese Seite des Landes reich an Waldung, während uns im viel trockenern Westen die Kolossalform des bis 20 Fuß Dicke erreichenden Baobab begegnet, wie derselbe ja auch auf dem afrikanischen Festland die nur zeitweise benetzten Striche bewohnt, indem er die Periode der Dürre in vollster Blattlosigkeit durchdauert. Die reizendsten Waldseenerien schaut man auf der mehrtägigen Wanderung von der Ostküste her nach der centralen Hauptstadt:

Wenn auch unmittelbar neben diesen kunstlosen Pfaden, die wir da wandeln, den einzigen Straßen im Lande, nur wenige Bäume von beträchtlicher Höhe stehen geblieben sind, so empfängt man doch hier schon einen überwältigenden Eindruck von der Ueppigkeit der Vegetation. Es findet ein lebhafter Kampf um Licht und Luft statt: jeder Baum strebt danach, seinen Nachbar zu überragen und über die Masse der Mitbewerber hinaus in die obere Region zu gelangen. In diesem Gedränge von pflanzlichem Leben kommen zahlreiche Palmen vor, deren Federkronen oft die andern Bäume weit überragen. Eine große Mannichfaltigkeit von schöngemaserten und dauerhaften Hölzern kommt in den Wäldern von Madagascar vor; sie sind als Bauholz und feines Tischlerholz gut zu verwerthen und werden auch schon in nicht unbeträchtlicher Menge zur Anfertigung des Hausraths und der Parquetfußböden für die in der Hauptstadt und deren Umgebung gelegenen Häuser der Vornehmen gebraucht. In den südöstlichen Wäldern zeigen viele der Bäume einen ungeheuern Umfang, den sie den zahlreichen Luftwurzeln verdanken, die den Stamm ringsum schützen und die dem Wachsthum des Baums gemäß emporzusteigen scheinen, um seiner zunehmenden Höhe die nöthige Festigkeit zu geben. Die Höhlungen zwischen diesen Stützen bilden eine Anzahl kleiner Kammern, in denen mehrere Menschen Platz finden. So dicht stehen aber die Bäume, daß man an vielen Stellen nur schwer mit einem Palanquin zwischen ihnen hindurchkommt und daß selbst zur Mittagszeit eine tiefe Dämmerung im Walde herrscht.

Von Madagascars Fauna wollen wir uns die beiden merkwürdigsten Züge schildern lassen: die in ihr mehr als irgendwo sonst vertretene Welt der seltsamen Halbaffen oder Lemuren von der Größe einer Ratte bis zu der eines größern Hundes und die offenbar durch den Menschen erst in neuerer Zeit ausgerotteten riesigen Laufvögel, die ja ursprünglich in allen der Südhälfte der Erde angehörigen Festland- und größern Inselräumen angetroffen wurden:

Wenn man von der Küste nach dem innern Hochlande reist, wird man häufig das laute klagende Geschrei der Lemuren oder Makis hören, von dem der Wald manchmal minutenlang widerhallt, und das, zum ersten mal gehört, den erschreckendsten Eindruck macht. Im ersten Augenblick dachte ich, es müßten irgendwo in der Nähe Menschen in großer Noth sich befinden; nachdem ich aber die Ursache dieser Töne entdeckt hatte, gewährte es mir immer ein eigenartiges Vergnügen, dem langgezogenen melancholischen Geschrei zu lauschen, das bei den kleinen Thieren wol eher ein Ausdruck des Wohlbehagens an ihrem Waldleben ist

als irgendein Zeichen des Schmerzes oder der Furcht. Die Lemuren haben die ganze Beweglichkeit der Affen, nicht aber deren komisches, halbmenschliches Aussehen; ihr Kopf gleicht mehr dem eines Hundes oder eines Fuchses mit spitzer Schnauze und großen ausdrucksvollen Augen; das Fell ist dick und weich, der Schwanz oft lang und buschig. . . . Von dem gigantischen straußenartigen Vogel Aepyornis sind erst innerhalb der letzten dreißig Jahre einige Eier im südlichen Theil der Insel aufgefunden worden. Dieselben haben den Rauminhalt von 6 oder 7 Straußeneiern oder von 148 Hühnereiern. Vor ungefähr zehn Jahren entdeckte Grandidier mehrere Bein- und Wirbelknochen des Vogels, die deutlich erkennen lassen, daß der Aepyornis ungefähr von der Größe eines Straußes, in den Beinen und Füßen aber stärker und massiver als dieser gewesen ist. Der längste Durchmesser des Eies beträgt 30,5 Centimeter, der kürzeste 23,5 Centimeter.

Den größern Theil des Buchs nimmt die Beschreibung der Bewohner ein, sowol der dunkelfarbigen Sakalaven an der ganzen Westseite und auch der Nordostküste, welche der südafrikanischen Negerrasse angehören, als auch der lichtbraunen Hovas malaiischer Verwandtschaft und anderer, noch nicht genauer genealogisch bestimmbarer Stämme. Der regelmäßig zur heißesten Jahreszeit wehende Nordost war von jeher das verknüpfende Band zwischen Madagascar und dem südlichen Asien. Von einer Menge Spuren arabischer Anfahrten aus gewiß schon sehr früher Zeit berichtet der Verfasser: gilt doch sogar der ehrwürdige arabische Gruß „salâm“ (Segen) noch heute auf der Insel. Daß aber sogar aus der entlegenen Ferne des Sunda-Archipels Madagascar Volk erhalten hat, verrieth zuerst die Sprachforschung. In der ersten Hälfte unsers Jahrhunderts vollführten diese Hova-Malaien in blutigen Kriegen die Bewältigung der übrigen Mitbewohner und beherrschen seitdem von der fruchtreichen, hoch über den miasmatischen Niederungen gelegenen centralen Hochfläche Imérinas aus das ausgedehnte Land als die eigentlichen „Malagassy“.

Vollständiger, als es jemals vorher geleistet worden, erhalten wir mit Bevorzugung des herrschenden Hovavolks hier Cultur- und Sittengemälde aller madagassischen Völker. Wir belauschen ihr häusliches Leben und mustern ihre reich gegliederte Gesellschaftsordnung, ihre friedlichen Gewerbe, die eben in moderner Abgrenzung zu bestimmten Handwerksprofessionen begriffen sind (während Spinnen und Weben wie bei uns noch lange gemeinsame Arbeit des weiblichen Geschlechts geblieben); endlich ihre staatlichen und kriegerischen Einrichtungen, ihre religiösen Anschauungen und Satzungen. Der Umschwung der Verhältnisse des nunmehr befriedeten Landes wird uns schon durch die Lage der Ortschaften deutlich: die ältern Hovaorte liegen grabenumzogen mit ihren steildachigen, in hohe Giebelhörner auslaufenden Häusern auf frei ausschauenden Höhen, von ulmenartigen Bäumen umschattet, jetzt vielfach verlassen; die neuen Siedelungen, darunter die etwa Stettin an Einwohnerzahl gleichkommende Hauptstadt Antanánarivo, in der Ebene. Alle Hovahäuser, erfahren wir, sind genauere Anweiser der Himmelsgegenden als die Nadel im Compaß; denn sie bilden lauter Rechtecke mit der Front gen Westen. Wenn um 9 Uhr morgens die Sonne, madagassisch „des Tages Auge“, über den Dachbalken guckt, nennt man hiernach die Stunde; dem analog die Mittagsstunde „das über die Firste kommen“, die Zeit um 1 Uhr „das Hereinschauen des Tags“ (wenn die Sonne durch die offene Hausthür zu lugen beginnt), 2 Uhr „am Reismörser“, 3 Uhr „am Kalbpfosten“, 4½ Uhr „berührt“, weil da nacheinander die in allen Häusern gleiche Stelle jenes Mörsers, dann des Balkens, an welchem nachts das Kalb angebunden wird, endlich die Ostwand der Hütte durch den sich neigenden Strahl berührt wird. So diente das Haus als Uhr.

Bedeutungsvoll scheinen die Segnungen des als Staatsreligion durch die jetzt regierende Hovakönigin anerkannten Christenthums; es wirkte auf Ausrottung mannichfachen Wahnglaubens, Milderung der Kriegsbarbarei, vor allem auf die Weihe des Ehelebens, das seit alters trotz bemerkenswerther Innigkeit des Familiensinns an den Gebrechen der Vielweiberei und arger Ausschweifung litt. Sehr gehoben ist dadurch das Los der fleißigen „Spinnerinnen“, d. h. der Mädchen und Frauen, von deren Hände Fleiß die „Lambas“, die malerischen, oft scharlachroth gefärbten Seidentogas stammen, in denen das nicht selten schön gewachsene Volk einhergeht. Dankbar müssen wir aber daneben dem Verfasser um so mehr dafür sein, daß er uns aus dem Wust madagassischen Aberglaubens so manches Ueberbleibsel treu und ausführlich schildert, was uns oft allgemein menschliche Wahnideen in überraschend neuer Form vergegenwärtigt. So z. B. die wunderbare Sitte, anmuthige Personennamen zu meiden, wobei sich die Besorgniß vor dem Neid der bösen Mitmenschen bis zu der erniedrigenden Taufe „Misthaufen“ mehr consequent als duftig verstiegen hat. Doch wer wüßte nicht, wie arg die Scheu vor dem „bösen Blick“, vor dem Schönfinden des eigenen Kindes von seiten Fremder (in deren süßen Worten man verhüllten Neid wittert) noch im aufgeklärten Europa umgeht! Kann man doch in der auf- und abwallenden Menschenschar der glänzenden Toledostraße im lebensfrohen Neapel noch alle Tage das wie besessene Vorstoßen der rechten Hand (mit ausgerecktem kleinen und Zeigefinger) beobachten, welches blos dazu dienen soll, den bösen Blick abzuwenden.

2. Streifzüge in den Urwäldern von Mexico und Centralamerika. Von Felix L. Oswald. Mit 76 Abbildungen in Holzschnitt. Leipzig, Brockhaus. 1881. Gr. 8. 7 M. 50 Pf.

Ein weit in der Welt herumgekommener, klar beobachtender und anschaulich schildernder Mediciner führt uns in diesem, von zahlreichen hübschen Holzschnittbildern illustrirten Buche in die Tropenlande des sich zur Landenge allmählich zusammenschnürenden Nordamerika. Sein Herz hängt an der Herrlichkeit der freien, dem Menschen noch nicht Knechtsdienst leistenden Natur, vor allem an der Wälderpracht der noch nicht von schonungsloser Axt berührten jungfräulich paradiesischen Lande, in denen er auf achtjähriger Wanderung Genesung von den Leiden suchte und wol auch fand, in welche sein ärztlicher Beruf an der

fieberbrauenden Küste von Veracruz ihn verstrickt hatte. Nicht in die Städte und die dumpfen spanischen Klöster des weiland neuspanischen Königreichs und der General-Capitania von Guatemala ladet er uns ein; in Gottes freie Natur, in die heiligen Hallen ewigen Tropengrüns sollen wir ihm folgen.

Es geht aus dem fernsten Nordwesten Mexicos, den noch selten eines Touristen Fuß betritt, gen Südosten, jedoch im Zickzack, daß wir uns bald laben an den stolzesten Fernsichten von Sierrenkämmen oder riesenhaften Vulkankegeln aus, bald im Urwalddickicht fast verlieren, bald wieder auf der Küstenfahrt die blauen Berge von hoher See her mustern.

Eines Morgens früh verfolgen wir im Osten der mexicanischen Seeregion von Jalisco auf granitischer Höhe einen Saumpfad zwischen moosbewachsenen Felsblöcken; die Gipfel um uns her glänzen schon im Morgensonnenschein weithin durch die unvergleichlich klare Luft, die Mexico eigen. Noch aber deckt dichter Nebel die Tiefe im Westen, zu der wir von kanzelartigen Vorsprüngen fast lothrecht hinabschauen:

„Wir hätten jetzt die schönste Aussicht auf den See, wenn sich der verwünschte Nebel drücken wollte", bemerkte unser Führer; „aber ich denke, wir werden bald den Südwind spüren, wenn die Sonne ein bischen höher steigt." Wir sahen den Morgenwind in den Baumkronen der untern Berghalden, ehe er unser Plateau erreichte, und als wir das nächste mal an den westlichen Abhang traten, waren die Wolken wirklich schon in Bewegung und boten eine Fernsicht auf die blauen Wälder der gegenüberliegenden Höhen und selbst einen glänzenden, obgleich nur momentanen Durchblick auf den großen See in der Tiefe. Aber als wir uns dem Westthal zum dritten mal näherten, brachte unser Vorreiter sein Pferd unwillkürlich zum Stehen und unsere Fuhrleute stiegen einer nach dem andern ab und traten an den Abhang heran. Der Schleier hatte sich gehoben. Der Fluß zu unsern Füßen (der sich unfern der Stadt Mexico entspinnende Lerma) war so breit und ebenso blau wie die Donau bei Regensburg, aber seine Ufer waren nicht grasreiche Bergterrassen, sondern thurmartige Felswände und Alpenzüge, die sich schroff bis an die Grenze des ewigen Schnees erhoben. Wo sich das Thal aber allmählich erweitert, wird der Fluß zu einem See, dessen Ufer dem Zickzack der Vorberge folgen, und weit im Westen, wo sich die beiden Gebirgszüge im rechten Winkel und auf immer trennen, dehnt sich der See zu einem Binnenmeere aus mit unabsehbaren Wasserflächen und Inseln, deren Umrisse sich in der Ferne mit den blauen Wellenlinien des Horizonts vermischen. Zu unsern Füßen war der Fluß durch einen Wald von Balsamtannen verdeckt, in dessen Wipfeln eine Colonie schwarzer Reiher nistete, und über den offenen See strichen Schwärme von Wasservögeln, die in größerer Entfernung scheinbar langsam wie Streifen silberweißer Wolken dahinzogen. Man sagt oft, daß die Welt im allgemeinen nichts von ihren größten Männern weiß, aber es ist weit gewisser, daß der Menschheit im allgemeinen die schönsten Regionen dieser Welt unbekannt bleiben. Ich bin fast gewiß, daß es in Amerika und selbst in Westeuropa Städte von 20000 Einwohnern gibt, wo nie ein Mensch in seinem Leben auch nur den Namen des Lago Chapála gehört hat, während die meisten deutschen Dorfschullehrer über das Todte Meer jede gewünschte Auskunft geben könnten. In mancher europäischen Hochschule würde ein Collegium der gesammten Facultät nicht ohne Landkarte entscheiden können, ob der Feensee des Rio Lerma in Mexico oder auf den Philippinischen Inseln zu suchen wäre. Und dennoch ist dieser schöne Lacus incognitus zehnmal größer als alle Seen des nördlichen Italien zusammengenommen.

Solchen hübschen Naturbildern pflegt der Verfasser seine Charakterphysiognomien aus der Gesellschaft der durchwanderten Länder beizufügen, die noch besser als Worte veranschaulichen. Gelangweilt wird der Leser auf keiner Seite, aber er muß Zeit haben; denn reichlich neun Zehntel des Buchs ist dramatisirte Unterhaltung mit Reisegefährten, Führern oder sonstigen Leuten, welchen der Reisende begegnet. Diese Gespräche dienen dem Verfasser in ähnlicher Weise zur lebendigen Beleuchtung seiner Gemälde wie den Historikern des classischen Alterthums die der Erzählung eingeflochtenen Reden ihrer Helden, haben aber dabei den entschiedenen Vorzug vor letztern, daß sie nicht blos erdacht sind.

Auch auf das Volksleben fällt in dieser abwechselungsreichen Folge von Augenblicksphotographien mitunter ein blitzartiges Streiflicht. So unterhalten wir uns einmal im Tabascostaat der mexicanischen Union am Südrande des großen Golfs von Mexico mit einem Franciscaner-Padre über den dort recht mangelhaften Erfolg der Mission unter den braunen Eingeborenen. Der Franciscaner sagt:

An Versuchen hat es nicht gefehlt, aber die Bestien wollen keine Vernunft annehmen, und mit Gewalt ist erst recht nichts auszurichten. Für einen Weißen ist es unmöglich, solchen Nomaden auf allen ihren Streifzügen zu folgen, und die gelegentlichen Proselyten werden in der Wildniß bald wieder zu Heiden. Pintos werden sie genannt, weil sie sich gern wie Barbierschilder bemalen, und einer unserer Missionare bekehrte oben am Rio Chiatlan ein ganzes Dorf und glaubte die Bewohner von allen Thorheiten curirt zu haben; als er sie aber nach ein paar Jahren wieder besuchte, erwischte er sie bei einem heidnischen Götzenfest, und einer der ehemaligen Kirchenvorsteher tanzte in einem dicken Anstrich von Safran und Copalfirnis.

Da fällt unser Blick auf so einen wenigstens leidlich behost abgebildeten Pintoindianer, der eben eine 3 Meter lange dicke Schlange an einen Baumstamm geknüpft hat und sie, das Tranchirmesser zwischen den Zähnen, nun in aller Gemüthsruhe abhäutet. Dazu erhalten wir eine nützliche Vorlesung über den bei uns weitverbreiteten Aberglauben, daß die Tropenbewohner alle Vegetarianer seien:

Die Pintos hätten im Interesse ihrer zeitlichen Wohlfahrt die landwirthschaftlichen Lectionen der Missionare nicht so schnell vergessen sollen. Die Missionsfelder sind jetzt mit Unkraut überwuchert und die Abzugsgräben mit Schlamm und Treibholz verschwemmt. Die Wigwame des obern Sumasinta-Flußthals ziehen hier und da ein paar Acker Maniocwurzeln oder Bananen; die Pintos im Delta aber halten sich fast ausschließlich an Fleischnahrung. Wir trafen ein paar junge Burschen, die im Palmsumpf eine fette Wasserschlange erlegt hatten — zu einem Sonntagsragout. Boafleisch ist ölig, in dünnen Scheiben halbdurchsichtig und hat eine Art Moschusgeruch, ist aber vielleicht nicht verdaulicher als unsere Schweinsbraten und Aalpasteten. Liebig demonstrirt mit meisterhafter Logik, daß sich die Hindus aller Fleischnahrung enthalten müssen, daß sie nur durch Pflanzenkost Krankheiten und physische Entartung vermeiden können; aber in

einem noch heißern Klima verschlingen die Senegambier und südamerikanischen Sumpfindianer alles, was ihnen von Fleisch in den Weg kommt, und, physisch wenigstens, ohne sichtlichen Nachtheil.

Ein enthusiastischer Verehrer der Waldes, predigt der Verfasser gern und oft über sein Lieblingsthema, daß die Welt durch das fortgesetzte Niederhauen der Wälder zur Wüste werden müsse; gewiß aber ist der Spender befruchtender Regen wesentlich der ewige Ocean, und Länder wie Persien sind nicht, wie der Verfasser meint, durch den Menschen ihres Wälderkleides beraubt worden, sondern ihrer geographischen Lage und Gebirgsumgürtung halber von jeher so waldlos gewesen wie der „far West" in Nordamerika. Doch wir verzeihen die kleine Grille dem guten Unterhalter und fühlen ihm das innige Naturgefühl nach, mit dem er uns manch schönes Stück der Neuen Welt und so am Schluß den Abschied vom Tropenlande, die Einschiffung an der innersten Bucht des Hondurasgolfs schildert:

Noch einen letzten Blick nach dem Binnenlande und den luftigen Höhen der Sierra de San-Tomas, wo eben die Sonne von Mexico die Wachtfeuer anzündet, die noch wie Gold glänzen werden, wenn die Nacht alle Thäler des Tieflandes deckt. In welchem andern Lande der Erde kann man ein solches Abendroth sehen oder solche Lichter und Schatten, wie sie hier aus einer Entfernung von 20 Stunden jede Felsenklippe zurückwirft — oder die dunkelgrünen Höhen der Küstengebirge, wo sich die Tannen so klar gegen den Himmel abzeichnen, daß man auf das Flüstern des Seewindes in ihren Zweigen lauschen möchte. Doch wir müssen uns trennen. „Adios á Mexico, Adios!" und als Antwort strahlt das Abendroth von den Bergen: die Sonne des Südens schickt uns ihren Abschiedsgruß.

Alfred Kirchhoff.

Gedichte.

1. Auf rother Erde. Gedichte von Ludwig Hinterding. Dortmund, Dreist. 1881. 12. 1 M. 25 Pf.

Ob ein gut Gedicht es war,
Das ist eben daran kenntlich,
Daran, daß es in sich wahr,
Tief und doch zugleich verständlich.
Schöne Form und schöne Wendung
Zieren freilich das Gedicht,
Doch das Zeichen der Vollendung
Liegt in Form und Wendung nicht.
Nur das Ganze wirkt gewaltig,
Wenn der Inhalt auch gestaltig (!).

In diesem „Spruche" gibt der Dichter des Büchleins „Auf rother Erde" sein ästhetisches Glaubensbekenntniß, gegen welches wir nichts einzuwenden haben. Leider vermissen wir aber in dem Büchlein die Bethätigung dieses Glaubensbekenntnisses; mit der Form findet sich der Verfasser noch leidlich ab, wenn er auch auf besondere Schönheit der Wendungen verzichtet, aber der Inhalt ist nichts weniger als „gestaltig", ob man nun unter diesem etwas absonderlichen Worte Reichthum an hohen originellen Gedanken oder plastische Anschaulichkeit verstehen will. Die Sammlung gehört in die große Kategorie des Mittelmäßigen, das sich in unsern Tagen so breit macht. Wir finden darin manches höchst Prosaische wie „Metamorphose", „Unbewußt", „Auch ein Weib"; Plattes wie „Stille Sehnsucht", zum Theil Unverständliches wie „Das schlafende Kind", und sehr viel „Heine", d. h. Nachahmungen des ungezogenen Lieblings der Musen („Du warst so jung", „Du böses Kind", „Die alte Frau", „Das jüngste Gericht").

Einige der Gedichte kann man als verhältnißmäßig gelungen bezeichnen, obwol sie auch nur wenig über das Niveau des Gewöhnlichen sich erheben; so: „Die Nacht", „Einst und jetzt", „Auf todtenstiller Heide", „Im Abendwind", „Wanderlied", „Auf dem Friedhof", „Im Walde". Vom Lenz ist bis zum Ueberdruß oft die Rede, selbst im Herbste entdeckt der Autor: „Auch nicht ein einz'ger Ton, der an den Lenz mich mahnt". Dem kölner Dom wird das tiefsinnige Epigramm gewidmet:

Ewig bleibst du, gewaltiger Dom, ein lebendiges Zeugniß,
Was zu vollbringen die Kunst Großes und Schönes vermag.

Auch stilistische Einzelheiten, unpassende Metaphern u. s. w. wären zu tadeln. So: „Der Strom fährt empor vom Wintertraum"; die Erde „reibt verschlafen sich das Angesicht"; „Das Lauten thut (!) Schön-Else"; „Höher wölbt sich das Mieder" (!). Wenn wir auch nicht so streng sind wie der Richter im „Jüngsten Gerichte", welcher zu dem Poeten sagt: „Ins Feuer mit dir ... für all deine schlechten Gedichte", so meinen wir doch, daß es gut gewesen wäre, wenn ein Theil der Gedichte vor dem Druck ins Feuer gewandert wäre.

2. Joseph II. Poetische Festgabe des deutsch-österreichischen Lesevereins der wiener Hochschulen. Wien, Konegen. 1880. Gr. 8. 2 M.

Den Herausgebern vorliegender Festschrift, zu deren Entstehung die Kaiser-Joseph-Feier Anlaß gab, ist es gelungen, eine stattliche Anzahl von Dichtern heranzuziehen. Im ganzen sind 44 Autoren vertreten, von welchen 30 Originalbeiträge beisteuerten. Außerdem wurden die auf Kaiser Joseph bezüglichen Gedichte von Denis, Herder, Klopstock, Grillparzer, Anastasius Grün u. a. aufgenommen. Was die Originalbeiträge betrifft, so darf man eben nicht außer Acht lassen, daß es sich um Gelegenheitsgedichte handelt, an welche den Maßstab strenger Kritik anzulegen nicht Gepflogenheit ist. Ein Theil der Gedichte behandelt Anekdoten aus dem Leben des großen Kaisers; der bei weitem größere feiert im allgemeinen den Charakter, insbesondere die Humanität Joseph's II. Als die besten möchten wir bezeichnen die Beiträge von Robert Byr, Cajetan Cerri, Adolf Fischhof, Klaus Groth („Dütsche Art"), Hieronymus Lorm und Johannes Nordmann.

3. Julian der Abtrünnige. Gesänge von Victor von Andrejanoff. Riga, Helms. 1881. 12. 1 M. 50 Pf.

Der Autor versucht in einer Reihe von Gesängen die Erscheinung Julian's des Apostaten, „der für die schönen Ideale ringt", poetisch zu verherrlichen. Die Gestalt Julian's ist allerdings sehr geeignet, den Mittelpunkt eines Epos zu bilden, welches den letzten Kampf zwischen der antiken und der christlichen Weltanschauung schildern müßte. Ein so hohes Ziel hat sich der Autor vorliegender Gesänge jedoch nicht gestellt, vielleicht in der richtigen Erkenntniß, daß seine dichterische Kraft nicht ausreicht, eine derartige Aufgabe zu bewältigen.

Der erste Gesang: „Liebe", schildert, wie Julian eine christliche Jungfrau, Clementia, aus Räuberhand errettet, um ihre Liebe wirbt, aber, obwol er Gegenliebe findet, von ihr abgewiesen wird, weil er nicht den „Heidenwahn abthun" will. Der zweite Gesang behandelt den Tod des Constantius und die Thronbesteigung Julian's; der dritte enthält drei Hymnen, welche Julian's Weltanschauung uns vorführen sollen. Im vierten Gesange erscheint wieder Clementia:

Noch einmal liebend dich zu warnen,
Eh' ganz die Sünden dich umgarnen.

Der letzte Gesang: „Die Perserschlacht", schildert Julian's Tod. Das Christenthum kommt ziemlich schlecht weg, einige besonders scharfe Stellen (in dem uns vorliegenden Exemplare handschriftlich eingetragen) hat die russische Censur gestrichen. Einzelne Stellen sind von poetischer Schönheit, voll Anschaulichkeit und Kraft; insbesondere die drei Hymnen verdienen Beachtung; aber daneben findet sich sehr viel Triviales und Prosaisches, auch stören Mängel der Form.

4. Der Sang vom Aerger. Von August Corrodi. Zürich, Trüb. 1881. 12. 1 M. 50 Pf.

„Beschleichet Aerger dich, soll dieses Buch entärgern dich!" steht auf dem Titelblatte. Der Autor will zeigen, wie das ganze Leben des Menschen von der Wiege bis zum Grabe eine Kette von Aergernissen ist, und er thut dies stellenweise mit Humor — er wird auch manchmal satirisch —, im ganzen aber hält er das auf dem Titelblatte gegebene Versprechen nicht. Das Gelungenste ist die erste Rhapsodie, welche die Geburt behandelt und manche Uebelstände geiselt. Der Sang ist in vierfüßigen Trochäen abgefaßt, welches Versmaß der Autor recht glücklich behandelt.

5. Rumänische Dichtungen. Deutsch von Carmen Sylva (Königin Elisabeth von Rumänien). Herausgegeben und mit weitern Beiträgen versehen von Mite Kremnitz. Leipzig, Friedrich. 1881. 12. 4 M.

Wenn das Buch bezweckte, dem deutschen Publikum Interesse für die rumänische Literatur einzuflößen, so dürfte dieser Zweck sicher erreicht werden. Allerdings trägt nicht wenig dazu der Umstand bei, daß die Uebertragung in einer Weise ausgeführt ist, welche von einer hohen poetischen Begabung zeugt. Wir müssen es uns hier versagen, näher auf die Stellung und Bedeutung der rumänischen Literatur und ihren derzeitigen Stand einzugehen; nur so viel sei erwähnt, daß — wie auch aus dieser Anthologie hervorgeht — deutscher Einfluß unverkennbar ist. Derselbe reicht aber nicht so weit, um den nationalen Charakter der rumänischen Kunstpoesie in den Hintergrund zu drängen; im Gegentheil tritt derselbe ziemlich stark hervor, wie auch tiefes patriotisches Gefühl aus den meisten Liedern spricht.

In dieser Sammlung sind sechs Dichter vertreten: Vasilie Alecsandri (mit 27 Gedichten), Eminescu (20), Negruzzi (5), Bolintineanu (3), Scherbanescu (2), Torceanu (1). Obwol Alecsandri in seiner Heimat als der bedeutendste Lyriker gilt, wird doch den Deutschen die Poesie Eminescu's mehr ansprechen; bei ersterm tritt der fremdartige nationale Charakterzug mehr hervor; letzterer wird vielfach von einer weltschmerzlichen Stimmung beeinflußt und eine pessimistische Weltanschauung spricht aus vielen Gedichten. Die von den vier andern mitgetheilten Proben gestatten kein endgültiges Urtheil über ihre Bedeutung; das Mitgetheilte zeugt freilich von schönem Talent. Einzelne Gedichte sind so reich an Schönheiten, daß jede Literatur stolz auf ihren Besitz sein dürfte.

Feuilleton.

Deutsche Literatur.

Der vierzehnte Jahrgang der „Politischen Geschichte der Gegenwart" von Wilhelm Müller (Berlin, Springer) ist vor kurzem erschienen, und zwar ebenso umsichtig und praktisch ausgearbeitet wie die frühern Bände dieses werthvollen geschichtlichen Nachschlagebuchs. Wie recht und billig, sind die deutschen Angelegenheiten mit besonderer Sorgfalt und Ausführlichkeit behandelt worden. Wir finden namentlich die Verhandlungen des Deutschen Reichstags über das Militär- und Socialistengesetz, über die Milderung der kirchenpolitischen Gesetze übersichtlich aufgeführt; auch die Feier der Vollendung des kölner Doms ist als eine Feier der Vollendung deutscher Einheit zur Darstellung gebracht. Was Oesterreich-Ungarn anbetrifft, so ist vorzugsweise der gehässige Kampf geschildert, den dort Slawen und Magyaren gegen das Deutschthum eröffnet haben und dem das Ministerium Taaffe Vorschub leistet. Hieran schließt sich eine vortreffliche Uebersicht über die beachtenswerthesten Ereignisse während des Jahres 1880 in Frankreich, England (Cabinetswechsel), Rußland (nihilistische Bewegungen), Belgien (Culturkampf), nordamerikanische Union (Präsidentenwahl) u. s. w. Unter einer besondern Rubrik sind interessante und werthvolle Reminiscenzen und Enthüllungen zu der Geschichte früherer Jahre zusammengestellt. Bequem zum Nachschlagen sind endlich die kurze Chronik und das Personenverzeichniß.

— Unter dem Titel: „Die kleine Welt" (Berlin, Paetel) bietet Rudolf Lindau drei Erzählungen: „Die kleine Welt", „Ein verkehrtes Leben", „Der Seher", welche zwar nicht durch farbenreiche Behandlung fesseln, aber durch ungesuchte Originali-

tät der Erfindung, Schärfe der Charakteristik und achtungswerthe sittliche Tendenz fesseln. Es berührt uns wohlthuend, daß der Verfasser nicht durch gehäufte Reflexionen über alles Mögliche, durch überflüssige Schilderungen und übermäßige psychologische Detailmalerei uns langweilt und den Faden der Erzählung immer wieder unterbricht. Er versteht es im Gegentheil sehr gut, in knapper Form doch anschaulich zu malen, die Entwickelung der Handlung am rechten Orte zu retardiren oder zu beschleunigen. So gibt er schließlich etwas Eigenartiges, ohne pikant und aufregend werden zu wollen; jedes fabrikmäßige Schreiben verschmähend, zeichnet er sorgfältig abgerundete Bilder, welche der Phantasie des Lesers immer noch genug Spielraum lassen, und fesselt uns durch die ansprechende Schärfe der Charakteristik ebenso wie durch die Noblesse der Gesinnung.

— M. Paul, den Verfasser der „Neuen Sphinx" und des „Silvula logogriphorum", hat ein glücklicher Gedanke bei seiner jüngsten Veröffentlichung einer neuen Räthselsammlung unter dem Titel „Thüringer Räthsel und Charaden" (Weimar, Böhlau) geleitet. Das höchst elegant ausgestattete Büchlein wird den zahlreichen Besuchern des herrlichen Thüringer Waldes ein angenehmer Begleiter auf ihrer Tour sein und bei der Rückkehr ihnen zur Erinnerung an das Gesehene und Genossene dienen. Die sinnige Art seiner Räthsel ist bekannt, auch die hübsche metrische Form, in die er sie zu kleiden versteht. Diesmal hat er den Werth des Buchs noch dadurch erhöht, daß er den Lösungen eine Anzahl von historisch-topographischen, literarischen und biographischen Erläuterungen hinzugefügt hat, die, wie er im Vorworte sagt, „dem Gedächtnisse der Leser zu Hülfe kommen und die Bedeutung der zum Gegenstand der Aufgabe gewählten Persönlichkeiten oder Ortschaften noch anschaulicher hervorheben sollen".

Bibliographie.

Andree, R., Zur Volkskunde der Juden. Mit einer Karte über die Verbreitung der Juden in Mitteleuropa. Bielefeld, Velhagen u. Klasing. 8. 5 M.

Arndts, Maria v., Il Palio. Eine Malernovelle. Paderborn, Schöningh. 8. 1 M. 50 Pf.

Aus allen Zonen. Internationale Anthologie in Etui-Blättern. Leipzig, Lenz. 64. 75 Pf.

Bernhard, L., Ueber die Idyllenpoesie mit näherer Beziehung auf Theokrit und metrische Uebersetzung einiger Dichtungen desselben. Leipzig, Friedrich. 8. 1 M.

Bintz, J., Die Leibesübungen des Mittelalters. Gütersloh, Bertelsmann. 1880. 8. 2 M. 40 Pf.

Böhm-Bawerk, E. v., Rechte und Verhältnisse vom Standpunkte der volkswirthschaftlichen Güterlehre. Kritische Studie. Innsbruck, Wagner. Gr. 8. 2 M. 40 Pf.

Boue, C., Anleitung zum Lesen, Ergänzen und Datiren römischer Inschriften mit besonderer Berücksichtigung der Kaiserzeit und der Rheinlande. Mit einer lithographirten Tafel. Trier, Lintz. 8. 1 M. 50 Pf.

Born, G. F., Caterina Cornaro, Cyperns schönste Königin, das unglückliche Opferlamm venetianischer Inquisition. Historisch-romantische Geschichte. 1stes bis 6tes Heft. Berlin, Grosse. Gr. 8. à 15 Pf.

Busch, W., Der Fuchs. Die Drachen. Zwei lustige Sachen. München, Bassermann. Gr. 8. 2 M.

Cherbuliez, V., Der Verlobte des Fräulein von Saint-Maur. Autorisirte Uebersetzung von G. Neuda. Berlin, Grosser. Gr. 8. 3 M.

Criminal-Bibliothek. Begründet von J. D. H. Temme. 1ster u. 2ter Bd. Mit Illustrationen. Leipzig, Bergmann. 8. à 75 Pf.

Dittrich, F., Regesten und Briefe des Cardinals Gasparo Contariui (1483—1542). Braunsberg, Huye. Gr. 8. 7 M. 50 Pf.

Ebrard, A., Reise in die Sevennen im Jahre 1877. Mit 4 Landschaftsbildern. Gütersloh, Bertelsmann. 1880. 8. 1 M. 50 Pf.

Ephren, A., Vier Zeitfragen in neuer Behandlung. Breslau, Hepner. Lex.-8. 2 M.

Ferschke, H., Im Rock des Königs. Erinnerungen und Geschichten aus dem Soldatenleben. Hamburg, Nolte. 8. 2 M.

Frantz, C., Die sociale Steuerreform als die conditio sine qua non, wenn der socialen Revolution vorgebeugt werden soll. Mainz, Kirchheim. Gr. 8. 3 M.

Freitag, O., Der Sperlingskrug. Novelle. Berlin, Goldschmidt. 8. 50 Pf.

Gaebeler, A., Des Namens Ehre. Drama. Hamburg, Kriebel. 8. 1 M. 50 Pf.

Ganghofer, L., und H. Neuert, Der Prozeßhans'l. Volksschauspiel. Augsburg, Schmid. 8. 1 M.

Goebel, K., Ueber den Platonischen Parmenides. Gütersloh, Bertelsmann. 1880. Gr. 8. 1 M. 20 Pf.

Grotefend, H., Christian Egenolff, der erste ständige Buchdrucker zu Frankfurt a. M. und seine Vorläufer. Gedenkblatt an die 350jährige Jubelfeier der Einführung der Buchdruckerei in Frankfurt. Mit 2 Tafeln. Frankfurt a. M., Völcker. Gr. 4. 2 M. 40 Pf.

Eine Groteske. Kassel. Hoch 4. 4 M.

Die Grundlehren der wahren Naturreligion nach Darwin und Haeckel. Moderne Dogmen für Kirche und Haus. Berlin, Stand 8. 1 M.

Günthert, J. E. v., Barbablanca. Eine Rhapsodie. Dem deutschen Volk gewidmet zur Erinnerung an sein Heer von 1870. Stuttgart, Krabbe. 8. 4 M.

Hasenclever, Sophie, geb. v. Schadow, Rheinische Lieder. Berlin, Mittler u. Sohn. 16. 3 M.

Henk, L. v., Die Kriegführung zur See in ihren wichtigsten Epochen. Berlin, Janke. Gr. 8. 6 M.

Henzen, W., Bettina de Monk. Ein modernes Schauspiel. Berlin, F. Luckhardt. 8. 1 M. 50 Pf.

Hermann, E., Ein Drama aus dem Leben. Erzählung. Berlin, Goldschmidt. 8. 50 Pf.

Hermann, G., Die Tochter des Verbannten oder das Geheimniß des Eckenstehers. Roman, nach dem Französischen bearbeitet. 1ste bis 24ste Lfg. Berlin, Bickhardt. Gr. 8. à 10 Pf.

Jahn, H. E., Ich denke Dein! Ein Buch Lyrik. Rostock, Meyer. 12. 2 M.

Jireček, Hermenegild, Geographische Dichter-Bilder. Gesammelt und herausgegeben. Wien, Hölzel. 8. 2 M. 40 Pf.

Kielland, A. L., Arbeiter. Roman. Autorisirte Uebersetzung aus dem Norwegischen von C. v. Sarauw. Berlin, Auerbach. 8. 3 M. 60 Pf.

Kindermann, C., Feldblumenstrauß. Humoristisch-plattdeutsche Gedichte, mit 6 Illustrationen. Lübeck, Schmersahl. 8. 2 M. 50 Pf.

Klee, G. L., König Rother. Ein deutsches Heldengedicht, nach der mittelalterlichen Ueberlieferung neu bearbeitet. Gütersloh, Bertelsmann. 1880. 16. 1 M. 50 Pf.

König, E. A., Verlassen! Roman. 3 Bde. Berlin, Goldschmidt. 8. 7 M. 50 Pf.

Lang, Helene, Vom Herzen zum Herzen. Gedichte. Berlin, Steinitz. 16. 1 M. 50 Pf.

Lehmann, E., Die Götterdämmerung in der nordischen Mythologie. Königsberg, Bon. Gr. 8. 80 Pf.

Die Lehrschwesternfrage. Eine Studie zur Tagesgeschichte. An der Hand einer Eingabe an die schweizerische Bundesversammlung. Basel, Schwabe. Gr. 8. 80 Pf.

Lenzen, Maria, geb. di Sebregondi, Vor einem halben Jahrhundert. Gesammelte Novellen. 4te Folge. Köln, Bachem. 8. 4 M.

— — Unter Sommerlaub und Winterschnee. Gesammelte Novellen. 5te Folge. Köln, Bachem. 8. 4 M.

Lesker, B., Irlands Leiden und Kämpfe. Mit Berücksichtigung der irischen Landfrage. Mainz, Kirchheim. Gr. 8. 2 M.

Loehnis, H., Die europäischen Kolonien. Beiträge zur Kritik der deutschen Kolonialprojekte. Bonn, Strauß. Gr. 8. 3 M.

Machanek, J., Gedichte. Wien, Rosner. 12. 4 M.

Meyer, C., Geschichte des Landes Posen. Posen, Jolowiez. Gr. 8. 12 M.

Niborn, R., Sage und Sein. Vaterländisches Schauspiel. Berlin, Freund u. Jeckel. 8. 2 M.

Osenbrüggen, E., Wanderstudien aus der Schweiz. Fortgeführt von E. Buß. 6ter Bd. Basel, Schwabe. 8. 3 M. 20 Pf.

Pabst, C. R., Vorlesungen über G. E. Lessing's Nathan. Aus den hinterlassenen Papieren desselben herausgegeben von F. Ediuger. Bern, Haller. Gr. 8. 4 M.

Palm, A., Briefe aus der Bretterwelt. Ernstes und Heiteres aus der Geschichte des Stuttgarter Hoftheaters. Stuttgart, Bonz u. Comp. 8. 3 M.

Pfeil, L. Graf v., Kometische Strömungen auf der Erdoberfläche. 2te, mit 6 Zusätzen vermehrte Ausgabe. Mit 5 Karten. Berlin, Hempel. Gr. 8. 6 M.

Pökel, W., Philologisches Schriftsteller-Lexikon. 1ste Lfg. Leipzig, A. Krüger. Gr. 8. 1 M.

Polko, Elise, Blumen und Lieder. Eine musikalische Blumensprache. Erfurt, Bartholomäus. 16. 1 M.

Reinow, M., Idealisten. Roman. Berlin, Bahlen. 8. 6 M.

Rümelin, G., Reden und Aufsätze. Neue Folge. Freiburg i. Br., Mohr. Gr. 8. 8 M.

Schneider, H., Ignoramus. Ein Blick auf die Statistik der Zukunft. Berlin, Freund u. Jeckel. 8. 60 Pf.

Schultheß, H., Europäischer Geschichtskalender. 21ster Jahrg. 1880. Nördlingen, Beck. Gr. 8. 10 M.

Streckfuß, A., Eine dunkle Vergangenheit. 2 Bde. Berlin, Goldschmidt. 8. 1 M.

Vaihinger, H., Commentar zu Kants Kritik der reinen Vernunft. Zum 100jährigen Jubiläum derselben bearbeitet. 1ster Bd. 1ste Hälfte. Stuttgart, Spemann. Lex.-8. 4 M. 50 Pf.

Varnbüler, T. v., Buchenheim. Ein Roman. Stuttgart, Krabbe. 8. 4 M.

Waitz, G., Ueber eine alte Genealogie der Welfen. Berlin, Dümmler. Gr. 4. 80 Pf.

Weyermüller, F., Harfe und Schwert. Hinterlassene Gedichte. Gesammelt von seiner Tochter M. F. W. Gotha, Schloeßmann. 8. 4 M. 80 Pf.

Widmann, J. V., Rector Müslins italiänische Reise. Zürich, Schmidt. 8. 3 M.

Winterfeld, A. v., Lustige Geschichten. 1ster u. 2ter Bd. Leipzig, Eckstein. 8. à 1 M.

Wiskowatow, P. v., Geschichte der russischen Literatur in gedrängter Uebersicht. Ein Leitfaden, nebst bibliographischen Notizen mit besonderer Berücksichtigung der neueren Literatur. Dorpat, Karow. Gr. 8. 1 M. 20 Pf.

Anzeigen.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Madagascar.

Geographie, Naturgeschichte, Ethnographie der Insel,
Sprache, Sitten und Gebräuche ihrer Bewohner.

Von

James Sibree.

Mit einem Titelbilde und zwei Karten.

8. Geh. 8 M. Geb. 9 M. 50 Pf.

Die afrikanische Insel Madagascar, eine der größten Inseln der Erde, bietet sowol wegen des räthselhaften Ursprungs ihrer Bewohner als wegen des ganz ausnahmsweisen Charakters ihrer Thier- und Pflanzenwelt den Ethnologen und Naturkundigen ein besonders interessantes Forschungsgebiet. Durch vorliegende Schilderung dieses merkwürdigen Inselandes, welche die neuesten Ergebnisse der Forschung in gewandter, fesselnder Form zur Darstellung bringt, wird die wissenschaftliche wie die populäre Reiseliteratur um einen sehr willkommenen Beitrag bereichert.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Endymion.

Von

Earl of Beaconsfield.

(Benjamin D'Israeli.)

Aus dem Englischen von Professor Dr. C. Böttger.

Drei Theile. 8. Geh. 18 M. Geb. 21 M.

Nachdem der berühmte Staatsmann und Schriftsteller jetzt aus dem Leben geschieden ist, gewinnt das letzte Werk seiner Feder, der vor kurzem erst vollendete geistvolle Roman „Endymion" noch besondern Werth; das ganze Wesen des Verfassers als Politiker wie als Novellist prägt sich darin mit so charakteristischer Entschiedenheit aus wie in keiner seiner frühern Schriften.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Das Christusbild der Apostel

und der nachapostolischen Zeit.

Aus den Quellen dargestellt von

Dr. **Daniel Schenkel.**

8. Geh. 7 M. 50 Pf. Geb. 9 M.

Als eine nothwendige Ergänzung und Weiterführung seines bekannten Werks „Das Charakterbild Jesu" veröffentlicht der Verfasser die vorliegende Darstellung des Christusbildes, wie es sich während und nach der apostolischen Zeit allmählich verschieden ausgestaltete, bis die kirchliche Dogmenbildung es in feste Formen goß. Gleich allen frühern Werken Schenkel's zeichnet sich dieses neueste durch eine Klarheit der Schreibweise aus, welche seine Untersuchungen auch für das gebildete Laienpublikum verständlich und anziehend macht.

In demselben Verlage erschien:

Schenkel, Daniel. Die Grundlehren des Christenthums aus dem Bewußtsein des Glaubens im Zusammenhange dargestellt. 8. Geh. 9 M. Geb. 10 M. 50 Pf.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Streifzüge in den Urwäldern

von Mexico und Central-Amerika.

Von

Felix L. Oswald.

Mit 76 Abbildungen in Holzschnitt.

8. Geh. 7 M. 50 Pf. Geb. 9 M.

Der Verfasser, längere Zeit Director eines Militärhospitals in Veracruz, schildert in dem vorliegenden höchst interessanten und reich illustrirten Werke seine Erlebnisse in der Alpen- und Waldregion des südlichen Mexico, seine Streifereien durch die dichten Wälder, die noch nie von einer Axt berührt worden, seine Beobachtungen der wunderbaren Fauna und Flora dieser tropischen Hochlande, endlich seinen Verkehr mit den Eingeborenen und seine Besuche in den zerstreuten Farmen und Ansiedelungen.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Der Neue Pitaval.

Eine Sammlung der interessantesten Criminalgeschichten aller Länder aus älterer und neuerer Zeit.

Begründet von **J. E. Hitzig** und **W. Häring** (Willibald Alexis).

Fortgeführt von Dr. **A. Vollert.**

Neue Serie. Funfzehnter Band. 8. Geh. 5 Mark.

Inhalt des Bandes:

Die Geheimpolizei in den Vereinigten Staaten von Nordamerika. — Vier Criminalprocesse zur Charakterisirung des Strafverfahrens, der Culturzustände, der Sitten und Gebräuche in den Vereinigten Staaten von Nordamerika. — Eine Tödtung aus Liebe. (Hessen.) 1878—79. — Der Raubmord auf dem Hohenbogen. (Baiern.) 1877. — Die Mordnacht in der Springölmühle zu Vogelsberg. (Großherzogthum Sachsen.) — Proceß Fadda. (Mord. — Rom.) 1878—79. — Marguerite Jonjean. (Mord. — Petersburg.) 1878.

Sämmtliche Criminalfälle, die in dem vorliegenden neuen Bande dieses beliebten Werks mit gewohnter Sachkunde dargestellt sind, gehören der neuesten Zeit an, und jeder einzelne derselben bietet eigenthümlich fesselnde juristische wie psychologische Momente.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Der Magnetismus

mit seinen mystischen Verirrungen.

Culturhistorischer Beitrag zur Geschichte des deutschen Gaunerthums.

Von

E. Ch. Benedict Avé-Lallemant.

8. Geh. 4 M.

Eine quellenmäßige Geschichte des sogenannten thierischen Magnetismus oder Hypnotismus und der im Namen desselben verübten Täuschungen und Schwindeleien von den ältesten Zeiten bis zur Gegenwart, dargestellt von dem Verfasser des berühmten Werks „Das deutsche Gaunerthum in seiner socialpolitischen, literarischen und linguistischen Ausbildung" (4 Bde. Preis 30 M.).

Verantwortlicher Redacteur: Dr. **Rudolf von Gottschall** in Leipzig. — Druck und Verlag von **F. A. Brockhaus** in Leipzig.

Blätter

für

literarische Unterhaltung.

Herausgegeben von Rudolf von Gottschall.

Erscheint wöchentlich. — Nr. 32. — 11. August 1881.

Inhalt: Metternich's Memoiren. Von Walter Rogge. — Italienische Renaissance. Von Siegmund Feldmann. — Romane und Novellen. — Vierordt's Lieder und Balladen. Von Friedrich von Goeler-Ravensburg. — Feuilleton. (Ausländische Literatur.) — Bibliographie. — Anzeigen.

Metternich's Memoiren.

Aus Metternich's nachgelassenen Papieren. Herausgegeben von dem Sohne des Staatskanzlers, Fürsten Richard Metternich-Winneburg. Geordnet und zusammengestellt von Alfred von Klinkowström. Autorisirte deutsche Originalausgabe. Dritter und vierter Band. — A. u. d. T.: Friedens-Aera. 1816—1848. Erster und zweiter Band. Wien, Braumüller. 1881. Gr. 8. 24 M.

Der Kriegslärm war verklungen, auch die Arbeit des Wiener Congresses beendet; der gewaltigen Zeit der Napoleonischen Kämpfe folgte die Pygmäen-Aera der Reaction. Wenn aber die beiden ersten Bände der Memoiren die Riesengröße des Vorwurfs für sich hatten, so behandeln die beiden folgenden dafür eine Periode, die der Großkophta des Conservatismus absolut beherrschte und über die der Historiker außerdem jeden authentischen Beitrag an Material dankbar hinnehmen muß, da die Weltgeschichte nach einer Epoche voll lärmender Oeffentlichkeit sich nunmehr in der geheimnißvollen Stille der Cabinete und am grünen Tisch diplomatischer Conferenzen abspielte. Ganz besonders gilt das von den drei Lustren, welche diese beiden Bände umfassen und in denen das εὐφημεῖν χρή nach jeder Richtung hin die Losung bildete — von 1815 bis 1829, d. h. vom Schluß des Wiener Congresses bis zum Frieden von Adrianopel, oder bis an den Vorabend der Julirevolution, die denn doch wieder ein häßliches Loch in das System des Fürsten riß. Aeußerlich wie innerlich, zeitlich wie dem Causalnexus nach zerfallen auch diese drei Lustren in ebenso viele Abschnitte von ziemlich gleicher Länge.

Im ersten Lustrum hat er noch viel Mühe und Aerger, um der Contrerevolution nach den vorangegangenen Aufregungen zum Siege zu verhelfen. Hardenberg in Preußen, der Großherzog von Weimar und die süddeutschen Staaten, namentlich Würtemberg, widerstreben, bis ihn am 23. März 1819 Sand's Frevelthat zum obersten Gesetzgeber in Deutschland macht. „Wohin gar die Verrücktheit Kaiser Alexander's noch führen kann", sagte er einmal, „ist vollends schwer zu begreifen. In Italien wirbt er die Jakobiner und in Europa die Sekten an; heute, wo er das Protectorat der Bibelgesellschaften angenommen, haben die Menschenrechte den Bibellesern Platz gemacht." Aber Kotzebue's Ermordung, die Revolutionen auf der Pyrenäischen und Apenninischen Halbinsel stimmten auch den Zaren um: was der Aachener Congreß 1818 begonnen, das vollendete 1820 der Troppauer Congreß, und 1822 von dem Congreß zu Verona konnte Metternich gar schon nach Hause schreiben: „Meine Beziehungen zum Kaiser von Rußland sind die intimsten, was sie eben für die Ruhe der Welt sein müssen; er glaubt an mich gerade wie mein Kaiser es thut, und die Geschäfte gewinnen dabei, was sie bei keiner andern Combination gewinnen könnten." Also: von 1815—20 Ringen Metternich's um seine Führerschaft als Sarastro der deutschen und europäischen Reaction; von 1820—25 die Gewalt des Kanzlers im Zenith, nachdem Alexander auch Kapodistria hat in Ungnade fallen und sich bewegen lassen, sogar die griechische Insurrection als eine Rebellion preiszugeben. Da jubelt Metternich, noch ehe er nach Verona geht, laut auf „über den vollständigen Sieg, den vielleicht je ein Cabinet über ein anderes davongetragen" ... „wir sind heute von einer schwer zu berechnenden Stärke". Auch Kaiser Franz meint: „Der Sieg, den Sie hier davongetragen, ist vielleicht der schwerste und schönste Ihres Ministeriums, wofür ich Ihnen nicht genug danken kann." Und nochmals triumphirt der Kanzler: „Solange die Politik in einer erleuchteten Form geführt wird, hat sich wol niemals ein Cabinet so schwer compromittirt als das russische. Das große Werk Peter's des Großen und aller seiner Nachfolger hat das heutige russische Cabinet mit Einem Schlage vernichtet. Alles ist hier auf einer neuen Basis, und das, was Rußland an moralischer

Kraft verliert, gewinnt die Pforte. Wir haben ihr Dienste geleistet, die sie nie uns genug lohnen kann, und unser wie der englische Einfluß werden sich erhalten." Aber dieser Glanz endete mit dem Tode Alexander's im December 1825, mit Nikolaus' Thronbesteigung und mit dessen Befehdung der Türkei. Trübselig mußte Metternich gestehen, daß die große conservative Allianz „sich doch eigentlich nur bis zum Verscheiden Alexander's als wirklich bestehende Thatsache behauptet" habe, und 1829 gelegentlich des Friedensschlusses von Adrianopel das melancholische Bekenntniß hinzufügen: „Die Complication im Orient wurde durch die natürlichen Fortschritte der russischen Macht und die ungeheuern Misgriffe der mit ihr verbundenen Höfe herbeigeführt. Rußland aber würde sich nie so leicht in ein schwer zu begrenzendes Unternehmen eingelassen haben, wenn es mehr Rücksicht auf Oesterreich nehmen zu müssen geglaubt hätte." Welch eine Threnodie zu dem Päan von 1822!

So bildet denn das Lustrum von 1825—29 für Metternich's Herrlichkeit schon die erste Stufe des Niedergangs. Ungefähr dem entsprechend sind denn auch diese beiden Bände in drei Bücher eingetheilt, das vierte bis sechste des ganzen Werks; Buch 4 umfaßt „Die Regelung der innern Organisation des Reichs"; Buch 5 „Das Lustrum der Congresse"; Buch 6 „Die orientalischen Wirren".

Schon in seinem Vortrage vom 27. October 1817 an den Kaiser Franz über die Organisation der Centralverwaltung findet Metternich in der Wahrung des föderativen Charakters, den der Monarchie ihre Zusammensetzung aufdrückt, das beste Mittel, Oesterreich vor allen constitutionellen Experimenten zu bewahren. Den eigentlichen Kern seiner Anschauung trifft der Satz: „Der fehlgeschlagene Versuch und besonders der ganze Rücktritt aus demselben des Kaisers Joseph erschwert die Sache dergestalt, daß ich nach Pflicht und Gewissen ein vollkommenes, durch einen Gewaltstreich auszuführendes Fusionssystem der einzelnen Bestandtheile der Monarchie als eine leere und um so gewagtere Hypothese betrachte, als ein ähnliches Unternehmen nothwendig die Idee einer Centralrepräsentation der Nation (so widersinnig dieselbe an und für sich unter den gegebenen Verhältnissen auch immer sein möchte) zur Sprache bringen würde." Ganz wie funfzig und sechzig Jahre später Belcredi, Hohenwart und Taaffe, betrachtete also auch Metternich den Reichthum Oesterreichs an „interessanten Nationalitäten" als die beste Abwehr alles liberalen oder gar parlamentarischen Unwesens. Im wesentlichen in Uebereinstimmung mit den Vorschlägen des Kanzlers wurde denn auch ein Ministerium des Innern ins Leben gerufen, dem vier Hofkanzleien für die Länder der böhmischen Krone, für Lombardo-Venetien, für Galizien und für Oesterreich-Illyrien unterstanden, um ohne jede constitutionelle Zuthat die nothwendige Centralisation und Decentralisation miteinander zu vereinen. Ungarn und dessen Nebenländer ließ Metternich vorläufig ganz aus dem Spiel, weil dort „mit Zeit und Gelegenheit, mit kalter Uebersicht und unbefangener Ruhe dem großen Werk einer möglichen Civilisation des Landes — denn hiervon könne vorläufig erst die Rede sein — mit der gemessensten Folge vorgearbeitet werden müsse". Diese Nothwendigkeit klar zu erkennen, sei Metternich keineswegs dadurch behindert, daß er sich 1811 gegen die Beseitigung der ungarischen Verfassung im Wege eines Gewaltstreichs ausgesprochen, die damals den Sturz der Monarchie hätte bewirken müssen, oder doch jede Kraftäußerung derselben im Jahre 1813 unmöglich gemacht haben würde. Allein auch in der Beschränkung auf die Erblande ist doch der Metternich von 1817 immer noch ein anderer als jener der Congreß-Aera. Mit der Creirung eines Ministeriums des Innern sind seine Reservegedanken keineswegs abgeschlossen: er will auch die Provinzialstände reorganisiren und aus diesen Körperschaften eine Centralrepräsentanz Oesterreichs, einen Reichsrath schaffen. In einem Aufsatz aus weit späterer, aus der Ferdinandeischen Zeit — das genaue Datum war nicht zu ermitteln — sagte der Fürst hierüber:

In den Theilen bestanden ständische Repräsentationen, im Centrum mußte sonach auch eine geschaffen werden. Damals (1817) war, ungeachtet der von einer solchen Aufgabe unzertrennlichen Schwierigkeiten, die Sache im Vergleich mit der heutigen Lage der Dinge eine leichter zu begrenzende. Ich trug sonach neben einer Revision der ständischen Verhältnisse auf die Bildung eines Reichsraths an, welcher im Centrum, aus vom Kaiser zu ernennenden Beisitzern bestehend, durch Abgeordnete der ständischen Körper zu vervollständigen sei. Der Competenz dieses neu zu schaffenden Centralpunktes sollte die Prüfung des Budgets und jener Gesetze unterliegen, welche auf das Allgemeine passen. Kaiser Franz sah die Wichtigkeit der Sache ein, verschob aber deren Prüfung von Jahr zu Jahr, als er nach seiner Genesung von der schweren Krankheit, die er im Jahre 1827 bestanden hatte, nun seinen festen Entschluß eröffnete, meinen Antrag in Ueberlegung nehmen zu lassen. Am Ende des Jahres 1834 erklärte mir der Kaiser, daß er sich Vorwürfe mache, meinem Antrage keine Folge gegeben zu haben; daß aber vor Ende des Jahres 1835 der Ausspruch gefällt sein müsse; zwei Monate später war er nicht mehr.

Der Herausgeber erklärt, der betreffende Vortrag sei unauffindbar gewesen, was nach einer achtzehnjährigen dilatorischen Behandlung nicht zu verwundern sei. So cavalièrement ist die Sache aber doch nicht abzuthun; denn es bleibt immer die Frage unbeantwortet, wie es denn zugegangen, daß das famose Actenstück auch nicht seine Auferstehung in jenen dreizehn Jahren gefeiert, in denen nach Franz' I. Tode Metternich zusammen mit dem Erzherzog Ludwig und dem Grafen Kolowrat statt des Kaisers Ferdinand regierte? Die Frage ist keine müßige, da Metternich schon ein Jahr später vom Aachener Congreß aus am 14. November 1818 an den preußischen Minister Fürsten Wittgenstein ein vertrauliches Schreiben richtete, in dem es unter anderm wörtlich hieß:

Nach meiner innigsten Ueberzeugung sollte der König nie weiter gehen als bis zur Errichtung von Provinzialständen in einer sehr genau zu erwägenden und zu bestimmenden Form. Wenn sich in meiner beiliegenden Ausarbeitung die Idee einer

aus den ständischen Körpern gezogenen Centraldeputation entwickelt findet, so ist dies geschehen, weil sich eine ähnliche Idee bereits in der königlichen Proclamation, die zur Kenntniß des Publikums gelangt ist, ausgesprochen findet (es ist das kalischer Manifest gemeint), und weil diese Modalität noch die einzige und letztmögliche ist. Außer ihr ist alles die reine Revolution. Führt diese beschränktere Idee nicht auch zur Revolution? Diese Frage erwäge der König tief, bevor er sie entscheidet.

Und nun gar erst acht Monate später, als im März 1819 die Ermordung Kotzebue's dazwischengekommen war! Am 29. Juli 1819 sagte Metternich zu Friedrich Wilhelm III. in Teplitz:

Die ganze Sache beschränkt sich auf Einen Satz. Sind Ew. Majestät entschlossen, keine Volksvertretung in Ihrem Staate einzuführen, der sich weniger als irgendein anderer dazu eignet, so ist die Möglichkeit der Hülfe vorhanden; außer derselben besteht keine andere. Sie können Ihr Versprechen im Sinne derselben lösen: hätten Sie sogar das Gegentheil versprochen, so paßt die heutige Stunde nicht mehr zu der verflossenen.

Kaiser Franz aber sagte noch viel knapper zu Metternich's Bericht über diese seine Audienz bei Friedrich Wilhelm III.:

Das Beste wäre, daß jene Staaten, die noch keine ständischen Verfassungen haben, mit Ertheilung derselben zögern und gegenwärtig nichts davon reden sollen, um die ohnehin schwierigen Menschen nicht wieder in Bewegung zu setzen, da sie schwerlich mit einer ständischen Verfassung, wie sie in Ihrem Vortrage gemeint ist, zufrieden sein werden; die Theilnahme an der Gesetzgebung einzuräumen, finde ich bedenklich; ebenso die in Preußen angetragene Versammlung von Abgeordneten der verschiedenen Provinzialstände.

Mag danach der Leser selbst ermessen, wie sehr dem Kanzler die Errichtung einer Centralrepräsentation am Herzen gelegen haben mag oder wieweit die Erledigung der Sache gefördert worden wäre, wenn Kaiser Franz wirklich noch zehn Monate länger „bis Ende des Jahres 1835" gelebt hätte.

Wie ungemein groß übrigens selbst bei dem bedeutendsten der constitutionellen süddeutschen Staaten die Bereitwilligkeit war, in das Lied einzustimmen, das ihnen von Wien her vorgesungen ward, zeigt der Bericht Gentz' über eine Mission, mit der er nach München geschickt war, um der dortigen Regierung den Standpunkt auseinanderzusetzen, welchen Metternich der Revolution Neapels gegenüber einnehme. Gentz schreibt dem Fürsten aus Salzburg vom 1. August 1820, König Max habe die österreichische Declaration „mit unverhohlenem Bravo aufgenommen" und weiter geäußert: „Die Standhaftigkeit Sr. Majestät des Kaisers, seine Gleichförmigkeit in guten und bösen Tagen sei ihm längst bekannt; und wie der Kaiser über solche Skandale, wie die Revolution in Neapel denke, das könne er (der König) sich leicht vorstellen — wir müßten alle Gott danken, daß wir einen solchen Vormann wie den Kaiser noch in Deutschland hätten." Er (der König) sei aber so wenig ein Freund von Constitutionen als der Kaiser; und wenn der ... Wiener Congreß von 1815 ihm nicht sein ganzes Spiel verdorben hätte, so würde er sich gewiß nie auch nur so weit eingelassen haben. Indessen sei er gottlob mit einem blauen Auge davongekommen, und nun solle ihn auch der T..... keinen Schritt weiter führen. Der König that dann „unter anderm an Gentz die sonderbare Frage, ob er nicht glaube, daß der Kronprinz von Neapel unmittelbaren Antheil an der Verschwörung gehabt habe"? Gentz versicherte, nicht das Mindeste davon gehört zu haben, worauf der König sehr bedeutsam erwiderte: „Ich glaube es ganz sicher, und das schon darum, weil mein Herr Sohn (der spätere König Ludwig), der, wie Sie wissen, auch die liberalen Grundsätze liebt, mir gar zu viel Gutes von ihm gesagt hat." Der Minister Graf Rechberg erklärte später „mit Thränen im Auge" dem Abgesandten Metternich's:

Ich fange damit an, mich selbst zu executiren; funfzehn Jahre habe ich, von alten Vorurtheilen besessen, Oesterreich als Feind gegenübergestanden; ich klage mich an, aber ich entschuldige mich auch — meine Ansicht war der Reflex von der, welche allgemein in meinem Vaterlande herrschte.... Es ist eins der unsterblichen Verdienste des Fürsten Metternich, daß er nicht nur Baiern, sondern Deutschland überhaupt den wahren Charakter der österreichischen Politik zuerst verständlich gemacht hat. Jetzt noch in Oesterreich etwas anderes als eine wohlthätige und schützende Macht erblicken, hieße gegen alle Vernunft und gegen unser klarstes Interesse kämpfen. Nur mit Oesterreich kann Baiern hinfort stehen oder fallen. Wir, wenigstens alles, was rechtlich unter uns denkt, wir erkennen das mit lebendigem Gefühl; wir wünschen es mit hundert Stimmen aussprechen zu können. Inwiefern andere deutsche Höfe diese Gefühle mit uns theilen, kann ich nicht bestimmen; aber die Erkenntniß theilen sie alle; und selbst Würtemberg kann sich nicht verbergen, daß es ohne Oesterreich nicht lange bestehen würde.

Diese Hingebung der bairischen Regierung an den wiener Hof war um so charakteristischer, als erst vier Jahre zuvor der Münchener Tractat über die definitive Abtretung des Innviertels an Oesterreich nicht ohne diplomatische Drohungen, ja selbst nicht ohne einiges Säbelgerassel zu Stande gekommen war. Dessenungeachtet entsprach selbst im Jahre 1866 noch die Haltung Baierns und Süddeutschlands überhaupt durchaus der hier gegebenen Directive. Der Ausgang der Gentz'schen Mission nach München aber war für Metternich um so erfreulicher, als er während der ganzen Dauer der wiener Ministerialconferenzen — vom October 1819 bis zum Mai 1820 — nicht ohne Sorge gelebt, wie er den Widerstand der bairischen und würtembergischen Stände bewältigen werde.

„Die Redactionen werden der Ratification der Höfe vorbehalten bleiben müssen", schrieb der Kanzler noch Ende Januar 1820; „möglich, ja wahrscheinlich, daß bei der Gelegenheit Baiern und Würtemberg noch werden Seitensprünge machen wollen; aber es wird ihnen nichts übrigbleiben, als beizutreten." Er tröstete deshalb auch den Grafen Rechberg:

Ich habe Sorge getragen, die Interpretation des Art. 13 (über die Verleihung landständischer Verfassungen) zu beschleunigen; denn ich habe die Nothwendigkeit erkannt, bei euch wie in Würtemberg die einzige Opposition zu beseitigen, die auf einer scheinbar gerechten Grundlage hätte fußen können. Euere Verfassung ist ohne Zweifel die wenigst schlechte unter denen,

die Süddeutschland verliehen sind; während meiner Meinung nach die würtembergische nicht marschiren kann. So schlimm steht es bei euch nicht: wenn ihr die euere behaltet, ist es kein positives Unglück, und ihr könnt noch viel daran in die Richte bringen, wenn ihr ein kräftiges Reglement (réglement vigoureux) macht. Ich habe dabei ganz besonders eine der schwersten Verwickelungen im Auge, welche die modernen Constitutionsformen darbieten: die Oeffentlichkeit der Sitzungen und die stenographischen Protokolle. Ich behaupte, kein monarchischer Staat, der weniger als zehn bis zwölf Millionen Seelen zählt, kann dabei bestehen. In den eng begrenzten Staaten sitzen die Leute zu nahe beisammen; die Beleidigungen sind zu stechend und werden durch keine andern Einflüsse verwischt, weil die Ziele des Ehrgeizes gar zu kleinlich sind. Ich gestehe, soweit es sich um den Ehrgeiz handelt, würde ich es bei weitem vorziehen, die Rolle des liberalen Deputirten Liebenstein, als die des Ministers Berstett in Karlsruhe zu spielen.

Der famose Artikel 13 der Bundesacte wurde denn auch durch Artikel 57 der Wiener Schlußacte von 1820 dahin erklärt, daß der Bund aus „souveränen Fürsten" bestehen und demgemäß „die gesammte Staatsgewalt in dem Oberhaupte des Staats vereinigt bleiben" müsse. Artikel 59 fügte dann noch hinzu: „Die Geschäftsordnung habe dafür zu sorgen, daß die gesetzlichen Grenzen der freien Aeußerung weder bei den landständischen Verhandlungen selbst, noch bei deren Bekanntmachung durch den Druck auf eine die Ruhe des einzelnen Bundesstaats oder des gesammten Deutschlands gefährdende Weise überschritten werden." Der Bundesbeschluß vom April 1836 verschärfte diese Mundsperre gar noch dahin, daß „Nachrichten und Berichte über Verhandlungen deutscher Ständeversammlungen nur aus öffentlichen Blättern und aus den zur Oeffentlichkeit bestimmten Acten des betreffenden Bundesstaats in die Zeitungen und periodischen Schriften der andern Bundesstaaten aufgenommen werden dürften". Mit Baiern ging denn auch alles ganz glatt von statten: „Lassen Sie einige Narren schreien und genießen Sie Ihres Triumphs in Frieden", schrieb Metternich an den Grafen Rechberg. Anders war es mit Würtemberg. „Der stuttgarter Hof", berichtete Metternich am 31. März 1820 dem Kaiser Franz, „will die wiener Berathungen nicht zu einem festen, abgeschlossenen Werk gedeihen lassen, sondern dieselben als bloße Vorarbeiten zur Vervollständigung auf dem Bundestage ansehen." Neben dem souveränen Selbstbewußtsein, das den König den beiden deutschen Großmächten gegenüber beseelte, war hierbei auch eine gute Dosis Komödiantenthums im Spiel. Denn, wie Metternich weiter berichtet, hatte schon auf den Karlsbader Conferenzen (August 1819) der würtembergische Bevollmächtigte beinahe alle seine Anträge mit dem Beisatz geendet, „daß sie jedoch von den übrigen Bundesgliedern gefaßt und seinem königlichen Herrn imponirt werden müßten". Zu dem Zweck habe auch der würtembergische Gesandte in Wien, Graf Mandelslohe, von militärischen Demonstrationen, von Zusammenziehung österreichischer Truppen in Tirol und preußischer am Niederrhein gesprochen. So habe der König sich im verflossenen September benommen, als der Bundestag die Karlsbader Beschlüsse über Einführung der Censur, Einsetzung der mainzer Untersuchungscommission, Ueberwachung der Universitäten bestätigte; so bei dem Besuch seines Schwagers, des Zaren, in Warschau; so seit seiner Rückkehr nach Stuttgart: „Es steht außer allem Zweifel, daß der König von Würtemberg planmäßig handelt; er hat einen Versuch gemacht, der ihm aber nicht gelingen soll — hierzu genügt die Festigkeit Ew. kaiserlichen Majestät und der vortreffliche Geist, der die sämmtlichen übrigen Regierungen und deren Abgeordnete beseelt." An seinen Vertrauten, Neumann, bei der kaiserlichen Gesandtschaft in London, schreibt daher auch der Kanzler triumphirend: man werde endlich begreifen, daß „der Bund eine Einheit (unie) und der Bundestag nicht seine Herrin (souveraine) sei; daß gewisse Verschiedenheiten zwischen dem monarchischen Deutschen Bunde und der republikanischen schweizer Eidgenossenschaft bestehen; daß der Canton Basel keine Aehnlichkeit mit Baiern oder Preußen darbietet, und daß sogar die Rolle des dirigirenden Landammanns nicht diejenige des Kaisers von Oesterreich ist". Dem würtembergischen Minister Winzingerode zeigte der Kanzler am 21. März kurz und bündig an, daß „sich keiner der Bevollmächtigten zu einer nochmaligen Berathung über dieses Werk auf dem Bundestage herbeilassen werde" — und schloß ein zweites Schreiben von gleichem Datum an denselben mit der pathetischen Mahnung:

Sie sagen mir, ich solle gefälligst nicht vergessen, daß Sie bei sich zu Lande eine Verfassung und verantwortliche Minister haben. Ich sehe in dem Hinweise auf die Constitution und Ministerverantwortlichkeit nichts, was auf die vorliegende Frage Bezug hätte. Die Verfassungen befinden sich im Rahmen des Bundes, nicht außerhalb desselben, nicht darüber. Die Verantwortlichkeit der Minister kümmert den Bund nicht. Sie sind verantwortlich für die Verwendung Ihrer Staatsgelder und für die Acte Ihrer Verwaltung. Wenn Sie zugeben, daß der Bund unter dieser Verantwortlichkeit in seinem Lebensprincip leiden kann, so müssen Sie wenigstens eben diesem Bunde das Recht einräumen, die Minister zu ernennen. Fragen Sie doch bei Ihren sogenannten Volksfreunden an, ob sie mein Axiom nicht gerecht finden: sie werden bereit sein, Ihnen im bejahenden Sinne zu antworten. Aber was wird aus der Souveränetät Ihres Königs werden, wenn sie sich auflöst (va se foudre) in dem Deutschland der Jahn und Arndt?

Diese Predigt wirkte ... für diesmal; am 14. Mai 1820 langte die Zustimmung Würtembergs zur wiener Schlußacte an, die nunmehr am 8. Juni durch den frankfurter Bundestag zum Gesetz für Deutschland erhoben werden konnte. Gleich am 14. Mai berichtete Metternich aus Wien dem in Prag weilenden Kaiser:

Mit dem hier zu Ende gediehenen Werke ist das Größte geschehen, was heute geschehen konnte. Zur Stunde sehe ich bereits die Folgen, welche die Correctheit unsers Ganges täglich mehr entwickeln wird. Die sämmtlichen Minister bereiten sich zur Abreise; und es ist nicht Einer, der heute nicht von mir wirkliche Instructionen über den künftigen, von seinem Hofe einzuhaltenden Gang sowol in administrativer als politischer Hinsicht verlangte. Ein Wort, von Oesterreich gesprochen, wird in ganz Deutschland unverbrüchliches Gesetz sein. Nun erst werden die karlsbader Maßregeln (die der Bundestag am 20. September

1819 zum Gesetz erhoben) in ihr wahres Leben treten und alle diejenigen, welche zur Ruhe in Deutschland erforderlich sind, sich ganz natürlich anschließen.

Am 17. Mai erwidert Kaiser Franz aus Prag: „Dient zur angenehmen Wissenschaft und erwarte ich Sie mit wahrem Vergnügen.“ Als dann nun noch infolge des Troppauer und Laibacher Congresses Ende 1820 und Anfang 1821 die Niederwerfung der Revolutionen in Neapel und Piemont fast spielend gelang, konnte Metternich im Spätherbst 1821 von seiner Reise in Nord- und Westdeutschland schreiben:

Ich genieße die Langeweile wie die Monarchen in Anbetracht der Höfe, die mich feiern, und die eines Wahrsagers, weil jedermann mich um Rath fragt. Seitdem ich so glücklich war, die Carbonari vertilgen zu lassen, glaubt man, ich brauchte nur zu erscheinen, um alles umzubringen, was dem einen oder dem andern im Wege ist. Jegliche Regierung ist heutzutage krank, und alles aus eigener Schuld: seit meinen deutschen Conferenzen sehen Sie mich als den obersten Gesetzgeber Deutschlands an und seit 1821 als den Vertilger der Revolutionäre; jeder bittet mich, ihm die seinigen umzubringen, oder ihm wenigstens mein Receept mitzutheilen.

Walter Rogge.

(Der Beschluß folgt in der nächsten Nummer.)

Italienische Renaissance.

Wie der gläubige Orientale nach Mekka blickt, wo seine Vergangenheit ruht und seine Zukunft erstehen soll, so sieht der moderne Bildungsmensch nach Italien und seinen zwei Jahrhunderten der Renaissance. In diesem goldenen Zeitalter findet er alle Elemente seines geistigen Lebens und Bedürfens: die naive Hingabe an ideale Vorstellungen und die unerbittliche Kälte des Forschers, die Begeisterung für die antike Welt und das Verständniß für die moderne, reale, auf andern Grundlagen sich erhebende. In der Beobachtung des Kampfes dieser entgegengesetzten Strömungen, im Verfolg ihrer theilweisen Ausgleichung und Versöhnung wird sich das Kind unsers Jahrhunderts erst recht seiner eigenen Ziele bewußt und in die richtige Mitte zwischen der unfruchtbaren bedingungslosen Anbetung des Alterthums und dem zerfressenden Materialismus der Gegenwart geschoben. Man kann daher getrost behaupten, daß das Studium keiner Geschichtsepoche für die Bildung des Charakters so hohen praktischen Werth besitze wie das der italienischen Renaissance. Es ist also nicht zu verwundern, wenn sich von Jahr zu Jahr die Adepten mehren, und der Pfad, welchen für Deutschland Rumohr, dann J. Burckhardt und G. Voigt angebahnt, heute bereits zur breiten Heerstraße geworden ist, auf welcher zahlreiche Gelehrte und Halbgelehrte ihre Hippogryphen tummeln. Die Schreibseligkeit auf diesem Gebiete braucht uns keine Angst einzuflößen. Das Werthlose wird schon am Tage seines Erscheinens in den wohlverdienten Ruhestand treten, das Gehaltvolle den Platz behaupten und als treibender Keim weiter wirken. Der Kritik erwächst nur die Pflicht, solche Bestrebungen nachdrücklichst zu unterstützen.

Das Jahr 1879 brachte uns zwei sehr dankenswerthe Beiträge zur Kenntniß der Renaissance Italiens. Der eine ist Hubert Janitschek's Büchlein: „Die Gesellschaft der Renaissance in Italien und die Kunst“, zweifellos die inhaltreichste und bedeutendste Leistung seit Burckhardt's großem Werke; der zweite hat einen berühmten Literarhistoriker zum Autor. Von dem Buche des letztern wollen wir heute sprechen.

1. Italienische Studien. Zur Geschichte der Renaissance. Von Hermann Hettner. Mit 7 Tafeln in Holzschnitt. Braunschweig, Vieweg u. Sohn. 1879. 8. 9 M.

„Wie die Literaturgeschichte, so ist auch die Kunstgeschichte wesentlich Geschichte der Ideen und ihrer künstlerischen Formen“, meint der Verfasser, und führt uns in einer Anzahl äußerlich nicht zusammenhängender Abhandlungen Meister und Werke italienischen Ursprungs vor, in welchen die Zeitideen am deutlichsten und schärfsten hervortreten.

„Zur Streitfrage über Niccolo Pisano“ heißt der erste Aufsatz. Nachdem Hettner die Hinfälligkeit von Crowe's und Cavalcaselle's Ansicht über die Herkunft Niccolo's und seines Stils aus Süditalien nachgewiesen, wobei er sich auf Dobbert's treffende Ausführungen über denselben Gegenstand („Niccolo Pisano und sein Stil, 1873“) stützt, hebt er die Einwirkungen der auf altem etruskischen Boden gewiß noch zahlreich erhaltenen etruskischen Sculpturen auf den Meister hervor und führt aus, wie diese localen Einflüsse sich schon in den Werken einiger Vorgänger Pisano's bemerkbar machen. In dankenswerther Weise hat der Verfasser die Beweisführung, in der sonst kein neues Moment auftaucht, durch einen kurzen Excurs bereichert, welcher die typische Ausgestaltung der Kanzel in Anlage und Decoration und deren Verschiedenheit in Toscana einerseits, in Unteritalien andererseits schildert.

Die zweite Studie: „Der Ursprung der Renaissance“, beschäftigt sich am Anfange naturgemäß mit Petrarca und Boccaccio und deren Verdiensten. In der Parallele, welche der Autor hier zwischen den beiden großen Italienern und den Stürmern und Drängern des 18. Jahrhunderts zieht, weiß derselbe in der That manche verwandte Merkmale und Motive aufzudecken; doch scheint er uns diese Parallele etwas zu consequent durchzuführen. Hettner spricht mit Begeisterung von Boccaccio's „Filostrato“ und seinen übrigen Dichtungen und hebt mit Recht hervor, daß die epischen Arbeiten dieses Dichters einen ausgesprochenen lyrischen Zug haben. Der alte Chronist, dem die nackte Begebenheit alles gilt, ist also todt, und Boccaccio in

gewissem Sinne auch hierin der Ahnherr der modernen Erzählung, die alles Stoffliche subjectiv verarbeitet und dasselbe mit Tropfen vom eigenen Herzblut versetzt. Die „Fiammetta" nennt Hettner ganz und gar ein Kind modernster Empfindsamkeit, deren Ursprung wir meist in Sterne und Rousseau und Goethe suchen! Die beiden letzten Kapitel dieses Abschnitts: „Die Monumentalität der Kunst" und „Der Kampf um Formensprache und Technik" ergänzen das vorhergehende, indem sie das langsame Losringen auch der bildenden Künste von der mittelalterlichen Tradition vorführen. Daß mit der Erweiterung des künstlerischen Stoffgebiets auch die Darstellungsmittel wachsen, die Technik sich vervollkommnen muß, ist nur eine natürliche Folge.

Auf ein sehr interessantes Gebiet begibt sich Hettner in den nachfolgenden Studien, welche den Gesammttitel „Die Dominicaner in der Kunstgeschichte des 14. und 15. Jahrhunderts" tragen. Der Verfasser geht hier von der Anschauung aus, daß die Kunst der Dominicaner, aus deren Orden so viele Maler hervorgegangen, ihrem Gedankeninhalte und Geiste nach eine specifische Ordenskunst sei und als solche sich von dem Gesammtbilde der christlichen Kunst abhebe. Nicht die naiv-poetischen Aeußerungen der Legende, sondern die Lehrsätze der Kirche werden in den Dominicanerwerken verklärt und dargestellt; in ihnen zeigt sich eine dogmatische Tendenz und als deren Träger der Gründer dieses Ordens, der heilige Thomas von Aquino und dessen Philosophie. Diese Eigenart weist das Buch nun an den Altarbildern Traini's und Orcagna's, an dem Freskencyklus der spanischen Kapelle in St.-Maria Novella zu Florenz, selbst an Fiesole, der doch ganz erfüllt war von poesievoller Innerlichkeit und keineswegs nüchterne Programmmalerei getrieben hatte, und schließlich an den Fresken des Campo Santo zu Pisa nach. Mit den letztern, oder vielmehr mit einem davon, dem berühmten „Triumph des Todes", beschäftigt sich diese Studie am eingehendsten. Die vielfach ventilirte Frage nach dem Autor dieses Fresco wird nur flüchtig gestreift und blos der Deutung der großen Composition alle Aufmerksamkeit zugewendet. Da ist nun vor allem zu erwähnen, daß Hettner in der Auslegung der großen, an Musik und Gespräch sich ergötzenden Gruppe von Männern und Frauen in einem blühenden Garten (auf der rechten Seite des Bildes) insofern von der jetzt allgemein angenommenen Ansicht abweicht, als er darin nicht eine Darstellung der genießenden Weltlust erblickt, sondern die Darstellung der Ueberwindung aller bösen Anfechtungen, des friedlichen Lebens in Gott und des ruhseligen Erwartens der letzten Stunde. Diese Deutung ist nicht nur für das eine Bild, sondern für eine Reihe von Dominicanerbildern von Wichtigkeit, und was der Verfasser zur Bekräftigung seiner Ansicht vorbringt, ist im allgemeinen überzeugend und beweiskräftig. Nur ein Einwurf taucht auf: wenn die Gruppe wirklich das vorstellt, was Hettner in ihr sucht, wie kommt es, daß in einer Composition von so geschlossenem Inhalt, von so knapper Folgerichtigkeit ein und derselbe Gedanke zweimal durchgeführt ist? Denn das beschauliche, gottgefällige Leben, die vita contemplativa im Gegensatz zur vita activa, wird eben durch die Mönche auf dem Berge (linke Seite des Bildes) in einer Weise repräsentirt, die diesen Zweck viel klarer und anschaulicher ausspricht, als die besprochene Gruppe gegenüber. Eine Unterscheidung ließe sich da schwerlich herausstüfteln, es sei denn, daß der geistliche und der weltliche Stand diese Zweitheilung bedingten, was mir jedoch nicht einleuchten will.

Da auch Savonarola Dominicaner war, so widmet ihm der Verfasser einige wenige Schlußseiten, die jedoch den Charakter dieses geschichtlichen Helden nicht erschöpfen. Allerdings beabsichtigte Hettner das nicht, sondern er wollte blos den Kunstgeist des Mönchs beleuchten und ausführen, daß dieser keineswegs der Vandale und Bilderstürmer gewesen, als welcher er im Gedächtniß der Nachwelt lebt. Der Autor hat hiermit nur eine Beurtheilung unterstützt, welche sich in jüngster Zeit immer mehr festsetzt. Janitschek hat in seinem schon erwähnten Büchlein diese veränderte Anschauung nachdrücklichst betont und in wenigen Worten die Motive und Ziele des großen Kämpfers treffend charakterisirt, und Gustave Gruyer hat dieser neuesten „Rettung" gar einen eigenen Band gewidmet („Les illustrations des écrits de Jérôme Savonarola", Paris 1879), in welchem er alle Predigten und Reden Girolamo's analysirt und das Resultat als unzweifelhaft hinstellt. Hettner leitet jedoch den starren Fanatismus dieses Charakters vornehmlich aus dessen Dominicanerthum ab, worin er uns zu weit zu gehen scheint. Die Kutte war hier sicherlich etwas Zufälliges, und nicht aus dem Rahmen einer bestimmten Ordensdisciplin, sondern aus den Strebungen und Gegensätzen dieser bewegten Zeit allein kann sein Verhalten erklärt werden.

In dem nachfolgenden Abschnitt: „Religiöse Wandlungen der Hochrenaissance", gipfelt das interessante Werk. Keine Institution war durch das Erwachen der neuen Zeit so bedroht wie das päpstliche Christenthum. Die Phasen der Revolution, welche die antike Philosophie und die Kenntniß antiken Lebens in den Geistern hervorrief, werden knapp und klar vor dem Auge des Lesers entrollt, ebenso die Anstrengungen, welche später im Vatican gemacht wurden, um die Menschheit an die Krippe des dogmatischen Katholicismus wieder zurückzuführen. Manch geistvolles und treffendes Wort fällt in diesen Auseinandersetzungen, die wenig Unbekanntes bringen, und die man dennoch mit außerordentlichem Vergnügen liest. Von hohem Interesse ist die Darlegung, wie das lateranische Concil (1512—17) nicht nur für die politische und Kirchengeschichte, sondern auch für die Kunstgeschichte der entscheidende Wendepunkt gewesen, und wie von da an die reactionären Tendenzen in allen Emanationen der Kunst und Wissenschaft durchschlagen. Speciell in den Werken Rafael's und Michel Angelo's markire dieses Ereigniß den Umschwung deutlich.

Während in den vor dem Concil entstandenen Deckengemälden der Sixtina noch der hochfliegende, vom Platonismus durchtränkte Geist freier Renaissanceebildung dem Künstler den Pinsel führte, waltet in dem um drei Jahrzehnte spätern Jüngsten Gericht bereits der Hauch inquisitorischer Unduldsamkeit und kirchlichen Eifers. Die Zahl der Verdammten überwiegt hier weitaus die Zahl der Begnadigten und durch das ganze Werk leuchtet nirgends ein Strahl der Versöhnung. Bei Rafael macht sich diese Sinnesänderung noch plötzlicher geltend. Im Jahre 1512 prangen bereits seine Fresken in der Stanza della Segnatura: die Schule von Athen, die Disputa, der Parnaß u. s. w. Hier hat noch das Griechenthum den Stoff umgebildet und die Darstellung beeinflußt. Aber schon in den während der Conciłszeit ausgeführten Fresken der übrigen Stanzen herrscht der Geist exclusiver Kirchlichkeit, und dasselbe gilt von den Tafelbildern des Meisters. Während bisher seine Madonnen auf Erden athmeten und lebten und idyllische Andachtsbilder waren, sieht Rafael von nun an die Gottesmutter nur noch in verzückten Visionen als unnahbare Himmelskönigin, wie in der Madonna von Foligno und der Sixtinischen Madonna. Die naive Gottergebenheit der frühern Tage erhebt sich hier zur extatischen Anschauung der Göttlichkeit. Der Raum verbietet leider, mehr aus dieser glänzenden Beweisführung, die durchweg Stich hält, wiederzugeben. Nur eins sei noch erwähnt. Hettner glaubt auch in den Schöpfungen anderer, zum Vatican in nicht so nahen Beziehungen stehender Künstler dieselbe unerwartete Vertiefung des religiösen Gefühls zu bemerken und beruft sich dabei auf die Gemälde Correggio's und Tizian's. Hierin sieht der Verfasser entschieden mehr als er sollte; besonders bei Tizian müssen wir Protest erheben. Es ist wahr, zu derselben Zeit, als Rafael anfing Visionsbilder zu malen, schuf auch Tizian sein erstes dieser Art, die Himmelfahrt Mariä. Aber war er darum wirklich frömmer geworden wie Rafael? Nein, die Himmelfahrt entstand einfach, weil sie bestellt war, und nicht als Ausfluß des religiösen Enthusiasmus. Tizian war zeitlebens der nüchterne Patricier geblieben, der gerade Frömmigkeit genug besaß, um sich mit seinem Gewissen abzufinden und Aufträge zu Heiligenbildern zu erhalten. Wie wenig ihn die Wandlungen im Schose der Kirche berührten, beweist die Liebe, mit der er in derselben Periode — im Gegensatz zu Rafael — mythologische Sujets ausführte, und der Nachdruck, den er darin dem weltlich-erotischen Element lieh. Ist ja Bacchus und Ariadne fast gleichzeitig mit der Himmelfahrt, und verlassen ja noch ein halbes Jahrhundert später Werke wie Diana und Aetäon, die Entlarvung der Kallisto, die Unterweisung Cupido's und die zauberisch schöne Venus von Pardo des Louvre das Atelier des hochbetagten Tizian.

Auf die Dauer konnte sich freilich niemand dem Zuge der Zeit widersetzen. Die Gegenreformation trat ihr barbarisches Regiment an und löschte alle Leuchten, die der Humanismus angezündet hatte. Hettner widmet dieser Epoche das fesselnde Schlußkapitel des Buchs: „Die Spätrenaissance." Die Hochrenaissance, die doch so reich war an großen künstlerischen Impulsen, hatte kein eigentliches Drama, weil das Wesen aller dramatischen Handlung, welche auf der Voraussetzung der Unumstößlichkeit der sittlichen Weltordnung beruht, dieser Zeit fehlte. „Tragödie ist nur möglich in Völkern und Zeitaltern, welche Gewissen haben. Deshalb hatten die Römer keine Tragödie. Und deshalb hatte auch das Zeitalter Cesare Borgia's und Machiavelli's keine Tragödie." Diese Begründung ist tiefer und wahrer als jene Burckhardt's, der mit einigen nichtssagenden Besöchnigungen über diesen Mangel hinwegeilt. Die sittliche Verderbtheit des Rinascimento hat auch nach Hettner dessen eigenen Niedergang herbeigeführt. In der wiederbelebten Antike war den Menschen der Quell zur geistigen Befreiung erschlossen worden; die großen Geister des Griechenthums hatten ihnen die Mittel an die Hand gegeben, sich ganz loszuringen von der dogmatisch-hierarchischen Weltanschauung des Mittelalters. Aber man scheute vor dem Denken zurück; man verkroch sich feig vor der Unerbittlichkeit der Logik; man zog die letzten Consequenzen nicht und zwängte statt dessen die Gedankenwelt Plato's in das Prokrustesbett der kirchlichen Ueberlieferung; man suchte zu vermitteln und belog damit sich und andere. Wie jede Halbheit, rächte sich auch diese furchtbar. Die ganze herrliche Cultur der zwei vergangenen Jahrhunderte brach zusammen, und auf deren Trümmern thronte triumphirend der Papismus und dessen lichtscheue Emissare. Auf der Nation lagerte dumpfer Bigotismus; in der Architektur erstanden die nüchternen Vitruviane, in Plastik und Malerei herrschten die Manieristen; in der Literatur endlich, in der wissenschaftlichen sowol als der poetischen, mußte Italien seine Führerrolle an den Norden abgeben, wo bald das alles überstrahlende Gestirn Shakspeare's sich erheben soll. Nur einen großen Dichter hat Italien in jenen Tagen noch gezeitigt: Torquato Tasso. Aber in dem tragischen Schicksal Tasso's drückt sich das tragische Schicksal seines Vaterlandes, in der Zersetzung seines Wesens die Zersetzung des italienischen Geisteslebens ergreifend aus. In seinem Schaffen der Jünger Boccaccio's und Ariost's, in seinem Denken der Zögling der Jesuitenschule von Neapel, geräth er in furchtbaren Zwiespalt mit sich selbst und verfällt schließlich in unheilbaren religiösen Wahnsinn.

Dies in ganz allgemeinen Umrissen der Inhalt des jüngsten Buchs Hettner's. Der Verfasser meint, daß es, „obgleich in der Form einzelner Abhandlungen auftretend, doch ein abgeschlossenes Ganzes" bilde. Diese Abgeschlossenheit liegt jedoch mehr im chronologischen Zusammenschluß der einzelnen Abtheilungen als in der Erschöpfung des Stoffs. Wir können unser Bedauern nicht unterdrücken, daß der Verfasser uns kein ausgeführtes Bild jener Zeit gegeben, sondern nur Crayonskizzen zu einigen Hauptpartien desselben. Ein Gelehrter und Schriftsteller vom Range Hettner's, scheint uns, wenn er das Material beisammen hat, ein solches Werk gewissermaßen schuldig zu

sein; denn welchen zeitgenössischen Culturhistoriker könnten wir mit höhern Erwartungen zur Hand nehmen! Damit sei keineswegs gesagt, diese Erwartungen wären diesmal getäuscht worden. Im Gegentheil! Alle Vorzüge, die wir an den Büchern Hettner's kennen, finden wir auch hier vereinigt: die Pracht und Ruhe der Darstellung, die Reinheit und den Glanz der Sprache, den vornehmen, klaren Aufbau und den umfassenden, geschmackvollen Geist, der mit jedem Wort anregt, mit jeder Zeile fesselt und mit jedem Satz fördert. Um so mehr wäre es eben zu wünschen, daß der Verfasser einmal diese seltenen Gaben im Dienste einer systematischen Darstellung der italienischen Renaissance nütze.

2. Die Cultur der Renaissance in Italien. Ein Versuch von Jakob Burckhardt. Dritte Auflage, besorgt von Ludwig Geiger. Zwei Bände. Leipzig, Seemann. Gr. 8. 9 M.

Dieses berühmte Werk liegt bereits in der dritten Auflage vor. Wir kommen spät mit deren Anzeige, aber wir sind jeder Entschuldigung enthoben, denn das Buch bedarf wahrlich keiner Empfehlung mehr. Seine Vorzüge sind allgemein bekannt. Weniger bekannt dürfte der Anlaß seines Entstehens und seine Leidensgeschichte sein. Burckhardt faßte noch als junger Gelehrter den Plan, die ganze Kunst der italienischen Renaissance in umfassendster Weise darzustellen und dieser Arbeit eine Einleitung vorauszuschicken, in der die culturgeschichtlichen Bedingungen, aus denen die Kunst des Quatro- und Cinquecento zu solcher Herrlichkeit erblühte, geschildert werden sollten. Diese „Einleitung" ist nun unser Buch. Das erklärt auch, daß die bildenden Künste in demselben gar keine Berücksichtigung fanden; die Behandlung derselben hätte eben als Hauptaufgabe erst folgen sollen. Daß dies unterblieben, verschuldet der schweizerische Verleger, bei dem die erste Auflage erschien. Dieser hatte das — überdies auf schlechtem Papier fehlerhaft gedruckte — Werk in der That so gut „verlegt", daß es in keinem Buchladen zu finden war und das deutsche Publikum mehr als ein Jahrzehnt keine Ahnung von dem reichen Geschenk, das ihm der baseler Professor gemacht hatte, besaß. Der Verfasser, dem das Bewußtsein nicht fehlte, ein hochbedeutsames Werk geschaffen zu haben, wurde durch dieses Resultat so entmuthigt, daß er jeden Gedanken an eine Fortsetzung aufgab. Dem frühverstorbenen dresdener Kunsthistoriker von Zahn verdanken wir die Entdeckung des verschollenen Buchs, das ihm ein Zufall in die Hände gespielt hatte. Später hat Burckhardt allerdings die theilweise Ausführung seines Plans wieder aufgenommen und in seiner „Geschichte der italienischen Renaissance" ein unübertreffliches Entwickelungsbild der Architektur dieser Epoche gegeben; außerdem veröffentlichte er das Material zu seinem Werke, eine Frucht vieler Reisen auf der classischen Halbinsel, in dem dreibändigen „Cicerone", der wol keinem gebildeten Italienfahrer fremd ist.

Was die neue von Ludwig Geiger besorgte Auflage betrifft, so wurde bis auf einige vom Herausgeber in der Vorrede angezeigte Einschaltungen an dem Text fast gar nichts verändert. Nur in den jedem Abschnitt folgenden Noten wurden die neuern Ergebnisse der Forschung eingehend berücksichtigt und auf frisch erschlossene Quellen hingewiesen. Doch diese wichtige Zuthat berührt nur den Fachgelehrten. Das große Publikum wird diesen alten werthen Bekannten, wol in handlicherer Form, doch sonst ganz unverändert vorfinden. Siegmund Feldmann.

Romane und Novellen.

Wir eröffnen die Rundschau über die auf unserm Büchertisch des kritischen Urtheils harrenden Novitäten mit der Besprechung eines Romans, der sowol nach Quantität (derselbe umfaßt drei stattliche Bände) als nach Qualität diesen Vorzug verdient, um so mehr als der Name der Verfasserin sich seit langem die Achtung der Kritik wie die volle Theilnahme der gebildeten Leserwelt erworben; wir beziehen uns hier auf:

1. Zünftig. Roman von Ludovika Hesekiel. Drei Bände. Berlin, Janke. 1881. 8. 10 M.

Die Verfasserin offenbart sich in vorliegendem Roman als die „märkische" Dichterin par excellence; bietet sie uns doch ein hochinteressantes Cultur- und Zeitbild der altbrandenburgischen Geschichte von mehr als gewöhnlicher Bedeutung. Kurfürst Johann Georg I. (1571—98), der sparsame und treusorgende Vater seines Volks, sieht sich in den Kampf der Religionsparteien hineingerissen; Reformirte, Lutheraner und Katholiken bekämpfen sich in heißen Fehden, während das Junkerthum der Bürgerschaft feindselig gegenübersteht, die ihrerseits die Unzünftigen (die Bader, Barbiere, Zöllner, Pfeifer u. s. w.) nicht nur als rechtlos, sondern auch als ehrlos betrachtet und demgemäß blutig verfolgt. Der geheimnißvolle „Bund der Brüder von der Kelle", aus reinen und unreinen Elementen gemischt, treibt sein Wesen in der alten kurfürstlichen Residenz zu Kölln-Berlin, draußen im Havellande, auf öder Heide und auf den stolzen Adelssitzen. Die hervorragendsten Führer in diesem Streit sind der Müllerssohn Matthias Dobbrun (eine reichbegabte faustische Natur, die an ihrem Uebermaß zu Grunde geht) und der hochgebildete Dr. Edelmann (eigentlich Junker von Priort), der sich und alle, die mit ihm verbunden sind (darunter an erster Stelle der Kurfürst selbst), zum wahren Glück zu führen vermag. Seiner Mäßigung verdankt er seinen Einfluß auf den Landesherrn wie auf dessen Umgebung, verdankt er die Wieder-

einsetzung in die Güter und Würden seiner Ahnen; er erlebt es, wie die geschmähten Stände zünftig werden, wie Gelehrte und Junker einander versöhnlich die Hand reichen, wie Katholiken, Reformirte und Lutheraner beieinander wohnen, ohne daß das Dogma die Uebung des wahren Christenthums hindert; nur der antisemitische Zug der Zeit ist nicht zu bannen, bis spätere Geschlechter auch hier die Spreu von dem Weizen sondern lernten. Durch „Kampf zum Sieg", durch „Stille sein und Hoffen" sind die Helden und Heldinnen des vorliegenden Romans zu jenem Menschenglück gelangt, das in der Duldsamkeit gegen Andersgläubige, in der Liebe zu den Unterdrückten, in der Treue gegen die höchste Pflicht seinen Ausdruck findet. Leider müssen wir uns hier auf diese unvollkommene Wiedergabe der fesselnden Handlung und der treffend gezeichneten Charaktere beschränken. In Bezug auf die letztern erinnern wir hier nur, abgesehen von den obengenannten Hauptpersonen, an die Junker von Bornim und von Falkenrehde, ebenso an die beiden Edelfräulein Flavia und Liebwart, an die Familie Dobbrun in der Vogelmühle, an den Meister Reinicke und dessen Tochter Sabina, den treuen Narren Karwendel, den Ritter Frank von Glinden, der eine Ader vom Falstaff hat, und dessen Tochter, die muntere „Häsin", die alte Brigitte in der verrufenen Schenke zum Blauen Rade, die Familie des Henkers, die im Wahnsinn endende unglückliche Erdmuthe u. s. w.

Um den Verdiensten der Verfasserin nach allen Seiten gerecht zu werden, fügen wir noch die Bemerkung hinzu, daß auch die Schilderung einzelner hervorragender Momente der Handlung, der Situationen wie der Scenerie, volles Lob verdient, sei es in Bezug auf Lieblichkeit und Poesie, in Empfindung und Naturmalerei (wir machen hier besonders auf das stimmungsvolle Bild der Begegnung und Verlobung Ludolf's und Flavia's auf der Heide, auf die Beschreibung eines Sonntagabends in Falkenrehde aufmerksam), sei es hinsichtlich der düstern Charakteristik von Land und Leuten, von Schicksal und Gewalt. Ergreifend ist z. B. das Kapitel „Unter Todten"; ferner „Der Kampf auf der Heide"; charakteristisch und voll der interessantesten Detailmalerei, die Schilderung von Flavia's Abschied von ihrem Heim und der Uebertragung ihres Lehns an ihren Vetter in dem Kapitel „Im Sonnenlicht", das zugleich die Versöhnung aller Conflicte enthält. Das hier Gesagte wird genügen, den Roman „Zünftig" als ein nicht zu übersehendes Product der modernen Romanliteratur zu kennzeichnen, dem selbst die stellenweise Breite in Stil und Darstellung, ein Zuviel des Guten, als in der Natur des behandelten Stoffs begründet, nicht zum Vorwurf gemacht werden soll.

Weniger umfangreich, aber ebenfalls von größerm Werth als die gewöhnliche Waare auf dem Büchermarkt, sind zwei Bände „Erzählungen", die eine gesunde und schöne Begabung, besonders für die Wiedergabe des Volksthümlichen verrathen, nämlich:

2. Erzählungen von Karoline Deutsch. Zwei Bände. Hamburg, O. Meißner. 1880. 8. 6 M.

Von den in zwei Bänden zusammengefaßten drei Erzählungen haben uns die beiden „Ilonka" und „Die Tochter des Hirten" als charakteristische Volksgeschichten am meisten angesprochen; in beiden ist ein Dorf in Ungarn der Schauplatz; Land und Leute, hier Fischer und Bauern, werden wahr und fesselnd geschildert. Wir haben es mit echten Dorfgeschichten zu thun, die uns Sitten und Gebräuche, den Charakter der Menschen schildern, wie sie wirklich sind, derb, fest, trotzig, wild, aber treu und hingebend, entschlossen, nie von Sentimentalität und Ziererei angekränkelt. So ist Jurau in den ersten der drei Geschichten: „Ilonka", ein Edelmann im Bauernkleid; schwerfällig im Denken und Reden, besitzt er ein Herz treu wie Gold; der Kraft seiner stattlichen Gestalt ist die seines Gemüths angemessen. Ihm ebenbürtig ist seine Braut Ilonka, so wenig ihr anfänglicher Wankelmuth, ihr Leichtsinn und ihre Eitelkeit jene Wandlung zum heroischen und sittlichen Charakter, als welcher sie aus Leiden und Trübsal hervorgeht, vermuthen lassen, während ihre Nebenbuhlerin, die wilde Marie, als Verbrecherin enden muß, da sie nicht gelernt hat, ihre Leidenschaften zu zügeln. Allen Hauptpersonen der in ihrer schlichten Gewalt oft tief ergreifenden Erzählung, ebenso den hervorragenden Charakteren der dritten Geschichte: „Die Tochter des Hirten", die in ihrer Weise ebenso wirkungsvoll ist wie die erstgenannte dieser Dorfnovellen, sind eigenartige, echt nationale Züge aufgeprägt; den Schilderungen ist ein anziehendes locales Colorit eigen und wir machen den Leser z. B. auf die hübsche Beschreibung des Tanzes in der Schenke, der Gebräuche bei Verspruch (Verlobung) und Hochzeit, sowie der Besuche und Gesänge der jungen Burschen vor dem Hause einer gefeierten Dorfschönen aufmerksam.

Zwischen diese volksthümlichen kernhaften Naturmenschen, die uns die erste und dritte Erzählung vorführt, tritt auch das moderne Culturelement, insofern als die zweite der hier besprochenen Erzählungen: „Besiegt", ein ganz modernes, deutsches und nur dem Stadtleben eigenes Thema behandelt. Es ist das der Frauenemancipation, einer Frage, die, so gestellt und so gelöst wie in besagter Novelle, nicht nur ihren Schrecken für den Helden derselben, den tüchtigen und edeln Dr. Feßler, sondern auch für den Kritiker verliert, der diese mit einem stark humoristischen Anfluge geschilderte Liebesgeschichte zwischen dem Doctor und der Schriftstellerin nach ihrem wahren Werthe beurtheilen soll. Die Tendenz, daß Weiblichkeit und Talent, Frauenwürde und Erwerbsfähigkeit sich in edel angelegten Naturen wohl vereinigen lassen, ist gut durchgeführt und die Charakteristik der Hauptpersonen der einfachen Handlung zutreffend; doch haben uns die beiden oben angeführten Erzählungen „Ilonka" und „Die Tochter des Hirten" mehr angesprochen. Das Talent der Verfasserin scheint diese mehr auf die Zeichnung tiefinnerlicher, naiver Naturen hinzuweisen, als auf die Porträtirung moderner

Gestalten, ein Umstand, der in unsern Augen weit mehr als Vorzug wie als Mangel anzusehen ist. Eigenthümlich ist, daß in allen drei Geschichten eine Feuersbrunst die Verhältnisse erst in das rechte Licht setzt; am wirkungsvollsten wol in „Ilonka", wo wir die packende Schilderung allerdings nicht missen möchten.

Auch die dritte der uns heute gebotenen Lesefrüchte ist als gerathen zu bezeichnen; die Verfasserin derselben hat bereits in d. Bl. Anerkennung gefunden; wir meinen:

3. Feuerproben. Novellen von Marie Giese. Leipzig, Schulze u. Comp. 1881. 8. 3 M. 50 Pf.

Zwei interessante Novellen: „Ohm Franz" und „Nur keine Witwe", bilden den Inhalt dieses Buchs; die erstgenannte ist, als Dichtung betrachtet, die gelungenere. Ein einfacher Schiffer auf Rügen, Franz Voge, wird durch seine Liebe zu der Tochter seiner Braut, die ihn verlassen und seinen Bruder geheirathet hat, in die grausamsten Seelenkämpfe gestürzt, und lange dauert es, bis der wetterharte, edle Mann, in dessen Gemüth beim Anblick des geliebten Mädchens die ganze Gewalt einer elementaren Leidenschaft geweckt wird, sich zur freiwilligen Entsagung und Verbannung verdammt; als er überwunden zu haben meint, verwandelt sich die stille Neigung Frida's zu dem Ohm in die selbstbewußte Liebe des Weibes: sie folgt ihm in die Ferne und wird sein Weib. So sühnt der Tochter Hingebung den Verrath der Mutter und der ehrliche Seemann, der so heldenhaft mit einer späten, aber starken Liebe gerungen, wird glücklich. Als besonders fesselnd heben wir in der einfachen und doch interessanten Novelle das Gespräch hervor, welches Frida mit ihrer Großmutter im Dunkel der Nacht hält und in welchem die Schuld ihrer Aeltern entdeckt wird; ferner den Spaziergang Voge's mit Frida nach Hochhilgor; den Sturm und die Rettung Erik's durch Voge.

In einer andern Sphäre spielend, aber ebenfalls nicht ohne Reiz ist die zweite Novelle: „Nur keine Witwe", obwol nur in den Hauptcharakteren, Karl Raimar, Katharina, Justizrath Sanden, das Edelmenschliche repräsentirend, während die übrigen Helden der infolge einer frivolen Wette stark verwickelten, aber zuletzt geschickt gelösten Handlung, besonders der Lebemann Landau und der alberne Geck Florian, höchstens unsern Spott herausfordern. Wie in den Erzählungen von Karoline Deutsch findet sich auch in den Novellen von Marie Giese ein ausgesprochener Zug zum Volksthümlichen, eine schätzenswerthe epische Gestaltungskraft.

Ebenfalls ein erfreuliches Talent, das Anerkennung bei Kritik und Publikum gefunden, bekunden die Novellen, die unter dem Titel veröffentlicht sind:

4. Lang', lang' ist's her. Novellen von Villamaria. Berlin, Paetel. 1880. 8. 5 M.

Mit poetischen, lebenswahren und, wo der Gegenstand dies fordert, kräftigen Zügen entwirft die Verfasserin in den fünf vorliegenden Novellen anziehende Bilder aus dem Leben verschiedener Gesellschaftsklassen, doch sind nicht alle der gebotenen Gaben von gleichem Werth und Interesse. So halten wir die als „Dorfgeschichte" bezeichnete Novelle vom „Pathen Hinkefort" für die in Anlage und Durchführung gelungenste; auch hier sühnt die Liebe der Tochter, was die Untreue der Mutter verbrach und es fehlt diesem Meisterstück schlichter Erzählungskunst nicht an feinen Details. Rührend in ihrer Wirkung ist die erste Geschichte: „Nur ein Kind", in welcher Marietta, das Kind, durch ihre Liebe zu einem gefeierten, aber dem Tanhäuser ähnlichen ruhelosen Maler zum wünschenden und hoffenden Weib wird, ohne jedoch anders als im Tode den bräutlichen Kuß zu empfangen. Von großer Aehnlichkeit, wenn auch glücklicher im Ausgang mit der vorgenannten Novelle, ist auch die vierte Geschichte des betreffenden Buchs: „Vagabundenblut", während die dritte Geschichte einen übermüthigen Pensionsstreich verherrlicht, bei welchem der Ring der seligen Muhme eine wichtige Rolle spielt, sodaß die Bezeichnung „Humoreske" ganz angebracht zu sein scheint. Einen verschwommenen und auch in der Form, die etwas Hastiges und Unvermitteltes hat, nicht ganz befriedigenden Charakter trägt die letzte Novelle „Im Abendsonnenschein", in welcher der Conflict zwischen der Freiheit der Liebe und dem strengen Klosterzwang drei Paare in arge Verwirrung stürzt, sich aber an zwei geopferten Herzen genügen läßt und zuletzt in Versöhnung ausklingt. Auf dem Bücherbret des Boudoirs werden die Novellen von Villamaria eine willkommene Gabe sein.

Einen Schritt weiter auf dem Gebiete des Ewig-Weiblichen führen uns ferner:

5. Stimmungsbilder. Novellen und Skizzen von Elise Polko. Breslau, Schottländer. 1881. 12. 3 M. 75 Pf.

Die besonders in der Frauenwelt geschätzte Verfasserin gibt in dem vorliegenden Buche zwei größere Novellen, von denen die erste: „Schön Rothtraut", ein modernes Salongemälde mit feinen Streiflichtern das high life genannt werden darf, während die zweite: „Die kleine Marina", eine Künstlergeschichte ist, in welcher der Conflict zwischen Liebe und Kunst tragisch für zwei edle Herzen (Marina, genannt la joie, und den Fürsten Iwan) endet. Die übrigen Skizzen, die Frau Polko ihren Leserinnen bietet, sind theils Erinnerungen an verehrungswürdige Todte aus der Gelehrten-, Musik- und Finanzwelt, sowie an den begabten, aber frühverstorbenen Dichter Georg Freiherrn von Dyherrn, theils musikalische und theatralische Reminiscenzen aus vergangenen Tagen; hierher gehören die Kapitel: „Zahnschmerzen", eine Episode aus Talma's Jugendzeit, „Wie Erinnerungen wach werden" (Mozart und Marie Antoinette auf dem Opernball zu Paris) oder „Aus blauen Tagen", eine Verherrlichung Chopin's, jenes musikalischen Genies, dessen Epitheta vor allem doux et harmonieux sind. Wie über allem, was Frau Polko schreibt, weht auch über den hier angeführten „Stimmungs-

bildern" jener poetische Duft, der dieser Schriftstellerin besonders eigen ist; Liebhaber ihres Genres werden sich gern in die Betrachtung dieser Bilder auf zartem Grunde vertiefen.

Da wir so von der Poesie zur Musik gelangt sind, möge hier gleich die Erwähnung einer literarischen Gabe folgen, die es ebenfalls mit musikalischen Charakteren zu thun hat, aber in ihrer Darstellung einen ungleich kräftigern Ton anschlägt; kommt derselbe doch nicht aus Frauenmund, sondern aus dem eines munter scherzenden und sachverständig belehrenden angesehenen Musikschriftstellers, der hier noch das Verdienst hat, die Reihe der Autorinnen, mit denen wir heute meist zu thun haben, zu unterbrechen. Wir beziehen uns auf:

6. Frau Musica. Vier Erzählungen von Ernst Pasqué. Zweite Auflage. Leipzig, Reißner. 1881. 8. 1 M. 50 Pf.

Die in dieser Schrift vereinten interessanten Musikgeschichten sind dem Andenken Karl Maria von Weber's („Eine verschollene Oper"), Monsigny's („Der Deserteur"), des Flötisten Friedrich's des Großen, J. Joachim Quantz und Adolf Adam's („Die Sennhütte; Le Chalet") gewidmet und nicht nur von Bedeutung für Fachgenossen, die hier in Wahrheit und Dichtung über anziehende Vorgänge im französischen und deutschen Musikleben unterhalten werden, sondern wegen ihres tiefern Gehalts und ihrer häufig humoristisch und volksthümlich gefärbten Darstellungsform auch für weitere Leserkreise empfehlenswerth. Das Buch liegt in zweiter Auflage vor und wird nicht verfehlen, zu den alten Freunden neue zu gewinnen.

Nach dieser musikalischen Abschweifung kehren wir wieder auf das eigentliche Terrain der dichtenden Muse zurück; wir lenken die Aufmerksamkeit der Leser auf die liebenswürdigen literarischen Gaben eines hervorragenden Dichters, nämlich:

7. Rauschen. Ein Strandidyll von Ernst Wichert. Leipzig, Reißner. 1881. 8. 1 M. 50 Pf.

Eine größere Novelle in Prosa: „Gebunden", liefert das Hauptmaterial des betreffenden Buchs; ein Doppelgelübde und eine Doppelliebe, die einerseits das Band zwischen Vater und Tochter, andererseits zwischen der Mutter und dem Jugendgeliebten und endlich zwischen Mutter und Tochter knüpfen, treten anfangs trennend und zuletzt versöhnend zwischen zwei edle Frauennaturen (Elise und Irmgard), indem sie diese nicht nur einander, sondern auch der Liebe zweier großherziger Männer (Werner und Harder) zurückgeben. Die spannend angelegte und in ihren Conflicten geistvoll gelöste Handlung spielt abwechselnd in der Schweiz und am Ostseestrande und enthüllt ein anziehendes Natur- und Seelengemälde. Gegenüber dem ernsten Ton, der in der feinempfundenen Novelle herrscht, gibt Wichert in den beigefügten, in fließenden Versen abgefaßten Schilderungen von der Ostsee „Sommerfrische", „Ostseemärchen" und dem naiven, humoristisch angeflogenen, im samländischen Platt gedichteten „Rusche" eine poetische Beleuchtung des Strandidylls, in das der Städter sich so gern aus dem Getriebe der Welt und der Hohlheit des Gesellschaftslebens flüchtet, um im Meeresrauschen die Klänge des Ewig-Schönen und Guten zu vernehmen, deren Echo in der Brust eines echten Poeten, als welchen sich der Verfasser des „Strandidylls" wiederum bewährt, wiederklingt.

Die Lektüre des ebengenannten Ostseemärchens hat uns auf das Gebiet der Elfen gelockt; wir nehmen daher Veranlassung, einer Sammlung von Märchen zu gedenken, die unter dem Titel erschienen ist:

8. Am deutschen Herd. Märchen und Märchenhaftes von Kurt von Rohrscheidt. Halle, Schwetschke.

Die Richard Leander, dem rühmlich bekannten Märchenerzähler der „Träumereien am französischen Kamin" gewidmete Sammlung soll gewissermaßen eine Art Pendant zu ebengenannten Märchen bilden und ist dieses poesievollen Vorbildes nicht unwerth. Deutsches Gemüth, deutscher Humor und volksthümliche Schalkhaftigkeit sprechen aus den meisten dieser Märchen (z. B. „Wie ein Kind seinen Sonnenstrahl verlor", „Die alte Näherin", „Die Papierkrone", „Der Fahnenwein" u. s. w.), die jedoch, wie dies auch der Titel des hübsch ausgestatteten Buchs erkennen läßt, nicht immer streng in der Märchendichtung bleiben, sondern meist ernste oder heitere Allegorien der auf das Menschenleben wirkenden guten und bösen Dämonen sind, fast durchweg geeignet, am deutschen Herde sich einzubürgern.

Als Novelle mit historischem Hintergrund ist zu bezeichnen:

9. Rufus. Eine Erzählung aus dem 1. Jahrhundert nach Christi Geburt von Friedrich Palmié. Nordhausen, Greiner. 1880. 8. 5 M.

Die grauenvolle Schreckensherrschaft Nero's, dessen „lebende Fackeln" furchtbare Zeugen und Opfer der tiefgesunkenen römischen Gesellschaft sind, die Unterdrückung der Juden im Heiligen Lande, ihre kühne Erhebung und die Zerstörung Jerusalems durch Titus sind die geschichtlichen Ereignisse, in welche das Schicksal des Helden Rufus verflochten ist. Erst ein Saulus, wird er zum Paulus und kühnen Freund der Christen, der an der Seite einer geliebten Gattin Thamar, einer bekehrten Jüdin nach mannichfachen Schicksalen, in welche der schändliche Procurator Gessius Florus und dessen verführerische Gemahlin Fulvia in unheilvoller Weise eingreifen, auf seinem schön gelegenen italienischen Landgute ein ruhiges Glück findet. Der unheilvolle Ausbruch des Vesuv, der Herculanum und Pompeji verschüttete, bereitet auch Rufus und der Gattin das gemeinschaftliche Grab: ein beneidenswerthes Ende auf der Höhe des Lebens, in der Fülle der Kraft. Es fehlt der hier flüchtig skizzirten Erzählung nicht an dem eigen-

artigen historischen Gepräge, das derartige Geschichtsromane verlangen; die Charaktere sind meist treffend gezeichnet und nur der Stil ist oft schwerfällig, was indeß leicht zu beseitigen gewesen wäre.

Ebenfalls auf historisches Gebiet versetzt uns:

10. Auf classischem Boden. Roman aus der Zeit König Otto's von Clarissa Lohde. Zwei Bände. Berlin, Grosser. 1880. 8. 8 M.

Der Kampf der modernen Cultur auf dem durch die Großthaten des althellenischen Genius für ewig geweihten Boden Griechenlands mit einem durch den Druck der Jahrhunderte entarteten Geschlecht, das Königthum bedroht von der Revolution, die Stätten des Schönheitsideals entwürdigt durch Unwissenheit und Verkommenheit, der Argwohn der eingeborenen misleiteten Bevölkerung gegenüber den Deutschen in ihren wohlgemeinten, aber in ihrem Werthe verkannten Neuerungen, dazu der Herzensconflict zweier edler Menschen (Irene und Weltheim), welche dem Götzen des Herkommens, einem falsch verstandenen Patriotismus, geopfert werden sollen: das sind die zu einer spannenden Handlung verwebten Fäden des hier genannten Romans. Die warme Beleuchtung der Situationen, besonders die schönen Naturschilderungen, die „Selbsterlebtes" so charakteristisch vom „Erdichteten" unterscheiden, erhöhen die Bedeutung des unterhaltenden Buchs, das wir besonders denkenden Frauen empfehlen; einige Wiederholungen und Breiten im Stil fallen dem vielen Guten gegenüber, das der im edeln Sinne unterhaltende Roman enthält, nicht allzu schwer ins Gewicht.

Wiederum auf classischen Boden und sogar mitten in eine Künstleridylle hinein, wenn auch nicht nach Hellas, sondern nach dem lebensfrohen Italien, versetzt uns eine Novelle, die es mit den ewigen Problemen der Dichtung zu thun hat, mit Schönheit und Liebe; wir meinen die graziöse Novelle:

11. Rafaella. Novelle von G. zu Putlitz. Stuttgart, Richter u. Kappler. 1881. 16. 2 M.

Die anmuthige Rafaella, ein Künstlerkind de pur sang, neckisch und voll Uebermuth, aber in Momenten, da der Ernst des Lebens an sie herantritt, nicht echten, warmen Gefühls entbehrend, wird die Braut und nach der Lösung der Conflicte, die wir hier nicht berühren, um die spannende Wirkung der gefälligen Dichtung auf dem Leser zu lassen, die Gattin des von ihrem Wesen so verschiedenen und doch in der Grundstimmung mit demselben innig harmonirenden Mr. Francis Moorland, nicht allein zu seinem und ihrem Glücke, sondern auch gewissermaßen infolge einer heitern Sühne begangenen Unrechts, indem so das Andenken ihres verstorbenen vielbewunderten Oheims Annibale und die nie erstorbene Liebe ihrer Schwiegermutter zu dem hochbegabten Künstler in vorwurfsfreier Erinnerung vermählt wird. Ein liebenswürdiger Humor, der über allen Schilderungen ausgebreitet ist, vertreibt die emporsteigenden Schatten eines Familiendramas, das als ein feines Lustspiel endet und die daran Betheiligten wie die Leser desselben mit schöner Befriedigung erfüllt.

Noch mehr zum Kunstwerk durchgearbeitet, noch stimmungsvoller in Behandlung und Durchführung der Charaktere ist als letztes und in Bezug auf das eben Gesagte als bestes dichterisches Erzeugniß der in diesem Artikel besprochenen Romane und Novellen zu nennen:

12. Die Söhne des Senators. Von Theodor Storm. Berlin, Paetel. 1881. 16. 3 M.

Der Dichter von „Immensee", der Stimmungsbilder aus dem Natur- und Seelenleben ganz besonders glücklich und in sehr charakteristischer Weise herzustellen vermag, hat auch in dem vorliegenden, sehr geschmackvoll ausgestatteten Bändchen ein Cabinetsstück, ein Rococobild der Poesie geschaffen, das nicht kritisirt, sondern gelesen zu werden verdient; wiederum offenbart sich uns in dieser Dichtung das feine Talent Storm's, der für die Zeichnung individueller Eigenthümlichkeiten die echten Farben auf seiner Palette hat, die er mit unübertroffenen zarten Pinselstrichen so maßvoll zu vertheilen weiß, daß wir keinen Zug des Bildes vermissen möchten. Wie charakteristisch und liebenswürdig sind die beiden feindlichen Brüder, Christian Albrecht Jovers und Friedrich Jovers, wie reizend ist die junge Frau Senatorin geschildert, wie treffend gezeichnet Menschen und Straßen der alten Seestadt, der Garten vor dem Thore, Gebräuche und Sitten des alten Patricierhauses. Selbstverständlich lösen sich am Ende alle Dissonanzen in eitel Wohlgefallen auf und ohne jede kritische Ausstellung legen wir das reizende Büchlein aus der Hand, indem wir es solchen Lesern, denen die Empfänglichkeit für wahre Poesie, für echte, reine Stimmung nicht abhanden gekommen ist, als eine Bereicherung unsers so schnell producirenden und mit wenig Ausnahmen so selten auf das echt Künstlerische gerichteten Zeitalters empfehlen.

Vierordt's Lieder und Balladen.

Lieder und Balladen von Heinrich Vierordt. Heidelberg, C. Winter. 1881. 12. 5 M.

Als vor anderthalb Jahren Heinrich Vierordt mit seinen „Gedichten" zum ersten mal vor die Oeffentlichkeit trat, haben wir in einer ausführlichen Besprechung in Nr. 5 d. Bl. f. 1880 darauf hingewiesen, daß dieselben eine hervorragende Erscheinung in der Dichtung unserer Tage seien und ein ungewöhnliches, originelles Talent bekundeten, von dem man noch Bedeutendes erwarten dürfe. Solange nur diese erste Publication vorlag, war ein der-

artiges Urtheil allerdings etwas gewagt; denn wir haben es ja schon oft erlebt, daß eine ganz bedeutende erste Leistung keine ebenbürtigen oder überhaupt keine Nachfolger hatte, daß es bei einem einmaligen Auflodern der poetischen Flamme blieb. Zur Bestätigung unsers Urtheils war also das Erscheinen eines weitern Werks des jungen Dichters abzuwarten. Nun ist dieses, nach Jahresfrist bereits, erschienen; ein stattlicher Band „Lieder und Balladen", dessen Widmung Se. königliche Hoheit der Großherzog von Sachsen angenommen hat, liegt vor uns und unsere Erwartungen sind nicht getäuscht, unser früheres Urtheil ist bestätigt. Sind auch einzelne unter den neuen Gedichten vielleicht weniger bedeutend, so beweist doch in der überwiegenden Mehrzahl derselben der Dichter dieselbe hohe Begabung und dichterische Kraft, wie in seiner ersten Sammlung und in manchen der neuen Gedichte erhebt er sich zu noch vollendetern und hervorragendern Leistungen, sodaß nicht nur keine Verminderung, sondern zum Theil sogar eine Zunahme seiner Schaffenskraft zu constatiren ist. Zu diesem glücklichen Gelingen wirkte vor allem der Umstand mit, daß Vierordt in dieser neuen Sammlung einer Dichtgattung und einem Stoffgebiet den Vorrang eingeräumt hat,. welche ihm weit mehr Gelegenheit zur Bewährung seiner dichterischen Kraft boten, als die in der ersten Sammlung vorherrschende Naturlyrik, nämlich der episch-lyrischen Dichtung, der Ballade und Romanze und den Stoffen aus Sage und Geschichte. Wir sagten in unserer frühern Besprechung, „es dürfte dem Dichter zu rathen sein, diese Stoffe noch mehr zu cultiviren, da er dafür ebenso viel Talent besitzt wie für die Naturpoesie, deren große Bevorzugung am Ende doch zu einer gewissen Einseitigkeit führen könnte." Es ist sehr erfreulich, daß Vierordt nun diesen Weg eingeschlagen hat; er hat dadurch zu zeigen vermocht, welche bedeutende epische Gestaltungskraft er besitzt, wie er die lyrische Stimmung mit dieser zu vereinigen weiß und wie er es versteht, Stoffen aus Sage und Geschichte echt dichterisches Leben, echt künstlerische Form zu verleihen.

„Lieder und Balladen" benennt Vierordt mit wohlklingendem Titel diese neue Sammlung; die Bezeichnung „Lieder" gebraucht er eben hier im Sinne von lyrischen Gedichten überhaupt; denn neben den eigentlichen Liedern enthält das Buch auch einzelne Oden, Hymnen, lyrische Lebensbilder, Idyllen, Elegien und Reflexionsgedichte; ebenso kommen neben den Balladen auch Romanzen vor. Die Unterscheidung der beiden letztern Arten ist etwas schwierig und die Ansichten der Aesthetiker sind bekanntlich darüber sehr getheilt; wir möchten uns Gottschall's Definition anschließen, wonach in der Ballade das lyrische Element, das Liedartige vorherrscht (episches Lied), in der Romanze das epische Element (lyrische Erzählung). Danach wären bei Vierordt die Balladen vorherrschend.

Unter den lyrischen Gedichten dieser Sammlung sind einige vorzügliche; so gleich das erste derselben, der prächtige Sang von dem „Flügelroß", auf dem der begeisterte Dichter durch alle Reiche der Erde dahinsprengt; ein reizendes kleines Idyll ist die „Alpennacht"; sehr fein empfunden und ansprechend sind die Lieder: „Abendlied auf Wartburg", „Abschied von Wartburg", „Die Sternennacht", „Die Rüstern auf Insel Langenau". Von tiefer, pietätvoller Empfindung zeugt das schöne Gedicht „Das Vaterhaus"; eins der gelungensten ist die „Dämmerung am Herthasee", in dem die eigenthümliche, geheimnißvolle Stimmung vorzüglich getroffen ist, der auch die formelle Behandlung sehr entspricht, wie schon die ersten Strophen des Gedichts beweisen:

Der Abendröthe Funken
Den Wald durchsprühn,
Die letzten dämmertrunken
Im See verglühn.

Die Flut liegt stiller, trüber,
Im Traum gewiegt,
Ein Vogel noch darüber
Verspätet fliegt.

Die Buchen schauern leise
Im Laub, o hör'!
Sacht flüstert Geisterweise
Das Schilfgeröhr.

Der Abendnebel Schleier
Entwall'n dem Teich,
Sie steigen aus dem Weiher
So kühl und bleich.

Auch die Lieder „Brunhildens Schicksalslied", „Frauendienst", „Ein Trinklied", die Elegie „St.-Cloud", der „Rheinhymnus" sind rühmend zu erwähnen; nicht auf derselben Höhe scheinen uns dagegen einige reflectirende Gedichte: „Mag auch dein Glück in Scherben gehen", „Kunst", „Seelenflug", „Mein Lied", „Strom und Dichtung", „Das Wort des Abschieds", zu stehen; ebenso sind einige andere lyrische Gedichte, wie „Ausritt", „Draußen", „Rheinsonntagmorgen", „Wanderlied am Rhein", vielleicht weniger ansprechend.

Eine Fülle des Schönen bieten die lyrisch-epischen Gedichte dieser Sammlung; in einigen derselben zeigt der Dichter wirkliche Meisterschaft. Die Stoffe entnimmt Vierordt mit Vorliebe der germanischen Mythologie und Heldensage, in der er wohlbewandert ist, sowie der Geschichte des deutschen Mittelalters; doch auch auf andere Gebiete begibt er sich und Freiligrath folgt er in den beiden Gedichten „Odoratas" und „Palmyra". Eine Reihe der Balladen und Romanzen verdienen eingehendere Betrachtung. In der „Felsengeburt" hat der Dichter eine indische Sage auf die Deutschen übertragen, deren ersten Stamm er in der Mitternachtsstunde aus einem von flammendem Donnerkeil gespaltenen Felsen hervorgehen läßt. In drei Balladen ist es ihm trefflich gelungen, die Hauptmomente der Tristan-Sage in prägnanter Weise und in echt poetischer Gestaltung vorzuführen: „Tristan's und Isoldens Meerfahrt", „Isoldens Klage" und „König Marke". Meisterhaft ist insbesondere „Isoldens Klage"; es ist eine Perle der Sammlung, tief empfunden und von ungemein

melodischem Fluß der Verse. Wir geben hier die erste und die beiden letzten Strophen:

Holde Winde, Meereswogen,
Bringt mir den Geliebten her!
Tristan ist dahingezogen
Und vergaß der Wiederkehr;
Seit der Herrliche geschwunden,
Dem ich Götterglut getheilt,
Bluten meines Herzens Wunden
Und der Schmerz brennt ungeheilt....

Tristan, wenn der Tag sich röthet,
Kehr' zur unglückselgen Braut,
Eh' der Glutsaft mich getödtet,
Den die Mutter mir gebraut;
Meereshauch, du feuchter, kühle
Meiner Stirne wilden Brand,
Meeresglut, du goldne, spüle
Den Geliebten mir ans Land!

Ach, den Wolken und den Schwänen
Und der Stürme Donnerschritt
Geb' ich meines Zweifels Wähnen,
Meine Klagegrüße mit:
Von der Burg erhabner Zinne
Wallt der Schleier hin aufs Meer,
Tristan, ach, vergaß der Minne
Und vergaß der Wiederkehr.

In zwei Gedichten, die zu den besten der Sammlung gehören, läßt der Dichter Irene, König Philipp's Griechenbraut, uns singen von ihrem „Abschied von Byzanz", und die Witwe Irene von ihrer Sehnsucht nach der Heimat („Irene auf Hohenstaufen 1208"). In zwei andern, nicht minder vollendeten läßt er Gudrun, diese liebliche Gestalt deutscher Heldensage, uns klagen von ihrer Erniedrigung in der Gefangenschaft („Gudrun am Meer") und jubeln über den herrlichen Lohn ihrer treuen Liebe („Gudrun's Brautlied"). Diese vier fein empfundenen, musikreichen Gedichte haben einen wesentlich lyrischen Charakter, doch zugleich einen epischen Hintergrund, weshalb wir sie hier einreihen. Wie Vierordt es versteht, eine bekannte und in verschiedenen Variationen im Volke und in der Dichtung wiederkehrende Sage in ganz eigenartiger, origineller Weise zu gestalten, das zeigt seine Ballade „Die Alpenfee", wieder eine Perle dieser Sammlung. Vorzüglich ist hier überall die Stimmung getroffen, äußerst anschaulich und lebensvoll die ganze Darstellung und Schilderung. Besonders gelungen sind die zwei letzten Strophen, wo drei grelle Contraste so ungemein wirkungsvoll nebeneinander gestellt sind; das Ganze konnte nicht besser ausklingen, als dies in der letzten Zeile geschehen. Wir theilen die Ballade mit von der Stelle an, wo die Alpenfee dem schlafenden Jäger erscheint (Strophe 11):

Denn schau! es zertheilt sich der Wolken Nacht;
In lichter, in überirdischer Pracht,
Sitzt auf dem gezackten Felsenthron
Ein Weib und winkt dem Bergessohn.

Das ernste Haupt der Alpenfee
Umstrahlt's wie Sonne und Gletscherschnee,
Umglutet's wie das Roth der Firn —
Sterne blitzen ob ihrer Stirn.

Ihre Brüste glänzen kalt und weiß,
Ihr Leib als wie Krystall und Eis,
Ihre Augen sind so groß und still,
Dem Jäger das Herz es verzehren will.

Und wie sie lächelt und wie sie lockt,
Seine Pulse fiebern, sein Athem stockt;
Und wie sie schmeichelt und wie sie singt,
Eine wölbige Brücke hinüber sich schwingt.

Und wie sie schlägt den Schleier zurück,
Da stürzt er in ihrer Arme Glück. —
Der Strom in der Tiefe kocht und wühlt,
Eine Leiche er in den Wellen spült.

Doch droben auf den steilen Höhn
Singt ihr Triumphlied in den Föhn
Die kalte Geisterkönigin,
Und Nebel wallen über sie hin.

Auf Einzelheiten einzugehen, erlaubt der Raum nicht; wir machen nur noch darauf aufmerksam, wie in der Schilderung der Alpenfee das Ernste, Erhabene, Kalte mit dem schmeichelnden Lächeln, dem verführerischen Reiz äußerst wirkungsvoll vereinigt und wie in der drittletzten Strophe Rhythmus und Sprache dem Vorgange so trefflich angepaßt sind.

Nicht minder gut versteht es der Dichter, die Gestalten der Geschichte uns lebendig und anschaulich vorzuführen; dies zeigt vor allem „Die Nacht in Marienburg", wo ihm in der Osternacht die Heldenscharen der Ritter vom Deutschen Orden erscheinen, deren hervorragende Häupter er ebenso kurz als treffend charakterisirt. Auch aus dem letzten Kriege hat er zwei Episoden sehr gelungen behandelt: „Die Kürassiere von Reichshofen" und „Gravelottes Gräber"; besonders ersteres Gedicht ist von ergreifender Wirkung. Nach Form und Inhalt, insbesondere auch in der Stimmung vorzüglich gelungen ist schließlich die Ballade: „Der Karfunkel von Wisby." Außer den nun besprochenen enthält das Buch noch eine größere Anzahl von episch-lyrischen Gedichten, die zwar nicht auf der Höhe der genannten stehen, jedoch sehr erfreuliche, ansprechende Leistungen sind, so insbesondere die drei Gedichte aus der Parcivalsage: „Das Meerwunder", „Odin's Auge", „Riceio" und das „Longobardenlied", ein Cyklus von fünf Romanzen. Den würdigen Abschluß der Sammlung bildet das wol als Ballade zu bezeichnende, prächtige, farbenfrische, vom vollen Zauber der Romantik getränkte Gedicht „Romantischer Traumritt", in dem der Dichter uns schildert, wie er in wonniger Sommernacht auf dem Traumpferd des Poeten durch der Romantik Märchenflur reitet, vorbei an allen Wundern der Sagenzeit und im heiligen Wald von Brezilian das Götterweib, die Frau Romantik selber, findet.

Es erübrigt uns noch, darauf hinzuweisen, daß Vierordt in dieser neuen Sammlung in formaler, technischer Hinsicht dasselbe Talent und erfreuliche Können zeigt wie in seinen frühern Gedichten, und daß die reiche Abwechselung

und Mannichfaltigkeit der metrischen Formen, die Reinheit und Originalität der Reime, die echt poetische, edle, schwungvolle und zum Theil weiche, zum Theil markige Sprache, vor allem aber der melodische und rhythmische Wohllaut, die Musik seiner Verse auch bei dieser neuen Sammlung rühmend hervorzuheben ist.

Schließlich ist die elegante und geschmackvolle Ausstattung des Buchs mit Anerkennung zu erwähnen. Möge der Beifall, den Vierordt schon mit seinen „Gedichten" gefunden hat, dieser neuen Sammlung in noch höherm Maße zutheil werden.

Friedrich von Goeler-Ravensburg.

Feuilleton.

Ausländische Literatur.

Der durch sein Jubiläum wieder mehr in den Vordergrund getretene Camoëns hat in J. J. Aubertin einen vorzüglichen Uebersetzer gefunden. Indeß hat der Engländer nicht seine „Luisada", sondern seine herrlichen Sonette unter dem Titel „Seventy Sonnets of Camoens" der Literatur seines Vaterlandes geschenkt. Die Uebersetzung findet allgemeinen Beifall in der englischen Presse.

Dasselbe kann von A. Mary F. Robinson's Uebertragung des „Hippolytus" des Euripides gesagt werden, die sie unter dem Titel „The Crowned Hippolytus, and other Poems" veröffentlicht hat. Auch ihre neuen, in diesem Bande enthaltenen Originalgedichte erfreuen sich der Zustimmung der Kritik. Diese Dame, die Verfasserin der in „Unsere Zeit" unlängst erschienenen Artikel über die neueste englische Dichtung, zählt jedenfalls selbst zu den begabtesten jetzigen englischen Dichterinnen.

— Das „Athenaeum" vom 4. Juni d. J. berichtet über eine nur für Privatkreise gedruckte Schrift von dem rühmlichst bekannten Shakspeare-Forscher J. O. Halliwell-Phillipps: „Outlines of the Life of Shakespeare". Es schließt sich dieselbe seinem früher (1874) veröffentlichten „Illustrations of the Life of Shakespeare" an und enthält wie diese weitere Beleuchtungen oder neuentdeckte Materialien zur Biographie des Dichters, die, meist auf Urkunden beruhend, vom größten Werthe für dieselbe sind.

— Ein in der Wissenschaft glänzender und seinem Charakter nach sehr bedeutender Mann hat in seiner Nichte Mrs. Stair Douglas eine geschickte und natürlicherweise sympathische Biographin gefunden. Der Titel ihres Werks lautet: „The Life and Selections from the correspondence of William Whewell D. D. late Master of Trinity College, Cambridge". Es bildet dasselbe eine recht willkommene Ergänzung zur Todhunter'schen Biographie des berühmten Gelehrten, der nach vielen Richtungen hin thätig war und eine Energie des Charakters besaß, die das „Athenaeum" veranlaßt, ihn mit Bismarck zu vergleichen.

Eine recht hübsche und sorgfältige Arbeit ist ein anderes ebenfalls mehr biographisches als literarhistorisches Werk von Richard Heath: „Edgar Quinet: his Early Life and Writings".

— Zu den bedeutendsten Erscheinungen der letztern Wochen gehören ohne Zweifel die von R. H. Hutton herausgegebenen nachgelassenen „Biographical Studies" von dem verstorbenen Walter Bagehot, von dem Karl Hillebrand gesagt, er werde in 20 Jahren allgemein als der am meisten charakteristische englische Schriftsteller seines Zeitalters betrachtet werden, und zwar, meint das „Athenaeum", könne das wol nur mit Hinsicht auf die vorzugsweise praktische Richtung seiner Schriften gemeint sein. Diese Essays, sagt die genannte Zeitschrift, werden stets die zuverlässigste zeitgenössische Würdigung vieler der leitenden englischen Staatsmänner der Aera der Königin Victoria bilden.

— Als neues Zeichen, daß Byron allmählich auch in seinem Vaterlande wieder zur Geltung und Anerkennung kommt oder eigentlich bereits durch Swinburne und andere Kenner echter Poesie wieder gekommen ist, kann auf „Poetry of Byron", eine Anthologie aus den Werken des Dichters, hingewiesen werden, welche der strenge, von deutscher Cultur getränkte Kritiker und vorzügliche Dichter Matthew Arnold für die „Golden Treasury Series" ausgewählt und angeordnet hat. Daß er in allen Fällen die richtigste Wahl getroffen, kann man jedoch nicht sagen; auch geht aus seiner Einleitung nicht gerade hervor, daß Byron seinem neuesten Kritiker sympathisch war. Gleichwol freut man sich, daß er mit dem treffenden Urtheil Swinburne's übereinstimmt, Byron habe eine glänzende und unvergängliche Vortrefflichkeit an sich, welche alle seine Vergehen bemäntelt und alle seine Mängel überwiege: die der Aufrichtigkeit und Kraft.

Bibliographie.

Adelmi, M., Badenweiler Novellen. 1stes Bdchn: Der erste Badegast. Frankfurt a. M., Knauer. 8. 1 M. 50 Pf.

Beck, C. L., Eine Rechtfertigung der Juden und wahre Lösung der Judenfrage. Leipzig, Morgenstern. Gr. 8. 2 M.

Chronik des sächsischen Königshauses und seiner Residenzstadt vom 18. Juni 1853 bis zum 18. Juni 1878. Ihren königlichen Majestäten Albert und Carola von Sachsen zum silbernen Ehejubiläum in Ehrfurcht gewidmet von der königlichen Haupt- und Residenzstadt Dresden. Dresden, Baensch. Gr. Fol. 150 M.

Eucken, R., Zur Erinnerung an K. Ch. F. Krause. Festrede. Leipzig, Veit u. Comp. Gr. 8. 1 M. 20 Pf.

Gedichte eines alten Schulmeisters. Detmold, Meyer. 8. 7 M.

Grassmann, R., Das Weltleben oder die Metaphysik. Stettin, Grassmann. Gr. 8. 6 M.

Kruse, K., Die pädagogischen Meinungen des Michel Montaigne, nach den Begriffen und Grundsätzen der philosophischen Pädagogik dargestellt und beurtheilt. Jena, Neuenhahn. Gr. 8. 1 M. 35 Pf.

Mertelmeyer, B., Altmecklenburg. Plaudereien. Berlin, Hanow. 16. 1 M. 80 Pf.

Ostland, J. P., Ein Mann, der den Muth verliert. Zeitbild. Wien, Rosner. Gr. 8. 2 M.

Rabl, J., Steuerbrevier. Ein Dutzend Zeitblüten. Wien, Rosner. Gr. 8. 1 M.

K. v. Rammer und A. v. Harleß. Ein Erinnerungsblatt, Mit einem Vorwort von A. v. Scheurl. Gütersloh, Bertelsmann. 1880. 8. 60 Pf.

Reinhold, O., Rübezahl, der Berggeist, oder die Geheimnisse des Riesengebirges. Volksroman. 1stes bis 8tes Heft. Berlin, Grosse. Gr. 8. à 10 Pf.

Rheineck, W. v., Lachende Erben oder durch Kampf und Sieg. 1stes bis 4tes Heft. Berlin, Grosse. Gr. 8. à 20 Pf.

Roeca, O., Samenkörner. Ernst und Scherz. Hannover, Schüßler. 8. 1 M. 50 Pf.

Schäffle, A. E. F., Bau und Leben des socialen Körpers. Neue zum Theil umgearbeitete Ausgabe. 1ste Lfg. Tübingen, Laupp. Gr. 8. 1 M. 50 Pf.

Schlägel, M. v., Am Genfer-See. Zwei Erzählungen. (Die Dame vom See. Das Schloß in Savoyen.) Berlin, Goldschmidt. 8. 50 Pf.

Schreyer, H., Goethe's Faust als einheitliche Dichtung erläutert und verteidigt. Halle, Buchhandlung des Waisenhauses. 8. 4 M. 50 Pf.

Schücking, L., Wunderliche Menschen. Drei Erzählungen. (Ein Kulturkämpfer. Ein Gründer. Ein ehrlicher Mann.) Berlin, Goldschmidt. 8. 3 M.

Temme, J. D. H., Die Tochter des Pfarrers. Erzählnng. Berlin, Goldschmidt. 8. 1 M.

Neues Wiener Theater. Nr. 110: Ein Abentener des Dauphin. Lustspiel von Wilhelmine Gräfin Wickenburg-Almásy. Wien, Rosner. 8. 1 M. 20 Pf.

Thenen, J., Fräulein Doctor im Irrenhause. Eine Begebenheit aus unserer Zeit. Wien, Rosner. 8. 2 M.

Die Ursachen der Religions- und Sittenlosigkeit unserer Zeit. Ein Mahnruf. Schwerin, Schmiedekampf. 8. 30 Pf.

Versing-Hauptmann, Anna, Jugendlieder und Lebensbilder. Wien, Rosner. 16. 3 M.

Was sich mit einem Menschenmagen bei Nacht und Tage zugetragen. Nicht nur den Magenkranken, sondern der ganzen Schaar von Hypochondern zu medicinischem Genuß erzählt von Dr. Mediens. Hamburg, Grädener. 12. 2 M. 40 Pf.

Anzeigen.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Soeben erschien:

Briefe über die gegenwärtige Lage Rußlands.

Aus dem Russischen übersetzt.

8. Geh. 2 M. 80 Pf.

In dieser von zwei hochstehenden Persönlichkeiten in Rußland verfaßten Schrift werden mit großem Freimuth und auf Grund eingehendster Kenntniß der Verhältnisse die Schäden bloßgelegt, an denen das russische Staatswesen krankt, und daran Vorschläge geknüpft, welche in ihrer Gesammtheit auf eine vollständige Umwandlung des bisherigen Regierungssystems abzielen. Die Briefe haben dem Kaiser Alexander II. im Manuscript vorgelegen; ihre Veröffentlichung, die ursprünglich nicht beabsichtigt war, erfolgt in Hinblick auf die gegenwärtige Lage Rußlands.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Soeben erschien:

Liederbuch aus dem sechzehnten Jahrhundert.

Von

Karl Goedeke und Julius Tittmann.

Zweite Auflage. 8. Geh. 3 M. 50 Pf. Geb. 4 M. 50 Pf.

Eine in zweiter Auflage erschienene reichhaltige Sammlung deutscher Lieder aus dem Zeitalter der Reformation, umfassend Volks- und Gesellschaftslieder, Geistliche Lieder, Historische Lieder, Meisterlieder mit Worterklärungen, Quellennachweisen und literargeschichtlichen Einleitungen versehen. Sie bildet zugleich den ersten Band der von K. Goedeke und J. Tittmann herausgegebenen „Dichter des sechzehnten Jahrhunderts", wovon bisjetzt 15 Bände vorliegen.

Schriften von **Theodor Benfey** (gest. zu Göttingen 26. Juni 1881)
aus dem Verlage von **F. A. Brockhaus** in Leipzig.

Vollständige Grammatik der Sanskritsprache. Zum Gebrauch für Vorlesungen und zum Selbststudium. 8. Geh. 8 M.

Kurze Sanskrit-Grammatik zum Gebrauch für Anfänger. 8. Geh. 9 M.

Ueber das Verhältniss der ägyptischen Sprache zum semitischen Sprachstamm. 8. Geh. 6 M.

Die persischen Keilinschriften mit Uebersetzung und Glossar. 8. Geh. 3 M. 50 Pf.

Pantschatantra: Fünf Bücher indischer Fabeln, Märchen und Erzählungen. Aus dem Sanskrit übersetzt mit Einleitung und Anmerkungen. Zwei Theile. 8. Geh. 24 M.

Kalilag und Damnag. Alte syrische Uebersetzung des indischen Fürstenspiegels. Text und deutsche Uebersetzung von G. Bickell. Mit einer Einleitung von Theodor Benfey. 8. Geh. 24 M.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

VOCABULAIRE TECHNIQUE
FRANÇAIS-ALLEMAND.

Technisches Vocabular
für Technische Lehranstalten, sowie zum Selbststudium für Techniker, Studirende und Industrielle.

Von

F. J. WERSHOVEN.

8. Geh. 1 M. 80 Pf. Cart. 2 M.

TECHNICAL VOCABULARY
ENGLISH AND GERMAN.

Technisches Vocabular
für Technische Lehranstalten, sowie zum Selbststudium für Techniker, Studirende und Industrielle.

Von

F. J. WERSHOVEN.

8. Geh. 2 M. 50 Pf. Cart. 2 M. 70 Pf.

Zwei höchst praktische Hülfs- und Nachschlagebücher, in welchen für alle Gegenstände der Physik, Chemie, Mechanik, des Maschinen-, Eisenbahn- und Ingenieurwesens die gebräuchlichen technischen Ausdrücke in deutscher, französischer und englischer Sprache leicht auffindbar zusammengestellt sind, die mithin ein nothwendiges Supplement bilden zu jedem deutsch-französischen und deutsch-englischen Wörterbuche.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Wilhelm von Humboldt.

Lichtstrahlen aus seinen Briefen
an eine Freundin, an Frau von Wolzogen,
Schiller, G. Forster und F. A. Wolf.
Mit einer Biographie Humboldt's.
Von **Elisa Maier.**

Sechste Auflage. 8. Geh. 3 M. Geb. 4 M.

Arthur Schopenhauer.

Lichtstrahlen aus seinen Werken.
Mit einer Biographie und Charakteristik
Schopenhauer's.
Von **Julius Frauenstädt.**

Vierte Auflage. 8. Geh. 3 M. Geb. 4 M.

Von diesen beiden Sammlungen der schönsten und interessantesten Stellen aus W. von Humboldt's und Schopenhauer's Schriften, jede mit einer biographischen Einleitung versehen, sind abermals neue Auflagen, von der ersten bereits die sechste, von der zweiten die vierte Auflage, nöthig geworden: ein Beweis der allgemeinen und dauernden Beliebtheit, deren dieselben mit Recht sich erfreuen.

Verantwortlicher Redacteur: Dr. **Rudolf von Gottschall** in Leipzig. — Druck und Verlag von **F. A. Brockhaus** in Leipzig.

LITERARISCHE Breslau

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Herausgegeben von Rudolf von Gottschall.

Erscheint wöchentlich. — Nr. 33. — 18. August 1881.

Inhalt: Literarische Unterhaltungen. Der Witz in der Kritik. Von Rudolf von Gottschall. — Metternich's Memoiren. Von Walter Rogge. (Beschluß.) — Vom Fischerdorf zur Weltstadt. — Ein historischer Roman Victor Hugo's. Von J. J. Honegger. — Vermischte Schriften. — Feuilleton. (Deutsche Literatur.) — Bibliographie. — Anzeigen.

Literarische Unterhaltungen.

Der Witz in der Kritik.

Der Zweck der Kritik ist jedenfalls die Darlegung der Vorzüge und der Mängel eines Werks; eine Kritik ist um so werthvoller, je mehr es ihr gelingt, in überzeugender Weise Gerechtigkeit zu üben; doch auch hiermit ist die Bedeutung einer Kritik nicht erschöpft; sie soll nicht blos Schulcensuren ausstellen und diese motiviren, sie soll auch in den Geist eines Werks eindringen und durch eine congeniale Reproduction das Werk selbst lebendig machen für das Verständniß ihrer Leser. Darum gehört zur echten Kritik mehr als die bloße Kenntniß der ästhetischen Gesetze, als die richtige Anwendung des ästhetischen Kanons: um so mehr, als es nicht zu viele allgemeingültige Vorschriften gibt, als das Genie oft gegen dieselben sich geltend zu machen weiß, wie Gewitter gegen den Wind ziehen, der die andern Wolken treibt und regiert, und als bei aller Unparteilichkeit doch immer die Stimme dunkler Sympathie sich vernehmbar macht, da auch der abgehärtetste Kritiker seine besondern Steckenpferde hat. Die Kritik soll in erster Linie eine Charakteristik sein und in zweiter eine Analyse.

Welche Rolle ist nun dem Witz in der Kritik vorbehalten? Diese Frage ist um so mehr aufzuwerfen, als in neuester Zeit die witzigen Kritiker die Männer der Mode geworden sind und eine ganz besondere Autorität gewonnen haben, indem man geneigt ist, in dem witzigen Kopf auch den besonders befähigten kritischen Kopf zu sehen.

Ohne Frage wird der Gedanke oft in witziger Form am schlagfertigsten ausgedrückt und der geistreiche Kritiker wird diese Form nicht entbehren können, ja er wird sich gerade durch diese Prägnanz von dem geistlosen unterscheiden; doch dann erscheint der Witz gleichsam als die Abbreviatur, welche die Resultate eingehender Untersuchungen in einer sich dem Gedächtniß einprägenden Form zusammenfaßt. So ist der Witz des Kritikers Lessing der Endpunkt ernstgemeinter und scharfsinniger Nachweise; so ist es auch bei Börne und bei Gutzkow der Fall.

Anders ist es bei zwei Kritikern, welche in der Gegenwart Schule gemacht haben, ohne daß man sich zu ihnen zu bekennen pflegt: wir meinen Heine und Saphir. Bei diesen ist der Witz Selbstzweck und ihre Kritiken sollen nur Offenbarungen des witzigen Kopfes sein. Heine hatte nur Sympathien und Antipathien, die er mit glänzendem Witz illustrirte. Immerhin hatte sein Witz auch etwas sachlich Bezeichnendes; das war bei Saphir nicht der Fall; er pflegte die wohlfeilste Art des Witzes, den Wortwitz, und seine kritischen Knallbonbons sollten nur Lärm machen.

Solcher Witz ist Ausdruck persönlichen Behagens; es ist natürlich, daß derartige Kritiker von den persönlichsten Einflüssen bestimmt sind. Wer ihnen in den Weg kommt, dem werfen sie ihre Witze wie Schwärmer zwischen die Beine. Von Gerechtigkeit und Unparteilichkeit kann dabei nicht die Rede sein: weit entfernt, nach etwaigen Vorzügen der besprochenen Dichter zu forschen, verleugnen sie dieselben, die ihnen nicht unbekannt sind, ganz absichtlich; denn das würde ja den Eindruck ihrer witzigen Bemerkungen abschwächen. Keine Clauseln, keine Einschränkungen; das Werk, das der Vernichtung geweiht ist, muß gänzlich in die Pfanne gehauen werden.

Schon Jean Paul nannte den Witz einen Geistes- und Gotteslengner: jedenfalls ist er die Waffe des verneinenden Geistes. Ein Kritiker, dessen Force der Witz ist, wird niemals jener reproducirenden Kritik fähig sein, welche, wie wir erwähnten, die Eigenart des Dichters wiederzugeben vermag. Wo er sich auf ein Werk einläßt, wird

dies mit ätzender Analyse geschehen. Der Witz kann nicht loben, nur tadeln, und er verschärft den Tadel, um sich selbst in ein glänzenderes Licht zu stellen. Man mag unterscheiden zwischen den Kritikern, die neben der Kritik als Mitstrebende der schöpferischen Geister auftreten, und zwischen denjenigen, die nichts sind als Kritiker de pur sang und welche der Gunst der Musen niemals auch nur ein kleines Lied abgequält haben. Die erstern, zu denen alle unsere Classiker zu rechnen sind, werden meistens die Eigenart, besonders geistesverwandter Dichter, auf das beste erfassen, während sie, wie Schiller's Kritik über Bürger beweist, gegen abweichende Richtungen oft unerbittlich sind: immerhin werden sie in der Regel auch für die Vorzüge der Dichtungen ein feines Verständniß zeigen. Für die andern ist die Kritik das ἓν καὶ πᾶν, das A und O, gleichsam der Nagel, an den sie ihr eigenes Bildniß hängen; sie wollen glänzen um jeden Preis als gefeierte Feuilletonisten, Zierden und Meister ihres Fachs. Das Object ist ihnen gleichgültig; ihre Kritik ein Experiment in corpore vili. Der Kritiker wird mehr bewundert als der Dichter, dessen Werk er schonungslos zerfetzt; ja bisweilen sucht solche Kritik mit Vorliebe sich Schülerarbeiten, Nichtigkeiten jeder Art, Gedichte mit haarsträubendem Unsinn heraus, wie er leider von unserm Verlagshandel oft zu Tage gefördert wird . . . und dann triumphirt sie, indem sie in einem prasselnden Feuerwerk von Witzen und gleichsam mit schallendem Hohngelächter dies alles in die Lüfte verpufft.

Das Publikum applaudirt: welch ein glänzender, witziger Kopf, welch ein ausgezeichneter Kritiker! Und doch kann von Kritik bei so gänzlich verfehlten Productionen, deren Fehler so haushoch sind wie die Lügen Falstaff's, weiter nicht die Rede sein: der Witz des Kritikers gibt sich nur selbst dabei ein Fest.

Eine Etage tiefer noch wohnt der kritische Witzmacher à tout prix, der Bajazzo des Publikums, der Erbe des Saphir'schen Wortwitzes. Der Kalauer der Posse ist seine kritische Waffe; er ist fortwährend auf der Jagd nach sogenannten guten Einfällen; ihm fehlt jede ernste kritische Absicht; er schreibt ein Feuilleton über ein Buch, wie er ein Feuilleton über einen Jahrmarkt schreiben würde. Damit aber das Publikum nicht glauben soll, es sei ihm blos darum zu thun, das Feuerwerk seiner Witze abzubrennen, ohne daß die Sache, der Autor und sein Werk, dabei sonderlich in Frage kommen, sucht auch der Witzmacher de bas-étage ein besonderes Pathos zur Schau zu stellen: es ist dies in der Regel das Pathos der Entrüstung über die Nichtswürdigkeit der Dichter, und so verwandelt er seine Kritik in ein Pasquill, um nicht dem Verdacht einer absichtslosen Wortspielerei zu verfallen. In solcher Weise ist zum Theil ein Ton in die Kritik eingeführt worden, der durchaus nicht zu ihrer Würde paßt: der Ton persönlicher Gehässigkeit und Skandalsucht. Leider ist hierfür wie für so manches andere, das sich in unserer Literatur und nicht zu ihrer Ehre eingebürgert hat, Heinrich Heine selbst das bedenkliche Vorbild gewesen; aber seine Ungezogenheiten hingen doch mit seinen literarischen Neigungen und Abneigungen zusammen. Dies ist aber bei einigen neuen Witzmachern durchaus nicht der Fall: sie greifen heute an, was sie gestern aus irgendwelchen Gründen meist persönlicher Art zufällig einmal gepriesen haben, wenn sich einfach die persönlichen Beziehungen geändert haben; es ist da keine Spur von fester Meinung oder Gesinnung vorhanden. Man darf es diesen Virtuosen, die den Witz zu ihrem Metier gemacht haben und zwar die gangbarste und wohlfeilste Sorte desselben, die seinerzeit auch der Eckensteher Nante cultivirt hat, in Curs setzen, gar nicht so sehr verdenken, wenn sie frisch darauf los mit dem Kapital wirthschaften, das ihnen die Natur verliehen hat, so lange die Nachfrage dem Angebot entspricht.

Doch für das sich tiefer senkende Niveau des öffentlichen Geschmacks, der doch auch dem Witz und Humor gegenüber sich zu bewähren hat, ist es ein bedenkliches Zeichen, daß diese Art Witz ein großes und sehr dankbares Publikum um sich versammelt, wie wir ja auch auf den weltbedeutenden Bretern sehen, und daß die Vertreter desselben sogar gelegentlich fetirt werden und eine Art von begeisterter Anhängerschaft finden.

Gewiß ist es thöricht, den Witz, der in seiner edeln Gestalt stets das Zeichen eines scharfen Kopfes und einer beweglichen Phantasie ist, aus der Kritik verbannen zu wollen, so lange er sich in den Grenzen hält, die ihm zukommen, und sich auf einen gelegentlichen glänzenden Beleuchtungseffect und schlaghafte Zusammenfassung beschränkt. Niemals aber darf die Kritik zum Tummelplatz des Witzes werden, der sich als Selbstzweck geberdet. Der witzigste deutsche Schriftsteller, Jean Paul, ist in seinen Kritiken ein glänzendes Vorbild für maßvolle Verwendung witziger Einfälle, welche nur im Dienste ernster Beurtheilung stehen und sich nur als vorgesendete Tirailleurs zur rechten Zeit auf ihr Soutien zurückziehen.

Rudolf von Gottschall.

Metternich's Memoiren.

(Beschluß aus Nr. 32.)

Aus Metternich's nachgelassenen Papieren. Herausgegeben von dem Sohne des Staatskanzlers, Fürsten Richard Metternich-Winneburg. Geordnet und zusammengestellt von Alfred von Klinkowström. Autorisirte deutsche Originalausgabe. Dritter und vierter Band. — A. u. d. T.: Friedens-Aera. 1816—1848. Erster und zweiter Band. Wien, Braumüller. 1881. Gr. 8. 24 M.

Der König von England, Georg IV., heißt es in einem andern Briefe Metternich's, habe ihn als lieben Freund empfangen und mit einer solchen Zärtlichkeit umarmt, wie ihm das in seinem Leben noch nicht passirt sei, ihn in einem Schwall von Lobsprüchen mit Minos, Themistokles, Cato, Cäsar, Gustav Adolf, Marlborough, Pitt, Wellington u. s. w. verglichen. Auch das Publikum war begierig, den Staatsmann zu sehen, der mit den Carbonari fertig geworden; und überall, auch in den fünf Universitätsstädten, die er auf dieser Reise berührte — Leipzig, Halle, Marburg, Göttingen und Gießen — drängte sich die Menge den ganzen Tag in hellen Haufen unter den Fenstern der Hotels, die er bewohnte. Ueberall ward er mit Ehrfurchtsbezeigungen und freudigen Zurufen empfangen; namentlich in Halle, wo ihm am 18. October hundertfunfzig zur Feier der leipziger Schlacht versammelte Studenten entblößten Hauptes und unter Vivatgeschrei das Geleit aus dem Gasthause zu seinem Wagen gaben. Nie aber beschleicht den Kanzler ein Gewissensskrupel darüber, daß er — vergöttert von den Souveränen, verehrt von der Bevölkerung, angestaunt selbst von der so bitter verfolgten akademischen Jugend — diese wahrhaft unerhörte Fülle von Macht nach oben und von Popularität nach unten hin zu nichts benutzt hat, als durch die ödeste, geistloseste Repression einer ganzen Generation Licht und Lebensluft abzuschneiden, bis die Eruption von 1848 zur Unvermeidlichkeit geworden. In eitler Selbstzufriedenheit begnügt der Fürst sich, auszurufen: „Das sind die italienischen Angelegenheiten, welche mir heute diesen Ruf in Deutschland verschafft haben, weil ich von der Ueberzeugung ausgegangen bin, daß die Carbonari einfach ein Lumpenvolk sind."

Ganz aber war Metternich mit dem Widerstande Würtembergs noch nicht fertig. Das zeigte sich, als die drei Ostmächte von dem Congreß zu Verona aus jene Circulardepesche d. d. 14. December 1822 erließen, durch die sie sich unter Frankreichs Zustimmung als gemeinsame oberste Hüter der conservativen Principien in ganz Europa proclamirten, in dieser ihrer Eigenschaft die vollzogene Niederwerfung der Revolution in Italien und die bevorstehende Intervention in Spanien verkündigten und ähnliche Maßregeln gegen die Griechen und die südamerikanischen Colonien in Aussicht stellten. König Max von Baiern, dem der Kaiser durch Metternich bei dessen Rückreise über München nach Wien alle Aufschlüsse hatte geben lassen, erklärte sich sofort gegen seinen Schwiegervater Franz I. mit dieser Declaration vollkommen einverstanden. Von König Wilhelm aber versah man sich schon auf dem Congreß nichts Gutes: deshalb begab sich sein Schwager Kaiser Alexander auf seiner Rückreise zu einem „Familienausflug" nach Stuttgart. Metternich schreibt aus Innsbruck:

> Er hat seinem Schwager vieles gesagt, und alles was er gesagt, war gut; was jedoch der Schwager thun wird, dürfte es weniger sein; doch liegt mir nicht viel daran. Der große Karren ist einmal im Lauf, und da thun die Kleinen gut daran, sich der Bewegung anzuschließen; sonst laufen sie Gefahr, unter die Räder zu kommen und überfahren zu werden.

Das würtembergische Cabinet protestirte denn auch wirklich in einer merkwürdig schneidigen Depesche vom 2. Januar 1823 gegen diesen Versuch der „Erben des Einflusses, den Napoleon sich in Europa angemaßt, die kleinern (oder minorennen? États mineurs) unter Vormundschaft zu nehmen und um ihre Unabhängigkeit zu bringen". Das Rundschreiben machte einen Unterschied zwischen der griechischen Insurrection, bei der die Sache der Humanität und Religion ins Spiel komme, und den Revolutionen gegen das monarchische Princip. Aber alle diese Dinge ständen den Mächten zweiten Rangs nicht fern, und vollends unbegreiflich sei es, daß nicht einmal der Deutsche Bund als solcher, unzweifelhaft eine Macht ersten Ranges, auf dem Congreß repräsentirt gewesen, obschon zwei seiner Mitglieder sich in Verona befunden, da doch das Ganze unmöglich dem Einzelnen untergeordnet erachtet werden könne. Metternich replicirte mit sehr scharfen Randglossen: nicht als deutsche, sondern, wie sie es sich in der Bundesacte vorbehalten, als europäische Mächte seien Oesterreich und Preußen in Verona aufgetreten; von deutschen Interessen, oder von irgendeiner Verpflichtung des Deutschen Bundes sei auf dem Congreß gar nicht die Rede gewesen. Was das stuttgarter Cabinet „die Sache Griechenlands" zu nennen beliebe, fügt der Kanzler bissig hinzu, beschränke sich in den Augen der Congreßmächte auf die Prüfung der geeignetsten Mittel zur Erhaltung des Friedens im Orient: eine Frage, die eine genaue Kenntniß der Zustände in diesen Ländern sowie der vorangegangenen Verhandlungen erheische, und in der die Minister der deutschen Staaten wahrscheinlich sehr in Verlegenheit gewesen wären, ihren Rath zu ertheilen. Bis Mitte April 1823 dauerten dann noch die Verhandlungen mit dem würtembergischen Hofe, um ihn nicht ganz in das „revolutionäre System" versinken zu lassen und von seinen „verhängnißvollen Verirrungen" (funestes égaremens) abzubringen. Da derselbe sich fort und fort weigerte, „die Haltung zu ändern, die er bisher zum großen Nachtheil der gemeinsamen Interessen Deutschlands in den Bundesangelegenheiten beobachtet", beriefen Oesterreich und Preußen ihre Gesandten aus Stuttgart ab und ließen dort bloße Subalternbeamte zur Erledigung der laufenden Geschäfte, indem sie ihre Beziehungen

zur würtembergischen Regierung für die Zukunft auf jene Gegenstände beschränkten, die in Frankfurt am Bundestage zu verhandeln waren, sonst aber jede politische Correspondenz mit Stuttgart abbrachen. „In der Gewißheit, daß Se. Majestät der Kaiser von Rußland unsere Auffassung absolut theilt, sind wir überzeugt, daß er sich ungesäumt mit dem König von Würtemberg auf den gleichen Fuß stellen wird."

Von seinem Standpunkt aus schrieb dann Metternich auch ganz mit Recht: „Der Congreß von Verona ist der wichtigste seit dem Jahre 1814 und wird hoffentlich goldene Früchte tragen." Was der Fürst unter „goldenen Früchten" verstand, zeigt am deutlichsten seine aus Verona datirte „geheime Denkschrift an Kaiser Alexander über die Gründung eines Centralcomité der nordischen Mächte in Wien": ein Document, das heute um so mehr Actualität besitzt, da Rußland mit ähnlichen Vorschlägen zu einer internationalen politischen Polizei an Europa herantritt. „Von allen Uebeln, unter denen gegenwärtig der gesellschaftliche Körper leidet, ist die verbrecherische Wühlerei der Sekten dasjenige, welches die Aufmerksamkeit der Regierungen am nachdrücklichsten auf sich zu ziehen verdient", beginnt Metternich. Wie Napoleon I. seine „Ideologen" und Ludwig Napoleon seinen „Parlamentarismus" als crêve-coeur hatte, so bildeten für Metternich die „Sekten" den rothen Lappen, auf den er bei jedem Anlaß losstürzte.

Der Fall Bonaparte's — werden wir weiter belehrt — befreite die Welt von einer ungeheuern Last: aber da diese Last gleichzeitig auf das Gute und das Böse gedrückt hatte, so fühlten Gute und Böse sich zu gleicher Zeit von den Schranken befreit, die sie im Zaume gehalten. Unglücklicherweise verfielen die Elemente des Guten der Entartung oder Lähmung, während die des Bösen nicht in Unthätigkeit verharrten — und so sehen wir denn bald den revolutionären Geist einen neuen Aufschwung nehmen.

Naiver ist wol der Aerger darüber niemals ausgesprochen worden, daß Napoleon selbst nach seinem Sturz noch die Rolle des Hechts im Karpfenteich des ancien régime fortspielte, weil man zur Restauration der vorrevolutionären Zustände an Kräfte hatte appelliren müssen, die sich nun nicht gleich wieder so ohne weiteres mit einem „Besen, Besen, seid's gewesen" in die Ecke schieben ließen. Hochcharakteristisch ist die Spectralanalyse, die uns zeigt, wie sich das Farbenprisma der revolutionären Erhebungen und ihrer Motive durch die „staatsmännische" Brille ansieht:

Ein allgemeines Misbefinden herrschte in Spanien; doch war kein Volk von einer revolutionären Erhebung weiter entfernt als das spanische. So war denn auch die Revolution von 1820 das unmittelbare Werk einer Verschwörung, die im Finstern angezettelt, mittels einer geheimen Gesellschaft vorbereitet und ausgeführt wurde. Was das Verbrechen geboren, hat dann eine dem Zustande vollkommenster Nichtigkeit verfallene Regierung nicht zerstören können. In der neapolitanischen Militärrevolte kann man nur die sklavische Nachahmung derjenigen der Insel von Leon erblicken. Die piemontesische dagegen wurde augenscheinlich durch die französischen Sektirer (sectaires) geleitet. Wenn aufgeklärte Beobachter längst die Existenz einer umfassenden revolutionären Gesellschaft, die mit denen des Auslandes in Verbindung steht, ahnen mochten, so hat der Ausbruch der Revolution in Turin den Schleier zerrissen, der bis dahin die Action jener Association umgab ... für die Combination der revolutionären Mittel in Deutschland und Frankreich fallen gegenwärtig in den Bundesländern besonders Frankfurt und Würtemberg, dann einige schweizer Städte ins Gewicht. Die Leute, die dort die erste Rolle spielen, sind die Gebrüder Murhard, einige andere Literaten und die Redacteure der „Neckarzeitung". Dies Blatt ist ein Unternehmen, das direct unter dem Einfluß des leitenden Comité in Paris steht. Sein Chefredacteur, Dr. Lindner, hat mehrere Jahre als thätiger Agent Bonaparte's in Deutschland gearbeitet; der zweite Redacteur ist Polizeicommissar unter Bonaparte gewesen.

Endlich gelangt Metternich zu seinem Vorschlage, die Heilige Allianz zur Gründung einer großen internationalen Reaction auszubeuten und in dieser Richtung zu erweitern: „Nie hat die Welt Proben von einer Einigung und Solidarität der großen politischen Organismen erlebt, denjenigen vergleichbar, deren Beispiel Rußland, Oesterreich und Preußen im Verlauf der letzten beiden Jahre dargeboten haben. Indem die Monarchen sorgfältig das conservative Interesse von dem einer gewöhnlichen (ordinaire) Politik trennten und alle Sonderinteressen dem gemeinsamen und allgemeinen Interesse unterordneten, haben sie das richtige Mittel gefunden, ihre heilige Union aufrecht zu erhalten und das unermeßliche Gute zu thun, das sie bereits bewerkstelligt haben." Jetzt handle es sich darum, Frankreich unter dem reactionären Ministerium Villèle zum Beitritt zu bewegen. „Dahin wird man leichter durch ein thatsächliches Vorgehen (marche de fait) gelangen, als durch Argumentationen und Raisonnements über die Nothwendigkeit dieser Solidarität." Demgemäß sollen in Wien drei Vertrauensmänner der drei Monarchen von Oesterreich, Rußland und Preußen zusammentreten und ein „geheimes Comité" bilden als „Central-Informationsbureau, zu dessen Kenntniß jede Regierung alle von ihr entdeckten Verschwörungsspuren bringt". Die Central-Untersuchungscommission in Mainz müsse ihre Arbeiten ebenfalls diesem geheimen Comité vorlegen. So würden die Regierungen ganz andere Mittel zu ihrer Verfügung haben als die Gesellschaft, die niedergeschmettert (terrassée) werden solle. Die Umtriebe der „Sekte" würden weniger zu fürchten und viel leichter zu vereiteln sein, da jedes entdeckte Complot seinen gefährlichen Charakter verliere und der legalen Macht als Angriffswaffe dienen könne. Und daß Metternich sich darauf verstand, hatte er durch die Ausbeutung von Kotzebue's Ermordung bewiesen!

Charakteristisch ist die Art, wie Metternich sich über seine Collegen in den verschiedenen europäischen Cabineten äußert, je nachdem sie den strengsten reactionären Anforderungen genügen oder in dieser Beziehung nicht ganz vollwerthig befunden werden. Das höchste Lob trägt in dieser Beziehung das Ministerium Polignac davon: es besteht aus „lauter Royalisten der gediegensten Art", und seine Berufung ist „ein Ereigniß von der höchsten Wichtigkeit", weil das frühere liberale Cabinet, „dem es an aller Lebenskraft mangelte, nur dem Bösen dienlich war". Des-

gleichen spricht der Fürst auch von einem so dürftigen Geiste wie Castlereagh nur im Tone höchster Verehrung, und Wellington gegenüber stimmt er die Saiten seiner Leier bis zur wirklichen Bewunderung. „Das Vertrauen, das wir dem Herzog von Wellington entgegenbringen, ist groß", schreibt der Kanzler dem Fürsten Esterhazy, österreichischen Gesandten in London, als im August 1827 nach Canning's Tod die Tories unter Wellington wieder ans Ruder kommen. „Seine gesellschaftliche Stellung und sein Charakter sichern ihm Rechte und legen ihm Pflichten auf, die eben nur ihm allein gebühren. Unsere aufrichtigsten Wünsche werden alle seine Schritte begleiten, und wenn der Herzog irgendwo als Stützpunkt zu Gunsten der guten Sache eine Theilnahme sucht, die von allen Nebenabsichten, von jedem Vorurtheil wie von jedem Irrthum (de toute erreur!) frei ist, so wird er, wie ich mir schmeichle, in Wien danach suchen." Von einer wahrhaft verblüffenden Ueberschwenglichkeit aber wird die Ausdrucksweise Metternich's, sobald er von Staatsmännern spricht, die nicht nur nicht ganz auf der Höhe der Reaction stehen, sondern aus den napoleonischen Tagen sich gar noch einen gewissen liberalen Nimbus in die trostlose Oede der Restaurationszeit mit hinübergerettet haben. Die ganze Umgebung Friedrich Wilhelm's III. ist für Metternich die „reine Revolution". Im August 1819 schreibt er:

Fürst Hardenberg ist moralisch wie physisch in eine beinahe an Kindheit grenzende Schwäche verfallen. Zwei Elemente, die für einen auf hoher Stufe des Einflusses stehenden Geschäftsmann stets die gefährlichsten sind, wirken heute stärker als früher auf ihn ein vermöge seines Zustandes von Schwäche: das eine ist ein außerordentlicher Drang nach dem Ruf der Liberalität; das andere eine unglückliche Neigung nach sonderbaren Umgebungen. Es steht heute so, daß man ohne Uebertreibung behaupten kann, es umgibt ihn nicht Ein Mann, der nicht entweder im Sinne der reinsten Demokratie wäre oder bereits als activer Theilnehmer in der Verschwörung gegen den eigenen preußischen Thron stände. Der König ist über diese Lage der Dinge vollständig unterrichtet. Es sind also in Preußen zwei negative Gewalten miteinander im Kampfe, die Schwäche des Königs mit jener des Staatskanzlers. Die erstere ist die weniger gefährliche: denn die Schwäche des Königs ist mit Trägheit gepaart; zu jener des Staatskanzlers gesellt sich im Gegentheil die größte Thätigkeit.

Indessen Hardenberg bereitete Metternich für seine reactionären Plane kein nennenswerthes Hinderniß, da der Kanzler Franz' I. schon im November 1818 auf dem Aachener Congreß und dann noch weit mehr im Juli 1819 in Teplitz — nach Kotzebue's Ermordung, vor dem Beginn der Karlsbader Conferenzen — Friedrich Wilhelm III. selbst vollständig zu gewinnen wußte. Der König empfing ihn in Teplitz mit der Versicherung, der Fürst wisse, daß Friedrich Wilhelm seinen Ansichten alles Vertrauen schenke; seine eigene Lage aber sei schwer, da ihm selber die Leute fehlten — deshalb vertraue er auf den Kanzler, daß dieser ihm helfe, über einen gemessenen Gang übereinzukommen. Hardenberg's Unglück sei seine Umgebung, unter der gar curiose Leute steckten; Metternich habe mit allen seinen Vorwürfen vollkommen recht; aber das komme davon, wenn die Leute alt würden — Metternich möge nur gleich hier in Teplitz den anwesenden preußischen Ministern Hardenberg, Bernstorff und Wittgenstein seine Ansichten entwickeln und mit ihnen die Grundsätze feststellen, die dann unverbrüchlich zur Anwendung kommen sollten.

Ein anderer Stein des Anstoßes für Metternich war der liberale russische Minister Kapodistria: allein auch diesen gelang es, wenngleich langsamer, durch den directen Appell an den Kaiser Alexander zu beseitigen. Am 22. October 1822 konnte der Kanzler vom Congreß zu Verona über Kapodistria, dem er sogar „gesunden Menschenverstand" abgesprochen, nach Hause schreiben:

Das böse Element ewiger Zerwürfnisse hat seine Bahn geendet und mit ihm verschwinden tausend Verlegenheiten und Schwierigkeiten, weil der Congreß nun nur aus braven Leuten besteht. Meine persönlichen Beziehungen zum Kaiser von Rußland sind die intimsten, was sie eben für die Ruhe der Welt sein müssen. Er glaubt an mich gerade wie mein Kaiser es thut; und die Geschäfte gewinnen dabei, was sie bei keiner andern Combination gewinnen könnten.

Geradezu spaßhaft aber ist Metternich's Wuth und Geschimpfe über „die Schönredner, die britischen Minister"; seitdem Canning das Amt eines leitenden Staatsmannes im Rathe der Krone übernommen, aus dem er sich dann freilich nicht durch die dem Kanzler allein geläufigen diplomatischen Hausmittelchen oder durch einen directen Appell an Georg IV. beseitigen ließ. Der Aerger des Absolutisten über seine Ohnmacht, da wo ihm zum ersten mal ein echter Parlamentarismus in den Weg tritt, hat etwas unbeschreiblich Komisches. „Was will denn Canning? Wem will er es recht thun? Was hat er vor?" — schreibt Metternich, seine blasse Furcht hinter hohlen Scheltworten verbergend, nach jener epochemachenden Rede Canning's vom 14. April 1823, in welcher er, ein moderner Aeolus, die Stürme der Revolution zu entfesseln drohte, wenn die Heilige Allianz fortfahre, mit unerhörter Anmaßung die Unabhängigkeit der Völker, die nationale Ehre, die Eintracht der Herrscher und Unterthanen, alle originelle Entwickelung der Staaten zu bedrohen. Wer sich den Unterschied zwischen einem bloßen Diplomaten und einem wirklichen Staatsmanne, der zugleich ein gewaltiger Volkstribun ist, so recht vergegenwärtigen will, der lese diese, im fernsten Winkel Europas widerhallende Rede, sei es auch nur im magersten Auszuge, und hinterdrein Metternich's weitere Randglossen dazu:

Am Ende muß ein Mann doch irgendeinen Zweck haben. Ich fange an, selbst das bischen gute Meinung, das ich dem Manne (Gott verzeihe es mir) nicht ohne Widerstreben entgegengebracht, noch einzubüßen. Ein schönes Jahrhundert das, für jedwede Sorte von Menschen! für die Einfältigen, die für geistvoll gelten, aber aufgeblasen sind; für die moralischen Schwächlinge, die immer bereit sind, von ferne mit der Faust zu drohen, wenn die Gelegenheit günstig ist! ... Wie schade, daß Wellington so ängstlich ist, der Mann mit geradem Herzen und so ehrlichem Gesicht!

Aber zwei Jahre später (August 1825) schreibt Metternich halb verzweifelt an Esterhazy in London:

Ein Mann hat sich in England zum Steuerruder der Geschäfte emporgeschwungen. Er hat sein Augenmerk darauf gerichtet, seine Macht auf die Pflege der in seinem Lande populären Vorurtheile zu gründen. Bis zu dieser Stunde ist ihm sein Unternehmen gelungen: aber hat er damit seinem Vaterlande und der gemeinsamen Sache gedient, die ohne Zweifel zugleich diejenige Englands ist? Ich bin über die Art der Antwort nicht im Unklaren.

Wieder ein Jahr darauf schreibt „dieser abscheuliche Großprofoß der Heiligen Allianz", wie die französischen Blätter Metternich genannt:

Es gibt in dieser Welt zwei Arten von Geist: die eine streift alles und ergründet nichts; die andere vertieft sich in die Dinge und durchdringt sie. Canning besitzt in hohem Grade den Geist der ersten Kategorie; ich habe gewiß viel weniger Geist als er; aber mit meinem bischen Vorrath davon gehöre ich in die zweite Kategorie. Canning fliegt, ich gehe: er erhebt sich in eine Region, wo keine Menschen mehr wohnen; ich halte mich immer mit den menschlichen Dingen auf gleichem Niveau. Das Ergebniß dieses Unterschiedes ist, daß Canning die Romantiker für sich haben wird, während ich auf die gewöhnlichen Prosaisten angewiesen sein werde. Seine Rolle ist glänzend wie ein Blitz, aber vorübergehend wie dieser; die meinige blendet nicht, aber sie erhält, was die andere verzehrt! Das ist die einfache, aber unzweifelhafte Wahrheit, die der Geschichtschreiber immer entdeckt, die aber den Zeitgenossen oft entgeht. Die Männer wie Canning fallen zwanzig mal und stehen zwanzig mal wieder auf; die Leute meines Schlags sind der Mühe, sich zu erheben, entbunden, weil sie nicht so häufigem Fallen ausgesetzt sind. Die ersten beschäftigen und belustigen immer das Parterre; die andern langweilen es häufig. Mich zu beobachten, muß recht langweilig sein für die ungeheuere Mehrheit derer, die mich an der Arbeit sehen. Nur mögen sie sich nicht daran stoßen, denn ich werde mich nicht ändern.

Immer dieselbe Voraussetzung, daß „Realpolitiker" nur ist, wer die Ruhe des Kirchhofs ringsum verbreitet und jedwede geistige Regung ertödtet! Immer dieselbe hochmüthige Verblendung, daß die Welt sich ändern müsse, weil Fürst Metternich sich ganz gewiß nicht ändern wird, da er ganz außer Stande ist, die neuen Factoren auch nur zu würdigen, die er durch vornehmes Ignoriren oder schlimmstenfalls als Generalgewaltiger der Heiligen Allianz abthun zu können glaubt.

Die Geschichte, an die er gar so gern appellirt, wird ihm zurufen: „Du gleichst dem Geist, den du begreifst, nicht mir!" An Canning's Reden, und namentlich an der vom 14. April 1823, werden sich noch Kind und Kindeskind begeistern wie an einer Großthat, an den ersten Riß in die tiefe Finsterniß, welche Metternich über Europa verbreitet; die Depeschen des Staatskanzlers liest nur der Fachmann und dankt Gott, wenn er die ermüdende Arbeit hinter sich hat, die, weiß der Himmel! nichts Erfrischendes bietet. Selbst jene theilweise, wenn auch ironische Anerkennung Canning's wird dem Fürsten bald wieder lästig: er läßt sich dafür von torvistischen Lords, die Wien besuchen, „über Canning's Gang eine Menge und mitunter beinahe komische Notizen liefern". Endlich erlöst ihn Canning's Tod von diesem Alp, und nun läßt er am 19. August 1827 gleich zwei Jubeldepeschen auf einmal an Esterhazy abgehen:

Bei der Erbschaft, die Herr Canning seinem Vaterlande hinterlassen und die nur aus Zerrüttung besteht, könne die Ordnung nur allmählich wieder aus dem Chaos hervorgehen, zumal da, wo mehrere Parteien unausgesetzt miteinander in offenem Kampfe begriffen seien ... einstweilen müsse man sich mit der Gewißheit begnügen, daß nicht der traurige parlamentarische Schweif des Verstorbenen an das Ruder gelangen werde. Gleich einem bösartigen Meteor hatte die Vorsehung diesen Mann auf England und Europa geschleudert. ... Alles hat er erschüttert, vieles zerstört, aber nichts aufgebaut — (natürlich; die Anerkennung der südamerikanischen Republiken, die Befreiung Portugals von Dom Miguel, die Unterstützung Griechenlands, das ist ja alles keine Realpolitik, sondern liberale Romantik) — trübselige, aber gewöhnliche Mitgift von Leuten dieses Schlags. England ist von einer großen Geisel befreit: woher aber nimmt die Menschheit die ihr gebührenden Entschädigungen für all das Unheil, das sie getroffen und dessen ganze Ausdehnung heute noch kaum abgemessen werden kann?

Das ist reiner und vollwerthiger Metternich!

Walter Rogge.

Vom Fischerdorf zur Weltstadt.

Entsprechend der gewaltigen Bedeutung, welche die Stadt Berlin für die gesammte moderne Welt gewonnen, hat sich die besondere Literatur über diese nunmehr erste deutsche Stadt noch in den letzten Jahren wieder so erheblich vermehrt, daß, sie zu beherrschen, schon ein specielleres Studium, die bestimmte Neigung und ein beträchtlicher Zeitaufwand nöthig wird. Lassen wir alle ältern Erscheinungen beiseite und nehmen wir nur die neueste Literatur über Berlin hier in Kürze vor, so sind in derselben so ziemlich alle literarischen Disciplinen und Kategorien vertreten: die gelehrte, wissenschaftliche Geschichtsforschung in dem vom Magistrat officiell ins Leben gerufenen und durch den Archivar der Stadt bearbeiteten großen „Urkundenbuche"; die Statistik in dem vom städtischen statistischen Bureau herausgegebenen Jahrbuch für Volkswirthschaft und Statistik: „Berlin und seine Entwickelung" (bisjetzt neun Jahrgänge); die Touristenliteratur in den Berlepsch'schen und Knapp'schen Arbeiten für die Meyer'schen und Bädeker'schen Reisebücher; die Memoirenschreibung in Friedrich Adami's „Vor 50 Jahren" und Eberty's „Jugenderinnerungen eines alten Berliners"; die Völkerpsychologie und sociale Wissenschaft in Schwabe's (des verstorbenen Schöpfers einer Statistik Berlins überhaupt) „Betrachtungen über die Volksseele in Berlin" und —

mehr mit gemüthlichem Humor anekdotisch erörtert — in Langenscheidt's „Naturgeschichte des Berliners"; die Sprachforschung und Dialektkunde in der anonym erschienenen Schrift „Der richtige Berliner in seinen Ausdrücken und Redensarten"; die Literaturgeschichte in der Festschrift zur Enthüllung des Goethe-Denkmals: „Goethe und Berlin" von Otto Brahm; endlich die Kunstgeschichte in Alfred Woltmann's „Baugeschichte Berlins", in Adolf Rosenberg's Monographie: „Die Berliner Malerschule" und in verschiedenen andern, z. B. auch speciell theatergeschichtlichen Werken.

Doch wir betonten oben: die gelehrte, wissenschaftliche Geschichtsforschung. Das bereitet auf den Gegensatz vor; wir wollen zwar durchaus nicht sagen: die ungelehrte, unwissenschaftliche, weil wir falsch verstanden werden könnten; wohl aber wollen wir sprechen von einer populären, nicht dem Historiker von Fach, sondern dem großen Publikum, dem eventuellen Lesebedürfniß oder Wissensdurst jedes Berliners als solchen zugute kommenden und Rechnung tragenden Geschichtsforschung oder vielmehr Geschichtserzählung.

Wir besitzen diese volksthümliche, sich an die weitesten Kreise, die verschiedensten Bildungsstufen wendende Geschichtserzählung in dem Buche:

Fünfhundert Jahre berliner Geschichte. Vom Fischerdorf zur Weltstadt. Geschichte und Sage. Von Adolf Streckfuß. Zweite Auflage. Berlin, Brigl. 1879. Gr. 8. 15 M.

Stadtrath Adolf Streckfuß in Berlin, längst schon publicistisch, nationalökonomisch u. s. w. mit der Feder thätig, hat seit einer Reihe von Jahren sich auch der schönen Literatur zugewendet und nun bereits über ein Dutzend Romane und Novellen geschrieben, die alle ihr dankbares Publikum, namentlich im Leserkreise der Zeitung „Tribüne", in welcher sie sämmtlich zuerst erschienen sind, gefunden haben. Brigl, der Besitzer und Verleger der „Tribüne", ist, wie wir oben bei der Titelangabe des Buchs verzeichneten, auch der Verleger der „Fünfhundert Jahre berliner Geschichte": das Streckfuß'sche Geschichtsbuch wird zumeist dasselbe Publikum gefunden haben und auch in Zukunft noch weiter finden, welches die Streckfuß'schen Romane und Novellen fanden und finden werden. Diese Leser kennen nun einmal seine ganze Art; von Poesie muß man bei ihm abstrahiren; auch ein Aufwand von Geist läßt sich nicht bemerken, dagegen nirgends in Stich lassende Verständigkeit, geschickte Behandlungsweise des Stoffs, glatte Darstellung und ein ehrbarer Ernst der Gesinnung, den man im Leben wol die bürgerliche Tüchtigkeit nennen kann.

In der That liest sich auch diese historische „Erzählung" im Zusammenhang und von Kapitel zu Kapitel wie eine frei erfundene. Vor allem sorgt der Autor dafür, daß keine kritische oder bibliographische Note den ohne Unterbrechung, wenn auch ruhig fortschreitenden Gang der geschilderten Ereignisse oder Begebenheiten hemmt. Mit ängstlicher Gewissenhaftigkeit wird jeder gelehrte Ballast vermieden. Dennoch merkt man im Inhalt, daß die Quellen fleißig benutzt sind und der Verfasser ein sehr geschickter Compilator war. Zur Charakterisirung seines Werks in Bezug auf die geschichtlichen Materien wie auf Einkleidung und Form wollen wir drei Stoff- und Stilproben hier mittheilen.

Zuerst eine hochinteressante Episode aus der Vergangenheit des jetzigen deutschen Kaisers, damaligen Prinzen von Preußen, seine Heimkunft aus England im Jahre 1848 betreffend. Am 4. Juni veröffentlichte der „Staats-Anzeiger" einen Brief des Prinzen an seinen Bruder, den König, worin ersterer seine Rückkehr anzeigte:

Ew. Majestät zeige ich unterthänigst an, daß ich, dem mir ertheilten Befehl gemäß, London verlassen und den Continent wieder betreten habe. Ich halte den Zeitpunkt für den passendsten, um meine Ew. Majestät schon bekannten Gesinnungen, mit denen ich in die Heimat zurückkomme, nochmals offen auszusprechen. Ich gebe mich der Hoffnung hin, daß die freien Institutionen, zu deren festerer Begründung Ew. Majestät jetzt die Vertreter des Volks berufen haben, unter Gottes gnädigem Beistande sich zum Heile Preußens mehr und mehr entwickeln werden. Ich werde dieser Entwickelung mit Zuversicht und Treue alle meine Kräfte widmen und sehe dem Augenblick entgegen, wo ich der Verfassung, welche Ew. Majestät mit Ihrem Volke nach gewissenhafter Berathung zu vereinbaren im Begriff stehen, die Anerkennung ertheilen werde, welche die Verfassungsurkunde für den Thronfolger festsetzen wird. Brüssel, 30. Mai 1848. Prinz von Preußen.

Ueber die bis dahin noch ziemlich räthselhaften Motive der Reise des Prinzen nach England erhielten die Berliner durch eine Erklärung des Ministerpräsidenten in der Nationalversammlung Auskunft. Camphausen gab sie infolge einer Interpellation in der elften Sitzung am 6. Juni ab. Es hieß darin:

Nach dem großen Kampfe, welcher in der Stadt Berlin stattgefunden hat, ist am 19. März Sr. königlichen Hoheit dem Prinzen von Preußen von seinen Freunden gerathen worden, wegen der gegen ihn herrschenden Aufregung die Stadt zu verlassen. Der Prinz hat sich nach Spandau begeben, von dort nach der Pfaueninsel und hat dort die Tage des 20. und 21. März zugebracht. Bekanntlich hat in jenen Tagen das Gerücht, daß eine Heeresabtheilung unter Führung des Prinzen heranrücke, die Stadt in die größte Aufregung versetzt, und wenngleich dieses Gerücht, wie so viele andere, völlig unbegründet war, so haben doch die damaligen Minister geglaubt, Sr. Majestät den Wunsch ausdrücken zu müssen, daß zur Beruhigung der Bevölkerung Se. königliche Hoheit der Prinz von Preußen eine Reise ins Ausland antrete. Se. Majestät haben diesem Wunsche nachgegeben und deshalb eine mündliche Mittheilung an den Prinzen gelangen lassen. Dieselben haben jedoch erklärt, daß Sie auf eine solche mündliche Mittheilung das Land nicht verlassen würden, daß Sie aber in dem Falle dazu bereit wären, wenn Ihnen ein ausdrücklicher und schriftlicher Befehl von Sr. Majestät vorgelegt würde. Demnach haben Se. Majestät in einem eigenhändigen Schreiben dem Prinzen den Auftrag ertheilt, sich nach London zu begeben, um dem befreundeten englischen Hofe Aufschluß und Aufklärung über die hiesigen Zustände und die hiesigen Ereignisse zu geben. Später hat der Prinz sich angelegentlich mit der Besichtigung der Anstalten für die Marine beschäftigt.

Im weitern Verlauf seiner Rede erklärte der Minister unter anderm:

Als der Zeitpunkt der Einberufung einer Versammlung, mit welcher die künftige Verfassung des Landes begründet werden soll, herannahte, da haben wir geglaubt, es sei unerlaßlich, daß der Thronfolger im Lande anwesend sei, und haben es für unsere Pflicht gehalten, unsererseits auf die Rückkehr anzutragen.

Nach solchen Worten war die baldige Ankunft des Prinzen von Preußen in Berlin zu erwarten. So geschah es. Am 7. Juni traf derselbe in Potsdam, am 8. in Berlin ein. Er wurde von dem Minister von Patow und einer kleinen Zahl vorher benachrichtigter Anhänger empfangen. Unmittelbar vom Bahnhof fuhr er nach der Singakademie, wo die Nationalversammlung tagte, um seinen Sitz in derselben einzunehmen. Er trat in Generalsuniform in den Sitzungssaal und setzte sich auf der vordersten Reihe der rechten Seite nieder. Der Eintritt des Prinzen machte auf die Versammlung einen eigenthümlichen Eindruck. Mehrere Mitglieder der Rechten erhoben sich, dagegen ertönte sofort von der Linken der Ruf: „Sitzenbleiben"! Jene folgten schnell dieser Weisung. Der auf der Tribüne befindliche Abgeordnete Temme ließ sich in seiner Rede nicht stören, aber niemand merkte auf seine Worte, sodaß er bald schloß. Die Augen aller waren auf den Prinzen gerichtet; man erwartete mit Ungeduld eine Kundgebung des neu eingetretenen Mitgliedes. Als Temme geendet, nahm der Präsident das Wort. „Eigentlich", so sagte er, „hätte der Abgeordnete D'Ester das Wort; aber der Abgeordnete des wirsitzer Kreises wünscht in einer persönlichen Angelegenheit zu sprechen." Der Prinz erhob sich. Seine Rede theilt der stenographische Bericht folgendermaßen mit:

Prinz von Preußen, als Abgeordneter für den wirsitzer Kreis: Vermöge der auf mich gefallenen Wahl bin ich berechtigt, in Ihrer Mitte zu erscheinen. Ich würde bereits gestern hierher geeilt sein, wenn es nicht der Jahrestag unauslöschlicher Trauer gewesen wäre, der mich im Schose meiner Familie festhielt; heute aber ergreife ich die Gelegenheit, um zuvörderst meinen Dank für das Vertrauen auszusprechen, welches mich in Ihre Mitte berief und wodurch es mir möglich wird, Sie, meine Herren, welche aus allen Provinzen des Landes und allen Ständen hier versammelt sind, herzlich willkommen zu heißen. Nicht nur die Blicke Preußens, die Blicke der Welt sind auf unsere Versammlung gerichtet, da durch Sie eine Vereinbarung mit unserm König herbeigeführt werden soll, welche für lange Zeit die Schicksale des preußischen Volks und seiner Könige feststellen soll. Welch ein hoher Beruf! Je heiliger dieser Beruf, je heiliger muß der Geist und die Gesinnung sein, welche unsere Berathungen leiten. Die constitutionelle Monarchie ist die Regierungsform, welche unser König zu geben uns vorgezeichnet hat. Ich werde ihr mit der Treue und Gewissenhaftigkeit meine Kräfte weihen, wie das Vaterland sie von meinem, ihm offen vorliegenden Charakter zu erwarten berechtigt ist. Dies ist die Pflicht eines jeden Vaterlandsfreundes, vor allem also die meinige, als des ersten Unterthanen des Königs. So stehe ich jetzt wieder in Ihrer Mitte, um mitzuwirken, daß die Aufgabe, welche uns gestellt, zu einem glücklichen Ziele geleitet werde. Möge die Gesinnung, welche ich ausgesprochen habe, von uns allen getheilt und festgehalten werden, dann wird unser Werk gelingen und zum Wohl und Heil des geliebten Vaterlandes gereichen. Möge mein Erscheinen unter Ihnen ein günstiges sein; mögen wir vereint die Thätigkeit entwickeln, welche von uns erwartet und gehofft wird. Meine übrigen Geschäfte werden mir nicht erlauben, regelmäßig an Ihren Sitzungen theilzunehmen; ich ersuche daher den Herrn Präsidenten, meinen Stellvertreter einzuberufen. Uns alle aber, meine Herren, leite der Ruf und Wahlspruch der Preußen, der sich so oft bewährt hat: Mit Gott für König und Vaterland!

Ein Bravo von der Rechten, so erzählt der stenographische Bericht, folgte der Rede; er sagt nichts von einem Zeichen der Linken, durch welches diese das Bravo übertönen wollte. Nachdem der Prinz die Rednertribüne verlassen, wurden die Verhandlungen fortgesetzt. Gleich darauf entfernte sich der Prinz aus dem Saale.

Muß Derartiges aus dem Schachte der Vergangenheit durch einen fleißigen Compilator wieder ans Tageslicht gefördert zu sehen nicht einem jeden von höchstem Interesse sein? Um an ein welthistorisch gewordenes königliches Wort zu erinnern, das derselbe Mund sprach, dem wir oben als geistigem Zeugen jener Scene in der preußischen Nationalversammlung lauschten — muß man hier nicht, den Gang der Geschichte bewundernd, ausrufen: „Welche Wendung der preußischen, der deutschen Verhältnisse und Schicksale durch Gottes Fügung!"

Im Jahre 1879 hat wol überall in der civilisirten Welt das glänzende Gelingen der berliner Gewerbeausstellung von sich reden gemacht. Sie war nicht die erste ihrer Art in Berlin. Auch schon vor 36 Jahren, am 15. August 1844, wurde in der preußischen Hauptstadt eine allgemeine deutsche Gewerbeausstellung eröffnet. Der König hatte derselben das Zeughaus eingeräumt; sie war aus allen Ländern des Zollvereins reich beschickt worden. Finanzminister von Bodelschwingh hielt bei der feierlichen Eröffnung eine schwungvolle Rede. Ueber diese Ausstellung enthielt die „Vossische Zeitung" vom 16. August 1844 einen kurzen, übersichtlichen Bericht, der uns ein treues Bild von ihr gibt. Streckfuß hat auch diesen interessanten Bericht für uns „ausgegraben".

Zum Schluß nun noch ein Griff zurück ins vorige Jahrhundert. Bekanntlich hat vor kurzem die Vermählung des ältesten Sohnes des Kronprinzen, Prinz Wilhelm's von Preußen, des dereinstigen Kaisers und Königs, mit der Prinzessin Auguste Victoria von Schleswig-Holstein-Sonderburg-Augustenburg stattgefunden. Da wird es nicht uninteressant sein, zu erfahren, wie noch vor 150 Jahren, im Zeitalter des „großen Friedrich", am preußischen Hofe eine fürstliche Hochzeit mit ganz eigenthümlichen, wir möchten sagen halb naiven, halb cynischen Bräuchen und Ceremonien gefeiert worden ist. In dieser Beziehung hat Streckfuß alte Briefschaften aufgestöbert und danach uns die Festlichkeit folgendermaßen geschildert:

Am 7. Januar fand die Vermählung des ältesten Bruders des Königs, August Wilhelm, der den Titel eines Prinzen von Preußen führte, mit der Prinzessin Luise von Braunschweig-Wolfenbüttel statt, zu der sich trotz des immer noch nicht beendeten Kriegs eine große Zahl vornehmer und fürstlicher Gäste eingefunden hatte. Lustbarkeiten und Feste jagten sich; jeder Tag brachte neuen Glanz. Der Herr von Bielfeld hat uns in

seinen Briefen eine interessante Schilderung dieser Festlichkeiten hinterlassen; er kann nicht genug von der Pracht derselben erzählen. Sämmtliche Zimmer des Schlosses waren am Hochzeitstage erleuchtet; im Weißen Saale hatte man unter einem Thronhimmel von karmoisinrothem, mit Gold verziertem Sammt den Altar errichtet. Die Festgäste waren im höchsten Schmuck, von allen Seiten sah man Silber, Gold, Perlen und Diamanten glänzen. Nach der Trauung wurde eine wahrhaft reiche Mahlzeit gehalten und dann der übliche Fackeltanz getanzt, bei dem die Musiker auf dem silbernen Chor saßen. Nach der Beendigung des Tanzes führte der König den Prinzen von Preußen, die Königin die Prinzessin in ihre Zimmer. Die Neuvermählten legten ein zierliches Negliglée an, dann öffneten sie die Thür des Gemachs und der Hof trat in dasselbe. Die Prinzessin lag auf einem Bett von karmoinsinrothem Sammt, welches reich mit Perlen verziert war. Der Prinz saß im Schlafrock und mit einer Nachtmütze versehen auf dem Kopfkissen. Die vertrauten Freunde des Prinzen überboten sich an Witz und in nicht gerade zarten Scherzen, die aber ein Ende hatten, als der Prinz das Strumpfband seiner jungen Gemahlin zerschnitt und unter die Dastehenden vertheilte, dann den König umarmte und die Gesellschaft verabschiedete. Die Hofherren blieben noch bis 3 Uhr morgens zusammen bei einer Abendmahlzeit, bei der man, wie Bielfeld sagt, mehr als ein gestrichenes Glas auf das Waffenglück der Neuvermählten trank. Am folgenden Tage versammelte sich der Hof gegen 6 Uhr abends in der Großen Galerie; die Damen und Cavaliere erschienen im Domino, aber ohne Gesichtsmasken; Bielfeld allein trug ein reiches geschmackvolles Costüm, denn ihm war eine eigenthümliche Rolle zuertheilt, die, der Prinzessin den Strohkranz zu überreichen und dazu eine Rede zu halten, in welche er — so war nach Bielfeld's Mittheilung des Königs ausdrücklicher Befehl — einige schlüpfrige Scherze einfließen lassen sollte. Die Feierlichkeit der Strohkranzüberreichung fand nach 9 Uhr, nach dem Abendtische, statt. Zwölf junge Cavaliere gingen, jeder eine angezündete Fackel in der Hand tragend, Bielfeld voran; ihnen folgte ein schlesischer Edelmann, der Baron von Modrach, der auf einer goldenen Schüssel einen kunstreich verfertigten und mit mehrern kleinen Wachskindern geschmückten Strohkranz trug. Der Hof hatte sich in einem Halbzirkel aufgestellt, Bräutigam und Braut standen in der Mitte, der König und die Königin ihnen zur Seite. Die zwölf Cavaliere führten einen Fackeltanz auf, eine Pantomime, welche auf die Vermählung Bezug hatte; dann hielt Bielfeld seine Rede, und da der König sehr mit derselben zufrieden war und stark in die Hände klatschte, so mag sie wol der schlüpfrigen Scherze genugsam enthalten haben. Nach Beendigung der Rede setzte der Baron von Modrach der Prinzessin den Strohkranz auf das Haupt; diese indessen war wenig damit zufrieden; sie riß ihn schnell ab und warf ihn dem Prinzen zu.

„Vom Fischerdorf zur Weltstadt" heißt der zweite Titel des Streckfuß'schen Werks. Es ist das freilich durchaus wörtlich zu nehmen; der Autor schrieb nicht: „Vom Fischerdorf bis zur Weltstadt". Den fünfhundertjährigen Weg der Entwickelung Berlins geht er nicht bis zum Ende, sondern macht Stillstand im Jahre 1848, in welchem Berlin gewiß noch keineswegs eine „Weltstadt" zu nennen war. Folgendes sind die Kapitelüberschriften des ganzen Buchs, welche Aufzählung dem Leser gleichzeitig eine Art flüchtig vorübereilenden Wandelbildes der Geschichte der Stadt „am grünen Strande der Spree" verschaffen wird: „Berlin im 14. Jahrhundert"; „Berlin im 15. Jahrhundert"; „Berlin in der Reformationszeit"; „Berlin unter der Regierung der Kurfürsten Johann Georg, Joachim Friedrich und Johann Sigismund"; „Berlin zur Zeit des Großen Kurfürsten"; „Berlin zur Zeit der Regierung Friedrich's III. (I.)"; „Berlin zur Zeit der Regierung Friedrich Wilhelm's I."; „Berlin zur Zeit der Regierung Friedrich's des Großen"; „Berlin im letzten Jahrzehnt des 18. und im Anfang des 19. Jahrhunderts"; „Berlin zur Zeit der Franzosenherrschaft"; „Berlin zur Zeit der deutschen Volkserhebung"; „Berlin unter der Regierung Friedrich Wilhelm's III. bis zu dessen Tode"; „Berlin vom Regierungsantritt Friedrich Wilhelm's IV. bis zum 18. März 1848"; endlich „Berlin in der Revolutionszeit".

Das war also gerade nur der Wendepunkt, wo aus dem vormärzlichen, dem alten Berlin das nachmärzliche, das neue zu entstehen und allmählich, unter Kämpfen und Verzögerungen mancherlei Art, sich zu entwickeln begann. Hätte Streckfuß, der mit der Auflösung der Nationalversammlung endet, weiter geschrieben: wie viele Kapitel hätte er noch anreihen müssen, ehe er wirklich bei der „Weltstadt" (und immer doch nur erst einer noch fortdauernd werdenden) angelangt wäre! Wir denken so: Berlin in der Reaetionszeit; Berlin und Olmütz; die Regentschaft und die neue Aera; die Conflictszeit; der dänische Krieg; der österreichische Krieg; der Norddeutsche Bund — Berlin als Bundeshauptstadt.

Wollen wir zum Schluß einen Blick auf das aus dieser norddeutschen Bundeshauptstadt abermals herauswachsende Berlin, auf die deutsche Kaiserstadt Berlin oder die Reichshauptstadt werfen, so darf ich wol hierbei einige von dem Autor an anderer Stelle gegebene Ausführungen benutzen. Unsern Augen bietet sich das Berlin, welches zunächst die glorreichen Thaten der deutschen Feldherren und Krieger in Frankreich aus unverhohlenem Enthusiasmus, mit einem Schwunge der Begeisterung, die an die Erhebung von 1813 erinnert, und mit einer immerdar offenen Hand, einem weit offenen Herzen für die im Felde Stehenden, die Gesunden wie die Kranken und Verwundeten, begleitet. Dann ist es das Berlin, welches den zurückkehrenden Siegern, an der Spitze dem ehrwürdigen Kaiser, in Wahrheit goldene Thore und Säulen baut, welches mit Genugthuung auf die Fülle fürstlicher Besuche blickt, die dem mächtigsten Herrscher der Gegenwart gelten und welches alsbald auch seine neue Rolle als Kaiserstadt begreift und geschickt zur Darstellung bringt. Es „repräsentirt" sowol bei der Dreikaiserzusammenkunft als beim Zusammentritt des ersten deutschen Parlaments, um nur zwei der hervorragendsten Momente herauszugreifen, in würdigster und splendidester Weise. Dann, als der Rausch der französischen Siege der deutschen Menschheit zu Kopfe steigt, als die Milliardenflut hereinbricht, gewahren wir das Berlin der Gründerära, der denkbaren und undenkbaren Aetiengesellschaften, des extravagirenden Börsenspiels, der ungezügelten Bauwuth (die jedenfalls viel Schönes im einzelnen geschaffen und aus dem alten Berlin erst recht

das neue zu machen verstanden), der schwindelnd hohen Miethpreise — und als Rückseite der Medaille das Berlin der Wohnungsnoth und der Barackenansiedelungen auf freiem Felde, endlich das Berlin des durch das rollende Gold emporschießenden Luxus, der Prunk- und der Genußsucht, in der für seinen Theil selbst der kleine Mann und der jetzt plötzlich die höchsten, früher nicht geträumten Löhne erzielende, davon ganz wirblig gemachte Arbeiter mit dem Finanzmann, dem Industriellen, dem Börsianer und Gründer wetteifert.

Aber auf die Gründerära folgt die Krachperiode, auf das gegründete, respective gründende Berlin das verkrachte. Die Actiengesellschaften machen bankrott; das Börsenhazardspiel holt sich seine Opfer; die Gründungen jeder Gestalt machen Pleite; die Baulust versiegt; dennoch gehen die Wohnungspreise jäh herunter, die Fabriken stehen leer, Arbeit und Verdienst hören auf, die Theaterfreiheit schafft unter diesen Umständen nur ein immer größeres Kunstproletariat — kurz, wohin man blickt, Geldklemme, Geschäftsstockung, wirthschaftliche Misère. Unter ihrer Herrschaft erhebt der Wahnwitz der socialdemokratischen Bewegung immer frecher sein Haupt, bis zwei Schüsse, die in Berlin fallen, der Gesellschaft einen heilsamen Schreck einflößen, indem ihr Echo mächtig an aller Ohr schlägt als ein Mahnwort, wohin es bereits mit den öffentlichen Zuständen und dem sittlichen Bewußtsein gekommen ist.

Indessen — hier wollen wir nicht das trübe, sondern ein lichteres Bild, das der immer vollständigern Ueberwindung des Krachs, des Katzenjammers nach dem vorhergegangenen Rausche, festhalten. Wir wenden uns dem Schauspiel zu, wie Berlin im achten Decennium, anfangs getragen von der Gunst, dann trotz der Ungunst der allgemeinen Zeitverhältnisse sich dennoch muthig und mächtig dehnt und streckt, in Höhe, Tiefe, Breite wächst, um endlich wirklich und vollkommen zu sein, was es jetzt schon werdend ist, im Keime nicht nur, sondern auch schon in allerhand Sprößlingen und Schößlingen ist: eine Weltstadt, die deutsche Weltstadt.

Da sehen wir denn vor uns ein Berlin, das, wo immer es nöthig und thunlich, an sich putzt, verbessert und erneuert, das seine Kirchen in einem vorher an ihnen nicht vorhandenen monumentalen Stile renovirt, die alten Bahnhöfe in prächtige neue verwandelt, das besonders im Bau von Schulen sowie überhaupt von mannichfaltigen Heimstätten der Wissenschaft und Kunst eine unübertroffene Rührigkeit entwickelt, das Brücken, Chausseen, Wege und Stege baut, Gräben zuschüttet, großartige Straßendurchbrüche unternimmt, an seinen Peripherien freundliche Haine als Luftparke der Bevölkerung und auf den Plätzen der innern Stadt reizende Schmuckanlagen wie Oasen in der Häuserwüste entstehen läßt — das Berlin, das sich nicht nur mit Ringbahnen in zwei Kreisen umzieht, nicht nur ein ganzes Netz von Pferdebahnen sowie eine es mitten durchschneidende Stadtbahn ins Leben ruft, welche die Aufgabe haben dürfte, innerhalb des nächsten Decenniums wieder alle jetzt bestehenden Verkehrs- und Wohnungsverhältnisse von Grund aus und immer weltstädtischer umzugestalten, sondern das demnächst auch eine Communication mit den Vororten und den benachbarten Villencolonien mittels elektrischer Bahn und mittels Dampfdroschke, resp. Dampf-Omnibus und -Lastwagen, begründen wird — das Berlin, das sogar ein Verlangen trägt, sich zur „Seestadt", zum „Seehafen" zu entwickeln, und nicht nur die Seen in seiner Umgebung sowie die Ober- und Unterspree mit eleganten Dampfern, welche an die auf dem Rhein erinnern, befährt, sondern auch daran denkt, sich mit Hülfe von Kanälen mit Ost- und Nordsee in unmittelbare Verbindung zu setzen — das Berlin, das auch unterirdisch immer großartiger zu leben und zu weben beginnt, indem zu den Gas-, Wasser- und Telegraphenleitungen noch die Rohrpost tritt und daneben, nachdem in dem Fachmännerstreit: „Kanalisation oder Abfuhr?", bezüglich Berlins endlich die erstere den Sieg davongetragen, auch das große Unternehmen einer städtischen Kanalisation in jenem subterranen Reiche immer weitere und vollständigere Radien zieht — das Berlin, welches, müde des schlechten Rufs, den sein Pflaster genoß, über dieses den Macadam, den Asphalt immer entschiedener den Sieg davontragen läßt, und auch bereits angefangen hat, statt des Gases sich des elektrischen Lichts zu öffentlichen Beleuchtungszwecken zu bedienen — das Berlin endlich, welches bereits am Giebel der Häuser die Säulen für eine allgemeine Telephoneinrichtung anbringt.

Das geschichtliche Werden dieser Weltstadt Berlin schildert uns das Werk von Streckfuß, wie gesagt, nicht mehr.

Ein historischer Roman Victor Hugo's.

Siebzehnhundertdreiundneunzig. Von Victor Hugo. Illustrirte Ausgabe. Leipzig, Thiel. 1879—80. Gr. 8. 8 M.

Wohl hatten die Franzosen allen Grund, vor kurzem den achtzigjährigen Geburtstag ihres Dichterfürsten Victor Hugo mit ganz ungewöhnlichem Glanze zu feiern. Wenn je eine öffentliche Kundgebung, so war diese eine bestens verdiente Anerkennung, ein kleiner Entgelt für das, was der unermüdliche und geniale Kopf während eines reichen Lebens zum Ruhme seines Landes und Volks, was er allgemein im Dienste der Göttin Poesie gethan.

Wir haben es hier nicht mit dem Manne zu thun, der wiederholt ins politische Getriebe hineingegriffen und sich vergriffen hat, zwar nicht allzu stark mit seinem „Napoléon le petit", der im Verlauf der Geschichte seinen unerbitt-

lichen Commentar finden sollte. Billigerweise dürfen wir auch nicht denken an seine in den Augenblicken abnormer und gewaltsam aufreizender Nationalzustände erlassenen Kundgebungen im Sinne des Deutschenhasses. Victor Hugo ist in der Politik ein Kind. Wir haben nur den großen Dichter vor uns: das genügt für einen unsterblichen Namen. In der Lyrik unbedingt den allerersten des Jahrhunderts beizählend, im Roman durch einige grandiose Würfe hervorragend, hat er sogar für das dritte Gebiet, das Drama, das er freilich nicht mustergültig behandelt, immer noch so viel Kraft übrig behalten, als mancher kleinere Dichter in Summa verfügbar hat. Wir kennen seine Fehler: die Ausschreitungen, Ungeheuerlichkeiten und Härten einer excentrischen Phantasie oder wie man sie nennen will. Gleichviel; es bleibt in seiner Schrift so viel echte Poesie, so Erhabenes und Großes zurück, daß alle Lyriker des zweiten Kaiserreichs zusammengenommen nicht an seinen einzigen Namen hinanreichen. Und die Kraft des Giganten scheint unerschöpflich. In seinem neuesten Werke „1793", einem historischen Roman im strengen und großen Stil, mit dem für die Wesenheit unsers Dichters ausgezeichnet passenden grandiosen Objecte des furchtbarsten der Revolutionsjahre und eines ebenso furchtbaren Bürgerkriegs, ist noch alle Lebendigkeit und Kraft und Wärme, alles Genie eines großen Geistes zu finden. Der Convent und die Vendée im tödlichen Kampf: das ist welterschütternd!

Verfolgen wir den Gang der Erzählung.

Schon der Anfang hat etwas in der gewohnten Weise des Autors Ergreifendes: der schauerliche Wald von La Sandraie, eines von jenen im Bürgerkriege denkwürdig gewordenen Gehölzen der Bretagne, die eigentlich nur ein ungeheueres Gestrüpp sind, ohne alle Aehnlichkeit mit unsern freien Wäldern, um so mehr voll von geheimen Schrecken, wenn dies Gestrüpp wie hier im frühlingsfrischen Ausschlagen und Treiben begriffen ist. Hierher verlegt der Autor die menschlich rührende Scene, wie das schrecklich decimirte Revolutionsbataillon Bonnet-Rouge recognoscirend eine Vendéer Bäuerin mit drei kleinen Kindern, deren Vater, unter den Royalisten kämpfend, vor drei Tagen erschossen worden ist, aufgreift und die drei frischen Kleinen feierlich zu Kindern des Bataillons erhebt. Und dann folgt gleich eine zur constanten Einheit verwobene Reihe von jenen großartig lebensvollen Effectscenen, die unser Autor so sehr liebt und glänzend auszumalen versteht: Schauplatz ist die englisch-französische Kriegscorvette Claymore, als Kauffahrer segelnd, mit gefährlicher Mission betraut, alles an dem verdächtigen Schiff geheimnißvoll und schreckend; sie ist auf nächtlicher Fahrt begriffen mit dem Auftrage, der Bretagne einen neuen royalistischen Oberbefehlshaber zuzuführen. Vollends eine Scene von seltenster, von erschütternder, überwältigender Macht ist es, wie ein Vierundzwanzigpfünder sich losreißt — ein Schicksal, dem nicht zu entrinnen, vor dem keine Rettung zu finden ist; wie das Ungeheuer auf seiner verhängnißvollen Rollbahn Grauen und Verderben säet, bis es endlich durch todesmuthige Kraft und List, durch den Aufwand einer Seelenstärke fast einziger Art zum Stehen gebracht wird, aber doch Schiff und Mannschaft ruinirt hat, da während des außerordentlichen innern Kampfes mit dieser Elementarkraft der übermächtige Feind heraugesegelt ist. Nur der neue Oberfeldherr, der in jenem Kampfe selbst eingestanden und genug von Gewandtheit und kaltblütigem Heldenmuth entfaltet hat, entkommt in einem Rettungsboot. Zuvor hat er den Stückmeister, der das Unglück verschuldet, dann aber unbedenklich sein Leben an die Rettung gewagt hat, mit der Verdienstmedaille lohnen und unmittelbar darauf erschießen lassen. Gewaltige Scenen, auch psychisch! Die mächtigen Striche, in denen der Dichter das entfesselte Metall wie ein diabolisch heimtückisch beseeltes Wesen rasen und zerstören läßt, wie dann der schwache Mensch mit seinem Geiste sich entgegenstellt, sind überwältigend. Das Ringen zwischen dem Geist und dem geistlosen Ungeheuer; dann der Todeskampf der zwischen den Schiffbruch und die Seeschlacht gegen eine ganze Flotille gestellten Corvette — ein heroischer Untergang; hierauf die Flucht des einzig, mit selbstlos todesmuthiger Aufopferung aller andern aus dem Verderben geretteten künftigen Hauptes der Vendée bis zur geheimen Landung an einsamer Küste: das alles sind die gewohnten ergreifenden, hoch romantischen Scenen, in denen unser Autor das Bewältigende leistet. Alles das zwischen fahlem Mondlicht und dem grellen Widerschein des fernhin aufziehenden Orkans, in dem Chaos der bizarren Inseln und Küsten und Riffbildungen: eine grandiose Draperie zur großartigen That! Und mitten drin mildernd ein schalkhaft gutmüthig spielender Humor! Dann die Flucht des mysteriösen Führers: wie der Bruder des auf seinen Befehl Erschossenen sich stellt, um ihn an die Küste zu führen, aber mit dem rächenden Hintergedanken, auf offenem Meere ihn zu morden, und wie der furchtbare Alte gleich einem strafenden Propheten des Alten Testaments, doch immer ruhig und kalt, dem Verblendeten mit Feuerworten das Gottesgericht vor das Auge führt, bis der Erschütterte vernichtet hinfällt und um Erbarmen fleht — auch das ist groß: die Seelenmacht gegenüber der rohen physischen Kraft!

Ungemein sprechend sind die Typen eines fast originell eigenartigen Völkerschlags, jenes etwas archaistischen Bauernvolks nämlich der Vendée und Bretagne: diese halb stumpfe und halb heroische Bäuerin Fléchard; dieser verschmitzte, gewandte und kraftvolle Bauer, Schmuggler und Matrose Halmalo; dieser träumerische Bettler und Troglodyt Tellmarch. Ganz besonders die erste Gestalt; in der seltsamen, beschränkten und doch so tief empfundenen Natur liegt sprechend, ausdrucksvoll ein ganzes Partei- und Stammporträt, zumal nach dem, was sie mit Noth über die frühern Schicksale ihrer Familie herausbringt. Aber hoch über aller leiblichen und geistigen Misère steht die Mutter, die auf die Frage: „Zu welcher Partei hältst du?" weiter nichts weiß als: „Zu meinen Kindern steh' ich." Das ist genug. Und so ist denn im weitern Verlauf die Mutterliebe in ihrem erhabenen Ton und Wesen er-

faßt, der unser Dichter auch in andern Werken wahrhaft ergreifenden Ausdruck gegeben, ein Gefühl intensivster Macht, eine Naturgewalt! Und dazu das Kinderlallen, das er so entzückend apotheosirt hat! Er legt etwas Prophetisches in die Stimme der unbewußten Unschuld. Ungemein lieblich, ein Wechsel des Tons von feinster Art, sind die Kinderspiele in dem belagerten finstern Thurm von La Tourgue, ungestört mitten unter Säbelgeklirr, Trompetenschall und Kanonendonner. Ein allerliebstes Bild, die drei plappernden, essenden und sich tummelnden Kleinen mitten im alten Thurmzimmer voll Staub, Moder und chaotischem Geräth, in das aber von allen Seiten die lustig grünenden Epheuranken und goldigen Sonnenstrahlen hereinlangen und -lugen. Ebenso feiner Art sind einzelne Naturbilder, so die wunderbare Abendstille mitten im lärmenden Rasen des schauerlichen Bürgerkriegs, ein wie Gebetshauch berührender Eindruck, dessen sich selbst das erstarrte Eisenherz nicht erwehren kann. Düsterer und zum überwiegenden Totalcharakter stimmend ist das Porträt der Vendée: Land und Volk, die Wälder und der Geist; das hierher zählende Kapitel: „Der Erdgeist strömt in den Menschen über", ist eine geradezu tiefsinnige Psychologie des Landes und Bodens, ein ethnographisch-culturgeschichtliches Lebensbild voll tief eindringender Gedanken.

Dieses Gemälde, bereits schwer und dunkel gehalten, führt uns wieder mitten in die gewaltige Action ein. Da sind denn höchst markante Einzelporträts: das farbenreiche Gemälde des Lebens von Paris in den zwei gewaltigen Revolutionsjahren 1792 und 1793; der frühere Pfarrer, jetzt das begeisterte Revolutionshaupt und Conventscommissar Cimourdain, ein Salonbild ersten Ranges, anziehend und unheimlich; die drei gewaltig widereinander aukämpfenden Dämonen der Revolution: Robespierre, Danton, Marat; dann die erschreckende Titanenversammlung des Convents, höchst sprechend schon die bloße Zeichnung des zum weltgeschichtlichen Theater gewordenen Saales, noch mehr die der Parteien und des Publikums, in gedrängt markanten Strichen die Charakteristik von wol Hunderten der irgendeinmal und irgendwie in die wechsel- und schicksalsschwere Tagesaction eingreifenden Deputirten — eine seltsame Gesellschaft!

Zwanglos gestaltet sich gegen den Abschluß hin die Entwickelung der Geschichte ungemein lebens- und effectvoll. Die Einschließung des gleich einem drohenden Gespenst aus dem Mittelalter finster aufragenden uneinnehmbaren Thurms La Tourgue mit dem darangebauten modernen Brückenschlößchen; die Belagerung durch eine ganze republikanische Armee, während drinnen blos neunzehn der Rebellen sitzen, freilich die furchtbarsten, voran der überall gesuchte und verfolgte Oberfeldherr; die ungeheuerlichen Kämpfe — Riesen gegen Titanen, etwas im alten, großartigen Heroenstil; dann der Brand des Schlößchens mit einem Zug des furchtbar Erhabenen, herzbewegend und herzbeklemmend, und doch so natürlich, nicht ein Zug forcirt, kein unwahrer Strich. Als nach gräßlichem Schlachten fast alle Eingeschlossenen getödtet und schwer verwundet erlegen sind, nur Lantenac selber noch aufrecht steht und eben daran ist, selbst zu fallen oder gefangen zu werden, entzündet sein unbarmherzigster Streitgenosse in den letzten Augenblicken seines blutbeschwerten Lebens die bereitgelegte Lunte, damit alles in Feuer aufgehe; er hat die zu Anfang der Geschichte vom republikanischen Bataillon Bonnet-Rouge adoptirten und dann im Verlauf der wechselnden Kriegsbegebenheiten in Lantenae's Hand gefallenen drei Kleinen so exponirt, daß sie mit verbrennen müssen. Die Mutter, die nach langer Krankheit ihre Kinder eben erst wieder aufgefunden, steht, den Himmel beschwörend, und neben ihr ein ganzes Heer rathlos und schaudernd vor dem Flammenmeer. Keine Rettung, denn es gebricht weit und breit an einer Leiter; die Kühnsten erbeben; kein Mittel, dem leckenden und fressenden Ungeheuer beizukommen. Und nun, was geschieht? Der Marquis von Lantenae ist im letzten Augenblick wie durch ein Wunder, nämlich mittels eines nur von einem der Seinen gekannten geheimen Drehsteins in der Thurmmauer und durch einen unterirdischen Gang in der Schlucht entkommen und eben im Begriff, wieder seine Wälder zu betreten, in denen er Herr ist. Da hört er den ersten entsetzlichen Verzweiflungsschrei der Mutter, schaut sich um und überblickt die ganze entsetzliche Situation. Festen Schritts kehrt er, der bis dahin unerbittliche, von keinem menschlichen Gefühl bewegte Krieger um; denn er allein hat die zwei Mittel in der Hand, um zu retten: den Schlüssel zu einer von niemand sonst zu öffnenden oder zu erbrechenden Eisenthür und eine im gleichen Gemach an der Mauer hängende Rettungsleiter. Festen Schritts wirft er sich ins Flammenmeer, rettet die Kleinen und gibt sich selbst gefangen, um guillotinirt zu werden.

Und nun steht das dreifache psychologische Räthsel vor uns, verkörpert in Lantenae, Gauvain, Cimourdain. Es ist eine seltsame Dreizahl von Personen: der Marquis von Lantenac, Oberbefehlshaber der Vendée, der eingefleischteste und unerbittlichste Kämpfer für das ancien régime, die geborene Unbeugsamkeit, eine Figur körperlich und geistig von Stahl, noch im achtzigsten Jahre von bewundernswerther Thatkraft und kalter Entschlossenheit; kurz, er ist das ganze feudale Heroenthum in seiner Stärke und Starrheit. Ihm gegenüber der auch als Marquis geborene Neffe Gauvain, der aber enthusiastisch zum Volke übergetreten ist, Commandant der gegen den Alten abgeschickten Streifscharen, jung und schön, muthig bis zur Tollkühnheit, ein begeisterter Träumer, vor dessen innerm Auge strahlend wie ein Ideal der neue hochherrliche Völkertag aufsteigt, den die Revolution heraufbeschwören sollte; ein Löwe im Kampf und ein Lamm nach dem Siege. Er ist die verkörperte Revolution der Poesie, des jugendlichen Gemüths. Neben ihm als allmächtiger Conventscommissar der einstige Abbé Cimourdain, Gauvain's Lehrer, der alles aus dem begabten Knaben gemacht hat und der den Mann, den er füglich als sein Geschöpf, als das Werk des eigenen Geistes ansehen mag, feurig liebt. Cimour-

dain ist der republikanische Lantenac, für das Volk und sein Elend milde wie ein Kind, aufopfernd bis zur völligen Selbstvergessenheit, aber dem Feinde gegenüber unbeugsam wie das Fatum. Er ist der kalte Fanatiker, der Revolutionär des mathematisch rechnenden Verstandes, das verkörperte Gesetz. Dictirt Lantenac: „Ohne Pardon!", so replicirt Cimourdain: „Ohne Gnade!" Und nun der hochinteressante, auch nur in Zeiten des weltumwälzenden Chaos in solcher Art mögliche Conflict zwischen den drei Häuptern. Lantenac und Gauvain sind um so unversöhnlichere Feinde, als sie eben dem gleichen Geschlecht angehören; der Aeltere läßt dem Jüngern sagen: „Wenn ich dich erwische, lasse ich dich hängen"; und der Jüngere antwortet zurück: „Wenn ich dich fasse, wirst du guillotinirt." Als aber der bis dahin dämonisch wüthende Marquis durch eine edle That, die Rettung von drei Bettelkindern, sich freiwillig in die Hand des Feindes gibt und dafür wirklich enthauptet werden soll: da steigt in dem noch nicht verhärteten jungen Helden und Träumer der schwere Gemüthskampf und Gewissensconflict auf, er läßt den gefangenen Feind frei und gibt dafür den eigenen Kopf preis. Nun trifft der unheilbare Widerstreit die zwei andern, Cimourdain und Gauvain, den Lehrer und Schüler, den Meister und sein Geschöpf, die geistig aufs innigste verbundenen und nur im Punkte der Nachsicht unversöhnlich auseinandergehenden Köpfe. Der alte Abbé, das versteinerte Gesetz, verurtheilt als Präsident des Kriegsgerichts den Liebling zum Tode, und obgleich er die Macht hätte, als Civilcommissar den Spruch zu mildern, bleibt er bis zum letzten Augenblick fest und bricht erst dann, in sich zerstört, zusammen. Gauvain, noch frisch und glühend von den Revolutionsgedanken und Zukunftsideen, steht auf dem Schaffot; die Augen einer ganzen Armee sind erwartungsvoll auf den von der Platform des Thurmes La Tourgue herunterschauenden Commissar gerichtet, auf Gnade harrend; da ertönt das unerbittliche Sprachrohr: „Dem Gesetz die Ehre!" Gauvain's Kopf fällt, und in gleichem Augenblick schießt sich sein Richter die tödtliche Kugel durch das Herz. Das Drama ist zu Ende.

Die Frage ist gar nicht, ob solche Charaktere möglich seien. Sie sind in den entsetzlichen Revolutionsjahren dagewesen, gerade so; sie sind historisch; es ist in ihnen geradezu psychischer Realismus. Besonders fesselnd sind die letzten Scenen und Gedanken, von seelischem Interesse die zwei nächtlichen Besuche im Kerker. Gauvain stellt sich bei Lantenac, als dieser vor der Verurtheilung steht; wie der unbeugsame Alte, der am wenigsten an den eigenen Kopf denkt, den abgefallenen und in seinen Augen natürlich verdammenswerthen Neffen mit einer kaltblütig gehaltenen Philippika empfängt, in welcher alle bitter höhnische Argumentation, alle Feudallogik und antirevolutionäre Satire eines unbelehrbaren und unbekehrbaren Stücks Mittelalter sprühend herausgeworfen wird; wie der junge Revolutionär nicht ein Wort dem Feinde sagt, den er retten will, den Commandantenmantel über die Schulter wirft und ihn zur Kerkerthür hinausschiebt, daß er entfliehe. Dann die letzte Unterhaltung der zwei so innig verbundenen und doch so verschiedenen Revolutionsführer, deren einer im Namen der unbeugsamen Pflicht den andern in den Tod schickt, um mitzusterben; rührend ist jenes nächtliche Liebesmahl im Kerker, aus Brot und Wasser bestehend, und der letzte schwere Gedankenaustausch zwischen dem kalt mathematischen Rechner der Revolution und ihrem idealen Träumer. In diesen Scenen voll bedeutender Gedanken und hochherziger Gefühle liegt die ganze Zeitanschauung, das Urtheil für und gegen die Revolution, die Stellung der alten und der neuen Welt. die Lebensanschauung vor und nach 1789 ausgesprochen. Die Dinge sind im großen Stil genommen, wie sie dem innern Auge des Dichters und Sehers aufgehen; nebeneinander die Satire, die Staatsraison und die Hymne der Revolution.

Auch heute noch erscheint mir Victor Hugo ungestört und unbeirrt gerade so, wie ich vor Jahrzehnten schon sagte: als das in einsamer Höhe überragende Haupt, das die Donnerkeile seiner Gedanken ein ganzes langes Menschenleben hindurch in ungeschwächter Kraft entsendet hat, als ein genial angelegter Geist von seltenster Macht und Weite.

J. J. Honegger.

Vermischte Schriften.

1. Die Staatsbürgerin. Von Mathilde Reichardt-Stromberg. Leipzig, O. Wigand. 1880. 8. 1 M.

Ein origineller und viel Wahres im Einzelnen enthaltender und doch abzuwehrender, weil unpraktischer Versuch zur Lösung der Frauenfrage! Es ist der Verfasserin nicht hoch genug anzurechnen, daß sie sich gegen die thörichte Emancipationslust kühnlichst erhebt und im Hause, in der Familie allein die dem Weibe eigene Berufssphäre findet; die Mittel jedoch, durch welche dem nicht abzuleugnenden Elend eines Theils unserer Frauen zu steuern sei, können unsere Zustimmung nicht finden.

Daß die Mädchenschulen, wie sie jetzt sind, besonders die höhern, durchaus verkehrt sind, darüber sind wir mit der Verfasserin vollkommen einverstanden. Ist aber wirklich eine Besserung zu hoffen, wenn, wie hier vorgeschlagen wird, diese Schulen bis zum zwölften Jahre der Mädchen für alle Stände gemeinsam sind und mit drakonischer Strenge kein anderer Unterricht gestattet wird? Auf dem Lande oder in kleinen Städten ließe sich dies vielleicht durchführen, nicht aber in den größern Städten. Dort soll die Frau des hohen Beamten, des Gelehrten, des Künstlers, des Fabrikherrn ihren Liebling so lange weilen lassen in einer

Gesellschaft, die aus den verschiedensten, zum Theil recht unlautern Elementen zusammengesetzt ist? Das Kind, welches schon im älterlichen Hause das Edelste sieht und lernt, soll dieselbe geistige Nahrung erhalten wie das Proletarierkind? Und wenn wirklich dieses durch jenes gehoben wird, werden nicht umgekehrt die dort im Hause gelegten edeln Keime hier wieder erstickt?

Die Verfasserin polemisirt sodann, allerdings von einem überwundenen Standpunkt aus, gegen Ultramontanismus und Orthodoxie, und meint, daß die wichtigsten Bundesgenossen gegen diesen Feind die Frauen seien; denn fessele diese der Staat an sich und ertheile er ihnen einen vernünftigen, confessionslosen Religionsunterricht, so würde damit der Heimats- und Vaterlandslosigkeit der Ultramontanen gesteuert. Allein die Wurzel des Uebels liegt hier viel tiefer: es ist ein Principienstreit; dazu aber gehört eine radicalere, weniger unmerkliche und friedliche Cur.

Der seltsamste dieser Vorschläge ist der letzte. Nur dadurch, meint die Verfasserin, fesselt und unterstützt der Staat die Frauen, wenn er „jeder Mutter für jedes Kind, von dessen Geburt bis zu seinem funfzehnten Jahre etwa, ein jährliches Kost-, Pflege- und Erziehungsgeld zahlt". Von allem andern abgesehen scheitert dieser Vorschlag an zweierlei. Einmal, wie soll denn controlirt werden, ob die Frau nun auch wirklich dies Geld zu dem bestimmten Zweck verbraucht? Sodann: wird hierdurch nicht das Proletariat auf eine erschreckende Weise vermehrt? Die Verfasserin construirt sich in ihrem Idealismus eine Welt für sich, die wirkliche Welt aber ist himmelweit von dieser verschieden.

2. Gedanken über Leben und Kunst von J. J. Mohr. Frankfurt a. M., Mahlau u. Waldschmidt. 1879. 12. 2 M.

Auf wenig über hundert Druckseiten eine Fülle von Geist. Das ganze Gebiet des Lebens und der Kunst wird in prägnantester Form und edler Auffassung in das nur wenigen zugängliche Bereich des Aperçu gezogen.

Es sind keine Syllogismen, die uns trügerisch zum Bejahen verführen sollen; wir glauben den Worten des Verfassers freudig; denn es ist Wahrheit, die er uns sagt. In einer Zeit, wo oft der Trugschluß für das summum von Geist gilt, ist es ein seltener Genuß der einfachen correcten Beweisführung des Weisen zu begegnen.

Ein frischer Trunk aus reinem Quell thut noth in unsern Tagen — hier wird er geboten. Wir heben einige Perlen aus dem reichen Schatze heraus:

Das künstlerische Streben fordert Freiheit, das praktische Beschränkung.

Der Dichter darf manche Dinge nicht wissen, und weiß er sie, nicht merken lassen, daß er sie weiß.

Die Sternschnuppen, die eilig dahinfahren, sind es, die den Ausruf der Verwunderung erregen; nicht die Sterne, die ruhig stehen und glänzen. (Sehr schön!)

Was unserer modernen Kunst fehlt, ist die Unschuld.

Das Unglück der meisten Menschen rührt daher, daß sie nicht conjugiren können und immerfort Zeiten und Personen verwechseln.

Erklärungen compliciren oft das Einfache.

Durch Reflexion läßt sich kein Glück schaffen.

Stoicismus ist Sache des Verstandes, Ergebung Sache des Herzens.

Wenn auch die kühne Hand den Schleier von dem Isisbilde hebt, so erblickt das Auge doch nur das Bild und nicht die Göttin.

Wer Lorbern pflücken will, muß hoch greifen.

Wer hoch baut, genirt seine Nachbarn.

Was das eine Geschlecht befreit, das wird zur Fessel für ein kommendes.

Die Welt umgibt gewisse Dinge mit dem Heiligenschein, damit man sich hüte, sie allzu genau zu betrachten.

Wo das Ich aufhört, da liegen gewöhnlich auch die Grenzen unserer Tugenden.

Das ist für den Pöbel der höchste Triumph, wenn er ausrufen kann: „Er ist geworden wie unsereiner."

Der Humor ist ein „Sich-Necken" mit dem Ernst des Lebens.

Der Raum gestattet uns nicht, mehr des Trefflichen anzuführen, und es erübrigt daher nur noch, die in ansprechendster Ausstattung erschienene Aphorismensammlung wiederholt auf das wärmste zu empfehlen.

Feuilleton.

Deutsche Literatur.

In einer Broschüre „Luise Henriette, Kürfürstin zu Brandenburg" (Homburg, Staudt) bespricht ein Archivrath a. D. (F. L. C. Freiherr von Medem) überaus wortreich sowol in der Vorrede wie in der Ausführung die Frage, ob die genannte Fürstin wirklich als Dichterin mehrerer ihr zugeschriebener evangelischer Kernlieder gelten dürfe. Die Verneinung dieser Frage hält der Verfasser für eine „Ehrenrettung", weil „von reinen Lippen kein sinnloses Sündenbekenntniß, keine Verachtung von Grab, Tod und Hölle" stammen könne; die Theologen hätten der an strenge Zucht gewöhnten Fürstin die Rolle einer geschwätzigen, sündigen Büßerin zugetheilt und die Dedicationsphrase des Buchdruckers absichtlich misverstanden! Wir können uns mit dieser Auffassung der Sachlage nicht einverstanden erklären; alle hervorragenden evangelischen Liederdichter aus der classischen Periode des Kirchenliedes haben aus vollster Ueberzeugung in jenen Lehren gestanden, die uns modernen Menschen so oft als verknöcherte Dogmen, als krankhafte Uebertreibungen des Sündenschmerzes, Bußgefühls u. dgl. erscheinen; so haben gerade die Besten Selbstanklagen erhoben in jenen Liedern, welche über das Maß ihrer persönlichen Schuld hinausgingen. Vor allen Dingen aber dichteten jene Strenggläubigen „Gemeindelieder", in denen also wol auch ihre persönliche Erfahrung und Glaubensstellung zum Ausdruck kommen mußte, in erster Linie aber doch der religiöse Durchschnittszustand der Massen. Daß übrigens die Kurfürstin die von ihr begünstigte Liedersammlung den lutherischen Gemeinden ihres Landes „zum gottesdienstlichen Gebrauch" empfohlen hätte, ist eine Annahme des Verfassers, welche allen geschichtlichen Halts entbehrt. Medem meint, daß nicht Luise Henriette, sondern ein unbekannter reformirter Dichter das berühmte Osterlied „Jesus meine Zuversicht" nach einem meisterhaften altkirchlichen Hymnus gedichtet habe.

Im Anschluß hieran empfehlen wir das „Andachtsbuch Luise Henriettens von Braudenburg, auf ihren Befehl herausgegeben von Christoph Runge im Jahre 1653. Neu bearbeitet mit einem biographischen Vorwort von C. Frenäus" (Pseudonym einer in Hannover lebenden Dame) (Berlin, Schleiermacher). In diesem Buche, welches 338 Lieder auf 322 Octavseiten enthält, ist auch die Widmung wieder abgedruckt, in welcher der Herausgeber Runge die Kurfürstin anredet. Darin sagt er ausdrücklich, daß er auf der Kurfürstin gnädigsten Befehl die schönen Luther'schen Gesänge zusammengesucht und das Buch noch mit den eigenen vier Liedern der Kurfürstin vermehrt habe. Wenn Runge dieses Buch im Jahre 1653 herausgab, also vierzehn Jahre vor dem Tode Luise Henriettens, so konnte eine Persönlichkeit wie jene hochstehende Frau sich unmöglich öffentlich etwas zuschreiben lassen, was doch nicht ihr geistiges Eigenthum war. Da das Runge'sche Gesangbuch sehr selten geworden, so war ein neuer Abdruck dieses geschichtlich interessanten und an sich selbst werthvollen Documents gewiß angezeigt; die bekanntern Lieder sind von entwerthender Zuthat gereinigt, die weniger bekannten einer unverdienten Vergessenheit entrissen. Die Anordnung wie Auswahl, desgleichen die äußere Ausstattung sind durchaus zweckentsprechend gehalten.

— Auf dem Gebiete der Botanik sind zwei neuere Schriften zu verzeichnen. „Die Fortschritte der Botanik" als Separatausgabe aus der „Vierteljahrsrevue der Naturwissenschaften" von Hermann J. Klein (Köln, Mayer) liefert in systematischer Ordnung eine Uebersicht über die einzelnen Publicationen mit mehr oder weniger ausführlichen Auszügen. Das vorliegende erste, im Jahre 1879 erschienene Heft geht zum Theil bis auf das Jahr 1875 und 1876 zurück. Auf seinen 146 Seiten kleinen Formats kann es natürlich nur eine Auswahl und keineswegs eine vollständige Zusammenstellung aller der Arbeiten, welche von den zahllosen Botanikern unserer Zeit geliefert worden, bringen. Die Systematik ist daher fast ganz ausgeschlossen, während zugleich durch das Zusammenziehen mehrerer Arbeiten kürzere Uebersichten sehr zweckmäßig gewonnen sind. Eine vielen angenehme kurze Besprechung der erschienenen Lehrbücher bildet den Beschluß. Die zweite botanische Schrift ist eine physiologische Beschreibung der Gefäßkryptogamen von Professor Sadebeck, welche eine Lieferung der bei Trewendt in Breslau erscheinenden „Encyklopädie der Naturwissenschaften" bildet, indeß in dieser ihr Ende noch nicht erreicht, sodaß eine eingehendere Besprechung noch nicht erfolgen kann. Eine Reihe sehr klarer Holzschnitte sowie eine Steindrucktafel sind diesem Heft beigegeben.

— In vortrefflicher Ausstattung hat die Verlagshandlung von O. Spamer in Leipzig zwei Sammlungen Märchen von H. C. Andersen herausgegeben, welche die Titel führen: „Dreißig auserlesene Märchen für den Familienkreis", und „Sechsundzwanzig auserlesene Märchen für die Kinderstube", beide in neuer Uebersetzung von E. Lobedanz. Die 30 Märchen sind mit 50 Textillustrationen und 2 Tonbildern nach Zeichnungen von E. Wagner geschmückt. Derselbe Künstler hat in gleich reicher Weise die 26 Märchen illustrirt, und dazu kommt noch ein buntes Titelbild von H. Vogel. Welche Freude hätte Andersen an dieser Ausstattung gehabt, er, dem jede seinem Genius dargebrachte Huldigung so überaus wohl that und der nach dieser Seite hin zeitlebens ein Kind blieb! In den „Erinnerungen", welche der erstgenannten Sammlung von dem Uebersetzer beigefügt sind, gibt derselbe ein auf langjähriger Bekanntschaft beruhendes Bild Andersen's, das zugleich verständig und pietätvoll ist. Ueber Andersen's letzte Tage berichtet Nicolai Bogh. Die Uebersetzung zeugt von feinem Gefühl sowol für die dänische und die deutsche Sprache wie auch für den rechten Märchenton, der keineswegs leicht zu treffen ist. Ueber Andersen selbst sind die Acten längst geschlossen. Niemand bestreitet mehr, daß er ein Dichter war von so eminenter Phantasie und Ausdrucksfähigkeit wie stark und deutlich umgrenzter Einseitigkeit. Andersen war ganz Märchenspecialist. Und ob er auch aus diesem Rahmen herausstrebte, immer wieder nöthigte ihn seine Natur und nicht minder das ihm so wichtige Urtheil der Leute in diesen Rahmen zurück, den er freilich ja auch ins Unbegrenzte zu erweitern wußte wie keiner vor ihm.

Bibliographie.

Baden-Baden. Eine empfindsame Reise von A. H. Stuttgart, Metzler. 8. 1 M.

Binding, K., Grundriss des gemeinen deutschen Strafprocessrechts. Leipzig, Duncker u. Humblot. Gr. 8. 4 M.

Bischof, C., Die Geschichte des Weltalls mit Folgerungen für die Zukunft. Dresden, v. Grumbkow. Gr. 8. 60 Pf.

Bluntschli, J. C., Gesammelte kleine Schriften. 2ter Bd.: Aufsätze über Politik und Völkerrecht. Nördlingen, Beck. Gr. 8. 5 M.

Boerckel, A., Frauenlob. Sein Leben und Dichten. 2te, mit einem Anhang: Die erste Meistersingerschule, verm. Aufl. Mit einem Titelbild nach der Statuette Frauenlob's von H. Barth. Mainz, v. Zabern. 8. 3 M. 25 Pf.

Eisenbahn-Unterhaltungen. Nr. 134: Die Nihilisten. Roman von W. Grothe. Berlin, Behrend. 8. 1 M.

Freund, L., Texte und Glossen. Resultate kritischer Gänge durch politische und unpolitische Gebiete mit besonderer Rücksicht auf socialpsychiatrische Phänomene. I. Parteiwesen, Tagespresse und Justiz im Spiegel deutscher Gegenwart. II. Nachworte zur Signatur der Zeit. Zürich, Verlags-Magazin. Gr. 8. 2 M. 40 Pf.

Frohschammer, J., Ueber die Principien der aristotelischen Philosophie und die Bedeutung der Phantasie in derselben. München, A. Ackermann. Gr. 8. 3 M.

Gasser, A., Ueber die Gesundheitspflege der Schüler und was von ihr ist in den Lehrplan der Schule aufzunehmen. Von königlicher Regierung zu Wiesbaden mit dem ersten Preise der Seebodestiftung gekrönt. Wiesbaden, Limbarth. Gr. 8. 1 M. 60 Pf.

Kaiser Julian. Ein Trauerspiel. Stuttgart, Metzler. 8. 1 M. 60 Pf.

Kerkovius, M., Hading. Eine nordische Sage. Stuttgart, Metzler. 8. 1 M. 20 Pf.

Lang, K. H. Ritter v., Memoiren. Skizzen aus meinem Leben und Wirken, meinen Reisen und meiner Zeit. 2 Bde. München, Bibliographisch-artistisches Institut. Gr. 8. 6 M.

Lindner, A., Völkerfrühling. Drei historische Novellen. Berlin, Hanow. 8. 4 M.

Magalhães, J. J. L. de, Silvestre Pinheiro Ferreira. Sein Leben und seine Philosophie. Mit einer Einleitung über die wichtigsten portugiesischen Philosophen vor ihm. Bonn, Behrendt. Gr. 8. 1 M.

Renleaux, C., Dichtungen. Opus 5. „Vaterländische Sonette". Mit einem Anhang: „Drei Speerwürfe der Vivisektionisten". Nebst einer Illustration. München, Merhoff. Gr. 8. 1 M.

Robert, F., Neue Gedanken über Gott. Gott, das einzige unbegreifbare Wesen in der Natur. Hamburg, Grüning. 8. 50 Pf.

Roscher, W., System der Volkswirthschaft. Ein Hand- und Lesebuch für Geschäftsmänner und Studierende. 3ter Bd. — A. u. d. T.: Nationalökonomik des Handels und Gewerbfleißes. Stuttgart, Cotta. Gr. 8. 12 M.

Sammlung gemeinverständlicher wissenschaftlicher Vorträge, herausgegeben von R. Virchow und F. v. Holtzendorff. 371stes Heft: Der Zoologe am Meer. Ein Vortrag von R. Hertwig. Berlin, Habel. Gr. 8. 60 Pf.

Scherben. Gesammelt vom müden Manne. 1ste Sammlung. 2te, stark vermehrte Auflage. Zürich, Verlags-Magazin. 1882. Gr. 8. 5 M.

Schreiter, E., Die Versöhnung von Natur und Kultur. Vorträge über unsere Zeit und naturgemässe Philosophie. Leipzig, Rohu. 8. 2 M. 80 Pf.

Söndermann, A., Der Sonnenwirth oder die Herberge im Walde. Volksroman. 1stes bis 4tes Heft. Berlin, Grosse. Gr. 8. à 20 Pf.

Stieler, K., Neue Hochlands-Lieder. Stuttgart, Bonz u. Comp. 8. 3 M. 60 Pf.

Stinde, J., Waldnovellen. Berlin, Freund u. Jeckel. Gr. 8. 2 M.

Stoeckert, G., Die Zerstörung Magdeburgs. Historisches Schauspiel. Magdeburg, Heinrichshofen. Gr. 8. 1 M. 40 Pf.

Stöckl, A., Der moderne Religionsunterricht an den deutschen Gymnasien. Eine pädagogisch-kritische Studie. Mainz, Kirchheim. 8. 75 Pf.

Tischner, A., Sta, sol, ne moveare. I. Leipzig, Fock. Gr. 8. 80 Pf.

Völcker, G., Rollin als Pädagoge. Ein Beitrag zur Geschichte der Pädagogik. Leipzig, Siegismund u. Volkening. Gr. 8. 1 M. 20 Pf.

Wachenhusen, H., Gelebt und gelitten. Roman. 4 Bde. Berlin, Janke. 8. 15 M.

Wichert, T. F. A., Jacob von Mainz, der zeitgenössische Historiograph, und das Geschichtswerk des Matthias von Neuenburg. Nebst Excursen zur Kritik des Nauclerus. Zur Geschichte und Quellenkunde des XIV. Jahrhunderts. Mit einer Beigabe: Zehn Kaiserurkunden. Königsberg, Hartung. Gr. 8. 10 M.

Zeller, E., Ueber die Messung psychischer Vorgänge. Berlin, Dümmler's Verlag. Gr. 4. 80 Pf.

Anzeigen.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Soeben erschien:

Atlas der Architektur.

Von

Dr. **August Essenwein,**

Erstem Director des Germanischen Museums in Nürnberg.

53 Tafeln in Stahlstich nebst erläuterndem Texte.

Erste Lieferung.

Quer-Folio. 1 M. 50 Pf.

Dieses Werk — ein zweiter Abdruck der Separat-Ausgabe aus dem „Bilder-Atlas" — bringt auf 53 Stahlstichtafeln die hervorragendsten Kunstbauten aller Zeiten und Nationen nach den verschiedenen Baustilen geordnet zur Anschauung und enthält in dem beigegebenen Text eine kurzgefaßte Geschichte und Theorie der Architektur sowie Erläuterungen zu den einzelnen dargestellten Gebäuden. Um durch allmählichen Bezug die Anschaffung zu erleichtern, erscheint der neue Abdruck in 10 Lieferungen zum Preise von 1 M. 50 Pf. für die Lieferung. Monatlich werden 2 Lieferungen ausgegeben.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Neue Gedichte

von

Julius Sturm.

Zweite Auflage. 8. Geh. 3 M. Geb. 4 M.

In den Gedichten Julius Sturm's bekundet sich ein innig empfindendes Gemüth und echt deutscher Sinn verbunden mit wahrhafter Religiosität. Diese innern Vorzüge sowie die einfache, aber stets gewandte und anmuthige Form sichern ihnen die dauernde Gunst zahlreicher Leserkreise.

Von dem Dichter erschien ferner in demselben Verlage:

Fromme Lieder. Erster Theil. Neunte Auflage. 8. Geh. 2 M. 40 Pf. Geb. 3 M.

Fromme Lieder. Zweiter Theil. Dritte Auflage. 8. Geh. 2 M. 40 Pf. Geb. 3 M.

Gedichte. Vierte Auflage. 8. Geh. 3 M. Geb. 4 M.

Für das Haus. Liedergabe. 8. Geh. 3 M. Geb. 4 M.

Zwei Rosen. Miniatur-Ausgabe. Geh. 1 M. 20 Pf. Geb. 1 M. 60 Pf.

Lieder und Bilder. Zwei Theile. Jeder Theil geh. 2 M. 40 Pf., geb. 3 M.

Spiegel der Zeit in Fabeln. Geh. 1 M. 60 Pf. Geb. 2 M. 40 Pf.

Gott grüße dich! Religiöse Gedichte. 8. Geh. 2 M. 40 Pf. Geb. 3 M.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Seltsame Brüder.

Roman von

Levin Schücking.

Drei Theile. 8. Geh. 13 M. 50 Pf.

Dieser neue spannende Roman des Verfassers, in der Gegenwart und auf deutschem Boden spielend, vereinigt alle die Vorzüge der Darstellungskunst, welche Schücking seit lange den beliebtesten deutschen Erzählern zugesellt haben.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Soeben erschien:

Die beiden Grundprobleme der Ethik,

behandelt in zwei akademischen Preisschriften

von

Arthur Schopenhauer.

Dritte Auflage.

8. Geh. 4 M. 50 Pf. Geb. 5 M. 50 Pf.

I. **Ueber die Freiheit des menschlichen Willens,** gekrönt von der Königl. Norwegischen Societät der Wissenschaften, zu Drontheim, am 26. Januar 1839.
II. **Ueber das Fundament der Moral, nicht** gekrönt von der Königl. Dänischen Societät der Wissenschaften, zu Kopenhagen, den 30. Januar 1840.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Die Nordpolarreisen Adolf Erik Nordenskjöld's

1858 bis 1879.

Aus dem Englischen.

Mit 44 Holzschnitten und 4 lithographirten Karten.

8. Geh. 10 M. Geb. 11 M. 50 Pf.

Die epochemachenden Erfolge, welche durch die letzte schwedische Nordpolarexpedition erzielt wurden, haben auch bei uns die Blicke aller Gebildeten auf Nordenskjöld, den verdienstvollen Leiter dieses großen Unternehmens, gelenkt. Vorliegende deutsche Bearbeitung des vor kurzem in England erschienenen Werks, das sämmtliche Polarreisen Nordenskjöld's darstellt und ein autobiographisches Lebensbild des Gefeierten vorausschickt, wird daher gewiß hochwillkommen sein, zumal sie auch die ersten zusammenhängenden Berichte über die letzte Expedition enthält und reichlich mit Abbildungen und Karten ausgestattet ist.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Das Leben Jesu.

Von

Ernest Renan.

Vierte verbesserte und vermehrte Auflage
nach der sechzehnten Auflage des Originals.

8. Geh. 6 M. Geb. 7 M.

Das berühmte Werk des französischen Gelehrten und Akademikers Renan hat auch in Deutschland neben Strauß' „Leben Jesu" vielfache Beachtung und Verbreitung gefunden und wird stets als ein wichtiger Beitrag zur Auffassung des Christenthums für Theologen wie Nichttheologen hervorragendes Interesse bewahren. In die vorliegende vierte Auflage der autorisirten deutschen Ausgabe sind zahlreiche spätere Zusätze des Verfassers aufgenommen worden.

In demselben Verlage erschien:

Renan, Ernest. Die Apostel. 8. Geh. 3 M. Geb. 4 M. — Paulus. 8. Geh. 6 M. Geb. 7 M. — Der Antichrist. 8. Geh. 6 M. Geb. 7 M.

Verantwortlicher Redacteur: Dr. **Rudolf von Gottschall** in Leipzig. — Druck und Verlag von **F. A. Brockhaus** in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Herausgegeben von Rudolf von Gottschall.

Erscheint wöchentlich. — Nr. 34. — 25. August 1881.

Inhalt: Der zweite Theil von Oskar Meding's Memoiren. — Lyrische Gedichte. Von Waldemar Kawerau. — Zur deutschen Literaturgeschichte. Von Wilhelm Buchner. — König Wenzel. Von Ferdinand Brockerhoff. — Wissenschaftliche Reisewerke. — Ueber die Schmarotzerthiere. Von Richard Raab. — Feuilleton. (Ausländische Literatur; Ausländische Urtheile über neue Erscheinungen der deutschen Literatur.) — Bibliographie. — Anzeigen.

Der zweite Theil von Oskar Meding's Memoiren.

Memoiren zur Zeitgeschichte. Von Oskar Meding (Gregor Samarow). Zweite Abtheilung: Das Jahr 1866. Leipzig, Brockhaus. 1881. 8. 6 M.

Bei der gewandten Schreibweise des Verfassers und der Rolle, welche derselbe bei dem Könige von Hannover in dem ereignißvollen Jahre 1866 gespielt hat, bringt dieser zweite Theil der „Memoiren" ungleich interessantere und wichtigere Mittheilungen aus der geheimen Geschichte der damaligen deutschen Politik, als dies in dem ersten Theile der Fall sein konnte. Wer auch noch so aufmerksam allen Fäden der diplomatischen Verwickelungen gefolgt ist, wird aus diesen Aufzeichnungen doch erkennen, daß ihm vieles verborgen blieb, obwol die handelnden Personen großes Interesse hatten, die öffentliche Meinung, je nach ihren Standpunkten, zu klären oder zu verdunkeln; die zu jener Zeit erfolgten Veröffentlichungen durch Flugblätter und Zeitungen haben freilich ein starkes Material angehäuft, indessen, wie das vorliegende Buch beweist, längst noch nicht alles, was zur Richtigstellung der Sachlage nothwendig ist. Täuscht uns nicht manche Andeutung, so sind wir auch jetzt noch nicht am Ende der Enthüllungen, und wir sollten glauben, die vorliegende Arbeit müßte in manchen Kreisen dringende Veranlassung geben, die Thatsachen, um die es sich handelt, näher und vielleicht anders zu beleuchten, als dies dem Verfasser in seiner Stellung möglich war. Mag man dem Buche subjectiv gefärbte Anschauungen zuschreiben, mag man die Urtheile über Personen und Sachen häufig als unzutreffend und unrichtig ansehen, so läßt sich doch nicht verkennen, daß darin außerordentlich viel zu finden ist, was neue Gesichtspunkte eröffnet und zur Beurtheilung des Verlaufs der Ereignisse manche Fingerzeige darbietet, von denen man bis dahin keinen Gebrauch machen konnte, weil man sie nicht kannte. Wir bedauern dabei, daß der mit großer Beobachtungsgabe ausgestattete Verfasser sich offenbar bei seinem Aufenthalt in Hannover zu wenig mit Personen aus den verschiedenen Ständen in Verbindung gesetzt hat und daher von der herrschenden öffentlichen Meinung damals keine ausreichende Kenntniß gewonnen zu haben scheint. Sieht man freilich, wie unruhig und wie stark seine Arbeitskraft in Anspruch genommen war, wie er jeden Tag und jede Stunde zur Disposition des blinden Königs gestanden, der ihm sein besonderes Vertrauen schenkte: dann mag sich diese nicht weithin schauende Beobachtung um so leichter erklären, als er daneben wesentlich die Presse influirte und mit den Personen Fühlung behalten mußte, die abwechselnd Einfluß auf den vielwissenden, doch einseitig gebildeten, mistrauischen Monarchen auszuüben in der Lage waren. Man mag sagen, was man will, über den nun bereits zu seinen Vorfahren abberufenen König, man mag seine Geistes- und Herzensgaben über- oder unterschätzen: er hat durch sein ganzes Auftreten, Handeln und Unterlassen durchweg die Richtigkeit des altdeutschen Rechts bewiesen, das zum Herrschen die geistige und körperliche Vollsinnigkeit verlangt, und das da, wo ein wesentlicher Theil eines dieser Sinne fehlt, die Unfähigkeit zu einem so verantwortlichen Amte, wie das eines Regenten unzweifelhaft ist, zur rechtlichen Folge macht. Diese alte Rechtsregel war auch in das hannoverische Staatsgrundgesetz von 1833 aufgenommen; dasselbe wurde aber von dem eigenwilligen König Ernst August gewaltsam umgestürzt, um seinem blinden Sohne die Krone zu sichern. Wir wollen und können nicht behaupten, daß dies schreiende Unrecht sich bitter gerächt hat, noch wiederholen, daß der blinde König sein zweimal gegebenes Versprechen für Aufrechthaltung der Landesverfassung nicht im Gedächtniß behielt: doch spricht die Geschichte des hannoverischen

Regiments stark und deutlich dafür, daß der unglückliche König niemals die Lage der Dinge so ansah, wie sie war, sondern stets nur so, wie sie ihm nach seinen anerzogenen Machtanschauungen für den einzelnen Fall angepaßt wurde. Kein Mann seiner häufig wechselnden Umgebung vermochte es, ihm ein getreues Gesammtbild der Situation vorzuzeichnen, wenn er es wirklich auch gewagt hätte. Alles erledigte sich von Fall zu Fall, und je länger solches Abmachen stattfand, je ersichtlicher wurde es, daß der König ein Spielball in den jeweilig einflußreichen Händen sein und bis zu seinem Ende bleiben mußte. Die gutmüthige Königin wie der sich von jedem ernsten Urtheil fernhaltende Kronprinz hätten ihrem Gatten und Vater das fehlende Augenlicht vielleicht ersetzen können; daß dies nicht geschehen, darüber wollen wir ihnen einen Vorwurf nicht machen, denn niemand kann über seinen eigenen Schatten springen.

Zu diesen und ähnlichen Gedanken brachten uns insbesondere die Kapitel des vorliegenden Buchs über den unglücklichen Feldzug der hannoverischen Armee und das Gefecht bei Langensalza; hier leuchtet es jedem Laien sofort ein, daß in einer so schwierigen Krisis eine einheitliche Leitung unter allen Umständen nothwendig war, wenn sie nur einigermaßen glücklich verlaufen sollte. Nach dem vom Könige aufgestellten Grundsatz, daß er „Seine Armee allerhöchst selbst" führe, wie es im Staatshandbuche hieß, gab es schon in Friedenszeiten bei den harmlosen Paraden sarkastischen Kritiken Raum, wenn der blinde König auf einem müde gerittenen, daher ruhigen Pferde, das sein Adjutant an der Leine führte, erschien, mühsam seinen Degen zog und ihn noch mühsamer wieder einsteckte; wie mußte diese Führung aber ausfallen, als die Truppen plötzlich aus ihren Garnisonen abgerufen und als ein einheitlicher Körper zum ernsten Kampf geführt werden sollten! Die schon im Pulverdampf erprobten Generale legten freiwillig ihre Commandostäbe sofort nieder, hätten aber unserer unvorgreiflichen Ansicht nach besser offen und ehrlich dem Monarchen erklären müssen, daß er einem von ihnen das Commando allein übertragen und selbst von der Armee sich fern halten müsse; das scheint nicht geschehen zu sein, hätte auch bei der Selbstüberschätzung des Königs wahrscheinlich nichts geholfen. Statt dessen griff man tiefer in der militärischen Stufenleiter hinunter und fand endlich einen Mann, der nach aller Ansicht ein braver Soldat, aber nichts weniger als ein entschlossener Feldherr war, und der am allerwenigsten dem Könige gegenüber eine selbständige und unabhängige Stellung sich zu erringen verstand. Wer nunmehr die eigentliche Leitung hatte, läßt sich selbst nach den gegenwärtigen Mittheilungen noch immer nicht recht feststellen; bald scheint der ebenfalls neu berufene Generaladjutant, bald der Generalstabschef, bald der König, bald irgendein anderer Rathschläge gegeben zu haben, die jedesmal, aber nur auf Stunden befolgt wurden, um dann wieder andern Platz zu machen. Ab und zu wird die Hauptführung in den Händen des Ministers Grafen Platen, Meding's oder gar in denen des Dr. O. Klopp gelegen haben, wenn es erlaubt ist, zwischen den Zeilen zu lesen, nach denen wir aber gestehen müssen, daß diese Herren vom Civil ungleich tüchtiger erscheinen als die unsichere und, wie gesagt, noch immer nicht gehörig aufgeklärte militärische Führung. Selbst diese vorsichtige Darstellung des kurzen Feldzugs und der Schlacht, die von manchen Offizieren der hannoverischen Armee als in den Hauptsachen zutreffend bezeichnet wird, müßte der welfischen Partei, welche mit unbegreiflicher Naivetät alles noch heute glorificirt, zu bescheidenem Auftreten Veranlassung geben, mindestens aber endlich dahin führen, daß die höhern Offiziere die vielfachen Misgriffe klar stellten, die nun schon seit funfzehn Jahren mündlich in vertrautern Kreisen eingestanden werden. Daß die drei befreundeten Bundesarmeecorps der Baiern, Hessen und Hannoveraner nichts „Gewisses" voneinander wußten, trotzdem sie sämmtlich kaum zwanzig Meilen auseinander standen, daß man Kanzlisten und Stubengelehrte wie Klopp zum Recognosciren aussandte, machen diese Kapitel der „Memoiren" nebenbei zu einer höchst ergötzlichen Lektüre, beweisen aber mehr als alle theoretischen Deductionen die Nothwendigkeit der seitdem gottlob erlangten Einigung unserer Truppen zu einer „deutschen Armee", wenngleich wir uns leider auch heute noch nicht zu diesem officiellen Titel durchgearbeitet haben.

Wir brauchen nach diesen Andeutungen nicht weiter zu sagen, daß die Armee „so ziemlich ohne alle Kenntniß des ihr vorliegenden Terrains" nach Süden marschirte, daß „viele Hin- und Hermärsche", „viele Befehle und Gegenbefehle" stattfanden, was die Soldaten ermüdete, und daß man stets dem kleinen preußischen Corps auswich, was selbst den alten Kriegsminister „im hohen Grade entrüstete", ohne daß er etwas ändern konnte. Die Geschichte der Schlacht vom 27. Juni, die völlige Nichtbenutzung des Siegs und die traurige Entwaffnung der Truppen empfehlen wir im Buche selbst nachzulesen: es ist ein Trauerzweig auf dem Grabe.

Gern theilten wir aus dem Werke noch verschiedene interessante Dinge mit, namentlich über das geschäftige Treiben der Diplomaten an den kleinen Höfen, über das Selbstgefühl, das alle übrigen wechselnden Minister überdauernde Festhalten ihrer Portefeuilles seitens des Grafen Platen und des Kriegsministers von Brandis, über die einseitige Erziehung des damaligen Kronprinzen durch den römisch-katholischen Professor Mayer, der, wenn wir nicht irren, noch heute wie der ehrgeizige Convertit O. Klopp in der Nähe der entthronten Fürstenfamilie weilt, über die Absichten, den Prinzen Albrecht von Preußen mit der jetzigen Frau Prinzessin Friederike zu vermählen, und über die wunderbaren Anstrengungen Englands, Hannover mit Oesterreich zu verbünden, endlich über die Einflüsse Napoleon's und seines Gesandten Benedetti auf die Annexionen und über die unmittelbar nachfolgenden officiellen Verhandlungen; wir müssen es uns versagen, weil wir wünschen, daß alle diejenigen, welche sich für derartige

historisch-politische Schriften interessiren, sie selber lesen und sich von Dingen ein Bild machen, die, obwol bei unsern Lebzeiten geschehen, doch fast ganz in Vergessenheit zu gerathen drohen.

Wir möchten nur noch auf die Darstellung des letzten hannoverischen Ministeriums in diesen „Memoiren" mit einigen Worten hinweisen, weil sie nach unserer Kenntniß der Personen und Sachen und nach den sonst vorliegenden Quellen völlig unrichtig ist. Der Minister des Innern Bacmeister ist unbestritten ein kluger Mann, von dem bis dahin aber niemand gehört hat, daß „sein fester Charakter, der bei aller klugen Zurückhaltung doch stets wahr und aufrichtig blieb und nie vom gegebenen Wort wich", ihm besondere Liebe und Vertrauen im Volke erweckt hätte. Im Gegentheil, wo Baemeister seit 1847 mit seinen Händen eingriff, fiel sofort ein versengender Hauch auf seine Thätigkeit; seine Berufung ins Ministerium erregte daher im ganzen hannoverischen Lande allseitiges Erstaunen, die Wahl seiner Collegen sogar Lächeln. Ob die Mittheilungen über den Verkehr der Herren Miquel und Albrecht in einer Weinstube mit dem dort gern und oft verkehrenden Minister zutreffend sind, können wir nicht sagen; gut ist nur, daß ersterer damals nicht in dem hannoverischen Staatsdienst abgenutzt wurde, um Baemeister'sche Plane durchsetzen zu helfen. Bei aller seiner Gewandtheit als „Realpolitiker" würde er schwerlich noch heute zu den Führern der liberalen Partei gezählt werden. Daß er jemals „Herrn von Bennigsen in die zweite Stelle der parlamentarischen Führung hätte drängen oder gänzlich allein sein können", wie der Verfasser behauptet, basirt auf demselben oben schon angedeuteten Irrthum der Menschenkenntniß; hätte er diese in parlamentarischen Kreisen jemals zu erwerben Gelegenheit gehabt, er würde eine solche Ansicht am allerwenigsten noch heute auszusprechen gewagt haben, obwol er in diesem zweiten Theile seines Werks der Bedeutung von Bennigsen's mehr gerecht zu werden sich anstrengt. Herr von Bennigsen arbeitet leider allerdings zu wenig im Detail, abgesehen von seiner amtlichen Stellung in Hannover; er ist und bleibt aber ein Staatsmann im großen Stile, der es vielleicht zu sehr verschmäht, Personen und Dinge im einzelnen kennen zu lernen und unbefangen zu beurtheilen; er war damals wie noch heute Naturen wie Bacmeister und Graf Platen vollständig unverständlich und unzugänglich. Daß Meding seine eigene Thätigkeit oder richtiger seine Wirksamkeit in der „wie einen feinen Regen über das Land" verbreiteten Presse vollständig überschätzt hat, darüber waren Land und Leute in Hannover nicht im Streite, wohl aber über seinen Einfluß beim Könige, der nach den Mittheilungen dieses zweiten Theils jedenfalls ungleich größer war, als damals jemand geahnt hat.

Ob nach unsern Hinweisen und Streiflichtern der Leser annähernd sich ein Bild machen kann, was er in dem zweiten Theile der „Memoiren" zu finden erwarten darf, wissen wir natürlich nicht, wohl aber, daß ihm die Lektüre viel Neues und Unbekanntes zuführt und hoffentlich die Ueberzeugung befestigt, daß, so viel Widerwärtigkeiten im Innern des neuen Deutschen Reichs auch augenblicklich noch vorhanden sein mögen, doch die ehemalige Kleinstaaterei, mit dem Deutschen Bundestage an der Spitze, zum Segen des Vaterlandes für immer überwunden ist.

Lyrische Gedichte.

1. Mußestunden. Gedichte von Oskar Schlemm. Greiz, Teich. 1880. 8. 3 M.
2. Gedichte von Ambros del Monte. Wien, Konegen. 1881. 12. 3 M.
3. Gedichte von Egon Forst. Wien, Faesy u. Frick. 1881. 16. 4 M.
4. Wintersliegen. Neue Gedichte von Heinrich Seidel. Berlin, F. Luckhardt. 1880. 12. 2 M.
5. Ich denke dein! Ein Buch Lyrik von Hermann Eduard Jahn. Rostock, Meyer. 1881. 12. 2 M.
6. Gedichte aus dem Elsaß. Von A. Hemmerlin. Freiburg i. Br., Herder. 1881. 8. 2 M.

Nicht aus Zufall nenne ich die Gedichte von Oskar Schlemm an erster Stelle. Denn wenn man sich mühsam durch ein halbes Dutzend Bände durchgearbeitet und nichts als öde, dilettantenhafte Reimerei gefunden hat, ist es wirklich und wahrhaftig eine Erholung, in diesem wunderbaren Büchlein zu blättern, das mindestens den einen unschätzbaren Vorzug hat, nicht langweilig zu sein. Ich verdanke diesen Gedichten sogar eine unbezahlbare Stunde köstlichster Heiterkeit, und es wäre ein sündhafter Egoismus, wollte ich mir diesen Genuß allein gönnen. In diesen ernsten Zeiten thut ja ein gutes herzliches Gelächter so wohl, und wir haben daher alle Ursache, dem Dichter der „Mußestunden" dankbar zu sein und dafür zu sorgen, daß sein Erstlingswerk nicht ein „nichtiger Fund" bleibe. Traurige Erfahrungen sind ihm leider in Hülle und Fülle beschert worden, und nur zu oft

> Greift seine Seel' ein übernächt'ger Gram,
> Es schüttert dann durch sie wie Weltallsjammer,
> Sie flucht der Zeiten und des Raumes Klammer ...

und oft genug hat er seine „Klagen mit Thränen begossen", sodaß ihm die Freude rückhaltloser, ehrlicher Anerkennung so recht von Herzen zu gönnen ist. Freilich ist sich ja der Edle immer selbst seines Werths bewußt, und er weiß, daß nur die Lumpe bescheiden zu sein pflegen. „Auch ich ein Liebling der Götter", ruft Oskar Schlemm stolz aus:

> Auch ich ein Liebling der Götter
> Streb' auf zum Himmel kühn,
> Um meine üppigen Blätter
> Die Strahlen der Sonne glühn.

Apollo's liebliche Sonne
Reift süße Liedlein mild;
Und mancher Mensch mit Wonne
Hier sein Begehren stillt.

Und diese liebliche Sonne, die diese seltsam „süßen Liedlein" reift, sie thaut auch des Dichters „eingefrorenen Hader" allmählich auf und läßt ihn allen „Weltallsjammer" vergessen; dann „taumelt er vergnügt in das All der Welt" hinaus und ist den Freuden dieses besagten Alls durchaus nicht abhold. Er entpuppt sich sogar, wenn wir seinen eigenen Geständnissen Glauben schenken dürfen, als ein ganz gefährlicher kleiner Don Juan, der bei allen schlanken Mädchen schäkernd einkehrt:

Und wo ich immer blieb,
Da denkt an mich ein Lieb.

Er hat allerdings auch eine sehr sinnige und bescheidene Art, den Mädchen „in enger Hülle" wohlgefällig zu sein. Es ist — ich möchte sagen — eine Theorie vom ewigen Hinterdreinscherzen, die er verkündet, und man muß gestehen, daß er selbst bei Uebertragung dieser Theorie in die Praxis durchaus nicht engherzig ist. Bald ist es ein Mädchen mit blauen Augen, bald eins, dessen Auge „braun ist wie Mokkatrank", und letzteres begeistert ihn derart, daß er der glücklichen Besitzerin „keck ein Haschenküßchen raubt" und dann entzückt ausruft:

Und im süßen Liebeskuß
Gipfelte der Hochgenuß —

ein Vers von Wilhelm Busch'scher Prägnanz und Formgewandtheit. Damit steht freilich in sonderbarem Widerspruch, wenn derselbe Dichter an einer andern Stelle das verblüffende Bekenntniß ablegt:

An junger Mädchen Gunst
Ist mir nichts gelegen,
Denn ihre Zauberkunst
Macht mich nur verlegen —

und wenn er sich nun mit einem male von allen kaffeebraunen Augen abwendet, um sich fortan ganz der Schilderung historischer Ereignisse und grandioser Naturerscheinungen zu widmen. Aber auch hier beweist Oskar Schlemm, wie wenige Proben zeigen mögen, eine überaus glückliche Hand und eine seltene Gabe anschaulicher Darstellung. Da finde ich z. B. eine Schilderung des Meers von einer Knappheit und Energie der Sprache und von einer Kühnheit der Bilder, daß ich nur ungern auf eine Mittheilung des Ganzen verzichte. Aber einen Vers möchte ich wenigstens hier einfügen, um von dem Ganzen einen ungefähren Begriff zu geben:

Seht die Elemente toben!
Wie die Welle wüthend grollt
Und mit ihren weißen Zähnen
Beißend um die Ruder rollt.

Dieses bissige Wasser! Da lobe ich mir den sanften Mond, dem alles „Toben" in diesem „All der Welt" vollkommen egal ist! Ich kann mir kaum etwas Stimmungsvolleres denken als die Schlemm'schen Verse auf diesen stillen Gefährten der Nacht:

Doch über dem Toben —
droben —
thront —
Hehr der Mond —

und ich denke, daß ich zum Lobe dieses neuentdeckten Dichters nicht zu viel gesagt habe. Ich glaube auch, daß es an diesen Proben genug und übergenug ist, und daß ich die Wirkung derselben nur abschwächen würde, wollte ich irgendein Wort der Kritik hinzufügen.

Echte und rechte Dilettantenpoesie haben wir auch in den „Gedichten" von Ambros del Monte (Nr. 2); werthlose Durchschnittsreimereien, wie sie jeder halbwegs Gebildete zu Stande bringt und gegen die absolut nichts einzuwenden wäre, wenn sie nicht eben gedruckt auf den Büchermarkt gebracht würden und den Anspruch ernsthafter kritischer Besprechung erheben wollten. Das, was sich zur allgemeinen Charakteristik dieser Poesien sagen läßt, bedarf weniger Worte. Hin und wieder findet sich leidlich Gelungenes, aber doch nichts, was irgend bedeutsam oder originell wäre, während Trivialitäten und Geschmacklosigkeiten den breitesten Raum einnehmen und dem Leser die Freude über die wenigen hübschen Stellen gründlich vergällen. So bleibt schließlich nur immer die eine Frage: wozu in aller Welt wird dergleichen gedruckt, und wohin soll endlich diese Ueberproduction poetischer Makulatur führen? Mit schier fieberhafter Hast folgt eine Novitätensendung der andern; die eine eilt der andern auf dem Fuße nach, die eine tritt der andern auf die Schleppe. Und jede Sendung bringt uns neue Poeten in Hülle und Fülle, die alle „geneigter" Besprechung, d. h. natürlich lobender Besprechung harren und die dann Zeter und Mordio schreien, wenn man sie höflich bedeutet, daß man von ihrem zierlichen Bändchen poetischen Unsinns Notiz genommen, aber leider nichts Lobenswerthes in demselben habe finden können. Kann man es schließlich einem Kritiker verargen, wenn er so manchen dieser neuern Poeten ruhig vorüberlaufen läßt und nur die ansehnlichern bittet, ihm ein wenig still zu halten? Und doch ist, fürchte ich, mit dem Todtschweigen wenig geholfen, und wir thun meines Erachtens der Sache einen viel bessern Dienst, wenn wir auch die kleinen und kleinsten unter den sogenannten Dichtern Revue passiren lassen und uns nach ihrem Legitimationsscheine erkundigen; wenn wir nicht die Mühe scheuen, auch die unzweifelhafte Makulatur uns etwas näher anzusehen, um, für Dichter und Publikum zur Warnung, eben diese Makulatur auch offen und ehrlich als solche bezeichnen zu können. Ein sonderliches Vergnügen ist es ja wahrhaftig nicht, und bei dem traurigen Nachrichteramt ist natürlich wenig Dank zu ernten. Aber gelingt es nur, einem oder dem andern dieser vermeintlichen Dichter ein ganz klein wenig Bescheidenheit zu lehren und ihm etwas mehr Respect vor der Oeffentlichkeit einzuflößen, so ist doch auch diese Arbeit nicht ganz zwecklos. Die hier in Rede stehenden Gedichte haben mich ganz unwillkürlich auf diesen Dornenpfad literarischen Verdrusses geleitet, weil

eben auch über sie nichts Besseres zu sagen ist, als daß sie völlig überflüssig sind und daß in ihnen die liebe platte Trivialität und Philisterhaftigkeit doch gar zu arg ihr Wesen treiben. Ich glaube, auch hier wird eine Probe genügen und alle weitern Bemerkungen unnöthig machen. Da haben wir nämlich, ziemlich am Schlusse des ganz allerliebst ausgestatteten Bandes, ein wunderbares, „Auf der Hahnbalz" überschriebenes Gedicht, das uns sehr rührend das traurige Ende des „in sel'gem Liebeswerben tauben" und in „stolzem Hochgefühl blinden" Hahns schildert:

Noch ein Balzen voll Verlangen —
Da trifft tödlich Blei die Brust,
Und der Hahn in Jugendprangen
Sinkt als Opfer eitler Lust.
„Drum nie allzu wild begehre,
Hüte dich vor Leidenschaft,
Denn sie raubt — vernimm die Lehre —
Der gesunden Sinne Kraft."

Gegen diese moralische Nutzanwendung ist absolut nichts einzuwenden.

Auch über die gleichfalls sehr zierlich gedruckten „Gedichte" Egon Forst's (Nr. 3) läßt sich kaum etwas Besseres sagen. Sie enthalten außer den wol allzu naiven Gedichten „An Personen" nicht gerade durchaus Mislungenes, auch nicht überwiegend Geschmacklosigkeiten; aber sie erheben sich auch nirgends über das Niveau leidlich gewandter Reimereien, sodaß auch ihnen gegenüber von einer ernsthaften Kritik nicht die Rede sein kann. Ich sage das trotz der freundschaftlichen Mahnung, die der Dichter den Kritikern zuruft:

Geht nur zu scharf nicht ins Gericht,
Laßt es dabei bewenden,
Und faßt die Geistesfrüchte nicht
Mit zu robusten Händen —

eine Mahnung, bei der mir nur unklar geblieben ist, wobei wir es eigentlich bewenden lassen sollen. Um jedoch meine obige Behauptung nicht ganz ohne Beweise zu lassen, will ich einige dieser „Geistesfrüchte" pflücken und so dem Leser selbst ein Urtheil ermöglichen. Auf gut Glück greife ich einige Verse heraus; so aus einem „Grabschrift" betitelten Gedichte den folgenden:

Da, unerwartet, plötzlich, unnatürlich
Ward meines hohen Glückes ich beraubt.
Beraubt! O, nimm dies Wort nicht nur figürlich,
Ich ward beraubt.

Ein anderes Gedicht mit der Ueberschrift „Warnung" legt es den Ehemännern sehr dringlich ans Herz, nicht zu lange im Wirthshause beim Bier zu sitzen, sintemalen das nächtliche Ausbleiben nur häuslichen Unfrieden im Gefolge habe und die Reue in der Regel zu spät komme:

Wohl dies bedenk'
Und ein noch lenk'
Bei Zeiten!
Ich seh' die Reu'
Schon, meiner Treu',
Vom weiten!

Das ist doch noch Poesie, und wehe denen, die diese „Geistesfrucht" mit „robusten Händen" anzufassen wagen! Auf den letzten Seiten endlich finde ich ein Lied, das die Ernennung eines „lieben Vetters" zum Regierungsrath feiert — das ist doch auch wieder ein poetischer Vorwurf! — und in diesem Liede bezeichnet sich unser Dichter ganz bescheidentlich selbst als „der bekannte Hauspoet". Vor dieser schätzenswerthen Eigenschaft habe ich allen gebührenden Respect; aber ich frage nur, was daraus werden sollte, wenn eines schönen Tags alle Hauspoeten im lieben deutschen Vaterlande das Bedürfniß empfänden, ihre Poesien für den Hausbedarf, fein mit Goldschnitt ausstaffirt, als Bücher in die Welt zu schicken!

Eine ganz andere Physiognomie zeigen die „Neuen Gedichte" von Heinrich Seidel (Nr. 4), einem liebenswürdigen Dichter, der uns wirklich etwas zu sagen hat und dem wir schon manche hübsche, sinnige Spende verdanken. Seidel ist kein sonderlich hervorragendes Talent, aber er besitzt die Gabe, mit Laune und Schalkhaftigkeit heitere und ernste Gegenstände zu umspielen; seine Lieder zeigen Formgefühl, Anmuth und Frische, und das ist immerhin schon genug, um ihnen warme Anerkennung zu sichern. Nur läßt das kleine Heft — und das ist lebhaft zu bedauern — durchweg strenge Selbstkritik vermissen. Neben ganz allerliebsten Kleinigkeiten finden sich Dinge, die in diese Sammlung unbedingt nicht hineingehören und die den erfreulichen Eindruck des Ganzen nur beeinträchtigen. Am besten gelungen sind die kleinen Genrebilder in der ersten Hälfte des Buchs; hier ist der poetische Ausdruck schön und klar; hier zeigt sich der Dichter als ein scharfer und liebevoller Beobachter; hier ist Farbe und Stimmung, ja letztere in ganz besonderm Maße, sodaß man einzelne der kleinen Gedichte geradezu als Stimmungsbilder charakterisiren könnte. Ich erinnere besonders an die schönen, „Die Heide" betitelten Verse, von denen einige hier folgen mögen, um die sinnige Art und zugleich das bedeutende Schilderungstalent Seidel's zu kennzeichnen:

Kennt ihr die Heide? Nun, ihr kennt sie wohl:
Wenn euch die gliederreiche Eisenschlange
In wildem Sturme trug durch ihre Flur,
So schautet ihr gelangweilt wol hinaus
Auf ihren röthlich hingestreckten Plan
Und schweiftet müden Blicks zum Horizont,
Wo Luft und Erde ineinander dämmern,
Und lehntet euch verdrossen in das Polster
Und schloßt die Augen dann, euch zu versenken
In eine andre Oede, die euch besser schien,
In die des Schlafs. Gewiß, ihr kennt sie wohl!

Ich aber habe sie geliebt von je,
Und also Liebliches ist mir geschehn:
Ich ging hinaus an heißem Sommertag,
Hinwandelnd anfangs an des Waldes Rand,
Wo roth die schlanken Kiefernstämme ragten,
Des Harzes Sonnenduft in Lüften schwamm. . . .
Dann von des Waldes Vorsprung an, wo trotzig,
Gleich einem Bollwerk vor des Windes Ansturm,
Einsam ein Eichbaum seine knorr'gen Aeste

Hin zu der Heide öder Fläche streckt,
Schritt ich hinaus. Nicht ferne lag mein Ziel:
Ein kleiner Hügel, heidekrautbedeckt,
Ein Hünengrab, drum manche düstre Sage
Gleichwie die Brombeer' ihre Ranken spann.
Bald über Moorgrund wandelt' ich, wo dumpf
Der Boden wiedergab der Schritte Klang,
Bald wühlt' im weichen Sand der müde Tritt....

In manchen andern Gedichten ist ein Heine'scher Klang, der jedoch dem Dichter nicht gut ansteht, zumal er es dabei mit der Forderung poetischer Originalität nicht allzu streng nimmt. Das kleine Gedicht „Schlechte Grundsätze" z. B. klingt mir ganz wie eine Copie, und ich glaube, daß das Original fast wörtlich in der „Kritik des Herzens" von Busch zu finden sein wird. Auch die „Schnelle Verdammung" ist nicht sonderlich originell, und Gedichte wie „Das Buch aus der Leihbibliothek" und der „Lobgesang" sind wol kaum der Aufnahme in der Sammlung werth. Den Beschluß des Hefts endlich bildet eine als Operntext gedachte dramatische Dichtung: „Dornröschen", die mancherlei hübsche Stellen enthält, sich aber im ganzen vor den leidigen Textbüchern nicht gerade hervorragend auszeichnet. Ein Libretto will ja aber auch mit einem ganz besondern und zwar sehr bescheidenen kritischen Maße gemessen werden.

Immerhin hinterläßt das ganze Büchlein einen sehr gefälligen und liebenswürdigen Eindruck, der sich noch steigert, wenn wir diese schlichten Genrebilder mit der saft- und kraftlosen, aber um so phrasenhaftern Poesie vergleichen, die uns Hermann Eduard Jahn (Nr. 5) als ein „Buch Lyrik" unter dem Stammbuchtitel „Ich denke dein!" auftischt. Jahn hat schon mancherlei Poetisches veröffentlicht, das mir nicht bekannt geworden ist, und als ich die auf dem Umschlage selbstgefällig abgedruckten lobenden Besprechungen las, schämte ich mich fast, daß mir die Bekanntschaft eines so bedeutenden Dichters bisher entgangen sei. Aber nach der Lektüre der vorliegenden Gedichte habe ich mich getröstet, und ich glaube jetzt, daß das Unglück, den Dichter bisher nicht gekannt zu haben, allenfalls noch zu ertragen ist. Anzuerkennen wäre allenfalls eine ganz leidliche Formgewandtheit, wenn das nur nicht heutzutage gar zu wenig besagen wollte. Aber sonst fehlt auch so ziemlich alles, was wir zu erwarten berechtigt sind; denn wenn wir von einigen niedlichen Kleinigkeiten absehen, bleibt, wie gesagt, nichts als phrasenhafte Reimerei übrig, die auf die Dauer geradezu unleidlich wird, sodaß wir froh sind, wenn wir dem Bereich dieser unheimlichen metrischen Fingerfertigkeit entrinnen. Jene auf dem Umschlage abgedruckten Recensionen, die so vortrefflich geeignet sind, den „geneigten" Leser gleich von vornherein noch geneigter zu stimmen, rühmen von einer frühern Dichtung Jahn's mit ganz besonderer Betonung ihre Originalität — hier habe ich redlich danach gesucht, aber beim besten Willen nichts Originelles finden können, ich müßte denn einige überkühne Bilder oder einige geradezu halsbrecherische Wortverrenkungen dazu rechnen. Oder ist es etwa originell, wenn unser Dichter singt:

O sei auch du wie jene Blume dort —
Ein weicher Duft sei deines Mundes Wort,
Dein Auge sei wie sie so rein, so blau,
Auf deiner Seele ruh' ein süßer (?) Thau —
Ich seh' dich an und seufze still dazu:
Wie jene Blume dort sei ewig du!?

Dabei fehlt es natürlich auch hier nicht an den üblichen Ausfällen gegen die bösen Kritiker, die jedes „freie blühende Talent" hassen und es verfolgen mit ihrem „Kreuziget, kreuziget", die nur darauf ausgehen, „nicht das Gute zu beleuchten, ach nein! die Fehler einzeln herauszuschneiden und sie durch die Lupe der eigenen Eitelkeit ins Fabelhafte zu vergrößern". Die bösen, bösen Kritiker! Wenn der Dichter singt:

Mein Kind, du ros'ges holdes Kind,
Du Klümpchen, tief ins Bett gekauert —

so gefällt ihnen das ebenso wenig wie jene andere Stelle in demselben Gedicht:

Schlaf, du Maus, du weiße Nette —

womit, beiläufig, wieder das ins Bett gekauerte „Klümpchen" gemeint ist, und sie nennen es gar eitel Spielerei, wenn Jahn ein andermal unter der Ueberschrift „Müde, müde" Folgendes dichtet:

Müde, müde ist der Hain,
Müde ist das Meer.
Schlummer, nichts als Schlummer
Ringsumher.
Keine Woge höreſt du
Und kein Blättchen feiu —
Müde, alles müde,
Alles Ruh;
Nur ein Strahl, ein letzter Strahl
Huscht noch leise, leise
Durch dies Schmerzensthal
Und müde,
Müde schläft er ein.

Ueber die letzte der mir heute vorliegenden Sammlungen kann ich mich kurz fassen, da der Dichter selbst dafür gesorgt hat, daß wir schnell genug mit ihm fertig werden. Ueber die poetischen Qualitäten der „Gedichte aus dem Elsaß" (Nr. 6) sind wir gleich nach der ersten Seite im Klaren, und wenn wir uns bis zu den „Schattenrissen" durchgearbeitet haben, wissen wir auch ganz genau, weß Geistes Kind der Verfasser ist, und brauchen uns an dem Rest nicht weiter die gute Laune und den Geschmack verderben zu lassen. Wir haben, daß ich's mit einem Worte sage, in den Gedichten A. Hemmerlin's ultramontane Poesie in des Wortes verwegenster Bedeutung, und um sie gebührend zu charakterisiren, wird es genügen, jene erwähnten „Schattenrisse" ein wenig niedriger zu hängen. Dieselben sind nicht uninteressant, wenn sie auch nicht gerade etwas Neues verrathen, da wir längst zur Genüge wissen, wie man in gewissen Kreisen Culturgeschichte treibt, und bis zu welchem Grade dort allgemach der widerwärtigste Pharisäismus im Bunde mit frivolster Pietätlosigkeit gediehen ist. Hemmerlin gibt uns also Schattenrisse von einigen Dichtercollegen mit ziemlich bekannten Namen: von Klop-

stock, Goethe, Schiller, Heine und Rückert. Mit dem erstern verfährt er noch ziemlich glimpflich. Er feiert Klopstock als „frommen Geist, der sich zu Jesus dem Erretter flüchtet", und knüpft daran — nebenbei bemerkt, in einem wahrhaft fürchterlichen Sonett — eine kleine Predigt, deren erbaulichen Inhalt sich nach dem Gesagten jeder selbst wird denken können. Aber der arme Goethe! Er wird völlig vernichtet und zermalmt und zwar in Versen so unflätiger Art, daß ich mich hüten werde, ihnen die Ehre eines Citats zutheil werden zu lassen. Den übrigen dreien ergeht es nicht viel besser, am ärgsten natürlich dem „Juden Heine", der neben manchen andern Liebenswürdigkeiten auch den Titel „Strolch" sich gefallen lassen muß, da Hemmerlin, wenn er einmal schimpft, dieses unsaubere Geschäft gleich mit einer gewissen Virtuosität betreibt. Es wäre thöricht, die Schatten der Insultirten gegen ein derartiges Attentat vertheidigen zu wollen.

Waldemar Kawerau.

Zur deutschen Literaturgeschichte.

1. Erinnerungen an Heinrich Heine von seiner Nichte Marie Embden-Heine, Principessa della Roeca. Hamburg, Hoffmann u. Campe. 1881. 8. 2 M. 50 Pf.
2. Karl Gottfried Ritter von Leitner. Sein Leben und Wirken. Festgabe zur Feier seines vollendeten achtzigsten Lebensjahres von Joseph Goldscheider. Graz, Leykam-Josefsthal. 1880. 8. 2 M. 40 Pf.

Das Buch über Heine (Nr. 1) kommt etwas spät, nachdem bereits die große biographische Ernte des Dichters als eingethan betrachtet werden kann. Die Verfasserin desselben ist die Tochter von des Dichters noch lebender hochbetagter Schwester Charlotte, und sie verheißt in der Vorrede, daß sie „der Wahrheit getreu bleiben werde und nur das niederschreibe, was sie von Jugend auf von ihrer Großmutter und Mutter erzählen hörte":

> Was man auch schreiben mag, ich werde niemand antworten, da ich nicht gesonnen bin, mich auf einen Federkrieg einzulassen. Leider ist es das Schicksal aller großen Geister, beneidet und begeifert zu werden. Man kann solchen Feinden aber kein Schweigen gebieten.

Ich verstehe diese Ergießung nicht recht. Daß der Schriftsteller nach Kräften der Wahrheit getreu bleibt, das versteht sich von selbst; zu einem Federkriege sehe ich, abgesehen etwa von einer Aeußerung über Heine's angebliche „Memoiren", keine Veranlassung, und darüber, daß dem Dichter des „Buchs der Lieder" nicht die nöthige Beachtung zutheil geworden, kann seine Familie auch nicht klagen. Hat es hin und wieder an scharfen Urtheilen nicht gefehlt, so ist damit Heine's Bedeutung nicht in Frage gestellt, und er selber hat durch seine scharfe Feder dafür gesorgt, daß nicht jeder seiner in Liebe gedachte. Also scheint mir kein Grund zu dem gereizten Eingange des sonst harmlosen Büchleins.

Es ist immer eine etwas bedenkliche Sache um solche spät kommende Denkwürdigkeiten. Heine ist seit einem Vierteljahrhundert geschieden; zahlreiche Schriftsteller haben ihre Erinnerungen an ihn aufgezeichnet, andere sein Lebensbild gegeben; Familienerinnerungen, die nach so langer Frist zu Papier gebracht werden, machen leicht den Eindruck, als sei im Laufe der Jahrzehnte das Historische etwas mythisch geworden. Bedenken wir, daß Heine's Geburt achtzig Jahre hinter uns liegt, daß die Erinnerungen an des Dichters Knabenjahre von der Enkelin nach den Berichten der Großmutter und der nun achtzigjährigen Mutter aufgezeichnet wurden, so gerathen wir unwillkürlich in Versuchung, hin und wieder eine Verschmelzung von Wahrheit und Dichtung anzunehmen. Doch sind diese Geschichten aus Heine's Jugend- und Jünglingsjahren vielfach sehr charakteristisch für den merkwürdigen Mann; die Darstellung seines spätern Lebens ist, wie das bei einem Büchlein von zehn Bogen nicht wol anders sein kann, flüchtig, dabei mit allerlei Familiengeschichten durchmischt, wie denn das Ganze einen etwas dilettantischen Eindruck macht. Doch wird der Leser mit Vergnügen ein paar köstliche Geschichten aus Heine's Leben vernehmen, von denen ich freilich nicht feststellen kann, ob sie hier zum ersten mal mitgetheilt sind:

> Nachdem Heine lesen und schreiben gelernt hatte, schickte man ihn in eine Mädchenschule, deren Vorsteherin eine alte funfzigjährige Jungfer war. Der Knabe war erst vier Jahre alt, lernte alles mit der größten Leichtigkeit, aber das Stillsitzen war ihm unerträglich. Die Lehrerin bestrafte jede Unachtsamkeit aufs empfindlichste, und diese Strenge empörte ihn. Sie wurde ihm so verhaßt, daß er hin und her sann, wie er sich rächen könnte. Eines Tages ließ die Lehrerin einen Krug mit Milch auf dem Tische stehen, und so wie er sich unbeachtet sah, nahm er ein Tintenfaß und goß den Inhalt in die Milch. Hierauf stolzirte er in der Stube auf und nieder, die Hände auf dem Rücken, als ob nichts geschehen wäre. Ein anderes mal erwischte er die Schnupftabacksdose der Alten, leerte sie und füllte sie mit Sand. Als die Lehrerin ihm eine Strafpredigt hielt und ihn fragte, warum er das gethan habe, antwortete er mit Nachdruck: „Weil ich dich hasse!" — Heinrich war immer einer der ersten unter seinen Mitschülern; seine Mutter, eine große Verehrerin der schönen Künste, wollte, daß ihr Sohn ihrem Beispiel folge. Man engagirte einen Zeichenlehrer; der arme Mann wohnte weit entfernt und war so müde, wenn er ankam, daß er sogleich einnickte. Heine hatte bedeutende Anlage zum Zeichnen, wurde der Sache aber bald überdrüßig und suchte den Lehrer zu entfernen. Eines Tags zeichnete er einen Eselskopf auf einen Bogen Papier, befestigte das Blatt auf dem Rücken des Lehrers, der nichts bemerkte und ruhig weiter schnarchte. Beim Fortgehen wurde er von allen Gassenbuben verfolgt und verhöhnt, bis eine alte Frau ihn mitleidsvoll von diesem Aushängeschild befreite. Empört kehrte er zu Herrn Heine zurück und beklagte

sich über den ungezogenen Knaben. „Es scheint mir unmöglich", sagte Herr Heine, „daß mein Sohn einen solch unpassenden Scherz ausüben konnte, ohne daß Sie es bemerkten, denn Sie sind doch gewiß die Aufmerksamkeit selbst während der Lehrstunde." Heinrich stand ängstlich horchend in einer Ecke, denn er fürchtete die wohlverdiente Strafe seiner That; doch als er den Vater so sprechen hörte, näherte er sich und sagte vorlaut: „Papa, er schläft während der ganzen Stunde und träumt laut von seinen Schulden!" — In Bonn trug er einen schwarzen Sammtrock: dieser schien ihm zu abgenutzt, also bestellte er einen neuen von blauem Sammt. Den alten versprach er seinem Barbier. Gewöhnlich hing dies Kleidungsstück an einem Mantelstock im Vorzimmer. Zu bestimmter Stunde brachte der Schneider den Rock, hängte ihn dahin, wo sich sonst der alte befand, und ging davon. Etwas später erschien der Bartkünstler, um sein Amt zu versehen; beim Fortgehen sagte er ihm: „Heute kannst du den Rock mitnehmen, er hängt draußen." Der Barbier erschöpfte sich in Danksagungen und trug den Rock fort. Als Heine sich ankleiden wollte, suchte er vergebens den neuen Rock und war sehr enttäuscht, ihn nicht zu finden. Er tröstete sich jedoch bald, und mit der größten Ergebung zog er das alte Kleidungsstück an und sagte lächelnd: „Hat das Barbierchen doch Glück gehabt!" Diese Phrase ist in unserer Familie sprichwörtlich geworden, wenn jemand ein unverhofftes Glück in den Schos fiel. — Heinrich Heine bat bei der Abreise nach London, sein Oheim Salomon Heine zu Hamburg möge ihm eine Empfehlung und einen Creditbrief an Rothschild mitgeben, was der alte Heine wohlwollend bewilligte. Der Credit lautete auf 400 Pfd. St.; er sagte ihm aber mit Nachdruck, das Geld nicht zu erheben, es sei nur pro forma und solle dazu dienen, ihm ein größeres Ansehen zu verschaffen. Kaum war der Dichter in London angelangt, so war sein erster Gang zu Rothschild, er bat ihn, den Werth seines Creditbriefs auszuzahlen, welchen Rothschild, ohne eine Bemerkung zu machen, sofort entrichten ließ. Nach einigen Tagen bekam Salomon Heine folgenden Brief: „Ich war wirklich erfreut, Ihren liebenswürdigen Neffen kennen zu lernen, und es gereichte mir zur größten Freude, ihm gefällig sein zu können, habe ihm den kleinen Credit ausgezahlt und bringe ihn Ihnen in Rechnung." Mit diesem Gelde lebte Heinrich in Saus und Braus, bis alles ausgegeben war und ihm nur noch das nöthige Reisegeld blieb, um nach Hamburg zurückzukehren. Hier angekommen, besuchte er sogleich seinen Onkel; aber welcher Empfang wartete seiner! „Verschwender, Tollkopf! Aus dir wird nie etwas Ordentliches werden, du kannst nichts als Geld verschwenden und Bücher schreiben!" Auch Heinrich's Charakter war aufbrausend, er nahm seinen Hut und sagte im Fortgehen: „Weißt du, lieber Onkel, das Beste an dir ist, daß du meinen Namen trägst!" — In München sprach man überall von Heine, sogar bei Hofe, und bei einem großen Diner lobten einige Herren, die ihn kannten, seine Verse und seinen beißenden Witz sowie seine geistreiche und anziehende Unterhaltung. Nach Tische ließ eine der königlichen Hoheiten ihren Adjutanten rufen, und da sie gern berühmte Leute um sich versammelte, fragte sie: „Wie kann ich wol diesen originellen Dichter kennen lernen?" „Der Wunsch Ew. Hoheit kann leicht befriedigt werden, da ich weiß, wo er wohnt." Rasch schickte man einen königlichen Diener zu Herrn Heine und ließ ihn im Namen der Frau Prinzessin bitten, eine Tasse Kaffee bei ihr zu nehmen. Die Botschaft wurde pünktlich ausgerichtet, und Heine beantwortete sie: „Mein lieber Freund, sagen Sie Ihrer königlichen Hoheit, daß ich ganz ergebenst für die Ehre danke, die sie mir erzeigen will; aber ich habe die spießbürgerliche Gewohnheit, den Kaffee dort zu trinken, wo ich gespeist habe." — Einst schrieb er dem alten Onkel ins Album: „Lieber Onkel, geben Sie mir 100000 Mark und vergessen Sie auf ewig Ihren Sie liebenden Neffen Heinrich Heine." — Eugène Scribe war oft die Zielscheibe seines Witzes. Unter anderm fragte ihn sein Arzt eines Tages: „Wie ist Ihr Geschmack, Herr Heine?" „Ich habe nicht den geringsten, doch das habe ich mit Scribe gemein." Ein anderes mal untersuchte der Arzt seine Brust nach einem heftigen Krampfanfall und fragte: „Können Sie pfeifen?" „Leider nein, nicht einmal Scribe's Komödien kann ich anspfeifen!"

Diese herausgepflückten Geschichten zeigen uns, daß in dem Büchlein manches Ergötzliche und Geistreiche zu finden ist.

Karl Gottfried von Leitner gehört nicht zu denjenigen österreichischen Dichtern, deren Schöpfungen gleich denjenigen von Grillparzer, Lenau, Anastasius Grün, R. Hamerling in Deutschland lauten Widerhall gefunden haben; sein schönes, aber nicht eigenartiges lyrisches Talent fand mehr Anerkennung in seinem engern Vaterlande, wenn auch die deutsche Kritik nicht achtlos an Leitner's Dichtungen vorüberging; Beweis dafür die respectvolle Erwähnung des Dichters in Rudolf von Gottschall's „Literaturgeschichte" und in Heinrich Kurz (Bd. 4).

Geboren am 18. November 1800 zu Graz, lebt K. G. von Leitner noch gegenwärtig in seiner Vaterstadt und hat Ausgang vorigen Jahres seinen achtzigsten Geburtstag begangen. Zur Feier desselben ist das kleine Buch von Joseph Goldscheider erschienen, welches für die warme Verehrung des Verfassers und ohne Zweifel der steirischen und österreichischen Gebildeten überhaupt für den greisen Dichter Zeugniß ablegt. Daß bei dieser Gelegenheit die Anerkennung volltönigen Ausdruck findet, ist in der Ordnung; wenn aber die Darstellung des einfachen Lebensganges des Dichters durch einen weit ausholenden Rückblick auf die Literatur des 18. und 19. Jahrhunderts eingeleitet wird, so heißt das, die Bedeutung des Dichters doch allzu hoch schätzen. Dabei ist dieser Rückblick nicht immer correct; so heißt es: Friedrich Hebbel (!) mit seinen „Alemannischen Gedichten" gelangte erst jetzt zu verdienter Anerkennung; ebenso wird gesagt, daß Fürst Pückler, Sternberg, Laube, Gutzkow, Th. Mundt u. s. w. sich wenigstens in der Lyrik von den Ausschreitungen des Jungen Deutschland fern hielten — kein Wunder bei Schriftstellern, denen die Lyrik weit abseits lag! Auch zeigt die eingehende Betrachtung von Leitner's Wirken als Beamter, die Einführung zahlreicher Persönlichkeiten von begrenzter localer Bedeutung, daß das Büchlein doch im wesentlichen nur für die nähern Landsleute Leitner's verfaßt ist.

Wilhelm Buchner.

König Wenzel.

Geschichte des deutschen Reichs unter König Wenzel. Von Theodor Lindner. Zwei Bände. Braunschweig, Schwetschke u. Sohn. 1875—80. Gr. 8. 17 M.

Zeiten des Uebergangs, in welchen eine große geschichtliche Epoche abläuft, um einer andern Platz zu machen, pflegen von der historischen Forschung und Darstellung etwas stiefmütterlich behandelt zu werden. Wie interessant sie auch in mancher Beziehung sind: die allmähliche Auflösung abgelebter Bildungen, welche ihren vornehmsten Inhalt ausmacht, ist doch wenig geeignet, die Aufmerksamkeit dauernd zu fesseln. Was dem Tode verfallen ist, weckt zwar einen gewissen schmerzlichen Antheil, aber man verweilt bei ihm nicht gern länger als nöthig. Nur das frische, vollkräftige Leben übt bei Völkern wie bei einzelnen Individuen eine nachhaltige Anziehungskraft. Und davon ist in solchen Perioden wenig zu spüren; die neuen Gestaltungen, die sich in ihnen allerdings vorbereiten, sind eben erst in ihren Anfängen und oft kaum merkbaren Keimen vorhanden. So ist es auch in der deutschen Geschichte mit den Jahrhunderten, die vom Mittelalter zu der neuern, durch die Reformation eingeleiteten Zeit hinüberführen. Es kann daher nicht wundernehmen, daß sie, während die vorausgehende wie die nachfolgende Epoche in zahlreichen und umfassenden Werken behandelt wurden, verhältnißmäßig nur selten und weniger eingehend geschildert worden sind.

Wenn nun Professor Lindner sich gerade sie zum Gegenstande einer ausführlichen quellenmäßigen Darstellung gewählt hat, so ist das gewiß ein höchst verdienstliches Unternehmen, dem hoffentlich die vollständige Durchführung nicht fehlen wird. Weitaussehend ist es immerhin; soll doch die „Geschichte des deutschen Reichs vom Ende des 14. Jahrhunderts bis zur Reformation" fortgeführt werden, sodaß sie mit der Regierung Maximilian's I. abschließen würde, und hat doch schon die gegenwärtig vorliegende erste Abtheilung: „Das deutsche Reich unter König Wenzel", zu ihrer Vollendung eine geraume Zeit erfordert. Dieselbe besteht übrigens aus zwei starken Bänden, von welchen der erste, was das zur Verwendung kommende Material angeht, sich vorzugsweise auf die von Weizsäcker veröffentlichten Reichstagsacten stützt, während für den zweiten außerdem eine Reihe von Bibliotheken und Archiven benutzt worden ist. Daß aber die Arbeit einen so großen Umfang gewonnen hat, erklärt sich einerseits aus der gründlichen und gewissenhaften Weise, in welcher sie ausgeführt wurde, dann aber auch aus der eigenthümlichen Beschaffenheit des Gegenstandes. Zwar sind in einer Geschichte des deutschen Reichs nur die Ereignisse, nur die Bewegungen zu berücksichtigen, welche mit der allgemeinen Entwickelung Deutschlands im Zusammenhange stehen. Indeß ist diese Entwickelung des Gesammtreichs durch die der verschiedenen Territorien, welche gerade zu der hier in Rede stehenden Zeit ein mehr oder weniger selbständiges Dasein zu führen beginnen, wesentlich bedingt, und muß deshalb auf die Geschichte der einzelnen Gebiete und Herrschaften näher eingegangen werden. Es war nicht minder geboten, die Erbländer des regierenden luxemburgischen Hauses wenigstens insoweit heranzuziehen, als sie auf die Reichspolitik des Königs bestimmend einwirken. Auch machten die vielfachen und einflußreichen Beziehungen Deutschlands zu Italien, Frankreich u. s. w. es nothwendig, die Verhältnisse dieser Länder in ausgedehntem Maße zur Sprache zu bringen. Ob der Verfasser dabei sich innerhalb der richtigen Grenzen gehalten hat, kann fraglich erscheinen. Vielleicht hätte manches beiseite gelassen, anderes kürzer gefaßt werden können. Gewiß ist, daß er Conjecturen und Vermuthungen mehr Raum gibt, als zu wünschen wäre, und gar zu oft die Frage aufwirft, wie die Dinge sich unter andern als den gegebenen Umständen gestaltet haben würden. Im übrigen empfiehlt sich seine Darstellung durch einen klaren und gefälligen Vortrag, der in der lebhaften Schilderung von Personen und Begebenheiten nicht selten einen besondern Reiz ausübt. Es gibt unter den historischen Werken, welche vorwiegend die Mittheilung der Ergebnisse gelehrter Forschung zum Zweck haben, nicht viele, die sich so leicht und angenehm lesen wie das vorliegende. Zu etwas trägt dazu der Umstand bei, daß der gelehrte Apparat sich nicht zu sehr vordrängt; die Noten unter dem Text sind möglichst beschränkt, größere Anmerkungen in die jedem Bande hinzugefügten Beilagen verwiesen worden. Zweckmäßig wie diese Anordnung ist auch das umfangreiche Register, mit welchem das Werk schließt.

Die „Einleitung" aber, mit der es beginnt, bietet nicht, was unsers Erachtens wünschenswerth gewesen wäre, ein eng umrahmtes Gesammtbild der innern und äußern Lage des deutschen Reichs in dem Zeitpunkt, in welchem die Erzählung anhebt. Die interessante Charakteristik Karl's IV. und seiner Regierung, die der Hauptsache nach ihren Inhalt bildet, kann als solches nur in einem sehr beschränkten Sinne gelten. Dieselbe läßt übrigens den genannten Kaiser in einem recht günstigen Lichte erscheinen, da sie die unleugbaren Erfolge seiner klugen Politik weit stärker betont als die unlautern Mittel — Trug, List und Bestechung —, durch welche sie meist erzielt wurden. Der Verfasser ist, scheint uns, in diesen wie in andern Fällen zu sehr geneigt, das tadelnswerthe Verhalten der Menschen durch die gegebenen Zeitverhältnisse wenn nicht zu rechtfertigen, so doch zu entschuldigen. Er findet es nicht nur begreiflich, sondern fast in der Ordnung, daß zu einer Zeit, wo es „nur noch Deutsche, kein Deutschland mehr" gab, wo das Bewußtsein der staatlichen Einheit erloschen und die rücksichtslose Verfolgung particulärer Interessen an der Tagesordnung war, auch das Haupt des Reichs vorzugs-

weise die Macht seines Hauses im Auge hatte und kein Bedenken trug, seine Stellung zur Vermehrung derselben möglichst auszunutzen. Wir meinen doch, daß das nicht gerade nothwendig war; ein kräftiger, hochsinniger Fürst würde der herrschenden Strömung nicht gefolgt sein, sie vielmehr in eine andere Richtung geleitet haben. Von dem luxemburger Karl stand so etwas freilich nicht zu erwarten; er war im Grunde doch nur ein geschickter Faiseur, der seine egoistischen Zwecke mehr auf krummen als geraden Wegen zu erreichen wußte. Einen instructiven Beleg dafür geben die ersten Kapitel unsers Werks, in welchen der Verfasser erzählt, wie der Kaiser es fertig brachte, daß trotz der entgegenstehenden Bestimmungen der Goldenen Bulle sein Sohn Wenzel noch bei seinen Lebzeiten von den Kurfürsten zum Nachfolger erwählt wurde und der Widerspruch der römischen Curie unwirksam blieb.

Einige Monate vor dem Regierungsantritt Wenzel's war ein hochwichtiges Ereigniß eingetreten, das den jungen König geraume Zeit beschäftigen sollte: die unheilvolle Kirchenspaltung, durch welche die katholische Welt in zwei feindliche Heerlager getheilt wurde. Im März 1378 starb Gregor XI., der die päpstliche Residenz von Avignon nach Rom zurückverlegt hatte. Die Römer, besorgt, daß diese für sie so vortheilhafte Maßregel wieder rückgängig gemacht werden könnte, geriethen in die größte Aufregung und setzten alle Hebel in Bewegung, um die Wahl eines Stadtkindes oder doch eines Italieners durchzusetzen. Unter den anwesenden sechzehn Cardinälen aber — es waren zwölf Ultramontane und vier Italiener — gab es drei Parteien, von welchen keine über die erforderliche Majorität verfügte und jede entschlossen war, keinem Mitgliede der übrigen ihre Stimmen zu geben. Es blieb daher, wollte man sich anders über einen Candidaten verständigen, nur übrig, ihn außerhalb des Collegiums zu suchen. Er fand sich in der Person eines Italieners, des Erzbischofs von Bari, auf den auch in den vorgängigen Verhandlungen die Mehrzahl der Cardinäle sich vereinigte. Als dann aber zur Wahlhandlung geschritten wurde, führte die maßlose Erregung des Volks, welches um jeden Preis einen Römer gewählt sehen wollte, zu stürmischen Auftritten, die der Verfasser recht lebendig schildert:

Am 7. April abends fand der Einzug in das Conclave in feierlicher Weise statt unter Trompetenklang; das dicht gedrängte Volk jubelte und lärmte, allenthalben ertönte der Ruf: „Wir wollen einen Römer!" Die zuchtlose Menge — voll von dem ungewohnten Schauspiel, welches Rom seit 75 Jahren wieder zum ersten mal erblickte — ließ sich nicht abhalten, mit in den Vatican einzuziehen, manche drängten sich sogar in das Conclave ein. Erst spät und mit großer Mühe gelang es, die Eingedrungenen zu vertreiben und einigermaßen Ruhe herzustellen; das herkömmliche Vermauern der Thür zum Conclave unterblieb. In der nächsten Umgebung und in der Stadt hielt der Lärm die ganze Nacht durch an.

Er tobte auch am folgenden Tage, während die Cardinäle mit den Vorbereitungen zur Wahl beschäftigt waren, in ihrer nächsten Nähe weiter. „Die Stimmen, welche einen Römer forderten, wurden immer ungeduldiger, immer drohender; man fing sogar an, mit den Glocken des Capitols und des St.-Peter zu stürmen." Inzwischen ging die Wahl vor sich; der Tumult des Volks trieb zur Eile; einstimmig wurde der designirte Erzbischof von Bari ernannt:

Noch trug man Bedenken, der erregten Menge das Resultat, die Erwählung eines Nichtrömers, bekannt zu machen. Da wurde das Conclave gewaltsam beendet; eine tobende Volksmasse drang durch die erbrochenen Thüren ein. Ein jäher Schrecken ergriff die versammelten Väter. Einzelne wollten fliehen, sie wurden ergriffen und mit roher Gewalt zurückgeschleppt. Andere wichen in die Kapelle; auch deren Thür brach zusammen; mit wilden Drohungen wurde die Wahl eines Römers gefordert. Da kam einem der zu Tode Geängsteten ein rettender Gedanke: „Der Cardinal von St.-Peter ist Papst!" rief er dem Volke zu. Das Wort zündete; der Cardinal war zwar ein alter gichtbrüchiger Mann, der sich stets tragen lassen mußte, aber in Rom geboren. Im Augenblick wurde der Gelähmte mit den päpstlichen Gewändern umhangen und auf den Thron geschoben. Ehrfurchtsvoll warf sich die zufriedene Menge dem Ueberraschten zu Füßen und brachte ihm die übliche Verehrung dar. Sie sollte sich bald enttäuscht sehen, da der von Schmerzen gequälte Mann die Pein nicht länger ertrug; er erklärte, nicht er, sondern der Erzbischof sei Papst. Laute Verwünschungen erschollen; man drang in den Cardinal, seine Rolle in die Wirklichkeit zu übersetzen und thatsächlich die Würde anzunehmen. Erst als er sich entschieden weigerte, dem unsinnigen Verlangen nachzugeben, ließ das Volk von ihm ab; Diener trugen den völlig Erschöpften in ein Nebengemach, wo er zusammenbrach. Desto eifriger suchte man nach dem Erzbischof; die Rasenden wollten ihn zwingen zu entsagen, oder ihn tödten. In dem heimlichen Gemach des Papstes verborgen, entging der Gesuchte der Gefahr; endlich verlief sich die Menge.

Die Cardinäle hatten sich mittlerweile nach allen Richtungen zerstreut. Der Erzbischof blieb mit dem Cardinal von St.-Peter allein die Nacht über im Vatican; als sich der Tumult legte, kam er aus seinem Versteck hervor. Am Morgen ließen dann beide die Behörden von Rom benachrichtigen, welche alsbald im Vatican erschienen und die Wahl ohne weiteres anerkannten. Der Erzbischof erklärte indeß: ehe die Cardinäle nicht nochmals seine Wahl als gültig und kanonisch anerkannt, könne er sich nicht als rechtmäßiges Oberhaupt der Kirche betrachten. Erst als die in Rom anwesenden zwölf Cardinäle sich wieder zusammengefunden und ihre Stimmen nochmals für den Erzbischof abgegeben hatten, erfolgte die Inthronisation in herkömmlicher Weise. Das neue Kirchenhaupt nahm den Namen Urban VI. an.

Ohne Zweifel war die Wahl nach den gesetzlichen Vorschriften vollzogen und kanonisch gültig. Sie mochte indeß bei den eigenthümlichen Umständen, unter welchen sie stattgehabt hatte, leicht mit einem gewissen Schein des Rechts angefochten werden. Und dazu kam es sehr bald; der neue Pontifex zerfiel schon in nächster Zeit mit seinen Wählern, welche nun seine Ernennung für ungültig erklärten und einen Gegenpapst, Clemens VII., erhoben, der später nach Avignon übersiedelte und von hier aus seinem Collegen die Herrschaft über die Kirche streitig machte.

In Deutschland, wo Wenzel gleich anfangs auf die Seite Urban's trat, fand dieser allmählich eine fast allgemeine Anerkennung. Doch wir können auf die betreffenden Vorgänge hier ebenso wenig eingehen wie auf den anderweitigen reichen und interessanten Inhalt unsers Werks. Bemerkt sei nur noch, daß der Verfasser dem Könige Wenzel, welchen die sagenhafte Ueberlieferung bekanntlich zu einem wahren Unholde, einem grausamen, halb verrückten Wütherich stempelt, eine günstigere und gerechtere Würdigung zutheil werden läßt, ohne deshalb seine mannichfachen Schwächen und Untugenden zu vertuschen oder seine Unfähigkeit zur Lösung der an ihn herantretenden schwierigen Aufgaben in Abrede zu stellen.

Ferdinand Brockerhoff.

Wissenschaftliche Reisewerke.

1. Reisen in Indien und Hochasien. Eine Darstellung der Landschaft, der Cultur und Sitten der Bewohner, in Verbindung mit klimatischen und geologischen Verhältnissen. Basirt auf die Resultate der wissenschaftlichen Mission von Hermann, Adolf und Robert von Schlagintweit, ausgeführt in den Jahren 1854—58. Von Hermann von Schlagintweit-Sakünlünski. Vierter Band: Hochasien. III. Ost-Turkistan und Umgebungen. Nebst wissenschaftlichen Zusammenstellungen über die Höhengebiete und über die thermischen Verhältnisse. Mit fünf landschaftlichen Ansichten in Tondruck, drei Tafeln topographischer Gebirgsprofile, sowie mit Tabelle und Curvendarstellungen. Jena, Costenoble. 1880. Gr. 8. 17 M. Preis des vollständigen Werks: 60 M. 40 Pf.

Mit diesem Band ist ein großartiges, reichhaltiges und höchst werthvolles Reisewerk zu seinem Abschluß gebracht. Daß dieser letzte Band seinen drei Vorgängern verhältnißmäßig spät gefolgt ist (der erste Band erschien 1869, der zweite 1871, der dritte 1872), wurde veranlaßt durch anderweitige Arbeiten des Verfassers; es war aber damit der Vortheil verbunden, daß nun auch jene fernen Gebiete mit größerer Bestimmtheit zu besprechen waren, d. h. daß besonders die diesem Band beigegebenen Zahlentabellen eine genauere Durchforschung und Sicherstellung erfahren konnten. Mit der Erschließung jener ungeheuern Gebiete, welche das ganze Werk zum Gegenstand hat, geht es ja leider nicht so rasch; daher sind die Resultate der Reise, wenn sie nun auch schon zum Theil ein Vierteljahrhundert alt sind, noch nicht veraltet, und eben das spätere Erscheinen dieses abschließenden Theils beweist, daß der Verfasser in dem, was er hier bietet, auf dem Laufenden ist mit dem Neuesten, was man von diesen noch so wenig bekannten Gebieten weiß.

Der erste Band behandelt Indien, der zweite den Himalaja von Bhutan bis Kashmir, der dritte Tibet und der vierte Osttürkistan und Umgebungen. Diesem letzten Band sind als wissenschaftliche Beilagen Tabellen beigegeben, welche mehr als 1000 Höhenangaben, sowie eine Menge von Temperaturbeobachtungen, über Isothermen u. dgl. enthalten, Tabellen, in denen ein ungeheueres Material verarbeitet ist. Die völlige Würdigung dieses vierten Bandes wie überhaupt des ganzen Werks kann nur von den Fachblättern erwartet werden; das ganze Buch ist ein streng wissenschaftliches. Die fesselnden Reize mancher neuer Reisebeschreibungen, welche glänzende Darstellung aufbieten, Witz und Humor spielen lassen, gefährliche Situationen spannend zu schildern wissen, ergötzliche Abenteuer einflechten, entbehrt oder, möchten wir lieber sagen, verschmäht das Reisewerk von H. von Schlagintweit. Ruhig und vornehm schreitet die Berichterstattung fort; in knapper Darstellung wird allein das wissenschaftlich Wissenswerthe mitgetheilt, die Ergebnisse von hypsometrischen und meteorologischen Messungen, von geologischen, botanischen, zoologischen, ethnographischen Beobachtungen, die daraus folgenden Entscheidungen bestehender geographischer Fragen, oder die aus den gefundenen Thatsachen sich wieder ergebenden neuen Probleme, deren Lösung einer künftigen Forschung anheimgestellt bleiben muß.

Wie überaus schlicht ist z. B. die Schilderung des gewaltig schwierigen Uebergangs über das Künlüngebirge — welche Leistung dem Reisenden Hermann von Schlagintweit seinen Namen Sakünlünski eingetragen —, wo er den Elchi-Davan-Paß in einer Höhe von 17379 Fuß überschritt und das Vergnügen hatte, mit dem einen Führer „ohne Nahrung, ohne Feuer, selbst ohne eine Decke zum Schutz für die Nacht in nassen Kleidern sich in den Schnee zu legen", weil die übrige Begleitungsmannschaft mit den beladenen Pferden nicht nachkommen konnte, wo das Thermometer auf — 11° C. sank und zwei der Pferde erfroren! Es wird kein Wesen gemacht von diesem Abenteuer, das erzählt wird, sammt der darauf folgenden nicht ungefährlichen Begegnung mit den argwöhnischen Chotanis in Bushia, als wäre es ein gewöhnlicher Touristenausflug gewesen und gar nichts Außerordentliches. Freilich, diesen muthigen, rüstigen und elastischen Reisenden, die in so unwegsamen und unwirthlichen Gegenden (S. 203 findet sich die Notiz: „Vom 28. Juli bis 25. August hatte sich nicht ein bewohnter Ort gezeigt"!) ihre Forschungen machten, waren solche Strapazen und Kraftproben etwas Gewöhnliches geworden: das Außerordentliche war ja fast das Alltägliche. Den Gefahren schauten sie mit festem Muth und großer Kaltblütigkeit ins Auge, ohne sich vom Vordringen abhalten zu lassen. Aber dieses muthige Wagen und kühne Vordringen mußte der eine der Brüder mit dem Leben bezahlen. Am 26. August 1857 wurde Adolf von Schlagintweit in Kashgar, wohin er trotz der kriegerischen Unruhen der dort entbrannten Empörung ziehen wollte, auf grausame Weise ermordet. Auch diese Partie des vierten Bandes, die ganz besonders interessant

ist, wird von dem überlebenden Bruder sehr schmucklos gehalten. Fast zu wenig ist es dem Leser, der durch die traurige Katastrophe ergriffen ist, wenn er dann über diesen auf dem Felde des wissenschaftlichen Kampfes ehrenvoll gefallenen jungen vielversprechenden Gelehrten nur die allernöthigsten biographischen Notizen erhält. Doch schon aus dem wenigen, das allzu zarte Bescheidenheit gibt, ist die ganz ungewöhnliche Bedeutung dieses Forschers deutlich erkennbar, eines Mannes, von dessen wissenschaftlicher Thätigkeit schon im zwanzigsten Lebensjahr ein Alexander von Humboldt Notiz nahm, der in dem „Kosmos" desselben 1856 um seiner Erforschung des Karakorumgebirgs willen aufs ehrenvollste citirt ist, der mit 28 Jahren seine kurze, reiche Forscherlaufbahn enden mußte.

Werthvoll ist in diesem vierten Bande die Heranziehung auch anderer, früherer und neuerer Reisen in diese Gegenden Hochasiens, sodaß dem Leser auch die neuesten Versuche, dieses Land aufzuschließen, vor Augen geführt werden.

Wollen wir das, was über diesen Schlußband wie über die vorangehenden Bände gesagt werden kann und darf, zusammenfassen, so können wir nur, in aller Bescheidenheit einem solchen classischen Werke gegenüber, und den früher in d. Bl. ausgesprochenen Urtheilen (vgl. Nr. 18 d. Bl. f. 1872 und Nr. 21 f. 1873) uns anschließend, sagen: daß dieses Werk ein durch den Umfang der bereisten Gebiete, durch die Tiefe, Gründlichkeit und Sorgfalt der mitgetheilten Beobachtungen, wie durch die edle Schönheit seiner Sprache hervorragendes und wol einzig dastehendes ist, ein Zeugniß echt deutschen Fleißes und deutscher Wissenschaft, eine noch lange gültige, immer wichtige Grundlage für jede künftige Erforschung und Schilderung dieser fernen Gebiete, über deren geheimnißvolle Unnahbarkeit die Brüder Schlagintweit die ersten entscheidenden Siege davongetragen haben.

2. Die Nordpolarreisen Adolf Erik Nordenskjöld's 1858 bis 1879. Aus dem Englischen. Autorisirte deutsche Ausgabe. Mit 44 Holzschnitten und 4 lithographirten Karten. Leipzig, Brockhaus. 1880. Gr. 8. 10 M.

Dieses Buch ist ein willkommener Vorläufer zu dem eigentlichen wissenschaftlichen Reisebericht über die so höchst interessante und bedeutungsvolle Fahrt der Vega, durch welche ein Jahrhunderte altes Problem, das der nordöstlichen Durchfahrt, zu Ehren der schwedischen Flagge gelöst worden ist. Das Buch, eine — beiläufig gesagt, sehr gute — Uebersetzung aus dem Englischen, im letzten Theil mit selbständiger Aufügung wichtiger Abschnitte, enthält zunächst eine Lebensskizze Nordenskjöld's, dann eine Schilderung seiner verschiedenen Polarfahrten und Entdeckungsreisen — nach Grönland, Spitzbergen und an die nordsibirische Küste —, durch welche er sich für seine spätere Aufgabe in der tüchtigsten Weise vorgebildet hat; endlich in dem ausführlichsten neunten Kapitel „Die Auffindung der nordöstlichen Durchfahrt", hauptsächlich nach Briefen, die von der Vega aus heimgesendet wurden.

Beigegeben sind dem schön ausgestatteten, auch mit Illustrationen geschmückten Buch einige Kärtchen der betreffenden Reisen sowie ein interessanter Anhang, der den amtlichen Bericht über die Gesundheitspflege und Krankenbehandlung während der schwedischen Nordpolarexpedition von 1872—73 enthält, nebst einem Literaturnachweis der schwedischen Polarexpeditionen, der in geographischer, physikalischer, meteorologischer, geologischer, botanischer und hygieinischer Hinsicht äußerst reichhaltig ist. So bietet denn das Buch des wissenschaftlich Belehrenden und Werthvollen Vieles; für das Lesepublikum im allgemeinen aber dürfte am wichtigsten sein die Lebensskizze Nordenskjöld's und die Schilderung der Vegaexpedition selbst.

Adolf Erik Nordenskjöld wurde 1832 zu Helsingfors in Finland geboren. Die Familie, welcher er entstammte, war schon in früher Zeit ausgezeichnet „durch eine begeisterte Liebe zur Natur und das Streben nach wissenschaftlicher Erforschung ihrer Erscheinungen", und einer der Vorfahren galt im Volk als ein Adept der schwarzen Kunst, war zugleich ein origineller Praktikus, der, als im Jahre 1710 ganz Finland von der Pest heimgesucht wurde, mehrere Monate lang mit seiner Familie im eigenen Schiff auf hoher See herumfuhr und erst wieder ans Land stieg, als alle Ansteckungsgefahr vorüber war. So steckte den Nordenskjölds das fröhliche Seefahren und muthige Reisen von alters her im Blut. Daß in dem Entdecker der nordöstlichen Durchfahrt frühe schon noch etwas anderes sich entwickelte, was ein Polarfahrer auch haben muß, ein starker, fester Charakter und kühne Entschlossenheit: das zeigt die köstliche Schilderung, die Nordenskjöld von seinen Erlebnissen als Student und junger Doctor gibt, da ein russischer Gouverneur Hochverrath bei ihm witterte und so Anlaß fand, den hoffnungsvollen Gelehrten aus dem Lande zu stoßen. Man muß dieses ergötzliche Processiren, Spioniren und Chikaniren selbst nachlesen. Rußland aber mag sich bei dem Generalgouverneur Grafen Berg dafür bedanken, daß der nun weltberühmte Name Nordenskjöld nicht ihm angehört, sondern Schweden, das den damaligen ausgestoßenen Flüchtling mit offenen Armen aufnahm und ihm seine glorreiche Laufbahn eröffnete.

Die vorbereitenden Reisen Nordenskjöld's begannen schon 1858. Der schwedische Reichstag, der König und andere Freunde der Polarforschung, besonders Dr. O. Dikson, gaben in generöser Weise die Mittel zu diesen wiederholten kostbaren Expeditionen, die aber auch nicht ohne Gewinn waren. Besonders dürften die beiden Reisen an die Jenisseimündung und weit den Fluß hinauf für die Handelsverbindung zur See zwischen Europa und Nordsibirien von hohem praktischen Werth werden.

Für die mit so schönem Erfolg gekrönte Vegaexpedition hatte Nordenskjöld nach eingehenden Studien ein Memorandum ausgearbeitet, worin er mit außerordentlicher Klarheit und vorausschauender Sicherheit sich über die Aussichten und wahrscheinlichen Erfolge des Unternehmens aussprach. Wir entnehmen demselben einige Sätze:

Ich halte es für durchaus wahrscheinlich, daß ein gut ausgerüsteter Dampfer im Stande sein wird, sich im Herbst hier eine Bahn durchzubrechen, ohne doch zu viele Hindernisse vom Eis befürchten zu müssen .... daß es unter mäßig günstigen Umständen möglich sein wird, an der Nordküste Asiens entlang zu fahren, ... daß ein derartiges Unternehmen von unberechenbarem praktischen Nutzen sein wird. Freilich muß man von demselben nicht die directe Eröffnung eines neuen Handelswegs erwarten; es kann fürs erste nur von der indirecten Anbahnung eines solchen die Rede sein; denn erst unter dem Eindruck der vollendeten Thatsache unsers Erfolgs würde dem großen Publikum die Verwerthbarkeit einer Verbindung der nordskandinavischen Häfen mit dem Obi und Jenissei einerseits, zwischen dem Stillen Ocean und der Lena andererseits zum rechten Bewußtsein kommen.

Im Weitern wird dann ausgeführt, daß, wenn die Expedition auch ihr Ziel nicht erreichen würde, in jedem Fall eine große Menge höchst bedeutsamer wissenschaftlicher Beobachtungen aller Art angestellt, also ein neuer Schritt gethan würde „nach jenem großen Ziel der vollständigen Kenntniß unserer Erde, das früher oder später von der Menschheit erreicht werden wird, und dessen Verfolgung für jede civilisirte Nation jetzt Ehrensache sein muß." Daß aber diese wissenschaftlichen Beobachtungen selbst wieder von praktischem Werth werden müßten, spricht er in folgenden Sätzen aus:

Wol schwerlich dürfte es einer andern unserer Wissenschaften vorbehalten sein, so unschätzbare praktische Resultate zu liefern, wie dies die Meteorologie in einer nicht gar fernen Zukunft thun wird. ... Aber die Witterungsverhältnisse eines Landes werden in so hohem Maß von der Temperatur, dem Wind, dem Luftdruck u. s. w. anderer, oft sehr entlegener Regionen bedingt, daß die meteorologischen Gesetze eines Landes nur durch Vergleichung von Beobachtungen aus den entferntesten Gegenden bestimmt werden können. Und da gibt es noch weite Regionen von viel hundert Quadratmeilen Größe, in denen niemals oder nur sehr vereinzelt Beobachtungen angestellt worden sind; und doch würde manches schwer erklärliche meteorologische Phänomen in den civilisirten Ländern Europas gerade aus den hier obwaltenden Verhältnissen zu erklären sein. Solch ein unbekanntes, aber wichtiges meteorologisches Gebiet ist das Polarmeer im Norden von Sibirien mit dem angrenzenden Land und seinen Inseln. Für die Meteorologie Europas und Schwedens insbesondere ist es ungemein wichtig, möglichst zuverlässige Berichte über die Vertheilung des Landes, den Stand des Eises, den Luftdruck und die Temperatur jenes fast unbekannten Stücks Erde zu erhalten, und demgemäß wird die schwedische Expedition auch in dieser Beziehung dem Vaterlande nützliche Dienste leisten können.

Ueber das Schicksal der Vega, ihr Einfrieren so nahe am Ziel, über das, was die hier zur Unthätigkeit verurtheilten Seefahrer zu Lande an ethnographischen Beobachtungen im Tschuktschenland sammelten u. s. w., müssen wir auf das Buch selbst verweisen. Und der Triumphzug, zu dem die Heimfahrt der Vega sich gestaltete, ist ja noch in aller Erinnerung.

Ueber die Schmarotzerthiere.

Die Schmarotzer mit besonderer Berücksichtigung der für den Menschen wichtigen. Von Arnold Heller. Mit 74 Holzschnitten und einer Karte in Farbendruck. München, Oldenbourg. 1880. 8. 3 M.

Schmarotzer! Eine eigenthümliche Gesellschaft! Flöhe, Wanzen, Läuse, Finnen, Bandwürmer, Milben, Pilze ziehen an uns vorüber; es beschleicht uns ein Gefühl des Unbehagens. Doch das ist bald überwunden. Der Verfasser versteht es, von der ersten bis zur letzten Zeile unsere Aufmerksamkeit zu fesseln. Er übertüncht die häßlichen Seiten seines Themas mit Humor und schildert mit einer Lebendigkeit, unter deren Eindruck wir öfters erschrecken über die Verheerungen, welche die thierischen sowol als die pflanzlichen Schmarotzer anrichten. Besondere Anziehungskraft übt die Beschreibung der vom Menschen beherbergten Schmarotzer aus.

Bringen auch einzelne Bemerkungen für manchen Leser offenbar nichts Neues, so hat sich doch wol bisher nur eine sehr beschränkte Minderheit eine Vorstellung von den Gefahren gemacht, welche Unverstand und Leichtsinn durch Unterstützung der Ansteckungsfähigkeit des Individuums heraufbeschwören.

Professor Heller gibt mannichfache werthvolle Fingerzeige, wie der Mensch sich selbst, seine Nahrungsmittel, Thiere und Pflanzen vor den Schmarotzern schützen kann.

Bei Besprechung des Bandwurms tritt er mit folgenden beherzigenswerthen Worten für Reinlichkeit ein:

Der Besitz eines bewaffneten Bandwurms ist also eine stete Bedrohung der Gesundheit des Wirthes selbst nicht nur, sondern auch seiner Hausgenossen und Umgebung überhaupt; wie wir früher hörten, streut er täglich einige Hunderttausende von Eiern aus; jedes dieser Eier kann zur Ursache schwerer Erkrankung des Wurmbesitzers selbst oder eines andern werden, wenn es auf irgendeine Weise in den Verdauungskanal geräth; die Eier aber sind gegen äußere Einflüsse ziemlich widerstandsfähig, vertragen es z. B. einzutrocknen und können so dem Staube beigemischt, durch den Wind weitere Verbreitung finden. Weit häufiger allerdings wird solche Uebertragung durch mit Eiern verunreinigte Hände stattfinden. Die orientalischen Reinlichkeitsgesetze sind leider nicht in die Gebote der christlichen Kirche aufgenommen; unglaublich ist es, wie wenig auch die geringsten Regeln der Reinlichkeit sogar bei Gebildeten Anwendung finden. Erste Regel sollte sein, nie zu essen, ohne die Hände frisch gewaschen zu haben.

Das Kapitel von der Trichine gibt Veranlassung, vor dem Genusse rohen und halbrohen Schweinefleisches zu warnen.

Damen, zu deren hoffentlich nicht unausrottbaren Gewohnheiten der intime Verkehr mit Thieren gehört, werden mit Schreck lesen, wie leicht ein Kuß des Schoßhündchens Eier des gefährlichen Hülsenwurms nach dem Munde der Herrin überträgt, wie oft die der Katze ge-

spendeten Liebkosungen zu der abscheulichen, Erbgrind genannten Pilzkrankheit verhelfen.

Die Mütter werden über die in der Milch entdeckten niedern pflanzlichen Organismen belehrt und auf die Thatsache hingewiesen, daß nach den neuern Erhebungen die Tuberkulose von tuberkelkranken Kühen auf Kinder übergehen kann.

Dem Landwirth, dessen Schafheerden der Leberegel jahraus jahrein decimirt, gibt der Autor unter anderm den Rath, alle Geschöpfe, Enten u. s. w., zu hegen und zu schonen, welche die Wirthe der Egelbrut, z. B. Schnecken, ausrotten oder wenigstens vermindern.

Zum Glück haben auch Insekten ihre Schmarotzer. Ein Pilz, der Raupenpilz, erwirbt sich große Verdienste um Gartenbau und Landwirthschaft, indem er bei den Kohlraupen seuchenartig auftritt und große Mengen derselben hinrafft. Diese Erfahrung hat neuerdings zu dem Vorschlage geführt, solcher Pilzseuchen als Waffen sich zu bedienen. Professor Heller spendet den Trost, daß es in der Absicht liege, Pilzseuchen bei dem Coloradokäfer und der Reblaus zu erzeugen. Er verschweigt leider, von wem die Anregung hierzu ausgegangen ist, wann und wo mit den Experimenten der Anfang gemacht werden soll.

So enthält denn das Buch Belehrendes und Anregendes in Hülle und Fülle. Es wird jung und alt, beiden Geschlechtern, allen Berufsklassen hiermit warm empfohlen.

Man darf mit Spannung der zweiten Auflage entgegensehen, welche voraussichtlich über die Resultate des gegen Coloradokäfer und Reblaus aufgenommenen Kampfes berichten und uns auch erzählen wird, ob die „betreffenden Behörden" dabei verharren, die von Professor Heller für wünschenswerth erachteten, nach seiner Ansicht in Gegenden ohne Weinbau unbedenklich auszuführenden Untersuchungen über die Vermehrung der Phylloxera zu untersagen.

Der Verfasser berührt wiederholt die Schlachthausfrage. Ich lege ihm dringend ans Herz, alles, was die öffentliche Gesundheitspflege angeht, mit etwas mehr Nachdruck zu behandeln. Der Gegenstand ist von so hervorragender Bedeutung, es wird auf diesem Gebiete so viel gesündigt, daß jeder Leser gern ausführliche praktische Vorschläge in den Kauf nehmen wird. Vielleicht versteht sich Professor Heller dazu, den Kreisphysicis, die heute wegen ihrer Obliegenheiten im Dunkeln tappen — eine Instruction für sie existirt nicht —, bestimmte Operationsgebiete anzuweisen. Eine berufenere Feder kann es ja kaum geben.

Ferner möchte ich den Autor bitten, bei den am meisten verbreiteten Schmarotzern anzugeben, in welcher Weise der Mensch ohne Beistand des Arztes derselben sich zu entledigen im Stande ist. Zuthaten an „Hausmitteln" können den Werth des Buchs als eines „Hausbuchs", was es doch sein soll, nur erhöhen. Es finden sich derartige Angaben nur ganz vereinzelt, z. B. bei den Kopfläusen.

Ich halte es endlich für zweckmäßig, in dem Werke künftig hervorzuheben, daß der Kunde von den Schmarotzern in dem naturwissenschaftlichen Lehrplan der Schulen, namentlich der Volksschulen, ein besonderer, nicht allzu bescheidener Platz eingeräumt werden muß.

Zum Schluß sei der dem Buche beigegebenen zahlreichen Holzschnitte gedacht. Sie sind durchweg vortrefflich. Auch die Karte, welche die Verbreitung der Reblaus in Frankreich veranschaulichen soll, ist sehr sauber ausgeführt.

Richard Raab.

Feuilleton.

Ausländische Literatur.

Als Curiosum erwähnen wir: „The Occult World" von A. P. Sinnett. Der Verfasser, ein ostindischer Journalist, hat die Mysterien der ägyptischen Priester, chaldäischen Magier, Essener, Gnostiker, theurgischen Neuplatoniker und ähnlicher Sekten, die eine geheimnißvolle Brüderschaft bilden, welche über den ganzen Osten verzweigt ist, ihren Hauptsitz aber in Tibet hat, gründlich erforscht und hier in seinem Werke enthüllt. Mit Spiritismus haben diese Geheimnisse indessen keine Verwandtschaft. Der war dem aufgeklärten 19. Jahrhundert und zwar den Hauptsitzen der Cultur, London, Paris und Amerika, vorbehalten.

— Man hätte glauben sollen, alle möglichen Stoffe zu einem Roman wären nach den Tausenden, zu welchen diese Literaturgattung sich beziffert, bereits vollständig erschöpft. Doch siehe da, ein in Deutschland wol noch ganz unbekannter Schriftsteller ist gekommen und hat trotz alledem ein unsers Wissens noch nicht behandeltes Thema, also etwas trotz Rabbi Akiba noch nie Dagewesenes in meisterhafter Weise verarbeitet. Es ist der in der Tauchnitz-Edition unlängst erschienene Roman (Nr. 1987 und 1988) „A Sailor's Sweetheart" von W. Clark Russell. Es wird darin „nach der Erzählung des Mr. William Lee, zweiten Steuermanns", ein auf Thatsachen beruhender Bericht über den Wrack des Segelschiffs Waldershare gegeben, der durch die Art der Schilderung zu einer Robinsonade geworden, zu der noch die Würze des Romanhaften hinzukommt, nämlich die treue und aufopfernde Liebe eines heldenhaften Mädchens, das den Steuermann begleitet und auf seinem Wrack monatelang mit ihm aushält und alle Gefahren theilt. Es durchweht das Buch die echte Seeluft, und der Verfasser hat es verstanden, das scheinbar Eintönige eines Aufenthalts auf einem Wrack im Stillen Ocean so zu beleben und ihm so viel Mannichfaltigkeit zu verleihen, daß der Leser bis zu Ende in fortwährender Spannung erhalten wird. Die Naturschilderungen darin sind oft von großer Wirkung.

— Von H. Taine's „Les origines de la France contemporaine, La Revolution" ist der zweite Band erschienen, der „La Conquête Jacobine" enthält und den heutigen französischen Republikanern ungescheut die Unduldsamkeit, phrasendreschende Thorheit und blutdürstige Parteisucht der damaligen Häupter der Bewegung vor Augen führt.

— Ein für die betreffende Zeitgeschichte hochbedeutsames Werk ist „Correspondance inédite du prince de Talleyrand et du roi Louis XVIII", von G. Pallain. Die Briefe sind

mit großem Fleiß edirt und erläutert. Gleichzeitig erschien eine autorisirte deutsche Ausgabe derselben von Paul Baillen im Verlage von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Ausländische Urtheile über neue Erscheinungen der deutschen Literatur.

In dem ersten Aprilheft der „Nuova Rivista Internazionale" sind anerkennend besprochen: „Das Erkenntnißproblem" von O. Caspari; „Kunst und Künstler Spaniens, Frankreichs und Englands bis gegen das Ende des 19. Jahrhunderts", herausgegeben von Robert Dohme.

— Ueber „Memoiren zur Zeitgeschichte" von Oskar Meding sagt die „Saturday Review", Nr. 1329: „Im ganzen scheint Herr Meding in einem unparteiischen Geiste zu schreiben, und seine unvortheilhaftesten Porträts dünken uns nicht boshaft oder carikirt zu sein."

Ueber Julius Bahnsen's „Der Widerspruch im Wissen und Wesen der Welt" heißt es: „Bahnsen's Anwendung der Dialektik auf die Probleme der Philosophie legt jedenfalls Zeugniß dafür ab, daß er sich dem Gegenstande energisch gewidmet hat; doch bis auf die letzten Seiten befaßt sich die Schrift zugleich mit Abstractionen, und zwar in einer Kunstsprache, die allen, außer hochgebildeten Metaphysikern, unverständlich sein muß."

In Nr. 1334 sagt das gedachte Blatt von Paul Hassel's „Geschichte der preußischen Politik 1807—1815": „Das Werk ist außerordentlich gut geschrieben, voller Interesse, und hat keinen andern Fehler als den Charakter tendenziöser Vertheidigung, der bei einem Historiker, welcher eine vorgefaßte Meinung zu unterstützen sucht, unvermeidlich ist."

Ueber „Molière, sein Leben und seine Werke" von F. Lotheissen äußert sich die „Saturday Review" unter anderm wie folgt: „Selbst ein so scharfsinniger Kritiker wie Lessing war weit davon, Molière Gerechtigkeit widerfahren zu lassen, und in der That die deutsche Kritik im ganzen hat viel an ihm gut zu machen. F. Lotheissen hat sicherlich das Seinige gethan; die Gleichmäßigkeit seines Lobes dürfte sogar als eintönig gerügt werden, doch kann man dessen Gerechtigkeit nicht leugnen. Molière hat wirklich ein vollkommenes Muster dramatischer Kunst geboten, welche Menander's Eleganz mit der vis comica des Aristophanes verbindet, und man kann Lotheissen nicht deshalb tadeln, daß er gerade den Punkt betont, den zu beweisen er sich vorgenommen hat. Dennoch würde seine Lobpreisung Gefahr laufen, langweilig zu werden, hätte er ihr nicht durch Schilderungen der Zeit und der Verhältnisse des Dramatikers und der Personen, mit denen er in Berührung gebracht worden, sowie durch Untersuchungen vieler dunkler Stellen seiner Lebensgeschichte Abwechselung verliehen. Der werthvollste Theil des Werks jedoch dürfte die Prüfung der Veränderungen sein, welche Molière im Lustspiel eingeführt hat, und seines Verhältnisses zu seinen Mitbewerbern und Vorgängern.

Ueber „Eine Frage" von Georg Ebers lesen wir: „Die neueste Reproduction antiken Lebens von Ebers ist von einer kleinen Perle unter Alma Tadema's Gemälden eingegeben worden, deren Schönheit einen Dichter oder Novellisten wol zu begeistern geeignet ist.... Der liebliche Hintergrund eignet sich nicht wol für die Kunst des Graveurs, und die Unzulänglichkeit der Wiedergabe entstellt das Titelkupfer einigermaßen. Der Fehler des Autors selbst als literarischer Künstler ist entgegengesetzter Art; nicht Unvollständigkeit nämlich, sondern allzu große Genauigkeit des Details läßt er sich zu Schulden kommen. Seine Personen scheinen von seinem eigenen lobenswerthen Streben erfüllt zu sein, seine Leser ebenso genau, wie er selbst es ist, mit dem antiken Leben bekannt zu machen. Sie betonen daher fortwährend unbedeutendere Einzelheiten, die freilich dem heutigen Leser dazu verhelfen, von dem Bilde der Zeit eine lebhafte Vorstellung sich zu machen, die aber ein Syrakuser, dem sie vollkommen vertraut waren, für ganz überflüssig gehalten hätte.... Es entsteht daraus ein Mangel an Uebereinstimmung, der zuweilen durch ein directes Versehen verschlimmert wird. Auch ist Ebers' Alterthumskunde nicht unanfechtbar; seine Syrakuser des 3. oder 4. Jahrhunderts v. Chr. halten Katzen und pflanzen Citronen. Dessenungeachtet ist seine Idylle im ganzen sehr gefällig, einfach, natürlich und, wenn auch weniger streng hellenisch, als sie in Landor's Händen geworden wäre, doch eine vortreffliche Probe jener romantischern Phase des Classicismus, welche durch so anerkannte Meisterwerke wie Longus' «Daphnis und Chloë» und Goethe's «Alexis und Dora» veranschaulicht wird."

Mit besonderm Wohlgefallen endlich bespricht die „Saturday Review": „Mit dem Bleistift. Geschichten und Skizzen" von Ferdinand Groß. „Der Verfasser", sagt der Referent, „hat alle Eigenschaften eines guten Feuilletonisten, und nichts als die vergleichsweise Steifheit der deutschen Sprache steht ihm im Wege, um das französische Muster in diesem Literaturzweige zu erreichen. Zwei kurze Geschichten sind mit nachlässiger Leichtigkeit, doch schlagender Wirkung und einem bemerkenswerthen Einblick in gewisse Seiten des weiblichen Charakters erzählt." Von den Skizzen sagt er: „sie zeigen wirkliche kritische Tüchtigkeit sowie glückliche Gewandtheit in der Behandlung."

Berichtigung.

Zu der Besprechung von Jakob Burckhardt's „Cultur der Renaissance in Italien" von Siegmund Feldmann (Nr. 32 d. Bl.) erlaube ich mir berichtigend Folgendes zu bemerken: 1) Die erste Auflage war nicht auf schlechtes Papier und nicht fehlerhaft gedruckt, sondern, wie das von dem Verleger und Freunde des Verfassers, Hans Wieland, nicht anders zu erwarten war, sehr gut ausgestattet. 2) Der verstorbene Kunstforscher A. von Zahn steht zu dem Buche in gar keiner Beziehung. Ihm war auf Burckhardt's Veranlassung von dem Käufer der nach dem Tode Wieland's in andere Hände übergegangenen Schweighauser'schen Verlagsbuchhandlung die Bearbeitung des „Cicerone" übertragen. Die freundschaftlichen Beziehungen A. von Zahn's zu dem Unterzeichneten führten sodann zu Verhandlungen mit der Schweighauser'schen Buchhandlung, infolge deren die Vorräthe und Verlagsrechte der drei Burckhardt'schen Werke „Cicerone", „Cultur der Renaissance" und „Die Zeit Konstantin's des Großen" in meinen Besitz übergingen. Leipzig, den 11. August 1881.

E. A. Seemann.

Bibliographie.

Elcho, R., Der Wandervogel und andere Geschichten. Berlin, Hofmann u. Comp. 12. 1 M.

Friedel, E., Die deutsche Kaiserstadt Berlin. Stadtgeschichten, Sehens- und Wissenswerthes aus der Reichshauptstadt und deren Umgebung. Leipzig, Spamer. 1882. Gr. 8. 3 M.

Heim, R., Herzensblüthen. Festgedichte. Prag, Kosmack u. Neugebauer. 8. 2 M.

Kahnis, K. F. A., Der Gang der Kirche, in Lebensbildern dargestellt. Leipzig, Dörffling u. Franke. Gr. 8. 8 M.

Lucius, P. E., Der Essenismus in seinem Verhältniss zum Judenthum. Eine kritische Untersuchung. Strassburg, Schmidt. Gr. 8. 3 M.

Der Nihilismus in Rußland. Aufklärungen über Entstehung und Ziele des Nihilismus. Vom Verfasser der Schrift: „Principien der Socialdemokratie und Lassalle'sche Lehren", kritisch beleuchtet. Berlin, Angerstein. Gr. 8. 1 M.

Steude, E. G., Ein Problem der allgemeinen Religionswissenschaft und ein Versuch seiner Lösung. Leipzig, J. Naumann. Gr. 8. 2 M.

Wekerle, L., Urentstehung und Leben der Organismen. Leipzig, Schlicke. Gr. 8. 3 M.

Anzeigen.

WESER-ZEITUNG

(Bremen)

Täglich 3 Ausgaben.

Bei allen Postanstalten pr. Quartal 7 Mark.

Inserate pr. Zeile 25 Pf.

Probenummern versendet gratis

Die Expedition der „Weser-Zeitung", Bremen.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Soeben erschien:

Der Einfluss des Islâm

auf das häusliche, sociale und politische Leben seiner Bekenner.

Eine culturgeschichtliche Studie

von

CARL NATHANAEL PISCHON.

8. Geh. 3 M.

In dieser interessanten, für Staatsmänner, Theologen, Ethnologen und Geschichtsforscher besonders werthvollen Schrift theilt der Verfasser die Beobachtungen über den Islâm mit, die er während seines achtjährigen Aufenthalts in Konstantinopel als Geistlicher der deutschen Gesandtschaft sowie auf seinen Reisen durch die europäische und asiatische Türkei zu sammeln Gelegenheit hatte.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig und E. Plon & Comp. in Paris.

Talleyrand's Briefwechsel mit König Ludwig XVIII.

während des Wiener Congresses.

Nach den im Archiv des Ministeriums des Auswärtigen zu Paris aufbewahrten Handschriften herausgegeben von G. Pallain.

Autorisirte deutsche Ausgabe besorgt von **Paul Bailleu.**

8. Geh. 8 M. Geb. in Halbleder 10 M.

Zum ersten male werden hier die Briefe veröffentlicht, in welchen der Abgesandte Frankreichs beim Wiener Congreß, Fürst Talleyrand, über den Gang der Verhandlungen sowie über die am Congreß betheiligten Persönlichkeiten seinem König direct Bericht erstattete. Sie sind eine äußerst werthvolle Quelle geschichtlicher Kunde und insbesondere für Deutschland von der größten Wichtigkeit. Die deutsche Ausgabe hat durch das orientirende Vorwort und die sachkundigen Anmerkungen des Bearbeiters noch erhöhten Werth erhalten.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Soeben erschien:

Der Selbstmord.

Ein Kapitel aus der Moralstatistik.

Von

Heinrich Morselli.

Mit einer lithographirten Karte. 8. Geh. 6 M. Geb. 7 M.

(Internationale wissenschaftliche Bibliothek 50. Band.)

Mit diesem Werke liefert der Verfasser, Professor der Psychiatrie an der Universität Turin, einen äusserst wichtigen Beitrag zur Socialwissenschaft; noch nirgends ist so umfangreiches und zuverlässiges statistisches Material über den Selbstmord dargeboten und in so vielseitiger, lichtvoller Weise verarbeitet worden.

Die

Deutsche Socialdemokratie.

Ihre Geschichte und ihre Lehre.

Eine historisch-kritische Darstellung

von

Franz Mehring.

Dritte vermehrte Auflage.

Preis: Elegant geheftet 4 M. 50 Pf.

Bremen.

C. Schünemann's Verlag.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Soeben erschien:

ORCHOMENOS.

Bericht über meine Ausgrabungen im böotischen Orchomenos.

Von

Dr. HEINRICH SCHLIEMANN.

Mit 9 Abbildungen und 4 Tafeln. 8. Geh. 3 M.

Den bekannten Werken des Verfassers über seine Ausgrabungen von Troja und Mykenae schliesst sich das vorliegende an, in welchem er über die neuesten, zu Orchomenos in Böotien von ihm ausgegrabenen Funde Bericht erstattet. Alle Besitzer der frühern Schliemann'schen Werke werden auch dieses mit gleichem Interesse entgegennehmen.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

MODERN AMERICAN LYRICS.

Edited by

Karl Knortz and **Otto Dickmann.**

8. Geh. 4 M. Geb. 5 M.

(Mit Beilage: **Literarischer Anzeiger**, Nr. 9, und einer Beilage von Ebner u. Seubert in Stuttgart.)

Verantwortlicher Redacteur: Dr. **Rudolf von Gottschall** in Leipzig. — Druck und Verlag von **F. A. Brockhaus** in Leipzig.

Mathematisches Seminar Breslau

Blätter

für

literarische Unterhaltung.

Herausgegeben von Rudolf von Gottschall.

Erscheint wöchentlich. — Nr. 35. — 1. September 1881.

Inhalt: Literarische Unterhaltungen. Der Zwischenactsvorhang. Von Ernst Wichert. — Moses Mendelssohn. Von Konrad Hermann. — Neue Dramen. Von Heinrich Bulthaupt. — Historische Abhandlungen und Vorträge. Von Hans Prutz. — Neue Romane. Von Oskar Welten. — Feuilleton. (Ausländische Literatur; Aus der Schriftstellerwelt.) — Bibliographie. — Anzeigen.

Literarische Unterhaltungen.

Der Zwischenactsvorhang.

Gegen den Zwischenactsvorhang wenden sich mehr und mehr Stimmen. Auch wenn man sie nicht zählt, sondern wägt, fallen sie schwer genug ins Gewicht. Aber ein Erfolg ist noch immer nicht merklich. Im Gegentheil scheinen die Bühnenvorstände sich um so eifriger darauf einzurichten, diese Institution zu Zwecken auszunutzen, die dem wahren Kunstinteresse schädlich sind.

Um was handelt es sich? Um den Ausschluß von Verwandlungen bei offener Scene vor den Augen des Publikums. Nachdem wir seit lange den Vorhang bei Actschlüssen als ein treffliches Mittel erkannt haben, den Dichter von der unliebsamen Nothwendigkeit zu befreien, seine Personen sämmtlich abtreten zu lassen, und den Regisseur in den Stand zu setzen, die Scenerie für den nächsten Act in Ruhe zu ordnen, schien es ein wahrhaft fortschrittlicher Gedanke, beiden die gleichen Vortheile auch bei der Verwandlung innerhalb des Acts zu sichern. Welch ein Columbusei! Man brauchte nur einen zweiten Vorhang, von anderer Zeichnung und Farbe natürlich, in Bewegung zu setzen, um den Bühnenraum jedesmal gegen das Publikum zu isoliren, wenn eine Verschiebung der Coulissen vorgenommen werden mußte. Welche Lächerlichkeit auch, vor dessen Augen von oben her die Waldlandschaft über den Stadtprospect fallen oder die verschiedenartigsten Coulissen seitwärts übereinander einstellen zu lassen. Und nun gar die Abräumung der Versatzstücke und Möbel! Da mußten Gebüsche, Steinmassen, Treppen hinausgezogen, Tische und Stühle abgetragen werden. In welches Costüm sollte man die erforderliche Dienerschaft stecken? Und wenn diese Schwierigkeit sich überwinden ließ, wie war es zu verhindern, daß nicht allerhand Ungeschicklichkeiten die Lachlust des Publikums sehr unzeitig reizten? Manchmal wollte eine Gardine nicht fallen, eine Coulisse nicht vorrücken; in der Eile war ein Tisch oder Stuhl vergessen und mußte nachträglich geholt oder gebracht werden. Bei einer größern Zahl von Verwandlungen hatte man sich auf die nothwendigsten Requisiten zu beschränken; die Scene sah deshalb leicht recht kahl aus, sie mußte mitunter ganz leer bleiben.

Vorhang herunter! und man war Herr der Situation. Daß man es nicht mit einem Actschluß zu thun hätte, darüber konnte ja kein Zweifel kommen, wenn nur die beiden Vorhänge unterschieden wurden. Allerdings verschlossen sich auch die Erfinder dieser Neuerung keineswegs der Einsicht, daß ein Vorhang immer ein Vorhang bleibe, und daß eine große Zahl von Einschnitten in die Handlung, wie sie durch ihn für das Auge nothwendig gegeben wurde, auch für den Eindruck mislich sein müßte. Sie beeilten sich daher zu versichern, der Zwischenactsvorhang solle eben nur den Zweck haben, jene Ungehörigkeiten zu beseitigen; die Verwandlung solle gleichwol mit äußerster Geschwindigkeit bewerkstelligt werden, was um so leichter geschehen könne, als die Maschinisten und ihre Handlanger nun ungestört seien; nur einen Moment dürfe die Bühne geschlossen sein, um bei den Zuschauern gar nicht den Gedanken aufkommen zu lassen, daß in der Handlung eine Zeitpause entstehe, über die er zu verfügen habe. Eine Beeinträchtigung des Gesammteindrucks sei unter solchen Umständen durchaus nicht zu befürchten.

Diese Intentionen waren gut. Der Schade wäre vielleicht wirklich nicht groß gewesen, wenigstens bei Aufwiegung jener Uebelstände nicht zu groß, wenn die Praxis ihnen entsprochen hätte. Aber wohin sind wir in Wirklichkeit schon nach kurzer Zeit gekommen?

Mit einem Wort: zu Dramen mit zehn und zwölf Acten, und andererseits zu Dramen ganz ohne Verwandlungen.

Unsere Bühne hat einen großen Bestand von Theaterstücken, die entweder ohne jede Rücksicht auf einen Vorhang, oder angepaßt der alten Einrichtung der Verwandlungen bei offener Scene, geschrieben sind. Unser ganzes classisches Repertoire gehört da hinein. Man kann diese Dramen jetzt nur aufführen, indem man die Zahl der Acte verdoppelt und verdreifacht. Das geschieht thatsächlich; denn es lag in der Natur der Sache, daß man jene gutgemeinten Vorbehalte mehr und mehr außer Acht ließ. Wenn nun doch der Vorhang fiel, warum bei der frühern dürftigen Ausstattung stehen bleiben? Füllte man in den eigentlichen Zwischenacten, wo man ja dazu volle Muße hatte, die Bühne mit allerhand charakteristischem Geräth, um die erste Scene recht glänzend zu gestalten, so mußte dieses nach dem Fallen des Zwischenactsvorhangs doch erst wieder abgetragen werden, und es schien dann auch nicht günstig, die folgende Scenerie im Abstand von der ersten dürftig zu gestalten. Eine gewisse Gleichmäßigkeit war geboten, wenn nicht eine Steigerung der äußern Effecte. Es kam jetzt darauf an, jedem Local nicht nur eine angemessene, sondern auch eine möglichst bildartige Ausstattung zu geben. Man verengte und erweiterte den Raum je nach Bedürfniß durch Vorbauten und perspectivische Oeffnungen; man erhöhte und vertiefte den Boden durch Gerüste und Versenkungen, um ein mehr der Natur nachgebildetes Terrain zu schaffen; man gab mehr und mehr die durch Coulissen und quer vorgeschobene Thüren hergestellten Interieurs auf und benutzte überall die ursprünglich für das nicht auf Verwandlungen berechnete Conversationsstück eingerichteten geschlossenen Zimmer, deren Aufstellung und Fortschaffung unverhältnißmäßig längere Zeit beansprucht. Alles auf der Bühne sollte recht natürlich aussehen. Dabei wurde, einige der größten Theater abgerechnet, das Arbeiterpersonal nicht vermehrt, sondern eher vermindert, die Thätigkeit der Maschinisten verlangsamt. Die Folge mußte sein, daß die Verwandlungspausen länger und länger dauerten, oft die zwischen den Acten an Ausdehnung übertrafen. Ich habe solche von fünf bis acht und mehr Minuten erlebt, und das z. B. in Shakspeare'schen Stücken zwischen Auftritten, die selbst nicht so lange Zeit brauchten sich abzuspielen. Das Publikum lernt diese Pausen als Zwischenacte ansehen und behandelt sie auch so, nur mit dem Unterschiede, daß es gar kein Bedürfniß zur Erholung hat und um so leichter ungeduldig wird, als es sich nicht auf eine Wartezeit von bestimmter Länge einrichten kann. Es kommt dazu, daß die einzelnen Auftritte innerhalb der Acte, auch wenn sie für sich eine besondere Decoration fordern, keineswegs darauf hin angelegt sind, das Fallen des Vorhangs, dem immer eine Steigerung und Beschleunigung der Action vorangehen muß, zu ertragen. Viele davon vermitteln nur, leiten zu den Hauptscenen über. Nun stehen sie für sich und beanspruchen die Aufmerksamkeit in gleichem Maße wie die wichtigsten, vielleicht in noch höherm, wenn sie zufällig der Regie besondere Gelegenheit zur Entfaltung von decorativem Pomp geben, ohne doch befriedigend abschließen zu können. So wird der natürliche Organismus des Dramas gewaltsam zerstört, die Spielzeit ausgedehnt, eine unruhige Stimmung erzeugt, der ästhetische Genuß schwer beeinträchtigt. Man würde die so aufgeführten Dramen unerträglich finden, wenn der Respect vor dem Autor nicht das Urtheil beeinflußte.

Diese Nachtheile sind nicht zu leugnen, und man sinnt deshalb auf Gegenmittel. Die sogenannten Bühneneinrichtungen zielen schon im wesentlichen darauf, durch Verlegung und Zusammenziehung von Scenen die Nothwendigkeit öfterer Verwandlungen einzuschränken. Nun soll nicht in Abrede gestellt werden, daß eine solche Manipulation (geistige Arbeit ist wenig dabei) in manchen Fällen ziemlich unschädlich ist, besonders bei Stücken, deren Verfasser wol nur deshalb mit dem Scenenwechsel so freigebig waren, weil er sich für sie durch den Aushang einer Tafel bewerkstelligte. Aber weit häufiger zwingt jene rein äußerliche Rücksicht zu den gewaltsamsten und wunderlichsten, wenn nicht unsinnigsten Umwandlungen, zur Verkehrung der naturgemäßen Aufeinanderfolge von Begebenheiten, zur Verwischung des Zeitmaßes. Der Charakter des Helden, der sich im Drama von Station zu Station frei entwickelt, soll sich bei dieser Einrichtung nun von allen Seiten auf einmal zeigen, ohne Uebergänge, ohne die künstlerische Täuschung des Fortschritts in Zeitintervallen. Wichtige Scenen, die sich durchaus diesem Zuschnitt nicht einfügen lassen, bleiben fort; dagegen werden viel entbehrlichere Auftritte aufgenommen, nur weil es schade wäre, auf eine schöne Scenerie zu verzichten.

Noch ungleich gefährlicher erweist sich der Zwischenactsvorhang für die neuere Production. Rechnet sie überhaupt auf eine bühnliche Darstellung, so sucht sie ihn gänzlich zu vermeiden, verzichtet also auf eine Ortsveränderung innerhalb der Acte. Was das bedeutet, weiß zu würdigen, wer den Entwickelungsgang des Bühnendramas verfolgt und sich vergegenwärtigt, wie mächtig der Einfluß Shakspeare's nicht zum wenigsten gerade dadurch wurde, daß man in Deutschland nach diesem großen Muster den dramatischen Stoff mit aller Freiheit und unbeengt von den angeblich aristotelischen Regeln zu bearbeiten anfing. Im Effect ist es natürlich genau dasselbe, ob der Dramatiker durch eine technische Norm oder durch die Art der Bühneneinrichtung gezwungen wird, sich zu beschränken. Hebt man die Möglichkeit der Ortsveränderung auf, so beseitigt man auch den Zeitwechsel. Dies bezieht sich allerdings nur auf den Act Aber ein fünf- bis sechsmaliger Ortswechsel erweist sich in vielen Fällen nicht als ausreichend. Man vergegenwärtige sich nur, wie viel bereits im ersten Act der beliebtesten Dramen Shakspeare's zu geschehen pflegt, wie lebhaft dadurch das Interesse des Zuschauers gefesselt wird, und wie ganz unmöglich es wäre, die vielseitig exponirte

Handlung in ein Local zusammenzubringen. Goethe, Schiller, Kleist folgen diesem Beispiel. Aber nicht nur der Tragödie ist es von Wichtigkeit, zugleich von verschiedenen Wegen aus vorzuschreiten, aus mehrern Fäden den Knoten zu knüpfen: auch das Lustspiel kann den Wechsel der räumlichen Situation oft nur mit größter Einbuße entbehren. In vielen unserer besten Bühnenlustspiele wirken mindestens zwei Partien gegeneinander, ähnlich wie im Schachspiel. Jede will sich zunächst in der ihr zusagenden Räumlichkeit bewegen und selbständig zur Darstellung bringen: die vermittelnden Figuren treten dann hier und dort in den andern Kreis über. Abgesehen von den seltnern Fällen, wo ohne Zwang ein öffentlicher Platz als einheitliches Local gewählt werden kann, ist der Autor auf Zimmerdecorationen angewiesen. Er muß dann also, wenn er Verwandlungen vermeiden will, nur actweise wechseln, was leicht den Gang schleppend und die Handlung mager macht. Es kommt wesentlich auf Rechnung dieses Umstandes, daß seit dem Bestehen des Zwischenactvorhanges die Wahl von Stoffen beliebt geworden ist, die eine Darstellung im Gasthause oder vor einem solchen zulassen, wo sich die verschiedensten Personen zusammenfinden können, folglich die Scenerie ohne Mühe so zu ordnen ist, daß ein Vorbeigehen und Vermeiden, eine Auflösung in Gruppen möglich wird. Muß man durchaus ins Zimmer hinein, so ist oft nur mit einer übermäßig großen Zahl von Ausgängen zu helfen, und auch dann erscheint es oft höchst wunderlich, wie Figuren der verschiedenen Partien in demselben Raum zusammengebracht und abgelöst werden. Der Dichter hat so viel Aufmerksamkeit auf die Motivirung dieses Ab und Zu zu verwenden, daß er nicht mehr mit gewünschter Freiheit seinen Stoff ausbeuten kann, oft gerade deshalb auf komische Situationen verzichten oder ihnen eine ganz unmögliche Voraussetzung geben muß. Die Behandlung wird dadurch nothwendig possenartig. Man wende doch nicht ein, daß es auch einzelne gute Stücke im alten und neuen Repertoire gibt, die auf einen Coulissenwechsel nicht nur innerhalb der Acte, sondern auch überhaupt verzichten. Warum soll es nicht Stoffe geben, die sich ungezwungen auf diese Weise exponiren lassen? Es wäre lächerlich, sie gewaltsam compliciren zu wollen. Bei einigem Bühnengeschick wird sich auch die Zahl der Verwandlungen bei verwickeltern Handlungen einschränken lassen. Jeder Dramatiker, der für die Bühne arbeitet, wird sein Augenmerk auf eine solche Vereinfachung auch dann richten, wenn der Ortswechsel bei offener Scene erfolgt.

Es ist nach meiner Auffassung eine sehr unheilvolle Verirrung, im Theater die vollkommene Illusion erzeugen zu wollen, daß man eine reale Wirklichkeit vor Augen habe. Dies kann nicht einmal beim Aufwande der raffinirtesten Mittel gelingen. Ein noch so schönes Bild bleibt immer ein Bild. Die geringste Bewegung der Leinwand bringt monumentale Gebäude, Baumgruppen, selbst den Himmel ins Schwanken. Mit guten Augen sieht man die Gaze, auf der das hängende Laubwerk angebracht ist. Die Perspective ist stets nur von einem einzigen Zuschauerplatz aus ganz richtig. Die Verbindung zwischen den Coulissen läßt sich nur durch Soffiten darstellen, welche unnatürlich gesenkte Wolken, überragende Baumzweige, Zimmerdecken von unmöglicher Construction darstellen. Selbst die geschlossenen Zimmer lassen nach oben hin keinen Abschluß zu, der die Verbindung mit den Seitenflächen und der Hinterwand völlig der Wirklichkeit entsprechend vermittelt. Unter freiem Himmel sehen wir auf den Breterboden, die feststehenden Coulissen des Proscениums geben den Bildrahmen. Bei allem „Tapeziren" kommt man nicht über die Andeutung des Locals hinaus, in das sich die nachhelfende Phantasie versetzen soll. Fehlt diese Hülfe, so wird der Zuschauer auch bei den größten Zurüstungen nichts weiter sehen als schön bemalte Leinwand. Er wird um so kritischer werden, je mehr geboten wird. Gerade wenn er getäuscht werden soll, wird er auch getäuscht sein wollen und über jede Störung verstimmt werden. Allemal kann die decorative Ausstattung keinen andern Zweck haben, als das Local für die dramatische Handlung möglichst zutreffend und angenehm für das Auge zu bezeichnen. Sowie diese Handlung selbst nicht etwas wirklich Geschehendes sein will, sondern nur einen Vorgang bedeutet, dessen Wahrscheinlichkeit nach den Regeln und Grenzen der Kunst zu messen ist, so kann noch weniger die rein äußerliche Einrichtung Sein für Schein geben wollen. Auf der Bühne ist alles Convention. Wer das übersieht, muß nothwendig bald zu den ungeheuerlichsten Ausschreitungen gelangen.

Ich bin selbstverständlich durchaus kein Gegner schöner Prospecte, hübscher Zimmereinrichtungen im Theater. Aber alles zu seiner Zeit und am richtigen Ort. Die prachtvollste Ausstattung wird mir werthlos und verwerflich, wenn sie das Drama an sich schädigt, wenn ihre Aufstellung und Umgestaltung einen Zeitaufwand erfordert, der den Fortgang der Handlung stört, den Eindruck abschwächt und Mittel in Anspruch nimmt, die nicht künstlerisch wirken. Man sollte doch lernen Unterschiede zu machen. Was vor dem Beginn des Schauspiels und in den vom Dichter für nöthig befundenen Ruhepausen gebaut und gehängt und gestellt werden kann, darüber verfüge man so unbeschränkt, als es sich mit dem guten Geschmack vertragen will. Nach einer Scene mit actartigem Abschluß mag man ausnahmsweise einmal auch den Zwischenactsvorhang fallen lassen. Aber für Dramen, ältere und neuere, die ihrer ganzen Structur nach zwar einen häufigen Coulissenwechsel brauchen, jedoch darauf angelegt sind, daß derselbe schnell und ohne Ablenkung der Aufmerksamkeit von der Handlung selbst erfolge, gestatte man wieder die ihnen allein zusagende ältere Einrichtung. Das Hofburgtheater in Wien hat sie nie aufgegeben.

Ernst Wichert.

Moses Mendelssohn.

Moses Mendelssohn's Schriften zur Philosophie, Aesthetik und Apologetik. Mit Einleitungen, Anmerkungen und einer biographisch-historischen Charakteristik Mendelssohn's, herausgegeben von Moritz Brasch. Zwei Bände. Mit dem Bildniß Mendelssohn's in Stahlstich. Leipzig, L. Voß. 1880. Gr. 8. 12 M.

Die ausgedehnte Reihe der Mendelssohn'schen Schriften liegt hier als ein übersichtliches Ganzes geordnet in einer neuen Gesammtausgabe vor. Von den kleinern Aufsätzen unsers Denkers in der „Bibliothek der schönen Wissenschaften", den „Literaturbriefen" und der „Allgemeinen deutschen Bibliothek" ist allerdings nur eine beschränktere Auswahl mit aufgenommen worden. Auch hat der Herausgeber einer Anordnung des Stoffs nach sachlichen Gesichtspunkten vor der rein chronologischen den Vorzug gegeben. Das Werk ist insofern noch etwas mehr als eine streng objective und urkundliche Darlegung des Quellenmaterials selbst. Auch ist jeder einzelnen Schrift eine kurze Einleitung und Vorbemerkung zur Orientirung über ihren speculativen Werth beigefügt, ebenso wie auch in der allgemeinen Einleitung eine geistige Charakteristik und Lebensskizze Mendelssohn's zu geben versucht wird. Ganz ohne einen solchen Commentar werden die Schriften dieses Denkers trotz ihrer sonstigen populären Eleganz und Klarheit in unserer Zeit nicht mehr vollkommen verstanden und gewürdigt werden können. Auch sind einige Archaismen in der Diction beseitigt worden, was vielleicht zur Vermeidung von Misverständnissen nicht vollkommen zu umgehen gewesen ist. Jedenfalls liegt hier ein würdiges Denkmal eines in seiner Bedeutung nicht zu unterschätzenden Gliedes in der Entwickelung unserer deutschen Nationalliteratur vor.

Hauptsächlich gehört Mendelssohn allerdings nur dieser und nicht sowol der Geschichte der Philosophie im strengen, specifischen oder wissenschaftlichen Sinne des Worts an. Man kann von ihm nicht wie von Spinoza oder von Kant sagen, daß er ein eigentliches System der Philosophie aufgestellt habe. Es war bei ihm alles ein bloßes Suchen und Forschen nach Wahrheit, aber nicht eine bestimmte dogmatisch abgeschlossene Lehre oder Gestalt derselben. Deswegen fiel auch das Hauptgewicht bei ihm auf die Form oder Methode der literarischen Darstellung des Denkens, und es ist vorzugsweise nach dieser Richtung hin gewesen, daß er schöpferisch, anregend und bahnbrechend eingegriffen hat. Mendelssohn war überall nichts als Schriftsteller und konnte schon seiner Abstammung wegen damals nichts anderes sein. Die Zeit verlangte nach einer populären und gebildeten Behandlung der Fragen der Philosophie neben dem Pedantismus der gelehrten Schulphilosophie des Katheders. Man war damals in ähnlicher Weise übersättigt von der Steifheit der philosophischen Lehrformeln wie in unserer Zeit. Auch war das Ausland uns in der Ausbildung eines leichten und mustergültigen Stils für die Philosophie vorangeschritten. Bei Mendelssohn kam als eine besondere Eigenthümlichkeit noch die Anlehnung an das Muster des antiken philosophischen Stils in den leichten und gewandten Dialogen Plato's hinzu. Die Form des Gesprächs und die der Briefe war eine Zeit lang gewöhnlich, um allgemeine Gedanken in ein fließendes und populäres Gewand einzukleiden. Man schien dieser Form gewissermaßen als einer Entschuldigung für einfaches, natürliches und nicht auf gelehrten Stelzen einherschreitendes Denken zu bedürfen. Auch bei Plato lag das Hauptverdienst zugleich mit auf der literarisch formellen oder schriftstellerischen Seite seiner Thätigkeit. Er hat wesentlich nur durch seine dialogische Methode den Kern der Sokratischen Lehre zu einem vollständigen System der Philosophie erweitert. Uns erscheint jetzt diese ganze Form des Dialogs, deren sich auch Mendelssohn mit Vorliebe bedient, als unwahr, gesucht und pedantisch. Zumal trug sie damals einen ganz besonders steifen, zopfartigen und akademischen Beigeschmack. Wenn sich „Philopon" und „Neophil" miteinander unterreden, so scheint durch die Hülle dieser Namen doch gar zu sehr der nackte und kahle Begriff einer logischen Abstraction hindurch. Es soll das gleichsam etwas Dramatisches sein, aber es entbehrt doch zugleich aller Individualität und aller eigentlichen lebendigen Handlung. Auch inhaltlich schließt sich das Mendelssohn'sche Denken sehr genau an den Typus und Charakter des Sokratisch-Platonischen an. Der Mensch oder das Subject als solches bildet hier ebenso wie damals den Gegenstand oder Mittelpunkt der philosophischen Speculation. Was haben wir, oder was habe ich, der vernünftige und sittliche Mensch, von der Philosophie? Dieses war die Frage, die man sich in beiden Epochen gleichmäßig, im Gegensatz zu dem mehr nach außen hin oder auf die Objectivität gewendeten philosophischen Dogmatieismus, vorzulegen versuchte. Deswegen bildete namentlich auch die Unsterblichkeitsfrage den wichtigsten Gegenstand des Interesses für die damalige Speculation. Der Mendelssohn'sche „Phädon", eins der Hauptwerke unsers Denkers, ist eine moderne Reproduction oder, wenn man so will, philosophische Nachdichtung des gleichnamigen berühmten, sich auf das Unsterblichkeitsproblem beziehenden Dialogs Plato's. Hier bleibt der Schriftsteller dem alten Original bis auf die Bewahrung der Personennamen des Gesprächs treu. Der ganze Gedankenkreis Mendelssohn's war zunächst allerdings durch die Entwickelung der neuen Philosophie in den Lehren von Cartesius, Spinoza, Leibniz bestimmt. Mit Spinoza war er durch seine nationale Eigenschaft als Jude verwandtschaftlich verbunden; er theilte mit ihm auch den tief ernsten, religiös sittlichen Charakter und Hintergrund seines Denkens und seiner Lehre. Die Heiterkeit des antiken Geistes aber läuterte

und verschmolz sich bei ihm mit der angeborenen und ererbten religiösen Stammesanlage seines Volks. Mendelssohn und Spinoza waren gewiß die beiden größten und edelsten Juden in der neuern Geschichte. Für die Geschichte der Philosophie und des wissenschaftlichen Denkens als solcher ist Spinoza der wichtigere und bedeutendere unter beiden, während als Vertreter des allgemeinen literarischen und menschlich-sittlichen Lebens wiederum Mendelssohn einen höhern und weiter reichenden Werth besitzt. Der Name und die Person des Spinoza geht wesentlich auf und verschmilzt sich mit dem von ihm aufgestellten Princip oder System, dem Spinozismus, während Mendelssohn nur er selbst oder ein freier und unabhängiger Denker außerhalb der Fessel eines bestimmten Systems nach Art des Sokrates im Alterthum war. Immerhin jedoch darf Mendelssohn als der wichtigste und gleichsam classische Vertreter des ganzen Princips oder der Richtung der damals in Deutschland herrschenden sogenannten Aufklärungsphilosophie angesehen werden. Diese ganze Richtung wurde getragen von einem Hauche der warmen Begeisterung für alles Echte, Reine und Ideale in der menschlichen Natur. Popularphilosophie im besten Sinne des Worts sowol nach der Seite des Inhalts als der Form war dasjenige, was den Charakter und das Wesen des ganzen Mendelssohn'schen Denkens und Strebens bildete. Es war eine moderne Sokratik, die damals namentlich in Mendelssohn ihre Vertretung fand. Alles dieses erscheint uns jetzt vielleicht einfach und trivial; es war dieses aber eine Zeit der umfassenden geistigen Reinigung des neuern Denkens und Lebens, deren eigenthümliches Streben als weiterer Hintergrund das Mendelssohn'sche Charakterbild in der Geschichte umgibt.

Die Reihe der Mendelssohn'schen Schriften wird im ersten Bande eröffnet mit den im Jahre 1755 erschienenen „Gesprächen", welche im wesentlichen eine Auseinandersetzung des Denkers mit den beiden frühern Lehren des Spinoza und Leibniz enthalten. Hierauf folgt die im Jahre 1763 von der königlichen Akademie der Wissenschaften gekrönte Preisschrift „Ueber die Evidenz in metaphysischen Wissenschaften". Hiermit trug Mendelssohn den Sieg über Kant davon, dem nur der zweite Preis zuerkannt wurde. Immerhin aber strebte jener, von Leibniz ausgehend, doch schon dem Kant'schen Ideenkreise und der Kant'schen Weise der Weltauffassung zu, wofür namentlich die sich allmählich Bahn brechende Erkenntniß des tiefen Unterschiedes in der Evidenz zwischen der Philosophie und der Mathematik sowie auch das lebhaftere Interesse an den ethischen Fragen entscheidend erschien. Eine Ergänzung dieser Schrift bildet die darauf folgende Abhandlung über die Wahrscheinlichkeit. Dann folgt der „Phädon" (1767) als metaphysisches Hauptwerk mit der sich hieran anschließenden Abhandlung von der Unkörperlichkeit der Seele. Unmittelbar hierauf folgen die „Morgenstunden" (1785) als die gereifteste und die andere wichtige metaphysische Hauptfrage, die theologische, namentlich auch in Rücksicht auf den spinozistischen Pantheismus behandelnde Schrift des Verfassers. Hierin gibt sich wol das Bestreben aber auch das Unvermögen kund, Kant auf dem von ihm betretenen neuen Wege wahrhaft zu folgen. Der popularphilosophische Standpunkt des 18. Jahrhunderts in der Gottesfrage würde sich nie mit dem strengen subjectiven Rationalismus Kant's haben befreunden können, welcher letztere überall ein rein wissenschaftliches und der Erbaulichkeit des Gemüths unzugängliches Princip war. Den Schluß des Bandes bildet sodann die Schrift „An die Freunde Lessing's" (1786), das letzte Werk des Denkers, in Rücksicht auf den von Jacobi behaupteten Spinozismus Lessing's; endlich die Schrift „Die Sache Gottes" (1784), in welcher der Herausgeber den Plan oder das Rudiment eines größern und mehr systematischen metaphysischen Werks erblicken zu sollen glaubt.

Der zweite Band enthält die Schriften Mendelssohn's zur Psychologie und Aesthetik sowie zur Apologie des Judenthums. Es folgen zuerst die Briefe über die Empfindungen mit der Rhapsodie oder den Zusätzen zu denselben, sodann die Schrift über die Hauptgrundsätze der schönen Künste und Wissenschaften, dann die über das Erhabene und Naive in den schönen Wissenschaften, ferner ausgewählte kleinere Aufsätze philosophischen und ästhetischen Inhalts, endlich Schriften zur Apologetik des Judenthums, und zwar: 1) „Jerusalem oder über religiöse Macht und Judenthum"; 2) „Einleitung zur Uebersetzung der Schrift des Rabbi Manasse ben Israel: Rettung der der Juden"; 3) „Aus der Correspondenz mit Lavater, Bonnet und dem Erbprinzen von Braunschweig-Wolfenbüttel"; 4) „Betrachtungen über Bonnet's Palingenesie". Die jedem Abschnitt vorausgeschickten einleitenden Bemerkungen des Herausgebers sind kurz und charakteristisch gehalten und tragen wesentlich dazu bei, ein orientirendes Verständniß über die ganze Stellung und den Gedankenkreis Mendelssohn's zu eröffnen.

Wenn man sich die Frage vorlegt, ob das Unternehmen einer neuen Gesammtausgabe der Mendelssohn'schen Schriften ein zeitgemäßes sei, so wird die Antwort wol nur bejahend lauten können. Es ist seit einiger Zeit überhaupt eine Art von rückläufiger Bewegung in unserer Philosophie eingetreten. Auch in der schönen Literatur greift man doch immer wieder auf die reinen classischen Muster Goethe, Schiller, neuerlich Herder zurück. Es gibt aber überall auch in der Philosophie etwas Classisches, d. h. solche Erscheinungen, die, wenn sie auch einer von uns längst überschrittenen Zeitströmung angehören, doch durch den Adel ihrer Gesinnung und die Reinheit ihres Charakters einen absoluten und gleichsam typischen oder niemals vollkommen veraltenden Werth für alle spätere Zeit besitzen. Es ist überall etwas anderes, ein bloßes vorübergehendes Bedürfniß oder eine Laune der Zeit zu befriedigen, oder ein in sich werthvolles und bleibendes Denkmal des Wahren oder Schönen zu errichten. Das Classische ist immer von relativ einfacher Art; ihm ist der Stachel oder die

Pikanterie des Einseitigen und Bizarren fremd; zu den classischen Mustern in einer bestimmten Art des philosophischen Denkens aber dürfen wir neben Kant auch immer Mendelssohn zählen. Die philosophischen Fragen, um die es sich damals handelte, sind zudem eigentlich zu allen Zeiten dieselben. Es gibt immer einen bestimmten Kern von Problemen, zu welchen das Denken zu allen Zeiten wieder zurückkehrt. Wir sind in vielen Dingen gelehrter und auch geistreicher geworden, als man es damals war; aber wir können uns immer noch aufrichten und stärken an der innern Ruhe sowie an der Reinheit der Gesinnung und dem edeln Pathos, mit dem man in jener Zeit die wichtigsten idealen Interessen der Menschheit in einer einfach vernünftigen Sprache zu behandeln versuchte.

In den psychologisch-ästhetischen Essays streift Mendelssohn wol auch an die Richtung und den Gedankenkreis Schiller's an. Hier war Burke damals eine Aufsehen machende Erscheinung, der mit seiner Unterscheidung des Schönen und Erhabenen eine höhere Fortsetzung und einen reinern Nachklang auch in der neuern deutschen Aesthetik fand. Die bewegenden Gedanken der Zeit suchten sich im Geiste Mendelssohn's zu einer Einheit zu verbinden, wenn auch diese selbst bei ihm nicht eine objectiv systematische, sondern nur eine subjectiv persönliche Gestalt oder Form anzunehmen vermochte. Die Idee der Humanität als solcher bildete den Kern und Hintergrund dieses seines ganzen persönlichen Ringens und Strebens.

Konrad Hermann.

Neue Dramen.

1. Don Juan Tenorio. Eine Tragödie in vier Aufzügen von Julius Hart. Rostock, Meyer. 1881. 8. 2 M.
2. Franz von Sickingen. Ein historisches Trauerspiel von Arthur Böhtlingk. Jena, E. Frommann. 1881. 8. 1 M. 20 Pf.
3. König Konrad. Ein historisches Trauerspiel von Arthur Böhtlingk. Jena, E. Frommann. 1881. 8. 1 M. 20 Pf.
4. Felice. Ländliches Drama in fünf Acten. Nach der „Hospitalière" des Ferdinand Fabre übersetzt und für die deutsche Bühne eingerichtet von A. von Gilsa. Kassel, Kay. 1881. 8. 2 M.

Von den vorliegenden vier Dramen hat nur eins, die Fabre'sche „Felice" in der Uebersetzung des Intendanten der kasseler Hofbühne, Herrn von Gilsa, bereits die Bretter überschritten: wenn ich recht berichtet bin, mit nur geringem, überdies noch angefochtenem Erfolge. Die übrigen werden schwerlich dahin gelangen; thäten sie es doch, so wäre ihre Berechtigung dazu nicht größer als die der genannten ländlichen Komödie des Franzosen. Keins dieser Werke ist talentlos. Unter sich völlig verschieden geartet, erwecken sie doch alle in Einzelheiten ein gewisses Interesse: aber die zwingende Bewegung des Dramatischen ist ihnen sammt und sonders versagt. Dabei braucht man nicht an den Sturmlauf des Genius zu denken, der wie Schiller mit den „Räubern" der dramatischen Dichtung ein neues Terrain erobert, an den Siegeszug des geborenen Triumphators, den man trotz aller Willkürlichkeiten und Fehler der Jugend bewundert; auch der mäßige Paßgang des ordentlichen Touristen, der sich Zeit und Zehrung vorsichtig eintheilt, fehlt unsern Autoren. Sie steuern nicht direct auf ein klar erkanntes und nicht aus den Augen verlorenes Ziel zu; sie springen entweder unruhig und planlos umher oder irren auf ihrer dramatischen Wallfahrt, trotzdem sie Schritt vor Schritt setzen, vom Wege ab und langen endlich an falscher Stelle an.

Das interessanteste, obgleich das am wenigsten dramatische dieser Werke ist die neue Behandlung des Don Juan-Stoffs in Julius Hart's „Don Juan Tenorio" (Nr. 1). Der jugendliche Poet hat durch eine Sammlung lyrischer Gedichte unter dem Titel „Sansara" seine innere Berufung für dies Genre unzweifelhaft dargethan. So forcirt-sinnlich er sich darin auch oft zeigte, so übertrieben sein Colorit, so gewaltthätig die Behandlung war, die er dem Metrischen widerfahren ließ: es sprach trotz allem eine glühende Empfindung aus seinen Versen, die zahlreiche originelle Eingebungen einer wirklichen Dichternatur enthielten, und manchem seiner Lieder merkte man es an, daß es nicht gemacht, sondern mühelos als ein fertiges Ganzes entstanden war. Daß ihm, als er sich dem Drama zuzuwenden versuchte, der Don Juan ein besonders sympathischer Held sein würde, ist nach dem in der „Sansara" herrschenden Geiste sehr begreiflich. Hier bot sich ihm die Quintessenz der ungezügelten Sinnenlust, die nach modernem Recept mit philosophischen Elementen trefflich zu durchsetzen war, um ihr damit einige Pikanterien und einigen Hautgoût mehr zu geben. Hat der junge Dichter von diesen Ingredienzien verhältnißmäßig nur sparsamen Gebrauch gemacht, so hat er desto redlicher das Seinige gethan, den in den ältern Behandlungen des Stoffs liegenden Conflict vollständig auf den Kopf zu stellen. Bekanntlich war E. T. A. Hoffmann der erste, der auf den Gedanken verfiel (den sicherlich weder Tirso de Molina, noch Molière, noch Goldoni, weder Mozart's Textdichter da Ponte noch Mozart selbst gehabt haben), Donna Anna sei von Don Juan entehrt. Der geistreiche und phantastische Romantiker rief damit jene schauspielerischen Wunderlichkeiten ins Leben, nach welchen die Tochter des Comthurs im Bann des Helden, wie Brunhild im Banne Siegfried's, liegt und zwischen Juan und Ottavio eine Mittelstellung wie etwa Emilia Galotti zwischen dem Prinzen und Appiani einnimmt: hier die ceremoniöse, sehr respectvolle, aber nicht sonderlich leidenschaftliche Neigung des Bräutigams; dort die lockende Verführung, die sich die nur mit Widerstreben eingestandene, heroisch bekämpfte Liebe des Weibes

erzwingt. Auch die Schröder-Devrient gab in ihrer Darstellung der Anna dieser Auffassung, die von spätern Poeten aufgenommen wurde, nach. Ist sie nun auch in Bezug auf Mozart's Meisterwerk eine durch nichts gerechtfertigte Willkür, so ist sie doch an und für sich interessant genug, um unsere Dichter fortgesetzt zu reizen, und man hätte es Julius Hart natürlich nicht verdenken können, wenn auch er das Verhältniß Anna's zu dem Helden in ähnlichem Sinne ausgebeutet hätte, da die Auffassung der frühern Dramatiker ihn in keiner Weise band. Er ging aber noch einen Schritt weiter. Bei ihm liebt Anna den schönen Verderber nicht widerwillig, sondern mit ganzer Seele. Sie bietet dem Vater offen Trotz, und erst als dieser die Liebenden im Tête-à-tête überrascht, um alsbald auch von Don Juan niedergestoßen zu werden (in der Schlußscene des zweiten Acts), gelobt sie dem Sterbenden, der sie beschwört, ihrem Verlobten die Treue zu wahren, dem Ottavio „gehorsam" zu sein. Aus diesem in der Verwirrung abgelegten Gelübde resultirt die einzige Scene des Stücks, die einen innern dramatischen Proceß in packender Entwickelung darbietet, die erste des dritten Acts: jetzt weist Anna den immer noch Geliebten, gegen dessen Macht sie im Gebet Kräfte zu gewinnen sucht, wild zurück, um endlich schwächer und schwächer zu werden, den Tod von Juan's Hand zu erflehen und mit dem Schwinden des letzten Widerstandes dem Uebergewaltigen aufs neue anheimzufallen. Die Scene wäre vortrefflich, wenn sie uns nicht auf den Punkt zurückführte, von dem wir ausgegangen waren. Schon im ersten Act war Anna dem Don Juan verfallen; noch also sind wir in der Gesammthandlung keinen Schritt weiter. Daß das schwache, überwundene Geschöpf sich bereit finden läßt, ihrem Bräutigam den Giftbecher zu reichen (aus dem er denn wirklich den Tod trinkt), daß die unheilvollen Ereignisse, die ihre blinde Liebe nach sich gezogen, ihr den Verstand rauben, ist glaublich motivirt und nicht ohne Energie dargestellt; sicherlich aber würde alles ungleich kräftiger wirken, hätte Anna von vornherein einen stärkern sittlichen Kampf zu bestehen gehabt. So wie Hart sich den Stoff gestaltet und zurechtgelegt hat, fehlt dem Ganzen das Moment der dramatischen Spannung und Lösung. Auch der ideelle Gehalt der Liebe Don Juan's zu Anna vermag für diesen Mangel nicht zu entschädigen. Anfänglich scheint es, als wäre das unersättliche Verlangen des Wüstlings wenigstens in dieser einen Neigung idealisirt, als wäre Juan in seiner Weise auf der Suche nach einem Problem, wie es Faust, wie es Tanhäuser ist:

Seit zwanzig Jahren such' ich
Nach einer Liebe, die mich ganz erfüllt,
Erfüllen darf und die zerrissne Seele —
Von ew'ger Sehnsucht qualvoll hingezerrt —
Mit Gotteshänden heilt! — Wärst du es, Anna!
. . . . . Höchstes Menschenglück
Birgt Liebe, wenn sie über alles siegt,
Was von der Welt kommt! — Aber wehe dir,
Liebst du nicht so! Dann bist auch du nur Wollust,
Auch du nur, Anna — und ein Stern, gesunken
Vom Firmament, verloderst du im Sumpf.

Das klingt sehr verheißungsvoll. Nur beträgt sich Don Juan im Verlauf der Handlung keineswegs diesem Programm gemäß. In der ersten Liebesscene mit seinem Ideal macht er die kleinlichen, verletzenden Seitenbemerkungen: „Wie schon die Wangen fiebern dem armen Püppchen!" und „Solch Weib kann mir wahrhaft gefährlich sein". Er bleibt, der er war, der frechste und unwiderstehlichste aller Libertins; er feiert wie der Don Juan Mozart's allein ein „fröhliches Abendessen" und preist den „würz'gen Wein und Bratendunst", als das Höchste aber die Liebe der Frauen, über welchem Gattungsbegriff er die eine, die schöne „Königin Anna", längst vergessen hat und immer wieder aufs neue vergißt. Wie er sich uns gibt, hat er darum auch kein Recht, über der Leiche der Anna, die im Wahnsinn zu den Todten fährt, auszurufen: „Du warst mir alles". Auch der Titan, als welchen sich Juan zum Schluß selbst charakterisirt:

Auf Menschen traut' ich stets, auf Menschen hofft' ich,
Mehr wart ihr mir als Gott, mehr war ich mir —

tritt in der Action nie in die Erscheinung. Der Autor hat wol einmal die Absicht gehabt, das Sujet zu vertiefen, ausgeführt hat er sie jedoch nicht. Nur dem Genußmenschen hat er einige beredte Worte geliehen. Die Charakteristik ist ohne Reiz und Schärfe. Neben der Anna erscheint eine Base derselben, die bis zur Unanständigkeit verliebte Donna Blanca, eine vergröberte und ins Gemeine gezogene Elvira. Die Gestalt des Leporello ist unfertig geblieben und völlig humorlos. Nur Ottavio, der unter seiner wortkargen philosophischen Ruhe ein glühendes Herz verbirgt, hat unter Hart's Händen gewonnen. Die Sprache ist durchweg die des Lyrikers. Sie liebt starke Farben und colorirt nach Art einer neuen Malerschule den Mond gern roth, die Menschen grün und das Gras blau; aber die Vorzüge, die in den Gedichten des Verfassers schon so augenfällig hervortraten, finden sich auch hier auf Schritt und Tritt. Ein Dithyrambus, den der Held im letzten Act dem Leben anstimmt, mag Zeugniß für sie ablegen:

O süßes, schwärmendes, tränmendes Leben!
Wenn aus goldigen Himmelstiefen
Sommerperlen tropfen und rieseln,
Frische Blüten am Brunnen quillen,
Und die seidenen Blumengewänder
Ueber die warme Erde sich breiten!

Wo die Oliven mit Maulbeerbäumen,
Wo sich Jasmin mit den Weiden paart,
Laß uns ruhen in sanften Wiesen,
Wo die Lüfte von Liedern klingen,
An den Lippen die banchigen Krüge,
Firnen Weines gefüllt — o göttlich
Sonnenentsprossener Jünglingwein!

Das ist ein Leben, wenn Becher an Becher
Klingend trifft und prickelnde Fluten
Ueber den Rand des Bechers strömen.

Wein soll leben! Gedankenspender,
Herzbefreiender Liebesgott!

Mädchen, sollst leben — o süße Ruhe,
Arm in Arm mit dir in der Laube,
Rings umschattet, umduftet von Rosen!
Deine Küsse sind süßer als Wein,
Deine weißen blühenden Wangen
Sind die Kelche der durstigen Liebe. . . .

Führe mich hin zum leuchtenden Tempel,
Führe mich, Göttin, in deine Arme,
Laß mich in deinen Augen lesen,
Laß mich küssen von deinen Lippen:
Du bist Göttin, und einzig die Liebe
Wirst du aus meinen Händen empfangen.

Einen sympathischen Eindruck macht das Talent Arthur Böhtlingk's, der mit zwei fünfactigen Trauerspielen zugleich an die Oeffentlichkeit tritt. Sein „Franz von Sickingen" (Nr. 2) beginnt mit einem äußerst bewegten, ebenso dramatischen wie theatralischen Auftritt. Ein Bote der Fugger, auf deren Gold Sickingen zur Unterstützung seiner kriegerischen Plane rechnet, erscheint auf der Ebernburg, wird in der Vorhalle bewirthet und geräth sofort mit Ulrich von Hutten, der unerkannt an einem Tische mit zechenden Kriegern sitzt, in einen Disput über Luther und den Papst. Von Worten kommt es zu Thaten: den aufbrausenden Boten, der sich von seinem Standpunkt aus mit vollem Recht gegen Hutten's Insolenzen wehrt, stößt dieser kurz angebunden nieder. Da erscheint

Sickingen
(der einen Augenblick bestürzt auf der Treppe gestanden, hinzutretend).
Ist's möglich? Hutten!

Hutten.
Diesen traf der Blitz,
Wie Gott dem Frevler ihn zu senden pflegt.

Sickingen (gegen Hutten).
Führt Ihr den Donnerkeil doch schon im Munde,
Laßt doch den Stahl!

Bote (sich aufraffend).
Wenn Ihr, Franciscus, mir
Mein Recht verweigert, ihm den Lohn nicht gebt,
Den er verdient — Euch trifft des Kaisers Acht!

Sickingen.
Gemach, mein Freund! Ich kenne meine Pflicht;
Ich bin es nicht gewohnt, daß man mir droht!
Wie habt Ihr ihn gereizt?

Bote.
Das nennt Ihr Recht?
Ich bin ein Bote, Fugger heißt mein Herr,
Der mich hierher gesandt. Ihr wißt genug!

Sickingen.
Wenn Ihr nicht Red' und Antwort stehen wollt,
Mein Schade ist es nicht.

Bote.
Wenn Ihr ihn nicht
Sofort in Ketten legt, mir überlaßt:
Mein Herr wird mir und sich schon Recht verschaffen!
Ich schwör' Euch ew'ge Fehde! Rache! Rache!

Sickingen.
Da Ihr mich nicht zum Richter haben wollt —
Für meine Feinde ist noch Platz im Thurm.
Führt den Gefangenen hinweg, doch pflegt
Ihn gut.

Bote (indem sie ihn hinwegführen, sich umwendend).
Weh Euch und Eurer ganzen Sippschaft!

Dieser gedrungenen und knappen Introduction, in der jeder Satz auch einen Fortgang in der Action bedeutet, entspricht leider die Entwickelung nicht. Der Vorgang (die Fehde mit dem Erzbischof von Trier bis zu Sickingen's Einschließung und seinem Tode auf der Festung Landstuhl) ist im Sinne eines reichlich modern gefärbten liberalen Idealismus ausgebeutet. Auch die patriotische Tendenz fehlt nicht:

Was ich mit meiner schwachen Kraft erstrebt:
Ein freies, mächt'ges deutsches Volk, das für
Sich sorgt, indem es für die Menschheit lebt,
Ein solches Volk — und wenn Ihr zehnmal siegt,
Und wenn darob Jahrhunderte vergehn —
Wird — so mich Gott erhört — dereinst erstehn.
Auf dieser Burg, die nun in Trümmern liegt,
Wird dann des Reiches Banner herrlich wehn!

Dergleichen thut gewiß an nationalen Gedenktagen seine Schuldigkeit, aber es macht aus Sickingen ebenso wenig einen tragischen Helden, wie es das humanisirte Raubritterthum aus der geschichtlichen Persönlichkeit des Mannes gemacht hat. Dem historischen Sickingen fehlt die Naivetät des Götz und die hohe Ueberlegenheit und geniale Schwungkraft Ulrich's von Hutten. Er steht zwischen beiden und ist nichts ganz: ein mannhafter Held, aber zum Träger einer dramatischen Idee verdorben. Götz und Hutten können ein Drama führen; Sickingen wird passend stets nur an zweiter Stelle stehen. Sollte der Verfasser dieser Tragödie das nicht selbst gefühlt haben? Er hat uns in Hutten eine glückliche Charakterzeichnung gegeben; aber seinen jeden Augenblick monologisirenden Helden hat er vor der Phrase nicht zu bewahren gewußt. Auch bleibt es zu verwundern, warum er auf dem Wege, dem Sickingen einen frei erfundenen tragischen Conflict zu schaffen, voreilig wieder umgekehrt ist. Daß des Helden junger Sohn Hans zu den Trierschen als Sendling geschickt und dort gefangen genommen wird, deutet ernstlich darauf, der Dichter habe das Herz des Vaters mit der idealen Pflicht des Befreiers der Geister und des Kämpfers gegen Pfaffentrug und Heuchelei in Streit bringen wollen. Hans wird jedoch schleunigst gerettet und diese Aussicht vereitelt. Nun scheint ein neuer Conflict an die Stelle des aufgegebenen treten zu sollen. Hans hat im Palast des Erzbischofs die Liebe einer natürlichen Tochter des allmächtigen Kirchenfürsten, Angelika, und durch sie Rettung aus der Gefangenschaft gefunden. Die Liebenden fliehen, der so unerwartet Befreite glaubt sich dem höchsten Glücke nah: da öffnet sich zwischen ihm und Angelika die Kluft des Confessionsunterschieds; sie ist eifrige Katholikin, er gehört wie sein Vater zu den Lutherischen. Nun wird

Hans sicherlich die Traditionen der Ebernburg, der „Herberge der Gerechtigkeit", und jeden Glaubensunterschied vergessen, um mit klingendem Spiel in das Lager seiner papistischen Liebe überzugehen und damit dem Vater einen neuen Feind in der eigenen Brust zu erwecken? Auch nicht. Angelika stürzt sich ins Wasser und ertrinkt; Hans weiht sich an ihrer Leiche aufs neue dem heiligen Kampf,

> Der mit der Wahrheit Licht der Menschheit einst
> Der Liebe heil'ge Eintracht sichern soll.

So geht Böhtlingk starken dramatischen Gegensätzen bedauerlicherweise aus dem Wege. Diese Vorsicht stimmt mit dem ganzen Habitus der Dichtung. Es ist alles accurat, aber das wenigste packt. Trotz allem ist der Ton des Verfassers doch ein männlicher; er spricht ebenso oft schlicht. und der Charakteristik angemessen als in allgemeinen kernlosen Tiraden, und wenn auch keine originelle poetische Kraft aus seinem „Sickingen" spricht, so läßt das Stück doch vermuthen, daß sein Talent schulbar sei und der Bühne vielleicht einmal nützen wird.

Dieser Hoffnung widerspricht auch das zweite der von ihm vorliegenden Dramen, „König Konrad" (Nr. 3), nicht, das im wesentlichen dieselbe Physiognomie zeigt, ohne mit den Schwächen des „Sickingen" auch ebenso viele seiner Vorzüge aufzuweisen. Konrad I. ist fast noch weniger als Sickingen zum dramatischen Helden geeignet. Vollends in Böhtlingk's Darstellung ist er trotz der Strenge, mit der er gegen den Erzbischof Hatto und die Aufrührer Erchanger und Arnulf vorgeht, eine conciliante Natur. Das beweist nichts deutlicher als die sittlich sehr schöne, aber undramatische Versöhnlichkeit, mit der er dem Kampfe mit Heinrich ein Ende macht, sowie sein gleichfalls mehr moralischer als tragischer Entschluß, seinem Gegner die Kaiserkrone anzutragen. Dramatische Krisen sind vermieden, die lyrisch angelegten Scenen der Mathilde (Heinrich's späterer Gemahlin) über Gebühr gedehnt, eine schwächliche Wahnsinnsscene der Königin Kunigunde, die durch Erchanger's, ihres Bruders, Hinrichtung außer sich gebracht ist, mit dem Hauptvorgang in keinerlei Zusammenhang gesetzt, Konrad's Tod nicht im entferntesten das Resultat einer tragischen Constellation der Begebnisse. Aber die Vermeidung unästhetischer Extravaganzen und die Lebhaftigkeit, mit der einige Massenscenen herausgearbeitet sind, bestätigen immerhin die gute Meinung, welche die bessern Seiten des „Franz von Sickingen" erwecken.

Ferdinand Fabre's „Felice" (Nr. 4) in der deutschen Bearbeitung von A. von Gilsa mag hier trotz fremdländischer Abkunft darum berücksichtigt werden, weil der Uebersetzer und Bearbeiter „verwandten deutschen Gedanken" darin begegnet zu sein glaubt und den Inhalt des Stücks für „deutsch empfunden" hält. Er citirt überdies die Ansicht Sachverständiger, nach welcher das wunderliche Drama „in vielen Beziehungen als mustergültig" anzusehen sei. Trotzdem glaube ich, daß der verdiente Bühnenleiter und seine Sachverständigen sich hierin gründlich getäuscht haben. Die von Herrn von Gilsa „Feliee" genannte „Hospitalière" ist ein Mittelding zwischen dem Magdalenen- und dem ländlichen Drama und vereinigt den sensationellen Ueberreiz des einen Genres mit dem Wiesen- und Stallgeruch des andern. Das Stück spielt auf dem Plateau von Larzac in den südlichen Cevennen und zwar 1852. Felice ist die Pflegetochter des Agathon'schen Ehepaares, dessen Sohn, nach aller Schilderung, ein Musterschlingel, der sich jedoch der Feliee gegenüber ganz brav benimmt, ihre Liebe gewinnt und ihr die Ehe verspricht. Leider hindert ihn an der schleunigen Erfüllung dieses Versprechens die französische Expedition nach Algier (Frédéry Agathon ist unter den Conscribirten), an der definitiven sein Tod in einem afrikanischen Lazareth. Feliee, die inzwischen ein Kind geboren, verliert darüber den Verstand (zwischen dem dritten und vierten Act), genest jedoch und gibt, nicht ohne Widerstreben und immer noch des todten Geliebten gedenkend, der ehrlichen und leidenschaftlichen Werbung des Geißhirten Eran nach, welcher der Unglücklichen, die er liebt, mit der Heirath ihre öffentliche Ehre, dem Kinde einen Vater geben will. Aber während der Hochzeitfeier kommt der alte Schmerz über sie; sie verläßt die Gesellschaft und ertränkt sich. Eran, der bei Fabre wahnsinnig wird, bricht in der Gilsa'schen Bearbeitung ohnmächtig zusammen, und der Vorhang fällt.

Gegen den Ernst dieses Schlusses läßt sich gewiß nichts einwenden, obgleich ich mit dem Bearbeiter nicht glaube, daß eine so grausame „Sühne" nothwendig war, um den Zuschauer in die Lage zu setzen, „mit befriedigtem Gefühle das Haus zu verlassen". Es ist jedoch zuzugeben, daß das Sujet ohne alle Frivolität behandelt ist, und es wäre erfreulich, wenn man in der Abwesenheit so unlauterer Elemente den deutschen Zug des Stücks erblicken könnte. Im übrigen aber müßte man gegen die Insinuation einer solchen Verwandtschaft entschieden protestiren. Das Ganze ist ein Conglomerat novellistischer Scenen, die nirgends in Fluß gebracht sind. Die monatelangen Zeiträume, die zwischen den einzelnen Acten liegen, schädigen das Drama, um so mehr als dessen Autor zu jener höhern Kunst, über dem psychologischen Zusammenhang die Zeit vergessen zu machen, nicht einmal in Gedanken vorgedrungen ist. Breite Episoden überwiegen; kein einziger Charakter ist sicher erfaßt und festgehalten; mit dem Alter wird nach französischer Manier ein sentimentaler Cultus getrieben, den die Gefeierten durch nichts rechtfertigen. So ist z. B. beständig von Felieens Pflegemutter, Agathonne, wie von einem höhern Wesen die Rede, und selbst die frechste aller Dirnen, die Magd Françon, die mit dem Wucherer Malgrison eine Erpressungsliebschaft unterhält, wehrt diesen einmal, indem sie auf die schlummernde Greisin zeigt, mit den Worten ab: „Laßt mich! Trotz all Euern Thalern seid Ihr nicht würdig, ihre Fußstapfen zu küssen." Und doch sagt und thut die gute Alte nichts, was diese Verehrung begreiflich machte: sie ist eine untergeordnete, interesselose Figur. Auch die Noth der Agathons, die dem

Malgrison die Zinsen des Kapitals, das er ihnen geliehen, nicht prompt zu zahlen vermögen, unerwartet rasch aber ihr Besitzthum Soulaget an einen gewissen Canealon verkaufen, vermag nicht die leiseste dramatische Theilnahme zu erwecken. Der Ton der Simplicität und Naivetät ist eben schwer zu treffen. Wie Fabre uns dergleichen Dinge vorführt, muthen sie wie in der Absicht moralischer Wirkung geschriebene schlechte Erzählungen für große Kinder an. Nur in Eran und Feliee erfreuen einige wahre und feine psychologische Züge; alles übrige steht unter dem Niveau der französischen und deutschen Dramatik. Es wäre eine Ungerechtigkeit gegen unsere neuern einheimischen Autoren, die von den Theatern so oft ohne Grund und aus kleinlicher Furcht vor jedem Risico ausgeschlossen werden, wenn Stücke wie diese „Felice" ihnen den Rang ablaufen sollten.

Heinrich Bulthaupt.

Historische Abhandlungen und Vorträge.

1. Kleine historische Schriften von Heinrich von Sybel. Dritter Band. Stuttgart, Cotta. 1880. Gr. 8. 10 M.

Den vor einiger Zeit in einer neuen Auflage erschienenen zwei ersten Bänden von Heinrich von Sybel's „Kleinen historischen Schriften" ist unlängst ein dritter Band gefolgt, welcher neben einer ältern Arbeit des verdienten Forschers eine Anzahl meist auf die neuere Geschichte bezüglicher Abhandlungen in sich vereinigt. Derselbe wird bei dem Reichthum seines Inhalts, der Eleganz der Darstellung und dem hohen Interesse, welches sich an einige der behandelten Gegenstände knüpft, sicherlich einen nicht minder dankbaren und nicht minder zahlreichen Leserkreis finden, wie er seinen Vorgängern zutheil geworden ist.

Die drei ersten Abhandlungen beziehen sich auf mittelalterliche Gegenstände. Die „Sagen und Gedichte über die Kreuzzüge", eine der ältern Arbeiten von Sybel's, welche einst in der „Kieler Wissenschaftlichen Monatsschrift" erschien, wird bei der gesteigerten Theilnahme, welche neuerdings der Geschichte der Kreuzzüge zugewandt wird, gern wieder gelesen werden; gerade bei ihr aber hätte es sich wol empfohlen, die Betrachtung auf die zahlreichen neuern Publicationen auszudehnen, durch welche das einschlägige Material während der letzten Jahre vermehrt worden ist. Von den beiden auf die Karolingerzeit bezüglichen Arbeiten, welche den Band eröffnen, verdient die über die karolingischen Annalen besonders hervorgehoben zu werden; denn sie befreit die übliche Darstellung der Geschichtschreibung der karolingischen Zeit von der auf höchst eigenthümliche Weise in ihr eingebürgerten Vorstellung, als ob es damals von Staats wegen geführte Reichsannalen gegeben hätte. Was Leopold von Ranke einmal als eine Vermuthung, rein hypothetisch ausgesprochen hatte, ist von seinen Nachfolgern als thatsächlich erwiesen angesehen und weiterverbreitet worden, wobei freilich alle von demjenigen, was erst bewiesen werden sollte, als einer schon gegebenen Voraussetzung ausgingen, sodaß man sich immerfort im Kreise drehte. Im Gegensatz dazu führt nun H. von Sybel den Beweis, daß amtliche historische Aufzeichnungen, Reichsannalen, zur Zeit Karl's des Großen nicht vorhanden gewesen sind, und daß die Lorscher Annalen, die man bisher für solche gehalten hatte, nichts sind als einfache Klosterannalen mit allen Mängeln und Schwächen, wie sie solchen anzuhaften pflegen. Auch die Untersuchung über die Schenkungen der Karolinger an die Päpste führt im kritischen Anschluß an einige neuere Arbeiten in mehrern controversen Punkten zu neuen Ergebnissen.

Die übrigen acht Abhandlungen, welche weitaus den größten Theil dieses Bandes füllen, beziehen sich auf Gegenstände aus der Geschichte des ausgehenden 18. und unsers Jahrhunderts. Im Anschluß an die Werke von Sfolawjew und Adolf Beer wird die nunmehr actenmäßig feststehende Geschichte der merkwürdigen politischen Vorgänge berichtet, welche zu der ersten Theilung Polens führten; eine Anzahl von Briefen Friedrich's des Großen gibt Anlaß, zwei Männer der Vergessenheit zu entreißen, welche kurze Zeit die Lehrer des spätern Königs Friedrich Wilhelm III. in der Philosophie gewesen sind, den französischen Prediger Wilhelm Moulines und den hessischen Hofrath Leuchsenring. Daran reiht sich eine Besprechung des berühmten Werks von Taine: „Les origines de la France contemporaine", welche sich zu einer geistvollen Charakteristik des alten Staats und der Revolution in Frankreich erweitert. Mit der bekannten Abhandlung über den rastatter Gesandtenmord, in welcher H. von Sybel seine frühern Aufstellungen über dieses Ereigniß gegen die Einwendungen Helfert's vertheidigt und auf Grund neuer Materialien ergänzt und weiter ausführt, schließt die Reihe der auf das 18. Jahrhundert bezüglichen Arbeiten.

Auf Grund der Berichte der in Wien beglaubigten preußischen Gesandten von Brockhausen und von Maltzan gibt der Verfasser dann weiterhin einen lehrreichen Beitrag zu der noch so wenig gekannten innern Geschichte Oesterreichs, indem er die Einrichtung der höchsten Regierungsgewalt in Oesterreich nach dem Tode Kaiser Franz' I. schildert. In die Politik der Gegenwart führen die nächsten Aufsätze, namentlich der über „Klerikale Politik im 19. Jahrhundert", in ein Gebiet also, auf welchem der Verfasser durch seine politische Thätigkeit ja besonders heimisch geworden ist. Derselbe ist aus Vorträgen entstanden, die er 1874, also in der Blütezeit des Culturkampfes, gehalten hat, und bietet eine vortreffliche übersichtliche Zusammenstellung der Ergebnisse, welche unter dem Einfluß der Tagespolitik damals durch archivalische Forschungen und historische Monographien gewonnen wurden,

zunächst aber auf den Kreis der Fachgenossen beschränkt blieben. Nach einer andern Seite hin greift auch die Abhandlung über Deutschlands Rechte auf Elsaß und Lothringen in die praktische Politik hinüber; sie knüpft zunächst an das 1871 erschienene Pamphlet von Alfred Michiels: „Les droits de la France sur l'Alsace et la Lorraine", an, das sie in ebenso vornehmer wie gründlich vernichtender Weise abfertigt. Den Schluß bildet eine ebenfalls aus Vorträgen entstandene Charakteristik Napoleon's III., seiner Regierung und Politik, für welche stellenweise die Acten des berliner geheimen Staatsarchivs haben benutzt werden können und welche infolge dessen über manche Partie der jüngsten Vergangenheit neues Licht verbreitet.

2. Aus drei Jahrhunderten. Vorträge aus der neuern deutschen Geschichte von Karl Theodor Heigel. Wien, Braumüller. 1881. Gr. 8. 6 M.

Die elf Vorträge, welche in diesem Bande vereinigt sind, haben ihrerzeit den Zweck verfolgt, ein gebildetes Publikum mit den Ergebnissen der neuern Forschung über einige Fragen von allgemeinerm Interesse bekannt zu machen. Wie sie einst die Hörer angeregt und erfreut haben, so werden sie auch das lesende Publikum in hohem Maße befriedigen. Denn der Verfasser hat es ausgezeichnet verstanden, die Ergebnisse eigener streng wissenschaftlicher Arbeit in eine künstlerisch abgerundete und dabei natürlich anmuthende Form zu bringen. Auch die Mannichfaltigkeit des Gebotenen wird fesseln: denn neben dem historisch-politischen Porträt, wie das Joseph's II. und des Prinzen Eugen von Savoyen, findet sich auch das kunsthistorische vortrefflich vertreten in den Arbeiten über Gluck in Paris und über König Ludwig I. von Baiern und Thorwaldsen, und das literarhistorische in denen über den Humoristen Anton Bucher, die „Memoiren des Ritters von Lang" und über Paul Anselm von Feuerbach.

Hans Prutz.

Neue Romane.

Von den beiden Romanen, die uns heute vorliegen, erhebt einer besondern Anspruch auf ausführliche und eingehende Beurtheilung — nicht sowol um des Namens des Verfassers willen, denn dieser ist eben erst im Begriff, einen Namen zu erringen, sondern der schönen Begabung wegen, welche dieser homo novus in seinem Werke bekundet, sowie auch um des stofflichen Interesses willen, welches sein Werk speciell in künstlerischen und vornehm gebildeten Kreisen erwecken wird. Es ist dies:

1. Salvator Rosa. Roman von Wolfgang Kirchbach. Zwei Bände. Leipzig, Breitkopf u. Härtel. 1880. 8. 8 M.

Salvator Rosa! Wer hätte nicht schon von ihm gehört, dem originellen und genialen Maler und Dichter, dem Satiriker mit Kreide und Feder, dem Bekämpfer der allzu realistischen Richtung der damaligen Malerschule in Neapel, dem Bekämpfer auch der spanischen Herrschaft und Vergewaltigung Neapels unter Herzog Ferrante von Alcalà, Stellvertreter Philipp's IV. von Spanien? Wer hätte nicht von ihm gehört, dem tollen Schwärmer für Recht und Freiheit des Volks, der heute auf offenem Markt seine Landsleute zur Empörung aufreizte, morgen als echter Brigante und Räuber die Straßen unsicher machte, dann wieder in zarten Liebesbanden schmachtend die wohltönendsten Verse schmiedete, oder im Zerwürfniß mit sich selbst und der ganzen Welt tagelang einsam herumirrte, bis ihm die große Natur wieder Frieden gebracht und die neuerwachte Lust zu Leben, Liebe und Streit ihn neuerdings hineintreibt ins Gewühl der Stadt, theilzunehmen an dem großen Culturkampf seiner Zeit, tolle Streiche auszuführen und sich neue erbitterte Feinde zu machen? Salvator Rosa, das Land und Volk, aus dem er herausgewachsen, die Zeit, in der er lebt, gleich interessant in politischer und socialer wie in künstlerischer Beziehung: all das vereinigt sich, um dem Schriftsteller die Aufgabe leicht zu machen, seine Leser anzuregen, zu unterhalten, sogar poetisch zu erheben und in mannichfacher Hinsicht ohne didaktische Tendenz doch auch zu belehren. Und all das that auch Kirchbach, der Verfasser dieses Romans, und er that es nicht in der conventionellen und nüchternen Form des sogenannten historischen, noch auch in der so unkünstlerischen Form des biographischen Romans. Seine Absicht ging vielmehr dahin, dem Vorwurf entsprechend, den er sich gewählt, ein poetisch-schwungvolles, nicht allzu ängstlich Kunstformen und Kunstgesetze beobachtendes und respectirendes Werk zu schaffen. Jene negativen Vorzüge nun und diese positive Absicht wollen wir auch gern anerkennen, und was wir eingangs flüchtig erwähnt, hier ausdrücklich wiederholen, daß Kirchbach ein schönes Erzählertalent besitzt, welches, unterstützt von reicher und gediegener Bildung, lebhafter, oft glühender Phantasie und einer ungemein plastischen Darstellungsgabe, sehr schöne Wirkungen erzielt. Ich sage absichtlich „Wirkungen", weil ich leider nicht sagen darf „Wirkung"; die Mehrzahl ist hier weniger als die Einzahl, sie wird zum Bruch. Eine volle einheitliche Wirkung, wie sie ein vollendetes Kunstwerk erzielt, und damit eine überwältigende Wirkung vermag der Roman „Salvator Rosa" auf uns nicht auszuüben; er läßt uns vielmehr unbefriedigt trotz der zahlreichen Vorzüge, die er im einzelnen besitzt, trotz der ausgezeichneten poetischen Qualitäten, welche der Verfasser darin bekundet. Worin das liegt, mag dem letztern Salvator Rosa mit seinen eigenen Worten sagen. Dem Tadel des Kritikers würde er vielleicht ein verhärtet Gemüth und Gehör entgegensetzen; seine eigenen Worte wird er wohl beherzigen,

zumal sie so trefflich stilisirt sind. Die bezügliche Stelle befindet sich im zweiten Bande des Romans. Salvator Rosa hat sich „durch so manche Irrung zur Klarheit durchgerungen" und „genießt in Rom nicht nur der Verehrung der Gebildeten und Reichen", sondern auch ob seiner Wohlthätigkeit und Freigebigkeit diejenige der ärmern Bewohner der Stadt. Da kommt eines Tags ein junger Mann, seines Zeichens Musikus, zu ihm, und diesem hält er folgende Standrede:

Es braucht nicht gleich alles an die Oeffentlichkeit zu gelangen, was ein Künstler schafft. Warum ist unsere Zeit wahrhaft übervölkert von den schlechtesten Misgeburten der Kunst? Weil heute jedermann entweder dichtet oder malt oder musicirt und kein Mensch warten kann und seine neun Jahre für sich behält, was er geschaffen. „Nonum prematur in annum!" sagt Horatius. Der Mann wußte, was er wollte. Die Schöngeisterei hat unser Italien politisch zu Grunde gerichtet, der Dilettantismus der Nation in allen Gebieten hat uns ruinirt. Da werden Sonette gedrechselt, Novellen geschnitzelt, und niemand rafft sich mehr auf zu einer energischen, architektonisch durchgebauten Composition. Ehe die Dichter und Maler und Musikanten nicht Feldherren werden, die in ihrem Werk ein gewaltiges Schlachtfeld der Geister schaffen und die Taktik des geistigen Kriegs in einer strengen, schlagfertigen Composition entfalten, wird es nimmer gut mit uns, mein Freund! O, wenn Ihr wüßtet, junger Mann, was Formen sind, was Formen sind! Die Welt ist ein Chaos von Farben, das dem Auge des Laien gar oft häßlich erscheint; das geschulte Auge des Künstlers aber verfeinert sich, bis es allmählich nirgends etwas Häßliches mehr sehen kann, sondern durch die Ordnung, die in ihm selber ist, das Chaos ordnet zur Harmonie und Wahrheit. Das Gemüth des Menschen ist ein Chaos von dunkeln Trieben, Illusionen, Schmerzen, Phantasien und wildem Begehren; aber der Formensinn des Geistes schwebt darüber, das innere Auge blickt hinein, beobachtet und ordnet, formt allmählich das Chaos der sittlichen Elemente zur Harmonie, zum Recht, zur Sitte, zum Guten. Darum haltet die Form hoch, junger Mann. . . .

So weit das Citat, in welchem der Verfasser selbst durch den Mund seines Helden die ungeheuere Bedeutung dessen, was man in der Kunst Form, Composition, architektonischen Aufbau nennt, zum Bewußtsein und zur Erkenntniß seiner Leser zu bringen sucht. Es unterliegt für uns also keinem Zweifel, „daß er glaubt, was er predigt".

Und doch fehlt gerade er gegen diesen seinen ersten und wichtigsten ästhetischen Glaubenssatz. Wir haben schon oben angedeutet, daß wir nicht engherzig in unsern Ansprüchen bezüglich der Form sind, daß wir dem kühnern Geist gern ein Heraustreten aus der conventionellen, oft nur handwerksmäßigen Romanform gestatten; aber er muß uns dafür etwas in seiner freien Eigenart dennoch künstlerisch Gestaltetes bieten, es muß in seiner Darstellungsweise Methode sein und vor allem darf er gegen das urewige Gesetz, welches dem Kreise und dem Kunstwerk gemeinschaftlich ist, nicht sündigen, gegen das Gesetz, daß Kreis und Kunstwerk nur Einen Mittelpunkt haben müssen. Sein Kunstwerk, sein Roman hat aber deren mehrere, gering gezählt drei, und wenn wir mit dem ästhetischen Zirkel die dazu gehörigen Kreise ziehen, so erhalten wir deren gleichfalls drei, welche sich an verschiedenen Punkten ihrer Peripherie allerdings schneiden, doch mit dem größern Theil derselben außerhalb einander liegen. Das heißt: Kirchbach's Roman hat nicht eine, sondern drei Hauptfiguren, deren Schicksale uns erzählt werden: in erster Linie ist es der berühmte Maler Cavaliere de Ribera, dessen innere und äußere Kämpfe und dessen verzweifeltes Ende unsere Aufmerksamkeit vorzugsweise fesselt; in zweiter Linie der Fischer Thomas Aniello, welcher, zum Haupt des neapolitanischen Aufstandes gewählt, als solches grauenhaft wirthschaftet und endlich eines furchtbaren Todes stirbt; in dritter und letzter Linie erst Salvator Rosa selbst, dessen Schicksale uns mehr als passive denn active geschildert werden, der am allerwenigsten den Gang der Handlung leitet und bestimmt, und dessen endlich mit Erfolg gekrönte Liebe zu Ribera's Tochter Violante viel zu sehr von andern erschütternden Ereignissen übertönt und in den Hintergrund gedrängt wird, um als Hauptaction unser Interesse fesseln zu können. Von einem Gang der Handlung, wie wir oben sagten, kann überhaupt nur für den Fischer Thomas Aniello die Rede sein, indem der durch das ganze Buch sich hinziehende Aufstand der Neapolitaner gegen die spanische Oberherrschaft für ihn zum Schicksal wird. Dieser Aufstand aber ist nur ein Faden, der durch das bunte Ganze läuft, und von welchem mehr oder minder unbeirrt sich die Geschicke Ribera's und Salvator Rosa's entwickeln. Also in der That: Handlungen, Wirkungen, Hauptfiguren, Mittelpunkte — lauter Plurale anstatt des unentbehrlichen Singulars; als äußere alles umfassende Peripherie die Einheit der Zeit, in welcher sich diese Handlungen abspielen, diese Hauptfiguren auftreten, und endlich als rother Faden mit vorn und rückwärts herabhängenden Enden die politische Geschichte Neapels in jener Zeit. Demnach ist es dem Verfasser vollkommen mislungen, ein Kunstwerk zu schaffen, was er beabsichtigte; wohl aber trug er mit großem Aufwand von Fleiß und Phantasie die Materialien zusammen, aus welchen sich ein hochinteressantes Kunstwerk, ein culturhistorischer Roman machen ließe, dessen imponirender Held aber nicht Salvator Rosa, sondern der Cavaliere de Ribera sein müßte. Diese Gestalt ist jedenfalls die bedeutendste, die gelungenste des ganzen Buchs; sie ragt um Haupteslänge über alle andern empor. Und in Marsibilia, der ehebrecherischen, mörderischen Gattin des Malers Domenichino, hat ihm der Verfasser die richtige Partnerin beigesellt. Barock, aber nicht ohne Größe ist die Werbung Ribera's um dieses Weib geschildert, und nachdem wir mit dem Verfasser so streng ins Gericht gegangen, müssen wir ihn andererseits durch Citirung einiger besonders interessanter Stellen beim Leser rehabilitiren.

Die Werbung möge den Reigen eröffnen. Schauplatz derselben ist der qualmende Krater des Vesuvs, zu welchem Marsibilia mit Ribera emporgeklettert ist:

Beim letzten, gefährlichsten Absatz umschlang Ribera die Frau mit beiden Armen, und da er ein äußerst kräftiger Mann war, wurde es ihm leicht, auf seinen mächtigen Armen sie bis an den Rand des Kraters zu tragen. Dort blieb er stehen und

hielt sie wie ein Kind, dem man ein Schauspiel durch Tragen sucht zugänglich zu machen. Sie schlang ihre Arme um seinen Hals und blickte ängstlich in den zerklüfteten Schlund. Grüne, gelbe, rothe Salze bedeckten die hinabgerissenen Wände des Höllentrichters, Donnern und Tosen, ein Aechzen und Stöhnen, ein Fauchen und Knurren lärmte und arbeitete drunten. Ein leiser braunrother, schwefelgeschwängerter Dampf hauchte wie der Athem eines Ungeheuers aus der Tiefe empor. Zu den Füßen der beiden quoll aus der Asche, auf der sie standen, und aus den eingesprengten Felsenritzen durchsickernd ein dampfender, qualmender Höllenrauch empor, sodaß Ribera wie ein Geist auf Wolken wandelnd die Frau auf seinem Arme trug. Auf einmal faßten Ribera's Arme sich fester um die Frau, und indem er mit einem Tritt rasch bis an den abschießenden Rand des Kraters trat, sagte er lachend: „Nun, Marsibilia, wie wäre es, wenn ich jetzt einen Sprung thäte und, dich auf den Armen tragend, in diesen Schlund spränge! Vielleicht ginge es uns wie den Sandalen des Empedokles auf dem Aetna, daß der Magen des Bergs uns unverdaulich fände und uns wieder ausspuckte!" „Giuseppe!" schrie Marsibilia auf in heller Angst, „laß mich herab! laß mich los! ... Quäle mich nicht, du Entsetzlicher!" „Quälen? O nein, Marsibilia! Aber du hast dereinst zu mir gesagt, daß ich auf eine unerhörte Art zu freien pflege, und du hast recht gesprochen. Wenn ich jetzt hier oben um dich freie, Marsibilia, und dir meine Bewunderung ausdrücke über deine Kraft und deinen Muth, so empfinde ich, daß ein Mann wie dieser Zampieri dir nicht genügen kann. Niemals hätte der sanfte Schönredner gewagt, was du wagst. Du aber hast mir durch deinen Muth ein solches Staunen eingeflößt, daß ich nicht von dieser Stelle weichen will, du sagtest mir denn, daß du mich liebst wie ich dich liebe!" Er richtete bei diesen Worten sein Haupt empor und sah ihr in die Augen. Sie stützte sich nicht mehr mit ihren Händen auf seine Schulter, sondern neigte sich hernieder, und indem sie flüsterte: „An mir ist keine Schuld, o Giuseppe!", schmiegte sie ihr Antlitz an seine Wange. Er ließ die Arme los, daß sie auf den Boden zu stehen kam, und umarmte sie stürmisch. Ohne ein Wort zu sagen, verbarg sie ihr Antlitz an seiner Brust, und beide vergaßen der Stätte, da sie sich befanden. Die Wolken des Vesuvs aber quollen zu ihren Füßen und umhüllten das Paar, als ob die Teufel des Abgrundes ihren Segen zu dem wilden Bunde hätten herauffenden wollen.

Prächtig ist auch die Schilderung, wie Ribera mit seinem und Marsibilia's Kinde, einem wilden Knaben, hinaus ins Meer fährt, um dort den sichern Tod zu finden; von erschütternder Wildheit die Scene, da Masaniello, von plötzlicher Tobsucht erfaßt, vom Richterstuhl auf den Altar springt und dort zu heulen und zu lachen und zu tanzen beginnt; und berückende Sinnlichkeit athmet die Scene zwischen Salvator Rosa und der schönen römischen Jungfrau, die er beim Bade überrascht, obgleich speciell diese letzte Scene in ihrem ganzen Verlauf an eine ähnliche Situation erinnert, welche Johannes Scherr in einem seiner Romane zum besten gibt. All das zu citiren oder auch nur die vielen schönen Stellen namhaft zu machen, die sich in Kirchbach's Buche finden, würde uns zu weit führen. Wir beschränken uns hier nur noch auf ein kurzes Citat, welches gleich dem eingangs angeführten den Beweis liefert, daß der Verfasser nicht nur begabt, sondern auch kein Dilettant in künstlerischer Richtung ist, mag auch die Composition seines Romans noch so verfehlt sein. Er legt die Worte dem Realisten Ribera in den Mund, wodurch sie indeß nichts von ihrer Richtigkeit einbüßen. Sie lauten:

Wenn ich nur nicht immer die alten Worte vom Schönen und Idealen hören müßte! Wenn ihr Humanisten, ihr Italiener nur nicht an dem Plato euren Narren wolltet gefressen haben. Dieser Plato ist der Vater und Großvater aller Manieristen, ein Kerl, der keine Augen gehabt hat, die Natur anzusehen und zu verstehen, während doch die andern Griechen, wie ihre Bildhauerwerke beweisen, wie Aristoteles beweist, die Augen richtig im Kopfe sitzen hatten. Die Kunst soll nicht nur das sogenannte Schöne darstellen, denn sie verengert sich ihren Kreis auf eine thörichte Weise dadurch. Was aber das sogenannte Ideale anlangt, das gewisse Künstler zu bilden vorhaben, so ist es nur eine Anmaßung, die Natur verbessern zu wollen. Alle eure Ideale sind nur Zusammensetzungen aus den mannichfaltigen schönen Vorstellungen, die uns die Natur gibt; während aber die Natur organisch jede Schönheit aus höchst realen Bedingungen hervorgehen läßt, schweißen die idealen Künstler unorganische Mondkälber aneinander und versündigen sich an der Natur, am organischen Sinne des Menschengeistes, am dunkel waltenden Naturgesetze —

An der Schönheit selbst, möchten wir beifügen, und wir dürfen wol angesichts so gediegener ästhetischer Grundsätze, wie Kirchbach sie auch noch anderweitig in seinem Werke äußert, der Ueberzeugung Ausdruck geben, daß es ihm bald gelingen werde, dieselben auch praktisch zu bethätigen und in einem neuen Werke nicht nur als Schilderer, Erzähler und Gestalter, sondern auch als Architektoniker Tüchtiges und Lobenswürdiges zu leisten. Der gebildeten Lesewelt aber empfehlen wir sein Buch aufs angelegentlichste.

Viel weniger Anlaß zu scharfem Tadel, leider aber auch nur mäßigen zum Lobe gibt der zweite uns vorliegende Roman, gleichfalls der Feder eines Neulings in der Literatur entstammend:

2. Geächtet. Roman in zwei Bänden von M. Gerhard. Berlin, Kogge u. Fritze. 1881. 8. 9 M.

In dem Romane „Geächtet" vermissen wir vor allem die Originalität der Erfindung sowol wie auch der Darstellung, man müßte denn den Ernst und die Gewichtigkeit, womit die Verfasserin (M. Gerhard ist offenbar eine Dame) den kleinlichen, philiströsen Sinn, das herzlos-pedantische, scheinheilige Wesen der Bevölkerung einer kleinen Stadt an der Ostsee schildert, für originell gelten lassen. Aber gerade die ungemein lebenswahre Schilderung dieser kleinstädtischen Verhältnisse wirkt wenig erquicklich, und sie wird dadurch nur noch peinlicher, daß der ganze Roman darauf gebaut ist und der Conflict, welcher zum Austrag kommt, trotz oder vielleicht infolge des schwerwiegenden Ernstes, der ihm anhaftet, gleichzeitig nichtig und furchtbar erscheint. Man kann mit Nadelstichen und mit einem Schwertstreich tödten: meines Erachtens ist die letztere Todesart vorzuziehen. Und überdies bin ich der Ansicht, daß kleinstädtisches Wesen, kleinstädtische Gesinnung und alles, was drum und dran hängt, eben aus Gründen der Kleinlichkeit zum Vorwurf ernster

künstlerischer Behandlung und zum Motiv tragischer Conflicte gar nicht gewählt werden sollte. Das zu schildern, steigt man nicht auf den Kothurn und bindet sich die weinende Maske vor: das schildert man und züchtigt es zugleich, indem man es mit dem ätzenden Weihwasser des Humors besprengt — Weihwasser verträgt ja der Teufel selber nicht — und die vernichtende Geißel der Satire darüber schwingt. Einem gewissen Gezücht von Menschen und Thieren darf man nie zeigen, daß es gefährlich und schädlich werden kann, daß Ursache vorhanden ist, es zu fürchten: man muß es keck von oben herab behandeln, man muß es sogar mishandeln und vor allem lächerlich machen, auf die Gefahr hin zerrissen zu werden. So nur wird man seiner Herr, so nur bessert man daran, was sich eben bessern läßt. Und zu bessern, die verhängnißvollen Folgen engherziger, beschränkter und böswilliger Hochehrbarkeit und Tugendhaftigkeit in Gesinnung und That vor Augen zu stellen, war ja wol die ethische Absicht der Verfasserin. Ich glaube nicht, daß sie diesen Zweck auf dem eingeschlagenen Wege erreichen wird, insbesondere bei denen nicht, wo's am meisten noth thäte.

Daß der Conflict im übrigen nicht neu ist, haben wir schon angedeutet. Ein Mann, der in den unseligen Verdacht kommt, Betrüger, Brandstifter und Mörder zu sein, und nur wegen Mangels an Beweisen, denen er aber infolge einer Verkettung von Umständen keine Gegenbeweise entgegenstellen kann, freigesprochen wird, geht, Frau und Kinder zurücklassend, nach Amerika, um sich eine neue Existenz zu gründen. Er kommt dort im Laufe der Jahre zu Ansehen, Reichthum und Ehren und kehrt endlich in seine engere Vaterstadt zurück, wo er seine Gattin bereits todt, seinen Sohn ihm entfremdet und nur in der Liebe der hold aufgeblühten Tochter einigen Trost findet für alles, was er verloren. Denn auch sein Reichthum und die bekannte Thatsache, daß er in Amerika Ansehen und Ehren genossen, vermag ihn in der Heimat, bei seinen Mitbürgern nicht zu rehabilitiren. Doch nicht er allein, auch die Tochter leidet schwer darunter, und ihre Liebe zu einem jungen Arzte droht an diesem Fluche eines unwiderlegten Verdachtes zu scheitern. Daß es endlich doch gelingt, den eigentlichen Brandstifter zu entdecken, und daß dadurch sich mit einem Schlage die Gesinnungen der Kleinstädter ändern und derselbe Mann jetzt zum ersten Bürger der Stadt wird, die ihn bisher wie einen Aussätzigen gemieden, daß Fräulein Magdalene und Arzt Conrad ein Paar werden u. s. w., das gibt der ganzen quälenden Geschichte ein gutes versöhnliches Ende. Untergehend bricht die Sonne durch die Wolken, welche sie den ganzen Tag verhüllt hatten. Macht das aber den Tag schön? Mit nichten. Man war trotzdem gezwungen, zu Hause zu bleiben und Trübsal zu blasen. Eine volle Befriedigung erweckt solch verspäteter Sonnenschein nicht. Wenn es noch ein tüchtiges Gewitter und Platzregen gegeben hätte! Aber immer nur dieses Grau in Grau: es macht nervös und desperat. Die unbefriedigende Wirkung des Romans wird noch erhöht durch eine allzu breite Anlage und Ausführung, sowie dadurch, daß der Leser selbst zu lange über Schuld oder Unschuld des Helden im Ungewissen gelassen wird. Andererseits aber ist gute Charakterzeichnung, lebhafte und anschauliche Schilderung von Menschen, Verhältnissen und Landschaften und geschickter Aufbau (bis auf den von uns gerügten Fehler), sowie endlich ein poetischer Hauch lobend anzuerkennen, welcher über einzelnen Figuren und Situationen schwebt, ohne ihrer Realität Abbruch zu thun. M. Gerhard ist also entschieden gut beanlagt und läßt für die Zukunft Gutes erwarten.

Oskar Welten.

Feuilleton.

Ausländische Literatur.

Während Deutschland Scherr's „Geschichte der allgemeinen Literatur" schon in sechster Auflage besitzt, beginnt in Rußland erst ein derartiges Werk zu erscheinen unter Redaction von W. Korsch. Es ist ziemlich breit angelegt: der fast vollendete erste Band (bisjetzt sieben Hefte von 1100 Seiten) enthält nur die Literatur des alten Orients und die des alten Griechenland. Die letztere hat Korsch selbst bearbeitet; die einzelnen orientalischen Literaturen sind von Specialforschern geliefert.

Derselbe Literat kündigt jetzt eine neue Monatsschrift an, die vom 15./27. October an unter seiner Redaction in Petersburg erscheinen soll: „Der Bote des Auslandes" („Zagraničnyj Věstnik"). Sie will die Russen mit den hervorragenden Erscheinungen der westeuropäischen und der amerikanischen Literatur bekannt machen in Berichten, Excerpten, Uebersetzungen; auch wichtigere Journalartikel sollen berücksichtigt werden, insbesondere die Aeußerungen in der ausländischen Presse über russische Zustände und Literatur.

— Das Erscheinen einer serbischen Uebersetzung von Spielhagen's „Die Dorfkokette", von Nikolaus Marković, begrüßt die belgrader Monatsschrift „Otadžbina" („Das Vaterland") mit Sympathie, als Zeichen, daß sich im serbischen Publikum der Geschmack in der Belletristik zu bessern beginne gegenüber den „englischen" Romanen, die eine andere serbische Zeitschrift, der „Vidovdan", in Gang gebracht hat. Die Redaction der „Otadžbina" beabsichtigt selbst, die bedeutendern Romane von Spielhagen sowie auch von Gustav Freytag, Paul Heyse u. a. in serbischer Uebersetzung zu veröffentlichen. Früher hat sie schon eine solche Uebersetzung von R. von Gottschall's Drama „Die Rose vom Kaukasus" versprochen.

— Als im Druck befindlich wird angezeigt eine Sammlung von czechischen Uebersetzungen aus der neuern deutschen Literatur von K. R. Hupner. Sie wird enthalten Poesien von R. von Gottschall („Die Rose vom Kaukasus"), Baron von Dyherrn, von Schack, Blüthgen, Kalbeck, G. von Auyntor, Prinz von Carolath, Rodenberg, Schults, Friedrich Halm u. a.

Aus der Schriftstellerwelt.

Am 20. Juli starb in Niederwalluff am Rhein Dr. Hugo Müller, der sich als Schauspieler, Theaterdirector und besonders auch als dramatischer Schriftsteller in weitesten Kreisen bekannt gemacht hat. In Posen im Jahre 1831 als Sohn eines Gymnasiallehrers geboren, absolvirte er den regelmäßigen Gymnasialcursus und studirte dann die Rechte, bis er, von dem Reiz der Schaubühne gefesselt, sich ganz derselben zuwendete; er trat an den verschiedensten deutschen Bühnen auf und war besonders längere Zeit der Bonvivant des Wallner-Theaters und ein in Berlin sehr beliebter Künstler. Er besaß eine joviale Verve, welche durchaus anziehend wirkte; auch außer der Bühne gebot er über eine bewegliche Beredsamkeit, die er besonders in den Versammlungen der Deutschen Bühnengenossenschaft zur Geltung brachte. Als Hauptgründer und langjähriger Vorsitzender derselben hat er sich um den Schauspielerstand große Verdienste erworben. Nachdem er indeß die Direction des dresdener Residenztheaters übernommen hatte, gerieth sein Stern ins Sinken; seine finanzielle Lage verschlimmerte sich, und er konnte viele seiner Verbindlichkeiten nicht mehr erfüllen. Die Genialität der Sturm- und Drangperiode überdauerte bei ihm die Zeit, die den Genies von der öffentlichen Meinung zugestanden wird. Als ein gebrochener Mann, durch den Tod des einzigen Sohns noch schwer betroffen, lebte er zuletzt in Wiesbaden und im Rheingau. Hugo Müller hat eine große Zahl von Bühnenstücken verfaßt, von denen das einactige Lustspiel „Im Wartesalon erster Klasse" auf den meisten Bühnen zur Aufführung gekommen ist. Gleichen Beifall fand die dramatisirte Beethoven-Anekdote „Adelaide". In seinen größern Bühnenstücken schlug er die Richtung ein, die später L'Arronge mit besonderm Glück gepflegt hat: er strebte nach Hebung der Posse zu moralischer Bedeutung; „Heidemann und Söhne", „Von Stufe zu Stufe", „Die Spitzenkönigin" und ähnliche Stücke, welche an den berliner Theatern eine lange Reihe von Aufführungen erlebten, sind sprechende Zeugnisse dieser Reformbestrebungen, die er am dresdener Residenztheater als Director freilich nicht durchzuführen vermochte, sondern den Ansprüchen der Kasse opferte, indem er der neufranzösischen Dramatik mit Vorliebe huldigte. Einem Nekrolog, den das Feuilleton der „Neuen Freien Presse" aus Wilhelm Goldbaum's Feder brachte, entnehmen wir das folgende lebensvolle Bild des verstorbenen Künstlers: „Da sitzt der seltsame Mensch, groß, stark, mit geistvollem Ausdrucke im Antlitz, in dem Hinterstübchen eines posener Bierhauses und erzählt einem Kreise von Bekannten seine Erlebnisse. Er spricht pathetisch, fast verklärt, mit gewaltiger Beredsamkeit; dann wird er plötzlich sentimental, zum Zerfließen weich, und die Augen füllen sich ihm mit Thränen. Er hat über das Schicksal einer jugendlichen Schauspielerin berichtet, welche der Tod der Bühne, vielleicht — auch ihm entrissen hat. Ein andermal ist er ganz Prediger. Da kommen ihm nur moralische Grundsätze aus dem Munde, er eifert gegen dies und das, gegen die Ehebruchskomödie der Franzosen, gegen die Verwilderung der Schauspieler, gegen Schuldenmacher, Saufbolde und sonstige Schiffbruchcandidaten. Am dritten Abend neue Verwandlung: da sprüht er von vollem Humor, packt eine Zote nach der andern aus, persiflirt Abwesende und neckt Gegenwärtige, wobei er mit den Worten wie mit Fangbällen spielt und keinem Kalauer, der sich ihm auf die Zunge drängt, verstattet, im Gehege der Zähne ungehört zu verenden. «Der Philister sitzt Ihnen doch im Nacken», rufe ich ihm zu. «Nein, der Künstler», ruft er zurück, und sofort sucht er sich eine Würde zu geben, als hätte er sich die ganze verflossene Stunde an irgendeinem guten Geiste versündigt. Er wird in dieser Zerknirschung sogar verstimmt, wenn man es unterläßt, ihn über das Glas hinweg «Doctor» zu tituliren, welchen Titel ihm die Universität zu Rostock für eine Schrift über das neuere italienische Drama verliehen."

Bibliographie.

Tante Agnes. Novelle von O. de C. Ins Deutsche übersetzt von M. B. Bonn, Hauptmann. 8. 2 M.

Die Schweizer Alpen. Wanderskizzen und Stimmungsbilder aus helvetischem Lande. Würzburg, Woerl. 12. 4 M. 50 Pf.

Aurbacher, L., Gesammelte größere Erzählungen. Aus den Schriften und dem Nachlaß des Autors zusammengestellt und mit einem Vorwort herausgegeben von J. Sarreiter. Freiburg i. Br., Herder. 8. 1 M. 50 Pf.

Beiträge zur Geschichte der Stadt Duisburg. Veröffentlicht durch die historische Commission der Stadt Duisburg. 1stes Heft. Duisburg, Ewich. Gr. 8. 2 M.

Bernhard, J., Aus Nordfriesland. Skizzen. Hagen, Risel. 8. 1 M. 60 Pf.

Boodstein, O., Der Humor in der Schule. Ein Vortrag. Gotha, Thienemann. Gr. 8. 40 Pf.

Büdinger, M., Die Entstehung des 8. Buches Otto's von Freising. Eine universalhistorische Studie. Wien, Gerold's Sohn. Lex.-8. 60 Pf.

Caspari, O., Der Zusammenhang der Dinge. Gesammelte philosophische Aufsätze. Breslau, Trewendt. Gr. 8. 8 M.

Charakterbilder bedeutender Künstler. 1stes Heft. Leipzig, Morgenstern. 8. 1 M.

Dalton, H., Johannes a Lasco. Beitrag zur Reformationsgeschichte Polens, Deutschlands und Englands. Mit Porträt. Gotha, F. A. Perthes. Gr. 8. 11 M.

Ebeling, A., Fürstin und Professor. Köln, Ahn. 8. 2 M.

Hare, A. J. C., Freifrau von Bunsen. Ein Lebensbild, aus ihren Briefen zusammengestellt. Deutsche Ausgabe von H. Tharau. 2 Bde. Gotha, F. A. Perthes. Gr. 8. 12 M.

Harmening, E., Matthias Overstolz. Roman aus Kölns Vergangenheit. 2 Bde. Mülhausen i. E., Busleb. 8. 5 M.

Hartner, E., Severa. Eine Familiengeschichte. 2 Bde. Leipzig, Reißner. 8. 8 M.

Hofele, E., Bilder aus Schwaben. Land und Leute, geschildert. Würzburg, Woerl. 12. 4 M. 50 Pf.

Hoernes, R., Die Erdbeben-Theorie Rudolf Falb's und ihre wissenschaftliche Grundlage kritisch erörtert. Mit 5 Abbildungen. Wien, Brockhausen u. Bräuer. Gr. 8. 2 M. 40 Pf.

Kant's Kritik der reinen Vernunft. Nachträge. Aus Kant's Nachlass herausgegeben von B. Erdmann. Kiel, Lipsius u. Tischer. Gr. 8. 1 M. 60 Pf.

Kirchmayr, H., Besuch einer deutschen Sprachinsel in Mähren. Brünn, Knauthe. Gr. 8. 60 Pf.

Kübel, R., Ueber den Unterschied zwischen der positiven und der liberalen Richtung in der modernen Theologie. Nördlingen, Beck. Gr. 8. 2 M.

Laban, F., Auf der Haimburg. Eine Dichtung. Wien, Konegen. 8. 1 M.

Lazarus, M., Erziehung und Geschichte. Ein Vortrag. Breslau, Schottländer. 8. 75 Pf.

Löschhorn, K., Religions-philosophische Studien. Wittenberg, Zimmermann. 8. 50 Pf.

Müller, S., Die Thier-Ornamentik im Norden. Ursprung, Entwicklung und Verhältniss derselben zu gleichzeitigen Stilarten. Archäologische Untersuchung. Aus dem Dänischen übersetzt von J. Mestorf. Hamburg, O. Meissner. Gr. 8. 5 M.

Palm, R., Wie begründet Locke die Realität der Erkenntniss? Jena, Neuenhahn. Gr. 8. 90 Pf.

Pawel, J., Die literarischen Reformen des XVIII. Jahrhunderts in Wien. Ein Beitrag zur Geschichte der deutschen Literatur. Wien, Konegen. Gr. 8. 1 M. 20 Pf.

Im bunten Rock. Des Einjährig-Freiwilligen Freude und Leid. Ein harmloses Epos in 12 Gesängen von einem Cameraden. Leipzig, Reißner. 8. 1 M.

Rohan, K. J., Ein Versuch über die Entstehung und Strafbarkeit der menschlichen Handlungen. Wien, Konegen. Gr. 8. 1 M. 20 Pf.

Rückert, K. T., Reise durch Palästina und über den Libanon. Mit 4 Karten und 2 Plänen. Mainz, Kupferberg. Gr. 8. 6 M.

Schlitzberger, S., Standpunkt und Fortschritt der Wissenschaft in der Mykologie. Berlin, Stubenrauch. Gr. 8. 1 M. 50 Pf.

Schultze, F., Die Grundgedanken des Materialismus und die Kritik derselben. Ein Vortrag. Leipzig, E. Günther. Gr. 8. 2 M.

— — Philosophie der Naturwissenschaft. Eine philosophische Einleitung in das Studium der Natur und ihrer Wissenschaften. 1ster Thl. Leipzig, E. Günther. Gr. 8. 8 M.

C. H. Spurgeon und seine Thätigkeit. Eine Skizze. Hamburg, Oncken. 8. 75 Pf.

Streckfuß, A., Sliko. Roman. Berlin, Expedition der Tribüne. Gr. 4. 3 M.

Thiersch, H. W. J., Ueber Johannes von Müller, der Geschichtschreiber, und seinen handschriftlichen Nachlaß. Augsburg, Preyß. Gr. 8. 80 Pf.

Ut mine Jungenstid. Van A. D. Oldenburg, Hintzen. 8. 70 Pf.

Voß, R., Messalina. Eine Satyre. Vom Verfasser der „Scherben". Zürich, Schmidt. 8. 4 M.

Warnatz, M., Die Wartburg und Eisenach in Sage und Geschichte. Mit einer Ansicht der Wartburg. Wien, Braumüller. Gr. 8. 2 M.

Wohin steuert Fürst Bismarck mit seiner inneren Politik? Ein offenes Wort an das deutsche Volk. Neuwied, Heuser. Gr. 8. 80 Pf.

Zirngiebl, E., Johannes Huber. Gotha, F. A. Perthes. Gr. 8. 6 M.

Anzeigen.

Herder'sche Verlagshandlung in Freiburg (Baden).

Soeben erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Auerbacher, Ludwig, Gesammelte größere Erzählungen. Aus den Schriften und dem Nachlaß des Autors zusammengestellt und mit einem Vorwort herausgegeben von **J. Sarreiter.** 8. (VIII u. 223 S.) M. 1.50.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Das Jahr 1866.

Memoiren zur Zeitgeschichte. Zweite Abtheilung.

Von

Oskar Meding. (Gregor Samarow.)

8. Geh. 6 M. Geb. 7 M.

Unter dem Titel „Das Jahr 1866" veröffentlicht der frühere Regierungsrath und Vertraute des Königs Georg V., Oskar Meding, als Romanschriftsteller bekannt unter dem Pseudonym Gregor Samarow, die zweite Abtheilung seiner „Memoiren zur Zeitgeschichte", deren erste Abtheilung: „Vor dem Sturm", die Aufmerksamkeit der weitesten Kreise auf sich gezogen hat. Der vorliegende Band, in welchem der Verfasser die für Deutschlands Neugestaltung so wichtigen Ereignisse des Jahres 1866 auf Grund zahlreicher bisher ungedruckter Documente und zum großen Theil als Augenzeuge darstellt, wird sicher das allgemeine Interesse in noch weit höherm Grade erregen.

Die
Deutsche Socialdemokratie.
Ihre Geschichte und ihre Lehre.

Eine historisch-kritische Darstellung
von
Franz Mehring.

Dritte vermehrte Auflage.
Preis: Elegant geheftet 4 M. 50 Pf.
Bremen.
C. Schünemann's Verlag.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Wendische Volkssagen und Gebräuche
aus dem Spreewald.

Von

Wilibald von Schulenburg.

8. Geh. 6 M. Geb. 7 M. 20 Pf.

Ein neuer Beitrag zur Sagenliteratur, um so wichtiger, als der Verfasser die unverfälschten Originale mittheilt, wie er sie selbst aus der mündlichen Ueberlieferung des Volks sammelte und die noch nirgends aufgezeichnet und veröffentlicht wurden. Auch in sprachlicher Hinsicht ist die Sammlung von nicht geringem Werth.

WESER-ZEITUNG
(Bremen)
Täglich 3 Ausgaben.

Bei allen Postanstalten
pr. Quartal 7 Mark.
Inserate pr. Zeile 25 Pf.
Probenummern versendet gratis
Die Expedition der „Weser-Zeitung", Bremen.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Biblische Erzählungen für die israelitische Jugend.

Bearbeitet von Dr. **Jakob Auerbach.**

Erstes Bändchen. Mit einer Karte von Palästina. Vierte Auflage. Cart. 1 M.

Zweites Bändchen. Mit einer Zeittafel. Zweite Auflage. Cart. 1 M. 50 Pf.

Auerbach's „Biblische Erzählungen" sind bereits vielfach in israelitischen Schulen eingeführt, eignen sich aber wegen der ansprechenden Form, die ihnen der Bearbeiter gegeben, besonders auch zur Lektüre im häuslichen Kreise. Sie stehen, wie der „Pädagogische Jahresbericht" hervorhebt, weit über dem Niveau der gebräuchlichen Bearbeitungen der biblischen Geschichte, und auch der christliche Lehrer wird sie mit gutem Erfolge benutzen können. Vom ersten Bändchen ist bereits eine vierte Auflage nöthig geworden, vom zweiten eine zweite Auflage.

Von dem Verfasser erschien in demselben Verlage:

Kleine Schul- und Hausbibel. Geschichten und erbauliche Lesestücke aus den heiligen Schriften der Israeliten. Nebst einer Auswahl der Apokryphen und der Spruchweisheit der nachbiblischen Zeit. In zwei Abtheilungen. Erste Abtheilung, sechste Auflage. Zweite Abtheilung, vierte Auflage. Jede Abtheilung geh. 2 M., geb. 2 M. 50 Pf. Beide Abtheilungen in einen Band gebunden 5 M.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Euphorion.

Eine Dichtung aus Pompeji in vier Gesängen

von

Ferdinand Gregorovius.

Vierte Auflage. 8. Geh. 2 M. 50 Pf. Cart. 3 M.

Diese anmuthige Dichtung, ein im altrömischen Geiste geschaffenes idyllisches Epos, gelangt immer mehr zu verdienter Würdigung und Verbreitung. Auch in der vorliegenden vierten Auflage, die besonders geschmackvoll ausgestattet ist, wird es ihr an erweiterter Theilnahme nicht fehlen.

„Euphorion" liegt außerdem in einer illustrirten Prachtausgabe, mit Original-Compositionen von Theodor Groffe, vor (Preis 7 M.), deren artistische Ausführung dem gewähltesten Büchertisch zur Zierde gereicht.

Verantwortlicher Redacteur: Dr. **Rudolf von Gottschall** in Leipzig. — Druck und Verlag von **F. A. Brockhaus** in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Herausgegeben von Rudolf von Gottschall.

Erscheint wöchentlich. — Nr. 36. — 8. September 1881.

Inhalt: Zur Charakteristik Tasso's. Von Otto Speyer. — Ueber deutschen Sprachgebrauch. Von Daniel Sanders. — Dialektliteratur. Von A. Hermann. — Schriften religiösen und theologischen Inhalts. — Feuilleton. (Deutsche Literatur.) — Bibliographie. — Anzeigen.

Zur Charakteristik Tasso's.

Torquato Tasso und italienisches Leben im 16. Jahrhundert. Von Pier Leopoldo Cecchi. Aus dem Italienischen übersetzt von H. Freiherrn von Lebzeltern. Autorisirte Ausgabe. Leipzig, Brockhaus. 1880. 8. 5 M.

Die Zeit ist längst vorüber, wo schon unreife Knaben, wie Wilhelm Meister, das „Befreite Jerusalem" mit Begeisterung lasen, für Tancred und Clorinde, für Sophronia und Olinto schwärmten und die wohllautenden Strophen ihrem Gedächtniß einprägten. Unser raschlebiges und realistisches Geschlecht, das kaum noch bei den eigenen Classikern aus dem vorigen Jahrhundert weilen mag, findet natürlich noch weniger Muße für die italienischen Dichter des Cinquecento und vermag weder den heroischen noch den religiösen, weder den idyllischen noch den sentimentalen Elementen derselben Geschmack abzugewinnen. Und wenn ja, so greift es gewiß immer noch eher zum „Orlando" als zur „Gerusalemme". Die üppige, immer Neues in unendlichem Wechsel gebärende Phantasie Ariost's ist ihm entschieden sympathischer als Tasso mit seinem hochfliegenden Idealismus, seiner religiösen Begeisterung, seiner angestrebten Verschmelzung des classischen und romantischen Elements, seinen breit angelegten, aufs feinste ausgeführten Schilderungen und Erzählungen. Wenn der Name des Dichters trotzdem auch noch heute in aller Gebildeten Munde ist, so ist der Tasso, den sie kennen und lieben, zumeist nicht der historische Poet des 16. Jahrhunderts, sondern die Idealfigur des Goethe'schen Dramas, eine wunderbare Verschmelzung der mit genialer Intuition in ihrem innersten Kerne erfaßten Gestalt des Helden mit der des Dichters selbst, der sie aus seinem Geiste wieder erzeugte. Schon die Zahl derer, die das ganze „Befreite Jerusalem" gelesen haben, dürfte keine allzu große sein: wer aber kennt den „Rinaldo" und „Amyntas", den „Torrismondo" und die „Schöpfungstage", oder die zahlreichen philosophischen Abhandlungen und Dialoge, wer selbst die freilich an Werth sehr verschiedenen, zum Theil aber zu dem Schönsten, was in dieser Gattung geschaffen worden, gehörigen Sonette und Canzonen?

Anders ist es in den Ländern romanischer Zunge, vor allem natürlich im Vaterlande des Dichters selbst. Tasso ist der populärste Poet Italiens: hat doch das Volk sein Hauptwerk, in den schönsten Stellen und Episoden wenigstens, durch mündliche Tradition in seine verschiedenen Dialekte übertragen; sehen wir doch noch heute in Venedig und Rom, in Neapel und Palermo einen dichten Zuhörerkreis von Männern, Weibern und Kindern den Recitator und Erzähler umstehen, mit gespanntester Theilnahme seinen Worten lauschen, voll jubelnder Begeisterung die großen Thaten Gottfried's und Rinaldo's beklatschen, bei Clorindens Schicksal heiße Thränen vergießen. Jeder Gebildete weiß zahlreiche Stellen der Dichtung auswendig; ihre Gestalten sind ihm so vertraut wie die seiner Jugendgespielen.

In der Hütte wie im Palast findet man Tasso's Geisteskinder: ihre rührenden Affecte, ihre Klagen, ihre Sehnsucht trösten den armen Schiffer, der unter brennender Sonnenhitze das Ruder schlägt, wie den Landmann, der in rauher Winterszeit den Boden umgräbt, entzünden die Begeisterung des Dichters wie des Künstlers, wecken den Geist des Philosophen, und an dem Lächeln seiner hohen Ideale richten sich ermattete Seelen nach stürmischen Lebenstagen wieder auf.

Aber nicht nur die Schöpfungen des Dichters, vor allem sein Hauptwerk, das die übrigen weit in den Schatten zurückgedrängt hat, haben von jeher die Aufmerksamkeit auf sich gezogen: in fast noch höherm Grade ist es die Person Tasso's selbst und seine Lebensschicksale, welche immer von neuem die allgemeine Theilnahme erwecken und nachgeborene Dichter wie die Gelehrten aller Culturnationen bewogen haben, ihn zum Helden ihrer Schöpfungen oder zum Gegenstand eifriger Forschung zu machen. Außer

Goethe hat ihn in Deutschland bekanntlich auch Zedlitz, in Italien Goldoni und Giacometti auf die Bühne gebracht; Byron, Leopardi u. a. haben ihn besungen; der Abbate Pierantonio Serasti und der Engländer Black haben den Untersuchungen über ihn und seine Werke fast ihr ganzes Leben gewidmet. Neuerdings hat Gnasti seine Briefe, Abhandlungen und Dialoge mit größtem Fleiße kritisch gesichtet und geordnet und dadurch auch den Untersuchungen über sein Leben eine festere Basis gegeben.

Was bewegt die Dichter, Tasso zum Gegenstande ihrer Poesien zu wählen, was die Gelehrten zu stets erneuten Forschungen über sein Leben, seinen Charakter und die Geschichte seiner Werke? Der Grund ist ein doppelter: ein Wesen voll seltsamer Widersprüche, ein Leben voll dramatischer Wechselfälle, und dazu noch der über seine innere Entwickelung wie über seine äußern Schicksale gebreitete Schleier, den all der unermüdliche Fleiß der Tasso-Forscher noch nicht vollkommen zu lüften vermocht hat. Ein gottbegnadeter Sänger, von der Natur mit den reichsten und mannichfaltigsten Gaben des Geistes und Körpers ausgestattet, schon als Jüngling berühmt und gefeiert, schien, wenn je ein Mensch, Tasso zum Glücke geboren, und doch ist er einer der unglücklichsten Menschen geworden, die je gelebt haben.

Aus der Ueppigkeit und den raffinirten Genüssen des Hoflebens immer von neuem in Elend und Noth versinkend, oft an des Leibes Nahrung und Nothdurft bittern Mangel leidend, innerlich von Scrupeln bedrängt, von Zweifeln zerrissen, von Feinden und Neidern verfolgt, von falschen Freunden verlassen, als Wahnsinniger behandelt, über sieben Jahre lang in der engen Zelle eines Irrenhauses eingesperrt — und dann von neuem hochgefeiert, von allen Seiten her zu Triumphen geladen, endlich von dem Papst zu der höchsten Ehre, der Krönung mit dem Lorber Petrarca's auf dem Capitol berufen, aber erst dann, als er todkrank mit gebrochenem Geist und Körper sich nur nach Rom zu schleppen vermochte, um statt der Krone auf dem Capitol, sein Grab im stillen Klostergarten von Sant' Onofrio zu finden: „alles", wie der italienische Dichter von einem andern Großen singt, „hat er erfahren, zweimal auf den Altären, zweimal im Staube."*)

Durch das eingehendste und gewissenhafteste Studium vor allem der Werke und Briefe des Dichters selbst, dann der Berichte und Urtheile der Zeitgenossen, endlich seiner Vorgänger unter Tasso's Biographen ist es dem Verfasser unsers Buchs wohl gelungen, hier und da das Dunkel, welches auf so vielen Partien des Lebens seines Helden ruht, etwas aufzuhellen, freilich nicht alle die vielen Räthsel, die uns dies Leben vorlegt, endgültig zu lösen. Vergeblich sucht der Leser auch hier nach einer durchaus befriedigenden Antwort auf die immer von neuem sich aufdrängenden Fragen: Hat Tasso wirklich die Prinzessin Leonore geliebt? Und welcher Art war seine Liebe? War es sinnliche Leidenschaft, oder blos schwärmerische Verehrung? Ist er ihr gegenüber über die Grenzscheide hinausgegangen, welche die beiderseitige Stellung mit sich brachte? Welcher Art waren die Gefühle der Prinzessin für ihn? Welche Gründe hatte Herzog Alfons, ihn in den strengen Kerker zu werfen und dort so lange festzuhalten trotz der dringendsten Bitten und Mahnungen mächtiger Fürsprecher? War Tasso wirklich wenigstens vorübergehend irrsinnig? Wie kam es, daß er das sich ihm so oft darbietende Glück wiederholt von sich stieß? daß er immer wieder nach dem unglückbringenden Ferrara zurückkehrte und so gleichsam mit sehenden Augen ins Verderben rannte? daß er endlich selbst jedes klare Urtheil über die eigenen Schöpfungen verlor, das Beste, was er geschaffen, gänzlich verkannte? daß er nirgends Ruhe fand und, sich äußerlich und innerlich aufreibend, dem frühen Tode entgegentrieb?

Auf alle diese Fragen vermag unser Autor nur mit mehr oder weniger gutbegründeten und wahrscheinlichen Hypothesen zu antworten. Wir wollen ihm das keineswegs zur Last legen; wir glauben vielmehr, daß auf die Mehrzahl jener Fragen sich nie eine sichere Antwort finden lassen, daß gar manches Räthsel im äußern wie im innern Leben des Dichters stets ungelöst bleiben wird. Waren doch auch die Freunde und Zeitgenossen des Dichters selbst über sein Wesen wie über seine Schicksale und deren Ursachen vielfach im Unklaren. Mögen wir jetzt auch, aus größerer Entfernung und mit reicherm Material ausgerüstet als sie, manches deutlicher erkennen: ganz ins Klare werden wir so wenig kommen wie Manso, Costantini, ja wie Tasso selbst, der so oft über sich wie über die andern und das, was er von ihnen erfuhr, von Ungewißheit und Zweifeln gequält ward.

Pier Leopoldo Cecchi ist Professor der Geschichte am Lyceum zu Palermo.*) Sein Buch ist im ganzen von der Kritik des In- und Auslandes günstig beurtheilt worden; die solide Basis gründlicher Studien, auf der es aufgebaut ist, hat mit Recht allgemeine Anerkennung gefunden. Auch den kritischen Scharfsinn, den man ihm nachrühmt, wollen wir nicht in Abrede stellen; nur fehlt ihm leider, wie es scheint, die Gabe, die gefundenen Resultate mit scharfer Dialektik und klarer logischer Verknüpfung der Gedanken aus den Quellen abzuleiten und dadurch den Leser überall von der Richtigkeit seiner Auffassung zu überzeugen. Auch der Sprache mangelt es an der für einen solchen Stoff erforderlichen Durchsichtigkeit und Concision; sie ist allzu blumen- und bilderreich, hier und da selbst an die Cinquecentisten erinnernd, bewegt sich öfters zu sehr in etwas vagen Allgemeinheiten, oder setzt Fragen und Ausrufungen an die Stelle der schlichten Erzählung oder der einfachen logischen Entwickelung. So

*) Manzoni, Il cinque Maggio:

Tutto ei provò. . . .
Due volte nella polvere,
Due volte sugli altar.

*) Das liceo der Italiener entspricht etwa unsern drei obern Gymnasialklassen, die aber einen von den untern, dem ginnasio, gesonderten Organismus bilden.

ist unter anderm immer wieder von den Intriguen der Höflinge und Neider die Rede, die Tasso verfolgen und ihn beim Herzog wie bei den Prinzessinnen anschwärzen; aber wir werden weder über die Motive noch über die einzelnen Thatsachen irgend genügend aufgeklärt. Dabei setzt der Verfasser die genaueste Kenntniß nicht nur der Dichtwerke und philosophischen Abhandlungen, sondern auch der Privatbriefe Tasso's voraus, wenn wir sein Buch durchweg gründlich verstehen und seine Behauptungen richtig würdigen sollen. Seine Absicht, aus den Gedichten wie aus den Briefen die Entwickelung des Seelenlebens Tasso's zu entnehmen, konnte nur theilweise gelingen, weil bei ihm fast noch mehr als bei jedem andern diese wie jene nur augenblickliche, stets wechselnde Stimmungen abspiegeln, die bei der Beurtheilung des Seelenzustandes im allgemeinen nur Anhaltspunkte von zweifelhaftem Werthe darbieten. Auch berücksichtigt er dabei das Einzelne oft zu sehr und gelangt darüber nicht zu einem befriedigenden Gesammtresultate. Hier und da finden sich in seinen Aeußerungen über den Dichter sogar Widersprüche, die freilich bei dem wechselnden, widerspruchsvollen Wesen des Helden erklärlich genug sind, aber doch beweisen, daß der Biograph selbst nicht zu einer klaren, in sich geschlossenen Anschauung der charakteristischen Grundelemente dieses Wesens und ihrer Entwickelung durchgedrungen ist. Auch das ihm ertheilte Zeugniß vollkommener Objectivität und Unparteilichkeit können wir nicht ganz ohne Vorbehalt unterschreiben. Gewiß hat er nie die Absicht, die Menschen und Dinge anders darzustellen als sie ihm erscheinen; aber er hegt eine solche innere Vorliebe für seinen Helden, daß das Bedürfniß, ihn zu vertheidigen oder zu entschuldigen, sich immer wieder unwillkürlich hervordrängt, und infolge dessen Sonne und Wind zwischen dem Dichter und seinen Gegnern nicht immer ganz gleichmäßig vertheilt erscheinen. So bei der Besprechung der Beurtheilung des „Befreiten Jerusalem" seitens der florentiner Akademiker unter dem Vortritt Salviati's. Die Kritik war ohne Zweifel pedantisch, kleinlich, oft hämisch und gewiß zum Theil vom Neide eingegeben. Aber hören wir, welche Schilderung Cecchi, allerdings nicht ohne sie zum Theil mit Citaten zu belegen, von dem Literatenwesen und der Kritik jener Zeit in Italien gibt:

Die Kritiker geberdeten sich, als wären sie die Meister im Universum; für sie war die Bedeutung der Worte gleichgültig, ihre ganze Kunst bestand im harmonischen Bau der Perioden und in Phrasen. Die Literatur ward ein geschäftiger Müßiggang, ihr Endziel war Vergnügen; jedes moralischen Gehalts bar, gefiel sie sich im dreisten, übermüthigen Insultiren; ob die Wahrheit gesprochen wurde oder nicht, daran war blutwenig gelegen; der leere Wortstreit, wobei man sich alles, auch die Lüge erlauben konnte, war das Steckenpferd, auf dem man jeder vernünftigen Erörterung auswich; die Kritiker verfolgten nur den Zweck gegenseitiger Beschimpfungen oder weithin schallender Schmeicheleien, um selbst besonders gelehrt und weise zu erscheinen. Wer sich beigehen ließ, einem von diesen Leuten nur mit einer bescheidenen Einwendung oder Bemerkung entgegenzutreten, der wurde von ihm in hochmüthiger Erbitterung, mit rollenden Augen, zerzaustem Barthaar und erblaßten Wangen angeschrien: „Ach, Armseliger, Ihr seid ein Dummkopf! Ein Feind des Vaterlandes! Ein falscher, treuloser Mensch!" Und so fort, bis er sich heiser geschrien. Dann wendet er sich an das Auditorium und schließt mit den Worten: „Ich verkenne nicht, o meine lieben Akademiker, den Abscheu, den ihr vor diesem Menschen hegt, sei es wegen seines Wankelmuths, seiner heimtückischen Lästerung aller Guten und seines beleidigenden trügerischen Benehmens, oder weil er immer auf Verrath und Empörung sinnt."

Daß diesem Bilde wahre Züge zu Grunde liegen, wird kein Kenner jener Zustände, daß sie aber zugleich durch einseitige Uebertreibung zur Caricatur verzerrt erscheinen, kein unbefangener Leser leugnen. Uebrigens ist betreffs aller der erwähnten Punkte der südländischen Eigenthümlichkeit des Verfassers wie des Publikums, für das er schrieb, Rechnung zu tragen. Manches, was wir als Mangel empfinden, dürfte dort vielleicht eher als ein Vorzug des Werks aufgefaßt werden.

Der Titel des Buchs erscheint gerechtfertigt, insofern eine Lebensbeschreibung Tasso's, die ihren Helden nacheinander fast in alle Hauptstädte der Halbinsel von Neapel bis Venedig und Turin hin begleiten, sein Verhältniß zu einer außerordentlich großen Zahl der verschiedensten Menschen beider Geschlechter beleuchten muß, den Biographen nöthigt, wenn nicht ein vollständiges Bild des gesellschaftlichen Lebens jener Zeit in Italien zu entrollen, doch wenigstens durch fortwährende Seitenblicke und Erklärungen dem modernen Leser verständlich zu machen, was ihm sonst an jenen von den unserigen so verschiedenen Verhältnissen und Lebensbedingungen dunkel bleiben würde. Der Verfasser ist sich aber auch vollkommen klar darüber, daß die Geschichte keines Menschenlebens, am wenigsten die eines so bestimmbaren, von seiner Umgebung so stark beeinflußten Menschen wie Tasso, in ihrer vollen Bedeutung zu erfassen und darzustellen ist ohne eine bald mehr bald weniger eingehende Bekanntschaft mit den andern Personen des Dramas, in dem unser Held die Hauptrolle spielt, sowie auch mit den Zuständen und Verhältnissen, in deren Mitte er sich bewegt. Einzelne Kapitel sind ganz diesem Zwecke gewidmet, wie „Die italienische Frau der Renaissance", „Die «Cortigiana» der Renaissance", der französische und der römische Hof zu Tasso's Zeiten. Im übrigen beschränkt sich, dem Gegenstande entsprechend, die Darstellung des „italienischen Lebens im 16. Jahrhundert" auf das Treiben an den Höfen und theilweise in der Gelehrtenwelt; das Volksleben bleibt gänzlich aus dem Spiele. Die Schilderungen sind farbenreich und im wesentlichen treu, wenn auch nicht immer ohne eine gewisse Einseitigkeit.

Der Verfasser sagt in der Einleitung, er beabsichtige mehr eine Charakterschilderung als eine Biographie seines Helden. Allerdings sehen wir ihn fortwährend bemüht, aus den Werken wie aus den Thaten des Dichters den Gang seines innern Lebens und seine wechselnden Seelenzustände zu entwickeln. Nichtsdestoweniger ist auch betreffs

der äußern Schicksale, die uns naturgemäß in chronologischer Folge von der Geburt bis zum Tode vorgeführt werden, nichts Erwähnenswerthes übergangen. Was aber wenigstens der ausländische Leser ungern vermißt, ist einerseits das bibliographische Element, andererseits eine eingehende Analyse der Hauptwerke des Dichters. Die genaue Kenntniß und richtige Schätzung der beiden „Gerusalemme", der „liberata" wie der „conquistata", setzt der Verfasser offenbar bei seinen Landsleuten als so allgemein verbreitet voraus, daß ihm ein näheres Eingehen darauf durchaus überflüssig erscheint. Aber auch über den „Rinaldo" und den „Amyntas", den „Torrismondo" und die „Sieben Schöpfungstage" erhalten wir viel mehr nur Andeutungen oder kurz motivirte Urtheile als genaue Analysen. Die kleinern Gedichte sind nur insoweit berücksichtigt, als sie für das Leben oder den Gemüthszustand des Autors zu verwerthen waren; ähnlich die Abhandlungen und Dialoge. So vermittelt das Buch allerdings mehr eine Kenntniß davon, was Tasso gewesen — soweit der Verfasser selbst hierüber ins Klare kommen konnte —, als dessen, was er geleistet, obgleich und vielleicht auch weil das letztere die leichtere Aufgabe gewesen wäre.

Das Buch zerfällt nach einer Einleitung, die kurz der Schriftsteller gedenkt, die sich vor unserm Autor mit dem gleichen Gegenstande beschäftigt haben, und dann die eigenen Intentionen darlegt, in neun Kapitel: „Kindheit und Jugend des Torquato Tasso"; „Von Tasso's Eintritt am Hofe zu Ferrara bis zur Reise nach Frankreich"; „Torquato Tasso am französischen Hofe"; „Vom Hofe Alfons' II. bis zur ersten Flucht"; „Reise (!) nach Sant-Anna"; „Die Gefangenschaft in Sant-Anna"; „Von der Entlassung aus aus dem Hospital Sant-Anna bis zur Reise nach Rom"; „Torquato Tasso in Rom"; „Tasso's letzte Lebenstage". Jedes Kapitel gliedert sich wieder in eine Anzahl an Umfang und Bedeutung sehr ungleicher Unterabtheilungen. So erscheinen, obgleich wir es eigentlich mit einer Charakterschilderung zu thun haben sollen, die äußern Ereignisse als der einzige Faden, an dem die Darstellung sich aufreiht.

Es ist ein entschiedenes Verdienst unsers Autors, wenn er nicht gleich der Mehrzahl seiner Vorgänger sich begnügt, die äußere wie die innere Lebensgeschichte seines Helden nur auf die Naturanlage des Menschen und Dichters, auf seine Erziehung, auf den Einfluß derer, mit denen er verkehrte, zurückzuführen, sondern fast den Hauptaccent auf die Wirkung legt, welche der ganze Charakter der Epoche, in der Tasso lebte, auf einen so eigenartigen Organismus ausüben mußte. In dem gewaltigen Ringen und Streben des 16. Jahrhunderts, wo Autorität und Geistesfreiheit, wo Mittelalter und Neuzeit um die Herrschaft kämpften, wo die ganze in Gärung gerathene europäische Geisterwelt einem brausenden, wogenschlagenden Meere glich, gingen sogar starke Geister, für die es „eine Lust war, zu leben", in diesem Völkerfrühlingssturm zu Grunde: ein zugleich so zart organisirtes und empfängliches Wesen wie der junge Tasso war den gewaltigen Erschütterungen eines solchen Kampfes in keiner Weise gewachsen. Auch in ihm spiegelten sich die neuen Ideen der Zeit wieder, auch er erfaßte die neuen Ideale mit leidenschaftlicher Glut; aber er vermochte den Conflict zwischen dem Alten und dem Neuen weder in sich selbst zu lösen und zu harmonischer Ausgleichung zu bringen, noch besaß er Zähigkeit, Widerstandskraft und Stahlhärte des Charakters genug, um den äußern mächtigen Gegnern gewachsen zu sein. Nach der jesuitischen Schulung seiner Kindheit auf der Universität alle Fesseln der Autorität von sich werfend, gelangte er doch nie dahin, die höchsten Probleme des Lebens auch nur auf eine ihn subjectiv befriedigende Weise zu lösen. Er wagte nicht, die letzten Consequenzen des eigenen Denkens zu ziehen; religiös beanlagt, ängstlich besorgt um sein diesseitiges und jenseitiges Heil, fiel er in den alten Autoritätsglauben zurück, gegen den er sich doch immer von neuem innerlich empörte. Je älter er ward, um so schreiender wurden die Contraste in seinem Innern: bald gläubig, bald skeptisch, bald schwärmend, bald philosophirend, wurde er endlich nicht nur der Welt und den Freunden, sondern sich selbst unfaßlich. In der Jugend wagte er es, ein neues Princip der modernen Dichtkunst aufzustellen, die Unverbindlichkeit der alten Muster nachzuweisen und kühn zu behaupten, daß man weder Homer noch Ariost zum Vorbilde zu wählen brauche. Aber von allen Seiten auf das heftigste angegriffen, entsank ihm der Muth; seiner geistigen Constitution fehlte die ausdauernde Energie, um die neue Fahne zum Siege zu führen: ja er ließ sich bewegen, das für richtig, wahr und schön Erkannte selbst zu verwerfen, endlich das Meisterwerk seines Lebens als eine unreife Jugendarbeit zu verdammen. Eine von Haus aus naive Natur mit dem Bedürfniß nach Wahrheit und dem treuherzigen Glauben, er brauche sie nur offen auszusprechen, um die Welt zur Erkenntniß und zum Bekenntniß derselben zu bringen selbst an den verdorbenen Höfen der kleinen Despoten seines Vaterlandes, dem Sitze der Schmeichelei, des Schmarotzerthums, der gleißnerischen Lüge, der Misgunst und des Neides, mußte er die bittersten Enttäuschungen erleben, eine seiner Illusionen nach der andern schwinden sehen und Erfahrungen machen, die ruhig hinzunehmen sein Gemüth nicht stark genug, sein Temperament zu leidenschaftlich war. Ohne Vermögen, ohne festen und lohnenden Beruf, zu dem der Vater, dessen Dichterruf nur durch des größern Sohnes Namen in den Schatten gestellt worden ist, durch eigene Erfahrung in seinem Hof- und Dichterleben gewarnt, ihn anfangs bestimmt hatte, von der Freigebigkeit und Gnade der Fürsten lebend und doch nicht gewillt, ihnen wahrheitswidrige Schmeicheleien zu sagen und ununterbrochen Weihrauch zu streuen, dabei unvorsichtig, leidenschaftlich, ohne Selbstbeherrschung, sah er sich natürlich immer neuer Zurücksetzung, Anfeindung, Verfolgung ausgesetzt. Mit einem so hohen Begriffe von der Bedeutung seiner Kunst und seinem eigenen Werthe, daß er sich nicht begnügte mit dem:

Es soll der Dichter mit dem König gehen,
Denn beide stehen auf der Menschheit Höhen,

sondern mit bestimmter Beziehung auf sich selbst ausrief: „Der Dichter steht doch wol höher als der Fürst", fühlte er sich doch abhängig von den Gunstbezeigungen der Großen, mußte er in ihrem Dienste leben und, was schlimmer war, konnte er das Hofleben auch nicht entbehren. Immer von neuem sehen wir ihn, wenn er kann, nicht im Stande die Demüthigungen seines stolzen Selbstbewußtseins länger zu ertragen, geflohen ist, einem Schmetterling gleich der unwiderstehlich anziehenden Lichtflamme wieder zutaumeln, bis er bei der dritten Rückkehr nach Ferrara, mit offenen Augen ins Verderben stürzend, sich die Flügel unheilbar versengt. Er konnte die schöne und auch geradezu die vornehme Welt so wenig entbehren wie den Himmel; er schwärmte für die Gärten Armida's nicht minder als für das Leben im Reiche Gottes, und die allgemeine Anerkennung und Bewunderung vor allem seitens der Großen dieser Welt war ihm unabweisbares Bedürfniß. Mußte nicht ein solcher Mensch, dem die innere wie die äußere Unabhängigkeit fehlte, der sich auch „im Geräusch der Welt" nicht zu einem festen, in sich geschlossenen Charakter ausgebildet hatte, nothwendig unglücklich werden, selbst wenn ihn nicht so schwere Schicksalsschläge getroffen hätten wie unsern Dichter?

Wenn auch unser Buch diese Auffassung nirgends mit klaren Worten ausspricht, so glauben wir doch aus zahlreichen Andeutungen wie aus dem ganzen Verlaufe der Darstellung entnehmen zu dürfen, daß der Autor dieselbe im wesentlichen theilt, obschon er auch hier und da geneigt scheint, den äußern Schicksalen einen zu großen Einfluß auf die Lebensentwickelung des Dichters einzuräumen. Wir müssen es uns versagen, auf seine Untersuchungen über das Verhältniß Tasso's zu Leonore und Lucrezia d'Este, zu dem Herzog Alfons, über die Gründe, welche diesen zur Einsperrung und langen Gefangenhaltung des Dichters bewogen, wie über das Vorhandensein einer wirklichen Geisteskrankheit bei dem letztern näher einzugehen. Wenn aber, wie bereits erwähnt wurde, die vorliegende Schrift auf keine dieser Fragen eine endgültige Antwort zu geben vermag, so stellt sie doch das zu ihrer Lösung vorhandene Material zumal aus den eigenen Aeußerungen Tasso's sorgfältig und möglichst vollständig zusammen und liefert den Beweis, daß der Verfasser die sämmtlichen Werke seines Helden mit der größten Aufmerksamkeit studirt hat. Oft führt er denselben selbstredend ein und citirt zur Stütze seiner Behauptungen zahlreiche Stellen aus seinen Gedichten sowie eine Anzahl vollständiger Sonette.

Am Eingange des Buchs finden wir eine treffliche Uebersetzung oder vielmehr Nachbildung des schönen Sonetts, in dem Tasso's treuester Freund, Costantini, dem Geschiedenen ein rührendes Denkmal gesetzt hat. Warum aber hat uns der Uebersetzer nicht auch die zahlreichen in den Text eingestreuten Sonette Tasso's selbst in unserer Muttersprache wiedergegeben? Er arbeitete doch nicht für die kleine Minderzahl seiner Landsleute, die, des Italienischen vollkommen mächtig, nach dem Originale selbst greifen kann; was nützen den andern die herrlichen Gedichte? Im übrigen verdient die Uebersetzung, in fließendem und correctem Deutsch geschrieben, ohne sich unerlaubte Freiheiten mit dem Original zu nehmen, uneingeschränktes Lob. Es ist überhaupt eine Freude, zu sehen, in welchem Maße der literarische Wechselverkehr zwischen Deutschland und Italien in den letzten zwei Jahrzehnten zugenommen hat. Jedes wahrhaft bedeutende Geistesproduct in dem einen wie dem andern Lande wandert alsbald über die Alpenkette, um das gemeinsame Eigenthum, sei es der Fachmänner, sei es des gebildeten Publikums beider Länder überhaupt zu werden. So wünschen wir, daß auch das vorliegende Buch weite Verbreitung finden und dadurch neue Anregung zum Studium und zum Genusse der Meisterwerke des größten unter den Dichtern der italienischen Renaissance geben möge.

Otto Speyer.

Ueber deutschen Sprachgebrauch.

Sprachgebrauch und Sprachrichtigkeit im Deutschen. Von Karl Gustav Andresen. Heilbronn, Henninger. 1880. Gr. 8. 5 M.

Bei der Ausarbeitung meiner Schrift — heißt es in dem kurzen Vorwort — ist es mir keinen Augenblick entgangen, daß sie sehr viele Angriffspunkte bietet, sei es in Betreff der äußern Einrichtung und Anordnung der einzelnen Abschnitte, oder mit Rücksicht auf mancherlei ungewohnte Behauptungen und Verneinungen.

Unklar bleibt, was der Verfasser mit diesem eigenthümlichen Geständniß bezweckt. Man begreift wol, wenn es auf der folgenden Seite heißt:

.Wie es meistens geschieht, ist auch mir während des Drucks mehrerlei aufgefallen, was ich anders hätte machen mögen.

1881.

Hier tritt eben das verhängnißvolle Zu spät! ein. Emendaturus si licuisset erat. Aber wenn dem Verfasser schon „bei der Ausarbeitung keinen Augenblick entgangen ist, daß seine Schrift sehr viele Angriffspunkte bietet", warum hat er denn darin keine Aenderung getroffen?

Was der Verfasser „anders hätte machen mögen", wenn er es nicht zu spät (erst während des Drucks) bemerkt hätte, bezieht sich, wie er hinzufügt, „mehr auf Nebendinge als auf das Wesen des Gegenstandes und die Behandlung seiner einzelnen Theile". Es kann daher füglich hier wol unerörtert bleiben. Ferner aber meint der Verfasser:

Dem Mangel der üblichen, durch Kapitel und Ueberschriften, mindestens durch einen großen Raum, in dem nichts steht, be-

zeichneten Pausen und Uebergänge wird die Beigabe eines Inhaltsverzeichnisses und eines ausführlichen Registers der Wörter und Formen vielleicht das Gleichgewicht halten.

Der Verfasser hätte es für die Beseitigung eines ihm selber bei der Ausarbeitung fortwährend sich aufdrängenden Uebelstandes doch lieber nicht auf ein solches „Vielleicht" ankommen lassen, sondern von vornherein für eine lichtvolle, übersichtliche, klar und deutlich hervortretende äußere Einrichtung und Anordnung Sorge tragen sollen, wie der Baumeister schon beim Entwurf des Risses auf die richtige Erhellung Bedacht nimmt, weil er weiß, daß das hier Versäumte oder Verpfuschte sich nicht durch nachträgliche Nothbehelfe ersetzen läßt. Weiter aber sagt nun der Verfasser:

Was den zweiten, viel wichtigern Punkt anlangt, so will ich offen bekennen, daß ich zwar nicht darauf ausgegangen, aber oft in die Lage gekommen bin, herkömmlichen Urtheilen oder Voraussetzungen zu widersprechen.

Aha, jetzt kommt die Hauptsache! — dachte ich, und so denken wahrscheinlich wol auch die Leser. Aber dann werden sie sich ebenso enttäuscht sehen, wie ich es war; denn es folgt durchaus nichts weiter über diesen wichtigen Punkt: kein Wort darüber, daß etwa die Widersprüche gegen das allgemein Angenommene und Hergebrachte nach dem Zweck und Plan des Buchs unvermeidlich gewesen seien, und daß der Verfasser hoffe oder — noch besser — überzeugt sei, durch die Kraft schlagender Gründe das Irrige und Falsche in den bisher herrschenden Anschauungen und Urtheilen zu erweisen und die unbefangen prüfenden Leser zu seiner richtigern und bessern An- und Einsicht zu bekehren u. s. w.

Dies vollständige Schweigen des Verfassers aber über den Punkt, den er so nachdrucksvoll selbst als den wichtigsten bezeichnet hat, macht ganz den Eindruck, wie wenn jemand einen gewaltigen Anlauf zum Sprunge nimmt und dann den Sprung unterläßt.

Weiter berichtet der Verfasser, daß er seine Beispiele „aus einer verhältnißmäßig nicht umfangreichen Zahl von Quellen", namentlich aus den Schriften Goethe's, Jakob Grimm's und aus der „Kölnischen Zeitung" geschöpft habe.

Den bisher noch nicht zur Besprechung gelangten einleitenden Absatz des Vorworts setze ich vollständig her. Der Leser wird, auch ohne daß ich im besondern darauf aufmerksam mache, leicht wahrnehmen, wie auch hier die lässig-bequeme Darstellungsweise des Verfassers der scharfen Heraushebung des Hauptpunktes (der Bestimmung und Abgrenzung zwischen Grammatik und Stilistik) gleichsam geflissentlich aus dem Wege geht, wie er um den Nagel herumklopft, ohne ihn auf den Kopf zu treffen. Seine Worte lauten:

Dies Buch ist großentheils aus Vorlesungen entstanden, welche ich über deutsche Grammatik und deutschen Stil an der hiesigen (der bonner) Universität gehalten habe. Grammatik und Stil betreffen beide die Sprache; wer sich stilistisch mangelhaft ausdrückt, verstößt nicht weniger gegen die Sprache, als wer grammatisch fehlerhaft spricht oder schreibt. Während die eigentliche Grammatik sich auf Formenlehre und Syntax beschränken darf, haben Untersuchungen über den Stil vorzugsweise andere Verhältnisse zu berücksichtigen, namentlich Deutlichkeit, Uebersichtlichkeit und logische Richtigkeit, Wohlklang und Reinheit des Ausdrucks. Eine Kritik des Sprachgebrauchs wird jedes dieser beiden Hauptgebiete betreten müssen, braucht sich aber nicht die Aufgabe zu stellen, beide getrennt nacheinander zu betrachten; sie wird vielmehr in sehr vielen Fällen nicht allein Grund haben, sondern auch genöthigt sein, von dem einen in das andere überzugreifen. In einzelnen Punkten freilich gehen Grammatik und Stil ihre besondern Wege, welche sich wenig oder nicht berühren, jene z. B. in der Wortschreibung, dieser im Gebrauch der Fremdwörter.

Soweit das Vorwort, das allerdings nicht geeignet ist, ein günstiges Vorurtheil für das Buch zu erwecken; doch wenden wir uns nun zu diesem selbst.

Leider begegnen wir hier gleich in der Einleitung wieder derselben Weise, die wir in dem Vorwort haben tadeln müssen. Das Buch beginnt so:

Wenn in frühern Zeiten nach dem Sprachgebrauch entschieden zu werden pflegte, ob in der Sprache Wort- und Redeformen richtig oder unrichtig seien, so wurde fast stillschweigend angenommen, daß derselbe als oberster Gesetzgeber und Herrscher zu betrachten sei. Man gab sich dabei, mehr oder weniger unbewußt, der Voraussetzung hin, daß der Sprachgebrauch sich nicht willkürlich, sondern nach organischen Gesetzen entwickelt und gestaltet habe. Und in der That, wo dies der Fall ist, wo der Gebrauch wirklich als der treueste Ausdruck desjenigen, was gesetzmäßig ist, gelten darf, da fallen die Begriffe Sprachgebrauch und Sprachrichtigkeit so gut wie zusammen, und es bedarf eigentlich nur eines äußern Studiums des Gebrauchs, um über die Richtigkeit der einzelnen Erscheinungen in einer Sprache zu urtheilen.

Jeder an folgerichtiges Denken gewöhnte Leser erwartet hier wol nach dem einräumenden Zugeständniß, welches mit den Worten „in der That" eingeleitet ist, einen mit „aber" u. s. w. eingeleiteten beschränkenden Satz, in welchem das Verhältniß zwischen Sprachgebrauch und Sprachrichtigkeit entschieden und entscheidend werde aufgestellt und abgegrenzt werden. Aber auch hier bleibt, ähnlich wie in einem früher besprochenen Falle, der nach dem genommenen Anlauf mit Sicherheit erwartete Satz aus. Freilich folgt nun ein langes und breites, namentlich gegen den vortrefflichen Adelung sich richtendes Gerede über die Gewalt des Sprachgebrauchs, aber aus der nebelhaft verschwimmenden Breite dieses wirren und ungeordneten Durcheinanders, auf das wir unten noch zurückkommen müssen, tritt kaum etwas anderes deutlich und bestimmt hervor, als daß der Verfasser die Berechtigung des Sprachgebrauchs bestreitet. Was er dabei unter Sprachgebrauch versteht, bleibt unklar, und noch weniger empfängt der Leser überzeugende Beweisgründe für die Behauptungen des Verfassers, die in dem Ausspruch gipfeln:

So kann er (der Sprachgebrauch) auch nicht als eine Richtschnur gelten, nach der wir zu entscheiden haben, ob eine Wort- und Redeform sprachrichtig oder sprachwidrig sei. Diesen Nachweis gibt vielmehr allein die Sprache selbst innerhalb der Befugnisse, welche ihr zukommen und deren sie bedarf.

Aber was ist mit einem solchen Satz anzufangen? Worin bekundet sich denn „die Sprache innerhalb ihrer

Befugnisse", wenn nicht eben in dem Sprachgebrauch? Um einigermaßen Klarheit über die Meinung des Verfassers zu erhalten, werden wir ihn schon weiter hören müssen. Er fährt fort:

Den Weg zeigt der Grammatiker, indem er die von ihm erkannten Gesetze der Sprache zur begründeten Feststellung zumal des schwankenden Sprachgebrauchs darlegt und geltend macht.

So viel erkennt man wol hieraus, daß nach der Ansicht des Verfassers der Sprachgebrauch nicht über, sondern unter dem „Grammatiker" steht. Aber wer ist denn nun dieser „Grammatiker" κατ' ἐξοχήν, der hier für die vorher genannte „Sprache innerhalb ihrer Befugnisse" eintritt? Der Verfasser nennt oder bezeichnet ihn nicht weiter, sondern läßt gleich wieder an der Stelle etwas anderes eintreten: die Grammatik. Er fährt nämlich fort:

In diesem Sinne ist die Grammatik nicht blos Dienerin des Sprachgebrauchs, sondern auch seine Gebieterin, die ihn vor ihren Richterstuhl zieht und sein Verfahren lobt oder tadelt.

Wir werden uns erlauben, die Fassung dieses Satzes, den der Verfasser — nach einer Anführung Heyse's — mit einer Aenderung aus Seidenstücker sich angeeignet hat, weiter unten vor den vereinigten Gerichtshof des Sprachgebrauchs, der Grammatik und der Logik, zu ziehen, wollen aber zunächst ohne weitere Unterbrechung dem Verfasser das Wort lassen, welcher fortfährt:

Gelingt es ihr (der Grammatik), dem falschen Sprachgebrauch, der nicht selten von einseitigen Grammatikern geschaffen oder vorbereitet worden ist, eine andere Richtung zu geben, so hat sie das beste Ziel errungen.

Nach der hier von dem Verfasser selbst ausgesprochenen ganz richtigen Unterscheidung zwischen der „Grammatik" und „einseitigen Grammatikern" kann doch unmöglich eines, vielleicht nur allzu einseitigen Grammatikers Ansicht oder Urtheil endgültig über die Richtigkeit oder Unrichtigkeit des Sprachgebrauchs entscheiden sollen, und da der Verfasser „den" κατ' ἐξοχήν Grammatiker nicht nennt, welcher bei ihm die Stelle nicht nur „der Grammatik", sondern sogar „der Sprache selbst innerhalb ihrer Befugnisse" einnimmt, so ist man mit dem ganzen Gerede um kein Haarbreit gefördert.

Nach meiner Anschauung nimmt jeder Grammatiker dem Sprachgebrauch im engern Sinne, d. i. dem herrschenden und allgemein anerkannten Sprachgebrauch gegenüber eine weit bescheidenere und untergeordnetere Stellung ein, als der Verfasser für sich in Anspruch nimmt. Ich habe diese meine Anschauung schon vor 25 Jahren (1856 in dem Vorwort zu der ersten Auflage meines „Katechismus der Orthographie") ausgesprochen mit den Worten: „Sprach- und Schriftgebrauch gelten mir als Erzeugniß des rastlos wirkenden Volksgeistes, das der Sprachforscher nicht etwa «machen», sondern anerkennen und, soweit er kann, in seinen Gründen erkennen soll."

Dazu füge ich jetzt das Folgende: Aus dem herrschenden Sprachgebrauch, in welchem die Gesetze der Sprache in ihrer Anwendung auf die einzelnen Fälle in die Erscheinung treten, wird der Sprachlehrer unter möglichst gründlicher und tiefer Erforschung des Warum für die einzelnen zu Tage tretenden Erscheinungen bestrebt sein, so viel er irgend kann, allgemeine und umfassende Regeln der Sprache abzuziehen. Dabei aber kann und wird er nicht verkennen, daß er sich in einer ähnlichen Lage befindet wie der Sternkundige, der für die Bahnen und Bewegungen der Himmelskörper zunächst nur die hauptsächlich wirkenden Kräfte in Rechnung zieht, aber sehr wohl weiß, daß dann seine Berechnung für die „Störungen" durch andere Einwirkungen noch wesentlicher Berichtigungen bedarf. Auch in den Erscheinungen der Sprache machen sich vielfach neben den hauptsächlich hervortretenden Gesetzen noch andere nicht minder gesetzmäßige Einwirkungen geltend, welche „Abweichungen", „Ausnahmen" von der Regel erzeugen. Und wie in der Sternkunde die Störungsrechnungen das schwierigste sind, so in der Sprachforschung die Erkennung aller der Umstände und Einflüsse, welche in den einzelnen Fällen des Sprachgebrauchs gerade die bestimmte Abweichung von der Regel bedingen. Der Sprachforscher wird, soweit er irgend vermag, die Gründe der Abweichung aufzufinden beflissen sein; aber auch da, wo er für die Ausnahme keine, oder doch keine vollkommen ausreichende Erklärung zu bieten im Stande ist, wird er seine unzureichende Erkenntnißkraft bekennen, nicht aber fordern, daß der feststehende allgemeine Sprachgebrauch nach seiner, des Grammatikers, Regel geändert werden solle. Es wäre dies kaum etwas anderes, als wenn der Astronom, dessen Berechnung sich mit einer genau und richtig beobachteten Himmelserscheinung nicht in vollem Einklange befindet, den Irrthum nicht in seiner Rechnung, namentlich in dem Außerachtlassen einer Störungsursache, sondern in dem Gange des Weltkörpers suchen wollte.

Das hier Gesagte gilt jedoch begreiflicherweise nur von dem wirklich bereits allgemein durchgedrungenen und anerkannten feststehenden Sprachgebrauch: aber „es gibt im Deutschen wie in jeder noch in lebendiger Fortentwickelung begriffenen Sprache, unberührt von den allgemein anerkannten Regeln, die allen Gebildeten geläufig und vertraut sind, und gegen die sie deshalb niemals verstoßen werden, eine nicht geringe Anzahl von Fällen, in denen sich der Sprachgebrauch noch nicht, oder doch mindestens noch nicht ganz entschieden und zweifellos festgestellt hat und in denen das Schwanken bei Gebildeten und selbst bei Schriftstellern eine Unsicherheit erzeugt, ob die in einem bestimmten Fall nebeneinander vorkommenden verschiedenen Formen und Ausdrucksweisen gleichberechtigt sind, oder welche die richtigere oder vielleicht die allein richtige sein dürfte".*)

*) Das Angeführte bildet den Anfang des Vorworts meines „Kurzgefaßten Wörterbuchs der Hauptschwierigkeiten in der deutschen Sprache" (1872). Zu den bisjetzt erschienenen elf Auflagen dieses Buchs ist im vorigen Jahre noch eine sogenannte „Große Ausgabe" von fast dem doppelten Umfange hinzugekommen unter dem Titel „Wörterbuch der Hauptschwierigkeiten in der deutschen Sprache".

In solchen Fällen, in welchen der rastlos wirkende Volksgeist in der lebenden und lebendig sich fortentwickelnden Sprache aus den verschiedenen in- und gegeneinander wirkenden Richtungen noch nicht einen bestimmten festen Sprachgebrauch erzeugt hat, sondern erst zu erzeugen im Begriff ist, stellt sich die Aufgabe des Sprachlehrers wesentlich anders als dem bereits fest bestehenden und allgemein geltenden Sprachgebrauch gegenüber. Wo der Volksgeist seine endgültige Entscheidung einmal getroffen, da hat der Sprachlehrer sich zu bescheiden und unterzuordnen. Wenn des Grammatikers Regeln mit dem allgemein anerkannten Sprachgebrauch nicht in Einklang sind, so sind eben die Regeln nicht richtig oder doch nicht ganz richtig, namentlich oft zu beschränkt und einseitig, indem nicht alle einschlägigen Verhältnisse bekannt und nach dem Maße ihres ausschlaggebenden Gewichts berücksichtigt und gewürdigt sind. In gar manchen Fällen wird es der Spürkraft eines scharfsinnigen Forschers bei Ausnahmen gelingen, zu entdecken und nachzuweisen, in welchen abweichenden Verhältnissen des vorliegenden Falles die Abweichung von dem sonst Geltenden ihren triftigen Grund hat; aber auch wo das nicht gelingt, wird der sich seiner Befugniß bewußte Grammatiker nicht nach seinem System und seinen Regeln die Sprache, als das freie Erzeugniß des lebendigen Volksgeistes, machen, meistern und beugen wollen. Dagegen, dem erst werdenden und sich bildenden, noch hier- und dahin schwankenden Sprachgebrauch gegenüber hat der Sprachlehrer nicht blos die Befugniß, sondern selbst die Pflicht, darzulegen, welche Weise des Sprachgebrauchs nach Maßgabe der feststehenden Sprachgesetze seinem prüfenden Urtheil als die richtigere oder die allein richtige erscheint, und je gründlicher und umsichtiger er dabei alle obwaltenden Verhältnisse in ihrem Einfluß erwägt und gegeneinander abwägt, um so mehr darf er hoffen, von der Richtigkeit seines Urtheils die gebildeten Sprachgenossen und darunter namentlich auch die maßgebenden Schriftsteller zu überzeugen und durch deren Uebereinstimmung allmählich den bis dahin schwankenden Sprachgebrauch in der von ihm für richtig erkannten Weise festzusetzen.

Die im Vorstehenden entwickelte Anschauung ist im ganzen dieselbe, zu der sich außer Adelung auch der vortreffliche Heyse (in seinem „Ausführlichen Lehrbuch der deutschen Sprache", I, 141 fg.) bekennt, nur daß dieser immerhin noch der Macht und Befugniß des Grammatikers eine etwas höhere Stellung einräumt, die sich aber, wie mir scheint, leicht als nicht zutreffend nachweisen läßt. Er sagt: „Der Sprachlehrer hat den Sprachgebrauch nur zu erklären ... nicht aber ihn zu meistern oder gewaltsam umzugestalten. Er ist nur Ausleger, nicht Gesetzgeber der Sprache. ... Auch der von dem natürlichen (?) Wege der Sprachentwickelung*) abweichende Sprachgebrauch ist, wenn er allgemein herrschend geworden, als zeitige Autorität anzuerkennen, und dem Grammatiker bleibt dann nichts übrig, als die Entstehungsweise oder Veranlassung solcher Abweichung nachzuweisen. Ist aber der Sprachgebrauch selbst, wie das häufig der Fall ist, zweifelhaft und schwankend, so hat der Grammatiker kritisch zu verfahren, indem er durch Prüfung das Richtigere zu ermitteln und nach sichern Gründen festzustellen sucht. ... Nur insofern also kann der Sprachlehrer als Gesetzgeber auftreten, als er die von ihm erkannten Gesetze der Sprache selbst zur begründeten Feststellung des schwankenden Sprachgebrauchs darlegt und geltend macht, und nur wenn er sich in diesen Schranken hält, wird man seine Aussprüche mit Recht als Autorität gelten lassen, deren Gewicht sich nach der größern oder geringern Kraft seiner Gründe und dem Maße seiner Einsicht in die Gesetze der besondern Sprache und das Wesen der Sprache überhaupt bestimmen wird. Und in diesem Sinne ist also (nach Seidenstücker's Ausdruck) «die Grammatik nicht blos Dienerin des Sprachgebrauchs, sondern auch seine Gebieterin, die ihn vor ihr Tribunal zieht und sein Verfahren lobt oder tadelt». Der Grammatiker aber verfährt hierbei ebenso wenig nach persönlicher Willkür wie der Richter, sondern wie dieser nur die als allgemein gültig anerkannten Gesetze und Rechtsbestimmungen seines Staats anwendet und vollzieht, so handelt auch der Grammatiker nur als Organ der als höchste Gewalt anerkannten Sprachgesetze."

Es bedarf gewiß keiner langen Auseinandersetzung, um zu zeigen, daß Heyse hier füglich den Sprachlehrer nicht als „Gesetzgeber" hätte bezeichnen dürfen, da er gleich darauf von ihm aussagt, daß er „die Gesetze der Sprache" erkenne und darlege, und sein Verfahren dem des Richters vergleicht, der „nur die anerkannten Gesetze anwendet und vollzieht". Aber Heyse würde wol auch nicht auf dem hochtönenden Namen bestanden haben; jedenfalls räumt er dem Grammatiker thatsächlich keine andere und höhere Macht und Befugniß ein, als ich es oben gethan.

Anders dagegen Professor Andresen, der Verfasser des uns vorliegenden Buchs, obgleich seine früher angeführten Worte großentheils Heyse entlehnt sind. Aber dieser erkennt „den herrschenden Sprachgebrauch" als „die höchste gesetzgebende Macht in der Sprache" an, während Andresen ihn „nicht als Richtschnur" für die Entscheidung über die Sprachrichtigkeit gelten läßt, sondern als entscheidend „allein die Sprache" oder „die Grammatik" oder „den Grammatiker".

Daniel Sanders.

*) Unter diesem „natürlichen Wege der Sprachentwickelung" ist hier offenbar der genau dem System des Grammatikers entsprechende verstanden.

(Der Beschluß folgt in der nächsten Nummer.)

Dialektliteratur.

1. Quickborn von Klaus Groth. Dreizehnte Auflage. Berlin, Freund u. Jeckel. Gr. 16. 4 M.

Klaus Groth, dieser treue Kämpfer auf plattdeutschem Felde, hat sich seit langen Jahren so viele Verdienste um die plattdeutsche Sprache erworben, daß ihm alle Freunde derselben zu Dank verpflichtet sind.

Seine fleißige Feder schuf verschiedene poetische Gaben, von denen einige auch ins Hochdeutsche übersetzt sind (F. A. Hoffmann), an denen sich Liebhaber des gemüthlichen dithmarscher Dialekts erfreuen, wenngleich Groth's Schriften keine so allgemeine Verbreitung und Beliebtheit gefunden wie die seines heimgegangenen Collegen, des Mecklenburgers Fritz Reuter.

Eine Anerkennung seiner redlichen Bemühungen wurde dem Dichter aber schon 1853 dadurch öffentlich zutheil, als man ihm in Kiel die Würde eines Doctors der Philosophie ertheilte.

Wie er aber schon vor Jahren auf heftigen Widerspruch stieß bei der Verfechtung seiner Meinung, nach welcher der Sieg des Hochdeutschen über das Niederdeutsche für die weitere Entwickelung der ganzen Literatur bedenklich sei, so werden auch heute viele seiner Ansichten über plattdeutsches Wesen, Sprache und Schrift von manchen seiner Collegen auf diesem Gebiet nicht ganz gebilligt.

Immerhin ist K. Groth der bedeutendste unter den jetzt lebenden plattdeutschen Schriftstellern. Sein „Quickborn" liegt bereits in der dreizehnten Auflage vor: ein höchst erfreulicher Erfolg für den Verfasser. Ueber ein Buch aber, das seit seinem ersten Erscheinen (1852) so allgemeiner Beliebtheit genießt, hat die Kritik eigentlich nichts mehr zu sagen. Getrost können wir die Feder aus der Hand legen; und wenn auch mancher Verehrer des Dichters nicht ganz dadurch zufriedengestellt wird, so glauben wir doch ihn am meisten zu ehren, wenn wir uns einer wortreichen Besprechung und Zergliederung seines „Quickborn" — dieses in literarischen Kreisen von vornherein als ein hochpoetisches Product mit Freuden aufgenommenen Buchs — enthalten und mit dem kurzen Satz enden: Das Werk selbst lobt seinen Meister!

2. Diemelgrand un Emscherſand. Geschichten ut Hessen un Westfalen von A. Lechleitner. Bremen, Kühtmann u. Comp. 12. 1 M. 20 Pf.

Ein Heftchen voll bunt zusammengestellter Geschichten mancherlei Inhalts ist es, was der Verfasser seinen Lesern unter obigem Titel darbietet.

Schon früher sind wir A. Lechleitner zuweilen auf plattdeutschem Gebiet begegnet; zwar in keinem selbständigen Werkchen wie diesmal, sondern in einzelnen amusanten und ansprechenden Producten seines Humors, die im „Plattdütschen Husfründ" — diesem Organ plattdeutscher Literatur und plattdeutschen Wesens, welches bereits im fünften Jahrgange unter der rührigen Redaction von Wilhelm Kastner in Schleswig erscheint — freundliche Aufnahme gefunden haben.

Altes und Neues ist es, was der Autor aus dem Grand (grober Kies) der Diemel und dem Sand der Emscher herausgegraben hat.

So begegneten wir vor kurzem erst unter anderm Titel und anderer Form dem Stück „Drunksucht heelbar", und zwar in Robert Rößler's Humoresken in schlesischer Mundart sowie unter den bunten Anekdoten und Schnurren, die der Feder eines Sohnes der rothen Erde entstammen; für uns ein Beweis, daß einzelne solcher alten scherzhaften Vorkommnisse von eifrigen Sammlern gern ihrem übrigen Material zugefügt und neu überarbeitet werden.

Für Freunde von drolligen Jagdgeschichten und Münchhausiaden ist gleichfalls in dem Büchlein gesorgt, wenn dieselben danach suchen wollen, wo der Baron von Randaloh und sein Diener Johann manches, was sie erlebt haben wollen, mittheilen.

Recht charakteristisch für plattdeutsches Wesen finden wir die Schlußerzählung „Echte Westfälinger".

3. Plattdeutsche Dichtungen von Lüder Woort. Bremen, Kühtmann u. Comp. 1880. 8. 2 M.

Das Register dieses Werks weist 212 Nummern auf; gewiß eine stattliche Zahl, aus der wol jeder, der es zur Hand nimmt, etwas für sich und seinen Geschmack herausfinden wird. Die Art und Weise des Verfassers, zu denken und zu schreiben, erinnert uns entschieden an Klaus Groth's Genre; daher werden Freunde und Verehrer desselben auch das Buch von Lüder Woort freudig empfangen haben.

Wie sehr dem Autor seine „Moderſprak" ans Herz gewachsen ist, legt er gleich auf der ersten Seite in „De Plattdütsche" dar, und wie lebhaft er wünscht, daß dieselbe wieder völlig zu Ehren kommen möge, erläutert er in „De Unnerdrückte", wo es in dem Schlußvers heißt:

— — — Schrivt doch de besten Stück
Lewer in Plattdütsch.
Oder, dicht ji Leeder, denn singt up Plattdütsch
(Kann keen Nachtigal up de Eke slan got?),
Dwingt de Welt darmit, dat se möt up Plattdütsch
Denken un spreken.

Wir selbst haben als treues Kind unsers engern Vaterlandes Mecklenburg gleichfalls die größte Vorliebe für alles, was Plattdütsch heißt, müssen aber doch offen gestehen, daß dieser fromme Wunsch des Dichters wol auf allzu viel Hindernisse stoßen würde; denn — „es ginge wol, aber es geht doch nicht".

Machen wir uns mit dem Inhalt des Buchs weiter vertraut, so finden wir darin: Fabeln („De Voß un de Wulf" u. a.), Lieder und Dichtungen heiterer und ernster Art, manche hübsche Nutzanwendung und Moral ent-

haltend, einzelne von poetischem Hauch umweht (das „Weegenleed", „Eia, popeia, wat rüsselt dat Stroh, de Göse gaht barf, denn se hebbt gar keen Schoh" — sind uns alte bekannte Klänge, die vor Decennien auch an unserm Bettchen ertönten), ferner Sprichwörter, Räthsel, Gleichnisse, Sinn- und Denksprüche. Das A-B-C in Versen läßt uns unwillkürlich an Richard Wagner denken, der ja mit Vorliebe die Dichtungsweise cultivirt, wie sie sich hier zeigt:

Helden hauet hier Hunn', holt Hüne, haltert Hiäne;
Högere Helden holt himmlische Hagnung hier hoch.

Das längste Stück des ganzen Buchs: „Dat Vertelln", wo die alte „Fiken Moder" in der Spinnstube den jungen Leuten das „Dönjen" von dem Sprichwort: „De Glück hett, de danzt mit de Brut, un de Glück hett noch wider, kriggt se tor Froo", erzählt, ist recht ansprechend. „De dumme Junge" ähnelt sehr dem Märchen vom „Dummen Hans und der Königstochter", mit dessen Vortrag die Kindsfrau uns vor langen Jahren an manchem Winterabend im Zaum zu halten verstand; und beim Durchlesen des Liedes „De Prinzessin" summte uns fortwährend die Melodie des alten Gesanges:

Es war auch ein Abt, ein gar stattlicher Herr,
Nur schade, sein Schäfer war klüger als er —

vor den Ohren.

Wir wiederholen nochmals, was wir schon oben sagten: unter den vielen gebotenen Gaben wird gewiß jedermann eine ihm behagende finden. Eins nur wollen wir noch bemerken: das für das Buch gewählte Motto: „Ut Marsch un Geest dat Allerneegst", ist wol nicht ganz zutreffend; wir sind bei der Durchsicht manchem alten Bekannten begegnet, und andern Lesern wird vielleicht dasselbe passiren. Das thut indessen nichts. Auch das Alte erfreut uns wiederum, tritt es uns in einem neuen, kleidsamen und gut gearbeiteten Gewande entgegen.

4. Halfblod. En Roman ut Sleswig-Holsten von Angelius Beuthien. Zwei Bände. Lübeck, Dittmer. 1880. 8. 6 M.

Wiederum haben wir über ein neues Werk, welches aus Angelius Beuthien's sehr rühriger Feder stammt, zu berichten. Ein zweibändiger Roman ist es, der unter dem Titel „Halfblod" vor uns liegt.

Nach den Erfahrungen, die wir mit Beuthien's „Klas Himerk" und „De latinsch Buer un sin Nabers" gemacht hatten, nahmen wir, offen gestanden, auch diese seine neueste Schöpfung mistrauisch zur Hand. Beide erwähnten Werke waren in so eigenartiger Weise geschrieben und sprachen in Form und Stil den Leser so wenig an, daß wir es seinerzeit für unsere Pflicht hielten, uns an dieser Stelle darüber zu äußern, „ohne ein Blatt vor den Mund zu nehmen".

Um so mehr freut es uns jetzt, nachdem wir „Halfblod" aufmerksam durchgesehen, daß dies dritte von Beuthien dargebotene Werk schon aus bessern Holz geschnitzt ist als die beiden frühern. Wir thun nicht zu viel, wenn wir sagen: der Roman liest sich ganz gut.

Es ist ja unmöglich zu verlangen, daß ein Schriftsteller sich urplötzlich von den Schwächen frei macht, die seiner Schreibweise eigen sind und die er selbst kaum für solche hält. Liegt es aber klar vor Augen, daß derselbe sich bemüht, nachdem er durch scharfen Tadel darauf aufmerksam gemacht worden, jene Schwächen nach und nach zu überwinden, so ist er nur zu loben. Dies gilt vom Verfasser des „Halfblod".

In diesem Werk verschwindet schon so ziemlich die häßliche Breite bei Mittheilung einzelner gleichgültiger Dinge und Vorkommnisse, welche wir in den beiden ersten Producten so sehr rügen mußten. Die moralischen Randbemerkungen und Reflexionen, die ganz überflüssig waren, treffen wir hier nur vereinzelt an, sodaß die Erzählung einen ungestörten Verlauf nehmen kann und nicht durch uninteressante Zugaben in eine dem Leser lästige Länge gezogen wird, daß er gähnend das Buch zuklappt.

Auch in dem merkwürdigen Zusammenziehen mehrerer Worte, wie der Verfasser es zu lieben scheint, ist schon eine sichtbare Abnahme zu verzeichnen. Freilich können wir uns immer noch nicht mit Substantiven wie „Olenwibertee" u. a. zufrieden geben; ihnen gegenüber mußten wir uns fragen, was werden die Leser dazu sagen, wenn sich ihnen plötzlich wie eine Sphinx solch räthselhaftes Wort in den Weg schiebt? Kundig der plattdeutschen Sprache düftelt man sich wol zuletzt aus, daß mit obengenanntem wunderbaren Hauptwort eine aus alten Weibern zusammengesetzte Theegesellschaft gemeint ist. Solche Räthsel aber unkundigen Lesern aufzugeben, die doch schon genug Schwierigkeiten zu überwinden haben, dazu muß sich ein guter plattdeutscher Autor nie verleiten lassen.

Es ist für das Plattdeutsche noch immer keine allgemeine Orthographie eingeführt, sondern jeder schreibt nach Landesbrauch. Wir haben schon recht viele Bücher in den verschiedensten Dialekten gelesen, nirgends aber gefunden, daß das hochdeutsche „Weib" jemals im Plattdeutsch „Wib" geworden ist, sondern „Wif" oder „Wiv" im Singular, folglich im Plural „Wiver" und nicht „Wiber", was das gerügte Hauptwort „Olenwibertee" noch unverständlicher macht.

Auch mit der im Vorwort des Werks vom Verfasser ausgesprochenen Absicht, „Worte, die ihm fehlen, aus der hochdeutschen Sprache in plattdeutsche Form übertragen zu wollen", können wir uns nicht einverstanden erklären. Wer beim Plattdeutsch groß geworden ist, braucht niemals „übersetzte" Worte, sondern hat stets für das, was er ausdrücken will, passende Redewendungen zur Hand. Beuthien führt die oben mitgetheilte Idee im ganzen Buch durch, indem er seinen plattsprechenden Personen Worte in den Mund legt, wie: qualificirt, antichambrirt, Humor, entsagungsvoll, aufopferungsvoll u. s. w., für die man doch ganz andere Umschreibungen im echt Plattdeutschen hat; zumal einzelne dieser Worte

gar nicht dem Hochdeutschen entlehnt, sondern aus dem Französischen erst in diese Sprache eingeschmuggelt sind; wollten wir sie nun noch durch dieselbe ins Plattdeutsche zerren, das wäre doch Unnatur. Lassen wir uns genügen, daß dergleichen Verstümmelungen bereits bestehen, wie z. B.: „Er thut das, um die Zeit hinzubringen" — „dat deit he blot so för pastelatant" (das französische pour passer le temps), und ähnliche Redensarten; vermehren sollten wir sie aber nicht.

Ferner wollen wir noch bemerken, warum schreibt der Verfasser immer: leugn, sengn, Müngn, für legen, sagen, Mücken? Sollte leggen, seggen, Müggen nicht verständlicher sein?

Recht warm empfehlen wir dem Autor, zuweilen mit Aufmerksamkeit andere gut geschriebene plattdeutsche Bücher durchzusehen, wie z. B. Höfer's „Pap Kuhn"; da wird er finden, daß, weil Höfer plattdeutsch „denkt" und nicht „übersetzt", er auch für alles die passenden Redewendungen findet und nie um Ausdrücke verlegen ist. Handelt der Verfasser von „Halfblod" in Zukunft gleich ihm, so werden seine Schöpfungen immer mehr gelingen.

Was nun die Erzählung selbst anbelangt, so sind es ja ganz interessante, theilweise dem wirklichen Leben entnommene Vorkommnisse, die geschickt aneinander gereiht dem Leser hier mitgetheilt werden. Viele der ihm vorgestellten Personen sind recht hübsch, manche sogar sehr treu und lebenswahr gezeichnet. Wer kennte z. B. nicht solche eingefleischte starre Aristokratennatur, wie der alte Baron von Löwenklau repräsentirt? Und wem wäre wol nicht schon ein ähnlich blasirter Charakter wie Graf Ohnewitz aufgestoßen, wenn diese Species Menschen hier auch in der crassesten Weise geschildert wird.

Der Held des Romans, Paul Grimm das „Halfblod", will uns im Zuschnitt nicht ganz gefallen und hätten wir uns sein Auftreten in manchen Situationen doch noch ein wenig anders gewünscht. Gleichfalls seine Braut Helene von Löwenklau. Sollte eine siebzehnjährige, wohlerzogene Baroneß nicht etwas schüchterner und mädchenhafter in ihren Liebesäußerungen auftreten, auch wenn sie mit einem sehr energischen und festen Charakter begabt ist?

Die beiden alten Tanten sind gut gezeichnet. Der Kammerkatzengesellschaft fehlt kein Pinselstrich zu einem guten Bilde; auch die männlichen Exemplare dieser in herrschaftlichen Vorzimmern gezeitigten Früchte — außen in schönster Farbe prangend, innen meist vom Wurm angefressen — sind richtig aufgefaßt, darunter als Nummer Eins der schnurkische Kammerdiener Grandjean.

Der alte Förster Grimm nebst bäuerlicher Verwandtschaft sind wohlgelungene ländliche Typen. Zu dem Inspector Kalewind, der mit seinen jähzornigen Charakterausbrüchen dem Leser manchen Schreck einjagt, läßt sich an geeigneten Stellen wol noch manches Pendant finden, und wem, der auf dem Lande Bescheid weiß, nöthigt nicht das Auftreten von des Helden „Collegen" ein stilles Lächeln ab? Ja, das ist der Urtypus des echten in der Wolle gefärbten Schreibers vom Gut: laut und unbändig, großspurig und von mangelhafter Bildung, wie man sie auch heute noch zuweilen findet, und Fritz Reuter sie schon in seinen „Länschen" höchst treffend schildert, wenn er von ihnen sagt:

Schriwebengels, dat's gewiß,
De sünd unplumpsch von Natur;
Wat son richtig'n Schriwer is,
Dat's ne growe Creatur.

Auch die noch vorhandenen Nebenfiguren, wie Vadder Möller, Graf Pulverlos, Herr von Ahlkraut, sind treu dem Leben abgelauschte Gestalten, und jede steht gut an ihrem Platz.

Wir haben den Roman „Halfblod" mit Vergnügen gelesen, wünschen und hoffen aber, daß der eingeschlagene Weg von dem Verfasser nicht wieder verlassen werde und das nächste Werk keine der heute gerügten kleinen Unarten mehr zur Schau tragen möge.

5. Schnoken. Humoresken in schlesischer Mundart von Robert Rößler. Zweite vermehrte Auflage. Berlin, Janke. 1880. 8. 2 M.

Dies Büchelchen ist nicht das schlechteste von denen, welchen wir heute einige Worte mit auf den Weg gegeben haben.

Vom ersten Napoleon hieß es ehedem wol: „Klein an Körper, groß an Geist!" Dürften wir diese bei einem Menschen angewendete Redensart auf ein Buch übertragen, so müßte es von Robert Rößler's „Schnoken" heißen: „Unbedeutendes Aeußere, reicher Inhalt."

Uns selbst ist der schlesische Dialekt nicht recht geläufig; dennoch haben wir mit Vergnügen diese kleinen liebenswürdigen Humoresken von A bis Z „durchbuchstabirt" und sind von ihnen völlig befriedigt! Mit Bestimmtheit glauben wir, daß, wenn dieselben gut vorgetragen werden, sie auch in größern Kreisen einen durchschlagenden Lacherfolg erringen werden. Die in „De Martinsgous" beleuchteten Verhältnisse des alten Conrector Mühsam und seine Erlebnisse in der Schulklasse sind treu dem Leben entnommen und werden gewiß manchem Leser auf Minuten die eigenen lieben Flegeljahre mit ihren Freuden und Leiden angenehm ins Gedächtniß zurückrufen. Auch „De Sammelwuche" sowie die folgenden Humoresken, unter ihnen die Drangsale, welche über den „Oberamtmann Kale" in der Stadt hereinbrechen, sind höchst ergötzlich geschildert. Alle strotzen vom fröhlichsten Humor, dessen Frische sicher nicht verfehlen wird, auch den griesgrämlichsten Leser wohlthuend anzuwehen, sodaß seine Mienen sich erhellen. Das Heftchen trägt das Motto:

Verloren ist, wer ihn verlor;
Hurrah, es lebe der Humor —

wünschen wir also, daß noch nicht alle ihn verloren haben, daß die kleinen „Schnoken" viel und gern gelesen werden und manchen Freund finden mögen! A. Hermanny.

Schriften religiösen und theologischen Inhalts.

Es sind sechs Schriften verschiedenen Inhalts, die uns zur Besprechung vorliegen, und die je nach der Natur ihres Gegenstandes eine mannichfache Behandlung zeigen; wir finden darunter geschichtlich darstellende, praktische, prophetisch in eine ferne Zukunft hinausblickende, und sogar eine, die eine Methode zur Anwendung bringt, wie man sie bei der Behandlung religiöser Fragen nicht leicht vermuthen wird, nämlich die mathematisch demonstrirende. Indem wir bei dem Stoff, den sie behandeln, von der Vergangenheit auf die Zukunft blicken, führen wir sie an dem Faden der Zeitfolge einzeln vor.

1. Real-Encyklopädie der christlichen Alterthümer. Unter Mitwirkung mehrerer Fachgenossen bearbeitet und herausgegeben von F. X. Kraus. Mit zahlreichen, zum größten Theil Martigny's Dictionnaire des antiquités chrétiennes entnommenen Holzschnitten. Freiburg i. Br., Herder. 1880 Lex.-8. In Lieferungen zu 1 M. 80 Pf.

Es ist dies dasselbe Werk, dessen erste beide Lieferungen von uns schon früher in d. Bl. besprochen worden sind. Wir finden keine Veranlassung, unser dort abgegebenes Urtheil zu berichtigen oder etwas Wesentliches hinzuzufügen, wenn es nicht das Eine ist, daß die katholischen Herausgeber, wie das ausgegebene dritte Heft zeigt, in liberalem Sinne auch die Forschung protestantischer Schriftsteller berücksichtigen. Im übrigen dürfen wir aufs neue die Umsicht und den Fleiß in Sammlung und Sichtung des reichen Inhalts anerkennend hervorheben. Den ausführlichsten Beitrag zum dritten Hefte liefert Franz Görres in dem Artikel Christenverfolgungen.

2. Einfluß des englischen Quäkerthums auf die deutsche Cultur und auf das englisch-russische Project einer Weltkirche. Von Bruno Bauer. Berlin, Grosser. 1878. Gr. 8. 4 M. 50 Pf.

Von dem christlichen Alterthum führt uns die Schrift Bruno Bauer's in die Mitte des 17. Jahrhunderts, wo der Verfasser die Wiege der selbständigen religiös-theologischen Kritik und Forschung findet, um dann den Gang der letztern bis in die Gegenwart zu verfolgen. Wir haben jedoch, ehe wir diesen Weg an seiner Hand zurücklegen, noch einmal in das christliche Alterthum zurückzublicken und seiner auch in d. Bl. wiederholt besprochenen Schrift „Christus und die Cäsaren" zu gedenken, weil beide Schriften, die vorliegende wie die zuletzt genannte, in engem Zusammenhange stehen und in Beziehung aufeinander entstanden und ausgearbeitet worden sind. In der Schrift „Christus und die Cäsaren" hatte Bruno Bauer in einer allerdings ganz selbständigen Auffassung das Entstehen des Christenthums zu erklären gesucht aus dem Zusammenwirken des Griechen- und Römerthums, und seine Erklärung jener Anfänge des Christenthums gilt ihm als ein Beweis der Emancipation der Kritik von der officiellen Ueberlieferung; die vorliegende Schrift über den Einfluß des englischen Quäkerthums will historisch das Erwachen und allmähliche Ermannen des kritischen Geistes schildern, des Geistes also, der auch Bruno Bauer in den Stand setzte, die obenerwähnte Erklärung über das Entstehen des Christenthums abzugeben; in der einen Schrift handelt es sich um die Geburt des Christenthums, in der andern um seine — denn darauf zielt die ganze Arbeit — kritische Zersetzung.

Wenn wir nun auf letztere Schrift im besondern eingehen und nach dem Boden fragen, auf dem die moderne Kritik nach Bruno Bauer's Meinung zum Leben erwachte, so ist es das englische Quäkerthum, das ihr diese Stätte bot. Es ist die primitivste Form, in der sie hier auftrat, in der innern Stimme, in dem subjectiven Gefühl, in den vier Worten: „es ist mir so". Bleiben wir hier einen Augenblick stehen, den angegebenen Ursprung bedenkend, so ergibt sich uns der merkwürdige Satz, daß die Kritik das Kind der Religion sei. An ihrer Brust erwärmt und mit ihrer Milch genährt, hat sie, zur Mannheit erstarkt, die Waffen gegen die eigene Mutter gekehrt. Von England aus nahm sie ihren Weg über Deutschland und schlug hier unter den Pietisten ihre Stätte auf; der deutsche Pietismus ist die Uebersetzung des englischen Quäkerideals ins Deutsche. Wir finden hier denselben Subjectivismus wie bei den Quäkern, der sich jedoch schon in einer Kritik der Bibel äußerte und in Zinzendorf den Gedanken einer über die einzelnen Confessionen hinweggehenden Brüderunität oder Gemeinde von Erweckten ins Auge faßte. Der deutsche Pietismus trug zugleich die Keime der Aufklärung im Schose. Kant, Fichte und Jacobi sind nach Bruno Bauer gleichfalls durch den Pietismus beeinflußt; ihre Systeme nennt er philosophische Gedichte, sie gipfeln ihm in dem, wie einem zu Muthe ist; und daß der von den Pietisten gegebene Anstoß der Kritik bis in die Gegenwart fortwirke, das spricht er z. B. in dem nachfolgenden Satze deutlich aus: „Die ausschließlich belletristische Bildung der Deutschen, die auf die Zusammenhäufung der minutiösesten und bedeutungslosesten Details aus dem Goethe-Schiller'schen Leben und Kreise zu Bibliotheken stolz ist, hat von der Spener-Zinzendorf-Semler'schen Wirksamkeit nicht die geringste Erinnerung mehr, und doch verdankt sie dem Sturm, welchen diese Männer hervorriefen, noch einzig die paar schwachen Wellen, auf denen sie sich in der Illusion eines außerordentlichen Fortschritts wiegt." Aber Deutschland hat durch die von den Pietisten angeregte Indifferenzirung der Confessionen nun auch den Boden bereitet, auf dem sowol die heiligen Allianzen der Völker als auch das vor einem Jahrzehnt aufgetauchte und jetzt wieder beiseite gelegte russisch-englische Project einer Weltkirche platzgreifen konnte. Hier erfährt die von den Cabineten angestrebte Kirchenmacherei von Bruno Bauer, und nicht mit Unrecht, eine herbe Verurtheilung.

Wir haben in dem Vorstehenden in andeutenden Zügen den Gedankengang der Bruno Bauer'schen Geschichtsbetrachtung wiedergeben wollen und haben nun in Beziehung auf das Vorgetragene einige Bedenken zu äußern. Es ist wol richtig, daß die Pietisten wie die Frauen mit dem Gefühl urtheilten; aber wir sind nicht der Ansicht, daß die Kritik lange über die Pietisten hinaus und sogar bis in die Gegenwart hinein diesen subjectiven Charakter beibehalten habe; auch meinen wir nicht, daß ihr Ursprung erst von den englischen Quäkern herzuleiten sei, wir finden ihn vielmehr schon mit der Reformation gegeben. Ganz besonders aber glauben wir, was über Kant und Fichte geäußert wurde, mindestens einer Einschränkung unterziehen zu sollen. Es geschieht allerdings nicht ohne einen Anschein von Berechtigung, wenn diese Philosophen des Subjectivismus geziehen werden. Hatte doch Kant dasjenige, was er in der „Kritik der reinen Vernunft" in Frage gestellt, aus einem Bedürfniß des Gemüths in der „Kritik der praktischen Vernunft" wieder aufgebaut; hat doch auch Fichte — Bruno Bauer ist auf ihn besonders schlecht zu sprechen und nennt ihn in einem noch anzuführenden Satze einen reactionären Volksprediger — aus dem Ich nicht blos die gegenständliche Welt zu construiren versucht, sondern auch das Wort ausgesprochen, daß die Sphäre unserer Erkenntniß durch das Herz bestimmt werde. Aber bei alledem darf man nicht vergessen, daß es namentlich Kant's Verdienst gewesen ist, die Einseitigkeiten der bisherigen philosophischen Entwickelung wieder in Ein Bett zusammengeleitet und den philosophischen Untersuchungen einen objectivern Charakter aufgedrückt zu haben. Zwischen dem philosophischen Kriticismus Kant's und der subjectiven Gefühlskritik der Pietisten scheint uns ein himmelweiter Unterschied zu sein, und wir sehen in seiner wie Fichte's Philosophie mehr als systematische Poesien oder Formulirungen des Pietismus. Glaubten wir in den erwähnten Punkten einige Einwendungen machen zu müssen, so haben uns andere Partien des Buchs eine unbedingte Anerkennung abgenöthigt. Die Lebens- und Charakterbilder von Spener, Zinzendorf, Semler u. a., so wenig diese Männer dem Verfasser sympathisch oder congenial sein mögen, sind gleichwol mit unparteiischer Geschichtlichkeit gezeichnet, manche der vorgetragenen historischen Ansichten überraschen durch ihre Neuheit, namentlich ist auch, was er zur Würdigung Schleiermacher's sagt, dem er wol Eigenthümlichkeit, aber keine Originalität zuerkennt, sehr lesenswerth. Man mag hinter manche der geäußerten Gedanken ein Fragezeichen machen und Bedenken tragen, ihnen zuzustimmen; aber man wird sich dem Eindruck nicht verschließen können, daß diese Gedanken dem Selbstdenken entspringen und deshalb zum Nachdenken anregen. Wenn er jedoch sein Buch mit den Worten schließt: „Auf den Schultern der Bahnbrecher Spener, Zinzendorf und Semler und dann der reactionären Volksprediger nach der Art Fichte's ist der theologische Mantel abgetragen, und die Entzückungen unter seiner zur Zeit des ersten Kampfes schützenden Hülle sind zur selbständigen Gestalt der Forschung herangewachsen" — so lassen diese abschließenden Worte bei dem Leser insofern einen unbefriedigenden Eindruck zurück, als hier die Kritik, nicht ohne innere Genugthuung, wol noch einmal auf ihre zersetzenden Leistungen hinweist, ohne diesem Hinweis jedoch den geringsten Ausblick auf eine an der Stelle des Zersetzten sich etwa anbahnende Neugestaltung der Dinge mit auf den Weg zu geben.

3. Zeitfragen des christlichen Volkslebens. Herausgegeben von Mühlhäußer und Geffcken. Fünfter Band. Viertes Heft: Das Christenthum innerhalb der Armee nach seiner Bedeutung für das Volksleben. Von Rudolf Köhler. Heilbronn. Henninger. 1880. Gr. 8. 1 M.

Die vorliegende Schrift, die, eine begeisterte Lobrednerin der deutschen Heeresverfassung, den christlich-sittlichen sowie den specifisch-religiösen Einrichtungen derselben das Wort redet, sieht sich gleichwol sehr stark zu dem unfreiwilligen Bekenntniß des Satzes genöthigt: das Christenthum im Heere ist ein durch Commando befohlenes.

4. Der Gott des Christenthums als Gegenstand streng wissenschaftlicher Forschung von Justus Rei. Prag, Rziwnatz. 1880. Gr. 8. 3 M. 60 Pf.

Man wird den Versuch, religiöse Wahrheiten mathematisch erweisen zu wollen, überraschend finden. Hier liegt ein solcher Versuch vor. Der Standpunkt, zu dem sich der Verfasser bekennt, ist der eines wieder aufgenommenen Pythagoräismus, der, vor 2500 Jahren blühend, in der Zahl das Princip der Dinge fand wie der Ordnung, in der sie sich in der Welt darstellen; mit den alten Pythagoräern theilt er auch die Vorliebe für das Mysteriöse und Esoterische. Indem nun hier der Mathematiker die Geschäfte des Theologen übernimmt, leistet er mehr, als er verspricht; denn er unterwirft nicht blos den Gott des Christenthums einer streng wissenschaftlichen Forschung, sondern er findet bei der Gelegenheit auf dem Wege der reinen Mathese auch gleich noch die ganze katholische Dogmatik mit den sieben Sakramenten und dem Mariencultus. Die Vorkenntnisse, die er zum Verständniß seiner Beweisführung verlangt, sind nicht geringe; er nennt als vorzüglich nöthige Wissenschaften die reine und angewandte Mathematik mit der höhern Analyse, die wissenschaftliche Musik, die Psychiatrie und Astronomie; außerdem setzt er bei dem Leser die Kenntniß seiner im Jahre 1874 gedruckten Schrift über die Orientirungslehre oder Diasophie voraus. Da eine solche Fülle von Wissenschaft selten in einer Hand vereinigt ist, so wendet er sich weniger an das größere Publikum als an die möglichst vielseitig und tiefer gebildeten Männer; auch ist er, wenn ihm eine rege Theilnahme entgegengebracht werden sollte, gern bereit, brieflich nähere Aufklärungen zu ertheilen. Nachdem wir so jedem, der sich für das Unternehmen interessirt, den Weg gezeigt, auf dem er etwa erwünschte Aufschlüsse zu suchen hat, glauben wir in der Pflicht der Berichterstattung vorläufig das Nöthige gethan zu haben.

5. Lessing, Jesus und Kant. Zur hundertjährigen Gedenkfeier von „Nathan dem Weisen" und der „Erziehung des Menschengeschlechts". Von Ferdinand Horn. Wien, Gerold's Sohn. 1880. 8. 3 M. 20 Pf.
6. Religion als natürliche Gotteskunde in Umrissen einer einheitlichen Allanschauung. Herausgegeben von J. Zettel. Ratibor, Schmeer u. Söhne. 1880. Gr. 8. 1 M.

Wir haben die beiden vorstehenden Schriften mit Absicht zusammengestellt, weil beide in eingehender Weise sich mit einem bedeutsamen Gegenstande beschäftigen: es ist, um es sogleich zu sagen, der Gedanke des Reiches Gottes. Obwol von verschiedenen Gesichtspunkten ausgehend, denken beide seine Verwirklichung und Vollendung in übereinstimmender Weise.

Die Jubiläumsschrift „Lessing, Jesus und Kant" von Ferdinand Horn (Nr. 5) ist zur hundertjährigen Gedenkfeier der beiden letzten großen, auf dem Titel genannten Werke Lessing's geschrieben. Der Verfasser nennt sich im Vorwort entschuldigend einen Laien oder einen aus dem Volke. Das ist jedoch nur ein Ausdruck der Bescheidenheit. Wir lernen in ihm einen Autor kennen, den nicht blos ein hoher Enthusiasmus für Lessing erfüllt, sondern der uns auch Lessing's Gedankenwelt mit klar zeichnendem Griffel wiederzugeben vermag. Die Zusammenstellung der Namen Lessing, Jesus und Kant könnte die irrige Meinung aufkommen lassen, als solle hier eine Gleichwerthigkeit der Träger dieser Namen gelehrt werden, die doch nicht angenommen werden kann, weshalb wir den Titel anders gefaßt zu sehen wünschten. Des Verfassers Absicht geht dahin, zu zeigen, daß Lessing's Ansichten über Religion mit dem übereinstimmen, was Jesus selbst gelehrt und was auch später Kant bestätigt habe; alle drei seien eins in dem Gedanken, daß in dem religiös-sittlichen Streben der Schwerpunkt auf das Thun und praktische Verhalten zu legen, also nicht die Glaubens-, sondern die Sittenlehre der maßgebende Theil der Religion sei; alle drei hätten einer vernünftigen Religion das Wort geredet. Wir können aus den erwähnten Sätzen schon abnehmen, daß der Verfasser mit seinen Gedanken über Religion über die Ergebnisse des vulgären Rationalismus nicht sehr weit hinauskommt. Es wird dann auf die Idee des Reiches Gottes näher eingegangen und gezeigt, wie die genannte Trias hierin übereinstimmend gedacht und gelehrt habe, denn was Jesus das Reich Gottes nenne, das sei bei Kant das Reich der Zwecke oder Sitten, bei Lessing die Zeit der Vollendung oder des neuen Evangeliums. Wir erinnern uns, daß der letztere in seiner Schrift „Die Erziehung des Menschengeschlechts" den Gedanken ausgesprochen hatte, es werde eine Zeit kommen, wo der Mensch das Gute nicht mehr thun werde aus Furcht oder um Lohn, sondern weil es das Gute sei, dann werde das Reich Gottes erfüllt sein; er hatte im Hinblick auf diese Zeit die Frage aufgeworfen: „Oder soll das menschliche Geschlecht auf diese höchste Stufe der Aufklärung und Reinigkeit nie kommen? Nie?"

Mit eben diesen Worten Lessing's schließt die Schrift „Religion als natürliche Gotteskunde in Umrissen einer einheitlichen Allanschauung" von J. Zettel (Nr. 6). Wir dürfen annehmen, daß diese Worte, die der Verfasser an das Ende seines Werks stellt, ihm vorgeschwebt, als er die Feder zur Hand nahm, daß sie den Ausgangspunkt und vielleicht die Veranlassung zu seiner Schrift bezeichnen. Auch er gibt uns eine Darstellung des Reiches Gottes auf Erden, das er in ähnlicher Weise, aber mit andern Mitteln verwirklicht sieht. Der erste Satz, mit dem seine Schrift beginnt, lautet: „Gott ist die Güte gegen alle." Das erinnert sehr lebhaft an das Bibelwort, daß Gott die Liebe sei. Wir müssen jedoch sogleich auf einen durchgreifenden Unterschied aufmerksam machen. Während nämlich in dem zuletzt angeführten Bibelwort die Liebe dem überweltlichen Gott als eine persönliche Wesenseigenschaft zuerkannt wird, kennt der Verfasser nur eine Stelle, wo ihm Gott in die Erscheinung tritt: das ist in der Güte des menschlichen Herzens. Gott ist ihm sonach eine moralische Eigenschaft des Menschenherzens. Der Mensch hat sich nach ihm aus dem Stande der Animalität (Thierheit) zu dem der Humanität und dann der Divinität entwickelt. Die letztere bekundet sich in der selbstlosen und hülfbereiten Güte aller gegen alle; wird sie zum allbeherrschenden Princip, dann ist das Reich Gottes auf Erden da. Daher die immer wiederkehrende Mahnung: sei gut gegen alle! Bezeichnend ist auch der folgende Satz: „Wenn die Menschen wüßten, was sie sich und andern sein könnten, wenn sie gute Menschen wären, würden sie nur sein wollen, was sie sein sollen." Vermag man es, von dem aufgestellten Gottesbegriff abzusehen, der vermuthlich nur wenigen genügen wird, so wird man der Schrift, in der übrigens eine streng systematische Darstellung angestrebt wird, um der Herzensgüte willen, an die sie sich wendet und die aus ihr spricht, einen wohlthuenden Eindruck nicht absprechen können. Der Verfasser gehört zu den Männern, die mit ihren Gedanken über das Heil der Menschen nachsinnen und in ferner Zukunft noch ein Weltglück zu erhoffen wagen. Besser doch noch, als in trostlosem Pessimismus an jedem Fortschritt der Menschheit zu verzagen.

Feuilleton.

Deutsche Literatur.

Unser Verlagsbuchhandel ist von erstaunlicher Productivität auf allen Gebieten: auch eine neue deutsche illustrirte Revue erscheint, welche den „Westermann'schen illustrirten Monatsheften" und „Nord und Süd" Concurrenz macht: „Vom Fels zum Meer, Spemann's illustrirte Zeitschrift für das deutsche Haus" (Stuttgart, Spemann). Das erste Heft dieser Zeitschrift liegt in eleganter Ausstattung und mit einem mannichfachen Inhalt vor uns; unter den Namen der Mitarbeiter finden wir Gottfried Kinkel, Karl Braun, Luise von François, Robert

Byr, G. Nachtigal, Gerhard von Amyntor, Victor von Strantz, E. Werner, August Silberstein, Joseph Kürschner: der letztere hat, wie es scheint, die redactionelle Leitung der Zeitschrift übernommen. Eine reiche Fülle von Notizen bietet die Rubrik „Der Sammler". Die Novellistik ist durch drei Beiträge vertreten. Wie nun diese Zeitschrift ihre Sonderexistenz neben den andern illustrirten Revuen behaupten wird, das muß erst der Gesammtüberblick über einen ganzen Jahrgang zeigen. Im Programm heißt es, daß die Zeitschrift aus dem Wunsche hervorgegangen sei, für die gebildete deutsche Familie ein Organ zu schaffen, welches den geistigen Mittelpunkt derselben bilden könne. „Zeitschriften der verschiedensten Art haben sich bemüht und bemühen sich noch, jener Forderung Vorschub zu leisten. Aber wie im Norden und Osten, im Süden und Westen das reiche deutsche Familienleben sich eigenartig gestaltet, so können auch Fach- und Unterhaltungsjournale nicht alle Kreise gleichmäßig befriedigen. Aus dem schönen, formenreichen, lebensfrohen Süden soll unsere Stimme mit erschallen zum Preise deutschen Lebens, deutscher Kunst und deutscher Dichtung! «Vom Fels zum Meer» steht treu zu Kaiser und Reich! Wir wollen mit jener ruhigen Objectivität, welche sich fern von dem eifrigen Parteileben der deutschen Kapitale vielleicht leichter bewahren läßt, wirken und wo es sein muß auch kämpfen für die Einheit des Reichs, für den wohlwollenden Ausgleich aller Gegensätze in unserm vielgestalteten Leben, für den geistigen Zusammenhalt aller Völker deutscher Zunge. «Vom Fels zum Meer» wird Unterhaltung und Belehrung in edelster Form bieten. Romane und Novellen, Reiseschilderungen, Lebensbilder, wissenschaftliche Aufsätze aus allen Gebieten, Gedichte, Plaudereien, Humoresken werden in wohlbedachter Anordnung für jede Stunde der Muße wahrhafte Befriedigung gewähren. Neben Hohem und Höchstem auf wissenschaftlichem, neben Gutem und Bestem auf dichterischem Gebiete sollen auch all die kleinen Dinge des täglichen Lebens, die gerade im Kreise der Familie eine nicht unwichtige Rolle spielen, liebevolle Aufmerksamkeit und eine Stätte nutzbringender Pflege finden. In dieser Gesammtheit, die nichts ausschließt was im guten und edelsten Sinne belehrt und unterhält, das Wissen fördert, Geschmack und Gemüth bildet, hoffen wir die Bürgschaft gefunden zu haben, daß «Vom Fels zum Meer» im besten Sinne eine Zeitschrift werde für das deutsche Haus und die deutsche Familie. Nach einer Zeit langen Schlummers ist endlich der künstlerische Sinn wieder in unserm Volke erwacht. Ueberall regt es sich, und geradezu wunderbar sind die Fortschritte zu nennen, welche in dem letzten Jahrzehnt unsere Anforderungen an die schöne Form aller Gegenstände, unsere Leistungen in der Darstellung derselben gemacht haben. Freudigen Herzens folgen wir diesem Zug. Wir werden unermüdlich darauf hinwirken, der Kunst eine Stätte im deutschen Hause zu bereiten; wir haben mit voller Absicht das handliche Format gewählt, um fern von allem Prunkenden jene intime Art der künstlerischen Ausschmückung pflegen zu können, welche freilich die schwerste, aber doch dem Wesen der Illustration besonders angemessen ist. Wir wünschen, daß unsere completen Bände in jeder Hausbibliothek leicht ihren Platz finden und von jedem Familiengliede mühelos zur Benutzung herangezogen werden können."

Unter der Redaction von Friedrich Bodenstedt erscheint seit dem 1. September eine „Tägliche Rundschau", die sich als Zeitung für Nichtpolitiker ankündigt und zugleich als Ergänzungsblatt zu den politischen Organen jeder Partei. Es heißt im Prospect: „Das Programm der «Täglichen Rundschau» stützt sich auf die Ansicht, daß in allen Zeitungen der Politik — sogar in ereignißarmen Zeiten — ein zu großer Spielraum geboten wird, und daß selbst die telegraphischen Depeschen viel Werthloses veröffentlichen. Hunderttausenden von Zeitungslesern würde mehr gedient sein, wenn nur die wirklich wichtigen und interessanten politischen Vorgänge stets rechtzeitig zu ihrer Kenntniß gelangten und sie dabei von dem unfruchtbaren Parteistreit verschont blieben. Sehen sie sich doch oft nach stundenlanger Lektüre unserer Tagespresse zu dem Stoßseufzer gedrängt: «Heute steht doch wieder gar nichts in der Zeitung!» Dem Bedürfniß dieser Hunderttausende kommt die «Tägliche Rundschau» entgegen. Sie wird, ohne an Schnelligkeit und Zuverlässigkeit der Nachrichten andern Organen nachzustehen, die Tagespolitik in der Regel auf einem kleinen Theil ihres Raums erledigen, sich der Leitartikelraisonnements völlig enthalten, religiöse Fragen unberührt lassen, dafür aber desto genauer alles, was auf den übrigen zahlreichen Gebieten des modernen Lebens von Interesse sein kann, ins Auge fassen und ihren Lesern ausführlich mittheilen." Wir wünschen der Zeitung, die eine Reihe der namhaftesten Mitarbeiter aufführt, den besten Erfolg.

— Die dreizehnte Auflage von Brockhaus' „Conversations-Lexikon", welche schon seit längerer Zeit vorbereitet wird, ist jetzt so weit vorgeschritten, daß das erste Heft binnen kurzem ausgegeben werden soll und rasches pünktliches Erscheinen der Fortsetzung gesichert ist. In dieser neuen Auflage ist das Werk nicht nur einer den Ansprüchen der Zeit angepaßten Bearbeitung unterzogen, nicht nur ergänzt und bis zur Gegenwart fortgeführt, sondern auch wesentlich und vortheilhaft umgestaltet worden. Mit dem Texte werden Abbildungen und Karten als Illustrationen gleich verbunden, während sie früher gesondert in dem „Bilder-Atlas" erschienen. Der Stoff ist in eine größere Zahl von Specialartikeln gegliedert, um das Nachschlagen zu erleichtern, und der Text bedeutend vermehrt worden ohne wesentliche Veränderung des äußern Umfangs. In dieser vollständig neuen Gestalt kann das Werk, welches seit vielen Jahrzehnten ein Hausschatz aller Kreise ist, der erhöhten Theilnahme des Publikums sicher sein.

Bibliographie.

Alexander, G., Die Hussiten vor Naumburg. Naumburg, Domrich. 12. 1 M. 20 Pf.

Badische Biographieen, herausgegeben von F. v. Weech. 3 Thle. Karlsruhe, Braun. Gr. 8. 16 M.

Degenkolb, H., Karl Georg Bruns. Freiburg i. Br., Mohr. Gr. 8. 1 M.

Dulcamara, Welche Gefahren drohen von Seiten des Materialismus? Eine Dissertation. Oldenburg, Schulze. Gr. 8. 40 Pf.

Franz Ludwig's von Erthal, Fürstbischofs von Bamberg und Würzburg, Wirken für Aufklärung. Bamberg, Hepple. Gr. 8. 60 Pf.

Eyth, M., Mönch und Landsknecht. Erzählung aus dem Bauernkrieg. Heidelberg, C. Winter. Gr. 8. 3 M.

Gedanken einer schwäbischen Frau über das Verhalten zur Mode. Stuttgart, Metzler. 16. 30 Pf.

Hartmann, A., Der gerechte Branntweinbrenner. Volksroman. Bern, Wyß. 8. 2 M. 60 Pf.

Kreiss, Theophilosophie, Vereinigung der Theologie und Philosophie. 1ster Bd.: Grundzüge der Theophilosophie. Berlin, Mrose. 1880. Gr. 8. 6 M.

Lambrecht, W., Ein Nimbus und sein Werth oder Klinkerfues und sein Wettercompass. Antwort auf fortgesetzte Herausforderungen. Göttingen, Spielmeyer. Gr. 8. 50 Pf.

Leonhardi, F. Freih., Collectiv-Vermögen. Ein Beitrag zur Lösung der socialen Frage. Pressburg, Stampfel. Gr. 8. 60 Pf.

Marlitt, E., Amtmanns Magd. Roman. Leipzig, Keil. 8. 5 M.

Matz, R., Geschichte des deutschen Männergesangs. Langensalza, Schulbuchhandlung. 8. 40 Pf.

Literarischer Merkur. Mittheilungen aus dem geistigen Leben der Gegenwart und Nachrichten für Bücherfreunde über empfehlenswerthe Neuigkeiten des In- und Auslandes. 1ster Jahrg. 1881. 24 Nrn. Berlin, Neugebauer. Gr. 8. Vierteljährlich 75 Pf.

Degg, J. A., Entwickelungsgeschichte der Stadt Würzburg. Mit Bewilligung des Eigenthümers des Manuscriptes, des historischen Vereins von Unterfranken und Aschaffenburg, herausgegeben und mit einer Einleitung, Anmerkungen und einem Register versehen von A. Schäffler. Würzburg, Woerl. Gr. 8. 3 M.

Spitzer, H., Ueber Ursprung und Bedeutung des Hylozoismus. Eine philosophische Studie. Graz, Leuschner u. Lubensky. Gr. 8. 2 M. 40 Pf.

Zimmer, H., Keltische Studien. 1stes Hft.: Irische Texte mit Wörterbuch von E. Windisch. Berlin, Weidmann. Gr. 8. 3 M.

Anzeigen.

WESER-ZEITUNG

(Bremen)

Täglich 3 Ausgaben.

Bei allen Postanstalten

pr. Quartal 7 Mark.

Inserate pr. Zeile 25 Pf.

Probenummern versendet gratis

Die Expedition der „Weser-Zeitung", Bremen.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Soeben erschien:

Der Einfluss des Islâm

auf das häusliche, sociale und politische Leben seiner Bekenner.

Eine culturgeschichtliche Studie

von

CARL NATHANAEL PISCHON.

8. Geh. 3 M.

In dieser interessanten, für Staatsmänner, Theologen, Ethnologen und Geschichtsforscher besonders werthvollen Schrift theilt der Verfasser die Beobachtungen über den Islâm mit, die er während seines achtjährigen Aufenthalts in Konstantinopel als Geistlicher der deutschen Gesandtschaft sowie auf seinen Reisen durch die europäische und asiatische Türkei zu sammeln Gelegenheit hatte.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Ein verschlossenes Land.

Reisen nach Corea.

Von

Ernst Oppert.

Deutsche Originalausgabe.

Mit 38 Abbildungen in Holzschnitt und 2 Karten.

8. Geh. 8 M. Geb. 9 M. 50 Pf.

Durch das vorliegende, gleichzeitig in englischer Sprache erschienene Werk werden über die ostasiatische Halbinsel Corea, dieses in strengster Abgeschlossenheit verharrende Land, zum ersten mal eingehende Nachrichten veröffentlicht. Dreimalige Reisen dorthin haben den Verfasser in den Stand gesetzt, eine Darstellung der Geographie und Geschichte, der Productions- und Handelsverhältnisse des Königreichs Corea sowie der Sprache und Sitten seiner Bewohner zu geben, welche unsere geographische Kenntniss vielfach bereichert und zugleich ein eigenthümliches politisches Interesse darbietet.

Im Verlage von **Friedrich Luckhardt**, Magdeburgerstraße 31, Berlin, erschien soeben und ist durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Bettina de Monk.

Ein modernes Schauspiel in vier Akten

von

Wilhelm Henzen.

Preis: 1,50 Mark.

„Die vom Dichter verfolgte Aufgabe ist, das Thema der unglücklichen Ehe, das wir so oft nach französischem Geschmacke auf unsern Bühnen behandelt gesehen, einmal auf deutsche Weise und dabei doch ganz modern zu dramatisiren. Die geschilderten Seelenkämpfe sind in der That recht moderne und ermangeln dabei nicht eines ergreifenden, dramatisch wirksamen Pathos." („**Frankfurter Zeitung**", Nr. 232, Abendblatt.) Das Stück wird bereits im October im **Berliner National-Theater** in Scene gehen.

Im Verlag von **Rud. Hoefer** in **Reichenbach i. Schl.** erschien soeben:

Gedichte

von

Leonhard von Prittwitz-Gaffron.

Elegant geb. mit Goldschnitt.

Preis 4 Mark.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Torquato Tasso

und

Italienisches Leben im 16. Jahrhundert.

Von

Pier Leopold Cecchi.

Aus dem Italienischen übersetzt von

H. Freiherrn von Lehzeltern.

Autorisirte Ausgabe.

8. Geh. 5 M. Geb. 6 M. 20 Pf.

Das Werk über Tasso und seine Zeit von Professor Cecchi zu Palermo ist in Italien mit lebhaftestem Beifall aufgenommen worden, und wird sicher auch in Deutschland, durch die vorliegende Uebersetzung zugänglich gemacht, bei allen Literaturfreunden Beachtung finden.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Soeben erschien:

ORCHOMENOS.

Bericht über meine Ausgrabungen im böotischen Orchomenos.

Von

Dr. HEINRICH SCHLIEMANN.

Mit 9 Abbildungen und 4 Tafeln. 8. Geh. 3 M.

Den bekannten Werken des Verfassers über seine Ausgrabungen von Troja und Mykenae schliesst sich das vorliegende an, in welchem er über die neuesten, zu Orchomenos in Böotien von ihm ausgegrabenen Funde Bericht erstattet. Alle Besitzer der frühern Schliemann'schen Werke werden auch dieses mit gleichem Interesse entgegennehmen.

Verantwortlicher Redacteur: Dr. **Rudolf von Gottschall** in Leipzig. — Druck und Verlag von **F. A. Brockhaus** in Leipzig.

PREUSSISCHE STAATS-BIBLIOTHEK

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Herausgegeben von Rudolf von Gottschall.

Erscheint wöchentlich. — Nr. 37. — 15. September 1881.

Inhalt: Literarische Unterhaltungen. Die Lyrik und die Naturwissenschaft. Von Erwin Mansbach. — Neue erzählende Literatur. Von Eugen Zabel. — Zur Naturreligion. Von Alfred Kirchhoff. — Ueber deutschen Sprachgebrauch. Von Daniel Sanders. (Beschluß.) — Oesterreichische Minnesinger. Von Anton Schlossar. — Feuilleton. (Deutsche Literatur; Aus der Schriftstellerwelt.) — Bibliographie. — Anzeigen.

Literarische Unterhaltungen.

Die Lyrik und die Naturwissenschaft.

Die deutschen Lyriker sind in der That übel daran. Das Publikum bekümmert sich um ihre Werke so wenig wie möglich, und von seiten der Kritik werden sie belehrt, daß sie diese Nichtachtung verdienen, weil sie vorgeblich immer nur die alten verbrauchten Stoffe, Lenz und Liebe u. s. w., besingen und es nicht verstehen, dem specifischen Geiste ihrer Zeit zu dichterischem Ausdruck zu verhelfen. Der letztgenannte Grund ist nun freilich an sich durchaus nicht stichhaltig. Denn gewisse Stoffe in der Lyrik, so die Natur und das Menschenherz, sind ewig, und ein Dichter, der sie aufs neue besingt, verdient darum noch nicht, von der Seite angesehen zu werden, falls er es überhaupt nur versteht, durch einen individuellen Hauch jenen Stoffen den Reiz der Neuheit zu geben. Jedenfalls aber ist jener Vorwurf danach angethan, die lyrischen Dichter zur Umschau nach neuen Stoffen anzuregen, und es ist nichts natürlicher, als daß sie sich den „Geist ihrer Zeit" einmal daraufhin ansehen, inwieweit derselbe etwa eine dichterische Verwerthung gestattet.

Der Geist der Gegenwart zeigt nun in religiöser, politischer und socialer Beziehung in der That theilweise eine sehr markante Signatur. Doch werden wir wol wenig Widerspruch zu fürchten haben, wenn wir behaupten, daß mit den auf den genannten Gebieten augenblicklich herrschenden Wirren und Kämpfen die Poesie nichts zu schaffen hat, und daß es ein vergebliches Bemühen sein würde, sie für die Poesie fruchtbar zu machen. Auch sind diese Wirren und Kämpfe doch eigentlich immer nur von partieller und stellenweise sehr vorübergehender Bedeutung. Die gesammte Weltanschauung wird dadurch im Wesentlichen nicht alterirt und beeinflußt. Wohl aber hat dieselbe in den letzten Decennien einen gewaltigen, durchgreifenden und nicht blos momentanen Umschwung erfahren durch die Forschungsresultate der Naturwissenschaften, ganz besonders durch die Anschauungen der modernen Geologie und Astronomie. Wie nun, wenn die Dichter einmal den Versuch machten, diesen Stoffen Poesie abzugewinnen und so dem Anspruch an Neuheit und Modernität zu genügen? In Frankreich ist dieser Versuch durch die geniale Dichterin Luise Ackermann vor einigen Jahren mit glänzendem Erfolge gemacht worden, und in dem maßgebenden Organ, der „Revue des deux mondes", fand derselbe durch einen der ersten Akademiker (Caro) sofort die gebührende Würdigung und Anerkennung, und die Stellung der Verfasserin in der französischen Literatur war gesichert. Auch der Böhme Johannes Neruda hat ein Bändchen „Kosmischer Lieder" herausgegeben, die auch ins Deutsche übersetzt sind, und in der deutschen Literatur selbst haben in jüngster Zeit besonders Graf von Schack (in seiner Dichtung „Nächte des Orients") und Albert Möser (in seiner jüngsten Sammlung „Schauen und Schaffen") die Ideen der modernen Geologie und Astronomie zu Ausgangs- und Angelpunkten dichterischer Gestaltungen zu nehmen versucht. Und wie hat sich zu diesen Versuchen die deutsche Kritik gestellt? Sie hat im ganzen und großen mit Beifall und Zustimmung nicht gekargt. Es sind aber doch auch Stimmen laut geworden, welche sich verwerfend geäußert und von einem verfehlten „in Verse Bringen lediglich wissenschaftlicher Gedanken" gesprochen haben. Natürlich haben wir uns an dieser Stelle, wo nur Principienfragen zu erörtern, kritische Einzelbetrachtungen aber ausgeschlossen sind, nicht mit einer Vertheidigung und Rechtfertigung der genannten Dichter zu befassen; weil aber gerade den gegnerischen Aeußerungen ein falsches Princip zu Grunde zu liegen

scheint, deshalb möchten wir uns über die aufgeworfene Frage an dieser Stelle einige Worte gestatten.

Es scheint uns vollkommen berechtigt, daß die sogenannte Gedankenpoesie (wenn man dies Wort im eigentlichen und strengen Sinne nimmt) von vielen Seiten mit schelen Augen angesehen wird, und in der That hätte ein Dichter, der philosophische Gedanken etwa von Kant, Schelling oder andern lediglich in Verse bringen wollte, seinen Beruf als Dichter schlecht erfüllt. Denn der Gedanke wendet sich an die Vernunft; der Dichter aber hat es nicht mit dieser, sondern mit Phantasie und Gemüth zu thun, und nur insoweit als philosophische Gedanken auch diese letztern Seiten der Seele in Mitleidenschaft versetzen können; nur so weit es möglich ist, philosophische Abstraetionen in dichterische Stimmungen umzusetzen, nur insoweit ist es dem Dichter gestattet, sich von philosophischen Systemen inspiriren zu lassen: und auf solche Art ist es auch immer geschehen. Gegen Gedankendichtung in diesem richtig verstandenen Sinne ist nichts einzuwenden, und es würde mit dem innern Reichthum der Lyrik schlimm aussehen, wenn man dieselbe aus der Poesie verbannen wollte.

Ebenso ist es an sich vollkommen richtig, daß es nimmermehr des Dichters Aufgabe sein kann, Resultate der eonereten Wissenschaften, speciell der Naturwissenschaften, in Verse zu bringen. Denn die Wissenschaft wendet sich, wie bemerkt, an das denkende Element im Menschen, und bei diesem findet die Poesie kein Echo und kann von ihm auch keine Stoffe beziehen. Es fragt sich aber noch ganz entschieden, ob die genannten Wissenschaften sich blos an die Vernunft wenden, ja sogar, ob sie sich nur in erster Linie an diese wenden und nicht vielmehr auf Phantasie und Gemüth einen so gewaltigen Eindruck machen, daß dessen dichterische Verkörperung die Empfindung des Erhabenen wie nichts anderes zu erzeugen im Stande ist. Den Mittelpunkt der in Rede stehenden Anschauungen bildet die Kant-Laplace'sche Theorie von der Entstehung der Weltkörper in Verbindung mit der Darwin'schen Lehre von der Entwickelung der Lebewesen. Diese Theorien sind so einfach und leicht zu fassen, daß die Vernunft sehr bald mit ihnen fertig ist. Dasjenige menschliche Wesen aber müßte denn doch kühl bis ans Herz hinan sein, bei welchem lediglich die Vernunft in Auffassung jener Lehren in Thätigkeit käme und nicht auch Phantasie und Gemüth die grandiosesten Anschauungen und tiefgehendsten Erschütterungen empfingen. Oder gibt es für die Phantasie eine großartigere Anschauung, als daß die sämmtlichen Planeten in der Urzeit vom Sonnenball abgeschleudert worden, sich Jahrmillionen in feuerflüssigem Zustande durch den Raum bewegt haben, dann allmählich erkaltet sind, Pflanzen und lebende Wesen in stets steigender Vervollkommnung aus sich erzeugt haben, nach endlich überschrittenem Höhepunkt der Entwickelung sich wieder abwärts neigen, allmählich im Frost ersterben und schließlich wieder in die Sonne zurücksinken, die aber auch ihrerseits endlich erkalten wird? Und die geistigen Perspeetiven, die sich daraus für das Schicksal unsers Geschlechts ergeben, müssen sie unser Gemüth nicht im Tiefsten berühren? Wo aber Phantasie und Gemüth auf das nachhaltigste angeregt und beschäftigt werden, da sage man nicht, daß kein Stoff für Poesie sei. Ganz im Gegentheil müssen die aus dieser geistigen Atmosphäre resultirenden Stimmungen außerordentlich dankbare für die Poesie genannt werden; wer jene Stimmungen in lyrische Maße gießt, der thut etwas ganz anderes, als „wissenschaftliche Resultate in Verse bringen", und mit Recht hat Ernst Eckstein bereits vor Jahren seine Verwunderung darüber ausgesprochen, daß bisjetzt so wenige Dichter sich jene Stoffe zu Nutzen gemacht und an Stelle der Herz- und Schmerzlyrik die Poesie des Kosmos dichterisch verkörpert haben.

Natürlich ist die Sprache der Wissenschaft eine andere als diejenige der Poesie, und wenn man die in Rede stehenden Dichter beurtheilen will, so sehe man nicht auf den Stoff, sondern auf die Form, d. h. man mache nicht den wenig motivirten Versuch, die betreffenden Ideenkreise in ihrer dichterischen Verwerthbarkeit zu beanstanden, sondern man frage, ob es den Dichtern überall gelungen ist, für den nicht zu beanstandenden Stoff den adäquaten dichterischen Ausdruck zu finden. Vermag man letzteres zu leugnen, so spreche man sein Verdammungsurtheil. Die bloße Rücksicht auf den Stoff allein läßt ein Veto in diesem Falle nicht berechtigt erscheinen. Wenigstens würde ein solches Veto sich seltsam ausnehmen neben Caro's geistvollen Auseinandersetzungen in der „Revue des deux mondes" und, wenn es mehr als sporadisch laut würde, der deutschen Kritik kein besonders vortheilhaftes Zeugniß ausstellen. *)

Erwin Mansbach.

---

*) Wenn ein Vertreter der gegentheiligen Anschauung bemerkt, daß ihm lediglich eine humoristische Behandlung der betreffenden Stoffe, wie sie sich bei Scheffel finde, berechtigt erscheine, und des Weitern hinzufügt: „andernfalls danken wir dafür", so ist zunächst nicht recht ersichtlich, im Sinne einer wie großen Pluralität dieses „wir" gemeint ist. Jedenfalls spricht er zunächst doch wol nur seine eigene Ansicht aus, und ganz sicherlich vergißt er, daß, wie viele Dinge in der Welt, so auch poetische Stoffe unter Umständen zwei Seiten haben, und daß gerade bei den erhabensten Stoffen der Umschlag ins Komische am ehesten und leichtesten zu bewerkstelligen ist. So wenig nun aber der Scheffel'schen Behandlung Berechtigung und Verdienst abzusprechen ist, so ist die Verwerthung der kosmischen Ideen im Sinne ernster Poesie damit noch lange nicht als unmöglich oder verwerflich bewiesen. Ja bei Stoffen, bei denen es sich im allerrealsten und nicht hyperbolischen Verstande um das Schicksal ganzer Welten und ihrer Bewohner handelt, dürfte es denn doch noch ganz ernstlich fraglich sein, welche Behandlung, ob die ernste oder die humoristische, mehr am Orte und die in erster Linie berechtigte sei.

Neue erzählende Literatur.

1. Eine Frage. Idyll zu einem Gemälde seines Freundes Alma Tadema erzählt von Georg Ebers. Stuttgart, Hallberger. 1881. 8. 3 M. 50 Pf.
2. Vater und Sohn. Novelle von Fanny Lewald. Stuttgart, Hallberger. 1881. 8. 5 M.
3. Schattentanz. Von Alfred Meißner. Zwei Bände. Zürich, Schmidt. 1881. 8. 8 M.
4. Auf Irrwegen. Roman von E. Bely. Drei Bände. Herzberg a. H., Simon. 1881. 8. 12 M.

Wenn wir unter den erzählenden Schriften, die unserer Beurtheilung vorliegen, dem Idyll von Georg Ebers „Eine Frage" (Nr. 1) den Vorrang lassen, so geschieht es deshalb, weil das Interesse der Leser gewiß sich ihm zuerst zuwenden wird. Der Verfasser jener fünf Romane, die das Leben des alten Aegypten von der Zeit der Pharaonen bis zu den christlichen Märtyrern schildern, besitzt jedenfalls das Verdienst, ein bisher kaum beachtetes Stoffgebiet zum Lieblingsthema der Leserwelt erhoben zu haben. Wie weit man in der Anerkennung seiner künstlerischen Vorzüge gehen kann, ist oft Gegenstand des Streits gewesen; die Thatsache seiner ungewöhnlichen buchhändlerischen Erfolge ist unbestreitbar. Nach unserer Meinung sind die Grenzen des Ebers'schen Talents, sowol was die Erfindung als auch was seine poetische Weltanschauung betrifft, leicht zu erkennen. Leider fehlt es an der Kühnheit und Selbständigkeit, die das Genie von dem gefälligen Talent unterscheiden. Der Dichter hat immer nur ein beschränktes sittliches Ideal vor Augen; er durchdringt nicht die Abgründe des Lebens, um auf diesem Wege sich seiner poetischen Freiheit bewußt zu werden und zur Harmonie zu gelangen, sondern er entlehnt der Realität nur gerade so viel, als er für seine optimistische Auffassung der Welt gebrauchen kann, und unterschlägt alle herbern Momente, auch wenn sie sich aus den Situationen nothwendig ergeben. Das Fehlen dieser letzten Wahrheit erweist sich aber nur für den kleinsten Theil der Leser als Störung, die Mehrzahl beruft sich mit Vorliebe nur auf die Vorzüge ihres Lieblingserzählers. Daß es deren viele und beachtenswerthe gibt, kann nur der Uebelwollende verkennen. Ebers besitzt die echte epische Ruhe und Behaglichkeit, die Geduld, nicht von einem zum andern zu springen, sondern das Folgende aus dem Vorausgegangenen langsam herauswachsen zu lassen; er weiß die Form angenehm zu glätten und seiner Prosa einen mehr fühlbaren als nachweisbaren Rhythmus zu verleihen, sodaß man seine Beliebtheit wohl begreift.

Ueber die Entstehung und den Charakter seiner neuesten Erzählung gibt schon der Titel Aufschluß. Sie ist aus der Anschauung eines Bildes von Alma Tadema entstanden, das auf der internationalen Kunstausstellung in München im Jahre 1879 so großes Aufsehen erregte und nun dem Buche in einem hübschen Stiche beigegeben ist. In dem Vorwort läßt sich der Dichter also vernehmen:

Im Kunstpalast am grünen Isarstrand
Hab' ich gar lang vor einem Bild gesessen;
Es hielt mich wie mit Zauberkraft gebannt,
Und als ich heimzog, konnt' ich's nicht vergessen.

Ein Jahr verging, der Winter kam herbei,
Nur selten sahen wir die Sonne scheinen,
Da faßt' ich mir ein Herz und rief: „Es sei!"
Und nach dem Süden zog ich mit den Meinen.

Wie Wandervögel banten wir ein Nest
An einem Palmenufer lichtumflossen;
Dort blühte uns das Dasein wie ein Fest,
Und herzensdankbar haben wir's genossen.

Oft konnt' ich dort zum Meere purpurblau
Mit neuer Lust den Blick herniedersenken,
Und tausendmal mußt' ich bei solcher Schau
An Alma Tadema's Gemälde denken.

Einst kam ein Tag, froh wie ein Brautgesicht,
Ganz voll von Duft und Licht und guten Stunden,
Und da — es flog mir zu, ich sucht' es nicht,
Hab' ich das Wort zum Bild des Freunds gefunden.

Das Bild stellt mit der unerreichten Feinheit des Meisters eine Scene zwischen zwei jungen Leuten verschiedenen Geschlechts dar. Auf einer Steinbank, über die man von der Unendlichkeit des Meers einen schmalen Streifen sich hinziehen sieht, erblickt man das Mädchen sitzend, die rechte Hand ruht leicht auf der Rückwand, die linke stützt sich auf das Knie und trägt das schlanke Köpfchen mit dem von halb ängstlicher, halb freudiger Erwartung erfülltem Gesicht. Neben ihr liegt ausgestreckt auf der Bank der Jüngling, der mit fragender Miene zu seiner Nachbarin aufschaut. Was den Inhalt dieser Frage bilden könne, sagt die Situation selbst: eine tiefe reine Liebe, die sich so reich an Duft und Farbe zu entwickeln anschickt wie der Rosenstrauch zur Rechten des still beglückten Paars, will sich das längst Gewußte endlich gestehen.

Des Dichters Aufgabe bestand nun darin, zu dieser Situation eine Fabel zu ersinnen und sich aus dem Vergangenen und Zukünftigen ein Ganzes zu bilden, das die Erfindung des Malers organisch in sich aufgenommen hat. Ebers führt uns nach Syrakus in das Haus des von Siechthum heimgesuchten Lysander, der mit seinem Bruder Protarch ein prächtiges Landgut verwaltet. Jenem erblüht eine Tochter, Xanthe, diesem ein Sohn, Phaon, und wie die Kinderspiele das junge Pärchen zusammengeführt hatten, so dachte man sich auch die Erwachsenen als Bräutigam und Braut. Doch Lysander's greise Haushälterin ist diesem Bunde nicht günstig, sie zieht Xanthe's ältern Vetter Leonax in Messene vor und weiß Phaon zu verdächtigen, indem sie erzählt, daß er die Nächte in der Gesellschaft von Flötenspielerinnen zubringe und einen großen Theil des Tags verschlafe. Xanthe aber braucht einen Gatten, der zugleich eine Stütze ihres kranken Vaters sein könne, und so schmerzlich es ihr ist, sucht sie sich von der Erinnerung an den Jugendgespielen loszureißen:

Tausend gemeinsame Freuden und Leiden hatten sie mit ihm verbunden, und am fernsten Horizont ihrer Erinnerungen lag ein Ereigniß, das ihrer Neigung für ihn eine andere Richtung gegeben. Seine Mutter und die ihre waren am gleichen Tage gestorben, und seitdem hatte sie gemeint, über ihn wachen und für ihn sorgen zu sollen, zuerst wol nur wie für eine große lebendige Puppe, dann aber in ernsterer Weise. Und jetzt hinterging er sie und richtete sich zu Grunde! Und doch war Phaon so ganz anders geartet als die wilden Burschen von Syrakus. Er hatte von Kind auf zu jenen gehört, die handeln, ohne Worte zu machen. Wie ein Träumer ging er gern auf einsamen Wegen und senkte dabei den Blick seiner großen dunkeln Augen. Ungefragt redete er selten. Niemals rühmte er sich, dies oder das vollbringen zu können oder Wohlgelungenes geleistet zu haben. Ungesprächig zeigte er sich bei der Arbeit und selbst beim fröhlichen Spiele. Langsam ging er ans Werk, aber was er angriff, das wußte er gut zu Ende zu führen. Man sah ihn gern auf der Ringbahn und auf dem Tanzplatz, denn die Jünglinge achteten seine Kraft, die maßvolle Anmuth seiner Gewandtheit und die furchtlos gelassene Art, mit der er Zänker und Prahler zur Ruhe zu bringen verstand; die Mädchen aber blickten dem schönen Träumer gern in die tiefen Augen und bewunderten ihn, wenn er sich auch beim wildesten Reigen leidenschaftslos und streng nach dem Takte des Tambourins und der Doppelflöte anmuthsvoll auf- und niederbewegte. Freilich schalt manche, die er zu beachten vergessen, sein mundfaules Wesen, und auch Xanthe hatte es oftmals schwer empfunden, wenn seine Zunge kein einziges Wort für die inhaltreichen Geschichten fand, welche ihr seine Augen erzählten. Ja, diese verstanden zu reden! Und wenn sein tiefer inniger Blick sich, ohne zu flackern, aber so glühend und mächtig wie ein Lavastrom, der auf seiner stillen lautlosen Wanderung jedes Hinderniß umwirft, zu ihr herniedersenkte und den ihren traf, dann glaubte sie, er schwiege nicht aus Armuth des Geistes und Herzens, sondern weil die Gefühle, die ihn bewegten, so reich und mächtig wären, daß sie kein sterblicher Mund in Worte zu kleiden vermöge.

Doch hat der Autor das Hinderniß, welches die Liebenden voneinander trennt, so leicht aufgebaut, daß es bei der ersten leisen Berührung zusammenfällt. Als Xanthe eines Tags zum Meere hinabgeht, um zur Ausschmückung des Hauses Rosen abzuschneiden, findet sie Phaon auf der Bank schlafend, und als sie dem Erwachenden Vorwürfe macht über sein wüstes Leben, stellt es sich heraus, daß Phaon die Nächte nicht nutzlos durchschwelgt, sondern in dem Olivenhain von Xanthe's krankem Vater zugebracht habe, um das diebische Gesindel daraus zu vertreiben. Daß nach dieser Aufklärung die mühsam eingedämmte Empfindung wieder überflutet und den beiden Herzen zu ihrem Rechte verhilft, ist selbstverständlich. Man sieht, Ebers hat nicht sehr tief gegriffen in das Geheimniß jugendlichen Seelenlebens. Das Liebespaar ist vom Maler hübsch und anmuthig, aber in durchaus conventioneller Manier vom Dichter nachgezeichnet worden. Als charakteristischen Gestalten geben wir den übrigen Figuren der Novelle, dem kranken Lysander und seiner keifenden Haushälterin Semestre, unbedingt den Vorzug. Die Scenen, wie letztere die jungen Mägde für schwerhörig hält, weil sie selbst von ihren Ohren im Stiche gelassen wird, wie sie dem Gaukler und seinen Zuschauern zum Gegenstand harmlosen Spottes dient, vor allem aber die Darstellung, wie sie mit ihren Heirathsplänen aus dem Felde geschlagen wird und das für Aphrodite bestimmte Opfer, ein schmuckes Ferkel, dem Feinde in die Hände fällt, sind von liebenswürdigem, zartem Humor. Fast scheint es, als ob hier und da dem modernen Empfinden zu große Zugeständnisse gemacht worden wären; doch ist im ganzen die culturhistorische Treue gewahrt, wie es von zwei so großen Kennern des Alterthums wie Tadema, dem Erfinder, und Ebers, dem dichterischen Anempfinder des Sujets, nicht anders zu erwarten war.

Denselben Einwand, daß der auf einem bloßen Mißverständniß beruhende Conflict für die Anlage der Handlung zu geringfügig sei, möchten wir auch bei der Würdigung der Novelle „Vater und Sohn" von Fanny Lewald (Nr. 2) erheben, so wenig willkommen uns auch die Nothwendigkeit ist, gerade in der Zeit, in welcher der Antritt des siebzigsten Lebensjahres der Dichterin von fern und nah mit den Kundgebungen aufrichtigster Sympathie begrüßt worden, Ausstellungen an einem ihrer Werke machen zu müssen. Was Fanny Lewald für unsere zeitgenössische Literatur bedeutet, ergibt sich erst, wenn man die ganze Summe ihres Talents und Fleißes zieht. Die gediegene sorgfältige Art ihrer Erzählung, der Ernst, mit welchem sie sich ihren psychologischen Studien hingibt, die humane milde Anschauung, die überall hervorleuchtet, sind nicht so häufige Vorzüge in unserer Romanliteratur, als daß sie nur eine flüchtige Erwähnung verdienen sollten. Sie helfen sogar über die unzweifelhaft trockenen Stellen, über die von Affectation nicht freizusprechende Würde und Humorlosigkeit ihrer Muse hinweg und hinterlassen den Eindruck einer durchaus wohlthuenden Künstlernatur, die eine zahlreiche und gewählte Leserschar geistig befruchtet hat. Wenn wir in „Vater und Sohn" nicht alle ihre Vorzüge beisammen finden, so darf uns das gegen die Schriftstellerin als solche nicht ungerecht machen. In einem arbeitsamen langen Leben gibt es, so stark auch das schöpferische Talent sein mag, Momente, in denen sich der Genius nur gezwungen einstellt. Es ist dann, als ob sich die Begabung ausruhe und zu neuen Thaten sammle. Diesen Eindruck haben wir auch von der Novelle „Vater und Sohn" erhalten, die uns, wenn auch nicht mislungen, so doch mit halbem Talent geschrieben zu sein scheint.

Was uns namentlich an dem Buche gestört hat, ist das Ueberwiegen und Sichvordrängen der Reflexion, mit der Fanny Lewald sonst so geschickt seelische Conflicte zu erfassen weiß, die uns aber in diesem Falle gar nicht am Platze zu sein scheint. Das Sujet, wie es sich der Dichterin darbot, ist ganz auf Heiterkeit und graziöse Leichtigkeit der Darstellung angelegt. Wenn Vater und Sohn sich zu gleicher Zeit verheirathen wollen und es bildet sich in dem Moment, als beide an demselben Mädchen Gefallen finden, kein Conflict, sondern ein sofortiges Arrangement der Herzen, so ist es ganz unmöglich, das Thema mit dem heiligen Ernst anzufassen, der Fanny Lewald nie verläßt.

Nun sind wir weit entfernt, von ihrem reinen Empfinden, ihrem sittlichen Feingefühl frivolisirende Kunststücke im Sinne von Kotzebue's „Beiden Klingsberg" oder Dumas' „Père prodigue" verlangen oder erwarten zu wollen. Aber daß die ganze Situation, in die wir eingeführt werden, eine humoristische Behandlung fordert, daß sie nicht schwer, sondern leicht zu nehmen ist, daß das Tempo der Erzählung nicht Adagio, sondern Allegro sein muß, liegt auf der Hand.

Daß sich die Verfasserin in der Tonart vergriffen hat, zeigt auch der Schluß. Es war hier, wenn der Vater sich aus dem Hause des Präsidenten die Erzieherin und der Sohn sich die Tochter zur Frau holt, mit der Dignität nichts mehr anzufangen; da also Fanny Lewald die reizenden Amoretten um die beiden glücklichen Paare nicht flattern lassen konnte, mußte sie kurz abbrechen und der Phantasie der Leser das Weitere überlassen. Der Geheimrath Mannstein, der sich von klein auf zu einem vermögenden und angesehenen Manne emporgearbeitet hat, wünscht nach dem Tode seiner Frau, daß sich sein Sohn Willibald verheirathe, damit wieder ein weibliches Wesen in dem Hause schalte. Er wünscht also nicht nur eine Frau für seinen Sohn, sondern auch eine Schwiegertochter für sich. An das Zunächstliegende, daß er seine Sehnsucht nach dem Weiblichen ja durch einen eigenen neuen Ehebund befriedigen könne, denkt er nicht. Er will den Sohn besorgt und aufgehoben wissen und weist ihn immer wieder auf des Präsidenten Tochter Viola hin. Aber Willibald findet an deren Gesellschafterin Elise Wald, einer Schönheit in reifern Jahren, mehr Geschmack, ohne doch den Muth zu besitzen, sich offen zu erklären. Da sie sich zu keiner müßigen Tändelei hergeben will, freut sich Elise, aus Willibald's Worten herauszufühlen, daß dieser sich für Viola, des Präsidenten Tochter, interessire. Doch klärt sich das Misverständniß bald auf, und nach einigen Unterbrechungen dieser Liebesgeschichte durch geschäftliche Sorgen sucht der Geheimrath seinem unentschlossenen Sohne, der zwischen zwei Feuern steht, zu Hülfe zu kommen. Als er erfährt, daß Viola seinen Sohn liebe, ohne zu wissen, ob diese Neigung erwidert werde, heirathet er kurzweg die reifere Frau. Das gute Beispiel veranlaßt dann den Sohn, sich der reizenden Viola zu versichern.

Wie gesagt, der anziehende Stoff ist nach unserm Geschmack von zu vielen Reflexionen umwunden. Selbst die jungen Leute in dieser Novelle sind gedankenschwer, als ob das Weltall auf ihnen ruhte und sie nicht die ganze lachende Zukunft vor sich hätten. Sucht sich die Verfasserin einmal selbst zu corrigiren, wie in der Person des lebenslustigen, reiseerfahrenen Bankierssohns Victor, so merkt man ihr die Anstrengung, heiter zu sein, augenscheinlich an. Daß es im übrigen an sinnigen Erwägungen an der richtigen Stelle, an feinen Empfindungen nicht fehlt, versteht sich bei einer Schriftstellerin von dem Range Fanny Lewald's von selbst. Die Figur Viola's, deren rumänisches Blut sich in ihrem Temperament, ihrem Vergnügen an Festlichkeiten verräth, und die sich am wohlsten fühlt, wenn sie Tarantella tanzt, ist mit dichterischer Kraft geschildert. Wie wahr ist ihre Liebe zu Willibald in den ersten verstohlenen Flammen, wie tiefergreifend ihre Enttäuschung, der Schmerz über das Unbegreifliche, daß er sie nicht lieben sollte, dargestellt. Wir brauchen nur die folgende Scene herzusetzen, um das große Talent Fanny Lewald's erkennen zu lassen:

Endlich, als sie sich wieder einmal bis gegen die Mitternacht hin mit ihren Gedanken herumgeschlagen hatte, fing sie an, es sich zur Abwechselung bitter vorzuwerfen, daß sie in kindischem Mismuth dem Geliebten die Möglichkeit entzogen habe, ihr zu nahen; denn es war ihr eine Wollust sich schuldig zu nennen, um ihn freisprechen und beklagen zu können. Die brennende Unruhe litt sie nicht auf ihrem Lager. Sie stand auf, warf ein Nachtkleid über, sie mußte etwas thun, etwas vornehmen. Sie wäre gern hinausgegangen in den Garten, wären die Thüren nicht geschlossen gewesen. Und weil sie nichts anderes wußte, beschloß sie zu schreiben. Aber als sie an den Schreibtisch ging, wußte sie nicht, wem sie schreiben sollte oder wollte. Dem Geliebten? Ganz unmöglich! Sie konnte ihm doch nicht unaufgefordert ihre Liebe bekennen; aber sie beneidete die Männer, die das thun durften. Sie ging an das Fenster und öffnete es. Die Nacht war sehr warm, die Sterne funkelten. Ganz leise zog die Luft durch die Wipfel der Bäume; von fern tönte das Rauschen des Wehrs herüber, und die Heuschrecken belebten mit ihrem klingenden Zirpen die tiefe Stille. Hier und da ließ ein aufgeschrecktes Käuzchen seinen Ruf vernehmen, und von dem Lichtstrahl in ihrem Zimmer geblendet, huschte eine Fledermaus dicht an ihr vorüber. Sie trat ängstlich zurück, es war ihr nicht geheuer, so allein zu sein. Sie schloß das Fenster. Aber nicht die Nacht war ihr unheimlich, es war ihr unheimlich, daß sie so traurig in derselben wachte. Wie sie sich umwendete, fiel ihr Blick in ihren Spiegel, den die von ihr angezündete Lampe klar erhellte. Draußen schlug vom Amthause die dumpfe Thurmuhr die vier Viertel der Mitternachtsstunde. Als Kind hatte Viola in einem Märchenbuche einmal die Geschichte eines Mädchens gelesen, das in der Geisterstunde vor dem Spiegel dreimal den Namen ihres Geliebten laut gerufen habe, um ihn heraufzubeschwören. Wie es dann den Namen zum dritten mal ausgesprochen, war ihm aber nicht der Geliebte, sondern der Tod mit Stundenglas und Hippe in dem Spiegel erschienen, ihm die eigene nahe Todesstunde und sich als den Bräutigam zu verkünden. — Es überlief sie eiskalt, wenn sie nur daran dachte, und doch konnte sie es nicht lassen. Ehe der Hammer der Uhr die letzten der zwölf Schläge aushob, trat sie vor den Spiegel hin, mit bebenden Lippen den Namen des Geliebten leise rufend. Aber nicht Willibald, nicht der Tod schauten sie aus dem Glase an. Nur ihr herrliches Bild strahlte ihr entgegen. Sie sah das feine Oval, die edle Bildung ihres Antlitzes, die prachtvollen Schultern, die Brust, über welche die dunkeln, aufgelösten Flechten üppig niederflossen bis zu ihren Hüften, und wie sie die vollen Arme emporhob, um mit schlanken Händen das Haar zusammenzunesteln, entzückte ihre eigene Schönheit sie. „Er müßte ja keine Augen haben, wenn er mich nicht liebte", rief sie und schloß, in heißer Scham erglühend, ihre eigenen Augen vor sich selber. Sie ließ sich in den Lehnstuhl fallen, der vor dem kleinen Schreibtisch stand, und weinte vor Glück, vor Scham, vor Schmerz, vor Sehnsucht? Sie wußte es selber nicht.

An solche Feinheiten der Schilderung wird man sich halten müssen, um auch in „Vater und Sohn" die Begabung der Dichterin, der im übrigen der leichte heitere Stoff wider den Strich zu gehen scheint, bewundern zu können.

Alfred Meißner's „Schattentanz" (Nr. 3) ist eine Art Memoirenbuch, mit dem der Autor, wie der Aehrenleser dem Schnitter, seiner eigenen Production folgt und die Einzelheiten gefällig zusammenfügt, die sich zu einem größern Ganzen nicht haben aneinanderschließen wollen. Man hüte sich jedoch, bei diesen Mittheilungen an einen bloßen Abfall zu denken, der auf keinen selbständigen Werth Anspruch habe. Sie erhalten schon dadurch ihre eigenartige Bedeutung, daß sie mit einer so gesegneten und erfreulichen Dichterlaufbahn wie derjenigen Alfred Meißner's im Zusammenhange stehen und dieselbe begleiten und erläutern. Gehört doch der Verfasser des „Ziska" und des „Schwarzgelb" zu den begabtesten und wirkungsvollsten unter den deutsch-österreichischen Poeten, denen Nikolaus Lenau und Anastasius Grün in den dreißiger und vierziger Jahren die Wege ebneten. Sehen wir uns nun seinen „Schattentanz" an, so haben wir viel mehr als der Titel verheißt, nämlich durchaus keine verschwommenen nebelhaften Gebilde, sondern überall klare und lebensvolle Gestaltungen. So sehr auch die Tonart wechselt, auf welche diese Gaben gestimmt sind, so groß auch der Wechsel des Stoffs ist, mit dem wir uns beschäftigen: die Einheit liegt in der Individualität Meißner's, ihrer verfeinerten Empfindungsweise, ihrem idealen Aufschwung, ihrer gesunden Tüchtigkeit. Sie gibt nichts Erdichtetes, sondern erlebte Wahrheit, sei es in der Form von Wanderstudien und Novellen, sei es in der Form von Begegnungen und Gesprächen. Der erste Band enthält in den beiden Abschnitten: „Bilder aus dem Italien von ehedem" und „Aus dem neuen Italien", viel Gedankenreiches und Beherzigenswerthes. Meißner's Beiträge zur Geschichte des italienischen Komödiantentreibens, des Vagabundenthums auf der Bühne z. B. sind höchst belehrend und anregend und trotz des brennenden Colorits durchaus sachgemäß gehalten. Bei den landschaftlichen Schilderungen aus Rom, Capri, Sorrent und Amalfi liebt es der Dichter, ähnlich wie Spielhagen, das Naturbild mit einem novellistischen Motiv in Verbindung zu bringen, sodaß das menschliche Schicksal in dem Weben und Walten der Natur sein Spiegelbild findet.

Noch bedeutender als der erste ist der zweite Band der Sammlung mit der Novelle „Toni", den „Kleinen Episoden" und der „Letzten Erinnerung an Heinrich Heine". Die Novelle erzählt die Geschichte einer jener „vorfrüh zum Leben Erwachten, die welken und hingehen, noch ehe ihre Sonne im Mittag steht, einer jener Blumen, die allzu früh im März ihren Kelch aufschlagen: die Farben sind von größter Frische, aber ihr Bau zu zart, um die nachkommenden Stürme und Fröste zu bestehen". Zwischen Armin, dem Helden der Erzählung, und Toni schlingt sich insofern ein tragisches Band, als alles, was von jenem ausgeht, dieser zum Unheil gereicht, mag die Absicht auch die edelste und reinste gewesen sein. So empfangen wir den Eindruck eines erbarmungslosen Verhängnisses, dessen Opfer uns eine tiefe Rührung abgewinnt. Schon als Kind hat Armin durch unschuldiges Spielen mit einem Juwel Toni's Vater in den Verdacht des Diebstahls gebracht; später tritt er im Auftrage seiner Tante als Gläubiger vor das arme Mädchen und dessen Mutter hin, immer mit der Absicht, zu lindern und gut zu machen, um so mehr, als ihn Toni mit ihrem naiven Zauber gefangen genommen hat. Aber je besser er es meint, desto übler schlägt es aus, bis schließlich Toni's Bruder, ein verwahrloster Mensch, der glaubt, Armin sei seiner Schwester untreu geworden, diesen überfällt und dann auf der Flucht umkommt. Toni's Auflösung erfolgt allmählich, aber mit unerbittlicher Nothwendigkeit. Wir fragen nicht mehr, ob dieses Schicksal verdient oder nicht verdient sei, sondern bleiben nur erschüttert stehen vor der unbegreiflichen Fügung, die sich an dem Untergange holder Schönheit zu weiden scheint. Auch in dieser Novelle bricht ein subjectives Element durch. Das merkt man an dem schnellen Puls der Handlung, dem Abspringenden und Nervösen der Erzählung.

Wir brauchen nicht auf jedes einzelne Stück einzugehen, um das Buch zu charakterisiren. Will man sehen, wie weit Meißner im Humoristischen und Ergötzlichen gehen kann, so lese man den „Unabweisbaren Landsmann" im ersten und den „Tisch der Malcontenten" im zweiten Bande. Im letztern mußte uns die Studie „Letzte Erinnerung an Heinrich Heine" besonders interessiren, weil sie uns zu der Leidensgestalt des pariser Aristophanes in der Rue d'Amsterdam führt. Die „Matratzengruft" mit allen ihren Schrecken thut sich hier noch einmal auf, nachdem Meißner bereits in den „Erinnerungen an Heinrich Heine" gleich nach dem Heimgange des Dichters ein Bild von ihm entworfen hatte. Diese Mittheilungen sind von einem schönen Gefühl für Pietät eingegeben, und es zeugt von feinem Geschmack, daß ihr Spender, obwol er so viel Trauriges zu erzählen hat, doch nirgends weinerlich wird. Meißner weiß zur Geschichte von Heine's Ehe manches schätzbare Material beizubringen und auch sonst neue Betrachtungen anzustellen. Hören wir z. B. folgende, die sich an die Annahme eines Jahrgeldes von der französischen Regierung knüpft:

> Die Annahme dieses Jahrgeldes ist Heine sehr verübelt und zu einem Act halben Landesverraths gestempelt worden; ich glaube aber nicht, daß sie die schlimme Auslegung verdient, die sie damals unmittelbar nach ihrem Bekanntwerden — durch eine Publication in der „Revue retrospective" — gefunden und größtentheils noch jetzt findet. Man muß die Dinge aus ihrer Zeit heraus betrachten. Heutzutage käme die Annahme französischen Goldes von seiten eines deutschen Schriftstellers einer Infamie gleich; damals aber hatte der exclusiv nationale Standpunkt seine Geltung verloren. Das Frankreich von damals gerirte sich als der Ausdruck der liberalen Ideen in Europa; es war aber auch eine friedfertige Epoche herangekommen, und niemand glaubte mehr an die ernstliche Aufnahme alter nationaler Zwiste. Diese Gelder aus dem Ministerium des Aeußern waren, wie Heine sich ausdrückte, „das große Almosen, welches das französische Volk vielen Tausenden von Fremden spendete, die sich durch ihren Eifer für die Sache der Revolution in der Heimat compromittirt hatten". Nicht Ludwig Philipp, das Frankreich der Julirevolution

zahlte diese Summen aus. Auf der Pensionsliste der französischen Regierung standen Exulanten aus allen Ländern, Schriftsteller wie Mickiewicz, Exminister wie Godoy, Generale, Gelehrte, Notabilitäten aller Art. Mit dieser Pension hatte Heine keine Verpflichtungen irgendwelcher Art übernommen, wie denn auch nie der geringste Dienst von ihm begehrt worden ist. Und anstatt daß er ein Schmeichler geworden wäre, machte er in seinen Correspondenzen für die „Allgemeine Zeitung" kein Hehl daraus, daß die Julimonarchie nur das Wenigste von dem gehalten hat, was sie versprochen. Wir dürfen es bedauern, daß ein in den wichtigsten Menschheitsfragen so unabhängig denkender Mensch den Stolz, den er den deutschen Regierungen gegenüber bewahrt hatte, nicht auch gegen die französische Regierung kehrte. Aber die ihn wegen der Annahme dieser Unterstützung tadeln, sollten zuvor nachweisen, wie er ohne diese bei seiner Art zu produciren und bei deutschen damals üblichen Honoraren überhaupt in Paris hätte existiren sollen? Die Stoiker haben leicht reden; allerdings muß man eingestehen, daß Heine zum sich selbst aufopfernden Märtyrer gar keine Anlage hatte.

Die Verschlimmerung, die um die Zeit der Februarrevolution in dem Befinden Heine's eintrat und so schnelle Fortschritte machte, daß sie dem Dichter eigentlich nur noch einzelne Trümmer des Körpers übrigließ, wird anschaulich und ergreifend, aber, wie gesagt, ohne überflüssigen Thränenaufwand geschildert. Es fehlt sogar nicht an reizenden heitern Episoden, unter denen wir den Besuch August Lewald's, des Redacteurs der „Europa" in Stuttgart, bei Heine erwähnen. Lewald, der um die dreißiger Jahre ein beliebter Erzähler war, zeichnete sich durch gastronomische Gelüste aus und war daneben bereits auf dem Wege, zum Katholicismus überzutreten. Der Spaß liegt nun darin, daß Lewald in demselben Augenblick, in dem er die Anwesenden Ungläubige schilt und von seiner Wallfahrt zur Gnadenmutter erzählt, die jungen Leute bedauert, die zu 3 Frs. oder zu 2 Frs. 50 C. im Palais-Royal speisen können, während er als armer alter Mann nur das Feinste verdauen könne und daher die theuersten Restaurants aufsuchen müsse. Heine wurde nach dem Fortgange Lewald's sehr ernst und sagte zu Meißner:

Ach, wozu machen uns die Jahre: August Lewald war wirklich einmal ein gescheiter und talentvoller Mann — wie hätte ich ihm sonst eins meiner Bücher gewidmet? Er hat gar frappante Novellen geschrieben und einen Roman „Gadsalünah" — es ist eine wüste Geschichte, aber um den Anfang des Buchs habe ich ihn immer beneidet — zwar gleich nach den ersten Seiten schon hätte ich alles anders geführt. Jetzt — nein, er ist kein Heuchler: er macht sich das alles selbst weis. Man sagt jetzt: „Der Mensch ist, was er ißt." Das ist sehr wahr, wenn auch in anderm Sinne als dem der Materialisten. Beim kräftigen Roastbeef, das die Engländer und die Norddeutschen verzehren, entwickeln sich Energie und praktischer Sinn. Dagegen ist Mehlspeisekost sehr ungesund: Lewald war zu viel bei katholischen Prälatentafeln eingeladen, die Kost hat seine ganze Gedankenwelt umgewandelt. O Gott! Schütze meinen armen Kopf vor solchem Verkommen! Lasse mich nur kein alter Betbruder und Heulmeier werden! Erhalte mich bei Klarheit und Verstand! Von meiner Küche habe ich allerdings nichts zu besorgen....

Ueber die Heldin jener Gedichte, welche in der Gesammtausgabe der Heine'schen Werke ganz am Schlusse stehen, und die Empfängerin der kleinen „An die Mouche" überschriebenen Briefe bringt Meißner höchst interessante Auslassungen. Er lernte sie bei einer Fahrt von Havre nach Paris im Eisenbahncoupé kennen und gehörte seitdem bei seinen wiederholten Besuchen Seinebabels zu ihrem Umgange, ohne jemals ihren Namen zu erfahren. Erst der Tod Heine's brachte die Aufklärung, daß dies Mouche sei, die so viele Stunden am Krankenbette des unglücklichen Dichters gewacht habe. Meißner sagt: „Wir haben sie beide geliebt, Heine und ich. Aber wie anders jeder: ich in den sonnigen Tagen des Glücks mit Gelächter und Leichtsinn; er in Leid, Gram und Verzweiflung." Was hier mitgetheilt wird, findet seine Ergänzung in den Erinnerungen der Frau Maria Embden, in denen die Geschichte der merkwürdigen Frau, einer Deutschen, die von ihrem Manne, einem Franzosen, in England verlassen und ins Irrenhaus geschickt wurde, des Nähern erzählt wird.

Meißner's Erinnerungen haben den Vorzug, daß ihnen trotz aller Anekdoten nichts Kleinliches anhaftet: sie gehen von der Vorstellung des genialen Dichters aus und kehren wieder zu ihr zurück. Wie Siegesfanfaren hören sich die letzten Worte an:

Die Zeit, die so viele Namen auslöscht, hat den Heinrich Heine's mehr und mehr emporgehoben und hebt ihn auch noch höher empor. Sinn und Charakter und Größe des todten Dichters werden heute tausendmal besser gewürdigt, als da er noch unter den Lebenden war, der Todte ist tausendmal berühmter, als der Lebendige je gewesen. Seine ehrlichen und einfältigen Gegner von der traurigen Gestalt sind dahingegangen, dagegen sind jetzt Tausende da, welche die Briefe und die Schönheit seiner Werke fassen. Seine Lieder, sie erklingen heute noch öfter als bei seinen Lebzeiten. Geflügelte Worte von ihm sind in aller Munde. Auch das Schwert seines Witzes ist nicht eingerostet, dies gefürchtete Schwert schreckt heute noch die Feinde. Wie er war, er wirkte im großen und ganzen für die höchsten Zwecke der Menschheit, und wenn manche seiner Geschosse fehl gingen, andere trafen gut und befreiten die Zeit, in der er wirkte, von manchem Vorurtheil und mancher bösen Chimäre. Noch die spätesten Geschlechter werden ihre Freude haben an dem Fechter, der sogar auf dem Sterbebett hingestreckt ungebrochenen Muthes blieb und jetzt, von allem Erdenleid befreit, am Ufer des Acheron wandelt bei Aristophanes und Lucian, bei Voltaire und Sterne, seinen großen unsterblichen Geistesverwandten.

Der Roman „Auf Irrwegen" von E. Bely (Nr. 4) zeigt das angenehme Erzählertalent der Verfasserin in einer belebten und bunten Handlung, die sich im Salon wie in der Mansarde gefällig abspielt, wenn wir auch im ganzen eine originelle und nachhaltig fesselnde Erfindung vermissen. Sich an das Bedürfniß einer bessern Unterhaltung wendend, die auf geistige Anregung nicht verzichten will, läßt der Roman das Charakteristische und Lebenswahre doch vor dem Stofflichen zurücktreten. Unter den „Irrwegen", auf die wir geführt werden, interessirte uns am meisten das Leben des Professors Roland, der nach dem Tode seiner ersten Frau eine Prinzessin heirathet, ohne ihr bei den Anforderungen, welche sein Beruf und das Leben in einer großen Stadt an ihn stellen, das sein zu können, was die junge Frau nach dem Aufgeben des Ehrgeizes und politischer Ziele

von ihrem Manne erwartet hat. Als sich die beiden in der Einsamkeit der Natur wieder zu finden hoffen, stellt es sich heraus, daß sie sich seelisch fremd geworden sind, und der Tod, der die Prinzessin in der See bei Miramare ereilt, löst das Band. Der elegische Grundton klingt auch in den Episoden wieder. Der Roman verdient ein Lob in Bausch und Bogen, ladet aber nicht zur Betrachtung des Einzelnen ein.

Eugen Zabel.

Zur Naturreligion.

Die heilige Sage der Polynesier. Kosmogonie und Theogonie. Von Adolf Bastian. Leipzig, Brockhaus. 1881. 8. 6 M.

Unser rastlos thätiger Völkerforscher Adolf Bastian spendete uns bereits, wenige Monate nach der Heimkehr von seiner weiten, im Auftrag der preußischen Regierung und im Interesse der ethnologischen Abtheilung des berliner Museums unternommenen Ausfahrt nach Asien und zu der Inselwelt der Südsee dieses interessante Stück der literarischen Ausbeute seiner Reise.

Gerade die Inselstämme der Südsee, soweit sie der polynesischen Varietät malaiischer Rasse angehören, sind im Lauf der letzten hundert Jahre — eben seitdem wir Europäer in nähere Berührung mit ihnen getreten — sehr gemindert an Kopfzahl; die Ueberlebenden aber nehmen von Jahr zu Jahr hastiger die Sitten und Bräuche der Fremden in demselben Maße an, als sie dem Ideenkreis ihrer Altvordern sich entfremden. Auf diesem Forschungsfelde muß man also ganz besonders die feurige Energie eines Bastian begrüßen, die mit wahrer Leidenschaft darauf aus ist, die Wesenszüge der Naturvölker noch rasch zu sammeln, ehe es bei dem unaufhaltsamen Vordringen des zur Weltcultur sich erhebenden Europäerthums hierzu zu spät wird.

Der Verfasser hegt eine gewisse Verachtung gegen die zusammenfassende Verarbeitung des bisher aufgesammelten Stoffs der Völkerkunde. Er hält den letztern für noch zu unvollständig, um solchen Bemühungen genügenden Erfolg zuzutrauen. Hierin freilich wird ihm mit Recht widersprochen werden dürfen; denn welche Wissenschaft sollte die Zumuthung dulden, erst einmal ein paar Jahrhunderte oder auch nur Jahrzehnte lang Rohstoff zu häufen, um spätern Nachkommen dessen Verwerthung anheim zu geben? Und hat nicht Peschel glänzend bewiesen, daß sich schon mit dem gegenwärtigen Kenntnißvorrath, wenn man nur dessen Lücken kritisch erwägt, ein recht achtungswerthes Lehrgebäude der Völkerkunde aufrichten läßt? Fertig mit Stoffsammeln wird keine Wissenschaft vor dem Ende aller Dinge; die Bauarbeit erst nach dem Herbeischaffen des letzten Bausteins gestatten, hieße den Ausbau einer Wissenschaft ins Jenseits, in die Zeit nach dem irdischen Weltuntergang verlegen.

Darin jedoch wird jeder dem Verfasser beistimmen, daß die Sammelarbeit bei Völkern, die nie der Schrift kundig gewesen, am dringlichsten erscheint, weil mit dem Hinsterben des letzten Ueberlebenden, der noch die Erinnerung an die uralten Geistesschöpfungen seines Stammes bewahrt, in dem Falle für alle Ewigkeit die Gelegenheit zunichte wird, in den geistigen Kern der Volksart tiefer einzudringen. Wir sehen voll freudigen Erstaunens die Hieroglyphen- und Keilschrift-Entzifferer den Geist längst entschwundener Jahrtausende am Nil, am Euphrat und Tigris wieder heraufbeschwören; die alte Weisheit Indiens ist uns frisch vor die Seele gerückt durch den erfolgreichen Eifer unserer Sanskritforscher: aber kein Stein, kein Blatt mit alten Schriftzeichen wird je aus dem Boden der polynesischen Inselwelt gefördert werden, aus dem wir das Denken und Trachten dieser braunen Menschen ergründen könnten. Hierzu vermag allein das sorgfältige Hinhören auf die wie in mattem Echo verklingenden Laute ihrer unwiderruflich dahinsterbenden Culturwelt zu verhelfen.

Wie Recht hatte nämlich Peschel, als er uns lehrte, daß nicht blos der Name der „Wilden" eigentlich nichts sei als ein Wiederauffrischen des hochmüthigen Worts der Alten von den „Barbaren", sondern daß auch der Ausdruck „Naturvölker" schief gewählt sei; denn er klinge so, als gäbe es noch Völker im wahren Naturzustand, während alle Völker ohne Ausnahme auf verschiedenen Culturstufen stehen, in uns selbst der „Wilde" noch dann und wann durchblickt, im Buschmann und Australier, im Vedda und Eskimo aber der Culturmensch durchaus ersichtlich ist.

Man betrachte nur den kunstvollen Bau der Sprachen dieser sogenannten Naturvölker, und man wird dem Neger des innersten Südafrika sowie dem papuanischen Schwarzen australischer Eilande, selbst wenn er noch der alten Vätersitte der Menschenfresserei huldigt, einen gewissen Culturadel allein schon aus jenem Grunde zuerkennen. Damit steht es in unserer Beziehung, wenn uns hier Bastian die noch vor Jahrhunderten gleich den Altfranzosen und Germanen Menschenopfer darbringenden Polynesier als Schöpfer hochpoetischer Schöpfungsmythen vorführt, in denen phantasievolle Züge von Naturphilosophie vorkommen, nicht unebenbürtig altindischer, chaldäischer, altgriechischer oder altnordischer Dichtung.

Namentlich auf Hawaii (der nördlichsten Inselgruppe Polynesiens, die wir ungerechtfertigterweise immer noch nach Cook die Sandwichgruppe nennen) gelang es unserm Forscher, unterstützt von dem regierenden König Kalakaua, eine uralte Theogonie theilweise nach einer in des Königs Besitz befindlichen Niederschrift zu copiren; und trotz der Schwierigkeit, die in der alterthümlichen, den heutigen Hawaiiern selbst nur noch mit Mühe oder gar nicht mehr

verständlichen Sprache begründet ist, gibt er uns im vorliegenden Buch Hauptstücke davon in Uebersetzung.

Wir wollen uns hier begnügen mit einem kurzen Hinblick auf die in engern Rahmen gefaßte neuseeländische Mythe von der Welterschaffung, die Bastian an Ort und Stelle gleichsam aus Mosaiktrümmern zusammenfügte, wie er solche bei einzelnen englischen Mythensammlern in Neuseeland auffand. Von Geschlecht zu Geschlecht haben die streitbaren Maoris (mâoris), wie sich die erst im Mittelalter nach der neuseeländischen Doppelinsel eingewanderten Polynesier bezeichnen, diesen Schöpfungsgesang, die „Geschichte der Söhne des Himmels und der Erde" fortgepflanzt. In unserm Jahrhundert, dessen Ende nur wenige der Epigonen jener polynesischen Spartanernation erleben werden, wurde er niedergeschrieben. In heimischem Wortklang tönt er nun zu uns herüber:

Die Himmel, die über uns sind, und die Erde, die unter uns liegt, sind die Erzenger der Menschen und der Ursprung aller Dinge. Denn früher lagen die Himmel auf der Erde, und alles war Finsterniß. Nie waren sie getrennt gewesen. Und die Kinder des Himmels und der Erde suchten den Unterschied zwischen Licht und Finsterniß zu entdecken; denn die Menschen waren zahlreich geworden, aber die Finsterniß währte noch fort.

Nacht (Po) ist für alle polynesischen Mythen der geheimnißreiche Uranfang des Alls. Und es erinnert an die Titanensage der Hellenen, wenn nun der Mythus der Maoris die Schilderung des Kampfs kraftbewußter Urmenschen gegen die Götter an die Zeit des chaotischen „Po" anreiht, wo Himmel und Erde noch ungesondert waren. Dabei tritt uns indessen noch kein polytheistischer Olymp entgegen; die Sage kennt vielmehr nur eine Gotteinheit, welche eben nun durch den arglistigen Anschlag der im Schos der ungetheilten Gottheit geborenen Menschen zur Zweiheit zerrissen wird.

Die Urmenschheit, welche den Anschlag erwägt, Himmel und Erde zu trennen, besteht aus sechs (als Halbgötter gedachten) Brüdern. Fünf davon beschließen die That zu wagen, nur einer ist dagegen:

Tane-Mahuta, der Waldgott, erhob sich, um gegen Himmel und Erde zu kämpfen. Seine Arme erwiesen sich als zu schwach, so beugte er sein Haupt nieder, stieß mit den Füßen nach oben und riß sie auseinander. So ward die Nacht vom Tage, der Himmel von der Erde getrennt, und alsbald wurde das Volk sichtbar, das bis dahin in den Höhlungen an ihrer Aeltern Brüsten verborgen gewesen war.

Der lichterfüllte Himmel wird als das männliche Princip, als der Vater gedacht, die Erde als Mutter (gleich Zeus oder Uranos und Gäa); jener heißt Rangi (wie Ra die Sonne, ganz wie im Altägyptischen), diese Papa, denn die Silben Ma und Pa, beziehentlich deren Verdoppelung, bedeuten, dem lallenden Kindermund abgehört, bei den Völkern der Erde zwar sehr gewöhnlich Vater und Mutter, jedoch fast ebenso oft Ma die Mutter und Pa den Vater als umgekehrt.

Reizend mischt sich in die Weiterdichtung das Spiegelbild neuseeländischer Natur. Im Sturmesssausen, in Brandungsbrausen lebt dies einzige Polynesiervolk außerhalb des Tropengürtels seine Tage. Der Sturm ist sein Todfeind, der ihm trotz all der vererbten Kunst von Bootbau und Bootführung die Seinen verschlingt. Das ist der Fluch der bösen That! Tane-Mahuta war nämlich mit seinem Plan im Rath der Brüder durchgedrungen; nicht vertilgt zwar hatte er das Aelternpaar, wie der böseste der Brüder wollte, aber auf immer geschieden, „daß der eine (der Himmel) emporsteige und uns ein Fremder werde, der andere (die Erde) unten bleibe und uns eine Mutter sei". Tawhiri-Matea (der Sturm) allein hatte sich dem widersetzt; überstimmt von den andern, beschloß er seinem Vater, dem Himmel, zu folgen, als diesen der wunderstarke Gott des Waldes in die Höhe verstoßen. Nun ist, mit ewigem Groll gegen die bösen auf der Erde verbliebenen Brüder, Tawhiri-Matea im unendlichen freien Raum des Himmels wohnhaft, und für seine Rachsuchtgedanken ertheilt ihm und seinem Geschlecht, den Winden aller Himmelsstriche, der hehre Vater treuen Rath. Keinen treffen diese Rathschläge ärger mit Tod und Verderben als den Gott der Wälder und seine Brut. Im Wirbel fährt die Windsbraut daher und reißt die stolzesten Stämme des Waldes zu Boden, daß Moder und Gewürm sie fresse. Unter die Kinder eines andern Bruders, Tangaroas, wirft der Ansturm Tawhiri-Matea's Zwietracht, daß sie fortan gegenseitig auf ihr Verderben sinnen: die einen flüchten ins bergende Meer, die andern, von ihnen verlassen, bleiben auf dem Lande. Seitdem hört der Streit zwischen Meer und Erdfeste nicht mehr auf; stetig nagt die Woge am felsigen Strand, und wenn da des Waldgotts Söhne, Boote und Netze und Speere, herankommen, die Fische des Meeres zu fangen, dann verschlingt sie der Ocean.

Auffallend ist, daß die bei jener Trennung auf dem Lande verharrenden Geschöpfe verkörpert gedacht werden im „Schrecken", d. h. in der Eidechse, dem dämonischen Thier Polynesiens, welches in diesem so gut wie gänzlich von Säugethieren entblößten Erddrittel allerdings häufiger als jedes andere das Landgethier vertritt. Nur auf Neuseeland, wo Farnkrautfluren einst das Wiesengrün düstergrün ersetzten, war es möglich, daß bei dem Bundesbruch zwischen den Geschöpfen der Fisch im Heraustosen der Windsbraut höhnend dem „Schrecken" zuruft: „So gehe denn auf das Land, geh zu den flammenden Farnkrauthaufen!"

Das tapfere Maorivolk hängt sein Herz an den tapfersten der dem Himmel und seinem Sturmsohn trotzenden Brüder, an den heroischen Tu. Gerade er hatte seine Stimme einst für volle Vernichtung der Aeltern, so der Erde wie des Himmels, erhoben — ein polynesischer Prometheus. Jetzt, wo die Brüder alle vor der Sturmesgeisel fallen oder fliehen, bietet er allein dem wüthenden Geheul aller Sturmeswetter erfolgreich die Stirn. Er

steht aufrecht „auf den offenen Ebenen seiner Mutter Erde", bis die Wuth des Himmels nachläßt. Er wird der Vater eines todesmuthigen Geschlechts von Männern.

Nun bleibt in diesen Tagen der Himmel weit von seinem Weibe, der Erde; aber die Liebe des Weibes wird in Seufzern zu dem Gatten emporgetragen. Dies sind die Nebel, die von den Gipfeln der Berge aufwärts schweben; und die Thränen des Himmels fallen auf sein Weib nieder.

Alfred Kirchhoff.

Ueber deutschen Sprachgebrauch.

(Beschluß aus Nr. 36.)

Sprachgebrauch und Sprachrichtigkeit im Deutschen. Von Karl Gustav Andresen. Heilbronn, Henninger. 1880. Gr. 8. 5 M.

Hier wird es nun am Platze sein, die Fassung des von Heyse und danach auch von Andresen angeführten Seidenstücker'schen Satzes, wonach „die Grammatik nicht blos Dienerin des Sprachgebrauchs, sondern auch seine Gebieterin" sein soll, vorbehaltenermaßen zu prüfen.

Nach dem wohlbegründeten Sprachgebrauch in der Grammatik (Syntax) ist ein wesentlicher Unterschied zwischen den drei Verbindungen: 1) nicht — sondern; 2) nicht blos (oder nur) — sondern; 3) nicht blos (nur) — sondern auch. Mit der ersten wird an die Stelle des durch die Verneinung Aufgehobenen einfach der Gegensatz gesetzt, z. B.: Er ist nicht wohlhabend, sondern arm. Mit der zweiten wird, unter Aufhebung des nicht als genügend Bezeichneten, eine Verstärkung und Steigerung gesetzt, z. B.: Er ist nicht blos wohlhabend, sondern (oder sondern sogar) reich. Mit der dritten Verbindung wird zu dem Erstgenannten, als allein nicht ausreichend und genügend, noch etwas anderes als Hinzutretendes gefügt, z. B.: Er ist nicht blos wohlhabend, sondern auch sehr angesehen. Vgl.: Er ist nicht der Diener, sondern der Gebieter — Er ist nicht blos der Diener, sondern (sogar) der Sklave seiner Leidenschaften — Er ist nicht blos der Diener, sondern auch der Vertraute seines Herrn. Nach dem Gesagten ist es klar, daß nicht leicht eine Verbindung vorkommen wird wie: Er ist nicht blos der Diener, sondern auch der Gebieter — Er ist nicht blos reich, sondern auch arm. Statthaft wäre eine solche Verbindung der sonst einander im allgemeinen ausschließenden Gegensätze eben nur da, wo diese Gegensätze dennoch in einer Person nach verschiedenen Beziehungen vereinigt sind. So könnte man z. B. von einem geizigen Millionär sagen: er ist nicht blos (einerseits) reich — nach dem Maße seines Besitzthums —, sondern (andererseits) auch arm — nach dem Maße des aus dem Besitz geschöpften Genusses — Und wenn der Dichter von Philemon und Baucis rühmt: „Tota domus duo sunt, idem parentque jubentque", so könnte man von ihnen auch sagen: sie sind nicht blos die Diener, sondern auch die Gebieter. Und so durften wol Seidenstücker und Heyse ihren Anschauungen gemäß nach den Doppelbeziehungen des Sprachgebrauchs, einmal als des feststehenden und herrschenden, und das andere mal als des erst von der Grammatik festzustellenden, sagen: „In diesem Sinne ist die Grammatik nicht blos Dienerin, sondern auch seine Gebieterin"; aber es war eine Gedankenlosigkeit von Andresen und ein Verstoß gegen die Logik, wenn er sich diese Worte aneignete, da nach seinem Sinne die Grammatik niemals die bloße Dienerin des Sprachgebrauchs, sondern immer seine Gebieterin sein soll.

Wenden wir uns nun aber zu der obenerwähnten Polemik Andresen's gegen Adelung zurück, die wir dort als der Ordnung, Klarheit und Beweiskraft ermangelnd haben bezeichnen müssen. Zur vollen Begründung dieser Vorwürfe müßten wir die breite und weitschweifige Ausführung Andresen's vollständig hersetzen; doch, um nicht den Leser zu ermüden, schälen wir lieber aus der weitschichtigen Umhüllung wenigstens der Einleitung nur den winzigen Kern heraus. Schon lange vor Adelung sei die unumschränkte Gewalt des Gebrauchs auch für die deutsche Sprache behauptet worden. Selten sei dagegen Einsprache erhoben worden, z. B. vor mehr als 150 Jahren von Richey*) in Hamburg. Schon früher habe Schottel sich ähnlich geäußert. Dann werden Aeußerungen aus den zwischen Richey und Fabricius „freundlich gewechselten" Streitschriften über den Gebrauch und Misbrauch in Sprachen angeführt, nach welcher Anordnungsweise der Leser schwerlich ahnen kann, daß auch das früher aus Richey Angeführte eben diesen Streitschriften entnommen ist. Und darauf, nach einem Seitenblick auf Gottsched, „den literarischen Dictator von Leipzig", kommt Andresen auf „den Erben von dessen Stellung", Adelung, und hier können wir schon nicht umhin Andresen's Worte unverkürzt herzusetzen. Er sagt:

Adelung versteht zwar unter sprachrichtig das, was den Regeln in der Sprache gemäß ist, als deren erste und nächste Quelle er nach Anleitung der alten lateinischen Grammatiker die Analogie oder Sprachähnlichkeit betrachtet; zugleich aber nennt er ausdrücklich den Sprachgebrauch den höchsten Grund und Gesetzgeber für alles in der Sprache, vor welchem keine weitere Appellation stattfinde, mithin auch den eigentlichen Bestimmungsgrund sowol der Analogie als der aus ihr fließenden Regeln. Auf die Frage: „Wer bestimmt die für jede Klasse ähnlicher

*) Die Worte des Genannten werden unter Anführungszeichen mitgetheilt, doch nicht ohne einzelne beachtenswerthe willkürliche Aenderungen. So setzt Andresen, wo Richey schreibt: fürs erste — fürs andere — letztlich, stillschweigend letzlich; vgl. mein „Wörterbuch der deutschen Sprache", wo angegeben und durch Beispiele belegt ist, daß für letztlich (im Sinne des heute üblichern: schließlich, endlich) „namentlich bei Aelteren" auch letzlich vorkommt. Andresen's Buch enthält hierüber nichts; aber die kleine Textfälschung zeigt dem Aufmerksamen hier gleich im Anfang das sich durch das ganze Buch hindurchziehende Bestreben, immer dem Aeltern — ohne Rücksicht auf die Fortentwickelung der Sprache — den Vorzug vor dem Spätern einzuräumen.

Fälle herrschende Analogie unter so viel tausend möglichen? Wer befiehlt z. B. dem Deutschen, so und so zu conjugiren und nicht anders?", antwortet er: „Kein anderer als der Sprachgebrauch, der sich über alles, was in der Sprache veränderlich ist, erstreckt." Die Erwägung der von Adelung dargelegten Erklärung und Abstufung von Regel, Analogie und Gebrauch wird sehr bald mit einem Urtheil abschließen, welches für ihn und seine Ansicht nicht günstig sein kann. Wenn er beispielsweise das, was sich auf den organischen Unterschied der starken und schwachen Conjugation bezieht, zum Sprachgebrauch rechnet, so verwechselt er offenbar den Gebrauch mit der Regel. Oder beruht jener Unterschied nicht auf einer tiefgreifenden Regel? Und wer leugnet, daß sich ihr der Gebrauch, er (es?) sei wo er wolle, jederzeit zu unterwerfen hat? Aber Adelung meint, da der Gebrauch fortwährend Veränderungen unterworfen sei, welche von dem gleichförmigen Fortschritte des Vorstellungs- und Empfindungsvermögens der zahlreichen obern Klassen der Gesellschaft abhängen, daß nur der Sprachgebrauch jedes Zeitraums Regel und Richtschnur sei. Man denke sich also: Gesetzt, das Vorstellungs- und Empfindungsvermögen jener Klassen wäre geneigt und versucht, vom intransitiven „stecken" ein Präteritum „stak" als allgemein verbindlich einzuführen, so würde der einzelne, ja selbst ein ganzer Haufe von Grammatikern nicht befugt sein, solchem Unfug bei zeiten entgegenzutreten, sondern hätte abzuwarten, ob der Gebrauch sich der nach falscher Analogie geschmiedeten Form zu allgemeiner Nachahmung annehmen wolle? Wenn eingeworfen wird, daß ja jenem Wort bereits ein gewisser Brauch zur Seite stehe, dem auch Goethe sich mehrmals hingegeben habe, und ferner, daß eine Menge anderer Verben im Verlauf der neuhochdeutschen Sprachperiode umgekehrt der starken Conjugation verlustig gegangen seien, so dient darauf zur Antwort: 1) Der genannte Brauch ist eben ein Misbrauch, an dem unter vielen andern auch Goethe theilgenommen hat, und zwar an sich genau derselbe, der in „kief" (kaufte) dialektisch, in „frug" (fragte) auch literarisch sich äußert; 2) zwischen Verlust und Eindrang der starken Conjugationsform waltet ein sehr beträchtlicher Unterschied, insofern jener zu den charakteristischen Merkmalen der Entwickelung und Gestaltung des Neuhochdeutschen im Verhältniß zum ältern Sprachstande gehört (vgl. mahlte, salzte, wirrte, im Mhd. muol, sielz, war) und vielleicht noch nicht zum völligen Stillstand gelangt ist, dieser dagegen nur wenige feststehende Beispiele aus einer nicht hinreichend aufgeklärten vergangenen Zeit aufweist (z. B. pries für preiste), die auf keinen Fall durch neue vermehrt werden dürfen.

Glaubt der Verfasser nun wirklich, indem er den Leser mit einem solchen Schwall nichtssagender Worte und unzutreffender Behauptungen überschüttet, den Altmeister Adelung und dessen Jünger und Anhänger siegreich widerlegt zu haben? Ich gestehe, daß ich hier von einer Widerlegung nicht die Spur entdecken kann, und zugleich, daß ich nur selten einen so ungeschickten Versuch einer Widerlegung gesehen habe.

Adelung bezeichnet den Sprachgebrauch, d. h. hier natürlich den wirklich durchgedrungenen, allgemein anerkannten und feststehenden Sprachgebrauch, als den Gesetzgeber, von welchem keine Berufung an ein weiteres Gericht statthaft sei. Der Verfasser bestreitet das, aber nicht etwa mit Gründen, sondern indem er fragt: „Wer leugnet, daß sich der Gebrauch, er sei wo er wolle, jederzeit der Regel zu unterwerfen hat?" Die Antwort auf diese Frage lautet nicht etwa, wie der Verfasser vorauszusetzen scheint: „Niemand leugnet das", sondern vielmehr: „Adelung leugnet es", d. h. nach des Verfassers eigener Aussage: „ein Mann, dessen grammatisches System in seinen Hauptzügen bis auf die Gegenwart gilt", und der es verstanden hat, „auch über den deutschen Sprachgebrauch bis in die weitesten Kreise besondere Grundsätze zu verbreiten, die zu seiner Zeit und in der Folge als maßgebend und verbindlich betrachtet worden sind und wenig oder keinen Widerspruch erfahren haben". Also Adelung und seine Anhänger leugnen es, d. h. in diesem Falle — mit wenigen Ausnahmen — die große Gesammtheit des deutschen Volks. Aber der Verfasser greift weiter zu einem Beispiel, dem freilich im günstigsten Falle immer noch keine beweisende, sondern nur eine erläuternde Kraft beiwohnen würde. Hätte er wenigstens ein Beispiel beigebracht von einem Sprachgebrauch, den Adelung als allgemein anerkannt und feststehend bezeichnet hat und der dann doch, weil als irrig und falsch erwiesen, einem andern, richtigern hat weichen müssen. Freilich wäre auch damit der Adelung'sche Satz durchaus nicht entkräftet; vielmehr wäre damit nur bestätigt, was Adelung ausdrücklich ausgesprochen, daß „der Sprachgebrauch sich über alles, was in der Sprache veränderlich ist, erstreckt". Man würde aus diesem Beispiel ersehen, daß etwas, das zu Adelung's Zeit — als dem damaligen Sprachgebrauch entsprechend — vollkommen sprachrichtig war, es heute — nach der inzwischen eingetretenen Veränderung des Sprachgebrauchs — nicht mehr ist. Doch von einem derartigen Beispiel ist bei Andresen gar nicht die Rede, sondern er erdichtet sich zu seinem Windmühlenkampf ein Beispiel, dessen Nichtvorhandensein er selbst weiß und eingesteht. Der ehrliche Don Quixote glaubt doch wenigstens, daß die Windmühlen, gegen die er ankämpft, Riesen seien; aber Andresen sagt: gesetzt, diese Mühlen wären Riesen, so könnte ich mir durch den Kampf gegen dieselben den Ruhm eines Riesenbezwingers erwerben.

Adelung lehrt in seinem „Wörterbuch": „Noch jetzt wird in manchen gemeinen Mundarten dieses Neutrum «stecken» mit «stechen» häufig verwechselt.... Vermuthlich rührt es gleichfalls von dieser Verwechselung her, daß dieses stecken in manchen Gegenden irregulär abgewandelt wird, besonders im Imperfectum: ich stak, für ich steckte: «Ein armer Schiffer stak in Schulden» (Gellert). Da es, wenn es wirklich ein irreguläres Zeitwort wäre, auch ein Mittelwort «gestecken» haben müßte, dieses aber nicht üblich ist, so scheint auch das irreguläre stak ein bloßer aus der niedersächsischen Mundart herrührender Misverstand zu sein." Vgl. in meinem „Wörterbuch" Belege für die Formen stak, Conjunctiv: stäke, unter andern auch bei Goethe, Schiller, Wieland und Freiligrath, Gutzkow, M. Hartmann, Heine, Platen, Prutz, Rückert, wie auch für das Präsens: du stickst, er stickt, bei Luther, Goethe, Heinrich Koenig, während ich für das Participium „gestocken" nur einen Beleg aus Zinckgref beibringen konnte. Hier liegt also die Sache so: Für das intransitive stecken ist, wie für das transitive, die

schwache Abwandlung der vorherrschende Gebrauch; doch findet sich daneben noch zuweilen im Imperfectum, nur selten im Präsens und nicht mehr im Participium die starke Abwandlung. Der Grammatiker verfährt vollkommen richtig und sachgemäß, wenn er diesen Thatbestand darlegt und demgemäß auch im Imperfectum die schwache Abwandlung als die bessere und empfehlenswerthe hinstellt, mit der Hoffnung, daß durch seine Lehre und das überwiegende Beispiel der Schriftsteller und aller Gebildeten die vorherrschende Form allmählich werde zur alleinherrschenden werden. Mit dem Eintritt dieses Zeitpunkts würden auch die Formen stak, stäke nur noch als veraltet und mundartlich zu bezeichnen sein. Aber in seiner phantastischen Widerlegung Adelung's läßt Andresen die Entwickelung des Sprachgebrauchs einen andern Verlauf nehmen. Man kann ihm ja nun auch in dieses Kartengebäude des „gesetzten Falles" folgen; aber natürlich müßte dann von einem durchgedrungenen und allgemein anerkannten Sprachgebrauch die Rede sein. Gesetzt also einmal, der allgemeine Sprachgebrauch hätte sich, etwa durch das Gewicht der obengenannten und anderer Schriftsteller bestimmt, gegen die Form: steckte, für stak, stäke als allein geltend im Intransitiv entschieden: was dann? Nun, wenn wirklich die Entscheidung so erfolgt wäre, dann würde auch der Sprachlehrer für den damit eingetretenen Zeitraum der Sprachentwickelung steckte im Intransitiv als veraltet und stak, stäke als das Geltende zu verzeichnen haben. Aber Andresen spricht in dem von ihm gesetzten Falle nicht von einer bereits eingetretenen Entscheidung des Sprachgebrauchs, sondern von dem „Versuch", eine solche Entscheidung herbeizuführen. Sieht er denn nicht — oder meint er, die Leser würden nicht merken —, daß er damit sein Kartengebäude ohne jeden festen Grund, vollständig in die Luft zu bauen unternimmt? Denn was kann und soll gegen die Macht des entschiedenen, feststehenden Sprachgebrauchs das erdichtete Beispiel eines Versuchs beweisen, den Sprachgebrauch erst in einer bestimmten Weise festzustellen?

Uebrigens kommt Andresen auf das Imperfectum des intransitiven stecken noch an einer andern Stelle seines Buchs zurück, die wir hier nicht übergehen zu dürfen glauben als kennzeichnendes Beispiel für eine nur zu häufige Art seiner Begründung und Beweisführung. Es heißt dort:

> Stecken ist wie „erschrecken"*) intransitiv und transitiv, behauptet aber in der Conjugation stets (?!) die schwache Form, nicht in der intransitiven Bedeutung die starke; also (?!) heißt es nicht blos: „Ich steckte das Tuch in die Tasche", sondern auch: „Das Tuch steckte in der Tasche."

Es handelt sich hier nicht um das Ergebniß der Entscheidung — dem ich, wie gesagt, beistimme — sondern um die Art der Begründung, wonach das zu Erweisende, noch dazu mit einer Fälschung des Thatbestandes, als etwas Thatsächliches hingestellt und dann mit einem „also", als wäre es eine Schlußfolgerung, noch einmal wiederholt wird.

Aber wir kehren zu Andresen's Polemik gegen Adelung zurück. Was er hier zu der Abwandlung von stecken anführt, würde, selbst wenn alles ganz richtig wäre, nicht das Geringste gegen Adelung beweisen, der sich ja ebenso wie Andresen für steckte als Imperfectum auch des Intransitivs erklärt hat; aber die von Andresen herbeigezogenen Beispiele legen vielmehr gerade gegen ihn Zeugniß dafür ab, wie richtig der Altmeister Adelung über die Macht des Sprachgebrauchs geurtheilt hat.

Die Verba mahlen, salzen (ver)wirren — s. dieselben z. B. in meinem „Wörterbuch" — gehörten in der ältern Sprache vollständig der starken Abwandlung an; übriggeblieben sind davon im heutigen Sprachgebrauch das Participium: gemahlen, und die namentlich im adjectivischen Gebrauch noch üblichen Participia: gesalzen, verworren; die andern damit in Uebereinstimmung stehenden starken Formen sind in der heutigen Schriftsprache veraltet. Wer nun die „Regel" und die sogenannte „organische Entwickelung" *über* den Sprachgebrauch stellt — und wer leugnet, sagt ja Andresen, daß sich der Regel der Gebrauch, er sei wo er wolle, jederzeit zu unterwerfen hat? — der müßte Sätze wie die folgenden als falsch verwerfen: Der Müller mahlt; er mahlte; wenn er fleißiger mahlte — Die Köchin versalzte die Suppe — Der Sprachlehrer verwirrte; die Sprachlehrer verwirrten die einfache Frage, und er müßte dafür setzen: Der Müller mählt; er muhl; wenn er fleißiger mühle — Die Köchin versielz die Suppe — Der Sprachlehrer verwarr; die Sprachlehrer verwurren die einfache Frage. Das wagt aber in der heutigen Schriftsprache niemand, auch nicht Andresen, weil sich eben jeder, sei es nun willig oder widerstrebend, der Macht des durchgedrungenen und herrschenden Sprachgebrauchs fügen muß.*)

Einzig und allein, wo der Sprachgebrauch sich noch nicht entschieden und festgesetzt hat, sondern zwischen mehrern Weisen hin- und herschwankt, hat der Sprachlehrer die Befugniß, sich für die eine oder andere Weise zu erklären und durch die Kraft seiner Gründe und seines Ansehens auf die Entscheidung des Sprachgebrauchs mit einzuwirken.

Fragt man nun aber, was bei einem Manne wie Andresen wol die Schuld an einer so leicht als irrig zu erkennenden und nachzuweisenden Auffassung haben möge, so glaube ich darauf antworten zu dürfen: 1) eine blinde und verblendende Voreingenommenheit gegen den „Dictator" Adelung; 2) der Mangel an einem festen und bestimmten, mit dem Wort „Sprachgebrauch" zu verbindenden Begriff.

---

*) Andresen schweigt vollständig über die richtige Conjugation des doch von ihm als berechtigt angeführten Reflexivs: sich erschrecken; s. darüber mein „Wörterbuch der deutschen Sprache" und vgl. — danach zu berichtigen — z. B. Heinrich Kurz' „Geschichte der deutschen Literatur" (IV, 475).

*) Vgl.: „Kein Schriftsteller wird es heute ungefragt wagen dürfen, (solche) Wörter . . . zu verändern . . .; denn hier findet keinerlei Schwankung des allgemeinen Gebrauchs statt", S. 17, und Aehnliches mehr im schreiendsten Widerspruch gegen die Behauptungen der Einleitung.

Es ist bezeichnend, daß Andresen da, wo er den Anlauf zu einer Begriffsbestimmung nimmt, eine solche doch nicht gibt, sich vielmehr mit den Worten begnügt: „Sprachgebräuchlich darf nur das heißen, was in der Sprache gebraucht wird", — er sagt nicht einmal, ob nur vereinzelt oder allgemein gebraucht*) —, und daß er dann weiter in Bezug darauf wiederholt von „mehrern Gebräuchen" spricht, während Adelung — im allgemeinen gewiß mit Recht — den Plural von Sprachgebrauch als nicht üblich bezeichnet. Ist doch der Sprachgebrauch etwas Einheitliches, das, worin die Sprachgenossen eines bestimmten Zeitraums übereinstimmen, womit freilich nicht ausgeschlossen ist, daß man von mehrern Arten, Weisen, Formen u. s. w. des Sprachgebrauchs sprechen kann.

Nach dem, was in der vorstehenden Besprechung des Vorworts und in der Einleitung dargelegt ist, halten wir ein Eingehen auf weitere Einzelheiten für überflüssig, zumal da das Buch, entgegen den durch das Vorwort erregten Erwartungen, nur sehr wenig Neues bietet und dabei die hin und wieder vorkommende Polemik gegen die Ansichten anderer Sprachgelehrten meist nicht gründlicher und glücklicher als die gegen Adelung geübte ist.

Daniel Sanders.

*) In der im zweiten Theil von Weichmann's „Poesie der Niedersachsen" enthaltenen Streitschrift von Fabricius, die Andresen nicht blos hätte anführen, sondern auch beherzigen sollen, heißt es dagegen (in Nr. IX): „Wir müssen das nothwendig für den Gebrauch in einer lebendigen Sprache annehmen, welches 1) von mehrern, Gelehrten und Ungelehrten allerlei Standes, 2) öfters, 3) im Schreiben und Reden gebraucht wird"; vgl. auch Nr. V und X.

Oesterreichische Minnesinger.

Die poetischen Erzählungen des Herrand von Wildonie und die kleinen innerösterreichischen Minnesinger, herausgegeben von Karl Ferdinand Kummer. Wien, Hölder. 1880. Gr. 8. 5 M. 60 Pf.

Schon seit längerer Zeit dachte man daran, Neuausgaben der Dichtungen jener Minnesinger zu veranstalten, welche auf dem Boden des später sogenannten Innerösterreich — etwa der heutigen österreichischen Provinzen Kärnten, Krain und Steiermark — gewirkt und gesungen: eine Dichtergruppe, der bisher weniger Aufmerksamkeit zugewendet wurde und die dennoch insbesondere in Herrand von Wildonie, welcher als epischer Dichter einen hervorragenden Rang einnimmt, einen bedeutenden Vertreter besitzt. Die übrigen hierher gehörigen Minnesinger sind insbesondere auch dadurch interessant, daß sie in wichtigen Beziehungen zur Geschichte des Landes und Reichs stehen und als Vertreter des Adels in demselben Einfluß gehabt haben. Zu einer Ausgabe dieser „innerösterreichischen Minnesinger" ist es nun zwar gekommen, nicht zu einer bloßen Ausgabe, sondern zu einem förmlichen werthvollen Werke mit genauen Untersuchungen und Darlegungen, das uns K. F. Kummer vorliegend bietet.

Das Buch hat vor allem die sprachliche Seite der Gedichte jener Minnesinger, welche auf uns gekommen, ins Auge gefaßt, und zwar behandelt es, wie billig, zuvörderst den wichtigsten der Dichtergruppe: Herrand von Wildonie, dessen poetische Erzählungen eingehend untersucht werden. Diese Untersuchung fußt auf dem von Bergmann in den „Wiener Jahrbüchern der Literatur" (Bd. 95 und 96) nach der ambraser Sammelhandschrift von 1502—16 herausgegebenen Texte der vier Erzählungen: „Diu getriu kone", „Der verkêrte wirt", „Von dem blôzen keiser" und „Von der katzen", sie beschäftigt sich mit der Schreibweise der Handschrift und mit der metrischen Analyse und führt zu dem positiven Schlusse:

Herrand von Wildonie gehört zu den genauern Dichtern der zweiten Hälfte des 13. Jahrhunderts; im Gebrauche der Synkope von ge- und be- steht er auf seiten der guten Schule; Reinheit des Vocals im Reime wird man ihm nicht nachrühmen, aber ebenso wenig ihn zu den nachlässigern unter den österreichischen Dichtern zählen; von den Roheiten der spätern Dichter im Gebrauche der kurzen Reimpaare und in der Silbenzählung hält er sich frei.

Die Lieder Herrand's, deren aus der bekannten pariser Handschrift nur drei auf uns gekommen, besitzen nach Kummer's Untersuchungen Eigenthümlichkeiten, welche zu des Dichters „Erzählungen" stimmen, und sie berechtigen zu der Vermuthung, daß vor Anlage jener Sammlung noch mehr lyrische Dichtungen Wildonie's, in einem edeln Tone gehalten, bekannt waren.

Sehr werthvoll sind die Untersuchungen über die Chronologie der vier Erzählungen. Der Verfasser hat eine eingehende Abhandlung über „das Ministerialengeschlecht von Wildonie" vor kurzem in dem neunundfunfzigsten Bande (erste Hälfte) des „Archivs für österreichische Geschichte" publicirt und darin die Geschichte dieser interessanten steirischen Adelsfamilie, welche heute schon längst ausgestorben ist, klargelegt. An der vorliegenden Stelle hält er auf Grundlage seiner Nachforschungen Herrand II. für den Dichter der Erzählungen und der Lieder; er setzt die Minnelieder in die Jugendjahre des Dichters, die Erzählung „Der verkêrte wirt" jedenfalls nicht nach 1275 (Ulrich's von Liechtenstein Tod), „Diu getriu kone" nicht vor 1257 (Ulrich's von Liechtenstein Frauenbuch), „Der blôze keiser" etwa 1259—60 und die bekannteste Erzählung des Wildoniers, „Von der katzen", zwischen 1269 und 1271. Es kann hier nicht der Ort sein, den sehr scharfsinnigen historischen Untersuchungen Kummer's, welche zu dem obigen Resultate führen, ganz zu folgen; dieselben sind jedoch klar und mit Zuhülfenahme der Quellenstellen aufs deutlichste durchgeführt. Die weitere Behandlung zeigt uns Herrand's Verhältniß zu seinen Vorgängern und zu Ulrich von Liechtenstein, seinem Zeitgenossen, sowie den Einfluß des Stricker's auf den Dichter.

Der Herausgeber wendet sich hierauf den kleinern Minnesingern Sonnecke, Scharphenberc und Stadecke zu. Zuvor jedoch gibt er noch eine klare und literarhistorisch bedeutende Uebersicht des Zustandes der deutschen Dichtung Oesterreichs bis zur Zeit dieser steirischen Sänger, denn mit solchen haben wir es eigentlich zu thun. Ulrich von Liechtenstein, der hervorragendste von allen, ist absichtlich ausgelassen, da Forschungen über denselben bereits vielfach angestellt wurden, auch allein ein eigenes Buch erfordern würden. Bezüglich der Heimat und Lebenszeit der drei Sänger bezeichnet Kummer die Periode zwischen 1231—33 als jene, in der Scharphenberc seine Lieder abgefaßt; obgleich sich die Stammburg der Familie in Krain befindet, kann man die Glieder derselben doch als Angehörige auch Kärntens und Steiermarks betrachten; auch das Edelgeschlecht der Schärfenberge ist bereits in Steiermark ausgestorben. Der Dichter Sonnegge (auch Sonnecke, Sanegg, Sonegg und auf verschiedene andere Weise geschrieben in den Urkunden vorkommend) gehört zu den Ahnherren des berühmten cillier Grafengeschlechts.*) Allerdings gibt es noch einige ähnlich klingende Namen, insbesondere den des Geschlechts der Sonecker am Rhein. Allein Kummer tritt mit Hagen, Weinhold und Bartsch der von den wichtigsten Gründen unterstützten Ansicht bei, daß man es hier mit einem Gliede jener Familie zu thun habe, deren Burg Saneck heute noch in Ruinen bei dem Markte Fraßlau im Sannthale Untersteiermarks zu sehen ist. Entgegen der gewöhnlichen Ansicht, daß Konrad I. dieses Geschlechts (1220—37 urkundlich nachgewiesen) der Dichter sei, denkt Kummer an einen der Söhne Konrad's, die zwischen 1230 und 1240 geboren waren. Den Stadecker betreffend liegt ihm kein Grund vor, von Weinhold's Bestimmung, daß man es hier mit Rudolf II. (1243—61) zu thun habe, abzugehen. Nach diesen Erörterungen wird eine Charakteristik der einzelnen Sänger geboten, die insbesondere den sprachlichen und metrischen Theil ihrer Dichtungen ins Auge faßt; auch untersucht Kummer einzelne Vorbilder früherer Minnesinger, an welche sich die besprochenen Dichter angelehnt oder zu denen sie in sprachlicher Hinsicht in manchen Beziehungen stehen, sowie er auch einen gewissen Einfluß nachweist, den diese Sänger auf zeitgenössische oder spätere Dichter ausgeübt. „Die Anregung", sagt Kummer am Schlusse seiner einleitenden Abhandlung, „welche von Wildonie und vielleicht auch von Stadeck auf einige Dichter des westlichen Deutschland ausgegangen ist, hat uns auf die Vermuthung geführt, daß seit 1276 eine Rückströmung des literarischen Einflusses von Osten nach Westen stattgefunden habe."

In sorgfältigem kritischen Textabdruck folgen nunmehr die Dichtungen der in Rede stehenden Sänger, zuvörderst die poetischen Erzählungen des Herrand von Wildonie, nebst drei Minneliedern desselben, sodann drei Lieder des Sonneckers, zwei des Scharphenberc und drei Stücke des von Stadecke, welchen Texten sich eine stattliche Reihe von werthvollen Anmerkungen anschließt.

Die ganze sorgfältige Arbeit bildet einen werthvollen Beitrag zur Geschichte der Minnesingerzeit und zur germanistischen Literatur und wird sowol von den Kreisen, welche die sprachliche, wie auch von jenen, welche die historische Seite ins Auge fassen, gewiß aufs freudigste begrüßt werden, zumal auch die mitgetheilten Texte bisher nur in größern schwerer zugänglichen Sammelwerken („Jahrbücher der österreichischen Literatur", Hagen's „Minnesinger") unkritisch abgedruckt erschienen.

Anton Schlossar.

*) Man vergleiche meine Stammtafel der Sonecker und Cillier, welche der Einleitung zu dem Drama „Die Grafen von Cilli" in meiner Ausgabe der Werke J. Ritter von Kalchberg's (Wien 1878) beigefügt ist, sowie diese Einleitung selbst.

Feuilleton.

Deutsche Literatur.

Die Reclam'sche „Universal-Bibliothek", welche jetzt bis zum 1500. Hefte vorgeschritten ist, gießt ein Füllhorn poetischen und geistigen Inhalts aus allen Literaturen fortwährend über das große deutsche Lesepublikum aus. Wenn wir die letzten sechzig Hefte ins Auge fassen, so finden wir darin willkommene Wiederabdrücke einzelner deutscher Dichter, die dem Gedächtniß der Mitwelt nicht mehr gegenwärtig sind, z. B. der schwäbischen Lyriker, des Grafen Alexander von Würtemberg, ferner Gesammtausgaben der „Gedichte" von Johann Gottfried Seume und Nikolaus Lenau, fünf Hefte deutscher Volksbücher für alt und jung wiedererzählt von Gustav Schwab u. a. Auch die neue Literatur ist durch bisher ungedruckte Originalschöpfungen vertreten: einer der fleißigsten Mitarbeiter ist Ernst Wichert, von dem wir das dreiactige Lustspiel „Der geheime Secretär" und mehrere Erzählungen aufgenommen finden; außerdem erwähnen wir: „Die Uhr, Aufzeichnungen eines Hagestolzen" von Karl Frenzel, das öfters gegebene, gegen das Duell gerichtete Schauspiel „Duelle" von M. A. Reitler (Emil Arter), das interessante Trauerspiel „König Erich" von Joseph Weilen, die humoristischen Erzählungen vom Theater von Louis Nötel, den Roman „Aus den Lehrjahren eines Strebers" von Egbert Carlssen, einactige Lustspiele von Karl Görlitz u. a., die Novelle „In Reichenhall" von Konrad Telmann.

Im ganzen überwiegt indeß die Uebersetzungsliteratur: wir finden darunter umfangreiche Romane, wie Sterne's „Leben und Meinungen des Herrn Tristram Shandy", William Makepeace Thackeray's „Der Jahrmarkt des Lebens", „Die Rose von Tistelo" von Emilie Flygare-Carlén. Ferner erwähnen wir die aus dem Russischen übersetzten Erzählungen „Die todten Seelen" von Nikolaus Gogol, die aus dem Polnischen übertragenen „Dorfgeschichten" von Heinrich Sienkiewicz, beide übersetzt von Philipp Löbenstein. Aus dem Italienischen hat Konrad Telmann das Goldoni'sche Lustspiel „Der Impresario von Smyrna" übersetzt, aus dem Französischen Maximilian Röttinger Victor Hugo's „Marion Delorme" und Augier's und Sandeau's Stück „Der Schwiegervater des Herrn Poirier", Ernst Koppel François Coppée's Lustspiel „Der Schatz", Bernhard Schuhmann F. Ponsard's Drama „Charlotte Corday". Es hat uns gefreut, das interessante Drama „Charlotte Corday" in der

eleganten und geschmackvollen Uebersetzung von Bernhard Schuhmann unserer Literatur angeeignet zu sehen. Ponsard ist in Deutschland noch nicht so bekannt, wie er es verdiente. Die Tragödie enthält besonders in der Charakteristik der Hauptrevolutionsmänner, sowol vom Berg als von der Gironde, viele bedeutsame Züge. Die Begeisterung der Charlotte Corday für die verfolgten Girondisten, ein Hauptmotiv ihrer That, tritt mit edelm Schwung hervor. Der Uebersetzer hat geglaubt, die gereimten französischen Alexandriner durch den gereimten deutschen fünffüßigen Jambus ersetzen zu müssen; er hat diesen Reimvers mit großem Fleiß ausgearbeitet. Für die deutsche Tragödie eignet sich indeß der reimlose Jambus weit besser, und niemand würde ihm einen Vorwurf daraus gemacht haben, wenn er ihn gewählt hätte.

— Ein Prachtwerk von monumentalen Dimensionen und vorzüglicher Ausführung in Farbendruck erscheint unter dem Titel: „Historischer Festzug veranstaltet bei der Feier der Vollendung des Kölner Doms am 16. October 1880. Nach den Original-Aquarellen von Tony Avenarius" (Commissionsverlag von K. F. Köhler in Leipzig), in 10 Lieferungen zum Subscriptionspreise von je 10 Mark. Was Kunst in Verbindung mit feinem Geschmack und Reichthum zu schaffen vermag, das hat der wahrhaft großartige Festzug gezeigt, der von der alten Patrizierstadt Köln beim vorjährigen Dombaufeste in Scene gesetzt wurde; ihn durch stilvolle künstlerische Wiedergabe der allgemeinen Anschauung darzubieten und auch kommenden Zeiten das Bild davon zu erhalten, ist der Zweck dieses höchst verdienstlichen und dankenswerthen Werks. Die uns vorliegende erste Lieferung bringt auf drei Tafeln die Gruppen, welche die Zeit der Grundsteinlegung des Doms (1248) darstellen, alle treu im Stil und Costüm des 13. Jahrhunderts gehalten. In den folgenden Lieferungen sollen dann die verschiedenen Perioden des Baues bis zu seiner endlichen Vollendung gleichfalls genau im jedesmaligen Zeitcharakter vorgeführt werden. Wir schließen uns dem Wunsche an, den der Herausgeber, Tony Avenarius, im Prospect ausspricht: „Mögen diese Erinnerungsblätter, als Denkmal einer großen Zeit geschätzt, in jeder deutschen Familie eine bleibende Stätte finden, sich von Vater auf Sohn vererben!"

Aus der Schriftstellerwelt.

Pietro Cossa, der namhafteste Dramatiker des heutigen Italien, ist am 30. August in Livorno gestorben, wohin er sich begeben hatte, um der ersten Aufführung seines Dramas „I Napolitani del 1799" beizuwohnen. Cossa ist im Jahre 1834 in Rom geboren und die Römer nennen ihn noch immer mit Stolz „Il nostro Cossa". Die Anregungen der ewigen Roma trugen nicht wenig dazu bei, seinen Sinn auf die historische Bewährung antiker Heldengröße zu richten und seine spätere Stoffwahl zu bestimmen. Obgleich er einen regelmäßigen Universitätscursus absolvirte, so gelang es ihm doch nicht, in seiner Vaterstadt eine Beamtenstellung zu erringen: er wanderte nach Nordamerika aus und schlug sich dort als Bassist bei kleinen Theatern durch. Nach Italien zurückgekehrt, schrieb er mehrere Dramen, die auch mit Erfolg zur Aufführung kamen, aber dem Autor doch keine gesicherte Existenz verschaffen konnten, sodaß er sich genöthigt sah, als Lehrer an einer technischen Unterrichtsanstalt in Mailand mit sehr geringem Gehalt thätig zu sein. Erst die Tragödie „Messalina" hatte einen so durchschlagenden Erfolg, daß er seitdem in unabhängiger Lage blos der Dichtkunst leben konnte. Seine ersten Dramen waren: „Marius und die Cimbern", „Puschkin", „Beethoven", „Monaldeschi"; dann folgte „Nero", der anfangs in Mailand eine laue Aufnahme fand, aber infolge begeisterter Anerkennung seitens der Kritik allmählich das Publikum immer mehr anlockte; von seinen andern Stücken erwähnen wir noch: „Cola di Rienzi", „Julian Apostata", „Plautus und sein Jahrhundert", „Ariosto", „Die Borgia", „Kleopatra", „Cäcilia". „Nero", in Wien durch Rossi's Spiel bekannt, hat große Züge, zersplittert sich aber doch in eine bunte Scenenfolge; geistig bedeutender ist „Julian Apostata". Die „Kleopatra", die 1870 die Runde über die italienischen Bühnen mit glänzendem Erfolg machte, sahen wir in Florenz; das Drama hat eine energisch concentrirte Handlung; besonders ist der dritte Act, der uns auf die Trireme der Könige im Meerbusen von Actium führt, theatralisch und dramatisch bedeutsam gestaltet und bringt die Katastrophe bei weitem bewältigender zur Anschauung, als dies in Shakspeare's „Antonius und Kleopatra" geschieht. Auch Paul Schönfeld erklärt in einem Essay über die Römertragödien Pietro Cossa's in „Unsere Zeit" (Aprilheft 1881) die „Kleopatra" für den Höhenpunkt seiner Dramen; wir verweisen auf diesen Essay, in welchem außerdem noch „Cäcilie", „Julian Apostata" und „Messalina" einer eingehenden und geistvollen Analyse unterzogen werden.

Bibliographie.

Altvater, P., Agatha. Schauspiel. Wiesbaden, Deutsche Roman- und Dramen-Verlagshandlung. Gr. 8. 1 M.

Beeck, N., Handlexikon der Geschichte und Biographie. Historisch-biographische Daten in alphabetischer Ordnung. Berlin, Bolm. Gr. 8. 5 M.

Beiträge zur Entdeckungsgeschichte Afrika's. 4tes Heft: Reisen im südwestlichen Becken des Congo von O. H. Schütt. Nach den Tagebüchern und Aufzeichnungen des Reisenden bearbeitet und herausgegeben von P. Lindenberg. Mit 3 Karten von R. Kiepert. Berlin, D. Reimer. Gr. 8. 6 M.

Blaikie, W. G., Das Leben David Livingstones. Hauptsächlich nach seinen unveröffentlichten Tagebüchern und Briefen. Mit Genehmigung des Verfassers übersetzt und mit Erläuterungen und Zusätzen versehen von O. Denk. 1ster Bd. Mit dem Bildnis Livingstones. Gütersloh, Bertelsmann. 8. 3 M. 60 Pf.

Bloch, M., Gemüthsklänge. Gedichte. Budweis, Hansen. 16. 1 M.

Bredt, V. N., Die Parteien im Reich und die Reichs-Parteien. Ein nationales Wort vor den Wahlen. Leipzig, O. Wigand. Gr. 8. 1 M.

Briefe und Berichte des Generals und der Generalin von Riedesel, während des nordamerikanischen Kriegs in den Jahren 1776 bis 1783 geschrieben. Freiburg i. Br., Mohr. Gr. 8. 6 M.

Brodbeck, A., Einleitung in die Philosophie. Mit Zugrundelegung von Schleiermachers Dialektik dargestellt. Tübingen, Fues. Gr. 8. 1 M. 20 Pf.

Detroit, L., Zur Geschichte des Volkes Israel. Eine Studie über die Bedeutung und die Schicksale dieses Volkes. Königsberg, Schmidt. Gr. 8. 50 Pf.

Drechsler, A., Illustrirtes Lexikon der Astronomie und der Chronologie, nebst den astrognostischen und astrologischen Benennungen und den zugehörigen Bezeichnungen aus anderen Wissenschaftszweigen. Mit 180 in den Text gedruckten Figuren und Abbildungen. Leipzig, Weber. Gr. 8. 6 M.

Haupt, E., Die Kirche und die theologische Lehrfreiheit. Kiel, Homann. Gr. 8. 1 M. 20 Pf.

Heman, C. F., Die historische Weltstellung der Juden und die moderne Judenfrage. Leipzig, Hinrichs. Gr. 8. 1 M.

Herzog, A., Der Onkel aus Indien. Original-Lustspiel. Leipzig, Mutze. Gr. 8. 1 M.

— — Die Reise. Lustspiel. Leipzig, Mutze. Gr. 8. 50 Pf.

Hoffmann, Franziska, Die politische Kraft des Weibes. Historische Skizzen. Basel, Krüsi. 8. 2 M. 40 Pf.

Koch, B. M. W., Recensenten-Ungebühr. Ein kleiner Beitrag zur Beleuchtung der literarischen Corruption. Berlin, Mrose. Gr. 8. 30 M.

Koester, H., Stunden der Einsamkeit. Gedichte und Lieder. Marburg, Elwert. 8. 1 M. 50 Pf.

Peter, J., Frühling, Wald und Liebe. Gedichte. Herausgegeben von J. Nader jun. Budweis, Hausen. 12. 1 M. 20 Pf.

Petersen, J., Gebrüder Hagedorn. Schauspiel. Leipzig, Mutze. Gr. 8. 1 M.

Planck, K. C., Testament eines Deutschen. Hinterlassenes Werk. Herausgegeben von K. Köstlin. Tübingen, Fues. Gr. 8. 10 M.

Die Post sonst und jetzt. Historisch-panegyrische Verse von Jocosus postalicus. Insterburg, Roddewig. 12. 60 Pf.

Schmidt-Weißenfels, Porträts aus Frankreich. Berlin, Abenheim. 12. 3 M.

Spitta, H., Die Willensbestimmungen und ihr Verhältniss zu den impulsiven Handlungen. Eine forensisch-psychologische Untersuchung. Tübingen, Fues. Gr. 8. 2 M. 80 Pf.

Treuenpreuß, Das rothe Kreuz und das Völkerrecht. Eine Skizze. Berlin, Wilhelmi. Gr. 8. 1 M.

Wolter, F. A., Mittheilungen aus der Geschichte der Stadt Burg. Nach den Quellen bearbeitet. Burg, Hopfer. Gr. 8. 4 M.

Anzeigen.

Im Verlag von **Richard Mühlmann in Halle a./S.** ist soeben erschienen:

Arnoldt, Rich., Der Chor im Agamemnon des Aeschylus scenisch erläutert. Brosch. 2 M. 40 Pf.

Von demselben Verfasser erschien früher:

Die chorische Technik des Euripides dargestellt. Brosch. 8 M.

In demselben Verlag erschien ferner:

Muff, Chr., Ueber den Vortrag der chorischen Partieen bei Aristophanes. Brosch. 3 M.

—— **Die chorische Technik des Sophokles.** Brosch. 7 M. 60 Pf.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Der Selbstmord.

Ein Kapitel aus der Moralstatistik.

Von

Heinrich Morselli.

Mit einer lithographirten Karte. 8. Geh. 6 M. Geb. 7 M.

(Internationale wissenschaftliche Bibliothek 50. Band.)

Mit diesem Werke liefert der Verfasser, Professor der Psychiatrie an der Universität Turin, einen äusserst wichtigen Beitrag zur Socialwissenschaft; noch nirgends ist so umfangreiches und zuverlässiges statistisches Material über den Selbstmord dargeboten und in so vielseitiger, lichtvoller Weise verarbeitet worden.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

DIE HEILIGE SAGE DER POLYNESIER.

KOSMOGONIE UND THEOGONIE.

Von

ADOLF BASTIAN.

8. Geh. 6 M.

In diesem neuen Werke theilt der verdienstvolle Gelehrte und Reisende im Zusammenhange mit, was er über das Geistesleben und die religiösen Anschauungen der oceanischen Naturvölker namentlich auf seiner letzten grossen Weltreise erforschte. Das Werk hat um so höhern Werth für die vergleichende Ethnographie und Völkerpsychologie, als es sich hier um Volksstämme handelt, die ein Viertel unsers ganzen Erdballs bewohnen.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Die Verfassung der Nordamerikanischen Union.

Von

Eugen Schlief.

8. Geh. 9 M.

Der Verfasser, ein preußischer Jurist, der sich auch längere Zeit in Amerika aufgehalten, liefert hier zum ersten mal eine systematische Darstellung des geltenden Verfassungsrechts der Union. Bei den vielfachen Analogien im rechtlichen Charakter der Vereinigten Staaten und des neuen Deutschen Reichs ist das Werk für deutsche Staatsmänner, Parlamentarier, Rechtslehrer und Justizbeamte von besonderer Wichtigkeit.

WESER-ZEITUNG

(Bremen)

Täglich 3 Ausgaben.

Bei allen Postanstalten

pr. Quartal 7 Mark.

Inserate pr. Zeile 25 Pf.

Probenummern versendet gratis

Die Expedition der „Weser-Zeitung", Bremen.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Memoiren zur Zeitgeschichte.

Von

Oskar Meding. (Gregor Samarow.)

Erste Abtheilung: **Vor dem Sturm.**

8. Geh. 6 M. Geb. 7 M.

Der frühere hannoversche Regierungsrath und Vertraute des Königs Georg V., Oskar Meding, als Romanschriftsteller bekannt unter dem Pseudonym Gregor Samarow, veröffentlicht hier die Geschichte seiner politischen Wirksamkeit in drei Abtheilungen, deren erste die Zeit von 1860 bis 1866, die zweite das Jahr 1866 selbst, die dritte die Periode von 1867 bis 1870 umfassen wird. Seine Aufzeichnungen ergänzen und berichtigen in vielen Punkten die bisherige Darstellung der Ereignisse, indem sie von den geheimern Beweggründen der Betheiligten Kunde geben; sie bilden eine werthvolle Quelle für die Zeitgeschichte wie zugleich eine fesselnde Lektüre.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

ILIOS

STADT UND LAND DER TROJANER

FORSCHUNGEN UND ENTDECKUNGEN IN DER TROAS UND BESONDERS AUF DER BAUSTELLE VON TROJA.

VON

Dr. HEINRICH SCHLIEMANN.

Mit einer Selbstbiographie des Verfassers, einer Vorrede von **Rudolf Virchow** und Beiträgen von **P. Ascherson, H. Brugsch-Bey, E. Burnouf, Frank Calvert, A. J. Duffield, J. P. Mahaffy, Max Müller, A. Postolaccas, A. H. Sayce** und **R. Virchow.**

Mit circa 1800 Abbildungen, Karten und Plänen in Holzschnitt und Lithographie.

Gr. 8. (XXIV und 880 S.) Cartonnirt 42 M. Geb. 45 M.

In diesem umfassenden, reich ausgestatteten Werke gibt Schliemann eine vollständige Darstellung seiner Ausgrabungen in der Landschaft Troas sowie der staunenswerthen Funde, welche dadurch aus jahrtausendelanger Verborgenheit wieder ans Licht gezogen wurden. Von grösster Wichtigkeit für Archäologen und Philologen, wird das Werk, wie Professor Virchow in seiner Vorrede sagt, auch für jeden Gebildeten eine Quelle des Genusses und der Belehrung werden. Ein Prospect ist in allen Buchhandlungen gratis zu haben.

Verantwortlicher Redacteur: Dr. **Rudolf von Gottschall** in Leipzig. — Druck und Verlag von **F. A. Brockhaus** in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Herausgegeben von Rudolf von Gottschall.

Erscheint wöchentlich. — Nr. 38. — 22. September 1881.

Inhalt: Memoiren Otto von Corvin's. Von Rudolf von Gottschall. — Eine Monographie über den Donaustrom. Von Walter Rogge. — Neue deutsche Dramen und Lustspiele. Von Karl Nissel. — Biographisches. Von Ferdinand Moesch. — Feuilleton. (Ausländische Literatur; Theater und Musik; Aus der Schriftstellerwelt.) — Bibliographie. — Anzeigen.

Memoiren Otto von Corvin's.

Erinnerungen aus meinem Leben. Von Otto von Corvin. Dritte Auflage. Vier Bände. Mit dem Porträt des Verfassers. Leipzig, Thiel. 1880. 8. 9 M.

Wir haben diese „Erinnerungen" mit großem Interesse gelesen und sehen in ihnen einen sehr wichtigen Beitrag zur politischen, Kriegs- und Culturgeschichte der vor- und nachmärzlichen Zeit. Gegenüber der Realpolitik des letzten Jahrzehnts ist jene Epoche mit ihrem vorwiegend idealistischen Zuge mehr und mehr in Vergessenheit gerathen: eine Folge der Ueberschätzung, mit welcher eine von großen Erfolgen berauschte Generation auf die Zeit einer erfolglosen und scheiternden Initiative zurückblickt; es wird zu leicht übersehen, daß in jenen Jahren einer vorwärts drängenden Begeisterung, bei allen ihren Verirrungen, bei ihrer Verblendung, ihren Freveln doch der eigentliche geistige Kern der ganzen spätern Bewegung zu suchen ist, daß ihre Vorkämpfer die Pfadfinder waren, die sich mit der Axt den Weg durchs Dickicht bahnten dorthin, wo ihnen das Gestirn der Zukunft leuchtete, während sich jetzt auf der breiten gebahnten Heerstraße die Massen bequem im Sonnenschein bewegen. Die Verfassung Preußens und des Deutschen Reichs ist jetzt eine von allen Parteien als selbstverständlich acceptirte Thatsache: hat man denn ganz vergessen, daß es eine Zeit gab, wo jedes Wort zu Gunsten einer solchen Verfassung als Ausdruck einer vermessenen politischen Freigeisterei betrachtet wurde und polizeilicher und gerichtlicher Ahndung verfiel; wo es für „conservativ" galt, sich vor allen constitutionellen Formen zu bekreuzigen?

Im ganzen fehlt es an Aufzeichnungen aus jener Zeit, welche für die Gegenwart immer mehr eine terra incognita zu werden droht. Diejenigen, die sie nicht selbst erlebt haben, müssen sich mit mancherlei mythischen Ueberlieferungen begnügen. Denn neben den geschichtlichen Thatsachen macht sich eine Art von Sagenbildung breit, welche dieselben mit anekdotischen Arabesken überwuchert. Diese Anekdoten werden auf Treue und Glauben hingenommen; sie erben sich fort von Geschlecht zu Geschlecht; das Falsche darin kann nicht die historische Kritik nachweisen, sondern nur das Zeugniß der Mitlebenden.

Otto von Corvin's „Erinnerungen" treten in diese Lücke, um so mehr, als sie sehr frisch und lebendig und mit großer Offenherzigkeit geschrieben sind. Ohne die letztere haben solche Memoiren überhaupt keinen Werth; man läßt sich noch eher die brüsken „Confessions" von Rousseau gefallen als irgendwelche diplomatische Verschleierungen. Von Schönfärberei ist überhaupt bei Corvin nicht die Rede: das Bild der revolutionären Bewegung von 1848 und 1849 ist genau mit allen seinen tiefen Schlagschatten gezeichnet. Daß jeder Autobiograph sein Ich in die Mitte stellt, ist schon durch seine Aufgabe motivirt. An Selbstgefühl fehlt es auch dem Verfasser dieser Memoiren nicht; doch ist er frei von thörichter Eitelkeit, und er ist weit davon entfernt, seine Irrthümer zu verschweigen. Schon das Motto seines Werks beweist dies: „Bene facit, qui ex aliorum erroribus sibi exemplum sumat." Er hat viel gesehen, viel erlebt; er hat eine scharfe Beobachtungsgabe, einen scharfen Blick für die Eigenart der Persönlichkeiten, auch einen gewissen jovialen Humor; er liebt die Anekdote und ein gelegentlicher Cynismus macht ihm keinen Kummer. Dabei ist seine Darstellungsweise in hohem Maße realistisch in der jetzt üblichen Bedeutung des Worts; er geht in alles Detail genau ein, mag er nun das Cadettenhaus in Potsdam oder das Zuchthaus in Bruchsal schildern, welche bei dem raschen Scenenwechsel seiner Lebensbühne beide nacheinander den Ort der Handlung bildeten; er gibt die sorgfältigsten architektonischen Zeichnungen, berichtet über die Einrichtungen der Anstalten, theilt ihre Reglements mit und entwirft ein erschöpfendes Bild des Lebens

und Treibens in denselben. Seine militärische Bildung und Erziehung verleiht seiner Schlachtenmalerei, die oft recht anschaulich und lebensvoll ist, den geeignetsten Untergrund; für das Fortificatorische hat der Vertheidiger von Rastatt eine besondere Vorliebe; alles Technische interessirt ihn, da er selbst auf dem Gebiete der Galvanoplastik als Erfinder aufgetreten ist; mit besonderer Vorliebe schildert er alles, was hierauf Bezug hat, bis zu den hydraulischen Pressen des nordamerikanischen Schatzamtes. Sehr viele Schilderungen indeß leiden an einer Weitschweifigkeit, welche aus dieser eingehenden Detailbeschreibung hervorgeht.

Wenn wir den Realismus seiner ganzen Darstellungsweise hervorhoben, so geschah es auch besonders deshalb, weil das psychologische Moment im ganzen dabei etwas zu kurz kommt; wir stehen oft vor einem fait accompli, zu dem uns der innere Schlüssel fehlt. So ist die Wandlung des preußischen Offiziers zu einem Vorkämpfer des politischen Radicalismus wol kenntlich durch eine Reihe von Thatsachen, deren logische Folge man bei der Lektüre allerdings begreift; aber sie ist doch von dem Autor selbst nicht durchsichtig genug motivirt; es fehlt die psychologische Entwickelung, welche uns in allmählicher Steigerung diesen Uebergang vorführt, der sonst als gewagter Sprung erscheinen muß.

Die erste Auflage seiner Memoiren erschien im Jahre 1861, ebenfalls in vier Bänden: in der neuesten wurde der Inhalt dieser vier Bände in drei zusammengezogen, und es ist ein neuer Band hinzugekommen, welcher besonders das Leben in Amerika zur Zeit des großen Kriegs zwischen den Nord- und Südstaaten schildert und einen interessanten Theil des Gesammtwerks bildet. Gleichwol ruht der Schwerpunkt desselben doch auf den ersten Bänden: in dem amerikanischen Kriege war der Autor nur Zuschauer als Zeitungscorrespondent, und die mehr passive Rolle des Schlachtenbummlers steht ihm nicht so zu Gesicht wie die active, die er in den badischen Kämpfen durchgeführt; auch das lange Martyrium seiner Gefangenschaft hat einen romanhaften Reiz.

Otto von Corvin war am 12. October 1812 in Gumbinnen geboren, wo sein Vater, nachdem er an der unglücklichen Campagne von 1806 theilgenommen, als Postdirector lebte. Als Curiosum erwähnen wir, daß die Familie der Corvin ihren Ursprung von dem altrömischen Patriciergeschlecht der Valerier ableitet und namentlich von Marcus Valerius, der im Jahre 349 v. Chr. nach seinem Zweikampf mit dem gallischen Goliath den Beinamen Corvinus erhalten hatte; auch die Messalina gehört zu den Ahnfrauen des Hauses Corvin, zu welchem auch der ungarische König Matthias Corvinus zu zählen ist. Otto von Corvin stammt aus dem Zweige der Corvin-Wiersbicki. Das erste Kapitel ist diesen genealogischen Mittheilungen gewidmet und schließt mit folgenden Worten:

> Uebrigens braucht man mich nicht darüber zu beachselzucken, daß ich meiner Abstammung ein paar Seiten gewidmet habe. Wir wählen uns unsere Vorfahren nicht, und weder deren Fehler noch deren Verdienste können uns angerechnet werden; allein es ist ein Factum, welches niemand ableugnen wird, daß er lieber einen Großvater hat, den seine Zeitgenossen als einen braven, tüchtigen und angesehenen Mann erwähnen, als einen Lump, der wegen Diebstahl gehängt ward. So mag man denn auch mir gestatten, mich in meiner Biographie darüber zu freuen, einer der ältesten Adelsfamilien der Welt anzugehören, aus der große Helden, Fürsten, Könige und bedeutende Männer hervorgingen.

Die folgenden Kapitel enthalten Kindheits- und Jugenderinnerungen; sie sind lebhaft geschildert. Eindrucksfähige und begabte Menschen behalten aus jenen Zeiten stets frische Erinnerungen; einzelne Vorfälle prägen sich schon früh empfänglichen Gemüthern scharf genug ein, sogar innere Vorgänge des Seelenlebens, welche Wendepunkte der Entwickelung bezeichnen. Fast in allen Autobiographien pflegen diese Kapitel die anziehendsten zu sein. Auch Corvin gibt aus dem Leben, selbst aus dem Traumleben jener Tage und aus dem kindlichen Verkehr mit der Thierwelt ansprechende Aufzeichnungen. Das wichtigste Ereigniß war, daß seine Mutter sich von dem viel ältern Vater scheiden ließ, der, dem Geist der Zeit gemäß, sehr lockern Grundsätzen huldigte; sie heirathete einen Lehrer am Gymnasium, Bernhard Thiersch, der nach Lyk versetzt wurde, und der Sohn war nun bald bei dem Vater, bald bei der Mutter, die nach dem Tode des erstern nach Halberstadt zog; hier besuchte der junge Otto die Domschule und wuchs ziemlich wild auf, da der Stiefvater sich wenig um die Kinder bekümmerte.

Im Jahre 1824 kam Corvin in das potsdamer Cadettenhaus: wir haben wenig Denkwürdigkeiten aus Cadettenhäusern, daher bietet diese Schilderung der zweiten Etappe seines Lebens besonderes Interesse. Er beschreibt die Einrichtungen auf das genaueste, und seine eigenen Erlebnisse bilden die beste Illustration derselben. Sein Urtheil über die Anstalt ist durchaus günstig:

> Die ganze Einrichtung des Hauses war so einfach, zweckmäßig und vernünftig, die Behandlung so gütig und liebevoll, daß ich nur mit inniger Rührung und Dankbarkeit daran zurückdenken kann. Mir ist diese Anstalt, wie sie damals war, stets als eine Musteranstalt erschienen. Dazu hundertundfunfzig Knaben aus den besten Familien des Königreichs als Spielkameraden — kurz, ein Kind konnte gar nicht besser aufgehoben sein als dort.

Aus der potsdamer Vorbereitungsanstalt kam Corvin im Jahre 1827 in das berliner Cadettenhaus, aus welchem er manche ergötzliche Anekdoten erzählt: so die „Linsenverschwörung", die Händel der Cadetten mit den Gamins, welche sie „Kaldaunenschlucker" nannten; seine Porträtgalerie der Lehrer spricht für die Beobachtungsgabe des Schülers. Corvin besuchte damals oft den Salon seiner Tante, der Frau von Arnim, wo er allerlei vornehme Bekanntschaften machte und auch manche Anekdoten aus Hofkreisen erfuhr. Der Kronprinz von Preußen galt für sehr witzig. Von dem Genre seiner Witze zeugen die folgenden:

> Einst bei Tische fragte der Kronprinz: „Wer ist der größte Zauberer in der Gesellschaft?" Er mußte selbst antworten: „Se. Majestät der König, denn er hat einen Strauß in einen

Dompfaffen verwandelt." Der Prediger Strauß hatte nämlich damals eine Stelle am Dom erhalten. — Eine geistreiche Prinzessin quälte die Gesellschaft nicht selten mit Räthseln. Einst hatte sie sich bei Tafel einen neben ihr sitzenden alten General als Opfer ausersehen, sodaß diesem der Angstschweiß ausbrach. Die Prinzessin hielt ihm einen blanken silbernen Löffel vor das Gesicht, bewegte ihn schnell hin und her, sodaß er im Sonnenlicht funkelte, und fragte: „Was ist das?" Der General sah sehr dumm und verlegen aus, als ihm der Kronprinz schnell die Lösung ins Ohr flüsterte. Mit freudestrahlendem Gesicht rief der General mit der Vehemenz einer platzenden Granate: „Löffelgans!" Es soll eben kein „Silberblick" gewesen sein, den die Prinzessin ihrem unartigen Schwager zuwarf.

Der Cadett bestand sein Examen und wurde Lieutenant:

Feldmarschall werden, muß schön sein; Lieutenant werden, ist schöner! Heute darf man nicht ohne Erlaubniß den Fuß auf die Straße setzen, wird man noch als ein Kind betrachtet, und morgen ist man ein Offizier so gut wie der Feldmarschall. Man ist frei; man ist ein Mann, man darf seine Cigarre oder Pfeife rauchen und Lieutenant Mannkopf hat nichts darein zu reden, wenn's nur der Magen erlaubt. Man darf das schönste oder garstigste Mädchen küssen, wenn's nur das Mädchen erlaubt; kurz man hat alle Rechte des ältesten Premierlieutenants. Man steht vor diesem nicht mehr „den kleinen Finger an der Hosennaht" und titulirt ihn ehrfurchtsvoll „Herr Lieutenant" — nein, man ruht anmuthsvoll auf dem linken Bein, die linke Hand in der Hüfte, während die rechte eine Cigarre hält, die man eigentlich lieber mit einem Zuckerstengel vertauschte, und sagt: „Auf Ehre, lieber Haberstroh, die kleine Figgarillo ist ein ganz famoses Mensch!"

Corvin kam nach Mainz und wurde dort ein Günstling der Frau Gräfin von Mensdorf-Pouilly, einer geborenen Prinzessin von Sachsen-Koburg: von dieser Dame, von der Generalität und seinen nächsten Vorgesetzten entwirft er gut colorirte Porträts. Der joviale Grundzug Corvin's ist hierbei unverkennbar. Das militärische Leben in der Bundesfestung Mainz zieht in einer Reihe von Genrebildern vor uns vorüber. Eingewebt sind zwei Liebesgeschichten aus dem Leben des jungen Offiziers: sein Verhältniß zu einem mainzer Bürgerkind, Therese, eine anmuthende und elegisch austönende Liebesnovellette, und der Liebesroman mit seiner Braut und spätern Frau, Helene Cardini, der Tochter eines vermögenden Fabrikanten, der sich gegen diese Bewerbung auf das heftigste sträubte und Helene sogar nach Paris schickte, um sie dem verliebten Lieutenant aus den Augen zu bringen; doch dieser suchte sie in der Welthauptstadt auf und wußte sie nachher nach vielen Abenteuern sogar in einer französischen Provinzstadt aufzustöbern. Die Erzählung dieser Liebesabenteuer ist frisch und spannend; man glaubt Novellen zu lesen. Von großem Einfluß auf Corvin wurde seine Bekanntschaft mit Friedrich von Sallet, der in Mainz bei demselben Regiment stand:

Friedrich von Sallet, der Dichter, war nicht ganz ein Jahr älter als ich und ein Jahr vor mir als Offizier zum Regiment gekommen. Er war nicht eben sehr klein oder schwächlich, allein außerordentlich zart und schien deshalb jünger als er war. Er wäre gern etwas kräftiger gewesen, und es verdroß ihn, daß sein Körper an Reife nicht seinem Geist nachgeeilt war. Die Frau unsers Obersten, die manchmal etwas naiv war, sagte einst zu ihm: „Aber Herr von Sallet, wie ist es nur möglich, daß Ihnen die Soldaten gehorchen!" Es war das eine grausame Bemerkung, die den armen Sallet sehr kränkte. Ich sah sein schönes Gesicht stets mit Vergnügen, ja ich kann sagen, mit einer Art von Rührung, über deren Grund ich mir eigentlich keine Rechenschaft geben kann. Vielleicht lag derselbe im Ausdruck seines schönen, lang bewimperten Auges, welches so klug und so rein blickte. Ein Sonntagskind mußte den hellen Stern über seiner Stirn leuchten sehen. Sein Haar war hellbraun, er trug es damals kurz; von einem Bart war zu jener Zeit noch keine Spur. Dies in Verbindung mit seinem etwas verlegenen Wesen und seinem Blick gab ihm etwas Mädchenhaftes.

Wegen eines humoristischen Aufsatzes, in welchem Seitenhiebe auf das Soldatenleben vorkamen, wurde Sallet vor ein Kriegsgericht gestellt, welches ihn zur Cassation und zehnjähriger Festungsstrafe verurtheilte. Der König stieß das Urtheil um und befahl, daß ein neues Kriegsgericht zusammentrete. Dieses blieb bei der Cassation, ermäßigte aber die Festungsstrafe auf zwei Jahre. Auch das war dem König zu viel, er cassirte die Cassation und bestrafte Sallet mit nur zwei Monaten Festung:

In dieser Strafe war Güte und gesunder Menschenverstand, die beide in dem Urtheil der Kriegsgerichte schwerlich zu finden waren. Das war die Meinung aller jüngern Offiziere, denn wenn sie auch die in jenem Aufsatz enthaltenen Anzüglichkeiten nicht billigten, so sah doch jeder die Abgeschmacktheit ein, für ein paar unüberlegt geschriebene Worte, wie sie tausendmal täglich von andern Offizieren untereinander gesprochen werden, einen noch nicht zwanzigjährigen jungen Mann zeitlebens unglücklich zu machen.

Sallet wurde nach Trier zum 30. Regiment versetzt. In seinen Briefen an Corvin, die mitgetheilt werden, zeigt sich ein echter Karlsschülerhumor sehr barocker und herausfordernder Art. Das Beispiel Sallet's brachte auch Corvin auf den Gedanken, Schriftsteller zu werden, da er wußte, daß er als Lieutenant nicht heirathen konnte; Sallet, damals schon eine literarische Autorität, war sein erster Berather. Er schrieb ein fünfactiges Trauerspiel in Versen: „Die Hunyaden", dessen Held Ladislaus Corvin ist. Das Stück ist neuerdings erst im Druck erschienen. Bald darauf machte er in Saarlouis, wohin er versetzt worden war, die Bekanntschaft mit einem andern Offizier, bei dem literarische Conferenzen abgehalten wurden: Friedrich Wilhelm Alexander Held, den er trotz seiner großen Fehler eine der interessantesten Persönlichkeiten nennt, mit der das Leben ihn in Berührung gebracht hat; er war zu Neisse in Schlesien geboren:

Sein Vater war Hauptmann und arbeitete später im Kriegsministerium zu Berlin, wo er starb. Sein Sohn wurde in das Militärwaisenhaus zu Potsdam geschickt, wo die Knaben zu Unteroffizieren in der Armee erzogen werden. Die Einrichtungen dieser Anstalt weichen daher bedeutend von denen in den Cadettenhäusern ab. Held zeichnete sich bald so sehr vor allen andern Waisenknaben aus, daß er nicht allein den höchsten Platz in dieser Anstalt erreichte, sondern ihm auch ganz ausnahmsweise gestattet wurde, von derselben aus das Fähnrichsexamen zu machen. Als solcher kam er zum 36. Regiment und besuchte die Divisionsschule in Trier. Das Offiziersexamen bestand er „mit Belobigungen", was äußerst selten vorzukommen pflegte.

Aus diesem Grunde erregte er unter uns einiges Interesse, als er zum ersten mal als Offizier bei der Parole erschien; da er aber in seinem Aeußern nichts Empfehlendes hatte, aus dem Waisenhause kam und ein Bürgerlicher war, so nahmen wir adelichen Hochnasen von ihm weiter keine Notiz, und ich kam niemals mit ihm zusammen. Er war blond, hatte sehr kleine Augen, einen sehr großen Mund, sah bäuerischgesund aus, hatte plebejische Hände und Füße, einen Leib wie ein Windhund und durchaus keine elegante Tournüre; dabei hatte er nichts als seinen Gehalt, besuchte keine Gesellschaften, machte keine Schulden und war mit einem Wort für uns eine Null.

Diese Meinung änderte sich bald; man erkannte Held's scharfen Verstand und die Originalität seiner Ansichten; auch er begann Dramen zu schreiben und schloß sich eng an Corvin an. Letzterer kam um seinen Abschied ein, der ihm bewilligt wurde; er hatte viele Connexionen und glaubte besonders durch Vermittelung eines Onkels, der ihm eine schriftliche Zusage ertheilt, einer festen Lebensstellung sicher zu sein. Zuerst wurde er in die Intriguen verwickelt, die zu Gunsten des verjagten Herzogs Karl von Braunschweig im Gange waren; ja er schrieb sogar nach Angabe des Onkels eine Schrift zu Gunsten des Herzogs. Dann sollte er eine Stelle in Gotha erhalten, wo er bei Hofe empfangen wurde; doch verzichtete er darauf, der jüngste gothaische Lieutenant zu sein. Auch bei seinem Schwiegervater in Dortmund hielt er sich längere Zeit auf unter kleinbürgerlichen Verhältnissen, die er mit Humor schildert. In Frankfurt trat er als Vorleser auf, aber ohne jeden Erfolg: diese Stadt machte er indeß zunächst zu seinem literarischen Hauptquartier: er mußte die Wahrheit von dem fühlen, was ihm Sallet am 25. Januar 1836 geschrieben hatte:

Auch ich denke noch immer wie sonst, einst den bunten Rock auszuziehen, nicht etwa, weil ich ihn für meiner unwürdig, sondern nur, weil ich mich für nicht dazu geschaffen erkenne. Aber ich werde es gewiß nicht eher thun, als bis ich mich so weit herangebildet habe, um wirklich selbständig, durch Bildung und entwickelte innere Kraft über äußere Umstände gebietend, anstatt von ihnen abhängend, auftreten zu können. Fühle ich mich nie so weit befähigt, so bleibe ich, was ich bin, überzeugt, daß ein gewöhnlicher Offizier mehr fürs Allgemeine leistet als ein ungereiftes, verpfuschtes, durch die Noth gedrücktes, ja vielleicht zu Schändlichkeiten getriebenes Genie. Es ist freilich lächerlich, guten Rath zu geben, wenn der andere schon gewählt hat, die Spritzen zu probiren, wenn das Haus abgebrannt ist; aber ich meine, daß solche Betrachtungen nie zu spät kommen.

Aus dieser wesentlich literarischen Lebensepoche Corvin's sind die leipziger Aufzeichnungen von besonderm Interesse: wir erhalten die Porträts der damals in der Pleißenstadt wohnenden Schriftsteller, und alle sind mit einer geschickten Silhouettenschere ausgeschnitten. Es war um das Jahr 1840, als sich diese Literatencolonie in Leipzig angesiedelt hatte: darunter vor allen Heinrich Laube, von dem Corvin ein etwas geschmeicheltes Bild entwirft. Von Robert Heller heißt es:

Laube's Famulus — böse Zungen nannten ihn seinen Kosinsky — war Dr. Robert Heller, der Redacteur der „Rosen", einer wenig verbreiteten belletristischen Zeitschrift. Er war damals ein großer, hübscher, blonder Mann mit einer Hinneigung zum Fettwerden, und das Novellenschreiben wurde ihm herzlich sauer. Er zog eine gut besetzte Tafel bei weitem seinem Schreibtisch vor, und ich mochte ihn auch lieber an ersterer; nicht nur deshalb, weil es eine Freude war, ihn genießen zu sehen, sondern auch, weil er ein vorzüglicherer Tischgesellschafter als Schriftsteller war. Sein Erzählertalent war unübertrefflich, und selbst wenn er eine alte Geschichte wiederholte, hörte ich sie immer gern. Er erreichte diese Wirkung nicht durch Bouffonnerie, sondern mehr durch eine ruhige Drolligkeit, die er indessen niemals auf dem Papier festhalten konnte. Die Leute in Leipzig mochten ihn nicht besonders und sprachen geringschätzig von ihm, obwol ich eigentlich keinen Grund dafür sah; ich vertrug mich stets sehr gut mit ihm, und wir waren, was man so in der Gesellschaft gemeinhin gute Freunde nennt.

Weiterhin folgen die Photographien einiger durchreisender Autoren, wie diejenige von Saphir:

Ich möchte nur wissen, weshalb Humoristen oft solch unangenehme und zänkische Menschen sind! Saphir war ganz unausstehlich, sowol in seinem Aeußern als in seinem Benehmen. Er war ziemlich groß, hatte ein schauderhaftes Plattnasengesicht und dabei rothe Haare, sodaß ich mich nie erwehren konnte, bei seinem Anblick an Zadick, den Blutzapfer, in Spindler's „Juden" zu denken. Er schien auf dies Gesicht indessen besonders eitel und verschönerte es durch eine lockige Perrüke, wovon er stets mehrere Exemplare auf der Reise bei sich hatte. Er war mit allem unzufrieden, brummte und zankte beständig, und es gehörte wirklich eine große Selbstüberwindung dazu, ihm nicht eine Tracht Prügel zu geben, wie er sie übrigens oft genug in seinem Leben genossen hat. Er prahlte gern mit seinen vornehmen Bekanntschaften in Wien und erzählte, wie im Vorbeigehen, kleine Geschichten, nur um zu zeigen, auf welchem vertraulichen Fuß er mit einigen der größten Edelleute stehe. Einst führte er eine Unterredung mit Graf Sándor an, die derselbe in folgender Weise begann: „Sag' einmal, Saphir, hast du nicht gehört" u. s. w. „Wie", rief ich mit angenommenem Erstaunen, „Sie dulden, daß der Graf Sie wie einen Bedienten mit Du anredet?" Er sah mich groß an, aber hielt es für gut, nichts auf den Stich zu erwidern.

Dann erhalten wir das Bild eines andern Humoristen:

Ich nannte vorhin Eduard Maria Oettinger, der damals in Leipzig den „Charivari" herausgab, ein Blatt, welches mehr seines Namens als seines Inhalts wegen gehalten wurde. Oettinger hielt sich für den ersten Humoristen der Welt; allein ich konnte an seinem Humor keinen Gefallen finden; denn derselbe quoll nicht aus dem Innern, sondern war künstlich erzeugt; ich merkte beim Lesen von Oettinger's Sachen stets, daß ich zum Lachen gekitzelt werden sollte, und so wurde der Zweck verfehlt. Er lachte über seine Einfälle selbst am meisten und hatte den größten Genuß daran; seine Frau glaubte an ihn wie an einen Gott; er hatte, sich selbst ausgenommen, keinen größern Bewunderer. Für einen Einfall, den er für witzig hielt, riskirte Oettinger seine Seele, und was mehr sagen wollte, eine Tracht Schläge. Er griff jedermann an und war mitunter sehr boshaft in seinen Witzen; obwol Bosheit nicht eigentlich in seinem Charakter lag. Gegen wen er einmal eine Antipathie hatte, an dem hing er wie eine Klette. Laube pflegte zu sagen: „Dieser Mensch lebt von mir", und Heller ließ er niemals los. Mir kam er immer vor wie ein naseweiser Pintscher, der des Morgens auf die Straße gelassen wird. Alles bellt er an ohne Grund; jeden Hund fragt er nach dem Paß; in alle Winkel steckt er seine Nase und alle Eckſteine ätzt er an. Oettinger hatte denn auch Feinde in Menge, wie das bei einem Witzmacher von Profession nicht anders mög-

lich war. Trotz alledem war er ein sehr gutmüthiger, herzlicher Mensch, zärtlicher Gatte und Vater und exemplarisch fleißig. Er hatte in seinem Leben eine ungeheuere Menge zusammengeschrieben und ganze Bibliotheken durchgelesen, um Stoffe für seine Arbeiten aufzustöbern; aus wenig bekannten Büchern stahl er mit der edelsten Dreistigkeit, was ihm irgend paßte. Hätte Oettinger bei diesem ungeheuern Fleiß und dem Forschertalent, welches er besaß, sich nicht darauf verbissen, ein humoristischer Schriftsteller sein zu wollen, sondern sich ernstlich auf eine Wissenschaft geworfen, wie Archäologie, Numismatik, Bibliographie u. s. w., er würde nicht nur einen bedeutendern Namen, sondern auch eine einträgliche Stellung gewonnen haben.

Von einem andern, damals sehr bekannten Romanschriftsteller heißt es:

Ein Liebling aller in Leipzig war C. Herloßsohn, dessen hübsche Romane noch nicht vergessen sind. Er war ein Böhme, hatte sich aber schon seit vielen Jahren in Leipzig angesiedelt, wo er die Zeitschrift „Der Komet" redigirte. Er war klein, untersetzt und, wie es mir schien, ein wenig verwachsen; wenigstens war es mit einer seiner Hüften nicht ganz richtig. Er war blond, ohne besondere Ursache eitel auf sein Haar und hatte ein gutmüthiges, leicht von Pockennarben gezeichnetes Gesicht. „Sein Leben war ein stilles Wandern von einer Kneipe zu der andern." Bier konnte er nicht vertragen; aber wo Bacchus regierte, sah man auch Herloßsohn's, von einem Wehmuthsschatten überflogenes Gesicht über einem vollen Glase Bordeaux hängen; denn andern Wein trank er nicht. Je mehr er trank, desto wehmüthiger wurde er und desto krampfhafter fühlte seine Hand nach einer befreundeten Nachbarshand, die er in schnellen, kurzen Absätzen leicht zu drücken pflegte. Er sprach meist leise und mit einer etwas belegten Stimme, lachte nie laut, sondern war stillvergnügt, und all seine Reden durchwehte ein ruhiger Humor. Er mußte schon ziemlich alt sein; allein er machte nicht diesen Eindruck. Er war unverheirathet, und so lange ich ihn kannte, hatte er keine andere Geliebte als die langhalsige Bordeleserin, die er aber bis zum delirium tremens liebte, wovon er jedoch auf der Kaltwasserheilanstalt genas.

Aehnlich sind die Federzeichnungen, in denen Kühne, Jordan, Biedermann, Robert Blum und von den durchreisenden Autoren Glaßbrenner, Weil, Wiehl, Hoffmann von Fallersleben, Herwegh, Karl Beck u. a. skizzirt werden. Den Schluß bilden die mit Cruikshank's Griffel hingeworfenen, an die Carikatur streifenden Porträts von dem Ordensjäger Hofrath Singer und dem nie bezahlenden Dr. Tropus.

Plötzlich erschien in Leipzig eine frühere Garnisonsbekanntschaft, der Lieutenant Held, der inzwischen mit entschiedenem Unglück Schauspieler gewesen, dagegen als Theater-Don-Juan entschiedenes Glück gehabt. Entführte Theaterdirectricen, verführte Sängerinnen und Künstlerinnen bezeichneten seine Siegeslaufbahn. Auch Stücke hatte er inzwischen geschrieben: „Liebe" und „Freundschaft" u. a. Corvin berichtet:

Als ich einst an einem sonnigen Frühlingstage in die Stadt ging, sah ich mitten auf dem Fahrwege der Grimmaischen Straße zwei höchst auffallende Gestalten: einen Herrn mit einer Dame am Arm. Der Herr war vom Halse bis zu den Zehen hernieder in einen weiten, etwas theatralisch drapirten schwarzen Mantel gehüllt, und auf dem Kopfe hatte er eine schwarze baretartige Mütze ohne Schirm. Er sah aus wie ein Mörder oder Verschworener in einem Melodrama. Die Dame war jung und von außerordentlich auffallender Schönheit. Sie trug einen schwarzen Crepphut und ein schwarzes Sammtkleid ohne Shawl. Es waren Held und seine junge zweite Frau.

Weiterhin sagt er ergänzend:

Damals hatte er die schwarze Marotte, denn irgendeine mußte er stets haben; selbst sein kleines Kind trug schwarz und das Dienstmädchen ebenfalls; es war, als ob die Familie über den Tod des gesunden Menschenverstandes trauere. Im Hause trug Madame Held über dem schwarzen Kleid eine bis zum Knie reichende rothe Tunika, die ihr reizend verrückt stand. Extreme berühren sich. Die geistreichsten Leute zeichnen sich durch irgendwelche Excentricitäten aus, welche hausbackene Menschen sehr schnell zu dem Urtheil führt, daß sie Narren sind.

Rudolf von Gottschall.

(Der Beschluß folgt in der nächsten Nummer.)

Eine Monographie über den Donaustrom.

Die Donau von ihrem Ursprunge bis an die Mündung. Eine Schilderung von Land und Leuten des Donaugebietes von A. F. Hefsch. Mit 200 Illustrationen und einer Stromkarte. Wien, Hartleben. 1880. Gr. 8. 13 M. 50 Pf.

Ein, mag man nun die literarische Arbeit oder die Ausstattung ins Auge fassen, durchweg zweckentsprechendes und sauberes Werk, das entschieden mehr hält, als die bescheidene Vorrede verspricht. Die 25 Vollbilder sowie die zahlreich in den Text eingedruckten Skizzen — Städteansichten, Nationalcostüme, Denkwürdigkeiten und Monumentalbauten — sind nett und ansprechend; die ungemein detaillirt ausgeführte Donaukarte in 16 Sectionen läßt nichts zu wünschen übrig. Der Autor sagt, sein Buch sei „eine Compilation der bestmöglichen Art", wobei — neben dem Ergebnisse des Selbstgesehenen — „die Auswahl des verwendeten Materials und das Auffinden richtiger Quellen die Hauptsache bilden". Hefsch hat aber mit so viel Geschmack und Gewissenhaftigkeit eine so reichhaltige Literatur benutzt, sich für seinen Privatgebrauch durch Magistratspersonen Mittheilungen aus den Chroniken so vieler Donaustädte zu verschaffen gewußt, daß er sicher sein kann, wirklich das Wissenswertheste über Sage, Geschichte und Alterthumskunde sowie über die Ethnographie der Donauländer und ihrer Bewohner beigebracht zu haben. Getrost mag er auf seine Arbeit das von ihm citirte Wort Goethe's anwenden: „Wer vieles bringt, wird jedem etwas bringen." So ist es denn auch ein Lob und keineswegs ein Tadel, wenn er selbst sagt:

Der streng fachwissenschaftliche Maßstab darf an dies Buch nicht gelegt werden; es wäre sogar ein erheblicher Fehler, wenn es sich in irgendeine Disciplin vertiefte, weil es dann dem

Zwecke der allgemein unterhaltenden Belehrung nicht mehr entsprechen würde.

Die Reichhaltigkeit des Werks zeigt am besten eine kurze Inhaltsangabe. Die Einleitung behandelt in zwei Abschnitten Namen und Ursprung der Donau; dann den Strom in seinen natürlichen und culturgeschichtlichen Verhältnissen: geschichtlicher Ueberblick; innere Gestaltung des Donaugebietes und seiner Flußlinien; die Nebenflüsse des obern, des mittlern, des untern Donaubeckens; die Weltstellung des Stroms. Der nächste Abschnitt ist den Donauvölkern gewidmet: den Deutschen, den Nord- und den Südslawen, den Magyaren, den Dakoromanen, den vereinzelten Einwanderern, den Donaustaaten und Donauprovinzen. Darauf folgt die Donaufahrt in elf Kapiteln: von Donaueschingen bis Ulm, bis Regensburg, bis Passau, bis Linz, bis Wien, Wien selbst, bis Budapest, diese Stadt selber, bis Orsowa, bis Giurgewo, bis Sulina. Wien und Pest sind dabei nahezu je 50 Seiten gewidmet. Ein Anhang behandelt: den dreiundsiebzigsten Geburtstag des Dampfschiffs; das funfzigjährige Jubiläum der Donau-Dampfschifffahrt; das Wirken Stephan Szechenyi's an der untern Donau; die neueste Bewegung auf dem Gebiete der Donau-Angelegenheiten. Von den beiden Beilagen zur Stromkarte schildert die erste die Arbeiten, welche die europäische Donaucommission seit August 1873 an der Sulinamündung ausgeführt, mit beigegebenem Situationsplane; die andere besteht aus einem Meilen- und Kilometerzeiger der Donau und der mit Dampfern befahrenen Nebenflüsse.

Resumiren wir einmal, nach Hekich, die Anfänge Wiens! An der Grenze von Niederösterreich und Ungarn, auf dem rechten Donauufer, gegenüber der Marchmündung, liegen heute die drei Flecken Petronell, Deutsch-Altenburg und Hainburg, die in der Römerzeit das große Municipium Carnuntum bildeten. In diesen drei Orten findet man noch heute fast bei jedem Hause alte, vollkommen erhaltene römische Ziegel von ungewöhnlicher Größe und Form als Flurpflaster verwendet. In der ganzen weiten Ebene zwischen Altenburg und Petronell bis zum Stromufer bildet altes Mauerwerk noch stellenweise das Grundpflaster der Straße; eine Menge zerstreut liegender zerbrochener Ziegel, Theile von römischen Thongefäßen u. s. w. bedecken vielfach den Boden. Noch ragen mehrere Thore aus der Römerzeit aufrecht empor, die den Uebergang aus der Civilstadt in das Militärlager erkennen lassen, während eine noch gut erhaltene Badeanstalt beweist, daß die Römer auch die Mineralquelle von Altenburg benutzten. In dieser weiten Ebene also streckte sich Carnuntum hin, das mehrere Jahrhunderte vor Christi Geburt von einem keltischen Stamme oder von den Carni, einem Zweige der Taurisker, gegründet war. Seine kriegerischen Einwohner umgaben die ausgedehnte Stadt mit starken Befestigungen, erhoben sie aber auch zu einer wichtigen Verkehrsstation, namentlich für den Bernsteinhandel. Erst im Jahre 9 n. Chr. wurde Carnuntum, nach blutigen Feldzügen, durch den römischen Proconsul Tiberius erobert, der einen großen Sieg über die Pannonier und Dalmater erfochten. Zum Hauptorte Oberpannonieus erwählt, mit einer eigenen Verfassung und mit dem Rechte der Selbstverwaltung ausgestattet, erhielt Carnuntum 136 durch Kaiser Hadrian den Rang eines Municipiums und ward zu einem bedeutenden Waffenplatze gemacht, da die Quaden vom linken Donauufer her, im heutigen Marchfelde, das Land zu beunruhigen anfingen. Als diese nun gar mit den anwohnenden Völkerschaften einen Bund gegen Rom schlossen, kam Kaiser Marc Aurel selber mit seinem Sohne Commodus 178 zur Führung des Kriegs in Carnuntum an. Der kaiserliche Hofhalt, die großartigen Kriegsrüstungen, die Verstärkung der Befestigungen, die Vermehrung der Donauflotille, die Hebung des Handels: das alles eröffnete eine Periode des Glanzes für die Stadt, die überdies jetzt den Titel einer Colonie erlangte. Als aber Marc Aurel, nach siegreicher Invasion des Landes der Quaden, auf seiner Rückreise 180 in Vindobona gestorben war, ging es in den Kämpfen gegen jene Barbaren mit Carnuntum immerfort rückwärts, bis dieselben 375 die Stadt in einen Schutthaufen verwandelten. Wohl züchtigte Kaiser Valentinian, der zur Hülfe zu spät gekommen, die Quaden furchtbar und ordnete den theilweisen Wiederaufbau von Carnuntum an: doch erholte sich die Stadt nie wieder. Ihre Rolle im Handelsverkehr übernahm Vindobona, wie es auch der Standplatz einer großen Militärmacht wurde und als Station der Donauflotille an Carnunts Stelle trat. Letzteres ward vollends vom Erdboden vertilgt, als nach den Gothen und nach allen Peripetien der Völkerwanderung die Avaren Herren Pannoniens wurden und es 240 Jahre bis zur Zerstörung ihres Reichs durch Karl den Großen, von der Mitte des 6. bis zum Anfange des 9. Säculums blieben.

Zur Erbin Carnunts auch als Handelsstadt war, lange ehe es zu Grunde ging, Vindobona, auch Fabiana genannt, ausersehen. Die Natur selber hatte den Ort dazu bestimmt: er liegt in der Ebene hart an der Ostseite der österreichischen Donauenge, am Fuße des vom Wiener Walde gebildeten Donauthors, gegenüber dem Marchbecken. Oberhalb Wiens noch durch raschen Lauf, Wasserwirbel u. dgl. vielfach behindert, erlangt der Strom hier eine großartige Entwickelung und wird für den Verkehr mit Fahrzeugen von größter Tragfähigkeit schiffbar. Hier ist die Donau der Spitze des Adriatischen Meeres am nächsten; ebenso wird der Adriatische Golf von hier aus am leichtesten erreicht, da die Alpen, die sich hier mit dem Wiener Walde (Mons Cetius) gen Nordosten wenden, in dieser Richtung mit geringern Schwierigkeiten überschritten werden können als von irgendeinem weiter westlichen Punkte aus. Die Hauptmasse der Alpen umgehend, liefen schon zur Römerzeit wie im Mittelalter die Handelsstraßen zwischen der Donau und Adria auf diesen Punkt hin. Die große nordsüdliche Verkehrsstraße

von der Oder durch Mähren zum Golf von Triest und Venedig kreuzt sich hier mit der großen Donaustraße von Ost nach West. Das ist die geographische Grundlage der Bedeutung Wiens.

In seinem Hauptquartier zu Carnuntum hatte noch Marc Aurel, der kaiserliche Philosoph, an seinen Betrachtungen geschrieben: bei der Leuchte seiner Todesfackeln finden wir Vindobona, das noch unter Tiberius blos ein gemauertes Standlager gewesen, als Stadt, als Municipium genannt. Der Name der Stadt bedeutet nach Hesych „der Wenden Wohnung", wie noch unter Kaiser Rudolf in Wien ein Haus „die Vinidenburch" gestanden habe. Bei Vindobona hatte auch Marc Aurel den Uebergang über den Strom gegen Quaden und Markomannen erkämpft, wobei ihm hauptsächlich die aus Christen bestehende Legio XII fulminatrix durch ihre Tapferkeit — die Kirchenschriftsteller sagen, durch ihr Gebet — den Sieg erringen half. Als dann, wie erwähnt, unter Valentinian nach Carnunts Zerstörung auch die Donauflotille von dort nach Wien verlegt ward, trat dieses vollends seine Mission und Erbschaft als Donau-Emporium an. Nun brauste der Hunnensturm über Pannoniens Gefilde: nachdem sich dieser verzogen, finden wir Vindomina, wie Wien damals genannt wurde, im Besitze der Gothen. So hart zieht die Völkerwanderung das junge Stadtwesen in Mitleidenschaft, daß es sogar seinen alten Namen einbüßt und nach einem ehemaligen Standlager Fabiana genannt wurde. Am linken Donauufer hausten die Rugier; Barbarenhaufen streiften durch die nun immer mehr verfallenden und verödeten Römerstädte. Um diese Zeit trat der Gottesmann Severinus auf, der in Fabiana und außerhalb der Stadt, im heutigen Vororte Heiligenstadt, Bethäuser und Zellen, zugleich als Schulen, baute; noch heute bewahrt der Vorort Sievering sein Andenken. In die stille Klause dieses eifrigen Glaubensboten läßt die Legende den Heruler Odoaker als Jüngling treten und dort die Weissagung empfangen, das rauhe Fell, das seine Schultern decke, werde sich in Italien in reichen Schmuck verwandeln: ehe ein Jahrzehnt vergangen, begrüßte das Heer am 23. August 476 Odoaker zu Ravenna als König von Italien, dem der letzte weströmische Cäsar Romulus Augustulus Purpur und Diadem übergeben mußte.

Inzwischen hatte ein Rugierkönig seine Herrschaft auch auf das rechte Donauufer ausgedehnt, Fabiana erobert und seinen Bruder dort als Statthalter eingesetzt. Odoaker zerstörte das kurzlebige Rugierreich, bei welcher Gelegenheit ihm Severin abermals seinen eigenen nahen Niedergang prophezeite. Als der große Ostgothe Theodorich — der Dietrich von Bern der Volkssage — diese Verkündung erfüllt hatte, bekam Fabiana unter der Gothenherrschaft durch Theodorich seinen ersten Bischof in der Person eines ehemaligen römischen Tribunen, Namens Mamertinus. Darauf liegt zwei volle Jahrhunderte, in die das Reich der Avaren an der Donau fällt, tiefes nächtliches Dunkel über den Geschicken der Stadt; nur zwei Schüler des heiligen Ruprecht, dem Wiens älteste Kirche noch heute ihren Namen verdankt, tauchen im Lichtkleide der Legende aus dieser Dunkelheit auf. Karl der Große soll, der Ueberlieferung zufolge, nach Zurückdrängung der Avaren, in Fabiana die Kirche zu Sanct-Peter gestiftet haben. Auch fällt, der Sage nach, in jene Zeit die Gründung der Kirche Maria am Gestade (Maria Stiegen) auf der Uferhöhe, an der damals der Hauptstrom der Donau vorbeifloß. Eine neue Zeit der Verheerung brach über die Donauländer herein, als Kaiser Arnulph die Magyaren gegen den Fürsten des Großmährischen Reichs Swatopluk zu Hülfe rief, bis dieselben, 955 in der Schlacht auf dem Lechfelde bei Augsburg zurückgedrängt, sich endlich unter König Stephan in das europäische Staatswesen einfügten. Erst unter Heinrich III. wird Wien wieder genannt; ein gutes halbes Jahrhundert später, im Anfange des 12. Jahrhunderts hat Markgraf Leopold der Heilige zwei Jagdhäuser in Wien; sein Sohn, Heinrich Jasomirgott, zieht sich 1146, in der Schlacht an der Fischa von den Ungarn besiegt, nach Wien zurück, einem Städtchen, das einst Favianus geheißen. Schon drei Jahre früher hatte er dort außerhalb der Stadtmauer eine Kirche zu Ehren des heiligen Stephan gegründet, die 1147 Bischof Reimbert von Passau einweihte, als die donauabwärts kommenden Kreuzfahrer in Wien Raststation hielten. Von diesem Baue stehen heute nur noch die Emporkirche und die beiden Heidenthürme; alles übrige ist das Werk späterer Jahrhunderte bis in die Neuzeit; eingeleitet wurde der ganze Neubau der Stephanskirche und namentlich ihres monumentalen Thurms, des heutigen Wahrzeichens von Wien, gute zweihundert Jahre später durch den ersten Erzherzog, Rudolf den Stifter. Aber noch Heinrich Jasomirgott baute sich in Wien eine Residenz auf dem Platze, der noch heute Am Hof heißt, als er 1156 die erbliche Herzogswürde erhielt. Eine neue Burg gründete sich Leopold der Glorreiche, der die Stadt bedeutend vergrößerte und ihr Gesetze und Gerechtsame gab, da ihre Bedeutung für den Weltverkehr, namentlich für den Orienthandel, sich schon stark gehoben hatte. Als 1246 der letzte Babenberger, Friedrich der Streitbare, in der Schlacht gegen die Ungarn geblieben war, wurde Wien zur Reichsstadt erhoben.

Nach dem Ausgange der Hohenstaufen brachte das Interregnum böse Zeiten auch für Wien, dessen Bevölkerung Ottokar von Böhmen zujauchzte, als er, nach seinem Siege über die Ungarn auf dem Marchfelde bei Krissenbrunn, inmitten der allgemeinen Verwirrung und des Zerfalls die Zügel über die herrenlosen Länder mit starker Hand ergriff. Ottokar verschönerte die Stadt, in der er nach seiner zweiten Vermählung die herrlichsten, glänzendsten Feste feierte; sie hielt auch, als der Reichskrieg ausbrach, treu zu ihm und überstand muthig eine sechswöchentliche Belagerung durch Rudolf von Habsburg, bis diesem der Vergleich mit Ottokar die Thore öffnete und endlich nach Erneuerung des Kriegs

1278 am 26. October der Tod des Böhmenkönigs in der Schlacht auf dem Marchfelde die Herrschaft der Habsburger in Wien für immer fest begründete.

Nur noch einmal ward dieselbe unterbrochen, als Matthias Corvinus, der große Ungarkönig, vor welchem Kaiser Friedrich III. nach Linz geflohen war, sich ganz Niederösterreichs, Schlesiens und der Steiermark bemächtigte. Im Frühjahr 1485 begann Matthias die Belagerung Wiens, das damals 50000 Einwohner zählte; er sperrte die Donau ab, sodaß er alle Proviantschiffe abfangen konnte, besetzte die Taborbrücke und nahm den befestigten Brückenkopf. Die Garnison war zur Vertheidigung der Stadt ungenügend und doch bald aus Mangel an Lebensmitteln vom Hungertode bedroht. Matthias Corvinus selbst schlich sich, als Wagnergeselle verkleidet, mit einem Rade durch ein Thor in die Stadt und überzeugte sich persönlich, daß Katzen- und Mäusefleisch schon zu den Delicatessen gehörte, da alle entbehrlichen Pferde bereits abgeschlachtet waren. Als die Bürger und Soldaten, die sich lange und tapfer gehalten, sahen, daß sie auf Hülfe und Entsatz nicht zu rechnen hatten, übergaben sie am 1. Juni 1485 die Schlüssel der Stadt dem Könige von Ungarn, der an der Spitze von 8000 Mann auserwählter Kerntruppen unter großem Jubelgeschrei der Seinigen in Wien einzog. Hoch zu Roß, im prachtvollen, goldgestickten, edelsteinbesetzten ungarischen Gewande, umgeben von den Großen und Würdenträgern Ungarns, Mährens und Schlesiens, nahm Corvin durch das Stubenthor und die Wollzeile seinen Weg nach dem Stephansdom, wo ein feierliches Tedeum abgehalten ward. Dann schlug er seine Residenz in dem Hause Nr. 14 der Kärntnerstraße auf, das nach ihm noch lange die Corvinburg hieß. Das Gebäude gehörte damals dem kaiserlichen Protonotar und Kanzler Johann Waldner, der es von Friedrich III. zum Geschenk erhalten: Corvin confiscirte es aber ohne Umstände, da Waldner nur als Strohmann fungirte, indem der Kaiser es liebte, sein Geld in Häuserkäufen anzulegen, und die Häuser dann auf die Namen seiner Höflinge schreiben ließ, damit sie bei feindlichen Invasionen als Privateigenthum geschützt blieben. Hier lebte und starb Corvinus. Da das Haus damals noch einen großen Garten hatte, auf dessen Grunde heute ein Gewirr kleiner Gäßchen sich verläuft, ließ er auch seine Lieblingsthiere, prachtvolle Löwen, aus Ofen dorthin schaffen. Wenige Wochen vor seinem Tode, im März 1490, promenirte er dort mit seinen Großen, heftig den Aerzten widersprechend, die ihn seines übeln Aussehens wegen zu Bette schicken wollten. Endlich schlug Corvin's Liebling, Graf Nostiz, ihm einen Gang zu den Löwen als Aufheiterungsmittel vor. Der König wünschte, die Thiere einmal in größter Wuth zu sehen: deshalb erhielt der Wärter, da gerade Fütterungszeit war, Befehl, ihnen die Fleischstücke zu zeigen, aber nicht zu geben. Die ganze Umgegend erzitterte von dem Gebrüll der zornigen Bestien. Plötzlich zwängte eine derselben ihre Tatze durch das Gitter des Käfigs und entriß dem Wärter ein Stück Fleisch. „Jetzt", meinte der ungarische Tavernikus, der mit Nostiz seit lange in Feindschaft lebte, „wäre es ein Hauptspaß, wenn sich jemand fände, der dem Löwen die Beute wieder abjagte." Corvinus fand den Einfall vortrefflich, und unwillkürlich richteten sich aller Augen auf Nostiz, der, schlank wie eine Tanne und stark wie eine Eiche, ebenso von den Rittern gefürchtet wie von den Frauen geliebt war: konnte man sich doch nichts Herrlicheres denken, als den Grafen in voller Rüstung, wie ihm die Locken unter dem Helm hervorquollen. „Nostiz ist alles zu thun im Stande", riefen die Umstehenden. „Daran zweifle ich keinen Augenblick", meinte der Tavernikus spöttisch; „nur daß er es thut, bezweifle ich." Jetzt fuhr auch der König gereizt auf: „Ich wette, daß er es thut. Geh, Nostiz", sprach er zu seinem Lieblinge, „zeige ihnen, daß du der Mann bist, für den sie dich halten." Schweigend zog Nostiz den Dolch aus der Scheide, hüllte seine kräftige Faust in den Dolman und trat kühn in den Käfig, wo eben die drei Löwen über dem Stück Fleisch zankten. „Her mit der Beute", donnerte er sie an, „her mit dem benagten Raub!" Mit dumpfem Grollen erhoben sich die Thiere drohend; Nostiz aber trat ruhig zwischen sie, nahm das Fleischstück und verließ den Käfig, ohne daß die Löwen, in ihrem Erstaunen über so viel Tollkühnheit, einen Schritt oder Sprung gegen ihn zu thun wagten. Als Nostiz aus dem Käfig getreten war, die eiserne Gitterthür hinter sich zuschlagend, legte er, von allen Anwesenden umringt, mit bleichem Antlitz und eine Thräne im Auge, dem Könige die Beute zu Füßen. „Gnädigster Herr und König, hoch halte ich dein Wort", sprach er dumpfen Tones; „daß ich der Mann am Platze bin, bewies ich in zahlreichen Schlachten — warum setztest du das Leben deines treuen Dieners wegen einer Wette aufs Spiel? Der Spaß war zu ernst, darum thue das in Zukunft mit jemand anderm — ich verlasse deinen Dienst." Sprach's und ging aus dem Garten, um in die Dienste des Königs von Polen zu treten. Er hieß fortan nur noch der Löwenritter, wie das Haus, das der Schauplatz dieses Pendants zu Schiller's „Handschuh" gewesen, die Bezeichnung Zu den drei Löwen erhielt. Später wurde es auch Hasenhaus genannt, weil Kaiser Maximilian hierher das Amt des Rüdenmeisters verlegte, der auf die Hasenfelder in Wiens Umgebung zu achten hatte. Noch bis zu seiner jüngsten Umwandlung in ein Bazar-Durchhaus sah man die Frontmauer des Hauses mit Fresken aus dem 16. Jahrhundert bemalt: ein Hase mit Krone und Scepter verlas ein Decret, das seinen Unterthanen anbefiehlt, Menschen und Hunde aufs schärfste zu verfolgen; in einer Schlacht werden Menschen und Hunde von Hasen in die Flucht geschlagen; eine dritte Freske zeigte die Hasenfeinde in schwerem Kerker. Hier starb Matthias Corvinus im siebenundvierzigsten Lebensjahre am 6. April 1490 plötzlich nach dem Genusse von Feigen: sein Leichnam ward zu Schiffe auf der Donau nach Ofen gebracht. Sofort eilte der ritterliche Maximilian herbei, um den Sitz seiner

Ahnen wieder einzunehmen. Am 19. August ward im Stephansdome das „Herr Gott, dich loben wir“ angestimmt, und zehn Tage darauf räumte die ungarische Besatzung auch die Burg.

Wir schließen mit folgender Stelle aus einem Gedichte auf Wien von Wolfgang Schmelzel, die deutlich zeigt, wie stark der Fremdenverkehr in Oesterreichs Hauptstadt und wie vielsprachig ihre Bevölkerung schon im Anfange des 16. Jahrhunderts war:

An des Lugerk kam ich ongfer,
Da tratten Kaufleut hin und her,
All Nacion in jr Klaidung;
Da wirt gehört manch sprach und zung;
Ich dacht, ich wer gen Babl khumen,
Wo alle sprach ein Anfang gnummen,
Und hört ein seltzams Dräsch und Gschray,
Von schönen sprachen mancherlay,
Hebreisch, Griechisch und Lateinisch,
Teutsch, Frantzösisch, Türkisch, Spanisch,
Beheimisch, Windisch, Italianisch,
Hungarisch, guet Niederländisch,
Natürlich Syrisch, Krabatisch,
Rätzisch, Polnisch, Chaldeisch,
Des Volks auch war eine große meng,
Ich macht mich pald auß dem Gedreng!

So sei denn das vortreffliche, reichhaltige Werk auch zu Geschenken bestens empfohlen. Walter Rogge.

Neue deutsche Dramen und Lustspiele.

Es ist nur ein bescheidenes Häuflein Bücher, das mir diesmal zur Besprechung vorliegt, dennoch ist fast die ganze Stufenleiter von dem Versuch mit der dramatischen Form und der fruchtlosen Dilettantenarbeit bis zum wahrhaften Kunstwerk eines echten Dichters darin vertreten.

Den Reigen der Besprechungen mögen zwei Dramen eröffnen, die den erstern zuzuzählen und für das Repertoire der deutschen Bühne ohne Nutzen sind:

1. Otto der Große. Drama in fünf Aufzügen von E. Meruell. Stuttgart, Greiner.
2. Anna von Kleve oder die Gürtelmagd der Königin. Drama in fünf Aufzügen von E. Meruell. Stuttgart, Greiner.

Beide Dramen sind entweder bloße Dilettantenarbeit oder gewagte Versuche mit der dramatischen Form, und in diesem Falle Versuche einer vollständigen Anfängerschaft. Für das letztere sprechen beinahe sowol Naivetät der Erfindung und gänzlich verfehlte Charakterzeichnung wie Unbeholfenheit in Form und Ausdruck. Wer aber erst poetisch zu buchstabiren beginnt, der soll sich nicht an die höchsten und schwierigsten Aufgaben der Poesie wagen, und wenn er dies dennoch thut, soll er derartige Wagnisse tief in das geheimste Fach seines Schreibtisches schließen, aber nicht keck hinaus auf den Markt der Oeffentlichkeit tragen, wo er weder Lob ernten noch Anregung und Aufmunterung erfahren kann. Er wird, wenn er die Werdezeit glücklich überstanden und Vollgehalt für die Zukunft in sich hegt, dereinst selbst über die wilden Schößlinge lächeln, deren verworrene Ranken er für Anzeichen des Genies hielt und für die er sich vom Unverstande beglückwünschen ließ, während der beglückwünschende Unverstand ein sehr schlechter Freund ehrlichen Strebens ist. Dieser Otto der Große sowie die unglückliche Adelheid von Burgund müssen eine besondere Anziehungskraft für angehende Dichterlinge und poetische Dilettanten besitzen; denn beiden ist von derartigen Autoren schon mancherlei Leid zugefügt worden; auch Meruell hat sie aus ihrer wohlverdienten Ruhe aufgestört und auf die dramatische Folterbank gespannt, um ihnen unzusammenhängende Angst- und Wehlaute auszupressen. In „Anna von Kleve“ glaubt man ein Drama für das Marionettentheater vor sich zu haben; die ganze Mache deutet darauf hin. Einem Heinrich VIII. gegenüber ist der Betrug der Personenverwechselung zwischen der klugen Prinzessin und der einfältigen Magd nicht nur ein gefährliches Wagstück: es würde auch von der wirklichen Bühne aus keinen Glauben bei dem Publikum erwecken und ist nur ein Lustspielmotiv. Dem dramatischen Dichter ist vieles zu thun erlaubt, was nicht zu gröblich gegen die Wahrheit im allgemeinen und gegen die historische Wahrheit insbesondere verstößt; nur muß auch das, was er bietet, den Glauben an seine innere Wahrheit wachrufen: aber ein so plumper Betrug wie diese Personenverwechselung verstößt gegen alle Wahrheit und bezeugt nur den Mangel an Erfindungskraft. Da wir jedoch diese beiden Dramen bestenfalls für Versuchsarbeiten halten, denen obendrein der beseelende Hauch der Poesie fehlt, so können wir nur dem Verfasser wohlmeinend rathen, im eigenen wohlverstandenen Interesse in Zukunft größere Vorsicht zu beobachten und leere Spielereien mit der dramatischen Form nur für das zu halten, was sie wirklich sind. Platen's Ausspruch ist sehr beherzigenswerth:

Mündig sei, wer spricht vor allen;
Wird er's nie, so sprech' er nie.

Eine Stufe tiefer noch als diese beiden Dramen an geistigem Werth, wenn auch die dramatische Mache geschickter zu nennen ist, steht:

3. Der Erbe von Grenwitz. Drama in fünf Acten nach Spielhagen's „Problematische Naturen“. Von Sigismund Dohany. Bremerhaven, Tienken. 1880. Gr. 8. 1 M.

Es gehört offenbar Mühe dazu, aus einem ebenso interessanten wie poesievollen Roman von Spielhagen einen von Plattheit und Trivialität gewissermaßen strotzenden Auszug und daraus ein Drama wie diesen „Erben von Grenwitz“ zu machen. Die überlieferten Charaktere sind ins Unnatürliche verzerrte Caricaturen geworden, und

aus dem Dialog ist jeder Funken Geist gewaltsam herausgepreßt, sodaß nur hier und da wie ein verlorenes Goldkorn durch die dürre Spreu zuweilen eine Spur von Spielhagen's geistvoller Diction hindurchleuchtet. Philisterhafte Nüchternheit ist der Grundzug dieses Dramas. Dennoch ist bei den jetzt herrschenden Anschauungen über den Werth eines Bühnenstücks die Möglichkeit nicht ausgeschlossen, daß auch der „Erbe von Grenwitz" zur Aufführung gelangt. Die wahrhafte Kritik kann sich dagegen nur einfach ablehnend verhalten.

Ein fast durchweg aus Sensationsmotiven und grellen Effecten mit großem Geschick dramatisirter Roman ist:

4. Louvois. Schauspiel in fünf Acten von Moritz Loebel. Wien, Wallishausser. 1879. 12. 3 M.

Frau von Maintenon hat die Frucht eines heimlichen Liebesverhältnisses, einen Sohn, dessen Vater in den Schleier des Geheimnisses verhüllt bleibt, einer mit ihr gleichzeitig entbundenen Jugendfreundin anvertraut, einer Gräfin Lavernie, die das große Opfer bringt, das anvertraute Kind als Zwillingsbruder des eigenen Sohnes aufzuziehen und nach dem Tode desselben in dessen Rechte treten zu lassen, da sich die Maintenon seltsamerweise um das Schicksal ihres Kindes nicht bekümmert. Eine gleiche Frucht heimlicher verbotener Liebe zu der Frau eines Holländers van Graaft besitzt der allmächtige Minister Ludwig's XIV., Louvois, und zwar eine Tochter, die er als ein Fräulein von Savières erziehen läßt und zur Nonne bestimmt hat. Zwischen dieser Tochter Louvois' und dem Sohne der Maintenon hat sich ein Liebesverhältniß entsponnen, das in den Mittelpunkt des Dramas gerückt ist und die Bewegung desselben leitet. Dabei kommt es zu den seltsamsten und abenteuerlichsten Verwickelungen. Das Grundmotiv ist allerdings moralisch anrüchig und tritt bei dem Drama in aller seiner Splitternacktheit in den Vordergrund, aber der Verfasser dieses „Louvois" hegt so wenig Scrupel wie der Held seines Schauspiels. Während sich die Kinder lieben, führen Louvois und die Maintenon um die Herrschaft über Ludwig XIV. einen erbitterten Kampf, dessen Wage wechselnd hinüber- und herüberschwankt. Beide bieten alle Intriguen auf und schrecken vor keinem Mittel zurück, was zum Ziel führen kann, wie verwerflich es auch immer sei. Die Gräfin von Lavernie ruft die Mutterschaft der Maintenon für ihren Sohn an, um diesen zu retten, und nur der plötzlich eintretende Tod Louvois' befreien Mutter und Sohn vor Schande und Verderben und führen die Liebenden und die Maintenon zum ersehnten Ziel. Der Verfasser hat dasselbe pathologische Motiv für seinen Zweck verwendet, was Brachvogel in seinem „Narciß" die Katastrophe beschleunigen läßt: ein Schlagfluß führt hier wie dort die Erlösung herbei. Effect ist auf Effect gehäuft, ohne einen eigentlich tragischen Eindruck hervorzurufen, zu rühren oder zu erschüttern. Wie viel von der Erfindung und dem Inhalt des Maquet'schen Romans, nach welchem dieses Schauspiel verfaßt worden ist, in dasselbe übergegangen, vermag ich nicht zu sagen, da mir der Roman fremd ist. Die dramatische Mache ist, wie schon bemerkt, eine sehr geschickte, wenn auch dies ganze verworrene Gewebe kein Schauspiel zu nennen ist, sondern im besten Falle den Eindruck eines Intriguenstücks macht. Zum Drama fehlen in erster Reihe seelische Vertiefung und psychologische Entwickelung der Charaktere, eigentliches dramatisches Leben und vor allen Dingen eine gute Dosis Poesie, ohne welche jedes Drama eine Blume ohne Duft ist. In diesem „Louvois" ist alles von vornherein fertig, überraschend aneinander geknüpft; da gibt es keine seelische Entfaltung verschlossener Herzen, weht kein lösender Hauch über ein verhärtetes Gemüth, sondern es wird gelauscht, gespäht, und immer ist ein deus ex machina vorhanden, der die Spannung erhöht und den Effect hervorruft. So geht es vom Anfang bis zum Schluß. Das Stück wird seine Bühnenwirksamkeit nirgends versagen; es bekundet eine geübte dramatische Hand, aber es ist im besten und eigentlichsten Sinne des Worts nur ein dramatisirter Roman, doch kein Schauspiel.

Auch ein Versuch und nicht gerade ein gelungener ist:

5. Herzog und Schöppenmeister. Tragödie in fünf Acten von M. Böheimb. Breslau, Trewendt. 1881. 16. 1 M. 50 Pf.

Dem Verfasser sind weder Poesie noch Talent für das Drama abzusprechen, aber auch er befindet sich auf diesem Gebiet noch im Stadium der Schülerschaft. In der vorliegenden Tragödie ist alles noch unklar, unsicher, unreif zu nennen, wenn sie auch einzelne Schönheiten und gelungene Scenen aufzuweisen hat. Auch gehört der für die dramatische Bearbeitung gewählte Vorwurf nicht zu den glücklichen. Die Rothepisode trägt ein zu düsteres und doch dabei nüchternes Colorit und hat einen zu localen Charakter. Aber da das Stück eben nur eine Versuchsarbeit zu nennen ist, die eine Verlebendigung durch die Bühne kaum erfahren dürfte, so ließe man es gelten, wenn es nur dem Markt der Oeffentlichkeit fern geblieben wäre.

Eine geistreiche dramatische Skizze ist:

6. Don Juan's letztes Liebesabentener. Drama in zwei Acten von Alfred Friedmann. Leipzig, Reißner. 1881. 16. 2 M.

Friedmann's „Don Juan" hat allerdings wenig Aehnlichkeit mit allen bereits vorhandenen Don Juans, obgleich er auf den Mozart'schen hindeutet, der jedoch durch dieses „letzte Abentener" auch keine Ergänzung erhält. Aus dem dummpfiffigen Leporello Mozart's ist ein philosophisch angehauchter Mephistopheles geworden, der je nach dem den Skeptiker oder Freigeist seinem Herrn gegenüber herauskehrt. Don Juan's Sehnsucht nach Genuß und Liebe hat einen halb hypochondrischen, halb weltschmerzlichen Anstrich; aber der verstockte Sünder steckt noch so tief in ihm, daß er bei der leisesten Anregung in die Erscheinung tritt und selbst ein Gebilde aus Aether und Sonnenglanz geformt, ein Weib von außergewöhnlicher Schönheit, doch ohne Fleisch und Blut, wie Ines, noch dazu das Weib

seines leiblichen Bruders, weder achtet noch schont, sondern es seiner erwachenden Gier, dem glühenden Drange ungezügelten Verlangens opfert mitsammt ihrem Kinde. Diese Scene hat etwas geradezu Abstoßendes. Man erwartet ganz anderes in diesem Drama zu finden, als es wirklich bietet: eine Entsühnung Don Juan's durch die Liebe; aber Sünder dieser Art kann selbst der sterbenden Ines Verzeihung nicht bessern und zur Reue zwingen, wenigstens bleibt der Zweifel daran offen. Der Titel „Don Juan's letztes Liebesabenteuer" wird nicht durch den Inhalt des Dramas gerechtfertigt. Wer würde einem solchen gewissenlosen Sünder Glauben schenken, wenn er auch schließlich in einem Anfalle von Zerknirschung ausruft:

Unstet und flüchtig werde ich sein, wie einer, der das einzig Göttliche auf Erden, die Liebe, betrachtet als ein Spielzeug. Für mich hat sie keinen Werth mehr, seit ihre schönste Wohnung (auf die todte Ines deutend) zerbrochen! Komm, Leporello, eine Wallfahrt nach ....

Selbst Leporello schenkt ihm keinen Glauben, indem er den Satz bezeichnend genug ergänzt: „dem Hörselberg!" Also zu der „schönen Teufelinne". Darin ist noch eine Fülle von ähnlichen Abenteuern wie dieses sogenannte letzte enthalten. Mit der Aufführung dieser dramatischen Improvisation kann es kaum ernst gemeint sein, denn es fehlt das eigentlich fesselnde Moment; sie ist besonders in ihrer ersten Hälfte zu handlungsleer. Der Zuschauer würde unbefriedigt bleiben, während dem Leser das geistreiche Geplauder, dem es nicht an Poesie fehlt, Unterhaltung gewährt.

Ein mit dem von der königlichen Generalintendanz des münchener Hoftheaters ausgesetzten Preise gekröntes Stück ist:

7. Neue Verträge. Lustspiel in vier Acten von Friedrich Gustav Triesch. Wien, Rosner. 1880. 8. 3 M.

Es würde genügen, das von der Beurtheilungscommission über dieses Lustspiel gefällte Urtheil einfach wiederzugeben, das zwar ziemlich kurz und bündig, aber dennoch vollkommen zutreffend ist. Das Lustspiel enthält in der That viel Lobenswerthes, und seine Mängel und Schwächen werden durch seine Vorzüge aufgewogen, wenn es sich auch immer noch zu viel in den ausgefahrenen Gleisen bewegt. Das Hauptmotiv ist ziemlich dürftig und im allgemeinen zu interesselos, bedarf also vielen Beiwerks, um die Aufmerksamkeit des Publikums zu erregen und vier Acte lang zu fesseln. Auch ist die Porträtirung der Wirklichkeit ein wenig zu treu, zu realistisch. Manchem der Personenporträts würde eine kleine ideale Retouche sehr von Nutzen sein, sie wäre besonders einigen der Damen zu wünschen. Ein Mann mit den guten Charaktereigenschaften und dem hohen Bildungsgrade Max Conrad's muß doch tiefes Gefühl genug besitzen, um Vertrauen zu dem Gegenstande seiner Liebe zu haben und sich nicht so leicht täuschen zu lassen. Wer aus einem leichten Misverständniß Untreue liest, mit dessen eigener Neigung kann es nicht weit her sein. Allerdings hätte der Verfasser die Baronesse Pauline mit etwas tieferm Gemüthsfonds und weniger Oberflächlichkeit ausstatten sollen; denn auch das Lustspiel verlangt seelische Vertiefung der Charaktere. Indeß ist das Stück im großen und ganzen zu den bessern seiner Gattung zu zählen. Den Dichter beseelt ein edles Streben nach den höchstgesteckten Zielen der dramatischen Dichtkunst, was volle Anerkennung verdient. Zu den Hauptvorzügen des Stücks gehören der gewandte scharfpointirte Dialog und der leichte und rasche Gang der Handlung. Auch die dramatische Mache ist eine geschickte zu nennen. Die „Neuen Verträge" dürften demnach eine willkommene Gabe für das Repertoire der deutschen Bühne sein.

Das Werk eines Poeten von Gottes Gnaden, eines Meisters von Ruf und Rang ist:

8. Die Weiber von Schorndorf. Historisches Schauspiel in vier Acten von Paul Heyse. Berlin, Hertz. 1881. 8. 2 M. 60 Pf.

Einem so bewährten Dichter wie Paul Heyse gegenüber, dessen Stirn längst wohlverdiente Ruhmeskränze schmücken, der zu den hervorragenden Zierden der deutschen Dichterinnung gehört, einem solchen Manne gegenüber, der die Periode heißer Kämpfe hinter sich hat, bleibt der Kritik eigentlich nur die Aufgabe, freudig anzuerkennen und achtungsvoll zurückzutreten. Durch wohlfeilen Tadel an Kunstwerken von Meisterhand einen wahrlich nicht beneidenswerthen Ruhm erwerben zu wollen, ist eine unwürdige Handlung. Und ein Kunstwerk von Meisterhand ist auch Paul Heyse's Schauspiel „Die Weiber von Schorndorf". Hier haben wir im besten und wahren Sinne des Worts ein Lustspiel. Selbst der Ernst der Sache vermag die Lustspielmotive nicht in Schauspielmotive umzuwandeln. Wer könnte bei dieser köstlichen Rathssitzung, der Gefangenhaltung und Vergewaltigung der Herren des Raths durch die commandirenden und mit Helm und Spieß bewehrten wachehaltenden Frauen, mit ihren Anwandlungen von Furcht und Reue, ernst bleiben? Der vierte Act nimmt zwar einen kurzen tragischen Anlauf, doch lenkt er bald wieder in die Bahn, die zu allseitiger Versöhnung und Friede und Freude führt. Die Charaktere sind durchweg frisch und naturwahr gezeichnet, mit einer leisen realistischen Neigung; das schöne, farbensatte dramatische Gesammtbild macht einen herzerquickenden Eindruck. Was den poetischen Werth des Werks, seine geistvolle Diction, den raschen Gang seiner Handlung betrifft, so verweisen wir einfach auf das Handzeichen des Meisters, der es geschaffen.

Ohne Zweifel bilden die „Weiber von Schorndorf" eine werthvolle Bereicherung des Repertoire der deutschen Bühne.

Karl Uffel.

Biographisches.

1. Maria Stuart. Nach den neuesten Forschungen dargestellt von Theodor Opitz. Freiburg i. Br., Herder. 1879. 8. 4 M. 50 Pf.

Zwei Gesichtsfelder liebt die heutige gelehrte Welt aus dem Leben berühmter Menschen einander gegenüberzustellen: das Bild derselben im Lichte der Dichtung, das andere im Lichte der Geschichte. Keine Persönlichkeit, so weit auch ihr Ursprung zurückdatirt, ob von den Versen Homer's verherrlicht oder durch die Begeisterung neuerer Dichter auf das Piedestal des Ruhms oder tugendhafter Größe erhoben, bleibt von der kritischen Sonde verschont. Was der Sänger zu den Sternen erhob, zieht der kritische Geist zur irdischen Atmosphäre herab, stellt es sich gleich und gestattet nur nach strenger Prüfung, daß es erhabener sei als das Alltägliche ringsum. Es bleibt ein Charakterzug unserer Zeit, daß sie den Nimbus, der sich verdient oder unverdient um das Haupt hervorragender Persönlichkeiten legte, zu verdunkeln strebt: ob mit Grund oder Ungrund, das ist die Frage. So gibt es unter anderm keine von der Dichtung höher idealisirte, von der einseitigen Geschichtschreibung mehr geschmähte Gestalt als die Maria Stuart's, des Opfers der religiösen und politischen Wirren der zwei mächtigen Reiche Frankreich und England zur Zeit der Reformation, hinter denen Rom die Fäden des Dramas in der selbstsüchtigen Hand hielt.

Die Einzelheiten aus dem Leben der schottischen Königin von der Zeit an, da sie als die Urnichte Heinrich's VIII. von England und als die Nichte der französischen Familie der Guise zu Linlithgow das Licht dieser Welt erblickte, bis zu dem Moment, da sie ihr unglückliches Haupt im Schlosse zu Fotheringhay auf den Block legte, sind in den Aeußerlichkeiten vollständig erkannt. Die Forscher sorgten von frühester Zeit an dafür, daß alle bezüglichen Vorgänge vom grellen Tageslichte beschienen wurden. Was aber hinter jenen Aeußerlichkeiten vorging, die Motive, die Triebfedern, die geheimen Bestrebungen, die Intriguen, die aus Zeit und Charaktereigenschaften resultirenden Nothwendigkeiten, dies alles mußte in ein Dunkel gehüllt bleiben, das zu lichten der Geschichtsforschung wol nimmer völlig gelingen dürfte. Nur das Auge, das alles durchdringt, kann die Fäden auch in ihren verschlungensten Gängen verfolgen und entwirren: der Mensch vermag es nicht.

Miguet's „Histoire de Marie Stuart" war ein imponirendes Meisterstück, das heute noch bei allen, die sich für streng historische Darstellung interessiren, maßgebend ist. Der französische Geschichtschreiber behandelte, wie aus seinem ganzen Werke klar hervorgeht, das Object seiner Forschung mit einer gewissen scheuen Ehrfurcht; er erwies ihm einen zarten Cultus, er bedeckte dessen Schwächen und Fehler mit schonender Hand. Aber seine Arbeit gehört noch einer Zeit an, welche das Bild Maria's unter allen Umständen mit grellen Schlagschatten versehen wissen wollte. Bei ihm steht noch neben der bezaubernden Anmuth reizendster Weiblichkeit und edelster Bildung die intriguante Katholikin, die Theilhaberin am Morde ihres Gemahls Darnley, die freiwillige Gattin seines Mörders Bothwell. Und doch stützt sich Mignet, wie er im Eingang seines Werks sagt, auf neue authentische Documente, die ein helleres Licht über das Ganze verbreiten sollen.

Indessen sind Jahrzehnte vergangen und die Geschichtsforschung blieb nicht müßig. Es zeigte sich, daß die Darstellungen Mignet's gerade in entscheidenden Punkten unhaltbar wurden. Mehr oder minder berufene Federn, wie Agnes Strickland, Froude, Burton, Hosack, M'Neel Caird, Wiesener, Gauthier, Chantelauze, bereicherten die Geschichte mit neuen Daten und neuerdings aufgefundenen Beweisstücken; Professor Gädeke zu Heidelberg schrieb eine deutsche Biographie Maria Stuart's (Heidelberg, 1879). Aber sie sämmtlich stehen auf dem Parteistandpunkte, für sie gibt es nur ein absolutes pro oder contra: das objective Mittelglied fehlt. Während die erstern, mit Ausnahme Froude's, in Maria nur edle Eigenschaften erkennen, wenn sie auch der Zeit und den Umständen Rechnung tragen, stellt sich Gädeke auf seiten Froude's, wenn er auch wünscht, daß der Panegyriker des edeln und fleckenlosen Murray zuweilen minder ungestüm in der Verfolgung der „Pantherin" sei, und setzt seine Hoffnung auf die „bisher wenig ausgebeutete Correspondenz der Gegner und Ankläger Maria Stuart's in Schottland", das heißt also der an den blutigen Ereignissen betheiligten Lords. Eine solche Sprechweise, eine solche Verfahrungsart scheint uns nicht das Merkmal objectiver Geschichtschreibung zu sein, und Zweifel an der bedingungslosen Echtheit beigebrachter Documente sind wol gestattet.

Theodor Opitz stützte sich bei Abfassung des vorliegenden Werks auf die seit Labanow veröffentlichten Documente sowie auf die Arbeiten der angeführten Autoren; doch führt er die Geschichte Maria's nur bis zum Schluß der Conferenzen von Westminster (1569), da er der Ansicht ist, der erste Theil ihres Lebens bedürfe weit mehr einer unbefangenen Darstellung als der zweite. Ein zweiter Band könne, wenn das Buch gut aufgenommen werde, folgen. Dabei gibt er sich der Erwartung hin, der Leser werde im Resultate seiner Studien die Ereignisse, ihre Ursachen und Wirkungen einfach und klar dargestellt, die handelnden Personen genügend charakterisirt und gerecht beurtheilt finden. Wie weit diese Erwartung zur Thatsache werden kann, soll in wenigen Zügen näher untersucht werden.

Daß Opitz auf seiten der vielgeschmähten Schottenkönigin steht, die er mit dem Schilde ruhiger Objectivität zu decken sucht, dürfte aus seiner Gegnerschaft Froude's und Gädeke's unzweifelhaft hervorgehen, und auch im Verlaufe

der Schilderung aller einschlägigen Verhältnisse behält er diese Ruhe und Objectivität vollkommen bei. Dies ist der Grund, weshalb sein Werk für den Leser nur ein bedingtes Interesse bieten kann, es ist und bleibt nur für den Gelehrten, den Forscher von Wichtigkeit. Für diesen ist es aber eine rechte Fundgrube mit äußerster Sorgfalt gesammelter und combinirter historischer Thatsachen und Daten, für deren Mittheilung dem Verfasser Dank gebührt.

Die drei hauptsächlichsten Punkte, deren endgültige Feststellung bei der Geschichte Maria Stuart's überhaupt in Frage kommt, sind: 1) Wie weit und in welchem Maße war Maria das bewußte Werkzeug jener auf das von Rom abtrünnig gewordene Schottland gerichteten katholisirenden Plane Frankreichs und der Curie? 2) Welcher Antheil ist ihr an der Ermordung Darnley's mit Recht zuzuschreiben? 3) Wie läßt sich psychologisch und geschichtlich erklären, daß Maria zehn Wochen nach jenem Morde (9. Februar bis 15. Mai 1567) dem Mörder Bothwell als Gemahlin die Hand reichen konnte?

Die erste dieser drei Fragen mußte für Opitz trotz aller Combinationsgabe eine nahezu ungelöste bleiben. Würde der Vatican dem Geschichtsforscher seine Archive ohne Rückhalt öffnen, oder wären durch den Sturm der Französischen Revolution nicht so viele unwiederbringlich verlorene Documente vernichtet worden, so ließe sich hoffen, daß auch darüber einstmals Klarheit verbreitet werden könne: die englischen Archive vermögen nur Andeutungen zu gewähren, die Gewißheit bleibt ausgeschlossen. Die beiden andern Fragen konnten es demnach nur sein, denen Opitz seine ganze kritische Kraft widmete, und aus seinen Forschungen geht denn auch mit Klarheit hervor, daß Maria Stuart an der Ermordung ihres königlichen Gemahls unschuldig war, daß sie ferner zu der Heirath mit Bothwell durch die Umtriebe dieses an dem Morde Darnley's schuldigen schottischen Grafen im Schlosse Dunbar, wo sie dessen Gefangene war, gezwungen wurde, nachdem sie seine freie Bewerbung um ihre Hand abgewiesen hatte.

Hierin gipfelt das Verdienst des Werks von Opitz, und es gelingt ihm, durch Anführung unbestrittener Thatsachen und zufolge scharfsinniger Deductionen den unparteiischen Geschichtsforscher für seine Behauptungen zu gewinnen. Wir sagen „zu gewinnen", nicht „zu überzeugen", denn dies kann nur die Folge neuer Forschungen auf Grund der Opitz'schen Angaben sein. Jedenfalls ist aber hier eine neue Anregung geboten, wie sie unsere im ganzen nicht ungerechte Zeit zur Richtigstellung dunkler Begebenheiten bedarf. Wir möchten behaupten, daß es nur allein der deutschen Geschichtsforschung vorbehalten ist, hierin das Dunkel zu lichten und den Weizen von der Spreu zu sondern. Und sollte es auch nie gelingen, das Bild Maria Stuart's von all dem Staub und Schmuz zu reinigen, den jahrhundertelanger Haß und heißhungerige Verleumdung darauf häuften, so mögen doch nach und nach lichtere Stellen hervortreten, welche uns das Gemälde werthvoller erscheinen lassen. Es bleibt ja überhaupt für den Menschenkenner ein noch ungelöstes Räthsel, daß sich bei einer historischen Gestalt wie der der schottischen Maria bis auf den heutigen Tag zwei so entgegengesetzte und sich geradezu widersprechende Meinungen lebendig erhalten konnten.

2. Berühmte Männer Berlins und ihre Wohnstätten. III. Die Kriegshelden Friedrich's des Großen. Nach urkundlichen Quellen bearbeitet von Ferdinand Meyer. Berlin, Weile. Gr. 8. 2 M. 25 Pf.

Das dritte Bändchen von Ferdinand Meyer's „Berühmte Männer Berlins und ihre Wohnstätten" enthält die Lebensbeschreibungen von fünf Kriegergestalten aus der Zeit Friedrich's des Großen und seiner Kriege mit Oesterreich um den Besitz von Schlesien. Es sind: Hans Joachim von Zieten, Graf von Schwerin, Jakob von Keith, Hans Karl von Winterfeldt und Ewald Christian von Kleist.

Es möchte gewagt oder überflüssig erscheinen, sagt der Verfasser in seiner Vorrede zu diesem Bändchen, im engbegrenzten Rahmen ein Lebensbild der berühmten Kriegshelden Friedrich's des Großen zu entrollen, deren jeder in umfangreicherer Weise seinen Biographen bereits gefunden. Dennoch habe er, zur Vervollständigung des Werks und in Ergänzung manches bisher noch Unbekannten, die Skizze zu einer Gruppe jener Männer entworfen, die in der Eigenartigkeit ihrer Erscheinung als Diplomaten und Feldherren, als Krieger und Dichter um den „Einzigen" des Jahrhunderts sich vereinigen — einer Gruppe, wie sie zum andern male auf der Bildfläche der Geschichte kaum wieder erscheint: jeder einzelne ein nachahmenswürdiges Beispiel von der wahren Größe eines Kriegers! Berlin könne freilich nur einen Theil jener Heldengestalten für sich beanspruchen, und selbst von diesen mußten einige als Berliner (?!) gewissermaßen erst adoptirt werden. Das Schlachtfeld sei ihre eigentliche Heimat gewesen, das Feld des Ruhms und der Ehre, auf dem der blutgetränkte Lorber die bleiche Stirn dieser (unserer!) gefallenen Helden umwand — bis auf einen. Ihn, den volksthümlichsten von allen (nämlich Zieten), läßt er daher vorangehen.

Es ist wol nicht nöthig, hier auf die Lebensbilder der genannten Kriegshelden des Weitern einzugehen; denn der Verfasser hat nur zu sehr recht, wenn er sagt, daß jeder derselben in umfangreicherer und, setzen wir hinzu, in erschöpfenderer Weise seinen, oder besser gesagt, seine Biographen bereits gefunden hat. Auch nicht aus den Werken dieser Biographen allein kennt man die Einzelheiten über Lebensgang, Thaten und Tod jener Männer; sie sind vielmehr in die Geschichtsannalen jener denkwürdigen Zeiten tief eingegraben und haben von da ihren Weg gefunden in so manches deutsche Lesebuch der mittlern und höhern Schulen Preußens und ganz Deutschlands, als leuchtende Vorbilder für die aufwachsende Generation.

Was daher der Verfasser an bisher Unbekanntem ergänzen konnte und wodurch er sein Werkchen vervollständigte, kann sich einzig und allein nur auf die Wohnstätten

beziehen, welche der eine oder andere dieser Männer in Berlin, weil in der unmittelbaren Umgebung seines königlichen Kriegsherrn, vorübergehend oder auf längere Zeit innehatte. Sind damit andere Momente aus deren Leben und Thaten gemeint, so war es offenbar ein Fehler Meyer's, daß er weder auf diese Ergänzung des Unbekannten noch auf das hinwies, wodurch sein Werkchen vervollständigt wurde, und daß er die Quellen nicht angab, aus denen er zu schöpfen Gelegenheit hatte. Dies aber ist nirgends geschehen.

So stimmt auch die Titelangabe „Die Kriegshelden Friedrich's des Großen" nicht mit dem Inhalt überein, da nur die Skizze zu einer Gruppe derselben entworfen wird. Noch viel weniger gerechtfertigt dürfte es jedoch erscheinen, daß diese genannten Männer überhaupt als „Männer Berlins" bezeichnet werden. Wie bereits oben angedeutet, sind Namen wie die Zieten's, Schwerin's, Keith's, Winterfeldt's und selbst Kleist's so innig mit den Ereignissen der schlesischen Kriege, des Siebenjährigen Kriegs und mit dem Leben Friedrich's des Großen verknüpft, daß sie unmöglich ein einzelner Ort als die Seinigen beanspruchen kann, und wäre dieser Ort selbst die Reichshauptstadt Berlin, in deren Mauern die Denkmäler aus jener für Preußens und Deutschlands Größe so überaus wichtigen Epoche sich erheben. Es ist ja rühmend anzuerkennen, wenn der Gemeinsinn einer Stadt die in ihrem Weichbilde gelegenen einstmaligen Wohnstätten solcher und ähnlicher hervorragender Männer als Erinnerungszeichen ihres häuslichen Lebens hochhält, wenn er sie mit Gedenktafeln ziert, woraus auch der Fremde ersieht, wie groß die Pietät der Nachwelt ist für seine Heroen der Kunst, der Wissenschaft und des Kriegshandwerks. Sie aber aus diesem Grunde als Eigenthum zu beanspruchen, ist das Zeichen eines latenten Particularismus, wie ihn nach den glorreichen Jahren 1870 und 1871 Deutschland nicht mehr kennen sollte.

Von diesem allen abgesehen, ist jedoch das vorliegende Werkchen Ferdinand Meyer's sicher aus der edelsten Absicht entsprungen, und alles, was darin gesagt und geboten ist, verdient, namentlich in Bezug auf die Wohnstätten jener Kriegshelden, alle Anerkennung und Empfehlung.

Ferdinand Moesch.

Feuilleton.

Ausländische Literatur.

Einen neuen Versuch, die alte Streitfrage zwischen Glauben und Wissenschaft endgültig zu lösen, hat J. B. L. Décés in „Science et Vérité" gemacht. Das Buch ist in Dialogform geschrieben, und es haftet auch ihm die Schwäche an, woran diese Form fast stets leidet, daß dem Gegner nämlich meist nur solche Sätze in den Mund gelegt werden, die leicht zu widerlegen sind.

— Ueber „Souvenirs intimes de H. Heine" von der Prinzessin Della-Rocca lassen wir, nach allen Verunglimpfungen, die in der jüngsten Zeit, auch früher von Carlyle, wie uns wenigstens Althaus erst kürzlich in seinen Reminiscenzen erzählt hat, auf den Dichter gehäuft worden sind, die „Saturday Review" selbst reden: „Wenn man irgendjemand für würdig halten kann, in der hübschen Reihe kleiner Quartbändchen auf gutem Papier, mit breitem Rande zu figuriren, die Herr Calman-Levy veranstaltet hat, so ist es Heine. Dieser Mann, den zwei große Nationen sich streitig machen — indem die eine angibt, er sei ein Deutscher, der sich nach Frankreich, die andere, er sei ein Franzose, der sich nach Deutschland verirrt habe —, den ganz Europa bewundert und in welchem Kritiker, die nicht unfähig sind zu entscheiden, den größten Literaten des 19. Jahrhunderts erblicken, kann nicht zu ausführlich von der Kritik und der Biographie beleuchtet werden. Die Erinnerungen seiner Nichte, der Fürstin Della-Rocca, sind sehr anspruchsloser Art, aber voll interessanter persönlicher Einzelheiten."

Dasselbe Blatt spricht sich mit Recht entschieden ungünstig über „Histoire d'une Parisienne" von Octave Feuillet aus, das wol jedem urtheilsfähigen Leser den Ausruf entlocken mußte: Armes Frankreich! wenn das deine Sittenverbesserer sind, dann steht es schlimm um dich.

Theater und Musik.

Die neue Saison wird eröffnet mit verschiedenen Lust- und Schauspielen aus jenem Kreise dramatischer Production, welche gegenwärtig vorzugsweise die Bühnen beherrscht. Am berliner Wallner-Theater gingen G. von Moser's „Kalte Seelen" in Scene. Das Stück ist nicht neu, aber es ist von dem Autor neu bearbeitet worden, da es in seiner ersten Gestalt keinen rechten Erfolg hatte und die Aufnahme zu sehr in Einklang mit dem Titel blieb. Am Wallner-Theater, der Heimstätte Moser'scher Erfolge, fand es lebhaften Anklang. Ein Theil der berliner Kritik rühmt die Feile, die dem Dialog zutheil geworden, sodaß er jetzt distinguirter erscheint als in manchen andern Stücken des Autors; ein anderer Theil der Kritiker findet aber, daß das Stück doch zu viel wohlfeile Späße enthält. Das Agens des Lustspiels ist eine geistvolle Witwe, welche zwei „kalte Seelen" erwärmt, sodaß sie sich in Hymens Joch beugen, während die Witwe selbst einem Dritten zu eigen wird.

Am Residenztheater zu Berlin ging H. Herrig's Schauspiel „Der Ingenieur", welches von der frankfurter Preiscommission einer auszeichnenden Erwähnung würdig befunden wurde, in Scene. Nach dem Titel würde man glauben müssen, daß die neueste Technik den Hintergrund der Handlung bilde; doch der Held hat nur zufällig den Lebensberuf des Ingenieurs ergriffen; das ist auf das Stück selbst ohne Einfluß; freilich bringt er einige aus dem Gleis gekommene Lebensläufe wieder in die rechte Bahn und räumt besonders einen Adelichen aus dem Wege, der als die bête noire des Stücks erscheint. Einzelne Züge und Scenen darin zeugen indeß von dramatischem Talent; nur die alte Geschichte, die da plötzlich ausgegraben wird, hat einen stark novellistischen Beigeschmack.

In Leipzig wurde das Lustspiel „Aus der Zeitungswelt" von Ferdinand Groß und Johannes Nordau mit einem im ganzen freundlichen Erfolg gegeben. Beide Autoren, als Novelliſten und Feuilletonisten wohl bekannt, zeigen sich auf der Bühne noch nicht recht heimisch, namentlich was die

Schlingung der Intrigue betrifft. So ist der erste Act nur ein aufgeblättertes photographisches Album von Journalistenköpfen, die mit scharfer Silhouettenschere ausgeschnitten sind. Die Haupthandlung hat einen fast criminellen Beigeschmack; auf einen der Helden, den Bankier Holding, stürmen plötzlich Antecedentien ein, die er längst begraben glaubte und welche die rührige Journalistik wieder ans Licht fördert; er muß sich von seiner bedrohlichen Vergangenheit freikaufen durch seinen Rücktritt von der Candidatur zum Abgeordneten und durch seinen Segen, den er der Liebe seines Sohns zu einer Schauspielerin gibt. Diese Liebe müßte mehr in den Vordergrund treten; doch der bunte Jahrmarkt des Journalismus mit seinen komischen Genrebildern und Genrebildchen, unter denen sich manches ergötzliche und anmuthende befindet, ließ den Autoren für eine organische Entwickelung der Haupthandlung nicht Platz genug übrig.

Ein Einacter, die Plauderei von Maximilian Bern: „Meine geschiedene Frau", ebenfalls in Leipzig aufgeführt, zeugt von dem keineswegs unglücklichen Streben des jungen Journalisten, den Vorbildern von Alfred de Musset und Octave Feuillet, was Feinheit des Dialogs und psychologische Gliederung der Handlung betrifft, in einer deutschen Causerie nachzueifern.

Aus der Schriftstellerwelt.

Am 9. September starb in Zehlendorf bei Berlin hochbetagt Christian Friedrich Scherenberg, der Dichter von „Waterloo" und „Leuthen". Am 5. Mai 1798 in Stettin geboren, besuchte er das Gymnasium seiner Vaterstadt, wurde aber früh durch seine Neigung für theatralische Schaustellungen und Leistungen von seinem Studium abgezogen. Pius Alexander Wolff empfahl ihn an das Theater in Magdeburg; doch scheint sein Talent mit seiner Neigung nicht Schritt gehalten zu haben. Er verließ die Bühne bald wieder und ergab sich kaufmännischen Speculationen, durch die er sein unbedeutendes väterliches Vermögen gänzlich einbüßte. Später, im Jahre 1837, erhielt er eine kleine Anstellung im Kriegsministerium. Der untergeordnete Beamte sollte erst etwa ein Jahrzehnt später aus seinem Dunkel auftauchen. Ein im Jahre 1845 erschienener Band „Gedichte" blieb in jener Zeit politischer Aufregung unbeachtet: erst als 1849 Scherenberg's Dichtung „Waterloo" erschien, wurde er der Mann des Tags und hielt sich während der Reactionsepoche der funfziger Jahre auf dieser Höhe, obschon seine spätern Dichtungen: „Ligny", „Leuthen", „Abukir", „Hohenfriedberg", doch allzu sehr auf denselben Ton gestimmt waren und bei einzelnen prächtigen Zügen zu viel stilistisch Zerhacktes und Geschmackloses zur Schau trugen. „Waterloo" ist jedenfalls ein Schlachtgemälde, das von origineller Dichterkraft und mächtigem Schwung, der indeß nie über die Schranken der Anschaulichkeit hinwegsetzt, Zeugniß ablegt. Das Aufsehen, das die Dichtung machte, wird aber auch durch die damalige Zeitlage begreiflich. Der politischen Dichtung war nach der Niederwerfung der revolutionären Bewegung der Athem ausgegangen: an die Stelle der rhetorischen Losung mußte das anschauliche Bild treten. Auf dem Gebiete der politischen Stürmer und Dränger selbst zeigte sich bei Freiligrath diese Wendung. Scherenberg war ein Meister der Schlachtendarstellung, ein deutscher Horace Vernet. König Friedrich Wilhelm IV., der selbst in Herwegh's feindlichen Ergüssen das dichterische Talent erkannte, begeisterte sich für Scherenberg; die Kritik, namentlich Ernst Kossak, hob die glänzenden Vorzüge der Scherenberg'schen Schilderungen, die kühne Bildlichkeit des Ausdrucks hervor. Kurz, Scherenberg war der gefeierte Dichter der preußischen Reactionsepoche; aber er war nie ein Dichter der preußischen Reaction, sondern nur ein unbefangener patriotischer Poet mit Sinn für das geschichtlich Große und das glänzende militärische Tableau.

— Das hamburger Lessing-Denkmal wurde am 8. September auf dem Gänsemarkt vor einer großen Menschenmenge enthüllt. Professor Schaper, der Bildhauer, hat ein treffliches lebensvolles Werk geschaffen. In einer längern Rede beleuchtete Pastor Spörri Lessing als Mensch, Dichter und Kritiker. Von den Weiheworten, mit denen der Bürgermeister Dr. Kirchenpauer als Vorsitzender des Lessing-Comité das Denkmal übergab, führen wir die Schlußworte an: „Dort stand zu Lessing's Zeit das Schauspielhaus, in welchem damals das Ideal eines deutschen Nationaltheaters verwirklicht werden sollte. Dorthin waren damals, dorthin sind auch heute Lessing's Blicke gerichtet. Und sitzend hat ihn der Künstler dargestellt. Lessing, der rastlos bewegliche, der alles bewegende — Lessing sitzend! Aber, verehrte Anwesende, dieses Sitzen ist kein Ruhen. Es ist Bewegung überall, Bewegung in den kräftigen Zügen des Antlitzes, Bewegung in der ganzen Haltung. Es ist, als werde im nächsten Augenblick die Gestalt sich erheben, als wolle der Geist, der einst in diesem Körper war, sich neu beleben. Er blickt, des Siegs bewußt, auf uns herab. Er hat redlich gesucht und geforscht nach dem Wahren, nach dem Schönen; er will verkünden, was er fand; er will die Wahrheit uns enthüllen, und die Hülle fällt!"

Bibliographie.

Beelte, C., Thangmar. Sein Leben und Beurteilung seiner Vita Bernwardi. Hildesheim, Lax. 4. 75 Pf.

Internationale wissenschaftliche Bibliothek. 50ster Bd.: Der Selbstmord. Ein Kapitel aus der Moralstatistik. Von H. Morselli. Mit 1 lithographirten Karte. Autorisirte Ausgabe. Leipzig, Brockhaus. 8. 6 M.

Bird, Isabella L., Leben einer Dame in den Felsengebirgen. Aus dem Englischen. Berlin, Janke. 1882. 8. 5 M.

Delitzsch, F., Wo lag das Paradies? Eine biblisch-assyriologische Studie. Mit zahlreichen assyriologischen Beiträgen zur biblischen Länder- und Völkerkunde und einer Karte Babyloniens. Leipzig, Hinrichs. Gr. 8. 20 M.

Flügel, O., Die spekulative Theologie der Gegenwart kritisch beleuchtet. Köthen, Schulze. Gr. 8. 6 M.

Grütter, F., Aus Wald und Haide. Gedichte. Hannover, Weichelt. 8. 1 M. 50 Pf.

Hensel, S., Die Familie Mendelssohn. 1729–1847. Nach Briefen und Tagebüchern. Mit 8 Portraits, gezeichnet von W. Hensel. 2 Bde. 2te durchgesehene Aufl. Berlin, Behr. 1880. Gr. 8. 12 M.

Jókai, M., Was der Todtenkopf erzählt. Romantisches Zeitgemälde. 3 Bde. Berlin, Janke. 8. 10 M.

Kant's Rede „de Medicina corporis quae Philosophorum est". (Inedita.) Mitgetheilt von J. Reicke. Königsberg, Beyer. Gr. 8. 1 M.

Klose, M., Die Kynastsage in verschiedener Darstellung. Gesammelte Gedichte. Hirschberg, Heilig. 8. 15 Pf.

Latendorf, F., Karl Horn, der Stifter der deutschen Burschenschaft, und Heinrich Gesellius, die Lieblingslehrer Fritz Reuters. Biographische Mittheilungen, nebst ungedruckten Briefen und Dichtungen Reuters. Pösneck, Latendorf. 8. 1 M. 20 Pf.

Nietzsche, F., Morgenröthe. Gedanken über die moralischen Vorurtheile. Chemnitz, Schmeitzner. Gr. 8. 10 M.

Pischon, C. N., Der Einfluss des Islâm auf das häusliche, sociale und politische Leben seiner Bekenner. Eine culturgeschichtliche Studie. Leipzig, Brockhaus. Gr. 8. 3 M.

Rackwitz, R., Aus großer Zeit. Festspiele zu patriotischen Gedenktagen. Nordhausen, Eigendorf. 8. 1 M. 60 Pf.

Umfried, O. L., Karl Planck, dessen Werke und Wirken. Tübingen, Fues. Gr. 8. 1 M. 50 Pf.

Vor den Coulissen. Originalblätter von Celebritäten des deutschen Theaters. Mit einer Einleitung von H. Laube, einer Original-Composition von W. Taubert und 44 Portraits und Facsimiles. Herausgegeben von J. Lewinsky (Berlin). Berlin, Hofmann u. Comp. 8. 6 M.

Wagner, P., Klänge aus vergangenen Zeiten. Leipzig, Hartmann. 12. 2 M.

Was unsere Mutter auf Erden erlebt hat. Gotha, F. A. Perthes. 8. 5 M.

Wickede, F. C. v., Schattenbilder aus der Geisterwelt. Novellen. Hannover, Weichelt. 8. 2 M. 50 Pf.

Winfriede. Erzählung von der Verfasserin von „Heinrich's Kämpfe" ꝛc. Mit einem Vorwort von G. v. Zezschwitz. Autorisirte Uebersetzung. Barmen, Klein. 12. 1 M. 50 Pf.

Zart, G., Einfluss der englischen Philosophen seit Bacon auf die deutsche Philosophie des 18. Jahrhunderts. Von der königlich preussischen Akademie der Wissenschaften mit einem Preise ausgezeichnete Untersuchung. Berlin, Dümmler. Gr. 8. 4 M.

Anzeigen.

Eine neue Auflage von
Brockhaus' Conversations-Lexikon
mit Abbildungen und Karten.

Soeben erschien im Verlage von **F. A. Brockhaus** in **Leipzig** und ist in allen Buchhandlungen vorräthig:

Conversations-Lexikon.

Dreizehnte

umgearbeitete, verbesserte und vermehrte Auflage.

Mit Abbildungen und Karten auf 400 Tafeln und im Texte.

In 240 Heften à 50 Pf.

Erstes Heft.

Brockhaus' Conversations-Lexikon ist das **älteste** und **angesehenste** aller derartigen Werke. Die neue Auflage ist **vollständig umgearbeitet** und **wesentlich erweitert**, besonders durch Beigabe von **zahlreichen Abbildungen** auf 400 Tafeln und Karten, die auch einen geographischen **Atlas** enthalten, sowie im Texte.

In allen Buchhandlungen werden Unterzeichnungen angenommen und ist daselbst das erste Heft nebst Prospect zu haben.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Atlas der Architektur.

Von

Dr. **August Essenwein,**

Erstem Director des Germanischen Museums in Nürnberg.

53 Tafeln in Stahlstich nebst erläuterndem Texte.

Erste und zweite Lieferung.

Quer-Folio. 1 M. 50 Pf.

Dieses Werk — ein zweiter Abdruck der Separat-Ausgabe aus dem „Bilder-Atlas" — bringt auf 53 Stahlstichtafeln die hervorragendsten Kunstbauten aller Zeiten und Nationen nach den verschiedenen Baustilen geordnet zur Anschauung und enthält in dem beigegebenen Text eine kurzgefaßte Geschichte und Theorie der Architektur sowie Erläuterungen zu den einzelnen dargestellten Gebäuden. Um durch allmählichen Bezug die Anschaffung zu erleichtern, erscheint der neue Abdruck in 10 Lieferungen zum Preise von 1 M. 50 Pf. für die Lieferung. Monatlich werden 2 Lieferungen ausgegeben.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Das Polarlicht.

Von

Hermann Fritz.

Mit 2 Abbildungen, 1 Karte und 4 Tafeln.

8. Geh. 6 M. Geb. 7 M.

(Internationale wissenschaftliche Bibliothek 49. Band.)

Im vorliegenden Werke hat der Verfasser, Professor am Eidgenössischen Polytechnikum in Zürich, klar und fasslich dargestellt, was über das Wesen, die Eigenschaften und die Entstehungsursachen des Polar- oder Nordlichts sowie über die periodische Wiederkehr dieser zum Theil noch räthselhaften Erscheinung und ihren Zusammenhang mit andern kosmischen und tellurischen Erscheinungen bisjetzt erforscht worden ist.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Illustrirte Naturgeschichte der Thiere.

Herausgegeben von

Philipp Leopold Martin.

Mit zahlreichen Illustrationen

von F. Specht, R. Friese, R. Kretschmer, A. Göring, H. Braune, L. Martin jun. u. A.

In ungefähr 50 Heften. Preis des Heftes 30 Pf.

Erstes bis fünfundzwanzigstes Heft.

Martin's „Illustrirte Naturgeschichte der Thiere", ein populär-wissenschaftliches Werk ersten Ranges, wird 2 Bände umfassen und in ungefähr 50 Heften erscheinen. Der Text ist vom Herausgeber in Verbindung mit Professor Knauer, Dr. Heincke und Dr. Rey bearbeitet, die Zeichnung der in Holzschnitt ausgeführten Illustrationen von den namhaftesten Thiermalern entworfen, der Preis ungewöhnlich niedrig gestellt.

In allen Buchhandlungen sind die erschienenen Hefte nebst Prospect zu haben und werden Bestellungen auf das Werk angenommen.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Die beiden Grundprobleme der Ethik,

behandelt in zwei akademischen Preisschriften

von

Arthur Schopenhauer.

Dritte Auflage.

8. Geh. 4 M. 50 Pf. Geb. 5 M. 50 Pf.

I. **Ueber die Freiheit des menschlichen Willens,** gekrönt von der Königl. Norwegischen Societät der Wissenschaften, zu Drontheim, am 26. Januar 1839.
II. **Ueber das Fundament der Moral, nicht** gekrönt von der Königl. Dänischen Societät der Wissenschaften, zu Kopenhagen, den 30. Januar 1840.

(Mit zwei Beilagen: von F. A. Brockhaus in Leipzig und Adolf Bonz u. Comp. in Stuttgart.)

Verantwortlicher Redacteur: Dr. **Rudolf von Gottschall** in Leipzig. — Druck und Verlag von **F. A. Brockhaus** in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Herausgegeben von Rudolf von Gottschall.

Erscheint wöchentlich. — Nr. 39. — 29. September 1881.

Inhalt: Literarische Unterhaltungen. Die Erbschaft des Talents. Von Rudolf von Gottschall. — Zur Alterthumskunde. Von J. Mähly. — Memoiren Otto von Corvin's. Von Rudolf von Gottschall. (Beschluß.) — Philosophische Schriften. Von A. Reichenbach. — Neue Novellen von Frauenhand. Von Hermann Riotte. — Feuilleton. (Aus der Schriftstellerwelt; Ausländische Urtheile über neue Erscheinungen der deutschen Literatur.) — Bibliographie. — Anzeigen.

Literarische Unterhaltungen.

Die Erbschaft des Talents.

Schopenhauer hat das Axiom aufgestellt, daß die Kinder vom Vater den Willen, von der Mutter den Intellect erben, also auch das Talent, und er hat zahlreiche Beispiele aus der Geschichte und Literaturgeschichte mitgetheilt, aus denen hervorgeht, daß hochbegabte Mütter auch hochbegabte Söhne hatten. Einen besondern Nachdruck legt er dabei auf die Mutter Goethe's, und im stillen denkt er wol auch an seine eigene. Ausnahmen muß er freilich zugeben: der Sohn Chatham's war William Pitt, welcher von seinem Vater alle Eigenschaften eines großen Staatsmannes geerbt hatte. Der Philosoph hilft sich damit, daß für eine solche Laufbahn die Vorzüge des Willens, des Charakters ebenso ins Gewicht fallen wie diejenigen des Intellects, der Begabung. Man hat indeß auch in der Literatur Beispiele von der Forterbung dichterischen Talents bei den Trägern des gleichen Namens, also von väterlicher Seite, wie in der Familie der Schlegel, der Tasso u. a. Mozart's Vater, sagt Schopenhauer, wie auch sein Sohn waren Musiker, jedoch nicht große. Doch bei einer Erbschaft des Intellects kommt es nicht ausschließlich auf das Maß des Talents an, sondern auch auf die geistige Richtung und Neigung, und wo diese ererbt wird, kann man auch von einer Erbschaft des Intellects sprechen.

Zu diesen Betrachtungen veranlassen uns zwei neue Gedichtsammlungen aus dem Lager der jüngsten Epigonen. Die erste: „Jugendträume", von Hermine von Hillern (Stuttgart, Krabbe, 1881), hat zur Verfasserin die Tochter von Wilhelmine von Hillern in Freiburg, welche selbst bekanntlich die Tochter der Frau Charlotte Birch-Pfeiffer ist. Hier liegt die mütterliche Erbschaft so klar zu Tage, daß Schopenhauer seine Freude daran haben müßte ... und merkwürdigerweise vertheilt sich das Erbtheil des Talents bei den drei Generationen zunächst auf drei verschiedene Dichtgattungen. Die Großmama, deren „Lust zu fabuliren" dem deutschen Theaterpublikum hinlänglich bekannt ist, war dramatische Schriftstellerin, deren gelungenste Werke noch jetzt auf allen Bühnen heimisch sind; die Mutter hat sich vorzugsweise als Romanschriftstellerin einen Namen gemacht, und die Tochter verdient sich ihre Sporen auf dem Gebiete der Lyrik; Drama, Epos, Lyrik — die sich ablösenden Früchte eines mütterlichen Stammbaums. Freilich hat Frau Birch auch Erzählungen und Frau von Hillern auch Stücke geschrieben, und was Hermine von Hillern noch schreiben wird, das ruht im Schoße der Götter. Doch der Schwerpunkt liegt bei der Großmutter auf dem Drama, bei der Mutter auf dem Roman — und bei der Tochter schlägt zunächst nur das lyrische Talent seine Augen auf.

Allerdings sieht es sich in den „Jugendträumen" noch etwas kindlich in der Welt um; aber es gilt doch der Spruch: „Was ein Häkchen werden will, krümmt sich bei zeiten!" Daß die Pietät gegen die Mutter eins der lyrischen Leitmotive ist, wird man ebenso begreiflich wie erfreulich finden: es liegt zugleich darin eine Anerkennung der Descendenz des Talents. So lautet schon die Widmung:

Dir, die des Kindes glimmend Seelenleben
An ihrem eignen Genius entzündet,
Die mehr mir als das Dasein hat gegeben,
Die alles mir, was schön und groß, verkündet,
In deren treuer Brust des Mädchens Sehnen
Ein widerhallend Echo stets gefunden,
Die mit mir weinte heil'gen Schmerzes Thränen
In ernsten weihevollen Leidensstunden,

Dir, die mir half in diesem schalen Treiben
Die Flamme der Begeistrung rein behüten,
Die stets mir wird das höchste Vorbild bleiben,
Dir weih' ich meines Strebens erste Blüten.

Weiterhin finden wir ein Sonett: „An meine Mutter", als sie ihren Roman „Und sie kommt doch!" vollendet hat, in welcher der Zauberstab des der Geisterwelt gebietenden Meisters poesievoll verherrlicht wird. Mit alliterirender Bewunderung wird dann auch Felix Dahn angesungen und sein „Kampf um Rom" verherrlicht:

Heil sei dem Helden,
Deß herrlicher Harfe
Entströmen voll Wohllaut
Gewalt'ge Gesänge,
Deß Lieder ertönen
Wie Schmettern der Schilde,
Wie schneidiger Schwerter
Hellklingender Hall.

In einer Reihe von Gedichten aber gibt die junge Sängerin den tiefen Eindruck wieder, den das Oberammergauer Passionsspiel auf sie gemacht hat. „Manna in der Wüste" ist der Leitton des ersten Gedichts; „Du bist das Nazareth mir meiner Seele", beginnt das zweite; dann wird Joseph Mayer als Darsteller des Christus gefeiert, zu dem „sinnberauschend der Weihrauchduft der Liebe und Bewunderung" emporsteigt; doch er legt die Strahlenkrone bescheiden hin auf Gottes Altar

Und schlägt sich an die Brust und spricht in Thränen:
„Allmächt'ger Gott, o sei mir Sünder gnädig!"

In diesen Gedichten zeigt sich überall warmes Anempfinden; auch einige der andern Gedichte sind wol nur als kleine Liebesnovellen zu betrachten, wie „Ergebung":

Die Liebe ist gestorben,
Mein Herz ist kalt und leer.

So schlimm wird's wol in der Wirklichkeit nicht sein. Doch es findet sich in der Sammlung auch viel Ansprechendes mit der Ader des Talents. Stilvoll ist die „Elegie auf die Ruinen von Larissa", stimmungsvoll die „Herbstliche Liebe" und das Pendant „Alte Liebe" mit dem hübschen Schlußvers:

Glücklich der, dem wurzelkräftig
Seine Lieb' im Herzen bleibt —
Und im Alter noch geschäftig
Der Erinn'rung Blüten treibt.

Einige Balladen haben lyrischen Schwung. „Der Negerhäuptling" erinnert zu sehr an Freiligrath's „Mohrenfürsten"; anschaulich und lebendig sind die drei letzten „Meeresbilder". In die glaubensstarke Gesinnung der jungen Dichterin wirft einige skeptische Schatten das Reflexionsgedicht „Warum?" In der Form ist noch nicht alles ausgeglichen; einiges ist unrichtig, wie der letzte Pentameter des einzigen Distichengedichts, das die Sammlung enthält; auch finden sich Härten, ungelenke Wendungen. Doch es ist Fluß des Talents und Wärme der Empfindung in dieser ersten lyrischen Ausströmung; wer weiß, ob dieselbe nicht später im Drama oder Roman münden wird.

Weniger in den Kanon der Schopenhauer'schen Weisheit paßt die zweite Veröffentlichung, die wir hier besprechen; denn hier ist es der Sohn, der in die Bahnen des Vaters tritt, obschon ihm die Lehre des Philosophen verbietet, den Intellect vom Vater zu erben. Ein Sohn Konrads von Prittwitz-Gaffron, der sich in mehrern Gedichtsammlungen als ein edler und formgewandter Jünger der Platen'schen Schule bewährt hat, Leonhard von Prittwitz, veröffentlicht „Gedichte" (Reichenbach i. Schl., Höfer, 1881), in welchen er beweist, daß schon früh in ihm des Vaters geistige Neigungen lebendig sind. Und das ist für uns das Entscheidende: es kommt dabei nicht auf ästhetische vergleichende Höhenmessungen an, ja nicht einmal auf die Verwandtschaft oder Gleichheit der poetischen Richtung. Die dichterische Ader: das ist die Hauptsache. Der junge Prittwitz schlägt auch nicht vorwiegend dieselben Töne an wie der Vater; in den Reimstrophen finden wir nicht in gleichem Maße die Platen'sche Art und den stolzen Gang seiner Muse; wohl aber zeigt sich in den antiken Oden die Neigung zu künstlerischer Versarchitektonik und zu den höhern lyrischen Gattungen; sapphische und alcäische Strophen wechseln. Die Grundstimmung hat indeß nichts Pindarisches, es ist mehr die mittlere Temperatur der Horazischen Gesänge; er weiht ja auch dem Altmeister eine alcäische Strophe:

Wohltönend gibt von lieblicher Mär Bericht
Ovid, der Holde; ernsterer Lehre Wort
Spricht zwischen sorgenlosen Scherzen,
Wechselnd im Maß, der gelehrte Flaccus.

Auch in den andern Oden findet sich manche gelungene Strophe, z. B.:

Auch liegt die rosenfingrige Götterhand
Des Lenzes segnend auf dem beschneiten Hang
Des fernen Berges; denn die Wolken
Fliehen in Eile zurück nach Norden.

Von den kleinern Gedichten sind manche recht stimmungsvoll, wie wenn der junge Poet die traurige kalte, schwarzäugige Sommernacht besingt, oder den „Charakter indelebilis" in dem Gedicht: „Und dennoch warst du mein", oder den „Unverbesserlichen" in dem Gedicht:

Seele, was soll dir dies alles?
Mühsal birgt es und Schmerz!
Träume verwehen, und immer
Fühlt sich getäuscht das Herz;
Wieder erträumtem Glücke
Wirfst du dich in den Arm —
Und noch trägst du mit Seufzen
Alter Enttäuschung Harm.

Den Grundton in den Gedichten gibt die Freude über die Lenzeslust nach winterlicher Kerkerhaft her; wir wissen nicht, worin die Pein des jungen Dichters bestand, der er oft genug Ausdruck gibt. Die „Gedichte" sind nach Jahrgängen geordnet; fast jeder Jahrgang weist größere Reife auf; doch findet sich gerade in den ersten viel zart Empfundenes von ansprechender Kindlichkeit.

Hier haben wir also eine Erbschaft des Talents,

welche nicht in die Schopenhauer'sche Schablone passen will. Der Sohn erbt das Talent des Vaters, worauf er kein Recht hat, wenn man den Machtsprüchen des frankfurter Denkers glauben soll; doch gegenüber der Erbschaft des Talents wird die philosophische Formel versagen, wie gegenüber allen geheimen Lebensvorgängen, die aus dem Zusammenwirken unberechenbarer Kräfte hervorgehen.

Rudolf von Gottschall.

Zur Alterthumskunde.

1. Geschichte der griechischen Literatur. Für Gymnasien, höhere Bildungsanstalten und zum Selbstunterricht von E. Munk. Dritte Auflage. Nach der zweiten Ausgabe neu bearbeitet von R. Volkmann. Zwei Theile. Berlin, Dümmler. 1879—80. Gr. 8. 12 M.

Wie vor jetzt sechs Jahren eine zweite Auflage der lateinischen Literaturgeschichte des verstorbenen E. Munk in der (nachbessernden) Bearbeitung von Oskar Seyffert das Licht der Oeffentlichkeit erblickte, so geht jetzt aus derselben Verlagshandlung eine neue Ausgabe der griechischen Literaturgeschichte desselben Verfassers hervor, und diesesmal ist es Richard Volkmann, der sich der Aufgabe unterzogen hat, das Werk, das schon in der zweiten Auflage wesentliche Veränderungen erfahren hatte, nun in dritter Auflage völlig umzugestalten, sodaß er das Recht in Anspruch nehmen darf, als Herausgeber den Namen des Verfassers zur Hälfte sich selber anzueignen. Die Veränderungen — und zwar sind es zugleich entschiedene Verbesserungen — bestehen nicht blos in partiellen Retouchirungen und Nachträgen, wie sie der Fortschritt der Wissenschaft verlangte, in einzelnen nachhelfenden oder berichtigenden Strichen, sondern das ganze Buch hat eine radicale Cur nicht minder durch Zuwachs neuen, als durch Wegfall alten überflüssigen Materials erfahren; so zwar, daß trotz der tüchtigen Arbeit der Schere die Zuthat der Feder überwiegt, wie schon der Umfang des jetzt vorliegenden Buchs, mit den frühern Ausgaben verglichen, beweist. Da wir unser Urtheil über das Buch schon anderwärts, mit theilweiser Begründung etwaiger Anstände und mit nachdrücklichem Hinweis auf einzelne Hauptpunkte, die uns als solche erschienen, abgegeben haben, so können wir uns hier unserer Aufgabe in Kürze entledigen.

Die Literaturgeschichte läßt verschiedene Auffassungen zu, und ihre Ziele sind verschieden je nach diesen Auffassungen und je nach dem Publikum, für welches sie geschrieben wird. Das vorliegende Buch bietet uns eine mit Kritik und Aesthetik gepaarte Geschichte, d. h. eine solche, welche sich nicht damit begnügt, die literarischen Erzeugnisse nach Rubriken einzuregistriren, sondern einerseits sie aus dem Volkscharakter und der historischen Entwickelung der Nation herauswachsen läßt (gleichsam als organisches Product so und so vieler Factoren), andererseits an die schriftstellernden Individuen und deren Einzelerzeugnisse den Maßstab künstlerischer Normen anlegt. Die Literatur gilt hier als eine Manifestation des Kunsttriebes, als ein Complex der sogenannten redenden Künste, und jede Kunst als solche, redende oder bildende, will, als ihr höchstes Postulat, auch erkannt und genossen, d. h. nach in ihr selbst liegenden ästhetischen Gesetzen beurtheilt sein. Ein solcher Maßstab ist auf dem Gebiet des Alterthums sogar für solche Erzeugnisse möglich, welche bei uns weniger nach künstlerischen als nach wissenschaftlichen Gesichtspunkten beurtheilt werden, mehr für Disciplinen als für Kunstgebiete gelten. Zunächst die Geschichtschreibung. Man lese, was der berühmte Kunstkritiker Dionysius von Halikarnaß vom Historiker verlangt, welche Maßstäbe er an den größten aller Historiker des Alterthums, an Thucydides, anlegte, und man merke wohl, daß er dies nicht thut aus individueller Laune, aus persönlicher Disposition, sondern aus der Gesammtanschauung des Alterthums heraus. Ja, sogar die abstracteste aller Disciplinen, die den der Kunst entgegengesetzten Pol einzunehmen scheint, die Philosophie, muß sich in Griechenland der ästhetischen Kritik fügen, und wäre es auch nur um Plato's willen, des größten unter den griechischen Prosaikern und, wenigstens in seinen reifern Erzeugnissen, eines der größten Künstler, welche die Welt gesehen hat.

Was nun die Klasse der Leser betrifft, das Publikum, welches dem Verfasser vorschwebte, so sind es nicht die eigentlichen Philologen, auch nicht die Gebildeten überhaupt, sondern die philologisch Gebildeten. Nur die letztern sind im Stande, allen Ausführungen des Verfassers, welcher auch griechische Verbrämungen im Texte nicht verschmähte, zu folgen, während die ersten für ihre Zwecke doch eines größern Quellenschatzes bedürfen, als er hier (besonders in den Anmerkungen zum Texte) fließt. Indessen wird jeder Gebildete ohne Unterschied aus dem Buche mannichfache Belehrung und Anregung, ja auch Genuß schöpfen können, und auch uns Philologen kann es nicht nur nichts schaden, sondern es wird uns sehr frommen, wenn wir einmal aus dem stanbigen Gleise verjährter Vorurtheile weg uns zu kleinen Cascaden führen lassen, wo ein sanfter Regen auf uns niederthaut. Nil admirari ist ein gefährliches, ein ungesundes, sogar unsittliches Princip, denn die Begeisterung ist die Mutter der Tugend; aber omnia admirari (was wir von der Schule, theilweise auch von der Universität ins Leben mitbringen) thut auch nicht gut, denn es ist der Tod des Gedankens.

Das Buch ist durchweg in freiem kritischen Geiste geschrieben, hier und da vielleicht mit hyperkritischem Salz gewürzt — der Verfasser huldigt z. B. in Bezug auf Echtheit oder

Unechtheit einer Masse früher unbeanstandeter Schriften einer unbeschränkten Skepsis — es weht daraus der Hauch einer sich bewußten Subjectivität, kein Stickqualm prätentiöser Bücherweisheit. Die Form, wenn auch im ganzen gut, dürfte hier und da frischer und knapper sein.

2. Quintus Horatius Flaccus. Eine literarhistorische Biographie von Lucian Müller. Leipzig, Teubner. 1880. Gr. 8. 2 M. 40 Pf.

„Möge dies Buch nur zur Hand nehmen, wer sich für mein Urtheil über einen römischen Autor interessirt" — also schreibt der Verfasser, Lucian Müller, im Vorwort zu seiner Horaz-Biographie. Das klingt etwas vornehm; denn es ist darin die Voraussetzung enthalten, daß des Verfassers Wesen ein originelles und sein Urtheil ein maßgebendes sei. Andere Philologen reden in einem andern Ton, der mehr an die Unvollkommenheit alles menschlichen Könnens und Wissens erinnert; bei Lucian Müller frappiren aber die Accente jenes Selbst- und Hochgefühls bereits nicht mehr: man ist daran längst gewöhnt und legt's zum Uebrigen. Worin besteht nun das „manches Neue", welches der Verfasser seinen Lesern verspricht? Doch nicht etwa in seinem Ausfall gegen „Herrn Mommsen's Einfälle über die römischen Autoren"? Auch daran hat uns ja Lucian Müller gewöhnt, obschon, offen gestanden, „Herrn Mommsen's" Urtheile in Sachen römischer Literatur, so scharf und stachlicht sie auch sein mögen, doch um eines Punktes willen mehr ansprechen, als Lucian Müller's Horaz-Biographie: sie bieten sich in elegantem geschliffenen Deutsch, und dieses Lob kann der Horaz-Biographie von Lucian Müller nicht ausgestellt werden. Das Deutsch ist bequem, hier und da sogar recht schlotterig, und die Unzahl von Fremdwörtern entschädigt wahrlich nicht für diesen Mangel. Wir finden eine Fülle solcher Ausdrücke: amalgamiren, identificiren, echauffirt, mesquin, concinn, Concinnität, harmonisch (viermal auf einer Seite), Intellect, Detail u. s. w.; wir haben hier blos die hauptsächlichen der einen, vierten Seite aufgezählt, und es wird im Verlauf der Darstellung durchaus nicht besser, im Gegentheil! Daß dergleichen Ausschreitungen zum Wesen des professionirten Literarhistorikers gehören, glaubt sicherlich niemand, auch Lucian Müller nicht. Was ist nun das „Neue" in den Kapiteln „Einleitung", „Leben und Charakter des Horaz", „Werke des Horaz", d. h. Satiren, Episteln, Epoden, Oden? Des Neuen ist in der That nicht viel, um so mehr des Barocken, Ueberflüssigen und — Wohlfeilen. Zu welcher Kategorie sollen wir z. B. den Satz rechnen: „Die Subjectivität tritt in der römischen Literatur sehr viel stärker hervor als in der griechischen", verglichen mit einem andern Satz: „In der altrömischen Zeit war für die Subjectivität, wie sie, durch Reflexion oder Laune bedingt, das Leben der Griechen so bunt gestaltet hat, nur geringer Raum!?" Der Leser wird finden, daß diese „neuen" Ansichten einander, als widersprechend, ein wenig im Lichte stehen! Unter welche Kategorie ist ferner die Beobachtung zu rechnen, daß in Horaz' Werken keine Spur von Gemüthlichkeit, dieser speciell deutschen Pflanze, zu entdecken sei? Neu ist nun allerdings die mehrfach wiederholte Hypothese, daß, weil Horaz am tiefsten in die Geheimnisse der griechischen Poesie eingedrungen sei und am meisten Sinn für freie, von Raum und Zeit abgetrennte Menschlichkeit zeige, mit Rücksicht ferner auf die echt griechische Heiterkeit und Grazie seines Naturells der Schluß wohl gemacht werden dürfe, „daß in seinen Adern griechisches Blut floß und einer seiner Vorfahren durch irgendeinen Zufall aus Griechenland oder Kleinasien nach Italien als Sklave verschlagen wurde" —; aber wer wird sich gestatten, einen solchen Einfall auch nur in der Gestalt der precärsten und luftigsten Hypothesen laut werden zu lassen? Neulich wurde die philologische Welt überrascht mit der nagelneuen Entdeckung, Horaz sei ein Angehöriger von Abraham's Stamm. Welche von beiden Aufstellungen ist wohl die geistreichere? In Bezug auf Wahrscheinlichkeit haben sie beide ziemlich gleichen Werth.

Würdig jener zur Seite steht eine andere Conjectur des Verfassers: die Mutter Horaz' sei, da der Dichter nie von ihr spreche, entweder früh gestorben oder eine ziemlich untergeordnete, vielleicht auch pflichtvergessene Frau gewesen. Wer solches Füllsel für eine Biographie braucht, frage sich doch erstlich selber, ob er das Zeug zu einem Lebensschilderer besitze. Es steht übrigens mit vielen positiven Behauptungen des Verfassers nicht besser als mit jenen überflüssigen Hypothesen, so wenn es S. 14 in der Anmerkung heißt: „Die Worte natus citra mare (Sat. I, 10, 31) zeigen deutlich, daß Horaz seine griechischen Verse nicht in Athen verfaßt" (das zeigen sie nicht nur nicht deutlich, sondern sie zeigen es nicht im geringsten, wollen und sollen es auch nicht zeigen); wenn ferner (allerdings im Einklang mit andern Philologen und mit dem behaglichen Gefühl, wie herrlich weit wir es in der Metrik gebracht haben) der Satz aufgestellt wird, „Horaz habe, ganz wie Cicero, vom Wesen der altdramatischen Metrik der Römer ziemlich oberflächliche, unklare Begriffe gehabt". Das klingt gerade so, wie wenn nach 2000 Jahren irgendein nichtdeutscher, etwa ein russischer Literarhistoriker behaupten wollte, Lessing habe von den metrischen Grundsätzen des Martin Opitz eine falsche Ansicht gehegt! Also wir Deutsche wollen jetzt, nach bald 2000 Jahren, besser wissen, wie ein Plautus und Terenz zu würdigen seien, als der eleganteste römische Kunstrichter und der berufenste Zunftgenosse, der nur etwa hundert Jahre später als der letztgenannte lebte?! Ich weiß wol, es wird ganz besonders von solchen Metrikern, welche in den Cäsuren, der Syllaba anceps, der Anwendung des Proceleusmaticus und andern Mysterien die Weihe der Verskunst erblicken, in den Plautus, den frühern Aufwärter, spätern Kaufmann und endlichen Lustspieldichter, und seinen Nachfolger Terentius, den frühern afrikanischen Kriegsgefangenen, spätern Freigelassenen und schließlichen

Literaten, eine wunderbare metrische Weisheit hineingeheimnißt, welche nur den Auserwählten im Geist und im Scharfsinn (und im Glauben, muß man hinzusetzen) faßbar sei; aber das widerspricht aller Wahrscheinlichkeit und aller Erfahrung — gerade wie die gegentheilige Ansicht von völlig ungehobelten hainbüchenen Naturversen — und wenn einer ein scharfes und feines Ohr hatte für diese „arcana artis metricae ratio", so war es der hochgebildete Horaz, von dem Lucian Müller selber sagt, daß „wer für vollendete Technik des Versbaues Sinn hat", sich an ihn und seine erotischen Gedichte zu wenden habe.

Unbegreiflich ist es ferner, wenn die Frage aufgeworfen (und verneint) wird, ob Horaz ganze Gedichte (natürlich frei) aus dem Griechischen übertragen habe. Wir kennen ja doch ganze Strophen des Alcäus, die Horaz sozusagen wörtlich übersetzte; warum dann nicht auch kleinere Gedichte? Vollends unwahrscheinlich aber ist es (obwol Lucian Müller es meint), daß die voralexandrinischen Lyriker — also eine Sappho, ein Anakreon, Ibykus u. a. — das Genre der Erotik, das sich als freie Erfindung poetischer Laune darstellt, nicht cultivirt hätten. „Soviel wir wissen", fügt Müller hinzu. Aber er weiß hier mehr als andere, und wenige sind es, die zu den „wir" gehören.

Sehr zurückhaltend und vorsichtig äußert sich der Verfasser über die heikelste und „difficilste" Frage des Kapitels „Horatius", die sogenannten (ob wirklichen, ob fälschlich angenommenen?) Interpolationen. Er spricht zwar von den „transscendentalen Umstellungen" der Kritiker; aber von den Zusätzen, diesem Hauptgeschwür am Leibe des Dichters (wie nämlich die Anatomen unter uns Philologen annehmen), vernehmen wir blos, es sei „manches Mythologische und Historische bei ihm" dazu zu rechnen. So viel aber ist sicher, daß Müller nur ein sehr bescheidenes Maß solcher Zusätze annimmt, und dieser conservative Zug in der Physiognomie des strengen Kritikers verdient hervorgehoben zu werden.

Wir haben oben schon auf das fatale Deutsch, das diese Biographie charakterisirt, hingewiesen und die „Nonchalance" (Müller braucht dieses Wort zu Dutzendmalen!), mit der er hier zu Werke geht; nun lasen wir eine rühmende Anzeige seiner Uebersetzungsversuche, womit er die Horaz-Biographie verbrämt habe, müssen aber gestehen, daß, neben einzelnem Gelungenen, doch auch hier Licenzen und Nachlässigkeiten genug uns stören, und zwar in nicht minderm Grade als jene „dahingegen", „gleichfalls" (statt gleichzeitig) „willen" (statt um — willen), „abgesehen daß" und andere, welche seine Prosa „distinguiren", sodaß also auch sein Uebersetzerruhm einer bedeutenden Beschränkung bedarf. Zur Probe mögen folgende Hexameter dienen:

Wie ich befinde mich, fragst zwar nicht du, doch sollst du es hören ....

Drum wälzet die Werke der Griechen
Eifrig am Tag, in der Nacht, laßt nie sie den Händen entgleiten ...

Erstes Gesetz, willst schreiben du gut, ist geläutertes Urtheil ....

Und andere Verse:

Lyens auch, durch Dunkel des Augs und dunkle Locken bezaubernd ....

Wie wird Gewinsel würdlos sich aus deiner Brust entringen zum erzürnten Zeus ....

(Die Brust) streck' nieder unter meinem Lorber ....

Netz' mit Salben das Haupt ....

Du herrschst nur, wenn du beugst vor den Göttern dich ....

Es wäre noch dieses und jenes auszustellen; wir unterlassen es; was wir getadelt haben, dazu wird der unbefangene Leser ja sagen müssen, weil wir den Tadel begründeten. Wir haben Lucian Müller unverblümt die Wahrheit gesagt. Wer in so rückhaltloser Weise die Kritik gegen andere übt wie er, muß es sich gefallen lassen, daß auch seine sterblichen Stellen aufgedeckt werden — gleichwol geschah es nicht mit dem Knotenstock, mit dem er selbst dreinzuschlagen pflegt.

Im übrigen hat das kleine Buch, wie wir gern anerkennen, auch seine Vorzüge: es liefert so ziemlich vollständig den Stoff, dessen die Kritik bedarf, um sich über Horaz ein richtiges Urtheil zu bilden, und es liefert ihn im ganzen in richtiger, auch übersichtlicher Gruppirung. Ist die Darstellung auch nicht correct, so ist sie doch belebt, hier und da allerdings auch mit müßigen Pointen (wie dem Passus über die „Töchterschulen") verbrämt.

3. Ovid's Tristien, Elegien eines Verbannten. Ein Gesammtbild ihres Inhalts und poetischen Gehalts mit den bedeutendsten Stellen in Latein und Deutsch. Von F. Poland. Leipzig, Serbe. 1881. Gr. 8. 1 M. 20 Pf.

Der Verfasser — es ist nämlich keine Uebersetzung, was hier geboten wird, sondern ein Gesammtbild der „Tristien", ihres Inhalts und poetischen Gehalts, mit den bedeutendsten Stellen in Latein und Deutsch — der Verfasser nennt sich auf dem Titel und im Vorwort auch als Autor der „Hindernisse einer wirksamen Strafrechtspflege" und eines Dramas „Dichter und Kanzler" — also Jurist, Dramatiker und Philologe in einer Person, eine Trias, die nicht gar oft gefunden wird; denn Felix Dahn ist eine leuchtende Ausnahme. „Für alle Gebildeten" hat der Verfasser seinen Ovid in oben angegebener Weise behandelt. Möglich daß Ovid noch nicht allen Gebildeten eine bekannte Größe ist; aber der Verfasser hat doch kaum etwas beigetragen, dieses Bild zu vervollständigen. Neues hat er nichts geboten, konnte es auch kaum — aber warum denn nicht eine zusammenhängende Lebensgeschichte, mit Zusammenstellung des Zusammengehörigen, mit gerechter Würdigung seiner Stellung als Mensch, als Dichter, als Hofpoet liefern, statt alles dies an dem gezwungenen Faden der „Tristien" aufzureihen? Oder warum nicht eine lesbare Uebersetzung der „Tristien" bieten und das Wwissenswerthe in zwanglosen Anmerkungen abthun? Das wäre für alle Gebildeten doch wenigstens eine kleine Gabe gewesen; was

dagegen jetzt vorliegt (in theilweise steifleinenem, unerquicklichem Deutsch, vgl. gleich die erste Seite: „Von Augustus nach Tomi in Niedermösien an der untern Donau an der Küste des Schwarzen Meeres in das heutige Kustendsche mit dem nahen Hafenorte Temesvar zu dem Volksstamme der Geten verbannt"), ist dies kaum; es geht etwas kunterbunt durcheinander (metrische Bemerkungen von mehr als problematischem Charakter neben Voltaire, neben den christlichen Märtyrern, neben der „heidnischen Dreieinigkeit", d. h. der Wahrheit, Schönheit, Tugend u. s. f.), und was vollends die Uebersetzungsprosa neben dem Original den „Gebildeten" bieten soll, ist schwer zu sagen. Freilich, wo der Verfasser sich zum Metrum versteigt, da wird es noch schlimmer, vgl. z. B. den Hexameter (!): „Tragischen Königsgesang schreib' ich für die Kothurne", oder die Pentameter: „Lerntest mich setzen den sechs fünf noch der Füße hinzu"; „Dulden des Schamlosen viel hat sich das Auge gewöhnt". Am Ende gibt der Verfasser noch eine kleine Anthologie schöner und moralischer Verse aus Ovid zum besten und einen ernstlich gemeinten Entwurf zu einem Trauerspiel „Ovid" zu Handen deutscher Dramatiker — alle Scenen dieses Zukunftsdramas sind bereits angedeutet, auch die, wo „Ovid eine Art Tanhäuser" wird.

4. Hellas und Rom. Eine Culturgeschichte des classischen Alterthums von Jakob von Falke. Stuttgart, Spemann. 1880. Folio. 52 M. 50 Pf.

Schon während der Publication des uns vorliegenden Prachtwerks von J. von Falke haben wir mehr als einmal Gelegenheit gehabt, auf dieses ebenso instructive, inhaltlich gediegene wie durch äußere Vorzüge künstlerischer Ausstattung hervorragende Buch aufmerksam zu machen; jetzt, da es vollendet vorliegt, ein Schmuck jedes eleganten Büchertisches, kann ihm dasselbe Lob mit um so besserm Gewissen gespendet werden, als sich in der zweiten Hälfte keinerlei Nachlassen und Schlaffwerden bemerkbar macht: die römische Cultur tritt in Bezug auf schriftstellerische wie auf künstlerische Behandlung der griechischen vollkommen ebenbürtig zur Seite. Wir wollen und dürfen nun allerdings nicht vergessen, daß diese illustrirten Prachtwerke zur Zeit förmlich grassiren und buchhändlerische Modeartikel geworden sind; noch weniger wollen wir vergessen, daß es zum Modeton gehört, in allen Registern zu psalmodiren, einerlei, ob das Werk ein Speculationsfabrikat reinsten Wassers, oder eine gediegene sachmännische Leistung sei. Von der ersten Sorte weiß bekanntlich der Buchhandel mehr zu erzählen, als recht ist. Aber gerade darum darf die gewissenhafte Kritik nicht schweigen, wenn einmal ein Werk erscheint wie das vorliegende, das einem wirklichen Bedürfniß auf splendide Weise entgegenkommt, oder vielmehr mehrern Bedürfnissen. Eine illustrirte griechische Culturgeschichte gab es bisher noch nicht; eine römische Culturgeschichte dagegen, sei es illustrirt, sei es bilderlos, war bisher, von Hellwald's übrigens weitere Ziele verfolgendem Buch abgesehen, nicht vorhanden; denn erst gleichzeitig mit dem vorliegenden Werk erschien Binder's „Rom und römisches Leben im Alterthum". Gebildeten Lesern und ihren literarischen wie künstlerischen Bedürfnissen entspricht Falke's Werk vollkommen und in jeder Beziehung; es wäre vielleicht auch noch eine antike Culturgeschichte für gleich gebildete, aber weniger bemittelte Leser zu schreiben, in der Art etwa, wie der frühere französische Unterrichtsminister Duruy seine „Histoire Romaine" (mit vielen Hunderten von Illustrationen, ein vortreffliches Buch!) verfaßt hat.

Was uns an dem Prachtwerk gefällt, haben wir theils früher schon hervorgehoben, theils jetzt angedeutet. Weniger gefallen hat uns Folgendes. Es sind Kleinigkeiten, wenn man will, die keinen abschrecken werden, aber je schöner das Ganze, um so auffälliger und angenfälliger sind die kleinen Flecken. Einen Argeladas hat es nie gegeben, Ageladas hieß Phidias' Lehrer; es gibt keine römischen Nanen, wohl aber Nänien; Volarium und Lapinarium (für Volière und Kaninchenzüchterei) sind keine lateinischen Ausdrücke — was man doch an den betreffenden Stellen, wo der Verfasser sie anführt, glauben sollte —; sie haben also überhaupt keine Berechtigung, so wenig wie die deutsche Construction „als ob es trägt", und die Redensart „ganz vor allen", die der Verfasser sich erlaubt; auch klingt der Satz: „Lucretius hatte vielen guten Willen durch sein Gedicht", unverständlich. Theils kühn, theils unrichtig sind folgende Behauptungen: Horaz und Tibull hätten nichts weiter getrieben als „die gebildete Kunst geistreicher Männer", Catull sei der einzige wahre Dichter, welchen Rom vielleicht je gehabt, sowie später: „Einen wirklichen Dichter, dem die Dichtung aus der Tiefe der Seele quillt, aus unbezähmbarem Drang hervorbricht, hat Rom nie geschaffen!" „Die Wissenschaft der Augurn war orientalisch" (ja, wenn die Etrusker Orientalen sind). „Der römische Sklave arbeitete nicht für den Erwerb seines Herrn wie der griechische." Und die Sklavenscharen des reichen Crassus, wodurch er zum gewaltigsten, alle Concurrenz todtschlagenden Entrepreneur in Rom wurde, die ihm seinen ungeheuern Reichthum verschafft und tagtäglich vermehrt haben? Und die Abschreibefabrik des Titus Pomponius Atticus (des Verlegers der Ciceronianischen Werke), welche ausschließlich von seinen Sklaven besorgt wurde? Daß der ursprüngliche und älteste römische Vers, der sogenannte Saturnius, kein Metrum gewesen, sondern blos nach dem Tonfall gemessen worden sei, wie der Verfasser meint, ist eine längst beseitigte und widerlegte Ansicht. Daß Hannibal „großmüthig" gewesen, möchte doch kaum zu beweisen sein und scheint aus derjenigen Rhetorik hervorgegangen, die das Unglück stets mit möglichst hellem Glorienschein umgibt. Auch unser Verfasser versteigt sich zu der in unserer Zeit nicht mehr ungewöhnlichen Behauptung, der Kaiser „Tiberius sei einer der besten Regenten gewesen, den die Welt gesehen". Das ist ein Superlativ, wo der Positiv schon ein Uebermaß von Kühnheit wäre. Die Rettung des Alten auf Capri ist bisher trotz

unendlicher Kraftanwendung, einer Kraft, die wahrlich einer bessern Sache würdig wäre, noch keinem der Schönfärber gelungen. Administratives Talent haben und ein guter, ja bester Regent sein, ist noch lange nicht dasselbe.

Unter den Illustratoren, sagen wir Künstlern, ohne deren Mitwirkung es nun einmal nicht mehr möglich ist, Prachtwerke zu schaffen (wenigstens zu verkaufen), finden wir erlauchte Namen, wie Feuerbach, Preller, Alma Tadema, F. Thiersch. Zu den gelungensten Bildern gehört ohne Zweifel Friedrich's Straßenscene aus Pompeji, Bauernfeind's Forum Romanum, Wagner's Wettrennen im Circus Maximus, Bühlmann's Forum Trajani, Courten's Putzzimmer einer Römerin, Thiersch's Bäder des Caracalla, während, offen gestanden, die beiden Bilder A. Tadema's: Ein Improvisator und Vor dem Eingange ins Theater, so prätentiös sie auch sich geriren, uns mehr als kühl anmuthen. Das erste kann man zur Noth trotz der Hyperoriginalität der Auffassung und Ausführung (in unheimlichem gruseligen Duster!) noch verstehen; vor dem zweiten stehen wir rathlos, und wir glauben behaupten zu dürfen, daß die Sphinx von Künstler hier ein Räthsel gestellt hat, das kein Oedipus von Gelehrten löst und das nur noch unentwirrbarer uns entgegenstarrt, wenn wir die Unterschrift lesen. Hundert andere Lösungen lassen sich denken, alle ebenso gut, oder ebenso schlecht. Warum einige Sujets doppelt vorhanden sind, z. B. die Villa Tiburtina Hadrian's, ein römisches Gastgelage, das Porträt des alten Scipio Africanus, ist uns unbekannt; um des ästhetisch befriedigenden Eindrucks willen brauchte letzteres nicht wiederholt zu werden, und da ja die wirkliche Identität mit Scipio (von der Porträtähnlichkeit gar nicht zu sprechen) nicht einmal erwiesen ist, so wünschten wir solche Illustrationen weg. Aehnliches gilt von dem Brustbild des Philosophen Seneca und dem Virgil's, beide (und mag auch ersteres durch die vorhandene Büste beglaubigt sein) sind gleichwol Caricaturen, ja recht scheußliche Fratzen, die sich in einem nach künstlerischen Rücksichten angelegten Werke nicht gut ausnehmen.

Der Werth des Buchs wird wesentlich dadurch erhöht, daß die neuen Ausgrabungen von Olympia und die Funde von Pergamum bereits eine Stelle darin und zwar in vorzüglicher Ausführung gefunden haben. L. Mühly.

Memoiren Otto von Corvin's.

(Beschluß aus Nr. 38.)

Erinnerungen aus meinem Leben. Von Otto von Corvin. Dritte Auflage. Vier Bände. Mit dem Porträt des Verfassers. Leipzig, Thiel. 1880. 8. 9 M.

Held's junge Frau war ihm indeß, wie sich später ergab, nicht angetraut. Dies sollte in einem Dorfe bei Leipzig nachgeholt werden; der Geistliche hatte aber einige Formalitäten versäumt, und es fand sich, daß Held noch von seiner ersten Frau nicht geschieden war. Die Sache wurde jedoch schließlich in Ordnung gebracht; die kleine bigamische Episode hatte keine Folgen. Von Held's Costümwahnsinn erzählt uns Corvin noch aus Kissingen:

Er hatte sich ein weißes Gewand von Calico machen lassen, welches bis auf die Füße reichte. Es war das eine Art Nacht- oder Sterbehemd. Damit wandelte er, wie ein ägyptischer Priester anzuschauen, in Haus und Garten umher, zum Entsetzen der frommen Glasersfrau, die sich kreuzigte und seguete, wenn ihr diese durchsichtige Erscheinung im hellen Sonnenlicht entgegentrat. Damals hatte Held auch noch eine andere Narrheit, welche übrigens von Laube ausging. Letzterer redigirte die „Zeitung für die elegante Welt"; er beschloß, eine Revolution in der Kleidung hervorzubringen, und begann mit einem Kriege gegen den schwarzen runden Hut und den Frack. Nur wenige Personen hatten den Muth, Laube's Ideen mit ihm sogleich praktisch auszuführen. Unter ihnen war der dicke Starost und Held, der natürlich nicht widerstehen konnte und dabei, wie es seine Gewohnheit ist, wieder ins Gebiet der Lächerlichkeit hinüberstreifte. Held trug schwarzwollene gestreifte Trieots und über denselben bis beinahe zur halben Wade reichende schwarze Lederstiefeln. Der schwarze Rock war altdeutsch und um die Taille herum in viele Falten gelegt. Der weite Radmantel war ebenfalls schwarz; der Hut breitkrämpig und spitz zulaufend.

Mit Held lebte nun Corvin in engster Gemeinschaft: beide wohnten in demselben Hause, und Corvin war Hauptmitarbeiter an der von Held herausgegebenen „Lokomotive", einem sehr wohlfeilen Blatt, das es auf mehr als zwanzigtausend Abonnenten brachte. So waren die beiden preußischen Offiziere auf einmal liberale und radicale Publicisten geworden. Wir erwähnten schon, daß diese innere Entwickelung von Corvin sehr flüchtig dargestellt wird. „Durch Geburt, Erziehung und gesellschaftliche Verbindungen war ich Aristokrat", sagt Corvin, „und hatte daher die Neigungen und Gewohnheiten dieser Klasse ... ich theilte natürlich auch die traditionellen Sympathien und Antipathien sowol des Adels als des Offizierstandes." Doch die Studien geschichtlicher Werke, einiges Nachdenken, Beobachtungsgabe ermäßigten schon während der Offizierszeit diese Sympathien, und der Aufenthalt in Leipzig, der Verkehr mit vielen geistreichen Menschen, die nicht diesem Stande angehörten, das Studium der niederländischen Revolution, über die Corvin ein Werk verfaßte, zugleich mit dem wachsenden Gefühl der Mangelhaftigkeit und Ungerechtigkeit der damaligen Zustände, machten ihn zum Liberalen, und da er bald die Hoffnung aufgab, daß eine Umgestaltung auf gesetzlichem Wege möglich sei, da seine Phantasie von den Bildern der künftigen Kämpfe angelockt wurde, so war er bald in seinem Herzen ein Revolutionär.

Die „Lokomotive" brachte Held nicht nur häufige Verwarnungen seitens der Polizei, sondern auch mehrmalige

Haft ein. Bei den damaligen patriarchalischen Zuständen stand es indeß nicht so schlimm damit:

Es klang fürchterlich märtyrerisch, daß Held seine Artikel vom „Gefängniß in Schkeuditz" datirte, und seine Briefe hatten einen förmlichen Anachoretengeruch. Herz und Gesicht voll Mitgefühl — er saß ja für mich! — besuchte ich ihn. Das Gefängniß lag im Amtsgebäude ebener Erde und bestand in einem großen, nicht eben schlecht möblirten Zimmer, dessen Fenster indessen verdüstert waren. Am Fußboden befand sich ein starker eiserner Ring, um widerspenstige Gefangene anzuketten. Es war höchst schauerlich. Held saß feierlich an seinem mit Papieren überfüllten Schreibtisch und erschien mir höchst ehrwürdig. Rauchen durfte er, und wir steckten wehmüthig unsere Cigarren an. Endlich schlug er — einen Spaziergang vor. Ich dachte an einen ummauerten Hof und war sehr erstaunt, als er mit mir ungehindert auf die Straße ging. Er kehrte aber um, indem er rief: „Ich will doch den Schlüssel von meinem Gefängniß abziehen, damit mir niemand in meinen Papieren kramt."

Die „Lokomotive" wurde zuletzt vollständig verboten. Corvin suchte neben der Schriftstellerei noch andere Erwerbsquellen: er begründete zusammen mit dem Apotheker Neubert eine Schwimmanstalt, die er selbst leitete, und lebte manche Tage ganz als Amphibium, mehr im Wasser als zu Lande. Dann vervollkommnete er die Erfindung eines Schriftstechers in Kupfer, die Glyphographie:

Durch diese von Palmer Glyphographie genannte Kunst erzeugt man mit Hülfe der Galvanoplastik eine kupferne Platte, auf welcher die Striche einer Zeichnung, die der Künstler auf eine besonders präparirte Tafel macht, erhaben dastehen und deren durch die Buchdruckerpresse gemachter Abdruck das Facsimile der Zeichnung ist, da die kupfernen Linien der Druckplatte in denen gewachsen sind, welche der Künstler selbst zeichnete.

Diese Kunst spielt eine große Rolle im Leben Corvin's, der, um sie in Curs zu setzen, auch Buchhändler geworden war; er suchte kaufmännische Firmen, die sie speculativ im großen Stil zu verwerthen geneigt waren. Nachdem der Herzog von Gotha sich anfangs dafür interessirt und ihm Geld geliehen hatte, reiste Corvin nach Paris und gerieth hier aus der Galvanoplastik direct in die Revolution ... zunächst in die Februarrevolution, an der er sich tapfer betheiligte, dann in die deutsche demokratische Gesellschaft, welcher Herwegh präsidirte und von welcher ein Freischarenzug nach Deutschland ausgehen sollte: im Comité befanden sich außer Herwegh von Bornstedt und Löwenfels, beide frühere preußische Offiziere, ebenso wie Reinhard von Schimmelpfennig, dem anfangs der Oberbefehl anvertraut worden war. Von der damaligen französischen provisorischen Regierung war es besonders Flocon, der mit den Häuptern des Comité verhandelte und den Zug zu unterstützen versprach. Als Corvin und Herwegh bei dem Minister waren, erhielt dieser ein Portefeuille mit einem Packet Bankbillets von 1000 Frs.; es mochten etwa funfzig Billets in dem Päckchen gewesen sein:

Endlich sagte Herr Flocon zu Herwegh: „Ich habe eben Geld vom Ministerium bekommen; wie viel brauchen Sie für die ersten, dringendsten Ausgaben zur Ausrüstung der Legion? Ich meine nur für den Augenblick." Dabei wog er die Banknoten in der Hand vor unsern Augen, als wolle er sagen: die Summe, die ich hier habe, ist für diesen augenblicklichen Zweck bestimmt. Herwegh drehte und wandte sich auf seinem Stuhl, während ihn Flocon ruhig ansah, geduldig das Resultat dieser Contorsionen abwartend. Endlich stotterte er: „Zweitausend Francs!" Ich vergesse niemals Flocon's Gesicht; die Miene, die er machte, drückte so viel aus, daß ich es nicht auf einer Seite erschöpfend wiedergeben, aber abgekürzt in das Wort „Dummkopf" zusammenziehen kann.

Waffen wollte der Minister nur geben, wenn durch die Schweiz nach Deutschland marschirt werde.

Die Geschichte dieses ersten Freischarenzugs ist sehr lebendig dargestellt: wir erfahren eine Menge bisher wenig bekannter Thatsachen. Nach dem Ausmarsch wurde in Straßburg der Obercommandant gewählt: es war Börnstein; Corvin wurde Chef des Generalstabes. Von Herwegh heißt es:

Herwegh ist ein Dichter und hat alle Fehler eines solchen; Fehler, die eben Dichtertugenden sind. Sein Leben ist ein Leben in der Phantasie; seine Handlungen sind Gedichte. Solche geistige Thaten sind für die Vorbereitung eines Volks zu materiellen Thaten sehr wichtig; allein es ist ein Misgriff, einen Dichter an die Spitze von Unternehmungen zu stellen, die eine andere Art des Handelns nöthig machen. Truppen commandirt man nicht in Versen, auch werden sie mit denselben weder gefüttert noch bekleidet. Stellt einen wirklichen Dichter an die Spitze einer politischen Partei, und er wird dieselbe ruiniren; sie kann gar nicht in schlechtere Hände fallen. Herwegh nahm den regsten Antheil an allen politischen Bewegungen, auf deren Hervorrufung er durch seine kräftigen Gedichte einen nicht zu verachtenden Einfluß ausgeübt hatte; allein seine Gedanken schwebten, eben weil sie poetische waren, über der gemeinen Wirklichkeit, die ihn überall anekelte und zornig machte, und der er keine Berechtigung zugestehen wollte. Details haßte er; allein dennoch liebte er es oft, sich um das Kleinste zu kümmern, und dann wurde er kleinlich. Dabei war er ein Egoist; weniger in materiellen Dingen: er konnte entbehren und Anstrengungen, welche seinen nicht kräftigen Körper mehr als den eines andern angriffen, ohne Murren ertragen; allein er konnte wüthend werden, wenn man ihn mit Dingen plagte, die ein anderer besorgen konnte; er handelte überhaupt nur, wenn er dazu gezwungen wurde, niemals aus freiem, innerm Antrieb. Dabei fehlte ihm durchaus jede Gegenwart des Geistes; war der Moment vorüber, dann arbeitete seine Phantasie die Situation desselben aus und er wußte sehr gut, was er hätte thun sollen. Solche Grübeleien trugen indessen keine Frucht; das nächste unvorhergesehene Ereigniß traf ihn gleich unvorbereitet.

Die pariser Arbeiterlegion war auch bei dem Leiter des Aufstandes, Hecker, wenig beliebt: Frau Herwegh erschien bei diesem auf diplomatischer Sendung und suchte ihn, nicht ohne Erfolg, umzustimmen. Nach der Niederlage Hecker's in dem Gefecht bei Kandern standen die Aussichten für die Legion schlecht genug: sehr anschaulich schildert Corvin das Gefecht von Niederdossenbach, in welchem sie von den Würtembergern zersprengt wurde, und die abenteuerliche Flucht. Die Anekdote aber, daß Herwegh von seiner Frau unter dem Spritzleder ihres Wagens verborgen worden sei, erklärt er für eine Verleumdung: er sagt von den Herweghs:

Während des Gefechts waren sie bei dem Wagen geblieben und hatten von dem in Kandern erhaltenen Vorrath Pulver auf den Kampfplatz geschickt. Die Zeitungen der damaligen Zeit wetteiferten in Erzählungen, die sämmtlich den Zweck hatten, Herwegh lächerlich zu machen und besonders seine Feigheit zu geiseln. Er als Nichtkämpfer und Nichtmilitär hatte nichts im Gefecht zu thun, und ich habe bei keiner Gelegenheit während dieses Zugs Zeichen von Feigheit an ihm entdeckt.

Diese Mittheilung eines Augenzeugen ist gewiß entscheidend: freilich kann sich das deutsche Volk Herwegh nicht als Civilcommissar „ohne Schwert" denken. Ein Dichter, der für die Schwerter solche Passion gezeigt, daß er sogar die Kreuze aus der Erde reißen wollte, um sie in Schwerter zu verwandeln, und der nun ohne Schwert ins Gefecht zieht: das gab immer ein etwas verzeichnetes Charakterbild.

Was Corvin von Hecker, Struve, Heinzen sagt, möge man in dem Werk selbst nachlesen. Nach kurzem Aufenthalt in Straßburg, wo die Comités sich befehdeten, kehrte Corvin nach Berlin zurück, wo Held damals die bedeutendste Rolle spielte. Das erste Kapitel des dritten Bandes schildert uns die damaligen Zustände in Berlin, gibt uns ein wohlgetroffenes Porträt von Luise Aston und zeigt die Demagogen wie Held bereits in ihrem Niedergange, da dieser allmählich beginnt, Geld von Ministern zu nehmen, und z. B. von Minister Manteuffel sich 800 Thlr. leiht zur Herausgabe eines Buchs über Berlin. Corvin, aus Berlin ausgewiesen, begibt sich wieder nach Baden, wo inzwischen die Insurrection zum Ausbruch gekommen war. Hier sehen wir Corvin zum ersten mal an hervorragender Stelle, obschon es ihm anfangs nur mit Mühe gelang, ein wichtiges Commando zu erhalten. Das Bombardement von Ludwigshafen und die Vertheidigung von Rastatt fanden unter seiner militärischen Oberleitung statt. Dieser badische Aufstand hatte ein ganz anderes Ansehen als der Herwegh'sche Putsch: dort war das badische Heer betheiligt, wohlorganisirte Regimenter zogen ins Treffen; jener Putsch endete tragikomisch; der badische Aufstand hatte einen sehr ernsten tragischen Ausgang. Ueber die Tendenzen und Zwecke desselben suchen wir bei Corvin vergeblich Auskunft; bei dem Herwegh'schen Putsch erwähnt er einmal, daß das Parlament ein Volksheer brauche und die deutsche Legion eben zu diesem Zweck heranrücke. Der Aufstand in Baden wird als selbstverständlich von dem Autor angesehen; auf politische Motive und Raisonnements läßt er sich überhaupt nicht ein; die Revolution war für ihn damals, was für Halm's „Parthenia" die Liebe. Sie kommt und sie ist da! Er kämpfte für sie, doch unverkennbar leuchtet auch die Freude am Kampfe selbst aus seinen Aufzeichnungen hervor.

Dieser Abschnitt ist der interessanteste des Werks; er bringt authentische Mittheilungen über die Zustände in Baden, über die Leiter des Aufstandes, die militärischen Vorgänge, und da Corvin frei von jeder Schönfärberei ist, so erhalten wir auch ein charakteristisches Bild der Anarchie, welche gerade in den leitenden Kreisen herrschte und jedes Zusammenwirken der verschiedenen Heerestheile ausschloß. Doch muß man diese Mittheilungen im Zusammenhange lesen; sie lassen sich weniger durch Auszüge illustriren. Charakterbilder erhalten wir von Sigel, Philipp Becker, Anneke, Germain, Metternich, besonders aber von den Vertheidigern von Rastatt: Tiedemann, von Biedenfeld, dem alten Böning, die alle später nach dem Ausspruch des badischen Kriegsgerichts erschossen wurden. Sehr anschaulich sind die Kämpfe bei Rastatt geschildert, besonders eingehend die Unterhandlungen, welche zur Uebergabe auf Gnade und Ungnade führten. Corvin reiste in Begleitung eines preußischen Offiziers nach Constanz, um sich davon zu überzeugen, daß das Insurrectionsheer Baden verlassen habe. Darauf stimmten auch diejenigen für die Uebergabe, die durch dieselbe am meisten gefährdet wurden. Es folgten die Tragödien in den Kasematten und auf den Richtstätten. Corvin wurde zum Tode verurtheilt; aber es gelang seinen Freunden, die Todesstrafe in zehnjährige Zuchthausstrafe umzuwandeln.

Der große Abschnitt „Das Zuchthaus" liest sich wie eine Folge spannender Romankapitel. Die Detailmalerei des Autors gibt hier die anschaulichsten Bilder; doch auch die psychologischen Schilderungen stehen auf gleicher Höhe; man fühlt die Empfindungen tiefster Demüthigung und Zerknirschung nach und bewundert die Ausdauer und Zähigkeit, mit welcher Corvin sich doch ein besseres Los innerhalb der Mauern dieses schrecklichen pennsylvanischen Gefängnisses erkämpfte, bis ihm die vollständige Freiheit zutheil wurde.

Später ging Corvin nach Hamburg und London, und dann begab er sich als Correspondent auf den Schauplatz des nordamerikanischen Secessionskriegs. Seine im vierten Band der Memoiren enthaltenen Schilderungen von Land und Leuten in Nordamerika gehen bisweilen sehr ins Detail; besonders hat er das culinarische Departement mit Vorliebe behandelt; doch praktischer Sinn, gesunder Menschenverstand und gute Beobachtungsgabe machen ihn zu einem glaubwürdigen Berichterstatter. Auch weiß er lebendig zu schildern: wir erhalten von dem eigenthümlichen Kriegs- und Lagerleben der Unionstruppen ein recht frisches Bild, und die Darstellung der Schlacht am Antietam zeichnet sich durch Anschaulichkeit aus. Mit allen damaligen hervorragenden Staatsmännern des Nordens kam Corvin in nähere Berührung, und obschon bei ihm Sympathien und Antipathien eine große Rolle spielen, so sind seine Porträts in den Hauptzügen doch scharf gezeichnet und jedenfalls getroffen. Von Abraham Lincoln entwirft er ein Bild, dem man die sprechende Aehnlichkeit gleichsam ansieht:

Lincoln war ein langer, knochiger Mann mit großen Füßen, knochigen Händen, die noch größer aussahen wegen der zu kurzen Aermel seines schwarzen Röckchens, sehr langen Armen, mit denen er nicht recht wußte, wo er sie hinthun sollte, magerem, schmutzig gelblichem Gesicht, etwas wirrem, bräunlichem Haar, großer Nase, ungeheuer großem Mund, abstehenden großen Ohren und kleinen, etwas matten Augen. Wenn mir Lincoln in Deutsch-

land irgendwo auf der Straße begegnet wäre, würde ich ihn wahrscheinlich für einen Dorfschulmeister, aber nie und nimmermehr für das Oberhaupt von vierzig Millionen Menschen gehalten und bei seinem Anblick leicht gelächelt haben. Seiner körperlichen Schönheit wegen war Abraham Lincoln sicherlich nicht zum Präsidenten erwählt worden; denn in den Augen der meisten Menschen war er ein gewöhnlich aussehender, wenn nicht häßlicher Mann. Mir erschien er indessen nicht so, und je länger ich seine den äußern Schönheitssinn nicht ansprechenden Formen betrachtete, desto schöner erschien er meinem innern, intellectuellen Auge. Sein Gesicht war ein Christusgesicht mit grotesken Zügen. Sah ich lange hinein, so ergriff mich eine Rührung, von der sich mein Verstand keine Rechenschaft geben konnte. Jemand hat die Bemerkung gemacht, daß man es Leuten, die eines gewaltsamen Todes zu sterben bestimmt wären, im Gesicht ansehen könne! Tieck sagt irgendwo, daß man Menschen, die man liebe, erst recht liebe, wenn man eine kleine Lächerlichkeit an ihnen entdecke. Auch große Männer werden populärer durch ihre kleinen Lächerlichkeiten oder Schwächen, als durch ihre Tugenden und geistige Größe. Diese Schwächen bringen sie uns menschlich näher. Lincoln's Gesicht war, ich möchte sagen ein melancholisch-humoristisches. Man sah die Sorge um das Schicksal seines Volks in seinen milden Zügen, allein in den Winkeln seiner Augen und seines großen Mundes blitzte es hin und wieder wie ein flüchtiger Sonnenstrahl. Wäre Lincoln ein Mann gewesen mit schönem, martialischem Gesicht, breiten Schultern und gewölbter Brust, man würde ihn schwerlich so geliebt haben, wie es wirklich der Fall war. Seine lange, ungeschickte Schlemihlgestalt machte ihn noch populärer, und wer ihm begegnete, sah sich mit einem freundlichen Lächeln nach ihm um. Man liebte Lincoln mehr, als man ihn bewunderte; für einen großen Mann hielt ihn niemand, wohl aber für einen guten und edeln.

Später wurde Corvin im Banknotenbureau des Schatzamtes, dann im Patent-Office beschäftigt, wo er Karten zeichnete. Dann finden wir ihn wieder in Deutschland, in Berlin, als Berichterstatter großer Zeitungen auf dem Schauplatz des Deutsch-Französischen Kriegs, zuletzt als Schriftsteller in Leipzig, wohin ihn eine neue Auflage der „Illustrirten Weltgeschichte" geführt hatte.

Die „Memoiren" sind ausnehmend inhaltreich, frisch und lebendig und enthalten besonders im zweiten und dritten Bande authentische Mittheilungen, welche von dem Geschichtschreiber der Jahre 1848 und 1849 nicht ignorirt werden dürfen.

Rudolf von Gottschall.

Philosophische Schriften.

1. Schopenhauer's Erlösungslehre. Von Rafael Koeber. Berlin, C. Duncker. 1881. Gr. 8. 1 M.

Es ist ein sehr interessantes Kapitel, das der Verfasser der vorliegenden kleinen Arbeit aus Schopenhauer herausgegriffen und selbst eingehender behandelt hat. Aber er bietet uns nicht genau Schopenhauer'sches selbst, sondern vieles in seiner eigenen etwas abweichenden Auffassung. Das Ganze zerfällt in drei Theile, von denen der erste nur vom Willen handelt und zwar besonders in Beziehung auf den Intellect. Schopenhauer will nämlich den Willen als völlig intellectlos aufgefaßt wissen, Koeber hingegen bemüht sich, die Unstatthaftigkeit und Unmöglichkeit dieser Auffassung nachzuweisen, und bezeichnet den Willen als einen nothwendig und wesentlich intelligenten. Und das ist die vom Verfasser mit Schopenhauer vorgenommene Aenderung.

Der zweite Abschnitt behandelt dann den Proceß des Falles und der Erlösung selbst. „Die Quelle aller Leiden, alles Uebels und alles Bösen ist das principium individuationis. . . ." Das Absolute vereinzelt sich, wird Ich und setzt als solches sich das Du entgegen. Damit ist der Selbstsucht das Thor und mit ihr der Krieg aller gegen alle, ja schließlich der Krieg gegen sich selbst eröffnet. Die Erlösung kann daher nur erfolgen durch die höchste Selbsterkenntniß, durch welche das Ich sich wieder in seinem absoluten Grunde erkennt und erfaßt, den Einzelwillen verneint und sich mit der Idee des Ganzen vereinigend darin aufgeht. „Indem der Mensch anschaut, hört er auf Individuum zu sein: er versinkt in die Idee, verliert sich in ihr, wird eins mit ihr."

Der dritte Abschnitt bildet nur eine abschließende Ergänzung. Näher auf den Inhalt einzugehen, verbietet uns der Raum. Das Schriftchen ist in einer angenehm fließenden und leicht verständlichen Sprache geschrieben und fesselt den Leser unwillkürlich. Niemand, der es mit Aufmerksamkeit durchliest, wird es ohne Genuß und mannichfache Gedankenbereicherung aus der Hand legen.

2. Das Erkenntnißproblem. Mit Rücksicht auf die gegenwärtig herrschenden Schulen. Von O. Caspari. Breslau, Trewendt. 1881. Gr. 8. 1 M. 60 Pf.

So wichtig auch das hier behandelte Problem ist, und so dankbar man einer jeden gediegenen Bearbeitung, beziehungsweise Lösung desselben sein muß: so darf doch mit Recht verlangt werden, daß es entweder im Zusammenhange mit andern Problemen in einem Werke, oder aber wirklich selbständig als ein Ganzes für sich behandelt werde. Das ist aber hier nicht der Fall. Wer diese kleine 52 Seiten umfassende Schrift lesen und verstehen will, muß nicht nur mit der Philosophie überhaupt vertraut sein, sondern er muß auch die übrigen Schriften des Verfassers bereits kennen. Und da der Autor diese Arbeit selbst nur als Prolegomena für seine erkenntniß-theoretischen Schriften bezeichnet, so versteht man nicht recht, warum die kleine Arbeit in dieser selbständigen Form in die Welt geschickt worden ist. Bei aller sonstigen Gediegenheit des Gebotenen ist der bezeichnete Uebelstand zu beklagen und thut der Wirkung Eintrag. Gern aber stimmt man mit dem Verfasser in seinen Schlußworten überein:

Alle (Schulen) weisen hin auf einen Theil der großen Wahrheit; aber die volle, die ganze Wahrheit wird nur gefunden, wenn wir die Einseitigkeiten dieser Schulen überwinden, um mit verschärftem Blick eine neue und höhere Lösung des großen Problems zu erstreben.

3. Sein und Erkennen. Eine fundamental-philosophische Untersuchung von J. Bergmann. Berlin, Mittler u. Sohn. 1880. Gr. 8. 4 M.

Diese Schrift hat alle Vorzüge und Mängel eines von einem speculativen deutschen Philosophen verfaßten Buchs. Unstreitig hat der Verfasser eins der wichtigsten, wenn nicht das allerwichtigste Problem zum Gegenstande seiner kritischen Untersuchung gemacht, und ebenso sicher hält er auch Wort, wenn er auf dem Titel eine „fundamental-philosophische Untersuchung" verspricht. Denn das Werkchen ist durchgängig mit jener Tiefe und Verstandesschärfe abgefaßt und zur Darstellung gebracht, wie wir sie nur von dem kritisirenden Kopfe eines wahren deutschen Denkers erwarten können. Die Lektüre desselben wird daher für einen jeden, der sich für das Thema interessirt und sich ernstlich damit beschäftigt, eine tüchtige Denkgymnastik sein. Was man aber als Schattenseite und Mangel mit in den Kauf nehmen muß, das ist die Sprache. Hier macht der Verfasser oft sehr große, ja mitunter zu große Anforderungen an die Nachsicht des Lesers. Da man aber solches von unsern deutschen Meistern der Philosophie gewöhnt ist, und da Bergmann in der That Gediegenes bietet, so wird der philosophische Jünger sich diese Gymnastik nicht verdrießen lassen. Daß der Verfasser den großen vorangegangenen Meistern grobe Irrthümer vorwirft, darf uns ebenfalls nicht befremden: glaubt doch bekanntlich ein jeder, erst er habe den Nagel auf den Kopf getroffen.

Als eine anstrengende Denkübung also sei diese zwölf Druckbogen umfassende Schrift allen Freunden echter Philosophie bestens empfohlen.

4. Die neuere Philosophie und der christliche Glaube in ihrem Verhältnisse, aus den Quellen dargelegt von M. Ehrenhauß. Wittenberg, Wunschmann. 1881. Gr. 8. 2 M. 40 Pf.

Seit durch die großartige Reformationsthat Luther's die verschiedenen Zweige der allgemeinen Wissenschaft sich nach und nach gänzlich von der Vormundschaft der Theologie befreiten und speculatives wie empirisches Forschen auf verschiedenen Gebieten zu andern Resultaten gelangte, als früher die Theologie aufgestellt und gutgeheißen hatte, seitdem war man von einer gewissen Seite bestrebt, „Glauben und Wissen zu versöhnen". Allerdings konnte derjenige, welchem nur an der Wahrheit und dem ehrlichen Bekenntniß derselben gelegen war, nicht in Abrede stellen, daß die wissenschaftliche Forschung Wahres zu Tage gefördert, aber Wahres, das vielfach mit den Satzungen des Glaubens, dem Inhalte der Bibel oder den Lehrsätzen der Theologie in scharfem Widerspruche stand. Glaubte man nun zugleich, daß diese letztern Satzungen ebenfalls ihre Berechtigung hätten, auch Wahrheit enthielten und darum nicht fallen gelassen werden dürften, so ergab sich von selbst das Problem einer „Versöhnung", eines Ausgleichs, einer Vermittelung. Wer in der Geschichte der Wissenschaft auch nur einigermaßen bewandert ist, weiß, wie vieles in dieser Beziehung geleistet worden ist und zwar von bedeutenden Köpfen, aber dennoch stets erfolglos. Leichter und bequemer als der Zusammensteller der vorliegenden Arbeit hat sich es indeß wol nie einer gemacht. Um einem lieben Jugendfreunde in Dresden den Trost zu spenden, aber auch um im allgemeinen den Beweis zu liefern, daß es mit dem Verhältniß zwischen Wissenschaft und Glaube lange nicht so schlimm bestellt sei, als man gewöhnlich wähne, charakterisirt Ehrenhauß nun die Hauptvertreter der neuern Philosophie und beginnt sogar mit Anselm von Canterbury (gest. 1109), den er den „Vorläufer der neuern Philosophie" und den „ersten großen germanischen Denker der Kirche" nennt. Ihm folgen Cartesius als „Vater der neuern Philosophie", Spinoza, Leibniz, Locke, Hume, Kant, Fichte, Schelling, Herbart und Hegel. Indem er nun den Hauptinhalt der Lehre eines jeden dieser Philosophen heraushebt und kritisch durchgeht, findet er heraus, daß sich bei jedem wenigstens ein Gedanke ausgedrückt findet, welcher mit einem Gedanken oder Lehrsatz der christlichen Kirche eine nähere oder entferntere Aehnlichkeit hat oder — haben dürfte. Und daraus wird alsdann der Schluß gezogen, daß alle diese großen Geister mehr oder weniger im Sinne der christlichen Kirchenlehre philosophirt hätten! Das ist, in solcher Allgemeinheit ausgesprochen, eine sehr gewagte Behauptung. Niemand wird sich wundern, in den Schriften von Anselm (wenn er doch einmal zu den Vertretern der „neuern Philosophie" gezählt werden soll) oder Cartesius oder Leibniz christliche Gedanken zu finden, obwol auch diese Denker in ihren systematischen Hauptwerken objectiv waren; aber in den Sätzen eines Spinoza, oder wie sonst die glaubenslosen Philosophen heißen mögen, Christenthum zu finden, ist doch etwas zu kühn. Mit Hegel schließt der Verfasser, weil, wie behauptet wird, es nach diesem keinen großen Philosophen mehr gab. Das dürfte nun doch nicht so ohne weiteres zu unterschreiben sein. Man mag mit Schopenhauer sympathisiren oder nicht, man wird ihn doch stets den Philosophen ersten Ranges beizählen müssen. Daß aber dem Pastor Ehrenhauß Karl Christian Friedrich Krause entging, ist unerklärlich; denn gerade die Schriften dieses Philosophen dürften am ehesten eine Ausbeute in obigem Sinne ermöglicht haben.

Wir haben in der vorliegenden Schrift ein Stück Geschichte der Philosophie, und insofern mag sie mancher nicht ohne Vortheil lesen; ihren Zweck aber erreicht sie keineswegs.

A. Reichenbach.

Neue Novellen von Frauenhand.

1. Ada. Novelle von Lilla Gräfin von und zu Egloffstein, geb. Gräfin von Bassewitz. Magdeburg, Heinrichshofen. 1881. 8. 2 M.
2. Aus Palast und Hütte. Novellen von Valeska von Gallwitz. Leipzig, Schulze u. Comp. 1881. 8. 4 M.
3. Deborah. Von Baronin Auguste von Schulte. Hannover, Lüdemann. 1881. Gr. 8. 1 M. 80 Pf.
4. Unter Sommerlaub und Winterschnee. Gesammelte Novellen von Maria Lenzen, geb. di Sebregondi. Fünfte Folge. Köln, Bachem. 1881. 8. 4 M.

Bei einer so reichen Auswahl neuer Novellenbücher von Frauenhand ist es begreiflich, daß das Urtheil sich gern in Parallelen ergeht, und so kommt es, daß dem Leser neben der äußern Verwandtschaft bei drei der obengenannten Werke auch eine innere Aehnlichkeit auffällt, die sein Urtheil unfehlbar beeinflussen wird. Der Umstand, daß die Werke sämmtlich von Damen aus den höhern Gesellschaftskreisen herrühren, verleiht ihnen den Grundzug der gemessenen aristokratischen Form. Sie bewegen sich alle in sehr feiner und guter Gesellschaft, und man kann nicht sagen, daß der Ausruf des Dichters: „Was kann da Großes begegnen!“ durch diese Erzählungen widerlegt worden sei. Am tiefsten in die Räthsel der Menschennatur greift noch die Verfasserin der unter Nr. 4 verzeichneten Novellen, welche zwar gewaltsam ihre Effecte suchen und über steinigen Boden zum Ziele führen, dabei aber doch auch manchen Edelstein am Wege auflesen. Voll und ganz in Idee und Durchführung ausgereift scheint mir nur die kurze Novelle „Des Vaters Fluch“ von Valeska von Gallwitz, die auf dem Raume von vierzehn kleinen Octavseiten ein ganzes Lebensschicksal in ergreifenden Zügen am Geiste des Lesers vorüberführt.

Die Novelle der Gräfin Egloffstein: „Ada“ (Nr. 1), ist eine recht empfindliche Treibhauspflanze, die, zwar nicht ohne Interesse, jedoch ohne Poesie, den Eindruck des Exotischen macht und daher des vertraulich Ansprechenden entbehrt, das absonderlich der Novelle eigen sein sollte. Noch mehr trägt zu diesem fremdartigen Eindruck die Vorliebe bei, mit der die Verfasserin ihre Personen französisch parliren läßt, um so deren unverkennbare Blasirtheit recht vornehm erscheinen zu lassen. Der Stolz, mit dem sie sich ihrer russischen Helden annimmt, welche allerhand merkwürdige Eigenschaften vor andern Menschen voraus haben müssen, läßt sie die poetische Ungerechtigkeit begehen, daß sie ihre eigene Heldin dadurch zurücksetzt. Wie wäre es sonst möglich, daß diese durch eine grausam lange Zeit von dem Gegenstande ihrer Verehrung gar nicht beachtet wird und in einem instinctiven Zustande der Entsagung hinlebt, der jeglicher Sympathie entbehrt? Das ist überhaupt in der geschilderten Weise nur dann möglich, wenn der Leser auf Treu und Glauben die unausgesprochene Meinung der Verfasserin hinnimmt, der russische Geliebte sei derart von der Heiligkeit seiner ehelichen Verpflichtungen gegen seine im Wahnsinn schmachtende, im Irrenhause lebende Frau erfüllt, daß auch ein nur formeller brieflicher Verkehr mit dem geliebten Mädchen ihm wie ein Verbrechen erscheine. Und dieser Zustand dauert volle sieben Jahre — horribile dictu. Das heißt denn doch das russificirte Magdalenenthum bis ins Unerträgliche potenziren. Man muß den Glauben dafür mitbringen, um sich ohne Murren dareinzufinden. Im übrigen ist die Novelle, namentlich in dem Theile, welcher das Verhältniß der Schwester Ada's, Mathilde, zu dieser und ihrem frühern Anbeter Ebersdorf erzählt, glücklich angelegt und zeugt hier und an verschiedenen andern Orten von Compositionstalent.

Unter den vier Novellen der Valeska von Gallwitz'schen Sammlung: „Aus Palast und Hütte“ (Nr. 2), habe ich bereits die Perle hervorgehoben. Die andern, namentlich die erste, längere: „In der Fremde“, leiden mehr oder weniger an alltäglicher unvermittelter Schroffheit auf der einen wie an Gefühllosigkeit auf der andern Seite, und die genannte erhebt sich nur gegen den Schluß hin zu einem wahrhaft poetischen Zuge in den Charakteren und Situationen. Aber selbst hier bleibt die Darstellung hinter den Anforderungen eines geläuterten Novellenstils zurück. Die Toilettenstubenromantik, in die man wie in einen schlecht im Licht hängenden Spiegel schaut, während man doch den Eindruck empfängt, als ob die Verfasserin fleißig hineingesehen habe, drängt sich recht störend aus den Zeilen dieser Novelle hervor, und man liest volle 150 Seiten, ehe man endlich auf einen kernigen Pinselstrich kommt, der in die Seele der Schreiberin getaucht ist, die sich dann allerdings so talentvoll offenbart, wie sie in den darauffolgenden kürzern novellenartigen Skizzen: „Des Vaters Fluch“, „Der Mutter Segen“ und „Marie“, erscheint. Die letzten beiden erreichen zwar nicht die schöne Kraft und Fülle der Idee und des Ausdrucks wie erstere, sind aber ebenfalls voll poetischer Kraft und verfehlen ihres Eindrucks nicht.

Was die „Deborah“ der Baronin Auguste von Schulte (Nr. 3) anlangt, so stehen wir hier vor einem gesellschaftlichen Räthselbilde, das sich bis in die tiefsten Tinten der Romantik verliert, doch ebenfalls keinen Augenblick jene wohlthuende Reserve der feinen conventionellen Formen verleugnet. Deborah, ein Judenmädchen aus Prag, wird von einem Grafen recht raubritterlich entführt; der Held der Erzählung ist Zeuge der Entführung, ohne in seinem angeborenen Unterthänigkeitsgefühl eine Hand zu rühren. Er macht nun mit Deborah's Bruder einen mehr als abenteuerlichen Rettungsversuch, indem er nächtlicherweile in das Schloß des Grafen an der Luftschnitz bis zum Gemach der von ihm Angebeteten dringt und in höchst unüberlegter Weise in Gegenwart der

Wärterin ihr zu Füßen stürzt. Der eben von einem Ritt heimkehrende Graf kommt hinzu und läßt den Unbesonnenen in Fesseln schlagen und in einen Kerker werfen, aus dem ihn der draußen harrende Bruder der Geliebten befreit. Dies geschieht alles so sans phrase, so ohne alle seelische Affectation, so vollkommen nach den Regeln des guten Tons, daß man auch nicht verwundert ist, zuletzt die Vereinigung der beiden Liebenden in eben derselben Weise sich vollziehen zu sehen. Mit sehr viel chevalereskor Romantik, von der selbst die lautlos hinscheidende Wärterin nicht verschont bleibt, entwickelt sich alles, sodaß man füglich daran glaubt und den nicht ohne Spuren echten Talents herbeigeführten tragischen Schluß, nach welchem der unerbittliche Tod auch in diese selbstgeschaffene gleißende Welt mit starrer Hand hineingreift, als baare Münze hinnimmt. Wenn nur alles oder auch nur das Wesentlichste im Menschenschicksal sich so luftig und leicht entwickeln wollte, wie hier in dieser „Deborah", man nähme gern das bischen Tod mit in den Kauf; aber es ist leider nicht wahr, daß der Tod auch der geliebtesten Menschen das Bitterste ist, was der Mensch zu tragen hat. Als Abschluß einer so abenteuerlich angebahnten Geschichte kann er nicht befriedigen, und daß er nicht kalt läßt, ist ein Verdienst der Verfasserin.

Ganz anders als die vorstehenden Bücher muß dasjenige der Frau Maria Lenzen, das den geschmacklosen Titel „Unter Sommerlaub und Winterschnee" (Nr. 4) trägt, beurtheilt werden. Die Verfasserin ist in ihrer Art ein Talent, das von Funken genialer Eingebung durchleuchtet wird. In „Harte Köpfe", der ersten der Novellen, weiß sie nach einer etwas breit angelegten Einleitung das Interesse des Lesers vollkommen zu fesseln. Die Figuren treten plastisch aus dem Rahmen der Erzählung hervor und gewinnen unter ihrer Hand wirkliches Leben. Es gelingt ihr sogar, für den hannoverisch-platt redenden „Glierenkieker", der in der Welt nichts zu thun hat, als anderer Leute Angelegenheiten nachzuspüren und dadurch Unheil zu stiften, vollkommene Absolution beim Leser zu erwirken; denn dieser knorrige Heidebewohner erscheint wahrhaft ingeniös im Auswittern von Geheimnissen und bringt sie mit Virtuosität an den rechten Mann. Aber auch der ernstere Theil der Novelle zeugt von breiterm dichterischen Wurf, als dies bei der gewohnten Durchschnittswaare der Fall. Es ist, um mit Heinrich Laube zu reden, „Blut" darin, das zuweilen, wenn auch nicht, wie nach desselben Gewährsmannes Ausspruch bei Brachvogel, „schwarz", doch zum mindesten dunkelroth hervorschimmert.

In der Novelle „Die Rütenbroeks" tritt diese Eigenschaft in noch höherm Maße hervor. Der Tod hält hier eine so reiche Ernte und wählt seine Opfer so grausam, daß die Lebenden doppelt recht behalten. Es sind dies Bilder aus einer ungewohnten Welt, in der die dichterische Phantasie mit souveräner Herrlichkeit waltet. Die entferntesten Pole der Erde werden wie die Pole entgegengesetzter galvanischer Strömungen mit kühnen Strichen, durch Menschenseelen vermittelt, miteinander in Verbindung gebracht, und immer erzeugt der dadurch herbeigeführte Strom Gegensätze, die nur in dieser eigenthümlichen Verbindung ganz verständlich sind. Wenn man das in den „Rütenbroeks" entrollte Schicksal des Knaben Arend vollständig in sich aufnehmen will, muß man lange bei ihm verweilen. Der Umstand, daß die Verfasserin den Leser anfangs im Zweifel darüber läßt, ob er der Held ihrer Novelle werden wird oder der mit ihm zugleich aus entgegengesetzten Motiven verschollene Oheim, bringt einen Dualismus in das Werk, über den nur die große Begabung der Verfasserin hinwegträgt.

Zum Schluß bietet der Band noch einen Nachzügler: „Eine Heideblüte", in dem sich die specifische Eigenart der Verfasserin verklärt widerspiegelt, und sie wird es dem Kritiker nicht übel deuten, wenn er ihre Muse mit diesem eigenartigen Wesen identificirt, das, so liebenswerth und schroff zugleich, unsere ganze Sympathie für sich gewinnt, trotzdem wir manchmal davorstehen wie vor einer fremden unbekannten Scheinwelt, in welche die Feder der Dichterin erst das Licht hineinträgt, durch welches wir ihre Schöpfungen mit unserm geistigen Auge erfassen lernen.

Hermann Riotte.

Feuilleton.

Aus der Schriftstellerwelt.

Am 12. September starb im Haag als ottomanischer Gesandter Murad Efendi, ein deutscher Dramatiker von Talent, als Beurtheiler von Schriften über orientalische Angelegenheiten seit Jahren auch an d. Bl. thätig. Er war im Jahre 1836 in Wien geboren, hieß ursprünglich Franz von Werner und diente in der österreichischen Armee. Im Krimkriege trat er als Cavalerieoffizier in türkische Dienste. Nach der Erstürmung von Sewastopol und dem Abschluß des Friedens schlug er die diplomatische Laufbahn ein, wurde anfangs Consul für das Banat und nahm seinen Wohnsitz in Temesvár. Nach längerm Aufenthalt in Wien wurde er ottomanischer Generalconsul in Dresden und rückte dann vor einigen Jahren zum türkischen Gesandten in Schweden und den Niederlanden auf. In Stockholm fand er an dem König von Schweden, der ja selbst den Musen huldigt, einen Freund und Beschützer. Bereits seit einigen Jahren von einer verhängnißvollen Krankheit, der Zuckerruhr, erfaßt, fiel er im Haag, wo er zuletzt weilte, ihr zum Opfer. Kurz vor seinem Tode gab er seine „Dramatischen Werke" in drei Bänden gesammelt heraus (Leipzig, T. O. Weigel; Leiden, E. J. Brill). Es wurden ihm bei seiner hohen diplomatischen Stellung verschiedene Auszeichnungen zutheil: der König der Niederlande ließ ihm zu Ehren eine Medaille prägen, und der Kaiser von Oesterreich verlieh ihm das Großkreuz des Franz-Joseph-Ordens.

Als Consul in Temesvár veröffentlichte Murad Efendi seine erste Gedichtsammlung: „Klänge aus dem Osten" (1867). Auf

dem Gebiete der Lyrik erschienen später von ihm: „Durch Thüringen" (1871), Gedichte, welche das schöne thüringer Land und seine kunstsinnigen Fürsten in ansprechender Weise verherrlichen, „Balladen und Bilder" (1879), die theils lebhaftes orientalisches Colorit, theils die blasse Färbung und knappe Haltung der skandinavischen Muse haben. Schalkhaft und in volksthümlichem Ton gehalten ist sein osmanischer Eulenspiegel „Nasreddin Chodja" (3. Aufl., 1878).

Doch Murad Efendi war vor allem tragischer Dichter, und er hatte das Talent dafür, das os magna sonaturum, und Sinn für theatralische Wirkungen. Sein „Selim III." ist 1872 am wiener Burgtheater mit Erfolg zur Aufführung gekommen, einige Jahre später sein „Marino Faliero" in Dresden und Leipzig. Die entmuthigenden Erfahrungen, die keinem heutigen Dramatiker von ernster Richtung und poetischem Gehalt erspart bleiben, ließen auch sein Talent nicht zu voller Entfaltung kommen. Da wir nächstens in d. Bl. eine eingehende Besprechung von Murad Efendi's „Dramatischen Werken" bringen werden, so verweisen wir auf dieses motivirte Gesammturtheil über sein dramatisches Schaffen.

Ausländische Urtheile über neue Erscheinungen der deutschen Literatur.

Aus der „Nuova Rivista Internazionale", Nr. 3, vom Juni d. J., heben wir mehrere Beurtheilungen hervor.

Ueber die „Geschichte der neuern Philosophie in ihrem Zusammenhange mit der allgemeinen Cultur", von W. Windelband, sagt die Revue: „Denen, die nicht lesen, um sich die Zeit zu vertreiben, sondern um Belehrung zu suchen, denen, welche denken und nachdenken, die nicht ein wenig Mühe scheuen, um die großen Probleme zu verstehen, welche den menschlichen Geist in der neuern Zeit beschäftigt haben, empfiehlt sich Windelband's Werk als ein erfahrener und zuverlässiger Führer. Ein gelehrter Kenner seines Stoffs, bekundet er sich zugleich als tiefen Denker sowie als feinen und scharfen Beobachter. Seine Arbeit ist reich an neuen Ideen, er verbreitet neues Licht über sehr viele Punkte, eröffnet bei jedem Schritte neue Gesichtspunkte und darf daher auch von denen nicht blos durchflogen werden, die bereits eine mehr als oberflächliche Kenntniß von dem Gebiete haben."

Nicht minderes Lob erhält „Die Religion der europäischen Culturvölker, der Litauer u. s. w., Slawen, in ihrem geschichtlichen Ursprunge", von Julius Lippert, ein Werk, von dem es daselbst heißt, es sei höchst eigenartig, reich an tiefen Auffassungen und neuen Ideen, ein Buch, dessen Studium keiner entbehren könne, der das Wort ergreifen wolle, wenn es sich um den Ursprung der menschlichen Religionen und ihrer Culte handelt.

Ueber „Schopenhauer's Erlösungslehre" von Rafael Koeber sagt die „Rivista", es empfehle sich dieses gelehrte und elegante Schriftchen aufs wärmste allen, welche den Mittelpunkt der Schopenhauer'schen Philosophie kennen zu lernen wünschen. „Koeber ist ein scharfer Denker, dessen prüfendem Auge die Widersprüche im Systeme des Frankfurter Weisen nicht entgehen. . . . Der kritische Theil seiner Arbeit ist prächtig; nur hätten wir gewünscht, er wäre ebenso kritisch gegen Hartmann verfahren, in dem er den Verbesserer und Vollender der Schopenhauer'schen Philosophie verehrt. Auch diejenigen, welche die Ansichten des Verfassers nicht zu den ihrigen machen können, werden das Schriftchen mit Vergnügen und Nutzen lesen."

Wilhelm von Giesebrecht's „Geschichte der deutschen Kaiserzeit", die eben in fünfter Auflage erschienen ist, wird als ein Ruhm Deutschlands und der Wissenschaft bezeichnet.

— Der „Rivista Europea", XXIV, 5, entnehmen wir nachstehende Kritiken:

Ueber „Studienblätter" von Otto Franz Gensichen heißt es: „Die Lektüre eines solchen Buchs kann nur nutzenbringend sein. Der Verfasser hat seine Skizzen mit gewissenhafter Aufmerksamkeit geschrieben, und deshalb liest man sie auch sämmtlich mit dem größten Vergnügen."

Das Urtheil über Gustav Freytag's „Aus einer kleinen Stadt" stimmt mit dem auch in Deutschland ziemlich allgemein darüber gefällten überein. „Freytag", sagt die „Rivista", „hat in seiner Erzählung den dramatischen Ton geschickt vermieden; der Leser sieht von selbst ein, daß dieser Roman eine höchst einfache Geschichte ist, rührend und anziehend, wenn man will, allein kein würdiger Schluß des großen romantisch-historischen Werks «Die Ahnen». Es ist kein historisches Gemälde der Freiheitskriege, sondern vielmehr ein Genrestück mit einem historischen Hintergrunde."

Die Besprechung des Romans von Heinrich Laube: „Louison", schließt mit folgenden Worten: „Tief psychologische Gemälde, eine leichte und lebhafte Entwickelung von stets wachsendem Interesse in fließender Sprache: das ist es, was der Verfasser uns bietet; nur Rambert's Charakter ist etwas zu ideell, ja sagen wir etwas zu deutsch gehalten."

— Die „Saturday Review", Nr. 1342, bespricht „Die Lösung der Wallensteinfrage" von Edmund Schebek und sagt: „Aus vielen Gründen sollte Wallenstein jetzt von seinen Landsleuten günstiger betrachtet werden, als es vor nur wenigen Jahren möglich gewesen wäre. Der räthselhafte Theil seiner Laufbahn sind seine letzten Lebenstage, und das Räthsel ist seine Treue oder Verrätherei gegen seinen kaiserlichen Herrn. Nehmen wir selbst als Ausgangspunkt seinen Verrath an, so würde ein solcher Deutschland zum Vortheil gereicht haben. Wie eigennützig auch sein Beweggrund gewesen sein mag, das praktische Ergebniß wäre immerhin gewesen, daß die Religionsfreiheit gesichert und vierzehn Jahre Bürgerkrieg erspart wurde. So lange Nationaleinheit ein bloßes Ideal blieb, beeinflußten solche Erwägungen die allgemeine Schätzung Wallenstein's nur schwach; jetzt indessen, wo die Deutschen sie von einem andern großen Manne, der nicht zu wählerisch in den Mitteln ist, wirklich zu Stande gebracht sehen, dürfen sie wol anfangen darüber nachzudenken, ob Wallenstein nicht ein Vorläufer Bismarck's gewesen sein mag. So kann Schebek auf ein geneigtes Gehör rechnen; denn in der That sagt er seinem Publikum nur, was es sich bereits selbst gesagt hat. Natürlich muß er seine Sache urkundlich beweisen, doch in jedem andern Lande als Deutschland würde die Weitschweifigkeit, die er dabei für nothwendig befunden hat, ihm sehr im Wege stehen. Möglich aber, daß das deutsche Publikum fünfhundert Octavseiten vom größten Format über Wallenstein für nicht zu viel hält; die Frage wird vielleicht eher sein, ob alles, was Schebek vorbringt, wirklich erheblich ist. . . . Nach allem bleibt schließlich doch der Eindruck, daß Wallenstein's Benehmen ein Räthsel ist, das viele Deutungen zuläßt, und daß die Wahl der einen oder andern sich in der Regel nach der Voreingenommenheit des Auslegers richten wird. Die wahrscheinlichste Hypothese ist vielleicht die der einfachen Unentschlossenheit."

Verdiente Anerkennung findet „Rußlands Werden und Wollen" von Franz von Löher.

Ueber „Belgien und die Belgier. Studien und Erlebnisse während der Unabhängigkeitsfeier im Sommer 1880" von Julius Rodenberg, sagt das Blatt: „Rodenberg's Besuch Belgiens bei Gelegenheit des Jubiläums der nationalen Unabhängigkeit wurde unter den günstigsten Umständen abgestattet; ein Besuch zu einer minder begeisterten und gastlichen Zeit dürfte vortheilhafter gewesen sein. Rodenberg, bewillkommnet,

gehätschelt und bewirthet mit andern distinguirten fremden Gästen, konnte nur eine rosenfarbige Ansicht von den Verhältnissen des Landes gewinnen. Wir fühlen, daß die eigenthümlichen Besorgnisse Belgiens etwas bemäntelt sind, und daß wir weder so viel von Uneinigkeit im Innern noch von Gefahr von außen hören, wie es der Fall gewesen sein würde, wären Rodenberg's Beobachtungen vor oder nach seinem Picknick gemacht worden. In literarischen und künstlerischen Dingen ist sein Urtheil selbständiger, und wir verdanken ihm vortreffliche Skizzen des gegenwärtigen Zustandes derselben in Belgien, sowie über die eigenthümlichen Fähigkeiten der vlämischen und wallonischen Bestandtheile der Bevölkerung und einiger der hervorragenden Männer, deren Bekanntschaft er gemacht, besonders der Herren Frère-Orban und Henri Conscience."

Lobende Erwähnung findet auch das anonym erschienene Werk „Ein Winter in Griechenland, 1879—80".

Der dritte Band von „Friedrich Arnold Brockhaus. Sein Leben und Wirken" von Heinrich Eduard Brockhaus wird als nützlich für den künftigen Geschichtschreiber des deutschen Buchhandels bezeichnet, wegen des reichlichen Materials, das er darin über Brockhaus' Proeesse und seine Conflicte mit der Censur finden werde.

„Phoeion und seine neuern Beurtheiler" von Jakob Bernays findet in der gedachten Nummer der „Saturday Review" wie im „Athenaeum" vom 30. Juli d. J. die verdiente Anerkennung als eine meisterhafte Leistung, wenngleich die Frage nicht als endgültig gelöst betrachtet werden könne, sondern, wie die Wallenstein betreffende, stets eine offene bleiben und ihre Beantwortung nach der jeweiligen politischen Tagesansicht sich richten werde.

Ueber Julius Duboc's „Der Optimismus als Weltanschauung und seine religiös-ethische Bedeutung für die Gegenwart" sagt das Blatt ziemlich ironisch: „Der Optimismus ist häufig als eine seichte Lehre beurtheilt worden. Duboc hat wahrscheinlich beabsichtigt, diesen Tadel zu widerlegen, indem er darthut, daß ein optimistischer Philosoph so tief wie seine Gegner sein könne. Jedenfalls würde es nachsichtsvoll sein, solche vollkommene Dunkelheit einem so achtbaren Beweggrunde zuzuschreiben."

— Das „Athenaeum", Nr. 2793, bespricht „Neue Judengeschichten" von Sacher-Masoch und meint, es seien dieselben bloße Skizzen; nur „Von Fenster zu Fenster" könne als vollendete Erzählung angesehen werden, und diese sei eine in des Verfassers bester Laune geschriebene humoristische Geschichte. Doch erreiche er in keiner dieser Skizzen die Höhe seiner frühern Judengeschichte „Hasara Raba", und seien sie durchaus nicht wesentlich jüdisch im Tone oder Charakter. „Es ist sehr zu bedauern", schließt die Besprechung, „daß Sacher-Masoch seine unzweifelhaft große Begabung an so kleine Erzählungen wie seine letztern zersplittert. Wir wünschen, er möchte statt dessen sein bedeutendes Werk «Das Vermächtniß Kain's» fortsetzen. Nichtsdestoweniger sind die vorliegenden «Geschichten», wie alles aus seiner Feder, in ausgezeichnetem Grade lesbar und beweisen vollkommen seine merkwürdige Fähigkeit, die Aufmerksamkeit des Lesers zu fesseln."

Eine Besprechung von „Franz Liszt" von L. Ramann (Bd. 1) im „Athenaeum" vom 6. August schließt mit folgenden Worten: „Das Werk wird kaum einen großen Absatz bei uns finden, denn die Zahl derer, die ein hinlängliches Interesse an dem Gegenstande nehmen, um beinahe 600 Seiten in deutscher Sprache darüber zu lesen, ist sehr beschränkt; die aber Zeit dazu haben, werden viel im Werke finden, das sie für ihre Mühe belohnt. Frau Ramann's Stil ist, im Vergleich mit vielen heutigen deutschen Werken, bemerkenswerth klar, und unsere eigene Erfahrung ist, daß, nachdem wir das Buch aufgenommen, wir es schwer fanden, es wieder hinzulegen, so anhaltend und mannichfaltig ist das Interessante seines Inhalts."

Bibliographie.

Börnstein, H., Fünfundsiebzig Jahre in der alten und neuen Welt. Memoiren eines Unbedeutenden. 2 Bde. Leipzig, O. Wigand. Gr. 8. 10 M.

Dedenroth, E. H. v., Verleumdung. Criminalgeschichte. Berlin, Goldschmidt. 8. 50 Pf.

Düntzer, H., Erläuterungen zu den deutschen Klassikern. 79stes bis 81stes Bdchn.: Goethes Dichtung und Wahrheit. 1ster Thl.: Einleitung. 2ter Thl.: Erläuterung. Leipzig, Wartig's Verlag. 12. à 1 M.

Gedenkblätter. Tagebuch zum Aufzeichnen von Erlebtem und Empfundenem. In Kalender-Anordnung, mit Namen-Register. Leipzig, Arnold. 4. 10 M.

Girdt, O., Harzreise. Anno 72. Berlin, Goldschmidt. 12. 50 Pf.

Grabowsky, S. Graf, Lebendig begraben. Novelle. Berlin, Goldschmidt. 8. 50 Pf.

Heidemann, J., Die Mark Brandenburg unter Jobst von Mähren. Berlin, W. Weber. Gr. 8. 5 M.

Heinemann, O. v., Aus der Vergangenheit des Welfischen Hauses. Sechs Vorträge. Wolfenbüttel, Zwißler. 8. 3 M.

Jundt, A., Die dramatischen Aufführungen im Gymnasium zu Strassburg. Ein Beitrag zur Geschichte des Schuldramas im 16. und 17. Jahrhundert. Strassburg, Schmidt. Gr. 4. 2 M. 40 Pf.

Kayser's, K. L., Homerische Abhandlungen. Herausgegeben von H. Usener. Leipzig, Teubner. Gr. 8. 3 M.

Kehr, C., Pädagogische Reden und Abhandlungen über Volkserziehung und Lehrerbildung. Gotha, Thienemann. Gr. 8. 3 M.

Kirchmann, J. H. v., Zeitfragen und Abenteuer. Leipzig, Weber. 8. 2 M.

Kobell, L., Nordseebilder. Skizzen. Norden, Soltau. 8. 1 M.

Kohn, B., Untersuchungen über das Causalproblem auf dem Boden einer Kritik der einschlägigen Lehren J. St. Mills. Wien, Gerold's Sohn. Gr. 8. 3 M.

Koldewey, F., Lebens- und Characterbilder. Wolfenbüttel, Zwißler. 8. 2 M. 50 Pf.

Koneberg, H., Eine Ferienreise. Kempten, Kösel. 8. 1 M.

Lilieufeld, P. v., Gedanken über die Socialwissenschaft der Zukunft. 5ter Thl. — A. u. d. T.: Die Religion, betrachtet vom Staudpunkte der real-geuctischen Socialwissenschaft, oder Versuch einer natürlichen Theologie. Hamburg, Behre. Gr. 8. 10 M.

Marcinowski, F., Die Wehrsteuer im deutschen Reich, ihre geschichtliche Entwickelung, politische, finanzielle und wirthschaftliche Bedeutung. Berlin, v. Decker. Gr. 8. 3 M. 20 Pf.

Mickiewicz, A., Herr Thaddäus oder der letzte Eintritt in Littauen. Eine Adelsgeschichte aus den Jahren 1811 und 1812 in Versen und in 12 Büchern. Aus dem Polnischen metrisch übertragen von A. Weiß. Leipzig, Friedrich. 1882. Gr. 8. 4 M.

Oswald, E., Thomas Carlyle. Ein Lebensbild und Goldkörner aus seinen Werken. Dargestellt, ausgewählt, übertragen. Leipzig, Friedrich. 1882. 8. 4 M.

Pantenius, T. H., Das rothe Gold. Ein Roman. Hamburg, Behre. 8. 6 M.

Pfarrleben in einem Gebirgsdorfe. Kulturgeschichtliche Bilder von einem hessischen Geistlichen. Leipzig, Teubner. 8. 1 M. 80 Pf.

Pitaval und Ponson du Terrail, Nachtbilder. Berlin, Goldschmidt. 8. 50 Pf.

Prittwitz-Gaffron, C. v., August Graf von Platen. Vortrag. Reichenbach i. Schl., Hoefer. Gr. 8. 80 Pf.

Probst, E., Elisabeth Tarrakanow. Dramatische Dichtung. Leipzig, Friedrich. 1882. 12. 2 M.

Pyl, T., Geschichte des Cistercienserklosters Eldena im Zusammenhange mit der Stadt und Universität Greifswald. 2 Thle. Greifswald, Bindewald. 1880—82. Gr. 8. 12 M.

Harmlose Reime ernsten und heiteren Inhalts von Anaxagoras Ulphilo. Leipzig, Glaser u. Garte. 8. 75 Pf.

Rohde, D., Ueber die Bildung neuer Namen auf dem Gebiete der beschreibenden Naturwissenschaften. Hamburg, Nolte. Gr. 4. 1 M. 60 Pf.

Salzer, J. M., Der königliche freie Markt Birthälm in Siebenbürgen. Ein Beitrag zur Geschichte der Siebenbürger Sachsen. Wien, Graeser. Gr. 8. 12 M.

Schnerich, G., Gedichte. Wolfsberg. 1880. 8. 1 M. 40 Pf.

Schücking, L., Ein Familiendrama. Berlin, Goldschmidt. 8. 1 M.

Spurgeon, C. H., Excentrische Prediger. Mit Genehmigung des Verfassers ins Deutsche übertragen von W. Krückeberg. Hamburg, Oncken's Nachfolger. 8. 1 M.

Strehlke, F., Goethe's Briefe. Verzeichniß derselben unter Angabe von Quelle, Ort, Datum und Anfangsworten. Uebersichtlich nach den Empfängern geordnet, mit einer kurzen Darstellung des Verhältnisses Goethe's zu diesen und unter Mittheilung vieler bisher ungedruckter Briefe Goethe's. 1ste Lfg. Berlin, Hempel. Gr. 8. 1 M.

Streckfuß, A., Verschwunden. Erzählung. 2 Thle. in 1 Bd. Berlin, Goldschmidt. 8. 1 M.

Trog, C., Marianne, Prinzeß Wilhelm von Preußen. Eine Zeit- und Leidensgenossin der hochseligen Königin Luise von Preußen. Mit dem Bilde der Prinzeß in Holzschnitt. Essen, Silbermann. 12. 50 Pf.

Vom Fels zum Meer. Spemann's illustrirte Zeitschrift für das deutsche Haus. 1ster Jahrg. Oktober 1880 bis September 1882. 12 Hefte. Stuttgart, Spemann. Gr. 8. Vierteljährlich 3 M.

Zschokke, H., Nach Nordamerika und Canada. Schilderungen von Land und Leuten. Mit einer Karte. Würzburg, Woerl. 12. 7 M.

Anzeigen.

Eine neue Auflage von
Brockhaus' Conversations-Lexikon
mit Abbildungen und Karten.

Soeben erschien im Verlage von F. A. Brockhaus in Leipzig und ist in allen Buchhandlungen vorräthig:

Conversations-Lexikon.

Dreizehnte

umgearbeitete, verbesserte und vermehrte Auflage.

Mit Abbildungen und Karten auf 400 Tafeln und im Texte.

In 240 Heften à 50 Pf.

Erstes Heft.

Brockhaus' Conversations-Lexikon ist das älteste und angesehenste aller derartigen Werke. Die neue Auflage ist **vollständig umgearbeitet und wesentlich erweitert**, besonders durch Beigabe von **zahlreichen Abbildungen** auf 400 Tafeln und Karten, die auch einen geographischen Atlas enthalten, sowie im Texte.

In allen Buchhandlungen werden Unterzeichnungen angenommen und ist daselbst das erste Heft nebst Prospect zu haben.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Jugenderinnerungen
von
Ernst Rietschel.

Separatabdruck aus der Biographie Rietschel's von Andreas Oppermann.

8. Geh. 1 M. 60 Pf. Cartonn. 2 M.

Rietschel's, des gefeierten deutschen Künstlers, „Jugenderinnerungen", die jetzt zum ersten male in Separatausgabe erscheinen, sind, wie Adolf Stahr sagte, „ein Schatz, den sich jede deutsche Familie aneignen, den jeder deutsche Hausvater, jede deutsche Hausmutter ihren Kindern in gemeinsamer Lektüre zuführen sollte".

Diese wohlfeile Ausgabe ist bestimmt, die so wünschenswerthe allgemeine Verbreitung der Schrift zu ermöglichen und sie namentlich Volks- und Jugendbibliotheken zugänglich zu machen.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Arendts'
Naturhistorischer Schulatlas.

Dritte umgearbeitete und vermehrte Auflage von
Dr. Friedrich Traumüller.

56 Tafeln mit 944 Abbildungen in Holzschnitt und einem erläuternden Texte.

4. Geh. 1 M. 80 Pf. Geb. 3 M.

Der „Naturhistorische Schulatlas" behandelt nach wissenschaftlicher Methode die Zoologie, Botanik, Mineralogie, Geognosie und Petrefactenkunde; er bietet ein ausgezeichnetes Unterrichtsmittel zu fast beispiellos niedrigem Preise, das bereits in vielen Schulen Deutschlands wie fremder Staaten im Gebrauch ist und in jede öffentliche wie Privatlehranstalt eingeführt zu werden verdient.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Syrisch-römisches Rechtsbuch
aus dem fünften Jahrhundert.

Mit Unterstützung der Akademie der Wissenschaften zu Berlin

aus den orientalischen Quellen herausgegeben, übersetzt und erläutert von

Karl Georg Bruns und **Eduard Sachau.**

4. Geh. 36 M.

Zwei der hervorragendsten berliner Gelehrten, Geh. Rath Dr. Bruns, Professor der Rechte und Mitglied der Akademie der Wissenschaften, und Dr. Sachau, Professor der Orientalischen Literatur, verbanden sich zur Herausgabe dieser syrischen, arabischen und armenischen Texte, denen sie die deutsche Uebersetzung nebst einem literargeschichtlichen und juristischen Commentar hinzufügten. Das Werk ist sowol für die Rechtswissenschaft wie für die vergleichende Sprachkunde von grosser Bedeutung.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Friedrich Arnold Brockhaus.
Sein Leben und Wirken

nach Briefen und andern Aufzeichnungen geschildert von seinem Enkel

Heinrich Eduard Brockhaus.

Drei Theile.

8. Geh. 10 M. Geb. 13 M.

Mit dem kürzlich erschienenen dritten Theile liegt dieses Werk vollständig vor. Dasselbe bietet in der Biographie des Geschilderten zugleich mannichfache Beiträge zur deutschen Literar- und Zeitgeschichte.

(Mit einer Beilage, **Literarischer Anzeiger**, Nr. 10.)

Verantwortlicher Redacteur: Dr. **Rudolf von Gottschall** in Leipzig. — Druck und Verlag von **F. A. Brockhaus** in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Herausgegeben von Rudolf von Gottschall.

Erscheint wöchentlich. — Nr. 40. — 1. October 1881.

Die **Blätter für literarische Unterhaltung** erscheinen in wöchentlichen Lieferungen zu dem Preise von 7 M. 50 Pf. vierteljährlich, 15 M. halbjährlich, 30 M. jährlich. Alle Buchhandlungen und Postämter des In- und Auslandes nehmen Bestellungen an.

Inhalt: Schriften über Amerika. Von Rudolf Doehn. — Zur Goethe-Literatur. Von Wilhelm Buchner. — Dichtungen und Gedichte. Von Reinhard Mosen. — Napoleoniana. Von Arthur Kleinschmidt. — Feuilleton. (Theater und Musik.) — Bibliographie. — Anzeigen.

Schriften über Amerika.

1. Die Vereinigten Staaten von Nordamerika. Von Friedrich Ratzel. Zweiter Band. — A. u. d. T.: Culturgeographie der Vereinigten Staaten von Nordamerika unter besonderer Berücksichtigung der wirthschaftlichen Verhältnisse. Mit 2 Holzschnitten und 9 Karten. München, Oldenbourg. 1880. Lex.-8. 18 M.
2. Verfassungsgeschichte der Vereinigten Staaten von Amerika seit der Administration Jackson's. Von H. von Holst. Zweiter Band. Berlin, Springer. 1881. Gr. 8. 12 M.
3. Die Verfassung der Nordamerikanischen Union. Von Eugen Schlief. Leipzig, Brockhaus. 1880. Gr. 8. 9 M.
4. Justus Erich Bollmann. Ein Lebensbild aus zwei Welttheilen. Von Friedrich Kapp. Mit dem Bildniß Bollmann's in Stahlstich. Berlin, Springer. 1880. Gr. 8. 9 M.
5. Das deutsche Element in den Vereinigten Staaten von Nordamerika. 1818 bis 1848. Von Gustav Körner. Cincinnati, Wilde u. Comp. 1880. Gr. 8. 10 M.

Der Einfluß und die Bedeutung, welche die Vereinigten Staaten von Nordamerika seit einer Reihe von Jahren fast auf allen Gebieten der menschlichen Thätigkeit in der Alten wie in der Neuen Welt gewonnen haben und voraussichtlich auch für die Zukunft noch lange Zeit nicht nur behaupten, sondern wahrscheinlich in erhöhtem Maße erringen werden, machen es erklärlich, daß sich die Werke mehren, in denen die socialen und politischen Verhältnisse der großen transatlantischen Republik einer nähern Betrachtung unterzogen werden. Und daß dies geschieht, ist gerade für uns Deutsche von besonderer Wichtigkeit: einmal, weil ein großer und nicht der schlechteste Theil der Unionsbevölkerung deutschen Ursprungs ist, dann aber auch, weil sich der politische Charakter unsers Deutschen Reichs, sofern es einen zusammengesetzten Staat bildet, vielfach mit demjenigen der Union deckt.

Friedrich Ratzel, der Verfasser des Werks „Die Vereinigten Staaten von Nordamerika“ (Nr. 1), dessen ersten Band wir in Nr. 45 d. Bl. f. 1879 besprochen haben, hat sich die Aufgabe gestellt, die culturgeographischen Verhältnisse der Vereinigten Staaten in möglichster Vollständigkeit zur Darstellung zu bringen. Wie im ersten Bande die Naturverhältnisse, so will er jetzt die Culturzustände der nordamerikanischen Union zu einem Gesammtbilde vereinigen; naturgemäß ergab sich dabei eine vorwiegende Berücksichtigung der wirthschaftlichen Zustände und Entwickelungen, welche ja in jedem Volke als breites Fundament dem ganzen Culturbau zu Grunde liegen. Die beigegebenen Holzschnitte und Karten erweisen sich als dienlich zur Verständlichkeit der einschlägigen Verhältnisse.

Der vorliegende Band zerfällt in fünf Abschnitte, von denen der erste in einleitender Weise die natürlichen (ethnographischen) Bedingungen der amerikanischen Culturentwickelung behandelt und einen geschichtlichen Ueberblick darbietet. Als die erste Grundlage der Entwickelung der Hülfsquellen der Vereinigten Staaten betrachtet der Autor die räumliche Weite des Gebiets, auf dem sich dieselbe vollzieht. Die Vereinigten Staaten ohne Alaska nehmen 142352 geographische Quadratmeilen (7,8 Millionen Quadrat-Kilometer), mit Alaska annähernd 169509 geographische Quadratmeilen (9,9 Millionen Quadrat-Kilometer) ein, also nicht viel weniger als ganz Europa. Ueber dieses weite Gebiet ist eine Bevölkerung verbreitet, welche an Zahl die des Deutschen Reichs nur erst um 5 Millionen übertrifft, obschon letzteres funfzehnmal kleiner ist. Nordamerika ist verhältnißmäßig dünn bevölkert, Europa dagegen vielfach übervölkert; dieses sendet Auswanderer aus, jenes nimmt sie

auf. Das amerikanische Volk scheint in seinem Werdeproceß in hohem Grade beeinflußt durch die Beweglichkeit, welche das Bewußtsein des großen Spielraums und die Nothwendigkeit, denselben zu überwinden, im einzelnen erzeugen. Trotz der Ungleichheit der Rassen, der Lebens- und Wirkungsbedingungen geht in Nordamerika ein ständiger Assimilationsproceß auf der Basis einer nationalen Zusammengehörigkeit vor sich, weshalb der Verfasser auch mit Recht sagt:

Die Unterschiede der Rassen, Sprachen, Herkunft u. s. w. werden abgeschliffen, während in Europa trotz der Vervollkommnung der Verkehrsmittel die Absonderung der Völker voneinander im ganzen und großen gewiß nicht geringer geworden ist. Das dichte Beisammenwohnen der letztern scheint durch die Reibungen, welche es hervorbringt, eher verschärfend als mildernd auf diese Unterschiede einzuwirken. Die Bevölkerung, welche die Vereinigten Staaten ihrer räumlichen Ausdehnung entsprechend einst umschließen werden, hat für lange hinaus noch Raum und Zeit genug, in ihrem allmählichen Werden sich zu einer Gleichförmigkeit zu entwickeln, welche man in Europa höchst wahrscheinlich für immer zu den Dingen der Unmöglichkeit wird rechnen müssen.

Der Autor bespricht dann die innern politischen Wirkungen der Lage und Gestalt des Landes, das Klima, die nutzbaren Pflanzen und Thiere, die Mineralschätze, die Naturbedingungen der Industrie, die natürlichen Verkehrswege, die geographische Vertheilung der Wirthschaft und die unmittelbaren Einwirkungen der Natur auf den Geist des Volks. Hierauf folgt ein interessanter und ziemlich objectiv gehaltener historischer Ueberblick von den ersten Ansiedelungen an bis zur Administration des Präsidenten Hayes.

Der zweite Abschnitt handelt über die Bevölkerung, und zwar zunächst über die Indianer und deren physische und psychische Eigenschaften, sowie über ihre Beziehungen zu den Weißen. Es wird anerkannt, daß in den letzten Jahren ein wesentlicher Fortschritt in der Lösung der Indianerfrage gemacht worden sei. Alsdann wird berichtet über die Einwanderung und deren Einfluß auf den Charakter der Gesammtbevölkerung, über die Statistik der weißen Bevölkerung und schließlich über die Neger und die Chinesen. Leider konnte der Verfasser die Resultate des letzten Census und den jüngsten Vertrag mit China, der die chinesische Einwanderung wesentlich beschränkt, nicht mehr in Betracht ziehen; in der Hauptsache nimmt er aber in der Chinesenfrage einen correcten Standpunkt ein, indem er die Fehler und Mängel der Chinesen zugesteht, die sich auch in Amerika „von allen im europäischen Sinne civilisirenden Einflüssen abschließen und nur mit den Ihrigen in streng gegliederte, despotisirende, conspirirende Massen zusammenklumpen, sodaß sie der öffentlichen Ordnung gefährlich werden konnten".

Im dritten Abschnitt, welcher die wirthschaftlichen Verhältnisse zur Anschauung bringt, finden wir ausführlich und nach zuverlässigen Quellen folgende Punkte behandelt: die Landwirthschaft, die Wälder und ihre Ausbeutung, den Mineralreichthum und den Bergbau, die Gewerbthätigkeit, die Verkehrswege und Verkehrsmittel und den Handel (Zölle).

Der vierte Abschnitt hat zum Gegenstande der Darstellung: den Staat und die Gemeinden, die Kirche und die Schule, das geistige Leben und die Gesellschaft. Von hohem Interesse und den thatsächlichen Verhältnissen entsprechend ist das, was der Autor über das politische Talent der Nordamerikaner sagt; so läßt er sich z. B. über den Ordnungssinn des Volks und dessen Fähigkeit zu gehorchen also vernehmen:

Jeder fühlt sich nicht nur gleichberechtigt, sondern auch gleichverpflichtet gegenüber der Gesammtheit; jeder fühlt sich als Glied eines Organismus und sucht vieles zu unterlassen, was ihn aus dem Rahmen einer solchen Eingliederung herausrücken könnte. Diese Leichtigkeit der Unter- und Einordnung läßt eine erziehende Wirkung des Gleichheitsgefühls erkennen, welche neben den weniger angenehmen Consequenzen desselben nicht übersehen werden darf. Setzen wir hinzu, daß in dem Charakter des Amerikaners Ruhe und Stetigkeit vorwiegen, welche nicht leicht zu leidenschaftlichen Ueberstürzungen die Hand bieten, daß ein guter Theil conservativer Neigungen noch vorhanden ist, die alle Gleichmacherei überdauern, daß seinem Verstande die praktischen Erwägungen näher liegen als die philosophischen Gedankenflüge, ohne daß er doch allgemeinen Ideen so schwer zugänglich wäre wie etwa der Engländer, daß er opferfähig für Zwecke der Allgemeinheit ist, daß er mit seinen Meinungen nicht hinter dem Berge hält, und daß Beredsamkeit bei ihm eine weitverbreitete Gabe, so erhalten wir den Eindruck eines Volks, welches für das politische Leben reich ausgestattet ist.

Sehr beachtenswerth und in hohem Grade wahr sind die Bemerkungen des Verfassers über die Literatur, die Kunst und die Presse in den Vereinigten Staaten, sowie über die Stellung der nordamerikanischen Frauen. Ueber die Neigung der Amerikaner zum Großartigen äußert er sich also:

Wenn in vielen Beziehungen das Kleine, Zerstückte, nur für den Augenblick Geschaffene unter den Culturschöpfungen, besonders denen des idealen Gebiets, überwiegt, und hierin ein Merkmal theils der der Jugendlichkeit der Cultur entsprechenden Zerstreuung der Kräfte, theils des eingeborenen Individualismus der Bevölkerung auf gesellschaftlichem wie politischem Gebiet zu erkennen ist, so tritt dagegen in allem, was geschäftliche Unternehmung anlangt, eine Neigung zum Großen, Zusammengefaßten hervor, welche Zeugniß ablegt für die Fähigkeit, groß zu entwerfen und mit gewaltiger Energie zu handeln.

Der fünfte und letzte Abschnitt des lehrreichen Werks enthält eine genaue Einzelbeschreibung der Staaten und Territorien der Union.

Wenden wir uns nun zu dem Werke von H. von Holst (Nr. 2), welches in seinem zweiten Bande die „Verfassungsgeschichte der Vereinigten Staaten von der Annexion von Texas an bis zum Compromiß von 1850" behandelt, so können wir dem Inhalte desselben das gleiche Lob ertheilen, welches wir schon früher dem ersten Bande (vgl. Nr. 45 d. Bl. f. 1879) nicht vorenthalten durften; die Sprache dagegen läßt nach wie vor manches zu wünschen übrig. Der Verfasser hat, unterstützt von der preußischen Akademie der Wissenschaften, die Südstaaten der Union

und das Gebiet westlich vom Mississippi bis an den Stillen Ocean bereist, und ist dadurch in den Stand gesetzt worden, für seine Arbeit neue und weitere Gesichtspunkte zu gewinnen.

Der vorliegende zweite Band zerfällt, von einem kurzen Vorwort abgesehen, in siebzehn Kapitel, von denen die ersten vierzehn die Ereignisse während der Administration des Präsidenten James Knox Polk zur Darstellung bringen, die letzten drei die kurze Präsidentschaft Zacharias Taylor's und den Amtsantritt seines Nachfolgers Millard Fillmore behandeln. Die Administration Polk's ist namentlich durch den Streit mit England um Oregon, durch den Krieg mit Mexico, die Annexion von Texas und die Eroberung von Californien bezeichnet. Polk war ein gefügiges Werkzeug der Sklavenhalter- oder der demokratischen Partei, wenn er sich auch hier und da den Anschein gab, als verfolge er eine selbständige Politik. Ein nicht geringer Theil des amerikanischen Volks war gegen die Annexion von Texas und wollte den Krieg mit Mexico nicht; aber die Sklavenhalter verlangten neues Land, und Polk willfahrte diesem Verlangen theils in gewaltthätiger, theils in lügnerisch-gewundener Weise, freilich aber in Uebereinstimmung mit dem Congreß:

> Wohl war der Krieg mit Mexico, wie man sich ausdrückte, „Polk's Krieg", aber der Congreß trug die Verantwortung dafür, daß die Union Polk's Krieg zu führen hatte; und wenn die wahre und die officielle Entstehungsgeschichte des Kriegs sich so zueinander verhielten, daß, wie der Volksrepräsentant Stephens behauptete, Polk den Beinamen „der Lügner" (the mendacious) verdiente, so brannte der gleiche Schandnamen auf der Stirn des Congresses, denn er hatte freiwillig und mit Ueberlegung sich für die officielle Entstehungsgeschichte des Kriegs verbürgt, die Lüge wiederholt und förmlich zu seiner eigenen gemacht. Daß Polk nicht, wie ein Jackson es vielleicht unter Umständen hätte thun können, durch die Gewalt seines Willens und die Wucht seiner Popularität den Congreß mit sich fortgerissen hatte, braucht nicht erst gesagt zu werden, und der Congreß hat im Verlauf des Kriegs wiederholt gezeigt, daß er durchaus nicht gewillt war, Polk nach seinem allerhöchsten Belieben als „Regierung" schalten und walten zu lassen. Es gibt daher nur die eine Erklärung für das Verhalten des Congresses, daß er mit dem Präsidenten in vollster Uebereinstimmung hinsichtlich der Zwecke und Ziele war, die seine krumme Politik verfolgte.

Das dreizehnte und vierzehnte Kapitel schildern die Präsidentenwahl vom Jahre 1848, die neuen Ansprüche der Sklavenhalter in den Territorien, die Lehre von der Squattersouveränetät, den innern Zwiespalt der demokratischen Partei, das Entstehen der Freibodenpartei (Free Soil Party), die von den Gegnern der Sklaverei im Repräsentantenhause ergriffene Offensive und den Sieg der Whigpartei durch die Erwählung von Zacharias Taylor zum Präsidenten. Die drei letzten Kapitel handeln unter anderm von dem durch Henry Clay ins Werk gesetzten Compromiß vom Jahre 1850, von dem Sklavenjagdgesetze und der Unhaltbarkeit der Zustände in den Südstaaten. Der größte und der beste Theil der geistigen Kraft wurde im Süden der Union auf die Politik verwendet, und zwar in einer Weise, daß ein völliges Brachliegen derselben vergleichsweise noch als ein großer Segen erschienen wäre. Das bestimmende Moment in der Politik der südlichen Staatsmänner wurde von Jahr zu Jahr ausschließlicher die Sklaverei, und je mehr sie sich darauf zuspitzte, die „Rechte" der Sklavenhalter zu wahren und ihre Interessen zu fördern, mit desto vollern Händen säete sie Zwietracht zwischen Süden und Norden, und desto tiefer ließ sie alle die Schäden sich einwurzeln, an denen der Süden krankte. Erst ein blutiger Bürgerkrieg konnte die Heilung dieser Schäden anbahnen.

Das Werk von Eugen Schlief (Nr. 3) hat es sich zur Aufgabe gestellt, „das geltende Verfassungsrecht der nordamerikanischen Union als solcher systematisch darzustellen", und die Lösung dieser Aufgabe ist dem Verfasser auch in nicht geringem Maße gelungen, wozu der Umstand wol nicht wenig beigetragen hat, daß er sich selbst geraume Zeit in den Vereinigten Staaten aufhielt. Auch ist zu beachten, daß das öffentliche Recht der Union bisher, was die Ausländer anbetrifft, fast ausschließlich von Leuten ohne eingehendere Fachbildung behandelt worden, während Schlief die ganze Vorschule eines deutschen, beziehentlich preußischen Juristen durchgemacht hat und als solcher praktisch thätig war und noch ist.

Das Werk besteht aus drei Haupttheilen, von denen der erste die Geschichte der amerikanischen Constitution und der Amendements, die Quellen und die Literatur des amerikanischen Verfassungsrechts, die Staatsverfassungen (auch die der zusammengesetzten Staaten) im allgemeinen mit besonderer Rücksicht auf die amerikanische Constitution und die allgemeinen Principien der Rechtsbildung in den Vereinigten Staaten behandelt. Von besonderm Interesse, namentlich für uns Deutsche, ist hier, was der Verfasser über die Theilung der Souveränetät zwischen Centralgewalt und Particulargewalten sowie über die Unauflöslichkeit der Union und den Unterschied zwischen Centralstaat, Particularstaaten und Gesammtstaat zu sagen hat. Der zweite Haupttheil, welcher von der Unionsverfassung handelt, zieht zunächst die einzelnen Regierungsfactoren und deren Thätigkeit in Betracht: den Congreß, den Präsidenten und den Vicepräsidenten, das Verhältniß der Regierungsfactoren untereinander hinsichtlich ihrer Competenz und den Proceß der Gesetzgebung. Alsdann wird die Organisation und die Leitung der Executive sowie das Verfahren beim Impeachment, d. h. bei der Anklage des Präsidenten durch das Repräsentantenhaus, geschildert. Der nächste Abschnitt erläutert sehr ausführlich die Competenz der Unionsregierung und deren Rechte gegenüber den Einzelstaaten und den Territorien, den Schutz der Union gegen Uebergriffe der Einzelstaaten und die Möglichkeit einer Suspension der Verfassung. Schließlich werden die Bestimmungen über eine etwaige Aenderung der amerikanischen Constitution beleuchtet. Der dritte Haupttheil unterzieht die praktischen Wirkungen des amerikanischen Verfassungsrechts in Bezug auf Gleichheit vor dem Gesetze,

auf die politische Freiheit, den Particularismus und die Centralisation in den Vereinigten Staaten einer eingehenden Betrachtung. Ueber die Gefahr einer zu großen Decentralisationspolitik, die seit längerer Zeit von einem großen Theil der demokratischen Partei, der alten Sklavenhalterpartei, getrieben wurde, sagt der Autor:

Die Union befindet sich thatsächlich auf einer, wenn auch nicht immer nach richtigen Principien abgegrenzten Bahn stetiger Consolidirung und steuert damit einem Ziele zu, in welchem nach allen obigen Ausführungen sicherlich das größte Heil des amerikanischen Volks gesehen werden darf. Noch freilich regt sich immer und immer wieder der Particularismus, und daß ihm die Hoffnung auf Erfolg gänzlich genommen sei, kann sicherlich nicht behauptet werden; aber so viel läßt sich doch mit Gewißheit sagen, daß eine Auflösung der Union in alle ihre einzelnen Staaten in keinem Falle zu erwarten steht, und zwar aus dem einfachen Grunde, weil eine solche Möglichkeit von keiner Seite her mehr ins Auge gefaßt wird; wenn eine Auflösung jemals zur Wahrheit werden sollte, so würden es zweifellos der Nordosten, der Süden und der Westen der Union sein, welche sich zu selbständigen Staaten ausbildeten. Zum Wohle der großen Republik muß man wünschen, daß dies niemals geschehen werde, und daß sie sich auch in Zukunft ihrem alten Wahrspruch gemäß entwickeln möge, welcher da lautet: „E Pluribus Unum."

Noch zwei Punkte möchten wir hier kurz erwähnen. Der Autor kommt auf den Bau eines interoceanischen Kanals zu sprechen und bemerkt dabei: „Ein solcher Kanal mag einen gewaltigen Fortschritt für den Handelsverkehr der gesammten Welt bedeuten, aber das Verdienst, ihn geschaffen zu haben, und das ausschließliche Recht, die so geschaffene Verbindung zwischen den beiden Weltmeeren einer möglichst ausgedehnten Beaufsichtigung zu unterwerfen, sollten sich die Vereinigten Staaten nicht nehmen lassen." Dies stimmt vollständig mit der in Amerika herrschenden und auch vom Präsidenten Hayes in seiner Botschaft vom 8. März 1880 ausgesprochenen Ansicht der Dinge überein. Was dann noch die sogenannte Reconstruction der Südstaaten nach Beendigung des Bürgerkriegs anlangt, so stellt sich Schlief mehr auf die Seite der republikanischen Partei als auf die des damaligen Präsidenten Andrew Johnson, der den Reconstructionsgesetzen widersprach. Wir stimmen im wesentlichen Schlief bei und können nicht, wie Ratzel es thut, Andrew Johnson für einen der größten Staatsmänner der Union erklären, wenn wir auch zugestehen, daß er sich manche Verdienste um die Union erworben hat und von der Partei der Republikaner in vieler Hinsicht zu scharf beurtheilt wurde.

Die Schrift: „Justus Erich Bollmann. Ein Lebensbild aus zwei Welttheilen", von Friedrich Kapp (Nr. 4), darf in jeder Beziehung als eine verdienstvolle Arbeit angesehen werden, da sie uns über die Schicksale und Erfahrungen eines Mannes, der in wildbewegter Zeit diesseit wie jenseit des Atlantischen Oceans mit den hervorragendsten Persönlichkeiten in Verbindung stand, interessante und werthvolle Mittheilungen macht.

Justus Erich Bollmann ist der Name des Mannes, der im Jahre 1794 den Marquis von Lafayette aus der Festungshaft in Olmütz zu befreien versuchte, und über den bereits Varnhagen von Ense berichtete. Die Familie Bollmann's, die in Hoya an der Weser und Umgegend noch jetzt blüht, ferner Ludmilla Assing, verschiedene Gelehrte in Berlin, Hamburg, Wien, Bremen, Göttingen sowie die Historische Gesellschaft in Philadelphia waren in der Lage, Kapp mit bezüglichen Briefschaften und Urkunden zu versehen, und obschon ein großer Theil der Bollmann'schen Correspondenz mit Frau von Staël und Frau von Wolzogen, mit Gentz, Varnhagen, Stadion, Talleyrand, Aaron Burr, Lafayette u. a. durch einen unglücklichen Zufall verloren gegangen ist, obschon die in Philadelphia noch lebenden Töchter Bollmann's die Durchsicht des literarischen Nachlasses ihres Vaters unter geradezu lächerlichen Vorwänden verweigert haben, so ist es Kapp doch gelungen, eine ziemlich vollständige, zum weitaus größten Theil aus Briefen Bollmann's aufgebaute Biographie seines Helden zu geben, die nur an einzelnen wichtigen Stellen, z. B. bei der Schilderung der Jugendjahre Bollmann's, des olmützer Fluchtversuchs und der Aaron Burr'schen Expedition, durch eigene Zusätze ergänzt wurde. Trotz mancher Irrthümer und falscher Prophezeiungen ziehen die Bollmann'schen Briefe mächtig an durch ihre klare Anschaulichkeit und Unmittelbarkeit, durch ihre Frische und ihren packenden Realismus, vor allen Dingen aber durch ihre rücksichtslose Offenheit und unbedingte Wahrheitsliebe, sodaß sie Stimmungsbilder über wichtige geschichtliche Epochen geben, wie unsere Literatur deren nur wenige aufzuweisen hat. Er schildert die Eindrücke, welche er als Augenzeuge von der ersten französischen Revolution empfing, und berichtet über große politische Ereignisse, wie die vom 10. August 1792. Die Leser werden ihm mit dem geretteten Narbonne nach London in die Gesellschaft der französischen Emigranten, in die Salons der Staël und Talleyrand's folgen und von den vorbereitenden Schritten zur Flucht Lafayette's hören. Wenn sie später Bollmann nach Amerika begleiten, so werden sie wieder gern seinen Worten lauschen, sei es, daß er die ersten Eindrücke von Land und Leuten schildert, sei es, daß er seine Reise ins Innere der Vereinigten Staaten und seinen Besuch bei George Washington beschreibt, oder sei es endlich, daß er seine eigenen Plane und Hoffnungen, seine Ansichten und Urtheile über das amerikanische Staats- und Erwerbsleben jener Zeit darlegt. Nach zehnjähriger Unterbrechung und ebenso langen Entbehrungen und Sorgen aller Art erscheint dann Bollmann auf dem Wiener Congreß, dessen Treiben und hervorstechende Mitglieder er in einzelnen kühn hingeworfenen Strichen nicht selten mit Meisterhand zeichnet. Auch seine spätern Berichte aus England und Amerika verrathen überall den feingebildeten Beobachter, welcher seine in zwei Welttheilen gewonnenen reichen Erfahrungen als selbständig denkender Politiker mittheilt und die Dinge, da er ihnen objectiv gegenübersteht, in der Regel ohne Schminke beim rechten Namen nennt.

Daß aber, wie Kapp meint, „jedes Wort, welches er vor nunmehr fast siebzig Jahren von den amerikanischen Politikern sagt, heute noch seine volle Geltung habe", halten wir nicht für richtig; Kapp's Ansichten über die Vereinigten Staaten sind eben, trotz seiner gründlichen Kenntniß der dortigen Verhältnisse, nur zu oft stark pessimistisch gefärbt. Hingegen ist unbedingt einzuräumen, daß jeder Leser, auch wenn er nicht mit Vollmann übereinstimmt, viel von ihm lernen kann.

Ueber Vollmann's Leben sei hier nur kurz Folgendes erwähnt. Er wurde am 10. März 1769 geboren, absolvirte das Gymnasium in Karsruhe und bezog im October 1787 die Universität Göttingen, wo er Medicin studirte, nebenbei aber eifrig Geschichte und Politik trieb. Am 13. April 1791 bestand er sein Doctorexamen, ließ sich aber nicht, wie sein Vater und seine Verwandten es wünschten, in seiner Heimat als praktischer Arzt nieder, sondern begann schon im Juni des letztgenannten Jahres sein Wanderleben. Er starb am 10. December 1821 zu Kingston auf Jamaica. Ein tückisches tropisches Fieber raffte den kräftigen Mann in dem Augenblick dahin, wo er für sich und die Seinigen ausgesorgt, wo er endlich das Glück dauernd an sich gefesselt zu haben wähnte. Kapp urtheilt folgendermaßen über ihn:

Vollmann stellt sich in seinem ganzen Thun und Treiben als ein unruhiger, über seine Schranken hinausstrebender Geist dar, welcher vor allem den Ehrgeiz hatte, in der Welt zu glänzen und eine Rolle zu spielen. Abenteuer, Verwickelungen und Gefahren reizten ihn als ein kühnes Spiel, dessen Gewinn ihn lockte, während ihn der mögliche Verlust des Einsatzes nicht schreckte. Er zog es deshalb vor, sein Glück auf außerordentlichem Wege zu suchen, statt in dem ausgetretenen Gleise der großen Heerstraße einer bescheidenen oder gesicherten Thätigkeit nachzugehen. Er wollte in seinem ganzen Leben nie in Reih und Glied marschiren; „anders als die andern" lautete sein Wahlspruch. Dabei vereinigte er eine lebhafte Phantasie und idealen Schwung des Geistes mit kluger, echt niedersächsischer Berechnung. Sein frischer Muth kannte weder ein Wenn noch ein Aber, seine sanguinische Anschauung schreckte vor keinem Hinderniß zurück, und seine feste Sicherheit flößte andern, weniger energischen Charakteren die ihm eigene Zuversicht und Ruhe in der Gefahr ein. Der Zauber seiner Persönlichkeit nahm überall für ihn ein und fesselte selbst seine schärfsten Gegner.

Vollmann's Bildniß ist in Stahlstich dem Kapp'schen Werke beigegeben.

Es erübrigt nun noch, mit einigen Worten auf das mit vieler Umsicht und großem Fleiß geschriebene Buch: „Das deutsche Element in den Vereinigten Staaten von Nordamerika. 1818—48", von Gustav Körner (Nr. 5), welches der Verfasser seinem Freunde Friedrich Kapp gewidmet hat, hinzuweisen. Körner betrat den amerikanischen Boden im Sommer des Jahres 1833 und entschloß sich, nachdem er einen bleibenden Wohnsitz im Staat Illinois erwählt hatte, dem juristischen Fach, welches er auf mehrern deutschen Universitäten vier Jahre studirt und in dem er in seiner Vaterstadt Frankfurt a. M., nach Aufnahme in den Advocatenstand, schon kurze Zeit praktisch gewirkt hatte, auch jenseit des Oceans treu zu bleiben. Obschon im dreiundzwanzigsten Lebensjahre stehend, machte er noch einen Cursus auf einer amerikanischen Rechtsschule durch und begann dann, nach weiterer Ausbildung in der englischen Sprache, die Rechtspraxis im Staat Illinois im Sommer 1835. Da Körner schon im alten Vaterlande regen Antheil am öffentlichen Leben genommen, so betheiligte er sich auch in Amerika lebhaft an der Politik; er wurde 1842 in die Legislatur von Illinois gewählt. Drei Jahre später zuerst vom Gouverneur zu einem Mitgliede des Appellationsgerichts ernannt, um eine Vacanz auszufüllen, dann 1846 von der Legislatur definitiv zu dieser Stelle gewählt, legte er das Amt im Jahre 1849 nieder, um sich wieder ganz der Praxis zu widmen; allein schon im Jahre 1852 wurde er zum Vicegouverneur von Illinois gewählt und führte als solcher den Vorsitz im Staatssenat. Später kam er in theilweise bedeutendere Stellungen sowol unter der Bundesregierung als der des Staats; Präsident Lincoln ernannte ihn zum amerikanischen Gesandten in Madrid.

Die weitverzweigte politische Thätigkeit Körner's ließ ihn das amerikanische Leben nach jeder Richtung hin gründlich kennen lernen, sowie ihn seine fortgesetzte juristische Praxis mit allen Schichten der Bevölkerung in Berührung brachte; da er nun auch für manche deutsche und amerikanische Zeitungen schriftstellerisch thätig war, so erklärt es sich, daß er am Abend seines Lebens den Entschluß faßte, ein Buch über „das deutsche Element in den Vereinigten Staaten von Nordamerika" zu schreiben. Sein Buch kann in gewisser Beziehung als eine Fortsetzung des Kapp'schen Werks über die deutsche Einwanderung in Amerika, welches mit dem 18. Jahrhundert abschließt, angesehen werden. Der Grund, daß der Verfasser nur die drei Jahrzehnte, welche dem Jahre 1848 vorausgingen, in den Bereich seiner Betrachtungen zog, liegt darin, daß die Kriege, welche infolge der Französischen Revolution von 1789 ganz Europa bis 1815 durchzogen, eine Einwanderung von irgendwelcher Bedeutung verhinderten; über das Jahr 1848 hinaus wollte aber der Autor nicht gehen, einmal weil eine solche Aufgabe sehr umfangreich und sehr mühevoll ist, dann auch, weil die politischen Umwälzungen in Europa seit 1848 viele schriftstellerische Kräfte nach den Vereinigten Staaten führten, die es unternehmen mögen, eine Geschichte der neuern deutschen Einwanderung nach Amerika zu schreiben.

Das Körner'sche Werk umfaßt außer einem Vorwort, einer Einleitung, einem Anhange, einer Quellenangabe und einem ziemlich genauen Sach- und Namenregister einundzwanzig Kapitel, in denen kaum der Name eines Deutschen ausgelassen sein dürfte, der von 1818 an bis 1848 in den Vereinigten Staaten lebte und durch eine That von öffentlicher Bedeutung sich und dem deutschen Namen Ehre machte oder die öffentliche Aufmerksamkeit in höherm Maße auf sich lenkte. Auch auf die Gründung deutscher Vereine und gemeinnütziger Institute in den verschiedenen

Unionsstaaten ist gebührende Rücksicht genommen. Es würde hier zu weit führen, auf einzelne Personen und einzelne Verhältnisse, die der Verfasser bespricht, näher einzugehen; nur einige Namen hervorragender Deutsch-Amerikaner, deren Thätigkeit der Verfasser verdientermaßen schildert, mögen hier genannt werden: Johann Georg Rapp, Johann Georg Wesselhöft, Georg Friedrich Seidensticker, Oswald Seidensticker, Johann A. Röbling, Johann Jakob Astor, August Belmont, Karl Nordhoff, Albert Bierstadt, Philipp und Wilhelm Dorschheimer, General Adolf von Steinwehr, Karl Gustav Rümelin, Johann Bernhard Stollo, Gustav R. Tafel, Friedrich Theodor Engelmann, General Johann August Sutter, Friedrich Münch, Karl und Paul Follen, David Göbel, Adolf Wislicenus u. s. w.

Gustav Körner verschließt seine Augen nicht vor den Schattenseiten des Amerikanerthums, aber er erkennt auch die guten Seiten an, welche die Vereinigten Staaten darbieten. Charakteristisch für ihn ist der Schluß des Vorworts seines Buchs; derselbe lautet also:

Die politische Atmosphäre hier in den Vereinigten Staaten ist reiner, man sieht unendlich viel weiter durch eine solche verdünnte Luftschicht. Sie ist scharf, diese Luft, und gefährlich. Die Freiheit ist hier so unbegrenzt, daß die Gesetze oft den Schutz nicht leisten, den sie sollten. Der Einzelne muß viel öfter „auf sich selber stehen", als es zu wünschen wäre. Aber es bilden sich starke Individualitäten, es kommt Kühnheit in alle Unternehmungen, Großartigkeit in alle Plane. Unser Goethe hat dieses Land schon vor einem halben Jahrhundert mit seinem divinatorischen Blick klar erkannt und in wenigen Worten unverkennbar gezeichnet. Sein Faust, im Begriff aus der Welt zu scheiden, träumt sich als höchstes Glück, ein frisch entdecktes Urland fruchtbar und bewohnbar zu machen. Er wünscht zu öffnen

Räume vielen Millionen,
Nicht sicher zwar, doch thätig frei zu wohnen.
— — — — — — — — — —
Das ist der Weisheit letzter Schluß:
Nur der verdient sich Freiheit wie das Leben,
Der täglich sie erobern muß.
Und so verbringt, umrungen von Gefahr,
Hier Kindheit, Mann und Greis sein tüchtig Jahr.
Solch ein Gewimmel möcht' ich sehn,
Auf freiem Grund mit freiem Volke stehn.

Wer einmal hier auf freiem Boden in diesem Gewimmel ist, der schließe ab mit seinem alten Vaterlande und suche sich, unbelästigt durch Rückerinnerungen, seinen Wirkungskreis so gut er kann. Die Liebe zu seiner Sprache und Literatur soll er heilig halten und seinen Kindern einzuflößen suchen. Was er Edles als von seinen Vätern überkommen in sich trägt, möge er nie verlieren. Er erniedrige sich nie, sein Land zu verleugnen. Dies wäre Undank und Thorheit zugleich. Wenn er so, mit Aufrechthaltung und Verfechtung seiner deutschen Tugenden, seine politische Treue dem Lande seiner Wahl fest zuwendet, ehrt er sich selbst am besten und auch das Volk, dem er entstammt ist, und dem auch hier immer noch sein Herz in unvergänglicher Liebe schlägt.

Wir können das Körner'sche Buch allen, die sich für das Deutsch-Amerikanerthum interessiren, nur angelegentlich empfehlen.

Rudolf Doehn.

Zur Goethe-Literatur.

1. Faust von J. W. von Goethe. Mit Einleitung und fortlaufender Erklärung, herausgegeben von K. J. Schröer. Erster Theil. Heilbronn, Henninger. 1881. Gr. 8. 3 M. 75 Pf.
2. Goethe's Faust. Erster und zweiter Theil erklärt von Oswald Marbach. Stuttgart, Göschen. 1881. Gr. 8. 8 M.
3. J. W. von Goethe's Briefe an die Gräfin Auguste zu Stolberg, verwitwete Gräfin von Bernstorff. Zweite Auflage, mit Einleitung und Anmerkungen. Leipzig, Brockhaus. 1881. 8. 2 M. 50 Pf.
4. Jugendbriefe J. W. von Goethe's. Ausgewählt und erläutert von Wilhelm Fielitz. Berlin, Weidmann. 1880. Gr. 8. 3 M. 60 Pf.

Zu der endlosen Zahl der Schriften über Goethe's „Faust" gesellt sich in dem Buche von K. J. Schröer (Nr. 1) ein neuer Commentar, zunächst zum ersten Theile; so werden wir wol auch eine gleichartige Behandlung des zweiten Theils zu erwarten haben.

Ueber die Entstehung des Buchs berichtet uns das Vorwort:

Der vorliegende Commentar ist langsam und allmählich entstanden, und zwar aus Eintragungen in mein durchschossenes Handexemplar des „Faust", das ich bei Vorlesungen über denselben zu gebrauchen pflegte. Bemerkungen, die man von einem zum andern mal leicht vergißt, und weit herum zu suchende Nachweisungen unter dem Text bequem zur Hand zu haben, schien mir bei dieser Dichtung besonders erwünscht.

Düntzer sei dabei häufig angezogen worden, doch habe der Verfasser sich verpflichtet gefühlt, zu den Quellen selbst zurückzugehen und auf eigenem Wege Gefundenes zusammenzutragen, und ebenso sei er von Anfang an von bestimmten, theilweise von Düntzer wie von andern Erklärern von Grund aus abweichenden Anschauungen ausgegangen.

Dadurch entstand der Gedanke, daß mein Hauscommentar nicht nur durch das Nebeneinander von Text und Erklärung bequem, sondern auch durch manche neue Erklärung und namentlich dadurch, daß keiner Schwierigkeit ausgewichen ist, auch andern brauchbar erscheinen möchte.

Es ist dagegen gewiß nichts einzuwenden. So Mannichfaches ist bereits über den „Faust" geschrieben worden, ein handlicher und doch zugleich ins Einzelne gehender Commentar, der die zahllosen Schwierigkeiten und Dunkelheiten erläutert, welche die Dichtung dem Unkundigen bietet, ist weder durch Düntzer noch durch Carriere, noch neuerdings durch von Loeper geboten, so verdienstlich alle

diese Arbeiten sind. Indeß ehe wir auf den Commentar selbst eingehen, müssen wir die 76 Seiten der Einleitung betrachten.

Schröer eröffnet die Reihenfolge von Aufsätzen, welche die Einleitung bilden, mit einem Aufsatz über die Entstehung des „Faust". Geht dieselbe auch nicht so in die Tiefe wie von Loeper's glänzende Einleitung zu „Faust" I, so bietet sie darum vielleicht doch manchem, welcher vor Loeper's schwerem Rüstzeug ehrfurchtsvoll ausweicht, bequemere Belehrung. Der Verfasser verfolgt die verschiedenen Behandlungen der Faustsage seit Lessing, citirt Goethe's eigene Aeußerungen über seine Beschäftigung mit dem Drama, bekämpft K. Fischer's Ansicht, der Mephisto der ältern ursprünglichen Dichtung Goethe's sei nicht in der Hölle zu suchen, man müsse einen ältern „Faust der Gretchenliebe" und einen jüngern „Faust der Wette" unterscheiden, und geht dann ausführlich auf die Entstehung des ganzen Gedichts, wie er sich dieselbe denkt, ein. Er versucht nachzuweisen, daß die Conception des Ganzen bereits in die Krankheitszeit des Jahres 1769 falle, daß einige Stücke nachweisbar in die letzten Frankfurter Jahre zu verlegen sind. Er erkennt in dem „Fragment" von 1790 zwei Hauptbestandtheile, deren Entstehung etwa durch die Uebersiedelung nach Weimar geschieden ist: das Faustgedicht in seinen großen Zügen, und einzelne demselben nachträglich eingefügte Scenen, welche dadurch gekennzeichnet sind, daß Margarethe in ihnen Gretchen genannt ist; jedoch erklärt der Verfasser es immerhin für möglich — ich für mein Theil möchte es als sicher annehmen —, daß einzelne dieser kleinern eingeschobenen Scenen bereits 1775 entstanden seien. Schröer erklärt sich unbedingt gegen die Annahme eines frühern „Faust" in Prosa, der nachmals in Verse umgearbeitet worden, und gibt eine Zusammenstellung der Scenen, wie dieselben seiner Ansicht nach in den verschiedenen Zeiträumen, während welcher der „Faust" den Dichter beschäftigte, entstanden. Manches in diesen Fragen ist noch streitig, wird es auch wol allezeit bleiben; Schröer's Ansicht und Beweisführung hat indessen viel überzeugende Kraft in sich.

Dieser etwa 40 Seiten umfassenden Abhandlung folgen einige kürzere. Die erste derselben beschäftigt sich mit der Verszählung. Schröer verurtheilt einige von Düntzer und von Loeper durchgeführte Vereinigungen von zwei Versen, und zwar nach unserer Ansicht mit vollem Recht; ein Misstand wird es aber doch immer genannt werden müssen, daß wir mit dieser um einige Zeilen verschobenen neuen Verszählung nunmehr deren zwei haben, sodaß ein sicheres Citiren des „Faust" fortan nicht wol möglich ist, es sei denn, daß allemal beigefügt werde, nach welcher Zählung das Citat erfolgt. Gehen wir über einen kurzen Abschnitt, der vom Alexandriner im „Faust" handelt, rasch hinweg, so kehrt Schröer im folgenden Aufsatz wieder zur Kritik der von Scherer aufgestellten Ansicht zurück, daß der „Faust" ursprünglich in Prosa geschrieben gewesen, von welcher Prosagestalt noch zwei Scenen übrig geblieben seien, außerdem eine Anzahl reimloser Stellen in verschiedenen Scenen. Die Beweisführung des Verfassers, Scherer's Ansicht sei deswegen nicht stichhaltig, weil diese reimlosen Stellen nicht nothwendig und deshalb als spätere Einschiebsel zu betrachten seien, kann ich nicht als gelungen betrachten, sie erscheinen mir an ihrer Stelle durchaus unentbehrlich; wohl aber hat Schröer sicherlich ganz recht, wenn er sagt, Goethe habe offenbar die reimlosen Verse schon ursprünglich als Verse betrachtet und so niedergeschrieben; es gehöre zu Goethe's Praxis, deren er sich vollkommen bewußt gewesen, solche reimlose Verse mitten unter gereimten zu gebrauchen. Vielleicht ließe sich auf diesem Wege der Zwiespalt der Ansichten ausgleichen. Ich bin allerdings mit Schröer der Meinung, daß eine erste Prosabearbeitung des ganzen „Faust" etwa in der Weise, wie eine solche der „Iphigenie" erhalten ist, und eine nachherige Umdichtung derselben in die gegenwärtige Form nicht anzunehmen sei, schon weil das Selbstgespräch, der Spaziergang, die Kerkerscene und so viele andere in der völligen Freiheit der Sprache, des Reims, in der ganzen Darstellungsweise den Eindruck unmittelbarer momentaner Inspiration machen, welcher den Gedanken einer Umdichtung schlechtweg ausschließt. Wohl aber hat Goethe ohne Zweifel bei Beginn der Arbeit nach seiner Weise sich ein mehr oder minder durchgearbeitetes Prosa-„Schema" — dieses Wort gebraucht Goethe selbst an Schiller 1798 — der Scenenfolge des ersten und theilweise des zweiten Theils gemacht, dabei einzelne Scenen dieses Schemas, wie z. B. die Scene „Trüber Tag", ausgeführt in jener gehobenen, hart an dichterischen Ausdruck und Tonfall streifenden, zum höchsten Pathos emporsteigenden Prosa, wie wir sie z. B. auch im „Egmont", in verzerrter Gestalt gleichzeitig bei Maler Müller, Klinger u. s. w. finden. Dieses sein locker gefügtes Schema arbeitete Goethe dann je nach Stimmung stückweise und mit großen Pausen aus, indem er den bei weitem größten Theil der Dichtung sofort in Versen niederschrieb; manches ward nur halb ausgeführt und auf bessere Zeiten zurückgelegt, andere kürzere Scenen, vornehmlich lyrischer Art, aus der Gretchentragödie in den Entwurf eingeschoben; anderes wieder behielt die etwas ausgeführtere Form des Prosaschemas bei, nur daß die Prosa in reimlose Zeilen umgeschrieben ward; wieder anderes, wie der „Trübe Tag", widersetzte sich in der durchgeführten Ausarbeitung, in der leidenschaftlichen Wucht der Sprache der Umdichtung in den leichtgeschürzten Vers, und der Dichter legte es zurück. So erschien denn das Fragment 1790 als ein gar seltsames, lückenhaftes, unfertiges Gebilde; wesentliche Stücke fehlten, vor allem die Vertragsscene und der Schluß der Gretchentragödie; aber ausgeführt waren diese später hinzugefügten Scenen annähernd oder ganz in der Weise, wie wir sie jetzt lesen, und zwar schon seit 1775, nur daß dem Dichter die Stimmung fehlte, die letzte Hand anzulegen. Und als Goethe das für die vollständige Ausgabe von 1808 that,

da erkannte er, daß ihm jene Welt allzu fern gerückt sei und daß er nichts Besseres thun könne, als seinen „Faust", abgesehen etwa von den Zudichtungen des Jahres 1797, annähernd in derselben Gestalt an das Licht zu geben, wie er es bereits 1790 hätte thun können. Nehmen wir also anstatt Scherer's Prosa-Faust jenes in einzelnen pathetischen Scenen mehr ausgeführte Prosa-Schema an, von welchem im „Faust" und den „Paralipomena" Spuren übriggeblieben sind, so würde dieser Vorschlag vielleicht beide Parteien befriedigen, zumal da er des Dichters würdiger erscheint als die Annahme einer Umdichtung, welcher die jugendliche Ursprünglichkeit jeder Zeile des „Faust" widerspricht.

Der Schlußaufsatz der Einleitung handelt über die ersten Aufführungen von Goethe's „Faust", besonders im Anschluß an eine Mittheilung von Holtei, sowie an eine solche des Schauspielers La Roche, dem Goethe selbst 1829 den Mephisto einstudirte. Der Aufsatz ist sehr interessant.

Ueber den Commentar dürfen wir kurz sein. Dem Text zur Seite links steht in größern Typen die Zeilenzählung von Schröer, in kleinern diejenige mit Einschluß der drei einleitenden Dichtungen, rechts ebenfalls in kleinerer Schrift die anfangs vorauseilende, schließlich um sechs Zeilen zurückbleibende Zählung von Loeper's. Schröer's Commentar ist eingehender als derjenige von Loeper's, was hin und wieder nicht schaden kann. Der Commentator spricht zwar selbst am Schlusse seines Vorworts die Besorgniß aus, er möge vielleicht zu vieles erklärt haben; darüber wird man je nach eigener Kenntniß verschiedener Ansicht sein können; ich wüßte weniges auszuscheiden. Dieses oder jenes würde ich anders fassen oder erklären; aber die Erläuterung zu „Faust" hat mancherlei Streitiges, und es hat keinen Zweck, hier Einzelheiten hervorzuheben. Jedenfalls macht der Commentar den Eindruck einer vieljährigen, liebevollen, alles Einschlägige kennenden und prüfenden Beschäftigung mit dem Gedicht.

Das Werk „Goethe's Faust" von Oswald Marbach (Nr. 2), obwol es im Titel mit demjenigen von Schröer Aehnlichkeit hat, unterscheidet sich wesentlich von demselben. Während das Buch von Schröer, abgesehen von der Einleitung, den Text nebst eingehender Worterläuterung darbietet, hat Marbach es sich zum Ziele gesetzt, vom ganzen „Faust" eine fortlaufende Darlegung des Inhalts zu liefern. Der Verfasser meint, am liebsten hätte er die Erklärung an eine Ausgabe mit durchgezählten Versen angelehnt; eine solche drucken zu lassen, würde aber die Veröffentlichung der Arbeit erschwert haben. Sicherlich, denn das Buch umfaßt ohnehin 30 Bogen Großoctav; mit dem Text und der damit unentbehrlich gewordenen Worterklärung des Gedichts würde das Werk wol doppelt so umfangreich geworden sein.

Das Buch ist, dem Vorworte zufolge, gleich dem Schröer'schen hervorgegangen aus Vorlesungen, welche der Verfasser vor Jahren und neuerdings wieder über den „Faust" gehalten hat.

Bei diesen Vorlesungen bin ich so zu Werke gegangen, daß ich eine Analyse jeder einzelnen Scene des Dichterwerks gab, bevor ich sie ganz oder theilweise vortrug. Ich vermied dabei alles zum Verständnisse der Dichtung Nichtnöthige, und flocht in ungezwungener Weise ein, was geeignet schien, dieselbe zu erklären, indem ich beflissen war, an von dem Dichter Vorausgesetztes zu erinnern, die Seelen vorzubereiten, die geistigen Sinne zu erschließen und zu schärfen und in die Gedankenkreise der Dichtung einzuführen. Dem entsprechend dürfte meine Schrift so zu benutzen sein, daß man scenenweise erst meine Analyse und sodann die Goethe'schen Verse lese.

Bei der Darlegung seines Plans gedenkt auch Marbach der Zeilenzählung von Loeper's, zugleich mit dem Bemerken, daß dieselbe mit der seinigen nicht ganz übereinstimme. Wir sehen also dieselbe Erscheinung, auf die bereits bei Schröer aufmerksam gemacht worden, daß nämlich die erste Durchzählung, die wir überhaupt haben, angefochten wird, und zwar theilweise nicht ohne Grund. Indeß hat Marbach wohlgethan, dessenungeachtet nach Loeper's Vorgang zu zählen.

Der Verfasser ist, wie sich von selbst versteht, ein begeisterter Verehrer des „Faust", nicht blos des ersten, auch des zweiten Theils, und diese Verehrung spiegelt sich auch in seiner Arbeit ab. Er sagt:

Ich will bemüht sein, meinen Lesern das Verständniß und den vollen Genuß des zweiten wie des ersten Theils von Goethe's „Faust" zu erschließen, nicht etwa in jener herkömmlichen Interpretationsmanier, nach welcher ein poetisches Kunstwerk benutzt wird, um gelegentlich zu beweisen, daß man die Sache doch eigentlich noch besser versteht als der Dichter selbst, indem man z. B. bei Besprechung der Composition der Fabel anführt, wie von andern dieselbe Fabel aufgefaßt und besprochen worden sei, bei jeder Anspielung alles das mit gelehrter Wichtigthuerei herbeischleppt, was der Dichter zwar hätte sagen, andeuten und benutzen können, aber worauf er sich nicht bezogen hat — vielleicht weil er es nicht gekannt hat —; bei jeder sprichwörtlichen Redensart, deren der Dichter sich gelegentlich bedient, auskramt, in welchem übereinstimmenden oder abweichenden Sinne andere Schriftsteller von derselben Redensart Gebrauch gemacht haben, oder gar (was das Modernste und Beliebteste) zur Erklärung der Aussprüche und Schilderungen des Dichters Klatschgeschichten aus seinem Privatleben auftischt, um sie als Motive der Dichtung zu verwerthen, und sich auf eine Anführung und Widerlegung einläßt aller der Misverständnisse und Misurtheile, die im Laufe der Zeit hier und da hervorgetreten sind. Nicht nach dieser Manier will ich das Goethe'sche Dichtwerk commentiren, weil ich überzeugt bin, daß durch sie der Inhalt mehr verhüllt und verwischt als ins Bewußtsein gebracht wird; sondern so, daß ich lediglich diesen Inhalt aufsuche und alles Störende, ohne mich auf persönliche Polemik einzulassen, fern halte und ablehne, um mich mit meinen Lesern der lautern Geistesfreude an dem Schönen und Herrlichen hinzugeben, was der größte Dichter unsers Volks uns dargeboten hat, um uns und mit uns, in uns und durch uns die Menschheit zu fördern in der Entwickelung ihres Culturlebens.

In dieser Weise verfährt demgemäß der Erläuterer. Er behelligt uns nicht mit einer Darstellung der Entstehung der Faustsage oder des Faustgedichts, er beginnt nach zwei kurzen einleitenden Abschnitten, unter welchen „Eine Episode aus meinem Leben" in ansprechender Weise

ein flüchtiges Zusammentreffen oder richtiger Nichtzusammentreffen des Studiosus Marbach mit dem Dichtergreis erzählt, mit der Erläuterung des ganzen Werks, indem er dasselbe Scene für Scene verfolgt, den Gedankengang, hier und da mit den Worten der Dichtung selbst, entwickelt und so das Verständniß vermittelt, im übrigen aber mit Einzelheiten sich nicht befaßt, wie er denn zu Zeiten auf die „gelehrten Thebaner", die „gelehrtern und jedenfalls dem Papa Wagner und seinem Sohne näherstehenden Interpreten" spöttische oder zornige Seitenblicke wirft. Es ist nicht zu leugnen, daß diese Weise der Behandlung ihren Vortheil und ihren Nachtheil hat. Jener besteht darin, daß wir gleichsam aus der Vogelperspective das ganze Gedicht überschauen, der Nachtheil darin, daß wir hin und wieder des Einzelnen nicht mächtig werden; eine Combination der Werke von Schröer und Marbach wäre sonach eigentlich das rechte Mittel, zum vollen Verständniß der Dichtung zu gelangen.

Im übrigen läßt sich nicht verkennen, daß Marbach's Ausdeutung des „Faust" von eingehender liebevoller Beschäftigung mit der edeln Dichtung Zeugniß ablegt, und daß auch derjenige, welcher leidlich im „Faust" Bescheid zu wissen meint, eine Fülle neuer Anschauungen empfängt. Auf Einzelnes einzugehen, ist uns hier ebenso unmöglich, als es bei der Betrachtung von Schröer's Arbeit war. Nicht in allem allerdings ist der Berichterstatter mit dem Werke einverstanden; davon nur ein Beispiel. Die Worte des allbekannten Schlußchors:

Alles Vergängliche
Ist nur ein Gleichniß;
Das Unzulängliche,
Hier wird's Ereigniß;
Das Unbeschreibliche,
Hier ist's gethan;
Das Ewig-Weibliche
Zieht uns hinan —

werden folgendermaßen gedeutet, was zunächst die ganze Darstellungsweise des Verfassers in einem kurzen Abschnitte zeigen mag. Es heißt darüber:

> Alles was entsteht und vergeht — alles Vergängliche — also alles Zeitliche ist nicht das, was es für unsere schwachen Sinne zu sein scheint, sondern nur unvollkommene Hindeutung auf ein anderes, dem allein Wahrheit und Wirklichkeit zukommt: das Ewige, das Ueberirdische, das was nicht entsteht und nicht vergeht. Also das Vergängliche ist nur ein Gleichniß. Hier — in der Welt der Zeitlichkeit — ereignet sich, d. h. entsteht und vergeht in der Form der Zufälligkeit, nur das Unzulängliche (das über sich hinweg auf ein nur unvollkommen von ihm Angedeutetes hinweist); was aber als That hier (in der Welt der Zeitlichkeit) sich geltend macht in der Form der Freiheit, der Verwirklichung des selbstbewußten Willens, der Geistigkeit, ist jenes durch das Vergängliche Angedeutete, welches durch Worte ebenso wenig wie durch Ereignisse sich beschreiben läßt. Das Unbeschreibliche, was uns, den Menschen, erhebt aus Zeit in Ewigkeit, über die Welt der Vergänglichkeit in die Welt unbeschreiblicher That — das ist die unmittelbare Anziehungskraft der Weiblichkeit in ihrer zur höchsten geistigen Reinheit verklärten ewigen Bedeutung —: das Ewig-Weibliche.

„Kann Euch nicht eben ganz verstehn", möchte ich mit dem Schüler sprechen. Ich erlaube mir eine Gegenbemerkung. Die Schlußscene des „Faust" spielt mehr oder weniger, jedenfalls am Ende des Ganzen, im Himmel. Demnach erscheint die Deutung des „hier" als „in der Welt der Zeitlichkeit" als nicht zutreffend. Ich vermag den Sinn der Worte nur dahin zu verstehen: dasjenige was auf Erden unzulänglich war, wird hier, d. h. im Himmel, Ereigniß, d. h. vollkommen; was dem irdischen Sinne unfaßbar, der irdischen Zunge unsagbar ist, hier, im Himmel, tritt es in die Erscheinung. Ich würde einem alten Kenner des „Faust" nicht einen solchen Einwurf machen, wenn nicht Carriere in seiner gedankenreichen Erläuterung diese Stelle ebenso deutete: „Hier, im Himmel, wird vollendet, was auf Erden mangelhaft oder Stückwerk blieb; vollbracht ist, was wir nicht schildern können, was kein Auge gesehen, kein Ohr gehört, aber Gott seinen Kindern bereitet hat. Das Ewig-Weibliche, die beglückende und sich hingebende Liebe, welche der Kern des weiblichen Wesens, des Gemüths ist, eint uns mit Gott."

Wie lange wird die Welt noch über „Faust" grübeln, über ihn im Zwiespalt sein und doch sich an dieser großartigen Dichtung erfreuen, aus ihr die höchsten Gedanken für Zeit und Ewigkeit schöpfen!

Eine neue Ausgabe der bekannten „Briefe Goethe's an die Gräfin Auguste zu Stolberg" war seit lange ein Wunsch der Goethe-Gemeinde, denn dieselben waren seit dem ersten längst vergriffenen Abdruck des Jahres 1839 nicht wieder in ihrer Gesammtheit veröffentlicht worden. So begrüßen wir die in Nr. 3 uns gebotene neue Auflage der wunderbaren Briefe mit warmem Danke; gibt es ja doch kaum eine andere Reihe von Briefen Goethe's, welche in gleicher Weise die vulkanischen Kräfte zeigt, die in seinem Herzen einander bekämpften, zumal da diese Briefe für die Kenntniß seines Seelenlebens im vielbewegten Jahre 1775 eine Hauptquelle bilden. Die Fülle dessen, was seit 40 Jahren über Goethe's Leben wie aus dem Kreise der Stolberge neu bekannt gemacht und erforscht worden, gestattete eine weit eingehendere Erläuterung, als dies früher möglich war. Der Herausgeber, Wilhelm Arndt — sein Name ist nicht auf dem Titel, nur unter dem Vorwort genannt — hat sich der nicht leichten Aufgabe, den Briefen Einleitung und Anmerkungen beizufügen, mit Kenntniß und Geschick und zugleich mit rühmlicher Discretion unterzogen; gerade daß wir hier nur das Nothwendige und Wesentliche in geschmackvoller Weise zusammengestellt finden, daß wir mit lästigen Möglichkeiten und Wahrscheinlichkeiten verschont bleiben, und daß die Arbeit sich nur wie ein anmuthiger Blütenkranz um die Hauptsache, Goethe's Briefe, schlingt, macht das Büchlein ganz besonders ansprechend. Es wird jedem, der sich mit dem Jugendleben des wunderbaren Mannes einmal eingehender beschäftigte, eine willkommene Gabe sein.

Als vor einigen Jahren S. Hirzel seinen dreibändigen „Jungen Goethe" mit einer Einleitung von M. Bernays herausgab, wies der Berichterstatter in d. Bl. darauf hin, wie es nicht ganz zweckmäßig erscheine, Goethe's Jugendbriefe und Jugendgedichte ohne ein Wort der Erläuterung hinausgehen zu lassen; dieselben seien nicht alle und nicht überall lediglich als Kunstwerke zu genießen, sondern um derselben recht froh zu werden, bedürfe der nicht literarisch durchgebildete Leser hin und wieder einleitender oder deutender Worte, welche zunächst ein Verständniß des sonst Unverständlichen darbieten. Daß diese Ansicht auch von andern getheilt wird, erhellt aus dem unter Nr. 4 genannten Buche von Wilhelm Fielitz. Der Verfasser hat die Jugendbriefe Goethe's nicht vollzählig, aber in einer nichts Wesentliches übersehenden Auswahl zusammengestellt und mit kurzen Erläuterungen versehen. Vergleicht man das Buch mit dem „Jungen Goethe" und den über das Jahr 1776 hinausgehenden Briefsammlungen, so wird ersichtlich, daß eine nicht unbedeutende Anzahl von Briefen weggelassen ist. Bis April 1776 hat Bernays 278, Fielitz 161 Nummern; in den meisten Fällen wird man mit diesen Auslassungen einverstanden sein; mancher Brief auch eines Goethe ist minder bedeutend; andere sind nur mit einem Aufwand von Erläuterungen oder Vermuthungen verständlich; bei wieder andern scheint die Unterdrückung veranlaßt durch die Rücksicht auf die heranwachsende Jugend, für die der junge Brausekopf nicht allemal geschrieben hat; der letztere Grund hat auch ab und zu einen Strich statt eines Wortes oder ein milderes Wort dafür setzen lassen. All das erscheint gerechtfertigt. Von jenen Briefen, die uns das Bild des jungen Genius so unverwüstlich geistvoll und liebenswürdig zeigen, und wären es die an den kleinen Hans Buff, ist wol keiner beseitigt. Dagegen war es durch diese Auswahl möglich, ohne das Buch allzu umfangreich zu machen, noch etwa 40 weitere Briefe beizufügen und mit denselben des Dichters Leben in Briefen weiterzuführen bis zum Herbst 1783. Warum der Herausgeber gerade dieses Jahr zum Abschlusse von Goethe's „Jugendbriefen" gewählt hat, ist freilich nicht recht ersichtlich. Wenn uns Bernays bis in den Frühling 1776 führt und zuletzt noch zwei charakteristische Briefe aus dem Herbste desselben Jahres beifügt, so mag man den Eintritt in den weimarer Kreis immerhin als den Abschluß von Goethe's Jugendleben betrachten; den nächsten großen Abschnitt in seinem Leben bildet aber nicht das Jahr 1783, sondern der Beginn der italienischen Reise. Das Vorwort spricht die Erwartung aus, man werde dem Verfasser um der vielen köstlichen, vor allem um der unvergleichlich schönen Briefe an Kraft willen diese Erweiterung des Begriffs der Jugendbriefe nachsehen. Von Herzen gern, und ebenso die Beifügung auserwählter Stellen aus dem „Tagebuch".

Was diese Sammlung ausgewählter Jugendbriefe Goethe's besonders schätzenswerth macht, ist der in sehr discreter Weise beigefügte erläuternde Text. Nirgends drängt sich der Herausgeber vor; er macht uns durch kurze Abschnitte, die zwischen die Briefe eingeschoben sind, bekannt mit des Dichters Schicksalen, mit den im Briefwechsel neu auftretenden Persönlichkeiten, schiebt wol ab und zu als Erläuterung ein Gedicht ein; verstreute Notizen, die sich nicht wohl in diesen Zwischenworten anbringen ließen, sind in die Anmerkungen unter dem Text verwiesen, welche aber so vereinzelt beigefügt sind, daß sie in keiner Weise den Eindruck gelehrten Ballastes machen. Einzelnes zu betrachten ist hier unmöglich; nur ganz gelegentlich möchte ich zu S. 87 die Ansicht aussprechen, Goethe beziehe sich in dem 37. Briefe auf Rafael's Heliodor im Vatican. So haben wir den erfreulichen Eindruck eines bequemen Wandelgangs durch Goethe's Jugendjahre; auch derjenige, welcher nicht alle Einzelheiten von des Dichters Leben, nicht alle, die mit ihm in Berührung kamen, näher kennt, findet sich unter dieser sichern Führung alsbald zurecht und erfreut sich ohne lästiges Kopfzerbrechen an dieser Fülle von Geist und Liebenswürdigkeit. Es ist ein schönes, anregendes, geisterfrischendes, willenstärkendes Buch; denn es zeigt uns, wie der große Genius durch mancherlei Irrungen wandellos seinem hohen Ziele nachstrebt, der eigenen Befreiung, der Arbeit für das Wohl der Menschheit.

Wilhelm Buchner.

Dichtungen und Gedichte.

1. Anna. Ein Idyll aus der Zeit der schleswig-holsteinischen Erhebung. Von Karl Heinrich Keck. Vierte Auflage. Gotha, F. A. Perthes. 1880. 8. 1 M. 50 Pf.
2. Der Freiburger Landsknecht. Eine Geschichte aus dem 16. Jahrhundert in 17 Gesängen. Von Max Wirth. Aarau, Sauerländer. 1880. 16. 2 M.
3. Die Kaisertochter. Von Karl Biesendahl. Epos in zwölf Gesängen. Leipzig, Foltz. 1880. 12. 2 M.
4. In Mußestunden. Dichtungen von Eduard Lobstein. Heidelberg, C. Winter. 1880. Gr. 8. 5 M.
5. Gedichte von Luise Sternau. Wien, Faesy u. Frick. 1880. 8. 4 M.
6. Gedichte von Bruno Mohren. 1. Vermischte Gedichte. 2. Baltische Klänge. Zürich, Verlags-Magazin. 1880. 8. 2 M.
7. Jahrbuch deutscher Dichtung. Herausgegeben von Max Stempel. Bremen, Kühtmann u. Comp. 1880. 8. 5 M.

Karl Heinrich Keck's Idyll „Anna" (Nr. 1), das in Schleswig-Holstein zum Hausschatz jeder gebildeten Familie gerechnet wird, ist im übrigen Deutschland nicht so bekannt und anerkannt, wie es nach kernigem Inhalt und lauterer Form wol verdient. Freilich nimmt der Recensent, welcher 1851 „aufrichtig" gesteht, daß er dieser Dichtung „ihren Rang unmittelbar nach «Hermann und Dorothea»

anweisen möchte", den Mund sehr voll, und es wäre besser gewesen, wenn diese alte Recension nicht als aufgewärmte Beigabe dem jetzt in vierter Auflage erschienenen Buche angelegt wäre und wenn der Autor selbst in seinem Begleitwort von jenem übertriebenen Lobspruch ganz geschwiegen hätte. Unwillkürlich wird man dadurch zu fortwährenden Vergleichen herausgefordert, die schon darum nicht zu Keck's Gunsten ausfallen können, weil in seinem Gedicht nicht wie in „Hermann und Dorothea" das Ewig-Menschliche, sondern das Vergänglich-Politische in den Vordergrund tritt und jenes manchmal zurückdrängt. Doch lassen wir den Päan, den jener Recensent angestimmt hat, verklingen und richten wir ohne Voreingenommenheit unsern Blick auf „Anna" selbst, so müssen wir gestehen, daß das Idyll großen Werth hat und seine Popularität auf heimatlichem Boden sehr wohl zu erklären ist. Die Fabel ist überaus einfach und würde ohne die langen Gespräche nicht ausreichen, um ein erzählendes Gedicht von sieben stattlichen Gesängen an ihrem Faden spinnen zu können. Die Personen, die uns zum größten Theil schon im ersten Gesange in geschickter Exposition bekannt gemacht werden, sind: ein wohlhabender Hofbesitzer in Südangeln, seine Frau, die eines Predigers Tochter ist, seine alte Mutter und seine Tochter Anna, die den biedern Aeltern vollen Ersatz für den im Kriege für Schleswig-Holstein gefallenen einzigen Sohn Adolf geben muß. Neben dieser schafft im Hause die Schwestertochter des Besitzers, Luise, eine Waise und Braut des gefallenen Sohnes, welche von der alten Großmutter ihrer praktischen Tüchtigkeit wegen besonders geschätzt wird. Der eigentliche Liebling der trefflichen Alten ist aber Luisens Vetter Otfried:

Der mit dem preußischen Heere
Voriges Jahr bei Schleswig gekämpft und einer Verwundung
Langsam zwar, doch glücklich genesen im Kreis der Verwandten.

Ihm gönnte sie Anna am liebsten als Hausfrau und nicht dem skeptischen Landarzt, dessen hohe geistige Bedeutung nicht geringen Eindruck auf Anna's junges Gemüth gemacht zu haben scheint. Desto betrübter ist die alte Frau, als Otfried, der gerade am Sylvesterabend als Besuch wieder in das Haus der Verwandten geschneit kommt, erklärt, daß dies sein Abschiedsbesuch sei. Otfried hat als preußischer Offizier auch mit in Baden gekämpft, dann seinen Grundbesitz verkauft und sich, da er an Deutschlands Genesung verzweifelt, zur Auswanderung gerüstet. Hier nun im Kreise der Verwandten, im lebhaften Austausch der Gedanken erkennt er, wie gleichgestimmt seine Seele mit der Anna's ist; er liebt sie, wirbt um sie und bleibt im Vaterlande. Das ist die, wie gesagt, fast dürftige Handlung des langen Gedichts, doch sind einige lebhaftere Töne angeschlagen, wie z. B. bei einem Brande in der Nachbarschaft, zu dem die Männer eilen. Der Hauptwerth des Gedichts liegt aber in der trefflichen Zeichnung Anna's, einer echt germanischen, jungfräulich herben und doch höchst anmuthigen Erscheinung, die uns im sechsten Gesange am lieblichsten geschildert wird, wie sie, ihr aus dem brennenden Hause gerettetes Pathchen im Arm, sich „an dem schwellenden Sofa" neben der schlafenden Großmutter niedersetzt:

Mit liebender Inbrunst
Schaute sie auf das Kind und versank in träumende Wonne.
Alle die Stürme, die heut' am Abend sie mächtig erschüttert,
Schwiegen in ihrem Gemüth; ihr kindliches Herz umfaßte
Immer nur eines, und jetzt theilhaft des ersehneten Lieblings,
War sie versenkt in des Muttergefühls jungfräulicher Ahnung.
Also blickte Maria dereinst, die gesegnete Jungfrau,
Mutter des Menschensohns, doch strahlend in göttlicher Reinheit.
— — — — — — — — — — — — —
Und er betrachtete still von der Seite des edeln Gesichtes
Einfach kräftige Form und die hangenden seidenen Wimpern,
Und das liebliche Rund des Kopfes, an welchen das schwarze
Glänzende Haar sich schlicht anlegte; die üppigen Flechten
Schlangen sich hinten in eins, vollendend die zierliche Rundung.

Mit ausgesprochener Individualität treten auch alle andern Figuren hervor; am besten sind nächst Anna deren Vater und die Großmutter gezeichnet; am wenigsten ausgeprägt ist Otfried, dessen Resignation etwas Verwaschenes und Kränkliches hat. Dadurch wird er ein schlechter Widerpart gegen den kaustischen Doctor. Im ganzen sind die Gespräche, in denen dies hervortritt, etwas ermüdend, da sie, wenn auch zeitgetreu, zu breit politische Conjunctionen behandeln, die jetzt schon fern von uns abliegen. Als Keck die „Anna" schrieb, waren sie gewiß von Interesse, besonders für den „verlassenen Bruderstamm"; jetzt haben sie kaum mehr als eine historische Bedeutung. Freilich herausstreichen konnte der Dichter sie ja nicht, ohne dem ganzen Bau einen argen Stoß zu geben, und so müssen sie hingenommen werden, wie sie sind; schöne, edle Gedanken leuchten auch in ihnen. Eins aber hätte sich beschränken lassen, und es wäre gut, wenn es in spätern Auflagen, die das Gedicht gewiß erleben wird, beschränkt würde; es wird zu viel vom Essen und Trinken gesprochen. So wird im dritten Gesange die Zubereitung des Grünkohls, das Kochen des Thees und das Schmieren der Butterbrote, im letzten Gesange das copiöse Abendessen geschildert. Die Gaben der Ceres und des Baechus werden in Schleswig-Holstein mit Recht nach ihrem vollen Werth geachtet, aber hier im Gedicht sollte nicht so viel davon die Rede sein. Die metrische Form endlich ist, wie nicht anders zu erwarten, fest und fehlerlos, wenn uns auch einzelne Härten aufgestoßen sind, z. B.: „Denn mir scheinet die Bildung doch des Glaubens Verklärung"; aber ein längeres deutsches Gedicht in Hexametern ist wol ohne einige Härten des Metrums nicht denkbar. Die dem Antiken nachgeahmte epische Anrede, die sich einigemal findet: „Sprachst du, ehrwürdige Greisin", hat hier etwas Geziertes und dem modernen Gefühl bei Behandlung moderner Stoffe Anstößiges.

„Der Freiburger Landsknecht" von Max Wirth (Nr. 2) erzählt in versifieirter Prosa eine bunte Studentengeschichte aus dem 16. Jahrhundert in siebzehn Gesängen. Die Schicksale des Helden Studiosus Heinrich, der, früh von der Mutter zum Theologen bestimmt, zur Jurisprudenz

umfattelt, halb unschuldig wegen Betheiligung an einer Schlägerei, alias Holzerei, mit Bauern relegirt wird und mit Frundsberg nach Italien zieht, sein Liebeswerben um Klara, die Tochter des Meisters Gebhard zu Freiburg, seine Trennung von ihr und die endliche Wiedervereinigung, die übrigens nur angedeutet wird: alles das gibt ein bewegtes farbenfrisches Bild, ist ziemlich flott entworfen und erzählt; aber da der poetische Schwung mangelt, so ist nicht erfindlich, warum diese Geschichte statt in einfacher landläufiger Prosa in dem jetzt so oft strapazirten vierfüßigen Trochäus geschrieben ist. Denn ohne solchen Schwung ist gerade dies bequeme Metrum mit seinem starken Anklange an die Werkeltagsrede höchst öde und nüchtern. Wo ein trockener Witz dadurch besonders beabsichtigt wird, ist es sehr wirksam, hier aber langweilend und verstimmend. Eine gewisse jugendliche Fröhlichkeit und Leichtigkeit, die über der Empfindung des Ganzen liegt, soll darum dem Verfasser des „Landsknecht" nicht abgesprochen sein; wenn er aber vielleicht einmal sein Gedicht neuglättend zur Hand nimmt, so ist ihm dringend zu empfehlen, die langweiligen Anmerkungen, möglichst alle achtzig miteinander, über Bord zu werfen, da sie dem gebildeten Leser nicht Nutzen, sondern Störung bringen. Wer sollte nicht ungeduldig werden, wenn er zu den Worten:

Alle Degen fliegen blitzend
Aus den Scheiden, alle Mützen
Werden, jählings aufgespießet,
In die Luft geschwenkt mit Jubel —

sich auf der vorletzten Seite des Buchs die Anmerkung gefallen lassen muß: „Wer denkt hierbei nicht an den Landesvater?"

Mit seinem Epos „Die Kaisertochter" hat der Verfasser Karl Biesendahl (Nr. 3) schon darum keinen guten Wurf gethan, weil er ein Metrum gewählt hat, wie es schlechter gar nicht zu einer so romantischen Geschichte gewählt werden konnte. Eine Geschichte, in der ein junger Jäger, der diesmal wirklich niedern Standes ist, um die Liebe Gisela's, der Tochter Kaiser Otto's, sehnendes Leid trägt und die Geliebte schließlich unter Zustimmung des kaiserlichen Vaters gewinnt, ist wol nur im einfachen Spielmannston, wie ihn z. B. Arthur Fitger in seinem „König Drosselbart" meisterlich angeschlagen hat, angenehm und erfreulich wirkend. Im schweren Gewande des Hexameters ist diese romantische Fabel fast an Gehen und Stehen gehindert, namentlich in Versen wie: „Vorwärts eilte der Zug; noch einmal winkte zurück Kurt." Auch klingt an manchen Stellen eine Reminiscenz an das antike Epos zu stark an, so z. B. wenn vom „neptunischen Hain" die Rede ist.

Eine recht frische, kräftig gezeichnete Figur ist der Wolfsjäger Gunthri, der nur manchmal so thränenreich ist, daß er eine wol an solcher Stelle nicht beabsichtigte hochkomische Wirkung hervorbringt.

„In Mußestunden" (Nr. 4) hat Eduard Lobstein nach der Schwere der Berufsarbeit in eigener Dichtung und in Versuchen metrischer Nachbildung antiker Dichtungen Erquickung gesucht und sich jetzt, gewiß nicht ohne Zureden von Freunden, entschlossen, diese „Auswahl", welche auf 344 Seiten „ungefähr den dritten Theil seiner bis in die vierziger Jahre zurückdatirenden poetischen Gesammtproducte" bietet, herauszugeben. Die vorliegenden Gedichte zerfallen in vier Abtheilungen: „Dichtungen im antiken Versmaß von Alcäus und Sappho" (Alcaeo-Sapphica); „Metrische und freie Uebersetzungen Horazischer Oden" (Horatiana); „Elegien, meist historisch-archäologischen Inhalts" (Elegica); „Lyrische Gedichte verschiedener Art" (Lyrica). Alle Gedichte dieser vier Abtheilungen bezeugen, daß der Verfasser durch treues, jahrelanges Studium der Alten sich eine schöne Anempfindung erworben hat; jedoch von dem beseligenden Hauch der Antike, der so lieblich um die Leier Mörike's und Geibel's spielt, ist hier wenig zu merken. In den Uebertragungen ist die elegante Feinheit des Horaz oft durch einen Ueberschwall von Worten überflutet und bis zur Unkenntlichkeit verschwemmt worden; z. B. heißt der Anfang der ersten Ode des ersten Buchs bei Lobstein in freier Uebertragung:

Mäcen, erlauchter Edelsproß aus altem Königsblut,
O du mein Hort und Geistgenoß, du Stolz dem Dichtermuth!
Wie treibt des Menschen Leidenschaft doch ein so buntes Spiel
Und opfert dessen beste Kraft auf einem eiteln Ziel!

Das alles ist aus den Worten des Horaz entstanden:

Maecenas atavis edite regibus,
O et praesidium et dulce decus meum!

Wenn es in der metrischen Uebertragung der Ode an Pyrrha (I, 5) heißt:

Daß ich bei zeiten noch
Diesem Strudel entkam, meldet ein Wandgelübd —

dem zu Ehren Neptun's ich

Auch mein triefendes Kleid anhing —

so ist das „Wandgelübd" für alle Leser unschön; für diejenigen, welche nicht das Original vergleichen können, muß es durchaus unverständlich sein.

In den eigenen, nach antiken Maßen geformten Gedichten Lobstein's herrscht überall kräftige Empfindung und mannhafte Gesinnung, doch die „ehrwürdigen Kothurne", auf denen nach Lobstein's Meinung die begeisterte Muse feierlich bei besondern Gelegenheiten einherschreiten soll, sind manchmal sehr locker geschnallt oder breit getreten. So wenn die gute Stadt Landau ihres „alten Lorbers biederste Blätter in den Kranz winden soll". Wo ein kerniges Gefühl einfach und schlicht ausgesprochen wird, wie in manchen Gedichten der letzten Abtheilung, versagen wir dem Dichter unsere Anerkennung nicht. Ein Gedicht wie „Mein schönster Lohn" gereicht dem Dichter wie dem Menschen zur Ehre und sei darum aufs wärmste anerkannt und zum Nachlesen empfohlen. Hier es anzuführen, erlaubt sein Umfang nicht.

Die „Gedichte" von Luise Sternau (Nr. 5) sind oft in Form und Ausdruck so ungeschickt und banal, daß man

versucht wird, ein schnelles Kreuz über das elegante Buch zu schlagen. Wenn da eines Priesters Antlitz „versöhnungsmild" zu sagen scheint: „Sanft sei der Pfad, auf dem ich wandre", wenn da „Thal" und „Schall", „wählt" und „Welt" als Reime gelten sollen, oder wenn gar „in mitternächtiger Stunde" nicht etwa Zedlitz' Tambour sein Grab verläßt, sondern alle, die einmal „im Wasserreich" verunglückt sind, „in langen Reihen nahe an dem Strand schwimmen" und unter andern

Die fröhliche Gesellschaft,
Die heim vom Hochzeitsschmaus
Des Nachts fuhr, trank den letzten,
Den Todestoast hier aus —

so würde solche Abfertigung nicht unverdient erscheinen. Nun aber liest man weiter und findet folgendes Gedicht:

Die Närrin.

„Die Närrin kommt!" So ruft der rohe Haufe;
Die Jugend folgt ihr unter Lärmen, Johlen,
Und tanzt in Sprüngen um sie her, in tollen,
Damit die Aermste um so schneller laufe.

Sie merkt es nicht; sie geht hochaufgerichtet
Mit raschen Schritten graden Wegs zum Meere,
Die glanzerstorbnen Augen starr'n ins Leere,
Ihr Denken hat der Wahnsinn längst vernichtet.

Verworrne Reden, die in Murmeln enden,
Führt sie, und lacht dann auf in ihrem Elend,
Die Lumpen, kaum den magern Leib verhehlend,
Betastet sie mit zuckend hast'gen Händen.

Sie eilt zum Strande, wo sie einst vor Jahren
Den Treueschwur des Liebsten hat empfangen,
Als sie ein Mädchen war mit ros'gen Wangen,
Mit hellen Augen und mit blonden Haaren.

Doch übers weite Meer ist er gezogen,
Eh' noch ihr kleines Söhnlein ward geboren.
Er kam nicht mehr, vergaß, was er geschworen,
Ließ sie zurück, um Ehr' und Glück betrogen!

Ihr war, als ob die Schmach ins Grab sie triebe,
Als könnte sie nicht unter Menschen leben,
Dem herzlosen Gespötte preisgegeben;
Doch sie ertrug's dem kleinen Kind zu Liebe.

Sie mußte für das süße Wesen sorgen,
Sie hing an ihm mit voller, heißer Seele;
Damit dem Herzenssöhnchen ja nichts fehle,
Wacht' oft sie bei der Arbeit bis zum Morgen.

Drum fand sie auch nicht Zeit, sich todt zu grämen;
Sie hoffte bei des Knaben erstem Lallen,
Bei seinem schüchtern ersten Erdenwallen,
Daß für sie doch noch frohe Tage kämen.

Und als er größer schon, und an dem Strande
Herumlief, bunte Muscheln suchend, spielend,
Vom Felsen nach der Flut mit Steinen zielend,
So frisch und schön im ärmlichen Gewande,

Da schwoll ihr Herz, und ihrer Wangen Rosen
Erblühten neu, gar flink zog sie den Faden,
Indeß ihr Junge lärmt mit Kameraden,
Stets gern gesehn von Fischern und Matrosen.

Einst ging sie hin zum Strand, als es schon Abend;
Ihr Sohn, der froh entgegen ihr gesprungen,
Glitt aus, — rasch hat die Welle ihn verschlungen,
Sein warmes Leben in der Flut begrabend. —

Die arme Mutter, jäh von Wahn umnachtet,
Ein Körper, wie verlassen von der Seele,
Irrt jeden Tag an jener Unglückstelle,
Von den Matrosen mitleidsvoll betrachtet.

Das graue Haar aus bleicher Stirne streifend,
Die Augen immer auf das Meer gerichtet,
Ruft sie die Welle, die vorüberflüchtet,
In ruheloser Hast am Strande schweifend.

Oft beugt sie sich zur Flut, die ihn genommen,
Um die entfärbten Lippen spielt es linde,
Sie flüstert: O wie geht es meinem Kinde,
Und wann wird denn mein Liebster wiederkommen?

Dann senkt sie lang' den wirren Blick zur Erde,
Als wollte ihre Tiefe sie ergründen,
Als wollte sie in ihr die Lösung finden,
Ob bald dem müden Herzen Ruhe werde.

Unleugbar ist hier echte dichterische Anschauung und Empfindung vorhanden. Aber muß denn solche dichterische Kraft sich selbst den Zwang des Verses und des Reims, die beide ihr nun einmal nicht recht glücken zu wollen scheinen, auferlegen? Warum wird das tief und ernst Gedachte und Empfundene in Lyrik verwaschen und nicht in Prosadichtung verwerthet? Auf diesem Gebiet grünen vielleicht Kränze für Luise Sternau, die wir ihr leider hier nicht reichen können.

Kaum mehr als Versuche sind die „Gedichte" von Bruno Mohren (Nr. 6), die in zwei Abtheilungen: „Vermischte Gedichte" und „Baltische Klänge", zerfallen. Es fehlt ihnen Farbe, Frische und Originalität: es ist alles das schon dagewesen und viel besser dagewesen:

Es war an einem blauen See,
Wo wir als Kinder spielten,
Wo wir auf wald'ger Uferhöh'
Uns überglücklich fühlten.

Es war an einem blauen See,
Wo wir uns Treu' gelobten,
Wo süße Lust und bittres Weh
Uns oft das Herz durchtobten.

Und als ich sagen mußt' Ade,
Einsam von dannen gehen,
Da sah ich fern am blauen See
Ein weißes Tüchlein wehen.

Die Limonade ist matt und kann nicht munden. Auf Reinheit der Reime legt Bruno Mohren oft zu wenig Gewicht, was um so verwunderlicher ist, als ihm die Reime sonst mit schier unaufhörlichem, freilich oft auch monoton einschläferndem Plätschern zuströmen. Räthselhaft ist, warum Mohren folgendes Sonett „Das Meistersonett" betitelt:

Uns trieb der Ostsee dunkelblaue Welle
An diesen Strand, wo wir die Heimat fanden,
Der deutschen Treue eisenfeste Banden,
Sie hielten stets uns an die theure Schwelle.

Zog einst von uns ein wandernder Geselle
Hinaus zu jenen fernen, fernen Landen —
Dort, wo die Gräber seiner Lieben standen,
Blieb stets sein Herz in heißer Glut zur Stelle.

Dahin geht aller treuen Balten Sehnen,
Sich nur ans theure Heimatland zu schließen,
So wie die Quellen all zu Thale fließen.

Das ist's, was leben sollt' in Liedertönen,
Was jeden Deutschen einzig unterscheidet,
Der mit der Heimat jauchzt und mit ihr leidet.

Das Meistersonett? Wir wollen nicht hoffen, daß es von Mohren etwa so angesehen wird, wie ein Gesell sein Meisterstück ansieht. Denn hieraufhin kann ihm kein Meisterbrief gegeben werden.

Max Stempel's „Jahrbuch deutscher Dichtung" (Nr. 7) soll die frühern Musenalmanache ersetzen, ohne sich auf Originalbeiträge zu beschränken. Der Herausgeber will vielmehr auch „die poetischen und belletristischen Zeitschriften, Sammlungen und Gedichtbücher (sic!) des jedesmaligen Vorjahres behufs Ausbeute benutzen". Die Zusammenstellung des vorliegenden Bandes bietet viel Interesse, das, wenn in weitern Jahrgängen die beabsichtigten biographischen Notizen über die Dichter hinzukommen, noch sehr gesteigert werden kann. Reinhard Mosen.

Napoleoniana.

Napoleon Bonaparte, seine Jugend und sein Emporkommen. Von Arthur Böhtlingk. Zweiter Band: Vom 13. Vendémiaire bis zum 18. Brumaire. Jena, E. Frommann. 1880. Gr. 8. 8 M.

Napoleon I. wird immerdar ein Lieblingsthema der Historiker und ein noch lange Zeit unerschöpflicher Stoff bleiben. Arthur Böhtlingk, der sich gründlich mit dem großen Manne beschäftigt hat, ließ seinem ersten 1877 in Jena erschienenen und von mir in Nr. 49 d. Bl. f. 1879 besprochenen Bande über Napoleon's Emporkommen jetzt den zweiten folgen, zu dem er außer den bekannten Werken einige ungedruckte Quellen in Berlin, Paris und London benutzen konnte. Trotzdem ist der zweite Band weniger fesselnd als der erste, der die Wandlungen in Napoleon's Charakter mehr hervortreten ließ und besonders seine corsische Periode in glücklichster Weise schilderte; auch ist der Stil oft mangelhaft; grammatikalische Sünden machen sich vielfach bemerkbar, und man empfängt den Eindruck oberflächlicher Schreibart. Eine große Zahl von Daten und Dingen ist irrig angegeben, und ein Ausdruck wie „Bonapartisten" lautet sonderbar, wenn er für Anhänger des Generals schon im Jahre 1799 gebraucht wird. Als irrig fielen mir unter anderm auf: Junot sei 1796 mit 21 erbeuteten Fahnen an das Directorium geschickt worden — es war Murat; in dem italienischen Feldzuge von 1796 habe das französische Heer 45000 Mann betragen — es wird meist auf 36—38000 geschätzt; Bonaparte sei in Mailand am 16. Mai eingezogen — es war am 15. Mai; die Capitulation Mantuas, die Böhtlingk auf den 19. Januar 1797 verlegt, fand erst am 2. Februar statt; bei der ägyptischen Expedition 1798 hatte Bonaparte nicht 400, sondern 500 Fahrzeuge, und die Schlacht bei Akubir war nicht am 24., sondern am 25. Juli 1799, die bei Stockach nicht am 26., sondern am 25. März desselben Jahres. Der Herzog von Rovigo war nicht Duroc, welcher Herzog von Friaul wurde, sondern Savary, und von letzterm datiren die angeführten Memoiren; in Leoben unterhandelten anfänglich für Oesterreich die Generale Grafen Merveldt und Bellegarde, und der Marchese de Gallo kam, um seitens des neapolitanischen Hofs auf den nahe verwandten wiener Hof eine Pression im Sinne des Friedens auszuüben; erst nachher führte er anstatt des Erzherzogs Karl selbst für Oesterreich die leobener Verhandlungen; König Karl IV. (II.) Emanuel mußte zwar 1798 nach Sardinien flüchten, dankte aber erst 1802 ab.

Sehr glücklich und zutreffend sind die Schilderungen, welche Böhtlingk von Bonaparte und einigen Zeitgenossen entwirft, besonders die von Carnot, Barras, Sieyès, Talleyrand, Hoche, Augereau, Debry; aber wie im ersten Bande unterschätzt er Joseph und Lucian Bonaparte und hebt lange nicht genug die eminenten Verdienste des letztern am 18. und 19. Brumaire hervor, über welche die jüngst aufgefundenen Manuscripte Lucian's gewiß viel Neues bringen.

Böhtlingk beleuchtet die Verfassung des Jahres III und zeigt, wie ein Bonaparte mit ihr nie emporkommen konnte, sondern sie, da sie die Herrschaft Eines Mannes geradezu unmöglich machte, umwerfen mußte, wenn er Frankreich beherrschen wollte. In dieser Verfassung kam, wie in der ganzen Französischen Revolution, der nationale Gedanke zum präcisen Ausdruck, was in unserm Werk mit Recht hervorgehoben wird. Bonaparte, der kein Franzose war, hatte nichts mit Nationalstaat und nationalen Principien gemein; sein heißes Sehnen ging auf den Umsturz der Verfassung; ohne irgendeiner Partei anzugehören, ging er zusammen mit den Umsturzmännern und mit den Royalisten, denn er dachte nur daran, wie er steigen könnte; seine durch und durch selbstische Natur kannte weder Scrupel noch Rücksichten; er reichte allen die Hand, die ihn erheben konnten. Betreffs der Beurtheilung des gewaltigen, aber charakterlosen Corsen sind Böhtlingk's Ansichten die meinigen, wie ich sie wiederholt niedergelegt habe. Kann ich einigermaßen mich der Ansicht anschließen, Bonaparte habe Bernadotte 1798 die bekannte Rolle in Wien spielen lassen, um ihn zu compromittiren und sich bei einem neuen Kriege mit Oesterreich als Retter in der Noth aufwerfen

zu können, so hege ich hingegen die größten Bedenken gegen die Hypothese des Autors, Bonaparte habe Jean Debry zum rastatter Gesandtenmord gedungen, um sich mit Hülfe eines zweiten europäischen Kriegs des Scepters in Frankreich zu bemächtigen, das Directorium und Oesterreich moralisch zu vernichten, und Debry, ein zweiter Macbeth, habe als wüthender Anarchist sich zu seinem Instrumente gemacht, ohnehin von Haß gegen seine Collegen Roberjot und Bonnier erfüllt; diese Vermuthung über das räthselhafte Ereigniß erscheint mir eine der unwahrscheinlichsten.

Napoleon Bonaparte's orientalische Kaiserpläne, die auf der Eroberung Aegyptens beruhten, schwanden mit dessen Verluste; Sidney Smith hatte ihn um sein Glück betrogen, und auch die Wiederentfaltung der französischen Colonialmacht ist ihm nie gelungen. Ja trotz all seiner unvergleichlichen Siege wurde Frankreich 1815 auf die Grenzen von 1790 reducirt, und auf Sanct-Helena konnte der maßlose und himmelstürmende Titane auf Sisyphus als sein Abbild schauen; vis consilii expers mole ruit sua.

Arthur Kleinschmidt.

Feuilleton.

Theater und Musik.

Feodor von Wehl hat Grabbe's Hohenstaufen-Tragödie „Friedrich Barbarossa" für das stuttgarter Hoftheater eingerichtet: die Vorstellung fand eine sehr günstige Aufnahme. Schon früher hat in Schwerin Alfred von Wolzogen den Versuch mit „Friedrich Barbarossa" und „Heinrich VI." von Grabbe gemacht. Auch „Don Juan und Faust" ist schon auf die Bühne gebracht worden. Grabbe hat mit Heinrich von Kleist das Schicksal gemein, daß keine seiner tragischen Dichtungen bei seinen Lebzeiten gegeben wurde, während sich, was bei Kleist nicht der Fall war, die ganze Journalistik mit seinen Stücken angelegentlich, ja zum Theil enthusiastisch beschäftigte. Doch die Stücke erschienen unaufführbar, und an die Werke lebender Dichter wagten sich die einrichtenden Dramaturgen nicht. Auch war die Zahl der ästhetisch gebildeten Bühnenleiter, die zu einer Bearbeitung, zu dichterischen Einlagen das Zeug hatten, damals weit geringer als jetzt. Ob indeß die Grabbe'schen Dichtungen in gleichem Maße den Weg auf die Bühnen finden werden wie diejenigen von Kleist, muß immerhin fraglich erscheinen; sie haben nicht das anziehend Träumerische, vor allem auch nicht den kunstgerechten Aufbau wie die Kleist'schen Werke, und das maßlos Gewaltige in ihnen wirkt auf der Bühne befremdend; ja Grabbe's Fehler sind mit seinen Vorzügen so eng verschmolzen, daß man Gefahr läuft, bei Ausmerzung der erstern die letztern mit zu beschädigen. Gleichwol verdient das Streben, die Werke eines genialen Kopfes auf die Bühne zu bringen, volle Anerkennung. Möchten nur unsere Dramaturgen, wenn sie einmal zur Epoche Grabbe's zurückgreifen, auch die Werke Raupach's und anderer Dichter jener Zeit prüfen. Es läßt sich doch dies oder jenes Drama der Bühne wiedergewinnen und ohne große Mühe der Bearbeitung; denn Raupach, Auffenberg und andere Zeitgenossen beherrschten durchaus die Bühnentechnik.

— Am berliner Hoftheater ist Hugo Bürger's Drama „Gold und Eisen" in Scene gegangen, mit dem Erfolg, welcher den ersten Aufführungen der Werke des Dichters dort immer gesichert ist, ohne für ihre weitere Laufbahn entscheidend zu sein. Wie wir aus den Kritiken ersehen, handelt es sich auch in diesem Lustspiel, wie in den meisten frühern von Hugo Bürger, um die Aufhellung eines dunkeln Punktes der Vergangenheit: eine durchaus undramatische Darstellungsweise, die bei diesem Autor sich zur Methode ausgebildet zu haben scheint. Gold und Eisen, das durch Börsenspiel leichtgewonnene Gold, und das Eisen, das nur ernster schwerer Arbeit ein Verdienst gönnt, bilden die Gegensätze des geschäftlichen Lebens in dem Bürger'schen Stück; doch sie sind nicht dramatisch genug in Bewegung gesetzt; es spielt zu viel Nebensächliches, Episodisches mit hinein. Die zwei ersten Acte werden als glücklich entworfen und als originell gerühmt; später macht sich der Grundfehler des Stücks, das Novellistische, zu sehr geltend. Der Autor bewährt indeß auch hier wieder ein ernstes Streben.

— Nachdem Frau Wilhelmine von Hillern ihre Erzählung „Die Geyerwally" selbst dramatisirt hat und dies Stück an mehrern Bühnen mit Erfolg gegeben worden ist, hat sich ein anderer Bearbeiter der Erzählung eingefunden und bietet auch seine „Geyerwally" nicht ohne Erfolg feil. In welcher Weise die jetzige Reichsgesetzgebung einen Anhalt gibt, das Erfindungsrecht des Romanautors zu wahren, muß der eingeleitete Proceß lehren. Bekannt ist die Thatsache, daß Auerbach seinerzeit einen auf gleicher Grundlage ruhenden Proceß gegen Frau Birch verlor — und es ist eine interessante, etwas ironisch beleuchtete Thatsache, daß Mutter und Tochter jetzt die Rollen getauscht haben.

Bibliographie.

Babsch, F., Aus Erfahrung und Theorie. Ein pädagogischer Brief. Wien, Graeser. 1880. Gr. 8. 1 M. 20 Pf.

Bernhard, Gedichte. Danzig, Axt. 8. 5 M.

Cassel, P., Aus guten Stunden. Betrachtungen und Erinnerungen. Neue Ausgabe. Berlin, Wohlgemuth. Gr. 8. 6 M.

Conversations-Lexikon. Allgemeine deutsche Real-Encyklopädie. 13te vollständig umgearbeitete Auflage. Mit Abbildungen und Karten auf 400 Tafeln und im Texte. (In 16 Bdn. oder 240 Hftn.) 1stes Hft. Leipzig, Brockhaus. 1882. Lex.-8. 50 Pf.

Droßbach, M., Ueber den Ausgangspunkt und die Grundlage der Philosophie. Zur Richtschnur für die Bewerber um den vom Freien Deutschen Hochstifte für Wissenschaften, Künste und allgemeine Bildung in Goethe's Vaterhause zu Frankfurt a. M. ausgeschriebenen Preis. Frankfurt a. M. Gr. 8. 2 M. 50 Pf.

Fielt, Charlotte, Schloß Grünwald. Roman. Breslau, Schottländer. 8. 3 M.

Kayser, W., Die beiden Hauptleute oder die Verlobung am Christbaume. Schauspiel. Kempten, Kösel. 12. 1 M. 50 Pf.

Krakauer, M., Zur Geschichte des Spinozismus in Deutschland während der ersten Hälfte des 18. Jahrhunderts. Breslau, Köhler. Gr. 8. 1 M.

Mohr, E., König Saul. Trauerspiel. Leipzig, Siegismund u. Volkening. 8. 1 M. 50 Pf.

Quaglio, J., Die erratischen Blöcke und die Eiszeit, nach Professor Otto Torell's Theorie. Mit einer Karte der nördlichen Eisfluth in Europa und Amerika. Wiesbaden, Bergmann. Gr. 8. 1 M. 80 Pf.

Schweitzer, P., Die Entwicklung der nationalen Dichtung in Norwegen (1758—1858). Jena, Deistung. 8. 1 M. 60 Pf.

Seidl, J. X., Neue Gedichte. Regensburg, Coppenrath. 16. 2 M. 60 Pf.

Steinberg, S., Aus der großen Zeit. Detail-Geschichte des 2. Hanseatischen Infanterie-Regiments Nr. 76, während des Feldzugs 1870/71. Hamburg, Hoffmann u. Campe. Gr. 8. 5 M.

Warnemund, P., Die badische Generalsynode von 1881. Karlsruhe, Reiff. Gr. 8. 50 Pf.

Werder, F., Eugen Richter, der Führer der Fortschrittspartei, nebst einer einleitenden Geschichte der Partei. Vom liberalen Standpunkte dargestellt. Berlin, Engelmann. Gr. 8. 1 M. 50 Pf.

Young, B., Ein Vierteljahrhundert. Roman. 2 Bde. Breslau, Schottländer. 8. 8 M.

Ziesing, T., Charles Baudelaire. Ein Essay. Zürich, Ebell. 1879. Gr. 8. 2 M.

Anzeigen.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Soeben erschien:

Kufra.

Reise von Tripolis nach der Oase Kufra.

Ausgeführt im Auftrage
der Afrikanischen Gesellschaft in Deutschland
von

Gerhard Rohlfs.

Nebst Beiträgen von
P. Ascherson, J. Hann, F. Karsch, W. Peters, A. Stecker.

Mit 11 Abbildungen und 3 Karten.

8. Geh. 16 M. Geb. 18 M.

Die von Rohlfs 1878—79 unternommene Expedition ins Innere Afrikas war reich an merkwürdigen Reisebegegnissen wie an wissenschaftlicher Ausbeute. Im vorliegenden Werke ist der Verlauf der Expedition von dem Reisenden selbst mit frischen Farben geschildert, während die wissenschaftlichen Resultate in systematischer Bearbeitung durch Gelehrte der verschiedenen Fächer vorgeführt werden; dasselbe bietet demnach vielseitige, höchst werthvolle Beiträge zur Kenntniss des afrikanischen Continents und reiht sich den frühern Reisewerken des Verfassers wie denen von Livingstone, Barth, Schweinfurth, Stanley, Cameron, Soyaux, Nachtigal u. s. w. ergänzend an.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Goethe's Briefe

an die

Gräfin Auguste zu Stolberg,

verwitwete Gräfin von Bernstorff.

Zweite Auflage, mit Einleitung und Anmerkungen.

8. Geh. 2 M. 50 Pf. Cart. 3 M.

Goethe's Briefe an die Gräfin Auguste zu Stolberg, einer der wichtigsten Beiträge zur Charakteristik des jungen wie des alten Goethe, waren schon seit mehrern Jahren vergriffen. Vorliegende neue gefällig ausgestattete Ausgabe, von Professor Dr. W. Arndt herausgegeben und mit werthvollen culturgeschichtlichen Excursen versehen, entspricht einem lebhaft empfundenen Bedürfniß der Goethe- und Literaturfreunde.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Soeben erschien:

PRÉCIS MILITAIRE

DE LA CAMPAGNE DE 1813 EN ALLEMAGNE.

8. Geh. 2 M. 50 Pf.

Ein deutscher Offizier unterwirft in dieser Schrift die strategischen Operationen Napoleon's und diejenigen der Verbündeten in den Kämpfen von 1813 einer vergleichenden Kritik und knüpft daran interessante Bemerkungen über das Wesen und die Aufgaben der modernen Kriegskunst.

R. Damköhler's Antiquariat. Berlin N.

Cat. II. Litteratur und Sprachwissenschaft.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Soeben erschien:

Das Staatsrecht der Preußischen Monarchie.

Von

Dr. Ludwig von Rönne,

Appellations-Gerichts-Vice-Präsident a. D.

Vierte vermehrte und verbesserte Auflage.

Erster Band:

Verfassungsrecht, erste Abtheilung.

8. Geh. 10 M.

Die vierte Auflage des berühmten Rönne'schen Werks wird 5 Bände umfassen. Infolge der Weiterentwickelung des öffentlichen Rechts hat diese neue Auflage sehr wesentliche Bereicherungen und Umgestaltungen erfahren, sodaß sie auch für die Besitzer früherer Auflagen unentbehrlich ist. Außer in Bänden kann sie in ungefähr 25 Lieferungen à 2 M. bezogen werden.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Soeben erschien:

REISE IN DER TROAS IM MAI 1881.

VON

Dr. HEINRICH SCHLIEMANN.

Mit einer Karte. 8. Geh. 2 M.

Diese neue Schrift des berühmten Verfassers bildet eine wichtige Ergänzung zu allen seinen bisher erschienenen Werken, indem sie über die Topographie der Troas in vielen Punkten neues, die frühern Annahmen berichtigendes Licht verbreitet.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Die Verfassung der Nordamerikanischen Union.

Von

Eugen Schlief.

8. Geh. 9 M.

Der Verfasser, ein preußischer Jurist, der sich auch längere Zeit in Amerika aufgehalten, liefert hier zum ersten mal eine systematische Darstellung des geltenden Verfassungsrechts der Union. Bei den vielfachen Analogien im rechtlichen Charakter der Vereinigten Staaten und des neuen Deutschen Reichs ist das Werk für deutsche Staatsmänner, Parlamentarier, Rechtslehrer und Justizbeamte von besonderer Wichtigkeit.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Seltsame Brüder.

Roman von

Levin Schücking.

Drei Theile. 8. Geh. 13 M. 50 Pf.

Verantwortlicher Redacteur: Dr. **Rudolf von Gottschall** in Leipzig. — Druck und Verlag von **F. A. Brockhaus** in Leipzig.

KAUFMÄNNISCHE RESSOURCE
Breslau

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Herausgegeben von Rudolf von Gottschall.

Erscheint wöchentlich. — Nr. 41. — 13. October 1881.

Inhalt: Literarische Unterhaltungen. Bearbeitungen von Novellen für die Bühne. Von Rudolf von Gottschall. — Unterhaltungsliteratur. — Zur neuesten Shakspeare-Literatur. Von David Asher. — Lamprecht von Regensburg. Von Reinhold Bechstein. — Feuilleton. (Deutsche Literatur; Aus der Schriftstellerwelt.) — Anzeigen.

Literarische Unterhaltungen.

Bearbeitungen von Novellen für die Bühne.

Eine Frage, die jetzt wieder in den Vordergrund tritt, ist diejenige der Adaptirung und Bearbeitung von literarischen Werken, besonders von Erzählungen, die für die Bühne umgestaltet werden. Diese Frage war eine der wenigen, welche den Schriftstellertag bei seinen kurzen Berathungen in Wien beschäftigten. Einige jüngere Autoren stellten hierauf bezügliche Anträge: es wurde verlangt, der Schriftstellerverband solle sich an die maßgebenden Factoren wenden zu dem Zwecke, daß solchen „Adaptirungen" ohne Einwilligung des Verfassers auf gesetzlichem Wege ein Ende gemacht werde; auch solle eine Commission niedergesetzt werden, welche in allen Fällen eines Misbrauchs des literarischen Eigenthums die Namen der literarischen Räuber veröffentlicht; eine andere Commission soll innerhalb dreier Monate den ersten Antrag erledigen. Der Schriftstellerverein erklärte sich für alle diese Anträge.

Der in unserm letzten Feuilleton erwähnte eclatante Fall trägt nicht wenig dazu bei, die Sache in Fluß zu bringen. Frau von Hillern hat ihre Erzählung „Die Geyer-Wally" für die Bühne eingerichtet; ein beliebiger anderer Bühnenfabrikant hat nicht weniger Geschmack an jener Erzählung gefunden und sie ebenfalls für das Theater zurechtgemacht. Frau von Hillern erklärt nun den zweiten Bearbeiter in Acht und Bann und warnt alle Bühnen vor der Aufführung jenes Stücks, weil sie dann in gleiche Mitschuld und Verdammniß gerathen würden. Wie schon erwähnt, hat gegen die Mutter der Frau von Hillern, Frau Birch, seinerzeit Auerbach aus eben diesem Grunde einen Proceß angestrengt, sodaß in einem ganz ähnlichen Fall wie dem, in welchem die Mutter als Verklagte sich vertheidigen mußte, die Tochter als Klägerin auftritt.

In dem Gesetz über geistige Urheberrechte ist in Betreff derartiger Adaptirungen nichts bestimmt. Offenbar ist hier eine Lücke in der Gesetzgebung, deren Ausfüllung keineswegs so leicht ist, wie es auf den ersten Blick scheint; denn man darf in diesem Fall nicht das Kind mit dem Bade ausschütten.

Die Frage hat ihre ästhetische und ihre juristische Seite. Es gehört zu den Axiomen der Aesthetik, daß der Dichter seinen Stoff nehmen kann, wo er ihn findet, wenn er ihn nur mit dichterischer Originalität behandelt, wenn er ihn mit seinem Genius durchdringt. Die attischen Dichter haben vielfach dieselben Sagenstoffe behandelt; es waren allerdings gegebene, typische Stoffe; aber es hinderte Sophokles nicht, daß Aeschylus den gleichen Stoff für eine seiner Tragödien gewählt, und ebenso wenig Euripides, daß ihm Sophokles mit einer Tragödie gleichen Inhalts vorausgegangen war. In der Eigenart der Behandlung lag die Neuheit des Werks: das war die Ueberzeugung jener tragischen Dichter und auch diejenige des attischen Publikums, das sich ja sonst von der abermaligen Bearbeitung desselben Sagenstoffs gleichgültig oder mit Ueberdruß abgewendet haben müßte.

Wo es sich aber um die Bearbeitung vorhandener Erzählungen handelt, da tritt kein Geringerer als Shakspeare in die Schranken. Wenn die Benutzung von Novellen und Erzählungen oft bis ins Detail hinein eine Verletzung des geistigen Eigenthumsrechts ist, wer hätte sich derselben mehr schuldig gemacht als Shakspeare? Wer müßte mehr unter die Anklage des „Raubes" gestellt werden, wenn solche Benutzung für „Räuberei" erklärt würde? Nicht blos die italienischen Novellisten, ein Bandello, ein Giraldi Cinthio u. a., nein, auch die Vorgänger und Zeitgenossen könnten ihn zur Rede stellen, so Thomas

Lodge wegen „As you like it", eines Lustspiels, welches Lodge's „Rosalind" sehr genau nachgedichtet ist, und Robert Greene, dessen „Pleasant History of Dorastus and Faunia" dem „Wintermärchen" zu Grunde liegt. Bekanntlich blieb der letztere auch die Anklage nicht schuldig, indem er den jetzigen „Schwan von Avon" eine „upstart crow" nannte, eine Krähe, die sich mit überall geraubten Federn schmücke. Was aber sagen unsere Shakspeare-Commentatoren zu diesen Vorwürfen? Sie freuen sich ja, wenn sie irgendeine Quelle entdeckt haben, aus welcher der große Brite schöpfte; ein jeder solcher Fund ist ein neues Ordenszeichen auf der Brust der Shakspeare-Philologen. Was sie aber über die Sache selbst denken, davon gibt einer der exaltirtesten Panegyriker Shakspeare's, J. L. Klein, in seiner „Geschichte des Dramas" Auskunft, indem er in seiner allzu bilderreichen Sprache sagt: „Robert Greene habe Shakspeare eine «Emporkömmlings-Krähe geschmäht», weil der goldgefiederte Wundervogel in einem kunstreich und aus seinen gemauserten Goldfedern, aus Schwanendaunen und Nachtigallenflaum bereiteten Neste Greene's und Genossen und noch älterer Kukuke mit faulen Flecken besprenkelte Eier zu «Phönixjungen» ausbrütete."

Aus der Sprache der verzückten Shakspeare-Somnambulen ins Deutsche übersetzt, sagen diese rechtfertigenden Worte doch nur, was wol als die allgemeine Ansicht über den Stoffraub Shakspeare's betrachtet werden kann: er hat die von andern entlehnten Erfindungen so mit seinem dichterischen Genius durchdrungen, so in sein eigen Fleisch und Blut verwandelt, daß die Thatsache der Entlehnung als etwas gänzlich Untergeordnetes für die Kritik der Nachwelt gar nicht in Betracht kommt.

Und das ist ästhetisch auch das Entscheidende: ein echter Dichter wird auch einen entlehnten Stoff zu seinem geistigen Eigenthum machen, indem er ihm sein für alle Zeiten geltendes Gepräge aufdrückt; dagegen wird ein Autor, der eine Novelle oder einen Roman seenisch eintheilt, den Dialog ganzer Kapitel abschreibt, hier und dort eine Zwischenrede einschiebt oder einen Aetschluß anklebt, vor dem Tribunal der Aesthetik als ein Stümper, und weil er den Stoff in bereits geprägter Form sich angeeignet, als ein Plagiator verurtheilt werden. An und für sich ist bei der gänzlichen Verschiedenheit der epischen und dramatischen Gattung die Umdichtung eines Epos oder einer Erzählung in ein Drama eine dichterische That, welcher sich auch ein hervorragendes Talent nicht zu schämen braucht: nur muß es sich um eine wirkliche Umdichtung handeln, nicht blos um eine Zurechtmacherei mit Benutzung des ganzen geistigen Aufwandes, mit dem der Novellist seine Charaktere und seinen Dialog ausgestattet hat.

Wie aber steht es mit der juristischen Seite der Frage? Das Reichsgesetz hat, wie erwähnt, hier eine offenbare Lücke. Oskar Wächter sagt in seinem Werke „Das Autorrecht nach dem gemeinen deutschen Recht" (S. 189): „Eine wesentliche Umarbeitung kann in der Dramatisirung einer Erzählung, in der Bearbeitung eines Romans, eines Epos u. dgl. für die Bühne gefunden werden. In der Regel wird das Drama dem erzählenden Werke keine Concurrenz machen, sodaß dem Autor des erstern ein wesentlicher Nachtheil nicht erwächst. Auch wird man nicht, wie bei musikalischen Compositionen und den Arrangements derselben, davon auszugehen haben, daß der Autor selbst auf die Dramatisirung seiner Arbeit reflectire. Gleichwol lassen sich Fälle denken, in welchen unter dem Schein dramatischer Umarbeitung im wesentlichen nur das fremde Werk wiedergegeben, sohin ein Nachdruck verübt wird."

Geheimrath Otto Dambach sagt in seiner Schrift „Die Gesetzgebung des Norddeutschen Bundes betreffend das Urheberrecht" (S. 44): „Die Benutzung einer Erzählung, einer Novelle, eines Romans u. s. w. als Stoff zu einem Drama ist im allgemeinen gestattet. Der berliner Literarische Sachverständigenverein hat dies in einem Gutachten vom 7. October 1848 in eingehendster Weise motivirt. Es heißt in demselben wörtlich: Erzählende Dichtungen wurden von jeher von Dramatikern benutzt, um daraus Schauspiele für das Theater zu bearbeiten, ohne daß jemand darin etwas Unerlaubtes gefunden, oder es irgendwem eingefallen wäre, darüber Klage zu erheben. Das thun und thaten nicht allein die deutschen Schauspieldichter, auch die Spanier, Franzosen, Engländer. Unser erster dramatischer Kritiker, Ludwig Tieck, hat es oft ausgesprochen, daß es eine der schwierigsten Aufgaben sei, aus einer guten Erzählung ein gutes Drama zu bilden, weil die Grundbedingungen beider völlig verschieden seien, dergestalt, daß der Dramatiker nicht die vorgefundenen Scenen nur zu dialogisiren habe, sondern die ganze Fabel durcharbeiten, die dramatische Entwickelung neu erfinden müsse. In der That bedingt auch die grundverschiedene Natur epischer und dramatischer Dichtung in jedem Falle eine freie Geistesthätigkeit, so oft ein episches Werk dramatisirt wird, selbst bei der genauesten Anschließung an den gegebenen Stoff. Das Mehr oder Weniger an eigener selbstschöpferischer Arbeit und die genialere oder blos technische Art eigenthümlicher Auffassung und Begründung entscheidet über den poetischen Werth oder Unwerth einer solchen Leistung; jedenfalls aber wird sie schon durch die dramatische Form zu einem eigenthümlichen Geisteswerke. Nur etwa für den Fall, daß schon in der Erzählung die dialogische Form vorherrschend wäre und die Bearbeiterin ihr Drama seinem Hauptbestandtheil nach aus den wörtlich abgeschriebenen Gesprächen der Erzählung zusammengesetzt hätte, wäre ihr der Vorwurf des Nachdrucks mit einigem Grunde zu machen."

An das Urtheil der literarischen Sachverständigen würde auch heute in einem solchen Proceß von den Gerichten appellirt werden müssen, da sich die ästhetischen und juristischen Gründe decken; es würde heute kaum anders lauten als damals.

Doch es gilt ja eben einen Appell an die gesetzgebenden Factoren, um die Lücke des Reichgesetzes auszufüllen.

Welche Gestalt sollte der neue Gesetzesparagraph erhalten? In England ist im Jahre 1875 auf Antrag der Copyright Association eine königliche Commission ernannt worden, welche auch die wichtige Frage in den Bereich ihrer Berathung ziehen sollte, ob die ohne Genehmigung des Autors erfolgte Dramatisirung von Romanen und Novellen fernerhin noch statthaft sein solle oder nicht? Uns ist nicht bekannt, welche Entscheidung diese Commission gefällt hat: jedenfalls liegt der Schwerpunkt auf der Genehmigung des Autors, und daraufhin gehen wol auch die Anträge des wiener Schriftstellertags. Eine Novelle oder ein Roman soll nicht dramatisirt werden dürfen ohne Bewilligung des lebenden Verfassers: eine Bewilligung, die gewiß an den Genuß eines Gewinnantheils geknüpft wird, sodaß der Novellist als Collaborateur des Dramatikers erscheint. Eine solche Bestimmung würde juristische Präcision besitzen; wie aber, wenn der Roman oder die Novelle selbst nur die Variante irgendeiner frühern Erfindung ist? Wir besitzen deren genug. Oder wenn ein Drama seine Motive aus verschiedenen Erzählungen und Novellen entlehnt? Trotz aller Gesetze über Contrefaçon gilt Sardou für einen großen Plagiator; die Kritik hat ihm dies oft zum Vorwurf gemacht; er nimmt seine Motive, wo er sie findet; aber gerichtlich ist er deshalb nicht haftbar zu machen.

Die „History of fiction" zeigt uns, wie manche Stoffe von Volk zu Volk und auch von Autor zu Autor wandern. Eine gewisse Freizügigkeit wird man der poetischen Erfindung immer lassen müssen; man kann ihre elektrische Kette nicht absperren; hier zündet ein Motiv, das dort vorhanden, aber vielleicht ohne Zündkraft war; eine von einem Autor erfundene, aber nicht ausgebeutete Situation wird bei einem andern zu einem glänzenden poetischen Höhenpunkt erhoben. Man gebe ein Gesetz, um ordinären Abschreibern und Zusammenstopplern das Handwerk zu legen: im übrigen lasse man frei und ohne Engherzigkeit die Geister aufeinander wirken: dichterische Motive gehören zu den imponderabeln Größen und lassen sich nicht vor Gericht wägen und messen.

Rudolf von Gottschall.

Unterhaltungsliteratur.

1. Böse Saat. Roman von Daniel Reesen. Drei Bände. Berlin, Janke. 1881. 8. 10 M.

Wenn man durch das Kaleidoskop eines guten oder schlechten Romanschriftstellers, Dichters oder Culturhistorikers einen Blick in die „petersburger Gesellschaft" zu werfen gewillt oder gezwungen ist, so kann man sicher sein, unendlich viel Abschreckendes, Unsympathisches, gruppirt um ganz vereinzelte Lichterscheinungen, zu gewahren. Ich weiß nicht, ob es angesichts der alljährlich in Deutschland erscheinenden 15—16000 Bände eine Schande ist, von Daniel Reesen noch nichts gehört und gelesen zu haben. Wie dem auch sei, ich gestehe meine bisherige Unwissenheit zu und spreche zugleich die unmaßgebliche Meinung aus, daß Reesen ein recht guter Romanautor ist. Meine obige Bemerkung straft er aber ebenso wenig Lügen wie sein großer Meister Turgenjew, dessen Einfluß er kaum verleugnen kann, noch aller Wahrscheinlichkeit nach will. Ueberall stoßen wir auf harte, grausame, halbrohe Menschen, die in crassem Egoismus ihre Ziele meistens auf Kosten des Glücks anderer verfolgen. Veruntreuung, Bestechlichkeit, Verlogenheit, Unterschleif sind die Charakteristika einer russischen Gesellschaft, wie sie nicht etwa von misgünstigen und verleumderischen Ausländern, sondern von den dem großen Nordreiche selbst angehörigen Darstellern geboten werden. Es sind Juvenale, die ihrer Zeit, ihrer Nation den Spiegel vorhalten. In einem modernen Lustspiel wird ein Mann zu bessern versucht, indem ihm bei jedem Ausbruch einer ihn beherrschenden Leidenschaft ein großer Toilettenspiegel gegenübergestellt wird. Die russischen Romane sind solche Salonmöbel, und es wäre sehr zu wünschen, daß sie sich eines ähnlichen Erfolgs zu rühmen hätten wie jenes Lustspielrequisit. Auch Daniel Reesen's epische Prosadarstellungen tragen keineswegs dazu bei, unsere Sympathien zu jenem in convulsivischen Zuckungen sich windenden, bedauernswerthen Riesenlande zu vergrößern.

Ein General, Alexander Kyrilowitsch Dorofeew, verführt das Weib eines subalternen Beamten, die ihrem Gatten alles zu verdanken hat. Dieser ehrliche Mann, dem es schwer wird, an den schmählichen Undank seiner koketten Olympiade zu glauben, stürzt sich nach einer Ertappung in flagranti ins Wasser. Der hohe Herr kündet darauf der armen Bethörten die Freundschaft und heirathet eine reiche Provinzerbin, die der Tod jedoch bald von ihm erlöst. Wir lernen die Sippe der Hingeschiedenen kennen: Mitrofan, seine Gattin Glafira, deren Söhne Leonid und Nikanow, dann die Familie des ehrenwerthen Generals Michail Iwanowitsch, seine Töchter Mila und Catiche, den Sohn des alten Dorofeew, Kostia, und wohnen allerhand feineingefädelten Heirathsintriguen bei. Aber es ist und bleibt eine verrottete Gesellschaft. Nikanow heirathet die bereits anrüchige Catiche, um sich ihrer keuschen Schwester Mila zu nähern; Kostia, der Verlobte Mila's, verläßt sie, um einer bestrickenden Sirene, Marusza, nachzulaufen, und von dem dunkeln Hintergrunde hebt sich nur die reine Liebe Mila's und Paul's, ihres armen Vetters und Lehrers, wohlthuend ab. Aber bis auf einige störende Sonderbarkeiten der Diction („angeboren moralische Naturen", „Selbstverstand" u. a. m.) ist das alles fließend in einer durchsichtigen Sprache erzählt; die Figuren sind mit großer Kraft und Lebenswahrheit gezeichnet; einzelne Scenen können nicht erfunden, sondern nur getreue Abbilder russischer Zustände

sein: so die köstlichen Betrügereien der Eisenbahnbediensteten am Ende des zweiten Bandes; man ist gefesselt, gespannt. Die Katastrophe — Mila springt aus verzweifelnder Liebe in die Newa und Paul rettet sie; alle Schuldigen trifft eine furchtbar ergreifende Strafe, und der poetischen Gerechtigkeit ist ausgiebig Genüge gethan — ist mit raffinirter Geschicklichkeit herbeigeführt, und so muß man am Schluß gestehen, daß man seine Zeit mit der Durchlesung dieser dreibändigen, halb ernsten, halb satirisch-humorvollen Verurtheilung der russischen Gesellschaft nicht verloren hat.

2. Licht und Schatten. Roman von A. Brook. Drei Bände. Berlin, Janke. 1881. 8. 10 M.

Die Verfasserin — ein Mann könnte nicht drei solcher Bände schreiben — hat Gefallen daran gefunden, uns eine unglaublich widerwärtige Mutter, die Generalswitwe von Altwedel, vorzuführen, die lange Zeit hindurch das Unglück ihrer Töchter: Erneste, der recht fürsorglichen, Ina, der kokett leichtsinnigen, Angela, der an der Bright'schen Krankheit leidenden, verschuldet. Die noch leidlich conservirte Dame verschwendet maßlos, macht trotz der drängenden Gläubiger stets neue und thörichtere Schulden, geräth in eine neue Ehe und in eine an ein Ballet gemahnende Spielhölle, in welche sie auch die inzwischen verheirathete, ihren braven Mann entehrende Ina hineinzieht. Erneste und ihre Tante Claudia, die Wohlthäterin der Armen, sorgen für das Haus und verschaffen der im Rollsessel vegetirenden gelähmten Angela Arbeit, welche ähnlich der kleinen Jenny Wren in Dickens' „Our mutual Friend" Puppenschneiderin wird, ähnlich auch der rührenden Gestalt der Vogelkünstlerin in Daudet's Preisroman „Fromont jeune et Risler ainé." Daudet hat jüngst in der „Neuen Freien Presse" das Vorhandensein eines Boz'schen Einflusses auf „Fromont" abgelehnt — Brook wird mit ihrem Roman eine solche Parallele kaum zu fürchten haben. Als ob das tägliche Leben nicht mit kleinen und großen Widerwärtigkeiten hinreichend gesegnet wäre, photographirt sie alle Unannehmlichkeiten des Daseins mit behaglicher Breite und überhäuft damit ihre Leser wie ihre Schablonenfiguren. Geld, Geld, Geld auf jeder Seite, und zwar mangelndes. Dies hat die Verfasserin wol auch selbst gefühlt, und so stellt sie denn den mit Noth und Elend ringenden Altwedels eine andere Familie gegenüber, die, wie jene was Geld betrifft lauter Schatten, pures Licht ist. Und zwar direct aus der Quelle des Lichts bezogenes Licht: Licht aus Indien, des Ormuzd (hier Orosmasdes) und des Feuerherds Agni Licht. Der Jude Radach war nach Indien gekommen, hatte Whenkâta Rani, einer indischen Fürstin Tochter, gerettet, geheirathet und nebst ihren Schätzen mit nach Europa gebracht. Beider Sohn, Emanuel, wird ein großer Gelehrter und Naturforscher; dieser, der Jude, heirathet eine Engländerin; sie stirbt und hinterläßt ihm ein Töchterlein, Jutta, das ganz dem „Altmuttchen" Whenkâta Rani gleicht. Diese Leute wohnen zum Theil im Hinterhause bei oder neben den Altwedels, und während dort sich die plattesten Alltäglichkeiten begeben, haben wir es hier mit heidnischem Krimskrams, Wahrsagereien, Travestien, Tänzen, Wucherunternehmungen, Wuthanfällen und maßlosem Geiz zu thun. In Summa — eine unsympathische Gesellschaft. Die von den Schwestern Altwedel erzogene Jutta wird von ihrem Vater Emanuel ohne Grund zu andern unangenehmen Leuten nach London gebracht; sie flieht, tanzt auf einem Vorstadttheater von Paris mit unerhörtem Beifall, um schließlich einen ganz nichtssagenden Deutschen zu heirathen. Inzwischen hat die alte Altwedel in der Eile noch den Tod ihrer am Typhus daniederliegenden Tochter Ina verursacht. Emanuel, der Vater Jutta's, der bald Großvater sein könnte, vermählt sich plötzlich am Ende des dritten Bandes mit Jenny Wren, nein, mit Angela. Much ado about nothing! A storm in a tea-pot! Warum sollte die Kritik nicht englisch reden dürfen, wenn die Altwedel'schen Töchter ihrer keifenden Mutter lateinische Brocken an den Kopf werfen? Die Sprache ist im ganzen fließend, doch sind mir unter andern folgende fragwürdige Sätze aufgefallen:

Sie war selten „schön" zu nennen; dennoch gab es einen Ort, wo auch die ideale Deutung dieses Epithetons bei ihr volle Anwendung fand. — Jutta's Antlitz erbleichte in unnatürlicher Stärke. — So essen wir später, wenn sie sich erholt hat; was übrigens eine unpassende Uebertreibung von deiner Seite ist. Ich will nicht, daß du deine Hände dabei ruinirst. — Im Begriffe, ihrem Zorne Worte zu geben, rief er ihr leise ein mit von Wuth fast erstickter Stimme hervorgestoßenes: „Kein Wort, ehrloses Weib!" zu, und stürzte weiter, jetzt beide am Arm mit fortziehend.

Bei nochmaligem Ueberlesen würde die Verfasserin gewiß bemerkt haben, daß sie in dem übrigens auch sonst nicht unanfechtbaren letzten Satze die alte Anekdote: „Ich nicht faul, er mir eine Ohrfeige!" reproducire. Er, das Subject in obigem Satze, dürfte es doch mit Schwierigkeiten verknüpft finden, ihrem Zorne (gegen ihn) Worte zu geben.

Daß der Autor eine Frau ist, scheint aus „dem Recept, das Ina erproben wird", hervorzugehen; denn dort behauptet das ganz unerfahrene Jungfräulein Erneste von den Männern: „Steif und unbiegsam sind sie gar oft wie gedörrter Stockfisch; streitsüchtig und lärmend wie ein alter Puterhahn; scharf und beißend wie Ingwer; bitter und ungenießbar wie Quassia; ätzend und verwundend wie Seifenstein!" O, diese Männer!

3. Der Zögling der Ursulinerinnen. Novelle von Lorenz Diefenbach. Darmstadt, Brill. 1881. 8. 3 M.

Diefenbach, der fünfundsiebzigjährige, hat sich in der vorliegenden Novelle wenigstens kürzer gefaßt. Er beschränkt sich auf Einen Band. Der „Zögling der Ursulinerinnen" ist eine junge Dame, Eugenie, die sich durch ihre Beziehungen zur katholischen Kirche und mit Hülfe des jesuitischen Pfarrers Megelke in die adeliche Familie des Herrn von Bernberg

als Erzieherin einführt und, ein „de" vor ihren Namen und in ihre Familienurkunden setzend, den alten Bernberg, der einen großjährigen Sohn in Amerika, eine heirathsfähige Tochter und ein gleichfalls schon erwachsenes Pflegekind hat, veranlaßt, eine Ehe mit ihr einzugehen, die natürlich für ihn unglücklich wird. Der Vater klagt dem Sohn in Amerika brieflich sein Weh und stirbt. Der Sohn reist zurück und will als Fremder, nicht als Betheiligter auftreten. Durch einen höchst merkwürdigen Zufall findet er in einer Hotelbesitzerin zu Lüttich die Mutter Eugeniens; diese erzählt ihm, Eugenie sei nicht von Adel, und das Pflegekind Bernberg's, Aurelie, sei ihre eigene Nichte und das uneheliche Kind des Jesuitenpaters Megelke. Der Sohn tritt, so ausgerüstet, nun im Vaterhause als Fremder auf. Eugenie wird bestraft, indem sie an unerwiederter Liebe zu ihm leidet; der Sohn heirathet das Pflegekind Aurelie, und ein Verwalter, Robert Willingen, der adelich ist, aber das „von" vor seinem Namen wegläßt, heirathet Rosa, Bernberg's Tochter.

Die Geschichte dieser mehr oder minder verlogenen Personen — fast jede betrügt auf irgendeine Weise — wird in sprunghafter Manier erzählt: bald sind wir in Amerika, bald in Europa; bald hören wir von einem Ereigniß, bald wird uns etwas von der Lebensgeschichte der soeben als handelnd aufgetretenen Person hinterher aufgetischt; und die Wandlungen im Seelenleben der Novellenfiguren müssen wir dem Erzähler auf seine Versicherungen hin glauben, den eigentlichen Vorgang in seinen Menschen zeigt uns Diefenbach nicht. Bezeichnend für seine Darstellungsweise ist folgendes Beispiel von Unterbrechung des epischen Flusses, welche nur zu geeignet ist, jede etwaige Illusion, wir hätten es nicht mit Marionetten zu thun, zu zerstören:

> Wir müssen uns auf diese Andeutungen statt einer Blumenlese aus den Gesprächen (zweier Liebenden) beschränken, um unsere Erzählung nicht allzu sehr zu unterbrechen, und werden auch im Folgenden ähnlich verfahren.

4. Marietta Tonelli. Von H. Palmé. Berlin, Burmester u. Stempell. 1881. Gr. 8. 4 M.

Die Lektüre dieses Bandes ist, nachdem man die beiden letztbesprochenen Bücher gelesen, ein wahres Labsal. In einem holsteiner Herrenhaus treffen wir kämpfende, echte Menschen, nicht skizzenhaft entworfene, nicht reliefartig gehaltene, nein, aus dem vollen Gold der Gestaltungskraft rund heraus bossirte Menschen. Reimer Hartmann, der einmal in seinem Leben eine Kokette, die Hermine des Buchs, unglücklich geliebt, seitdem, frühzeitig ergraut, ganz ein Leben der That als landwirthschaftlicher Verbesserer lebt, der seine ins Herrenhaus aufgenommene Nichte Marietta Tonelli, ein südlich anmuthiges Mädchen, das ihm erst schroff, verächtlich, mistrauisch entgegentritt, nicht zu lieben wagt und es sich langsam erringt: das sind, wenn auch nicht absolut neue Figuren (man denke z. B. an die „Waise von Lowood"), so doch absolut sympathische und wahre Gestalten. Ihnen ist die Wahrheit heilig; sie geben sich als das, was sie sind, und haben nicht Gefallen an Verlogenheit, Ausflüchten und gesellschaftlichem Betrug. Die alten Tanten, die kecken, lebenslustigen Offiziere, die Wilddiebe und Mordbrenner spielen nicht gesuchte, nicht bei den Haaren herbeigezogene Nebenrollen. Die aufregenden Episoden: der Brand des Gutes, die Scene am Weiher, der Waldritt, sind meisterhaft gezeichnet. Die Landräthin Hermine, die verschmähte Verschmähende, die lieblose Mutter, ist ebenfalls dem Leben abgelauscht. Der Bruder Reimer's, Gottfried, ein Irrer aus leidenschaftlicher Liebe, gibt Anlaß zu der gelungenen Katastrophe, und der Verfasser vermeidet, ihn mit gespensterhaftem Krimskrams, wie er so nahe lag, zu umkleiden. Alles in allem — ein wohlthuendes, spannendes, lesbares Buch. Die Sprache fließt ruhig und eben dahin; das Tagebuch des Irren liest sich wie Seiten aus Franz von Löher's trefflichem „Cypern", auf welcher Insel Gottfried das Schicksal seines Lebens findet. Um so auffallender sind kleine Holprigkeiten, ja Fehler des Stils und der Sprache. So z. B.: „Kaum den Hof betreten (Marietta hatte kaum den Hof betreten, so), kam der große Hofhund aufbellend herangesprungen"; „Kaum geschehen, im gleichen Augenblick prallte die Thüre auf"; „Dies geflissentliche Ausweichen ihrer Person"; „Der Himmel, besäet mit nur wenigen Sternen"; „Ein paar abgerissene Worte bilden mein ganzes Wörterbuch, und die Folie dazu seine Nachsicht und Milde" (dies hat gar keinen Sinn); „Aja Sophia, Justinian soll sie erbaut haben, wahrscheinlich aber irgendein fränkischer König" (dies ist ein Satz für die „Katheder-blüten" des „Schalk").

Diese kleinen Rügen sollen nicht kritikasterhafte Nörgeleien sein, sondern dem Verfasser beweisen, daß wir sein Buch nicht oberflächlich durchblättert, und ihm zugleich bei einer ihm zu wünschenden zweiten Auflage helfen, sein Werk zu einem tadellosen zu machen.

5. In der Dämmerstunde. Schlichte Geschichten von Armin Stein (H. Nietschmann). Halle, Buchhandlung des Waisenhauses. 1881. 8. 3 M. 60 Pf.

Dieses Buch hält vollständig, was der Titel verspricht. Es sind schlichte Geschichten, die sich in der Dämmerstunde gar wonnesam lesen lassen mögen. Sie wenden sich an Herz und Gemüth, und die haben im Zwielicht leicht das Wort; die Thräne, die Rührung kommt schneller, wenn man der scheidenden Sonne nachblickt, als um die Mittagsstunde des Tags und der Arbeit. Nun soll aber damit nicht gesagt sein, daß die Gemüthstiefe hier stets den Verstand zurückdränge oder gänzlich aus dem Felde schlage; Stein's schlichte Geschichten sind ganz verständig. Ueberdies sind sie auch noch fromm. Fromm im guten, echten Sinn; nicht frömmelnd! In einer Zeit, da die positiven Wissenschaften, tausend „gotteslästerliche" Schriften und die „Nihilisten des Glaubens" gar manches die Tröstungen der Religionen bedürfende, weil unselbständige und denkunfähige Individuum arg verwirren, kann sich ein solches, auf Gott

und seine Hülfe in der Noth verweisendes, sich an eine nicht allzu hochgebildete oder verbildete Klasse wendendes Buch ganz gut sehen lassen. Gewiß, diese Erzählungen können eine ethisch bildende Wirkung üben, und dem Verfasser der „Deutschen Geschichts- und Lebensbilder" machen sie keine Schande. Stehen letztere in Form und Sprache einige Stufen tiefer als Freytag's „Bilder aus der deutschen Vergangenheit", so rangiren die „Schlichten Geschichten" doch nicht allzu tief unter Auerbach's „Dorfgeschichten". Stein ist nicht immer so gewählt in seiner Sprache; Provinzialismen, unrichtige Wendungen laufen mit unter. Z. B.: „Anfangs schüttelten (die Musikanten) blos träg den Kopf, wenn ich ihnen mit meinen Ideen zusetzte, wie ein Ochs, dessen dickes Fell mit dem Stecken leise gekitzelt wird." Hier sollen die Musikanten der Ochs sein; das „ich" wird aber unfreiwillig zum Ochsen! Doch der Autor kennt Land und Leute und weiß das alte Lied vom Hans, der die Grete gern hat, dem aber Vater Xbauer die Grete nicht geben will, von harten geizigen Bauernherzen, irdischer Liebe und himmlischer Treue, von Mutter und Tochter und grenzenloser Aufopferung so wieder zu singen, daß einem die Thränen in den Augen stehen, ehe man sich's versieht. Sehr hübsch ist der „Geigerjakob"; doch will uns bedünken, daß einer, der sich der Frau Musica ergeben will, sich durch die rührende Geschichte eines alten Musikanten nicht von dem Ziele seiner Sehnsucht ablenken läßt, es sei denn, daß sein Drang niemals ein recht ernster und innerlicher gewesen. Die letzten Novellen des Buchs: „Des Thürmers Töchterlein", „Der Schachthund", „Feurige Kohlen", beweisen des Autors Erzählertalent und seine entschiedene Gabe, uns Menschen, nicht nur Drahtpuppen vorzuführen, während seine „Luther-Episoden" anmuthige Skizzen aus einer kämpfenden Zeit sind, für welche er die Localfarbe zu finden wußte. Alles in allem ein anheimelndes, vergnügliches Stück Unterhaltungsliteratur.

6. Emancipirte Novellen von Johannes Proelß. Leipzig, Reißner. 1881. 8. 2 M. 50 Pf.

Der Titel dieser Sammlung stellt ihren Verfasser mit Einem Schlage unter die glücklichsten Novellentitel-Finder Deutschlands. Nichts ist heutzutage seltener als ein gutes Aushängeschild, da es schon fast so viel Bücher als Menschen und Dinge gibt. „Emancipirte" Novellen wird jeder lesen wollen. Emancipirt, von was? Vom altherkömmlichen Wege, von Moral, Zucht und guter Sitte? Vom Stil, von der Form der beliebtesten und gelesensten Novellisten? Her damit! Wir wollen das Neue, wir wollen etwas anderes; wir langweilen uns, wenn wir uns auf hundert Seiten mit Herrn Professor A. geplagt haben, damit er endlich Fräulein B. statt A., oder doch Fräulein A. heirathe. Nun denn, was ist's mit der Emancipation dieser Novellen? Ein Feuilleton aus der „Frankfurter Zeitung" geht als Einleitung voraus. Wir erfahren hier, daß Eckstein sich einmal gefragt: wie nenne ich meine Helden? Proelß fragt sich: wie nenne ich meine Novellen? Dies ist ein Compliment und eine Anlehnung, aber noch keine Originalität. Der gelehrte Verfasser verbreitet sich dann über eine Anzahl Novellentitel und kommt zu der Schlußfolgerung: „Emancipirt sind eigentlich alle Novellen; denn der erste Held und die berufene Heldin einer solchen (?) werden im allgemeinen doch gerade dadurch interessant sein, daß sie in irgendwelcher Beziehung sich vom Herkömmlichen emancipiren." Gewiß. Schon Julian Schmidt hat gesagt: „Alle Meister der Novelle, Boccaccio, Cervantes, Goethe, betrachten dieselbe als Darstellung einer Begebenheit, die eben durch ihre ganz exceptionelle Farbe die Neugier des Lesers erregen soll." „Der Zufall hat es gewollt, daß die meinen fast alle aus der Art brav bürgerlicher Musterhaftigkeit geschlagen sind, ja, einige meiner Vorbilder haben im Leben das Unglück, geradezu als Emancipirte gebrandmarkt zu werden." Trotzdem überrascht uns der Verfasser durch die unmittelbar angereihte Behauptung, seine Novellen seien harmlos. Wieso emancipirt, wenn harmlos? Ja, „er hat durch den Titel die Harmlosigkeit andeuten wollen": „Denn die neuere Novellistik hat eine so große Vorliebe für düstere Lebensprobleme, für Schilderung von Trauer und Herzeleid, daß auch der vorherrschend fröhliche Ton der meinen eine Emancipation von der herrschenden Richtung bedeutet." Nun bin ich wirklich gespannt, und lese.

Die erste Novelle ist betitelt: „Die Gleichheitsbrüder". Localfarbe: Scheffel's „Trompeter", Hamerling's „König von Zion". Zeit: 1525. Bauernkrieg. Handlung: Meister Haidelauf kommt in jenen aus Rand und Band gerathenen „emancipirten" Zeiten mit sieben Gesellen, fahrendem Volke, in ein halbverlassenes Kloster. Dort zechen sie und entdecken sieben Weiber, Töchter der Freundin des frühern Abts. Die Vagabunden ziehen ihnen im Gänsemarsch entgegen, die Weiblein müssen ebenso heraus wandeln, und man paart sich, wie sich's nach dieser Reihenfolge trifft. Die Parteien sind es zufrieden, nur Haidelauf's Partnerin Walpurgis nicht. Der irrende Glücksritter sieht sich verschmäht. Aber die schönen Tage des „Dämmens und Schlemmens" nehmen ein Ende. Die Bauern müssen ausziehen, denn die Fürsten haben bei Frankenhausen am 15. Mai gesiegt. Haidelauf bleibt allein im Kloster zurück, es zu vertheidigen. Die andern entschlüpfen durch einen unterirdischen Gang. Da findet Haidelauf die spröde Walpurgis an seiner Seite. Schon Angelo Poliziano hat das Frauenherz also charakterisirt:

Segue chi fugge, a chi la vuol s'asconde
E vanne e vien, come alla riva l'onde.

Zwei Schüsse strecken beide todt nieder. „Die andern Gleichheitsbrüder sollen elendig gestorben sein." Ist das emancipirt? Vielleicht! Dieser grausame Schluß emancipirt aber die Novelle doch nicht durch Fröhlichkeit von der vorherrschenden Richtung.

Die zweite Novelle: „Die Studentin", sollte eigentlich „Zwei Studentinnen" heißen. Denn die emancipirte Stu-

dentin Valeska Lindner heirathet Dr. Karl Kehrbach, und die detta detta Marie Steinhardt den Professor Sturm. Die Heirathsvermittelung ist das Nibelungenlied.

Die dritte Novelle: „Delila", kann sich nicht ganz von einer Aehnlichkeit mit dem in Reclam's „Universalbibliothek" erschienenen Einacter „Die Copisten", von Bulthaupt, emancipiren. Hier wie dort treffen sich ein Männlein und ein Weiblein in einem Museum, copiren, jedes nach seiner eigenen individuellen Auffassung, stoßen sich ab, ziehen sich an und heirathen sich. Die Heirathsvermittelung ist die biblische Geschichte.

„Unsere liebe Frau von Köln" ist der Titel der vierten Novelle. Ein Student hat eine Jugendliebe angeknüpft, wird arm, soll als Hauslehrer nach London, geräth in Köln in die Hände von Bauernfängern, findet schließlich sein Mädchen treu und reich wieder, und heirathet sie. Die Heirathsvermittelung ist ein Lied von Heine.

In der fünften Novelle: „Ebbe und Flut", geräth der Held der Erzählung zweimal am Strande von Margate in Gefahr zu ertrinken, weil er die Flut unbeachtet heraukommen ließ. Das erste mal rettet ihn ein Alter; das zweite mal erhält er, statt der wohlverdienten Strafe für seine Achtlosigkeit, seine Geliebte. Heirathsvermittelung: die Geschichte einer sich wegen der Treulosigkeit ihres Verlobten ertränkenden Miß.

Wie wir gesehen haben, sind diese Novellen — mit Ausnahme der ersten, die nicht fröhlich, folglich nicht in des Autors Sinne emancipirt ist — der Handlung nach durchaus alltäglich. Sie halten nicht, was der Titel verspricht. Aber man kann dem Verfasser, der sich schon durch seine Bilder vom Nordmeer und englischen Gestade beliebt gemacht*), dennoch wegen der kleinen Mystification, die er sich mit uns erlaubt, nicht gram sein. Er verheirathet sich bald als Gelehrter, bald als Maler und Künstler, fünf- bis sechsmal selbst, aber immer in graziöser, gemüthlicher, anmuthender Weise. Das „Was" seiner Novellen rechfertigt nicht den gewählten Titel, das „Wie" verdient volles Lob. Es tritt uns in seinen Helden stets die ehrliche, kräftige, humoristische, ideal gesinnte Natur entgegen, die Proelß selbst zu sein scheint. Eine trotz ihrer vielen Heirathen noch nicht ausgegorene Mostnatur, die in ihrem nächsten Buche einen ausgezeichneten Wein verspricht. Heute wiegt noch die Erinnerung an glückliche Studentenjahre vor. Unser Lob gilt besonders der stellenweise sehr gelungenen Detailmalerei, Charakter- und Landschaftsschilderung. Proelß stellt sich, wie oben aus der Inhaltsangabe ersichtlich, weder tiefe ethische oder sociale Probleme, noch gibt er sich viel Mühe mit eingehender Motivirung. Zum Schluß sei eine der trefflichen Charakterschilderungen des Verfassers als Beweis, wie er seine Menschen nicht mit wenigen Umrissen, sondern liebevoll auf den Grund ihrer Seele gehend zeichnet, und zugleich als Stilprobe hier wiedergegeben:

Kehrbach hatte sich aus kleinbürgerlichen Verhältnissen zur Stellung eines geachteten Gelehrten heraufgearbeitet. Nur mit Entbehrungen und Stundengeben hatte er sich die ersten seiner akademischen Studienjahre erkaufen können. Von Haus aus reich mit Gemüth und Phantasie ausgestattet, war er bei einer ausschließlich auf Ausbildung seines Verstandes berechneten Erziehung das Prototyp eines Humoristen geworden, dem nur das schriftstellerische Talent fehlte, um die Literatur durch originelle Schöpfungen zu bereichern. Ein Anhänger der Kant'schen Philosophie und ausgeprägter Dialektiker, war die Richtung seines Denkens eine ausgesprochen kritische (?). Seiner Kritik unterlag alles, vor seiner Skepsis hatte nichts Bestand. Aber aus den zerfaserten und zergliederten Trümmern seiner kritischen Präparate wußte er im Gespräche groteske Zauberwelten zu erschaffen, tolle Maskenzüge einer zügellos waltenden Phantastik lebendig zu machen. Einem fast dämonischen Zuge seines Geistes folgend, konnte er unter drolligen Vergleichen alle zu Recht bestehenden Sitten und Anschauungen der modernen Gesellschaft als Laster, Sünden und Thorheiten darstellen, mit einer Entfaltung dialektischer Kunst, daß er selbst an ihre Ergebnisse glaubte, mit einer Freude daran, daß er zum Schluß seiner geistigen Hinrichtungen, einem Siegesgesange gleich, ein helles Gelächter anschlug, in das alle Zuhörer einstimmen mußten. Aber dies alles, wie es dem Feuerwerk glich, verging auch schnell verpuffend wie ein Feuerwerk. Er konnte so im fröhlichen Kreise ausgelassener Unterhaltung wie ein Feuerrad sprühen und blitzen in Witzen und Geistesfunken, sodaß die Zuhörer aus einer berauschten Stimmung in die andere fielen, und jeder einzelne von ihnen einen solchen Funken erhielt, der später als eine stetige Flamme in ihm weiter wirkte, ihm selbst jedoch blieb dieses das productive Schaffen nährende Feuer versagt. In seinen positiven Lebensbethätigungen — außer dieser einen, im mündlichen Gespräch sich auflösenden — war er peinlich, gewissenhaft, pedantisch. Die Entbehrungen der Jugend, der Zwang, welchen frühzeitiges Stundengeben auferlegt, ja, der Einfluß desselben philosophischen Studiums, dem er die dialektischen Anlagen zu jenen geistreichen Gedankenspielen verdankte, hatten diesen, seiner natürlichen Beanlagung eigentlich zuwiderlaufenden Charakterzug entwickelt. So war sein ganzes Wesen Widerspruch, eine Kette von Antithesen, und er selbst ein Witz der schaffenden Natur. Er konnte in den Vorträgen über Literatur und Aesthetik, welche er in einer höhern Töchterschule hielt, den jungen Damen gegenüber eine Kälte und Strenge entwickeln, daß diese ihn für einen ausgemachten Weiberfeind hielten, und er würde mit denselben Damen — etwa als einziger männlicher Gast in ihrem Kränzchen — so ausgelassenen Schnabernack getrieben, jeder einzelnen in einer so tollen, freien, unerhörten, aber auch scherzhaften Weise den Hof gemacht haben, daß dieselben hätten schwören müssen, ihr gestrenger Lehrer sei durch Zauber verwandelt worden. Sein encyklopädisches Wissen hätte ihn befähigt, in drei verschiedenen Wissenschaften sich um eine Professur zu bewerben; er zog es vor, dasselbe in der stillen und theilweise sehr trockenen Thätigkeit eines Universitätsbibliothekars zu verwerthen. Und so skeptisch, ja cynisch er von den idealen Gütern des Lebens reden und über sie scherzen konnte; wenn es darauf ankam, war er der treueste Freund, der liebevollste Bruder, der gutmüthigste Idealist; wäre er der gefügigste Gatte geworden, wenn ihm seine Skepsis je zum Festhalten an einer Neigung hätte kommen lassen.

*) „Am Meer. Nordseebilder und Seaside-Skizzen" (Leipzig 1878).

Zur neuesten Shakspeare-Literatur.

Merkwürdigerweise hat die Shakspeare-Literatur in den beiden letzten Jahren fast gefeiert und liefert dem Referenten darüber nur geringe Ausbeute. Die auch als Separatabdruck aus dem „Shakspeare-Jahrbuch", Band 16, erschienene, wie stets äußerst sorgfältig ausgearbeitete „Shakspeare-Bibliographie 1879 und 1880" von Albert Cohn, die wir gleich hier allen Shakspeare-Freunden aufs angelegentlichste empfehlen wollen, weist unter Deutschland außer den excentrischen „Drei Shakspeare-Studien" von E. Hermann kein einziges selbständiges Werk, sondern nur Programmschriften und Abhandlungen in Zeitschriften auf. Die neueste unten besprochene Schrift ist jüngern Datums und daher dort noch nicht mit verzeichnet. Ohne die Gründe dieser für Deutschland gewiß auffälligen Erscheinung untersuchen zu wollen, begnügen wir uns damit, die Thatsache zu constatiren, daß vorderhand eine Ebbe in diesem Forschungszweige eingetreten ist. Es ist wol nicht gewagt, wenn wir den Hauptgrund davon in dem nun vollständig in Deutschland eingebürgerten „Shakspeare-Jahrbuch" erblicken. Es bildet dieses den Ablagerungsort für alle, die etwas über den englischen Barden vorzubringen haben: es erspart den Verfassern die Mühe, sich einen Verleger zu suchen, und da die Einsendungen von der Redaction vor der Aufnahme geprüft werden, so bleibt das Publikum, oder sagen wir lieber die Shakspeare-Gemeinde, mit Werthlosem verschont und hat nicht nöthig, Geld und Zeit an solches zu vergeuden. Kein Wunder daher, daß das „Shakspeare-Jahrbuch" immer größern Umfang annimmt und die Mitgliederzahl der Shakspeare-Gesellschaft sich alljährlich vermehrt. Doch wir greifen uns selbst vor, da wir ja im Begriff sind, über den neuesten Band des „Shakspeare-Jahrbuchs" zu berichten.

1. Jahrbuch der Deutschen Shakspeare-Gesellschaft im Auftrage des Vorstandes herausgegeben durch F. A. Leo. Sechzehnter Jahrgang. Mit zwei Photolithographien. Weimar, Huschke. 1881. Gr. 8. 9 M.

Der Inhalt des umfangreichen Bandes ist ein sehr mannichfaltiger, und einige, wenn auch nicht alle Beiträge, stehen ganz auf der Höhe derer in frühern Jahrgängen. Wenn das z. B. auch von dem ersten: „Ueber den Monolog in Shakspeare's Dramen" von Nikolaus Delius, nicht gesagt werden kann, so liegt das wol einfach darin, daß es auch dem vielleicht hervorragendsten Shakspeare-Forscher Deutschlands nicht möglich ist, alljährlich Neues oder Bedeutendes über den Dichter zu sagen. Vermuthlich wird er darum angegangen, das jedesmalige „Shakspeare-Jahrbuch" mit seinem Namen zu schmücken, und zwar nicht blos mit einem, sondern mit mehrern Beiträgen. Bei solcher Anforderung muß sich selbst ein Delius erschöpfen. Selbstverständlich jedoch wird ein Mann wie er immerhin den oder jenen neuen Gesichtspunkt bei der Besprechung seines Themas aufstellen. Im ganzen aber machen die Ausführungen in der obengenannten Abhandlung doch den Eindruck des Erzwungenen, Erpreßten, kurz von Aeußerungen eines, der etwas sagen muß, ohne daß er wirklich etwas zu sagen hat.

Der Monolog im Drama ist etwas so Natürliches, daß man glauben sollte, es wäre ganz überflüssig, gebildeten Lesern eine Erklärung darüber zu geben. Er stellt sich jedesmal da ein, wo die handelnde Person uns laut vordenken soll; wo sie mit sich zu Rathe geht, in sich einkehrt, ihre Plane überlegt und uns enthüllt u. s. w. Es ist das also ein ganz naturgemäßer Vorgang, den jeder, der sich je einmal in dramatischer Composition versucht hat, kennen muß; denn er ergibt sich ihm von selbst. Dasselbe oder Aehnliches sagt freilich Delius auch, doch schwächt er diese einfache Definition durch seine Auseinandersetzungen nur ab. Auch schon seine Definition möchten wir beanstanden, wenn er sagt:

> Die dialogische Form würde sogar die fast alleinherrschende sein, wäre das Drama nichts weiter als ein bloßes Abbild des menschlichen Verkehrs, unmittelbar aus dem Leben auf die Bühne gebracht. Denn im wirklichen Leben redet ja der Mensch nur zum Menschen, und wenn er zu sich und mit sich selber spricht, so geschieht das in der Regel doch nur in Gedanken, nicht in Worten, vor allem aber nicht in längerer zusammenhängender Rede, wie der Dramatiker ihn auf der Bühne sprechen läßt. Auf der Bühne ist das laut ausgeführte Selbstgespräch freilich eine Nothwendigkeit, wenn die Gedanken, die der Schauspieler seinem Mitschauspieler vorenthalten will oder muß, doch den Zuschauern offenbar werden sollen. So gestaltet sich denn der Monolog zu einer theatralischen Convenienz, zu einem Hülfsmittel, dessen Unentbehrlichkeit allseitig anerkannt und dessen Anwendung dem Dramatiker als ein selbstverständliches Recht gestattet wird.

Hiergegen wäre bei aller aufrichtigen Hochachtung vor dem verdienstvollen Verfasser doch einzuwenden, daß erstens nicht abzusehen ist, was denn die Bühne — die Bretter, die die Welt bedeuten — anderes als „ein bloßes Abbild des menschlichen Verkehrs" sein soll — „the very body and age of the time"; daß zweitens der Mensch bei wichtigen Veranlassungen allerdings in Worten, wenngleich nicht immer in laut ausgesprochenen, mit sich selber spricht, und zwar nicht selten „in längerer zusammenhängender Rede"; endlich drittens ist der Zwischensatz: „wenn die Gedanken, die der Schauspieler seinen Mitschauspielern vorenthalten will oder muß", wie uns scheint, überflüssig oder vielmehr unrichtig; denn um das Vorenthalten jenen gegenüber handelt es sich doch beim Monolog eigentlich nicht, sondern er vertritt einfach das Selbstdenken, die Betrachtungen des Handelnden, ohne die bestimmte Absicht, seine Gedanken zu verheimlichen. Das stille Denken wird ein lautes und muß es werden, damit die Zuschauer es hören können, hat aber durchaus keinen Bezug auf die Schauspieler oder die andern handelnden Personen im Stück.

In ähnlicher Weise wie Thümmel Shakspeare's Clowns und Narren und den miles gloriosus behandelt hat, unter-

zieht Wilhelm Oechelhäuser „Die Zechbrüder und Trunkenen in Shakspeare's Dramen" einer nähern Untersuchung. Es ist jedoch, wie er sagt, keine Gruppe gleichartiger oder verwandter Charakterbilder, die er zu zeichnen unternimmt; im Gegentheil umfassen Shakspeare's Zechbrüder und Trunkene die Repräsentanten aller denkbaren Gegensätze des Charakters, der Gesinnung, Bildung und Lebensstellung. Nur die Gemeinsamkeit derselben Schwäche vereinige sie zu Einer Gruppe. Bei den einzelnen aber sei der Grad, in welchem sie dieser Schwäche unterliegen, von einer einmaligen Verirrung bis zum habituellen Laster des Trunkes, ebenso verschieden wie die Wirkung, welche dieselbe Verirrung auf die einzelnen Charaktere je nach ihrer verschiedenen ethischen oder intellectuellen Veranlagung ausübt. Trotz der gebotenen Vorsicht in Bezug auf autobiographische Deutung gerade bei Shakspeare glaubt Oechelhäuser doch, und mit Recht, daß man aus seinen Trinkscenen den „fröhlichen Zecher" in ihm nicht verkennen werde. Schade nur, daß dadurch seiner Vielseitigkeit noch eine mehr hinzugefügt wird. Diese aber wird sich ihm nicht absprechen lassen. Die Kneipe scheint er geliebt zu haben wie ein deutscher Student. Wer weiß, beiläufig gesagt, ob nicht noch jemand auftritt, um zu beweisen, daß er auch einmal ein solcher gewesen sein müsse, da er ja Wittenberg so oft erwähnt und Hamlet sich so angelegentlich nach dem dortigen Leben erkundigen läßt. Doch Scherz beiseite: eine feine Unterscheidungsgabe zeichnet immerhin die freilich nur skizzenhafte Schilderung der verschiedenen Schlemmer aus, die Shakspeare gezeichnet hat, zu denen Oechelhäuser übrigens auch, wie schon früher in seiner Einleitung zu „Romeo und Julia", den Mercutio zählt. Der Leser wird jedenfalls aus der Abhandlung die Ueberzeugung gewinnen, daß der Dichter es nicht vernachlässigt hat, den Menschen auch in his cups zu studiren, was bekanntlich nebst dem Spiele und dem Zorne eine der ergiebigsten Quellen für Charakterstudium ist.

Eine fesselnde Studie ist die nächste, deren Titel lautet: „Die medicinische Kenntniß Shakspeare's. Nach seinen Dramen historisch-kritisch beleuchtet" von Reinhold Sigismund, einem praktischen Arzt zu Weimar. Das Thema ist zwar schon vielfach behandelt worden, doch wol noch nie in so erschöpfender Weise wie hier. Sigismund nimmt das Verdienst für sich in Anspruch, daß er „alle Aussprüche, welche denselben Stoff behandeln, zusammengefügt und diese nach der Geschichte der Medicin beleuchtet hat, um sie mit den modernen Ansichten zu vergleichen". Es werden hier die „Aerzte", die „krank machenden Einflüsse und Krankheiten" und, wie leicht zu erwarten, besonders eingehend die „Geisteskrankheiten" besprochen. Gegen den Verfasser und den Herausgeber sei uns die Bemerkung gestattet, daß untimely in der angeführten Stelle aus „Macbeth" („for Macduff was from his mother's womb untimely ripp'd") weder bei Shakspeare noch überhaupt je eine andere Bedeutung als zur Unzeit, d. h. vor der Zeit, hat und es dem Sprachgeist zuwiderläuft, hier an ein „dem Mutterschos nach ihrem Tode Entrissen"-sein zu denken, wie Sigismund will und Leo in einer Anmerkung zugibt, wenn er sagt: „Es kann eins sowol wie das andere heißen." Wir haben die Abhandlung als fesselnd bezeichnet; das ist sie in demselben Sinne und derselben Weise, wie das Basiliskenauge und ähnliche Gegenstände es sind: alle Schrecken und Qualen der Menschheit ziehen an unsern Augen vorüber — „die tausend Stöße, die unsers Fleisches (und Geistes) Erbtheil", werden uns hier recht lebhaft zur Anschauung gebracht. Man möchte sich gern von dem Anblick wegwenden; allein, wie gesagt, er ist zu fesselnd, und wir müssen weiter lesen, ob wir wollen oder nicht. Der Irrenarzt sieht bekanntlich wenigstens einen Anflug von Wahnsinn in fast allen Menschen: man wird sich also nicht wundern, zu hören, daß Sigismund die alte Frage nach Hamlet's Wahnsinn, den Hense erst im dreizehnten „Shakspeare-Jahrbuch" 1878 für simulirt erklärt hat, in apodiktischer Weise dahin entscheidet, daß er „nicht geistig gestört blos scheinen will", sondern es wirklich sei. Ebenso hält er viele andere von den Shakspeare'schen Charakteren für irrsinnig, von denen man es bisher nicht geglaubt hat. Die Ergebnisse seiner Untersuchungen faßt er am Schluß dahin zusammen, daß Shakspeare in Bezug auf Ursache, Sitz oder Quelle, Symptome und Behandlungsweise der Geisteskrankheiten bereits vor mehr als zweihundert Jahren klar und deutlich erkannt und ausgesprochen, was die Wissenschaft erst in neuerer Zeit entdeckt hat.

Ein nicht minder anziehender Aufsatz ist der von dem nun verstorbenen Fritz Kraus: „Die schwarze Schöne der Shakspeare-Sonette." Dieser neue Beitrag zur Lösung einer schon vielfach behandelten Frage schließt sich eng an die bekannte Arbeit von Gerald Massey an und bringt außerdem manches neue, selbständig geschöpfte Material herbei. Nach der hier geltend gemachten Auffassung wären die ersten 126 Sonette an den Freund und Gönner des Dichters, den Grafen Southampton, die übrigen 28 Sonette aber an seinen andern Freund Herbert Lord Pembroke gerichtet oder für ihn geschrieben. Dieser letztere wäre denn auch der mysteriöse Mr. W. H. (William Herbert) der Widmung, wie bereits viele andere Ausleger angenommen haben. Die schöne Schwarze ist bekanntlich die schöne Lady Rich, das Ideal Sidney's, der sie als Stella besungen hat, und deren Reize auch den ebengenannten Herbert bestrickt hätten. Das Frappanteste, Erstaunlichste, Bezauberndste an ihr waren die schwarzen Augen, daher obiges Epitheton. In den Sonetten sollte, wie Kraus meint, nach einem zwischen Shakspeare und Herbert abgekarteten Plan, des letztern Leidenschaft versificirt und zugleich Sidney's Vergötterung der Dame verspottet werden; Herbert müsse demnach schon in der Ernüchterung begriffen gewesen sein, und der Dichter half nach Kräften dazu, sagt Kraus, indem er die Vernarrtheit des Jünglings mit feiner Ironie zeichnete. Die Gedichte sind nicht geschrieben, um als Liebeswerbung zu dienen: Shakspeare hat sich nicht zum Kuppler hergegeben, fügt er hinzu,

und das sollte schon aus dem hundertunddreißigsten Sonett hervorgehen.

Als wirkliche Ergebnisse seiner Untersuchung glaubte nun der Verfasser, der ja, wie gesagt, nicht mehr unter den Lebenden ist, diese aufstellen zu dürfen, daß die zweite Abtheilung der Sonette, gerade wie ein Theil der ersten, ihre Hauptanregung aus Philipp Sidney's Gedichten empfangen habe; daß sie vom Dichter für William Lord Herbert, spätern Grafen von Pembroke, geschrieben wurde und daß die berühmte schwarze Schöne der Sonette nicht eine widerliche, zigeunerhafte, übelduftende Maitresse des großen Dichters war, sondern der strahlendste Stern zweier Höfe, Philipp Sidney's unsterbliche Stella, die vielbesungene, vielgeliebte Lady Rich. Er unterstützt diese Ansichten mit recht plausibeln Gründen und beantwortet auch die Einwendung, die man machen könnte, wie es komme, daß man erst heute dieses 250 Jahre alte Geheimniß der Sonette enträthselt haben will, mit, wie wir glauben, ziemlich haltbaren Beweisen. Gleichwol heißt es auch hier wie bei allen Shakspeare-Fragen: adhuc sub judice lis est. Aufgefallen ist uns bei der sonstigen Umsicht, die sich überall in der Abhandlung des Verfassers ausspricht, daß er in einer Anmerkung nochmals von der von dem Freiherrn von Friesen und W. Hertzberg entdeckten Quelle zu den Sonetten 153 und 154 spricht, nachdem wir in diesen Spalten bei der Besprechung des betreffenden Bandes des „Shakspeare-Jahrbuchs" nachgewiesen haben, daß Regis diese Quelle bereits längst vor ihnen entdeckt habe. Wenigstens hätte dieser Umstand dabei mit erwähnt werden sollen.

Nikolaus Delius thut mit gewohnter Gründlichkeit dar, daß Shakspeare bei seiner Dichtung der Tragödie „Romeo und Julia" sich zwar eng an Brookes' episches Gedicht angeschlossen, in der dramatischen Behandlung des Stoffs jedoch selbständig verfahren sei.

K. Elze bietet diesmal nur „Exegetisch-kritische Marginalien", also rein Shakspeareologisches, wie wir in unserer vorjährigen Besprechung der „Shakspeare-Literatur" vorgeschlagen haben, diese Art Artikel zu bezeichnen. Solche entziehen sich aber der Besprechung in d. Bl. Es sei nur auf die darin vorkommende interessante Vergleichung der verschiedenen ursprünglichen Hamlet-Ausgaben FA (erstes Folio), QA (erste Quart) und QB (zweite Quart), wie sie in der philologischen Welt bezeichnet werden, hiermit hingewiesen.

Der Artikel „Zur Geschichte der deutschen Shakspeare-Uebersetzungen" von Gisbert Freiherrn Vincke befaßt sich mit einem so interessanten Thema, daß man wünschen möchte, es wäre erschöpfender behandelt. Freilich lautet der Titel auch nur: „Zur Geschichte"; aber warum einen für Deutschland so hochbedeutenden Gegenstand so skizzenhaft besprechen? Sollte der Verfasser vielleicht die Absicht haben, später eine selbständige Schrift darüber zu verfassen? It were a consummation devoutly to be wished.

Eine der längsten und bedeutendsten Abhandlungen in dem vorliegenden sechzehnten Jahrgang ist jedenfalls „Hamlet's Familie" von Hermann Isaac, dem Verfasser einer gediegenen und erschöpfenden Untersuchung über die Shakspeare-Sonette im „Archiv für das Studium der neuern Sprachen". Es werden hier die einzelnen Glieder der Hamlet-Familie in scharfsinniger Weise näher charakterisirt, wobei es natürlich an Polemik nicht fehlt. Schade nur, daß die gegen Börne so erbittert und, setzen wir hinzu, ungerechtfertigt ausgefallen ist, daß der Herausgeber des „Shakspeare-Jahrbuchs" selbst sich genöthigt sah, den Verfasser zurechtzuweisen. Die Noten der Redaction bilden übrigens einen neuen und gewiß vielen willkommene Zuthat in dem „Shakspeare-Jahrbuch". Ob sie auch den Mitarbeitern angenehm sind, ist freilich eine andere Frage; jedenfalls nicht, wenn, wie im vorliegenden Fall, der Herausgeber es für nöthig befindet, da er die sonst vortreffliche Leistung seinen Lesern nicht vorenthalten mochte, Verwahrung gegen polemische Ausschreitungen einzulegen. Man höre z. B., wie Isaac sich über Börne's Charakterisirung des alten Hamlet ausläßt:

> Börne höhnt ihn geradezu. Hier eine Probe seiner Hamlet-Kritik, die in ihrer kühnen Absurdität nur noch von seiner Goethe-Kritik erreicht wird.

Er citirt dann die bekannte, in den meisten Punkten ganz zutreffende Kritik, und nach dem Satze: „Er will einen regelmäßigen Klimax beobachten", ruft er aus: „Er will! Wer will hier? Der Geist oder Shakspeare?" Und nachdem das Citat mit den Worten: „Der alte Maulwurf war blind", beendet, sagt Isaac:

> Ein Schluß- und Knalleffect! Etwas Tolleres — einen mildern Ausdruck gibt es nicht — von ästhetischer Kritik habe ich nie gelesen. Sie erinnert an jenen Bauer, der zum ersten mal im Theater war und keine Ahnung davon hatte, daß das, was er sah, nur von Schauspielern dargestellt und von einem Dichter gedichtet, aber nicht Wirklichkeit war. So thut auch Börne — und diese Erscheinung ist in der Hamlet-Literatur häufig —, als ob der Geist aus eigenen, willkürlichen Motiven handelte und nicht ein Geschöpf Shakspeare's wäre.

Was würde wol Börne gesagt haben, wäre ihm eine solche Beurtheilung seiner Kritik zu Gesicht gekommen? Ein homerisches Gelächter wäre eine zu schwache Bezeichnung, denken wir, für das, in welches er ausgebrochen wäre. Wo, fragen wir, ist hier die Absurdität? Auf seiten Börne's oder seines Beurtheilers? Einem Börne sollte man zu sagen brauchen, daß der „Geist" ja blos ein Geschöpf Shakspeare's sei?! Die Vertiefung in „Hamlet" hat wahrlich viel zu verantworten. Sie scheint manchem Kopf alle logische Denkkraft zu benehmen. Kein Wunder, daß bei weitern ähnlichen Ausfällen gegen Börne dem Herausgeber endlich die Geduld riß und er seinem Aerger in Anmerkungen Luft machte. Es ist die Rede vom „König" (Claudius). Zu der Stelle bei Börne: „In seinen letzten fürchterlichen Augenblicken, am Rande des Todes, verläßt der König den Menschen nicht, dankbar für die reichen erhaltenen Opfer", fügt Isaac hinzu: „Man wagt kaum, es zu verstehen; ich glaube, er

meint die verschiedenen Morde." Wozu Leo sehr mit Recht bemerkt:

Warum sollte man es nicht wagen? Der Mensch hätte der Resultate ehrgeizigen Strebens nicht bedurft — er mußte aber dem Könige dienstbar sein, und dafür dankt ihm dieser.

Und wenn Isaac etwas weiterhin über Börne's Ausspruch: „Wir dürfen hoffen, der gnädige Gott werde dem Menschen verzeihen, was der König begangen", sagt:

Es ist das wieder jene souveräne Geistreichigkeit, die sich in mystischer Selbstvergötterung über den Dichter erhebt —

so hält Leo abermals eine Anmerkung für nöthig, die wie folgt lautet:

Sollte Börne nicht auf mehr Achtung im Tone eines Epigonen Anspruch machen dürfen? Wenn es ihn selbst auch nicht trifft, nicht an ihn hinanreicht, so hat ja doch — wo die schuldige Ehrfurcht den Dienst versagt — wenigstens die literarische Courtoisie gewisse Gesetze verkündet, die in der guten Gesellschaft nur selten außer Acht gelassen werden.

Schon bei einer frühern Stelle übrigens, es sei dies beiläufig erwähnt, sah Leo sich genöthigt, Verwahrung gegen eine Aeußerung Isaac's einzulegen. Dieser sagt nämlich in der Einleitung zu seiner Abhandlung:

Wir sind jetzt in der Auffassung des Hamlet-Charakters so weit gekommen, daß die Auslegung Goethe's und seiner Satelliten (!) Schlegel, Tieck u. s. w. fast ausnahmslos als falsch und überwunden betrachtet wird. Die Auffassung ist durchweg eine edlere, größere geworden.

Hierzu wiederum Leo:

Ich bitte für mich und eine ganze Reihe Gleichgesinnter um die Erlaubniß, uns als wandellose Anhänger der Auslegung zu proclamiren, welche vom Autor als „falsch und überwunden" hingestellt wird. *)

Wenn so von den Heroen der deutschen Literatur gesprochen wird, wie es hier geschieht, da kann man gewiß wieder nur auf seiten Leo's treten, auch wenn man, wie es unsererseits in d. Bl. bei Gelegenheit der Besprechung der Werder'schen „Vorlesungen über Hamlet" nicht verleugnet worden, zu dessen Auffassung sich bekennt. Uebrigens ist hier, wie die Engländer sagen würden, a pretty kettle of fish. Isaac polemisirt gegen Massey und nennt seinen Versuch, die Sonette aus der Zeitgeschichte zu erklären, „eine der abenteuerlichsten Irrfahrten". Hier haben wir also das gerade Gegentheil von Kraus' Abhandlung; der Herausgeber verwahrt sich gegen Isaac's Auffassung Hamlet's, und Isaac seinerseits wiederum will Hamlet und, mit sich selbst im Widerspruch, auch die Sonette mit der Zeitgeschichte in Verbindung bringen. Seinem „Glauben" nach wäre nämlich nicht Lord Herbert, sondern der Graf Robert Essex der Freund der Sonette, dessen Charakter auffallende Aehnlichkeit mit dem Hamlet's habe, was freilich auch nichts Neues ist. Nun man kann, wenn man dies alles gelesen hat, sich nur damit trösten, daß aus dem Streit endlich die Wahrheit hervorgeht, oder, wie Luther sagt, „wenn die Geister aufeinanderplatzen" u. s. w. Daß der Artikel trotz alledem viel Belehrendes und Anregendes enthält, haben wir schon bemerkt und ist schon durch dessen Aufnahme in das „Shakspeare-Jahrbuch" anerkannt.

Karl Frenzel schreibt über „Die Darsteller des Hamlet". Können aber Worte genügen, um dem Leser einen Ersatz für die eigene Anschauung der Künstler und ihrer verschiedenartigen Auffassung in der Darstellung, um die es sich eben hauptsächlich handelt, zu bieten? Wir bezweifeln es, so fein und eindringend auch die hier gegebene Analyse ist.

Julius Thümmel selbst, der im obenerwähnten Oechelhäuser'schen Artikel mit Recht als Muster für diese Art Leistung genannt wird, erscheint im vorliegenden Bande mit einem Vortrage „Ueber Shakspeare's Geistlichkeit". Die feinen Unterscheidungen, die wir aus den frühern Arbeiten des Verfassers kennen, zeichnen auch diese kleine Skizze aus. Wenn er sich aber dabei auf Macaulay's Schilderung des englischen Klerus in der „Geschichte von England" (I, nicht II, wie es dort, natürlich als Druckfehler, heißt), stützt, so ist das wol ein Irrthum; denn bis auf Shakspeare's Zeit zurück erstreckt diese Schilderung sich nicht, wenn auch die Namen von Cardinälen, die sogar noch vor ihm gelebt, wie Wolsey und noch frühere, Erwähnung darin finden. Hat auch Macaulay die „besondern Befehle" betreffs der Verehelichung der Priester erwähnt, welche die Königin Elisabeth erlassen hatte, so trifft seine Schilderung: die Stellung der Geistlichkeit in der Gesellschaft, doch erst die der Zeit Karl's II., wie ja das berühmte culturhistorische Kapitel überhaupt ausdrücklich den Zustand Englands im Jahre 1685 zu schildern unternimmt.

Es folgt dann ein Beitrag des Herausgebers, F. A. Leo, betitelt „Shakspeare's Ovid in der Bodleian Library zu Oxford", dem ein Facsimile aus diesem Ovid beigegeben ist. Nach einer diplomatisch genauen Prüfung des sich auf dem Titelblatt befindenden Namenszugs Wm. Shr. und der angeführten Notiz, daß das Exemplar einst William Shakspeare angehört habe, stellt Leo die zwei Fragen auf: erstens ob dem wirklich so sei und er es durch seinen eigenhändigen Namenszug documentirt habe; zweitens, ob er dieses Exemplar für seine dramatischen Zwecke benutzt habe. Die letztere Frage glaubt er verneinen zu müssen; erstere ist er geneigt zu bejahen, meint aber doch, sie werde „gleich jenen Seelen, die der Sage nach nie zur Ruhe kommen, immer im Zuge der wilden Jagd des Unerledigten dahintreiben".

Besonders interessant und pikant ist diesmal, wol ebenfalls aus der Feder des Herausgebers geflossen, die „Literarische Uebersicht". Es folgen dann noch: „Miscellen", zwölf Nummern enthaltend; „Statistischer Ueberblick über die Aufführungen Shakspeare'scher Werke auf den deutschen

*) Am Schluß des „Jahrbuchs" veröffentlicht denn auch der Herausgeber ein von Isaac an ihn gerichtetes längeres Schreiben, worin er sich theils beschwert, theils zu rechtfertigen sucht. So sagt er unter anderm, er könne die Abhandlung Börne's nur auf die allerunterste Stufe stellen; sie bringe in der Auffassung absolut nichts Neues, verzerre die Auffassung Goethe's noch mehr, als Schlegel und Tieck es gethan, zur reinen Caricatur, sei voll von greifbaren Widersprüchen und nur groß in der Geistreichelei und Pointensucht. Dem Briefe Isaac's geht indeß eine Bemerkung des Redacteurs voran, der seinen Standpunkt behauptet und seine Glossen rechtfertigt.

Bühnen und einigen ausländischen vom 1. Juli 1879 bis 31. December 1880" von Arnim Wechsung; die bereits erwähnte „Shakspeare-Bibliographie" 1879 und 1880 von Albert Cohn, und „Zuwachs der Bibliothek der deutschen Shakspeare-Gesellschaft".

2. Lyrisches im Shakspeare von Wilhelm Steuerwald. München, Th. Ackermann. 1881. Gr. 8. 3 M.

Es steht fast zu vermuthen, daß diese Schrift von der Redaction des „Shakspeare-Jahrbuchs" abgelehnt und deshalb selbständig veröffentlicht worden. Damit soll kein verdammendes Urtheil über dieselbe gefällt sein; wir sprechen diese Vermuthung nur aus, weil die Schrift ganz den Anstrich einer für das „Shakspeare-Jahrbuch" bestimmten Abhandlung hat und sich auch besser dafür eignete als für eine selbständige Publication. Sie hat eine solche aber auch wirklich kaum verdient.

Der Verfasser hat sich die Mühe gegeben, außer einer kurzen Besprechung der selbständigen lyrischen Gedichte, das Lyrische in den Dramen je nach seinem Charakter aus- und zu unterscheiden. Es ergab sich ihm dabei: Stimmungsmäßiges, Empfindungsmäßiges und Betrachtendes. Hieran schließen sich folgende Kapitel: „Lyrischer Charakter im Stil der Jugendwerke", „Lyrische Einlagen", und „Das Verhältniß Shakspeare's zur Musik". Allein wir fragen, was soll uns denn alles noch über und ans Shakspeare vordocirt werden? Und diesen Abhandlungen folgt auch noch der Text selbst, sodaß man das vielleicht bereits in vielen Ausgaben auf dem Bücherregal Stehende hier nochmals mit in den Kauf nehmen muß. Es mag wol mancher in diesem Buche manches finden, das ihm neu ist: das müßte aber eben ein Neuling in der Shakspeare-Literatur sein, und ein solcher wird kaum speeielle Studien machen; wer aber von dieser Literatur gesättigt ist, der wird, falls er nicht einen Kirchenmagen hat, es bald wieder zuschlagen und sich sagen: das hast du alles schon einmal gelesen. Es dürfte also diese Schrift „verlorene Liebesmühe" sein, und wir würden es nicht bedauern; denn wir können in solchen Leistungen, wenn sie auch, wie gesagt, für den Laien manches Belehrende enthalten, keine Bereicherung der gediegenen Shakspeare-Literatur erblicken, vielmehr den lästigen Führer durch ein Kunstmuseum oder Naturaliencabinet, der uns nicht dazu kommen läßt, die Gegenstände selbst zu betrachten und zu genießen, weil wir seinen Erläuterungen zuhören müssen, falls wir uns nicht die Ohren verstopfen.

David Asher.

Lamprecht von Regensburg.

Lamprecht von Regensburg, Sant Franciscken Leben und Tochter Syon. Zum ersten mal herausgegeben nebst Glossar von Karl Weinhold. Paderborn, F. Schöningh. 1880. 8. 8 M.

Lamprecht von Regensburg, der sich in seiner literarhistorischen Bedeutung zu dem großen Berthold von Regensburg etwa stellt wie der Epigone Ulrich von Eschenbach zu dem gewaltigen Wolfram, ist durch die vorliegende Publication nun endlich für die Literaturgeschichte völlig gewonnen worden. Steht dieser Dichter auch nicht auf stolzer Höhe, so verdienten seine Schöpfungen doch sicher die vollständige Herausgabe. Bisher war Lamprecht zwar nicht unbekannt, aber von seinen beiden Gedichten lagen nur Bruchstücke vor. Welcker gab zuerst in den „Heidelberger Jahrbüchern" vom Jahre 1816 Nachricht von ihm und theilte aus der „Tochter Syon" einzelne Proben nach einer gießener Handschrift mit. Später ließ Hoffmann von Fallersleben noch einige Stücke aus einer lobriser Handschrift abdrucken im ersten Bande seiner „Fundgruben" (1830). Und danach gab Goedeke in seiner großen Anthologie „Deutsche Dichtung im Mittelalter" ein Probestück. Aus eben dieser lobriser Handschrift ließ später Karl Weinhold in seinem „Mittelhochdeutschen Lesebuch" ein Stück abdrucken (1862; 1874), wobei er zur Vergleichung auch die bekannte gießener Handschrift und auch noch eine bisher nicht benutzte, eine prager, heranzog. Das zweite Gedicht Lamprecht's lernte man erst durch eine Mittheilung Franz Pfeiffer's kennen, der in seinem „Alt-deutschen Uebungsbuche" (1866) aus der einzigen würzburger Handschrift mehrere Stellen zum Abdruck brachte. Auf diesem Material fußen die im ganzen dürftigen Angaben der Literaturgeschichten. Auch in der Geschichte unserer ältern Metrik nimmt Lamprecht bereits eine Stelle ein, weil er mit Consequenz inmitten der Reimpaare die Absätze durch eine bestimmte Häufung und Verschlingung der Reime hervorhebt und ausschmückt.

Oskar Schade gab eine andere „Tochter Syon" heraus und plante dann nach einer Notiz Goedeke's auch einen vollständigen Abdruck der „Tochter Syon" Lamprecht's. Auch der verstorbene Weigand in Gießen trug sich mit dem Gedanken einer Ausgabe, trat aber seine Vorarbeiten und insbesondere sorgfältige Abschriften der gießener und der prager Handschrift an Weinhold ab, der nun mit Hinzunahme auch der Legendendichtung die vorliegende Gesammtedition übernahm und ausführte, und sich dadurch aufs neue um die Germanistik verdient gemacht hat. Es ist dies eigentlich die erstere größere Arbeit Weinhold's auf dem Gebiete der mittelhochdeutschen Textkritik. Verschwiegen kann nicht werden, daß die gelehrten Zuthaten, mit denen er die vorliegende Ausgabe ausstattete, werthvoller sind als seine kritische Leistung. Natürlich kann dies hier nicht näher erörtert werden, doch mag zur Begründung dieses allgemeinen Urtheils wenigstens das eine gesagt sein, daß Weinhold der Ueberlieferung gegenüber, und namentlich gilt dies vom „Sant Franciskus", der in einer guten, alten, fast gleichzeitigen Handschrift vorliegt, viel zu willkürlich

verfuhr, viel zu viel und unnöthig änderte. Der Text macht den Eindruck, als sei er die Arbeit eines Anfängers, der, weil er einmal zu normalisiren und zu corrigiren gezwungen ist, in seinem kritischen Feuereifer über das Ziel hinausschießt oder, um ein anderes Bild zu gebrauchen, das Kind mit dem Bade ausschüttet.

Bevor wir die für die Literaturgeschichte wichtigen Momente und neuen Ergebnisse, welche durch Weinhold's Ausgabe und Erörterungen dargethan und gewonnen worden sind, ins Auge fassen, soll ein kurzer Ueberblick über den reichen Inhalt des Werks gegeben werden.

Die allgemeine Einleitung erledigt die biographischen und literarhistorischen Verhältnisse, gibt eine Darstellung des Stils, der Metrik und der Sprache des Dichters; in den Vorbemerkungen zu den Texten werden die Handschriften, ihre Beschaffenheit und ihre Sprache betrachtet und das Verhältniß des Dichters zu seinen Quellen dargelegt. Das bedeutendere Gedicht ist ohne Zweifel die „Tochter Syon", und darum widmet ihm der Herausgeber auch eine eingehendere Erörterung. Er betrachtet hier zugleich die Stellung des Gedichts in der mystischen Literatur und namentlich sein Verhältniß zu dem von Schade edirten ähnlichen Werke, theilt auch den Text des lateinischen Tractats von der „Tochter Syon" mit, welcher, wenn nicht die unmittelbare Quelle, so doch die Grundlage von Lamprecht's Dichtung ist, und schließt hieran auch eine sehr willkommene Inhaltsangabe mit einer Betrachtung des Grundgedankens der Dichtung. Die Anmerkungen verweisen auf die Quellen und markiren zugleich diejenigen Aeußerungen des Dichters, die sein freies Eigenthum sind. Auf verwandte Stellen der deutschen Literatur wird aufmerksam gemacht. In den Anmerkungen zur „Tochter Syon", welche überaus reichhaltig und lehrreich sind, werden auch die Beziehungen zu den biblischen und patristischen Grundlagen der Mystik in sorgsamster Weise auseinandergesetzt. Hier ist Weinhold so recht in seinem Elemente. Auch auf die bildende Kunst wird ab und zu hingewiesen.

Eben diese Hinweise auf mystische Symbole in bildlichen Darstellungen des Mittelalters führten mich auf den Gedanken, ob nicht vielleicht das alte romanische Portal an der Schottenkirche zu Regensburg, dessen phantastische Figurenornamentik bisjetzt trotz vielseitigster und eifrigster Bemühungen noch nicht befriedigend gedeutet werden konnte, dieselben Motive aufweise, welche die jüngere Dichtung verwerthet, und ob ferner nicht vielleicht, wenn dies der Fall wäre, Lamprecht durch diese monumentale Bildnerei zu seinem Werke mit angeregt worden sei. Eine Vergleichung hat mich indessen bald belehrt, daß zwischen dem architektonisch-plastischen Werke und der Dichtung nicht die mindeste Uebereinstimmung herrscht. Gleichwol schien es mir nicht unangemessen, dieses negativen Resultats hier zu gedenken.

Ohne Zweifel gehören die beiden hier vereinten Gedichte dem Lamprecht von Regensburg an. Doch nur die „Tochter Syon", welche sich als eine spätere Arbeit erweist, hat für seine eigene Zeit Bedeutung erlangt. Das beweist die größere Zahl der Handschriften und das literarische Zeugniß bei Püterich von Reicherzhausen. Ob Lamprecht in Regensburg selbst geboren wurde, ist ungewiß, aber er hat dort hauptsächlich seine Erziehung erhalten. Ueber seine Sprache, die ja auch seine Landsmannschaft kundgibt, handelt Weinhold, wie bemerkt, weiterhin in der Einleitung, wobei „als allgemeine Grundlage seine oberdeutsche, bairisch gefärbte Sprache vorausgesetzt wird". Ausdrücklich sagt auch Weinhold gleich auf der ersten Seite der Einleitung: „Als Baiern erweist ihn seine Sprache." Hier mag eine ergänzende Bemerkung gestattet sein. Es ist ganz richtig: Lamprecht's Sprache gibt sich als bairisch kund, aber dabei enthält sie auch mitteldeutsche Elemente, die sich nicht allein dadurch erklären lassen, daß der bairische und der mitteldeutsche Dialekt, die sonst grundverschieden sind, in einigen Einzelheiten zufällig zusammenstimmen. Auch im Wortschatze gewahren wir bei Lamprecht mitteldeutsche Bestandtheile, was Weinhold gar nicht hervorhebt. Soll nun dieses zweite Element in des Dichters Sprache allein durch literarischen Einfluß entstanden sein? Am natürlichsten wird diese Mischung, wie sie ja auch sonst nicht selten begegnet — man denke nur an Otfried, an Wolfram von Eschenbach —, ihre Deutung in der Annahme finden, daß der Dichter aus Mitteldeutschland stammte und in Baiern sich literarisch und theologisch ausbildete. Dazu würde auch die sehr warm gehaltene Stelle im „Leben des Franciskus" über die heilige Elisabeth stimmen, eine Stelle, die nicht aus der Quelle stammt, sondern des Dichters eigene Zuthat ist. War auch der Ruhm dieser frommen und dem Franciscanerorden ergebenen Fürstin des Hessen- und Thüringerlandes weit verbreitet, so wäre doch ein geborener Baier wol schwerlich darauf verfallen, sie in solcher Weise zu preisen.

Lamprecht hat uns in seinen beiden Dichtungen allerlei Selbstbekenntnisse eröffnet, von denen hier nur die wichtigsten zu berücksichtigen sind. Den „Heiligen Franciskus" dichtete er, noch ehe er förmlich in den Minoritenorden eingetreten war, als junger Mann nach der lateinischen Lebensbeschreibung des Thomas von Celano, die zwischen 1228—30 verfaßt ist. Die Zeit der Abfassung läßt sich nur annähernd berechnen. Sie fällt nach 1237, weil König Johann von Jerusalem als todt erwähnt wird; sie fällt vor den 13. December 1272, den Todestag Berthold's von Regensburg, denn eine Stelle zeigt uns, daß Berthold während Lamprecht's Arbeit noch lebte. Lamprecht's sehnsüchtiges Verlangen, Mitglied des Ordens zu werden, wird nach längerm Harren erfüllt. Er dankt seine Aufnahme dem Bruder Gerhard, Provinzialminister der Minderbrüder in Oberdeutschland. Durch diesen wird er auch zu seiner Dichtung von der „Tochter Syon" angeregt. Die Zeit der Abfassung läßt sich ebenfalls nicht genau bestimmen. Weinhold meint, wenn wir ungefähr 1245—55 als die Zeit von Lamprecht's dichterischen

Arbeiten ansetzen, so dürften wir nicht irregehen. Koberstein und Wackernagel setzten die „Tochter Syon" in das ausgehende 13. Jahrhundert. Das mag zu spät sein, aber Weinhold's Bestimmung scheint mir doch zu früh, nicht wegen der Sprache, aber wegen der Metrik, wegen der Reimkünsteleien in den Absätzen und wegen der häufigern schwebenden Betonung innerhalb des Verses, was schon auf den Beginn der modernen Silbenzählung hindeutet. Die fehlenden Senkungen lassen die Diction andererseits auch nicht allzu modern erscheinen; auch die Reimbrechung, die Weinhold gar nicht erwähnt, ist noch nicht systematisch durchgeführt. Alte und neue Elemente gegeneinander abgewogen, wird sich die Datirung auf etwa 15 Jahre später stellen, als Weinhold vorgeschlagen hat.

Hervorragend ist Lamprecht als Dichter nicht, wenn man ihn mit den Größen der Literatur vergleicht, aber er weiß doch gut und warm darzustellen. Eine bestimmte Schulmanier will Weinhold nicht bei ihm finden. Er führt einige Einzelheiten an, die an Wolfram erinnern, die aber noch nicht eine entwickelte Manier bekunden. Daß wir auch die Einwirkung von Gottfried's Dichtersprache herauslesen, davon spricht Weinhold nicht; aber viele von den stilistischen Einzelheiten, die er in der Einleitung hervorhebt, sind eben entschieden Gottfriedisch. Und doch könnte man ebenso wenig Lamprecht der Schule Gottfried's zuweisen. Eher könnte man sagen, daß Lamprecht sich in dem durch Heinrich von Veldeke und Hartmann von Aue weiter ausgebildeten Erzählungsstil bewege, sich aber doch auch im einzelnen an Wolfram's und Gottfried's Art und Aussprüche erinnert fühle.

Den Stoff zur „Tochter Syon" lieferte dem Dichter sein Gönner, der Provinzialminister Gerhard, und dieser fußt in seinen Mittheilungen auf einer lateinischen, in Prosa verfaßten „Filia Syon". Daß Gerhard selbst Verfasser dieses lateinischen Tractats sei, läßt sich nicht annehmen. Weinhold stimmt Preger zu, der in seiner „Geschichte der Mystik" die Ansicht aufstellte, daß die von Schade edirte „Tochter Syon" und Lamprecht's „Tochter Syon" voneinander unabhängige Bearbeitungen der „Filia Syon" sind. Ein Vergleich der beiden Dichtungen in poetischer Hinsicht fällt zu Gunsten Lamprecht's aus. Mit Recht sagt Weinhold, das größte und bedeutendste Gedicht von der „Tochter Syon" oder der Liebe der Seele zu dem himmlischen Bräutigam sei unsers Lamprecht's Dichtung. Gleichwol würde es sich kaum verlohnen, sie durch Uebersetzung einem größern Kreise zugänglich zu machen. Simrock zwar hat die andere „Tochter Syon" einer Uebertragung gewürdigt, allein wir zweifeln, daß dadurch viel Interesse geweckt worden ist. Gewiß verdient Lamprecht's tiefsinniges und dichterisch warmes Dichtwerk eine weitere Beachtung als nur von seiten der Germanisten. Theologen haben vor allem Anlaß, in ihm Belehrung zu suchen und sich an ihm zu erfreuen. Für solche Leser ist nicht allein durch die Anmerkungen reichlich gesorgt, sondern der Herausgeber hat auch mit Absicht das Glossar ausführlicher gehalten, damit es auch von denen mit Nutzen zu Rathe gezogen werden kann, denen ein mittelhochdeutsches Wörterbuch nicht leicht zu Gebote steht. Haben auch die Literaturgeschichten bereits vielfach bei Betrachtung der mystischen Literatur den Inhalt und Zweck der Gedichte von der minnenden Seele dargelegt, so geschieht dies in Weinhold's Einleitung noch genauer und eindringlicher. Auf Widerspruch wird aber seine Ansicht stoßen, daß diese Allegorie die christliche Gestaltung des von Apulejus philosophirend behandelten Märchens von Amor und Psyche sei. Nur das steht unzweifelhaft fest, daß die Motive der christlichen Allegorie im Hohenliede schon bereit liegen, und hieran schließen sich Beziehungen bei den Propheten und in der Apokalypse. Hieronymus deutete das Hohelied bereits auf die Brautschaft der Seele mit der Kirche aus. Die Tochter Syon war das personificirte Syon oder Jerusalem, die Gemeinde der Gläubigen, im Gegensatz zu der Tochter Babylon, der Vertreterin der Ungläubigen. Neben die Kirche trat später als Braut auch die einzelne christliche Seele. Dieser Gedanke findet bei verschiedenen der neuern Kirchenväter bestimmten Ausdruck, und die deutsche Poesie zeigt schon recht frühe sich von ihm beeinflußt, bis dann die Mystik des 13. und 14. Jahrhunderts mit dichterisch ausgeführten Allegorien hervortritt. Auch Lamprecht benutzt zur Darstellung des Gegensatzes zwischen der vergänglichen irdischen Freude und der beständigen himmlischen Wonne und zum Beweise der Nothwendigkeit der Weltflucht diese Allegorie der Liebe der Tochter Syon zu dem himmlischen Könige in empfindungsvollster Weise und tritt dadurch an die Spitze unserer mystischen Dichter.

Reinhold Bechstein.

Feuilleton.

Deutsche Literatur.

Eine neue Revue „Auf der Höhe", herausgegeben von Leopold von Sacher-Masoch (Leipzig, Greßner u. Schramm), unterscheidet sich von den andern deutschen Revuen dadurch, daß sie eine internationale Tendenz verfolgt und zu ihren Mitarbeitern auch namhafte Schriftsteller anderer Nationen zählt. Wir finden unter denen, welche Beiträge zugesagt haben, Alphonse Daudet, Flammarion, Hovelaque, Saint-Saëns, Gilbert Augustin Thierry, den Schauspieler Got, Don M. Carreras y Gonzalez in Madrid, Paolo Mantegaza und de Gubernatis in Florenz, Louis Palmieri in Neapel, Vittorio Bertozio in Turin, Potamion Zaklinsky, Karl Zipernowsky, Schwarcz-Gyula u. a. neben vielen deutschen Mitarbeitern. Alle Beiträge dieser auswärtigen Schriftsteller werden in deutscher Uebersetzung der Revue eingefügt werden. „In dem Titel unserer Revue", sagt der Herausgeber, „liegt schon das Programm derselben; wir wollen uns in jeder Beziehung «auf der Höhe» erhalten; wir werden über den Parteien stehen. Wir werden uns nicht damit begnügen, auf politischem wie auf nationalem, auf religiösem wie auf wissenschaftlichem und literarischem Gebiet jede Einseitigkeit, jede Gehässigkeit auszuschließen;

was wir anstreben ist viel mehr: unsere Revue soll ein neutraler Boden werden, auf dem keine Interessen gelten als jene der ganzen Menschheit, auf dem sich die bedeutenden Geister aller Nationen und Richtungen, offen und ehrlich, aber stets würdevoll gegeneinander aussprechen sollen. Ebenso werden wir stets alles persönlich Verletzende von uns weisen, vor allem jenen witzelnden hämischen Ton, durch den die Clique der Mittelmäßigkeiten in Berlin die Kritik beim deutschen Publikum vollständig in Miseredit gebracht und hinter dem sie nur ihre eigene Unfähigkeit zu maskiren versucht hat. Unsere Haltung wird stets eine entschiedene, aber vornehme sein." Weiterhin verspricht der Herausgeber, nach dem mustergültigen Beispiel der Franzosen die exacte Wissenschaft in schöner, klarer und anregender Form zu pflegen, auf dem Gebiete der schönen Literatur einen unermüdlichen Kampf gegen die Herrschaft der Clique, das ist der Lüge und der Mittelmäßigkeit, zu führen, der Prosadichtung den Platz zu sichern, der ihr an der Seite der Wissenschaft gebührt, außerdem die stilistische Verwilderung zu bekämpfen, die leider immer mehr um sich greift, der Zeitschrift die stilistische Vornehmheit zu wahren. Man kann sich mit diesem Programm einer internationalen Revue in jeder Hinsicht nur einverstanden erklären. Das vorliegende erste Heft beginnt mit einem Gedicht von Hermann Lingg: „Die Genien der Menschheit", das einen dithyrambischen Schwung athmet, aber metrisch ebenso kühn wie hier und dort fahrlässig ist. Die in dem ersten Heft noch nicht abgeschlossene Erzählung des Herausgebers: „Der Judenrafael", ist dem sechsten Theile des großartig angelegten Werks „Das Vermächtniß Kain's" entnommen; sie bezeugt Sacher-Masoch's schönes und farbenreiches Talent sowol für stimmungsvolle Schilderungen als auch für eine aus dem frischen Volksleben schöpfende Genremalerei. Es folgt eine kleine Farbenskizze: „Portiei", von Juliette Lamber in Paris (Madame Adam), welche Sacher-Masoch die bedeutendste jetzt lebende Schriftstellerin Frankreichs nennt. Sehr hoch stellt er auch das Talent einer Schriftstellerin, die er mit einer Novelle: „Der Herr Assessor", einem stimmungsvollen Charakterbilde, in die Literatur einführt. Außerdem finden sich Aufsätze von Karl Vogt: „Ueber den Ursprung des organischen Lebens"; von Bluntschli: „Poesierecht und Poesierechtspflege"; von Johann Fastenrath: „Die madrider Calderon-Feier"; von Richard Oberländer: „König Kalakaua und das Königreich Hawaii"; von Daniel Sanders: „Spracheigenthümlichkeiten bei Lessing"; von Corvin: „Auf dem Kriegspfad", sowie eine „Revue des geistigen Lebens" und eine „Chronik der eleganten Welt", beide in der Form von Correspondenzen aus europäischen Hauptstädten.

— Das Bibliographische Institut gibt unter dem Titel: „Meyer's Fach-Lexika" Ergänzungen zum „Conversations-Lexikon" heraus, Nachschlagebücher über einzelne Fächer. Der Prospect ist ein sehr reichhaltiger. Vorläufig ist ein „Staats-Lexikon" von Karl Baumbach und ein „Biographisches Künstler-Lexikon der Gegenwart" von Hermann Alexander Müller erschienen. Das Baumbach'sche „Staats-Lexikon" will in der Form eines kurzgefaßten Wörterbuchs über die wichtigsten Fragen des öffentlichen Rechts und des öffentlichen Lebens orientiren, indem es aus dem Gebiet der allgemeinen Staatslehre, aus dem Verfassungs- und Verwaltungsrecht der einzelnen Staatskörper und aus dem Bereich des Kirchenrechts, des Strafrechts und des Proceßrechts die nothwendigsten Mittheilungen bringt. Das Deutsche Reich tritt dabei ganz besonders in den Vordergrund. Was das neue „Künstler-Lexikon" betrifft, so beruhen die Angaben desselben in den allermeisten Fällen auf direct eingeholten autobiographischen Mittheilungen. Die bisher gänzlich übersehenen sowie die neu aufkommenden Talente wurden mit Absicht in einer gewissen Ausführlichkeit behandelt, während andererseits die nicht geringe Zahl der zwar noch lebenden, aber seit längerer Zeit unthätigen und somit bereits der Vergangenheit angehörenden Künstler übergangen wurde. Beide Lexika befleißigen sich einer gedrängten Form und suchen doch alles Wesentliche zu bringen.

Aus der Schriftstellerwelt.

In Wien tagte vor kurzem der Deutsche Schriftstellertag und der Internationale literarische Congreß. Am 19. September hielt der Schriftstellertag seine Sitzung, begrüßt von dem Bürgermeister Dr. von Newald, welcher erklärte, daß alles, was die Blüte der deutschen Wissenschaft und Kunst und der deutschen Literatur sichert und wahrt, auch Oesterreich zugute komme, von Regierungsrath Dr. Exner und dem Präsidenten der Concordia, Johannes Nordmann. Friedrich Friedrich dankte im Namen des Schriftstellerverbandes und las den Jahresbericht vor, in welchem constatirt wird, daß der Verein 260 Mitglieder umfaßt, daß davon 57 auf Berlin, 31 auf Dresden, 23 auf Leipzig, 22 auf Wien kommen, daß die Einnahmen des Vereins im letzten Jahre 2865 Mark, die Ausgaben 2117 Mark betrugen und dem Syndicat 58 Fälle zur Entscheidung vorgelegt worden sind. Eine Aenderung der Statuten betreffend die Ergänzung des Vorstandes bei dem Todesfall eines Vorstandsmitgliedes, eine Anregung des Professor Lazarus zur regern Unterstützung der Schiller-Stiftung, und die in unserer „Literarischen Unterhaltung" erwähnten Anträge wegen Adaptirungen von literarischen Werken bildeten den Gegenstand der Debatten. Nicht in diesen, sondern in den gegenseitigen Beziehungen der Schriftsteller zueinander, in ihrer persönlichen Berührung ist wol der Hauptvortheil der Schriftstellertage zu suchen. Die Stadt Wien feierte die Anwesenheit der literarischen Congresse durch ein großes Fest im Cursalon, ebenso die Concordia durch einen Ausflug nach dem Kahlenberg. Während bei dem glänzend arrangirten Feste der Commune nur wenig Redner zu Worte kamen, sprachen auf dem Kahlenberg vorzugsweise dieselben Redner, welche schon das Schriftstellerfest in Weimar verherrlicht hatten: Lazarus in Prosa, Emil Rittershaus, der einen warmempfundenen Toast ausbrachte; ihnen schloß sich Franz Hirsch mit einem pikanten Toast auf das Vergnügungscomité an. Die Rednergabe des Professors Lazarus feierte überhaupt bei diesen Festen Triumphe. Seine Begrüßung des Internationalen Congresses bei dem Concordia-Essen wurde mit stürmischem Beifall aufgenommen. Diese Rede athmete einen feurigen Kosmopolitismus und enthielt manche treffenden Gedanken; er betonte, daß alle europäischen Völker voneinander lernen können, die Individualität wird dadurch nicht zwischen ihnen verschwinden. „Nicht gleich sollen sie werden, aber auf gleicher Höhe sollen sie stehen." Der Internationale literarische Congreß hielt mehrere Sitzungen, von denen die erste durch den eingehenden Bericht Lermina's über die Wirksamkeit des Vereins, seine propagandistische Thätigkeit, die großen Literaturfeste, die er veranstaltet hat, die Calderon-Feier (am 25. Mai) im Odéontheater, das Jubiläum Victor Hugo's (am 27. Februar), und durch Mittheilung der angeregten internationalen literarischen Verträge besonders interessirte. Die zweite Sitzung, in welcher die russische Gesetzgebung über das literarische Eigenthum besprochen wurde, nahm einen stürmischen Verlauf. Ratisbonne verlangte ein Gnadengesuch für den russischen Schriftsteller Tschernitschewski, der seit langem in Sibirien schmachte; es erhob sich ein heftiger Widerspruch, man verlangte Abstimmung, Ratisbonne aber Acclamation als Ehrensache: so ging der Congreß im Tumult auseinander. Ueber Resolutionen kam er auch in den spätern Sitzungen nicht hinaus.

Anzeigen.

Meyers Fach-Lexika.

Bequemstes Nachschlagen — ausgiebigste Belehrung im engen Raum — fachmännische Bearbeitung — einheitliche Durchführung aller Fächer — gemeinverständliche Haltung aller Artikel — Druck und Format aller Bücher übereinstimmend — jedes Fach in einem Band.

Soeben erschien und ist in allen Buchhandlungen vorrätig:

Künstler-Lexikon der Gegenwart,

von Dr. **H. A. Müller.** Geh. M. 5,50, geb. M. 6.

Die Biographien der bekanntesten Zeitgenossen auf dem Gesamtgebiet der bildenden Künste aller Länder, mit Angabe ihrer Werke. Darunter viele hundert bisher gänzlich übersehene sowie neu aufkeimende Talente, welche durch ihre neuesten Leistungen in der Kunstwelt namhaft geworden sind.

Den gegenwärtig nach Tausenden zählenden aufmerksamen und wißbegierigen Besuchern der Ausstellungen und Galerien moderner Kunstwerke wird das Buch ein willkommener Wegweiser sein.

Verlag des Bibliographischen Instituts in Leipzig.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Der Einfluss des Islâm

auf das häusliche, sociale und politische Leben seiner Bekenner.

Eine culturgeschichtliche Studie

von

CARL NATHANAEL PISCHON.

8. Geh. 3 M.

In dieser interessanten, für Staatsmänner, Theologen, Ethnologen und Geschichtsforscher besonders werthvollen Schrift theilt der Verfasser die Beobachtungen über den Islâm mit, die er während seines achtjährigen Aufenthalts in Konstantinopel als Geistlicher der deutschen Gesandtschaft sowie auf seinen Reisen durch die europäische und asiatische Türkei zu sammeln Gelegenheit hatte.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Die Grabdenkmäler der Päpste.

Marksteine der Geschichte des Papsttums.

Von

Ferdinand Gregorovius.

Zweite neu umgearbeitete Auflage.

8. Geh. 4 M. Geb. 5 M.

Eine neue durchaus umgearbeitete Auflage der bekannten Schrift von Gregorovius, welche die gesammte Geschichte des Papstthums in kurzen charakteristischen Zügen vorführt und vom Verfasser selbst als die Vorhalle zu seiner „Geschichte der Stadt Rom im Mittelalter" bezeichnet wird. Unentbehrlich für die Besitzer des letztern Werks, gewährt sie auch jedem Freunde der Cultur- und Kirchengeschichte hohes selbständiges Interesse.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Dramatische Werke

von

Rudolf Gottschall.

Zwölf Bändchen. 8. Geh. 18 M. Geb. (5 Bände) 22 M.
Jedes Bändchen einzeln geh. 1 M. 50 Pf.

Die 12 Bändchen enthalten:

1. **Pitt und Fox.** Lustspiel in fünf Aufzügen.
2. **Mazeppa.** Geschichtliches Trauerspiel in fünf Aufzügen.
3. **Die Diplomaten.** Lustspiel in fünf Aufzügen.
4. **Der Nabob.** Trauerspiel in fünf Aufzügen.
5. **Katharina Howard.** Trauerspiel in fünf Aufzügen.
6. **König Karl XII.** Geschichtliches Trauerspiel in fünf Aufzügen.
7. **Herzog Bernhard von Weimar.** Geschichtliches Trauerspiel in fünf Aufzügen.
8. **Die Welt des Schwindels.** Geschichtliches Lustspiel in fünf Aufzügen.
9. **Amy Robsart.** Trauerspiel in fünf Aufzügen.
10. **Arabella Stuart.** Trauerspiel in fünf Aufzügen.
11. **Auf rother Erde.** Drama in fünf Aufzügen.
12. **Der Vermittler.** Lustspiel in vier Aufzügen.

Rudolf Gottschall's Dramen, die zum Theil beliebte Repertoirestücke der deutschen Bühnen geworden sind, liegen hier in einer gleichmäßigen, abgeschlossenen Gesammtausgabe vor, doch kann auch jedes Drama einzeln bezogen werden.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Geologische

Uebersichtskarte des Königreichs Sachsen

und angrenzender Landstriche.

Nach **Naumann** und **Cotta.**

Separatausgabe aus

Henry Lange's Atlas von Sachsen.

Revidirt 1881. Preis 1 M.

Diese Karte bezeichnet mittels 24 Farben die verschiedene geologische Beschaffenheit des Bodens und empfiehlt sich sowol zum Gebrauch beim Unterricht wie zur Orientirung für Touristen.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Roma Capitale.

Römische Lebens- und Landschaftsbilder

von

Rudolf Kleinpaul.

8. Geh. 6 M. Geb. 7 M.

Kleinpaul's „Roma Capitale" entrollt Bilder aus Rom und der Campagna, die ähnlich wie Gregorovius' classische Schilderungen Gegenwart und Vergangenheit, Natur und Geschichte Italiens auf das anmuthigste miteinander verknüpfen. Sowol als Erinnerung an die Ewige Stadt wie als kundiger Begleiter durch Rom und nicht minder als geist- und poesievolle Lektüre wird das Buch sich bald Anerkennung und Gunst erwerben.

Verantwortlicher Redacteur: Dr. **Rudolf von Gottschall** in Leipzig. — Druck und Verlag von **F. A. Brockhaus** in Leipzig.

K.K. LEHRERBILDUNGS-ANSTALT

Blätter

für

literarische Unterhaltung.

Herausgegeben von Rudolf von Gottschall.

Erscheint wöchentlich. — Nr. 42. — 20. October 1881.

Inhalt: Gedichte und Dichtungen. Von Rudolf von Gottschall. — Zur deutschen Literaturgeschichte. Von Robert Borberger. — Schriften militärischen Inhalts. — Feuilleton. (Deutsche Literatur; Theater und Musik.) — Bibliographie. — Anzeigen.

Gedichte und Dichtungen.

1. Gedichte von Martin Greif. Zweite, stark vermehrte Auflage. Stuttgart, Cotta. 1881. 8. 3 M.

Wir haben bereits bei Besprechung der ersten Auflage dieser „Gedichte" (Nr. 45 f. 1868) die Vorzüge derselben hervorgehoben, ihre Prägnanz und Innigkeit; es sind theils hingehauchte Weisen, welche die musikalische Fassung herauszufordern scheinen, theils plastische Gemmen, auf denen ein scharfbegrenztes Bild hervortritt. Doch wenn wir damals sagen mußten, daß die ganze Sammlung kaum über die Form des Liedes hinausgehe, so gilt dies nicht mehr von der neuesten, stark vermehrten Auflage, die gerade durch die Ausbreitung des dichterischen Ergusses über verschiedene andere lyrische Gebiete eine etwas veränderte Physiognomie gewinnt. Freilich bleibt das Lied gleichsam die Operationsbasis für alle diese lyrischen Evolutionen und Diversionen. Greif ist im wesentlichen ein Liederdichter und das Lied Goethe's das Vorbild, dem er mit größerm oder geringerm Glücke nachstrebt.

So finden wir noch immer den eigentlichen Kern der Sammlung in den beiden Hauptabschnitten: „Lieder" und „Naturbilder"; es sind meistens einfache Klänge, aber mit dem Ausdruck intensiver Empfindung. Das ist das Geheimniß des angeborenen Talents auf diesem Gebiete: Vielsagendes, welches durch einen gewissen Hauch der Weihe ergreift, welches ein lebhaftes Nachempfinden weckt, in knapper Form. Ohne Frage hat Martin Greif einige Lieder gedichtet, welche wohl verdienen, in den Hausschatz unserer Nationalliteratur aufgenommen zu werden; so z. B.:

Vorüber.

Weile, letzter Sonnenstrahl,
Sink' nicht hin so frühe,
Leuchte, blicke noch einmal,
Leuchte und verglühe.
Ich auch weiß, wie Herrlichkeit
Flieht und Jugendschimmer,
Alles ja begräbt die Zeit
Und erstattet's nimmer.

Reichte aus ein Herzenswort,
Fernes zu beschwören,
Wohl, ich rief' und riefe fort,
Bis du wolltest hören;

Holte, Liebchen, dich herauf
In die Abendlüfte,
Schlösse Schollenhügel auf,
Sprengte Nacht und Grüfte.

Dringt doch manchmal Sehnsucht auch
Heimwärts durch die Ferne,
Treuer Seele letzter Hauch
Eilet durch die Sterne.

Hab' ich dich beleidigt, Freund,
Wolle mir vergeben,
Hab' ich dich bestritten, Feind,
Kehre doch ins Leben!

Ja, es gäb' ein Freudenfest,
Wenn sie alle kämen —
Doch die Sonne sinkt und läßt
Nicht ihr Recht sich nehmen.

Juninächte.

Juninächte, sternenlose,
In dem Blütenmond der Rose!
Da das bange Herz dazu
Lieb' durchstürmte ohne Ruh'.

Blitzgezuck und Wetterleuchten!
Und die Nachtigall im feuchten,
Thaubenetzten Busche tief
Wunderbare Laute rief.

Hatten uns so viel zu sagen,
Ließen hoch die Wolken jagen,
Blickten in den Flammenschein
Wie im tiefen Traum hinein.

Abend.

Goldgewölk und Nachtgewölke
Regenmüde still vereint:
Also lächelt eine welke
Seele, die sich satt geweint.

Doch die Sonne sinkt und ziehet
Nieder alle eitle Pracht,
Und das Goldgewölk verglühet
Und verbrüdert sich der Nacht.

Man könnte in der That eine kleine Anthologie ansprechender Lieder aus dieser Sammlung zusammenstellen, von denen wir noch hervorheben: „Sonnenuntergang", „Trübe Blicke":

Wie mich oft so tief erschreckt
Schon der Stundenschlag!
Jedes Abendroth bedeckt
Einen todten Tag.

Jeder nahm mit sich dahin
Etwas unverhofft;
Was ich morgens sah erblühn,
Welkte abends oft.

Nimmer, nimmer wünsch' ich noch
Neuer Liebe Glück;
Morgen gibt mein Herz ja doch
Ihr den Schwur zurück. . . .

„Abendgesichte" und andere. Das glücklich treffende Beiwort, in welchem ein Hauptvorzug der Goethe'schen Liederdichtung besteht, ist auch dieser goethesirenden Lyrik eigen:

Wohl, es währt nicht allzu lange
Und der Sturm hat ausgetost,
Im gewognen Schicksalsgange
Zeigst du den geheimen Trost,

Mir verwandelnd alles Trübe
In gelösten Widerstreit,
Daß ich denke nur der Liebe
Glücklicher Vergangenheit.

Durch diese Liederdichtung geht ein Wechsel der Stimmungen, welche sich indeß nie ins Extreme verlieren; Freude am Leben wechselt mit Melancholie; nur einmal, wo der Dichter sich mit dem Kranz der Belladonna schmückt, greift er in den Bereich der Weltschmerzpoesie hinüber.

Gleiches Lob verdienen die „Naturbilder", in denen sich bisweilen Hymnen finden in reimloser Rhythmik; die vier Jahreszeiten werden in kleinern und größern stimmungsvollen Gedichten behandelt. Darauf folgen Alpenbilder, welche durch das schöne Gedicht „Reise in die Berge" eingeleitet werden, mit den Anfangsstrophen:

Dunkler schon die Berge blauen,
Rascher wird der Bäche Lauf,
Jedem überraschten Schauen
Gehen neue Wunder auf.

Tagelang in hehrer Stille
Winkten sie dem Himmel gleich,
Bald in reiner Aetherhülle,
Bald ein düster Nebelreich —

und den Schlußstrophen:

Stündlich neue Ferngesichte
Zeigt ihr bis zum Abendglühn,
Traut in heiterm Sonnenlichte,
Ernsthaft, wann die Wolken ziehn.

Und doch seid ihr starre Male
Und die Zeit berührt euch nicht,
Bis die Berge gehn zu Thale
Und der Bau der Erde bricht.

Alpenseelieder, Meergesänge lösen sich ab; dann folgen Veduten wie „Venedig", „Grab der Metella" und andere. Auch diesen Naturbildern fehlt nicht die stimmungsvolle Beleuchtung; doch die Gefahren knapper Liederdichtung sind in diesem Abschnitt so wenig wie in dem ersten von dem Dichter immer mit Glück vermieden worden; wenn der Wurf des schlichten Liedes mislingt, so erhalten wir das Triviale, Nichtssagende. Die Lyrik ohne Pointe könnte man die abgestumpfte Lyrik nennen: wir stoßen sehr häufig auf dieselbe in der Liederdichtung und auch in Greif's Liedern fehlt sie nicht. Wendungen wie die folgende sind doch allzu verbraucht:

Frühling und Sommerszeit,
Kurz ist ihr Prangen;
Schönheit und Liebe seid
Balde vergangen.

Andere wiederum sind gesucht; wie wenn der Dichter sieht, wie das erste welke Blatt ihm raschelnd nachläuft, und er meint, es habe sehen wollen, ob er weine. An nichtssagenden Liederchen fehlt es nicht: z. B. „Ausblick aufs Meer", „Im Karst", „Im Liristhal", „Frühlingsbotschaft", „Am Wasserfall".

Was den Abschnitt „Balladen und Romanzen" betrifft, so sind die poetischen Gaben hier ungleich an Werth. Die volksthümlichen Balladen mit ihren kurzathmigen Lakonismen liegen der Begabung des Dichters am nächsten; doch gelingen ihm eigentlich nur die genrebildlichen Gnomen, und auch diese Gedichte sind mehr für die Feinschmecker, die an des „Knaben Wunderhorn" besondern Gefallen finden. Es grenzt doch hier vieles dicht an die Prosa: die Geliebte des Jägers singt ein Lied:

Was läuft dort über die Straße?
Ein armer zappelnder Hase
Lauft was er laufen kann.

O weh', jetzt bist du verloren!
Er hat den Tod dir geschworen,
Ich kenn' den Jägersmann.

Nun hat er dich aufgetrieben
Aus blättrigen Zuckerrüben
Und freut sich deiner Noth.

O wollt' er mir's eben so machen,
Statt meiner Nöthen zu lachen,
Und schöß' sein' Buhlen todt!

Dies Jagdbild aus den Zuckerrübenfeldern können wir nicht poetisch finden, und den Vergleich zwischen dem Hasen und dem Mädchen nicht sehr glücklich: ähnliches Unbedeutende findet sich häufig unter diesen unausgegorenen Balladen: wie „Umzug", „Das Hüterkind", „Lied der jungen Spinnerin". In dem Balladencyklus „Das klagende Lied" stören uns die in jedem Abschnitt wechselnden Metra; der Cyklus ist im übrigen im Uhland'schen Stil gehalten. „An der Lethe" hat einen edeln, an antike Muster mahnenden Klang. Das os magna sonaturum fehlt indeß dem Dichter; wenn er sich an Stoffe wagt, welche solchen Schwung verlangen, reicht er nicht entfernt an das Vorbild von Geibel und Lingg heran, so z. B. in dem Gedicht „Hermann und Flavus"; wie matt sind z. B. die folgenden Verse:

Aber Hermann winkt ihm Schweigen:
„Spare deinen Lockeruf,
Nichts vermag mein Herz zu beugen,
Doch vermöcht' ich's dir zu zeigen,
Welches Leid dein Sinn mir schuf!

„O vernimm den Laut der Götter,
Einst doch fromm auch wareſt du,
Flieh' die Schälke und die Spötter,
Werde deinem Volk ein Retter,
Noch ist's nicht zu spät dazu!"

Auch die Balladen „Das Kind von Fehrbellin" und „Der Sieger von Torgau" klingen matt aus. Dagegen ist „Des Zöllners Tochter" durchaus originell: die winterliche Fahrt dieser Schlitten-Lenore, welche der Graf abholt, um sie auf den Kirchhof zu fahren, hat ein meisterliches Colorit:

Und bald auf der Reise
Aus finsterer Höh'
Umwirbelt sie leise
Ein eisiger Schnee.
Er bleibt ihr stocken
In allen Locken
Und schwillt daran.
„Schönliebchen, was schaust du so mich an?"

Wie ältert der Puder
Das Dämchen so jung!
Ihr Köpfchen belud er
Mit Flocken genung.
Ein flinker Weber
Das Schneegestöber
Umwebt galant
Schönliebchen mit Spitzen aus Brabant.

Sie fliegen und sausen
Die Heide dahin,
Sie siehet mit Grausen
Die Wälder entfliehn.
Und Brücken über
Und Seen hinüber
Geht es im Sturm.
„Schönliebchen, dort steigt schon des Schlosses Thurm."

Und mehr sie verstecket
Die schaudernde Hand,
Das Mondlicht bedecket
Ihr fliegend Gewand.
Ihr Mantel schimmert,
Ihr Häubchen flimmert,
Schneeweiß, steinalt,
Schönliebchen im Pelze wird so kalt.

Es nicken und blitzen
Die Weiden herauf,
Sie haben auch Mützen
Und Spitzen darauf.
Sie drehn sich stille
In weißer Tülle
Und tanzen fein.
„Schönliebchen, nun seh' ich Kerzenschein."

Da sind schon die Dächer
Voll flockigem Tuff,
Sie fährt mit dem Fächer
Heraus aus dem Muff.
„So jung an Jahren
Mit schneeweißen Haaren,
Hörst du zumal,
Schönliebchen, die Geigen nah' im Saal?"

Die letzten Abschnitte der Sammlung führen die Titel: „Deutsche Gedenkblätter", „Widmungen" und „Sinngedichte". Die „Gedenkblätter" durchweht ein warmer patriotischer Sinn; sie verherrlichen namentlich den letzten Deutsch-Französischen Krieg; doch viele dieser Gedichte sind unbedeutend. Die „Widmungen" enthalten Gelegentliches, den Preis großer Künstler und Dichter, doch auch manche Familien- und Hochzeitsgedichte. Was die hier gewählten dichterischen Formen betrifft, so gelingen dem Dichter am besten die von Goethe bevorzugten: die reimlosen freien Rhythmen und die Trimeter, in denen der „Improvisirte Prolog zur Eröffnung des Theaters in Pompeji" geschrieben ist, der vielfach an die Goethe'schen Helenaverse anklingt. In den erstern Rhythmen ist das Gedicht „Goethe" zur Enthüllungsfeier seines Denkmals in München verfaßt und nicht unwürdig des Meisters, den es in stilvoller Nachahmung feiert:

Schreitet dem sterblichen
Menschengeschlechte
Einmal ein Seher
Deutend voran,

Nimmer vergessen
Werden die Züge,
Denen die Gottheit
Sprache verliehn.

Spät noch die Enkel
Sehen ihn wallen
Mit der erhobnen
Lyra im Arm.

Ewige Jugend
Rollt ihm die Locken,
Ewiges Feuer
Nährt ihm den Blick.

Seine Gesänge
Rauschen hernieder,
Frei wie die Ströme
Nieder ins Land.

Freudig vernimmt sie,
Himmlisches ahnend,
Dankbar im Volke
Jegliches Ohr.

Ihn zum Vertrauten
Wählt sich das junge
Rosenumbuschte
Liebende Paar;

Ihn zum Gefährten
Wählt sich das stille
Schicksalgeprüfte
Einsame Herz.

Gleich wie ein Sternbild
Ueber der Irdischen
Scheitel heraufzieht
Allen ein Freund,

Also erscheint er
Mitten im Wirrsal,
Lebenden Augen,
Tröstlich zu schaun.

In den „Sinngedichten" pflegen unsere neuen Poeten nicht nur Perlen aus dem Rosenkranze ihrer Weltanschauung niederzulegen, sondern auch ihr ästhetisches Credo, wenn auch in fragmentarischer Form, auszusprechen. Martin Greif wendet sich gegen die Gedankenpoeten, gegen die hohlen Reimer, gegen die literarischen Todtschweiger, die literarischen Falschmünzer, gegen gewisse Anthologiefabrikanten: aus allen diesen Versen spricht persönlicher Mismuth, der nicht unberechtigt ist, weil neue Lyrik schwer Geltung gewinnt. In den Versen über den Verfall unserer Literatur ist viel Wahres. Was indeß die Xenie „Die Dichterrecensenten" betrifft:

Dichter und Recensent in Einer Person, nun warum nicht?
Wenn sich die Strenge nur kehrt gegen das eigene Werk —

so wird der Tadel dieser Vereinigung vollkommen durch den Hinweis auf unsere classischen Dichter, nicht blos auf Lessing und Herder, sondern auch auf Goethe, Schiller und Jean Paul entkräftet.

Martin Greif ist ein trefflicher Liederdichter der Goethe'schen Schule; seine Form ist, wo sie nicht nach falscher Volksthümlichkeit strebt, klar und correct, und nur seine Vorliebe für die unreinen Reime und zwar oft in ihrer unzulässigsten Gestalt (Kinder, Winter; Weber, Gestöber; Müden, Frieden u. a.) stört bisweilen den künstlerischen Eindruck.

2. Vor Sonnenwende. Von Wilhelm Jensen. Breslau, Schottländer. 1881. 12. 2 M.

Das Bändchen enthält zwei Dichtungen: „Faira, ein erzählendes Gedicht", und „Im Mai, eine Symphonie". In der Widmung an Fräulein Alexandra von Grotthuß spricht der Dichter die Klage aus, in welche alle echten Poeten der Jetztzeit einstimmen müssen:

Ein Schiff auf rauher See, nach sichrem Hafen
Vergeblich trachtend, wenigen bekannt,
Ist heut' der Dichtung Wort. Es horcht gespannt
Auf stärkere Klänge, die sein Ohr betrafen,
Das Heut'; die Träume hat es ausgeschlafen,
Die Kinderträume aus dem Fabelland —
Wohl heischt's sein Bildniß auch, doch von der Hand
Des Künstlers nicht, von der des Photographen.

Die träumerische Beleuchtung, in welche Jensen seine Dichtungen taucht, findet sich auch in der Erzählung „Faira" wieder. Die Handlung selbst entwickelt sich ebenso sprunghaft wie traumhaft; man sieht alles wie durch ein buntes Glas; das erinnert an die Romantiker und an Leopold Schefer. Doch diese Eigenart hat ihren hochpoetischen Reiz; Jensen malt nicht blos Naturbilder von landschaftlicher Wahrheit und glühendem Colorit; diese Schilderungen sind von einem pantheistischen Naturgefühl, von einer mystischen Naturandacht beseelt. „Faira" führt uns in eine Inselwelt des Nordens, zu den Shetlandsinseln, an ihre schroffen, von Seevögeln bewohnten, von Felsenriffen bewachten Küsten, in ihre Tropfsteinhöhlen, in welche der magische Schein des Nordlichts fällt. Und in diese Scenerie verlegt der Dichter die folgende poetische Erfindung. Einige Reste der sturmverschlagenen Armada, mit welcher König Philipp der jungfräulichen Königin Vernichtung drohte, landen an diesen Inselküsten, darunter der Admiral selbst und ein als Matrose verkleidetes Mädchen, welches der Strenge des väterlichen Willens entfloh. Ein gewaltiger Nordlandsmann verliebt sich in das schöne Kind, das er aus den Fluten errettet. Folkma aber, eine Nordlandstochter, die den Cendrik liebt, ruft die Spanier herbei, daß sie des entlaufenen Flüchtlings sich bemächtigen; sie führt dieselben an mit aller Ausdauer der Eifersucht und verfolgt die Fliehenden über das Meer von Insel zu Insel, bis sie in der Wundergrotte der letzten ein gemeinsames Grab finden, nachdem Folkma, von Cendrik's Liebe zu der Fremden überzeugt, sich selbst in die Fluten gestürzt, da ihr das Leben werthlos erscheint.

Die Schönheiten der Dichtung bestehen in dem eigenthümlichen Colorit, das echt poetisch gehalten ist; nur am Anfang finden sich bisweilen geographische und ethnographische Angaben, die nicht ganz in Poesie aufgehen. Viele Schilderungen sind markig und schwunghaft:

Wildfremde Welt! In ungeheuren Wehen
Des Erdenschoßes warf die Glut sie einst
Ans Licht herauf. Dann schlug die Woge drüber
Und wiegte sie gleich nackter Vogelbrut
Mit dumpfem Ammenlied. Ein Trotzgeschlecht,
Aus wolkengrauem Steinbasalt geformt,
Steigt Hitland hundertköpfig in die Luft.
Um seine Scheitel rast der Sturm, die Füße
Zernagt der Malstrom mit gefräßigem Zahn,
Der schlangenhaft ringshin die Glieder ringelt.
Geschuppt von schwarzen Flecken taucht und krümmt
Sein Wasserleib sich auf: Geklipp der Tiefe,
Die „Skerries", eines Abgrundungethüms
Steinscheren sind's, die in des Schiffes Bauch,
Stumm lauernd, ihre Riesenzangen hau'n.
Hochflut bedeckt sie, nur die Ebbe legt
Im steten Wirbel ihre Kiefer bloß.
Dann lacht die Silbermöve schrillen Rufs
Darüber hin, der Eisseetaucher schießt

In ihre Strudel; auf dem Klippengrat
Hockt, Beute spähend, unbewegt der Alk.
So heut', so war's von je.

Auch das Gespinst der norddeutschen Sage flattert durch die Dichtung:

Oft ist das Leben Traum mit wachem Blick,
Doch Traum ist Leben der gefangenen Seele,
Ein stummer Götterbote Wanaheims,
Des Lichtpalastes tief am Meeresgrund,
Drin nichts sich vor krystallener Wandung birgt.
Dort weben ihn von Oegis altem Stamm
Rastlose Wanen; ihre Spule fliegt
Und wirkt durch goldne Fäden schwarzen Einschlag.
Dann haucht ihr Mund das Traumgeweb' hinauf,
Mit Silberperlen steigt es in die Höh',
Und Wilis haschen es mit weißer Hand
Und schweben mit ihm fort. Des Mondes Strahl,
Das Flimmern eines Sterns trägt sie hinan
Zur dunkeln Kammer, drin ein Athemzug
Sich hebt und senkt, und hastig breiten sie
Das Traumnetz über ihn — da jauchzt die Brust
Im Schlummer auf und ringt und schluchzt und stöhnt —
Sie aber, lautlos gleich dem Morgenwind,
Entschweben wieder, weiß von Angesicht
Und eingehüllt in weißes Lichtgewand.
Mit langem Goldhaar wie Mariengarn
Durchziehn sie über Meer und Land die Nacht,
So schön, daß keiner, der ihr Antlitz schaut,
Den Blick mehr wenden kann. Doch weh dem Mann,
Der sie gewahrt, denn todte Bräute sind's,
Die vor der Hochzeitsnacht im Erdenschoß
Ihr Brautbett fanden. Heißer Liebesdurst,
Unlöschbar brennend Sehnen ihrer Brust
Nach den Lebendigen, ruft sie zurück.
Im Morgengrau liegt kalt und odemlos,
Wen ihr Gewand berührt, ihr Haar gestreift
Und ihre Lippe kühl wie Thau geküßt.
So schweben nächtlich sie im Mondenschein
Um Hitlands Felsen und um Fairas Strand;
Der Frühwind summt, im Osten glimmt der Tag,
Da tauchen sie gleich Schwänen in die See.

Sehr schön ist die malerische Scenerie der Schlußkatastrophe: das in den Wunderbau der Säulengrotte hineinflutende Polarlicht. Was dagegen die innere psychologische Entwickelung betrifft, so ist der Dichter sparsam mit seinen Andeutungen. Wir stehen meist einem fait accompli gegenüber, so der Liebe Cendrik's zu Alienor, der verkleideten Schönen, und auch für Folkma's Handlungsweise läßt uns der Dichter das Motiv errathen; er spricht es wenigstens nicht aus. Das Unausgesprochene traumhafter Romantik ist ein eigenthümlicher Charakterzug Jensen's.

Die zweite Dichtung: „Im Mai", bezeichnet der Dichter als eine Symphonie: es ist eine in Frühlingsduft und Frühlingsglanz getauchte Novellette. In der Vorstadt stirbt ein armes schönes Weib, dessen Leiche ein liebliches Kind umkreist. Der Todtenbeschauer hat ihren Namen verzeichnet; zufällig liest ein reicher Mann, in dessen Haus ein Diener verstorben ist, denselben im Notizbuch des Todtenbeschauers: er eilt hin, findet die verlassene todte Geliebte und nimmt das Kind zu sich.

Eine „Symphonie" hat Jensen diese Dichtung genannt: in der That, betrachtete man sie als Novelle, so wäre der Inhalt etwas dürftig; vor allem aber würde man eine zusammenhängende Erzählung der Geschichte vermissen. Einer Symphonie ist die Stimmung die Hauptsache, in die sie uns zu versetzen sucht; sie mag sich mit den Höhenpunkten des Geschehenen begnügen und alles andere der Ergänzung durch die Phantasie des Lesers überlassen. Und so greift denn Jensen in die Saiten und läßt sie in vollen Accorden erklingen zum Preise des Frühlings; ein Dithyrambus, der uns mehrfach an das Frühlingsgedicht von Karl Beck erinnert hat:

Ein Maienmorgen, hold wie alle Jugend:
Des Berges Stirn, des Domes Kreuze blitzend
Im Lichtmeer schwimmend; aus dem Grün ins Blau,
Wie eines Springquells Wallen, Steigen, Fallen,
Ein Silberperlen süßer Lerchenstimmen,
Und alle Glocken strömen tönend Gold.

In wessen Seele — wär's die ärmste, herb
Von Sorgen früh verengt, gelähmt und hart —
Doch wem schrieb einmal solch ein Morgen nicht
Sich unauslöschbar ein? Wem tauchte nicht
Des Lebens Goldstift eine Stunde sich
In Duft und Glanz, in Licht und Farbenspiel
Des stummen Herzschlags, namenlosen Traums,
Daß die Erinn'rung lang vergessnes Roth
Auf bleicher Wang' ihm weckt? Erinnerung!
Im Schattendämmern raunt dein Märchenquell,
Dem sorglos pfeifend noch der junge Mund
Vorübereilt, die Augen weit hinaus
In blauer Wunder Duft und Trug gespannt.
Du aber murmelst heimlich fort und fort,
Und eines Tages kehrt er müden Fußes
Und bückt die Lippen über deinen Born.
Dann kühlst du ihm den Sonnenbrand der Stirn,
Und wie er dürstend deine Tropfen schlürft,
Löschst du den Staub des mühsam langen Wegs
Von seiner Wimper, daß ein zitternd Licht
Aus ihr an einstigen Sternenglanz gemahnt.

Dieser Dithyrambus ist auch weiterhin im höchsten Stil gehalten; es ist romantische Eigenart, in solche hochgestimmte traumhafte Dichterphantasie eine barocke Realität zu verweben. Aehnliches findet sich bei Hans Hopfen, den man wie Wilhelm Jensen zu den Neuromantikern rechnen könnte. So tritt hier die Gestalt des Todtenbeschauers in den Kreis der Frühlingsdichtung. Geniale Gedankenblitze finden sich wie in allen Dichtungen Jensen's auch in diesen; hin und wieder freilich auch Bilder, deren Correctheit vor einer nüchternen Prüfung nicht standhält.

Rudolf von Gottschall.

(Die Fortsetzung folgt in der nächsten Nummer.)

Zur deutschen Literaturgeschichte.

1. Illustrirte Literaturgeschichte in volksthümlicher Darstellung für Schule und Haus. Von Otto von Leixner. Erster und zweiter Band. — A. u. d. T.: Illustrirte Geschichte des deutschen Schriftthums. Zwei Theile. Mit 310 Text-Illustrationen und 41 Tonbildern nach Zeichnungen von Ludwig Burger, E. von Luttich, B. Mörlins, H. Vogel u. a. Leipzig, Spamer. 1880—81. Gr. 8. 14 M.

Das Princip, durch Text und Illustration zugleich auf das Auge und den Geist der Leser wirken zu wollen, hat ohne Zweifel seine Berechtigung, und andere Nationen sind uns darin schon längst vorausgegangen. Andererseits läßt sich aber auch nicht leugnen, daß eine gewisse Gefahr für die Bildung des großen Publikums darin liegt. Das große Publikum ist ein großes Kind und liebt es, wie dieses, zu gaffen. „Man kommt zu schaun, man will am liebsten sehn.“ Und dieser Neigung, will uns bedünken, wird neuerdings von deutschen Verlegern etwas zu viel Vorschub geleistet. Besonders scheint es, als ließen die Vorbern von R. König's mit reichem Bilderschmuck versehener „Deutscher Literaturgeschichte“ strebsame Verleger auf diesem Gebiete nicht ruhen. Wir freuen uns dieser Thätigkeit, wünschen aber, daß das Auge immer in würdiger Weise beschäftigt werde, daß jede Illustration entweder an sich ein kleines Kunstwerk sei, oder daß sie wie in der erwähnten „Deutschen Literaturgeschichte“ dazu diene, den Text geschichtlich anschaulich zu machen. In dem vorliegenden Werke nehmen die erläuternden geschichtlichen Illustrationen den geringern Raum ein; die meisten sind Bildnisse oder Phantasiebilder von einzelnen wichtigen Situationen der Dichtung, Abbildungen von Statuen u. dgl. Leider sind wir nicht competent, ein Lob derselben ästhetisch zu begründen. Wir müssen uns an den Text halten. Nur das wollen wir noch rühmend erwähnen, daß auch Original-Compositionen bekannter Lieder sowie Facsimiles von Handschriften mit lobenswerthem Sammeleifer beigebracht sind.

Das Werk ist der erste Abschnitt eines umfassendern Unternehmens, das den Titel führt: „Illustrirte Literaturgeschichte der vornehmsten Culturvölker“, und denselben Händen anvertraut ist. Demnach soll die zweite Abtheilung, in zwei Bänden zu je etwa 60—70 Bogen, die „Illustrirte Geschichte der fremden Literaturen“ bringen und ebenso wie das vorliegende Werk „nicht nur trockene Namen aufzählen, sondern im Spiegel des Schriftthums die Culturentwickelung der Völker zeigen“, besonders diejenigen Dichtungen ausführlicher behandeln, welche auf die deutsche Literatur von Einfluß geworden sind. Wir wünschen dem Unternehmen den besten Fortgang und können nach dem, was bisjetzt vorliegt, das Urtheil aussprechen, daß der Verfasser ein Schriftsteller ist, der hinreichende literarische Muße, ästhetische Bildung und Selbständigkeit des Urtheils besitzt, um es würdig durchzuführen. An der Illustrirung der Fortsetzung wird in hervorragender Weise der Maler Emil Döpler jun. betheiligt sein.

Das Werk hat übrigens schon eine ziemliche Entstehungsgeschichte aufzuweisen. Bereits vor zehn Jahren war ein umfassender Plan dazu von dem Verleger entworfen worden. Aber mit den für die Ausführung gewonnenen Schriftstellern hatte der Verleger Unglück; die einen wurden durch Krankheit, die andern durch Amtsgeschäfte verhindert, den eingegangenen Verpflichtungen nachzukommen. Indeß konnte so wenigstens der Illustrator des Werks, Ludwig Burger, in voller Muße in fünf Jahren seine Zeichnungen beenden und in Holzschnitt ausführen sehen. Das Programm also lautete: Schilderung der Culturentwickelung des deutschen Volks im Spiegel des Schriftthums. Vielleicht hätte es besser umgekehrt gelautet: Geschichte des deutschen Schriftthums im Spiegel der Culturentwickelung. Denn wenn auch die Literatur der treueste Spiegel der Culturgeschichte eines Volks ist, so läßt sich doch diese weniger leicht durch jene, als jene durch diese erläutern. Der Verfasser gibt uns denn auch an vielen Stellen in höchst dankenswerther Weise geschichtliche oder culturgeschichtliche Skizzen, aber nur als Grundlagen für die auf ihnen aufgebauten literaturgeschichtlichen Darstellungen. Und in diesem Sinne hat er sich überall redlich und mit Erfolg bemüht, seiner Aufgabe gerecht zu werden. So kommt es, daß wir hier Namen begegnen, die man nicht leicht in andern Literaturgeschichten finden wird, daß die Entwickelung der Theologie und der Philosophie, ja auch der Philologie (er nennt besonders Friedrich August Wolf und die Brüder Grimm, jenen als anregend für die Homer-Studien und damit für die deutsche Epik, diese als angeregt durch die deutsche Romantik) in den Kreis der Besprechung hineingezogen und uns die Geschichte des Pietismus (in Spener) wie der Einfluß der Kant'schen, Fichte'schen, Schelling'schen Systeme auf die gleichzeitige Literatur klar gemacht wird. Das ganze Buch beweist, daß der Verfasser, wie er selbst in der Vorrede sagt, stets darauf bedacht war, sich ein selbständiges, unbefangenes Urtheil zu bilden; mit wenigen Ausnahmen, die er zum Theil namhaft macht, hat er alle besprochenen Werke gelesen. Daß dies nichts Geringes ist, davon wird sich der eine Vorstellung machen, der besonders den Schluß des Werks, wo er sich über die neueste Literatur ausspricht, ins Auge faßt. Auffallend könnte allenfalls sein, daß er von einem so bedeutenden Dichter wie Friedrich Rückert nur Ein Drama, den „Columbus“, gelesen hat. Darin freilich wird ihm jeder beistimmen, daß Rückert's Dramen als Dramen verfehlt sind; sie sind, von ihrer Form abgesehen, lyrische Producte und als solche zu schätzen. Aber es ist bezeichnend, daß sie nach vierzig Jahren schon so vergessen sind, daß auch ein Literarhistoriker von Fach sie nur berufsmäßig, oder vielmehr nur eins als Probe vom Dutzend, liest. Nachdem

er uns dann in der Vorrede weiter mitgetheilt hat, daß die Uebersetzungen aus dem ältern Deutsch von ihm selbst herrühren, fährt er fort:

Trotz allem Fleiße war es mir nicht vergönnt, verschiedene Schwächen zu vermeiden, welche gelegentlich fernerer Auflagen beseitigt werden sollen. Herzlich dankbar werde ich jedem Fachgenossen sein, welcher mich auf Irrthümer aufmerksam macht, die bei einem umfassenden Werke, das Lesbarkeit und leidliche Gründlichkeit vereinigen will, vielleicht auf ein milderes Urtheil rechnen dürfen.

Gewiß; auch sind der Fehler verhältnißmäßig recht wenige und meist solche, die den Genuß der Lektüre nicht stören, und nur um dem Verfasser unsere Aufmerksamkeit zu zeigen und einen Wink für folgende Auflagen zu geben, wollen wir diejenigen anführen, die uns beim Lesen seines Werks erwähnenswerth erschienen sind.

Was zunächst die Technik des Aufbaues betrifft, so wüßten wir keine irgend erheblichen Ausstellungen zu machen; ausdrücklich erklären wir uns sogar mit dem Verfahren des Verfassers einverstanden, die spätern Lebensjahre auch eines bedeutenden Dichters kürzer abzuthun als die Jahre seiner Entwickelung. Nur einmal, bei Lessing, scheint es uns doch in etwas zu raschem Tempo abwärts zu gehen, sodaß eine so wichtige Streitschrift wie der „Anti-Göze" gar nicht einmal namentlich erwähnt wird. Auch von den beiden Gedichten Rudolf's von Ems „Barlaam und Josaphat" und „Der gute Gerhard" wäre etwas mehr zu sagen gewesen. Liebrecht's Entdeckung, daß ersteres die Umarbeitung einer legendenhaften Lebensbeschreibung Buddha's ist, durfte nicht mit Stillschweigen übergangen werden, so wenig wie die ähnliche spätere, daß auch die Rahmenerzählung des „Guten Gerhard" buddhistischen Ursprungs ist. Im Original ist es ein Metzger, ein Paria, zu dem ein Brahmane in ähnlicher Weise geschickt wird wie Kaiser Otto zu dem kölner Kaufmann. Daß gleichwol die katholische Kirche aus Barlaam und Josaphat zwei Kalenderheilige gemacht hat, sowie daß das Buch im Mittelalter eins der meistgelesenen Erbauungsbücher war (aus dem Griechischen des Johannes von Damascus verbreitete es sich in alle europäischen Sprachen), verdiente gleichfalls Erwähnung. Den Begriff „Schule" will der Verfasser nicht gelten lassen, und zwar von der ersten und zweiten schlesischen Dichterschule an bis herab zu der romantischen und der schwäbischen Dichterschule; er fürchtet damit der Eigenart der Individuen zu nahe zu treten; auch seien ja nicht alle Angehörigen z. B. der schlesischen Dichterschulen Schlesier gewesen. Dieses Bestreben, das Recht der Individualität zu wahren, ist löblich. Aber doch, meinen wir, kann die Literaturgeschichte einen solchen Begriff als Nothbehelf nicht entbehren; schließlich drückt ja nicht die gleiche Heimat, sondern die gleiche Anschauung und Ausdrucksweise der Schule ihren Stempel auf. Auch soll damit z. B. von den schwäbischen Dichtern nicht gesagt sein, daß der eine bei dem andern in die Schule gegangen sei. Ganz nach unserm Herzen ist das von (dem Oesterreicher) Michael Denis Gesagte:

Vor allem sei erwähnt, daß er bereits dem Gedanken Worte lieh, welcher heute die besten Deutschen und die besten Oesterreicher wieder vereint: der Bund der beiden Staaten ist die Bürgschaft einer gewaltigen Macht, welche jedem Gegner gewachsen ist.

Dagegen bin ich um so weniger damit einverstanden, daß Otto von Leixner Schiller für die falsche Auffassung der Schicksalsidee verantwortlich, ja zu ihrem Vorgänger machen will:

Schon im „Wallenstein" entwickelt sich das Geschick des Helden nicht allein aus ihm selbst, sondern zugleich spielt das Verhängniß — als Inbegriff der äußern Verhältnisse betrachtet — seine unheilbringende Rolle; in „Maria Stuart" ist es auch ein außerhalb der Heldin Liegendes, was langsam vor uns aufsteigt und sie zuletzt vernichtet.

Hier scheint der Verfasser denn doch einmal sich kein eigenes, selbständiges Urtheil gebildet zu haben, sondern Hettner's Gedankengängen gefolgt zu sein. Endlich hat er Gutzkow's barockes Stück „Nero" nicht verstanden. Er sagt von ihm:

Es ist kein bühnenmäßiges Stück, aber eins der Werke, welche für die Zeit und ebenso für den Verfasser bezeichnend sind. In „Nero" ist jener Zweifelgeist gestaltet, welcher alles um sich selbst herum zerstört, an der Zeit und an sich verzweifelt, ihre und seine Schwächen und Laster erkennt und sich denselben doch hingibt, bis alle Thatkraft erlahmt. Auch hier ist's nicht der Stoff allein, welcher Gutzkow anzog, sondern noch mehr der Bezug auf die Zeit — das Drama ist mit vollstem Bewußtsein im steten Hinblick auf die Epoche geschrieben, und diese Reflexion hat sich als Melthau auf das Poetische gelegt, so sehr schon hier in einzelnen Scenen der Sinn für Bühnenwirkung sich verräth.

Nach unserer Ansicht kann hier nur Gutzkow's eigene Aeußerung maßgebend sein, womit freilich das merkwürdige Product nicht gerechtfertigt werden soll. Vgl. Gutzkow's „Rückblicke auf mein Leben", Ersch und Gruber, „Encyklopädie", XCVIII, 257.

Ulfilas ist nach neuern Forschungen 381 und nicht 388 gestorben. Daß der Stamm von bigiht (nicht bigith), Beichte, noch in „beigeben" enthalten sei, ist falsch. In den Uebersetzungen möchte wol, auch in Betreff des Stils, noch Einiges nachzubessern sein. Falsch ist im „Parcival":

(Gott) der antlizes sich bewac
nâch menschen antlize

übersetzt:

der nicht Angesichtes pflag
nach der Menschen Antlitz —

und unter dem Text erklärt: „d. h. in Menschengestalt unter Menschen lebte." Auch San-Marte übersetzt falsch:

Wie der Tag so licht
Ist er, von Menschenangesicht.

Es muß im Gegentheil heißen: der auf Menschenangesicht verzichtete. Auch Ulrich's von Lichtenstein:

Sumer var
ist nu gar (.)
heide, velt, anger, walt —

heißt nicht: „Die Gefahr für den Sommer ist nun vor-

über. Heide" . . ., sondern: „Sommerfarbig ist nun ganz Heide". . . . Das Punktum hinter „gar" muß natürlich entfernt werden. Frôn, Adjectiv von frô, Herr, heißt: heilig, und nicht Herrschaft oder gar Gefängniß. „Eselfeigen" sind die Excremente des Esels und nicht Disteln. Der berühmte venetianische Buchdrucker heißt nicht Aldini; seine Ausgaben werden zwar Aldinen genannt, er selbst aber hieß Aldus Manutius. Warum sollte es denn nicht sicher sein, daß Klopstock zu seinem „Messias" durch Milton's „Verlorenes Paradies" angeregt worden ist? Reminiscenzen aus Milton in jenem Gedicht (ich erinnere nur an den Anfang des dritten Gesangs) kann man in meiner Ausgabe in Hempel's „National-Bibliothek" nachlesen. Führt doch der Verfasser selbst aus Klopstock's „Pförtner Abschiedsrede" das Lob Milton's an, „welchen er mit feurigen Worten pries, nicht ohne eine Anspielung darauf, daß er, der Redner, sich an einen noch gewaltigern Stoff zu wagen beabsichtige". Und aus einem Briefe an Bodmer: „Und als Milton, den ich ohne Ihre Uebersetzung allzu spät zu sehen bekommen hätte, mir in die Hände fiel, fachte er im innersten Grunde das Feuer an, das Homer in mir entzündet hatte, und hob meine Seele, um den Himmel und die Religion zu besingen." „Feine" rhythmische Empfindung möchte ich Klopstock von vornherein nicht gerade zuschreiben; er hat sie sich erst allmählich erworben; die Verse im ersten Druck des „Messias" sind fast ebenso holperig wie die Bodmer'schen. Wenn Bodmer wirklich einmal einen Patriarchen „drei längliche selige Thränen" weinen ließe, so wäre das allerdings komisch; es kann aber doch nur ein Druckfehler sein für bängliche. Daß Friedrich's des Großen ablehnendes Verhalten gegen die deutsche Literatur für dieselbe von Segen war, wird wol heutzutage allgemein zugestanden. Uebrigens hätte (ebenda) erwähnt werden müssen, daß Klopstock's „Heinrich der Vogler" eigentlich dazu bestimmt war, ein Schlachtlied im Munde der Soldaten des Großen Friedrich zu sein. Die Proben aus Herder's epigrammatischer Poesie sind insofern nicht, wenigstens nicht alle, glücklich gewählt, als sie nicht originell sind. Dies gilt namentlich von „Falscher und wahrer Werth" (nach Saadi) und „Freundschaft" (nach Bhartrihari). Von Jakob Lenz steht es jetzt fest, daß er 1751 geboren war. Der Verfasser des „Siegfried von Lindenberg" heißt Johann Gottwerth (nicht Gottwald) Müller. Schiller's Gedicht „Der Flüchtling" hieß früher „Morgenphantasie", nicht „An die Morgensonne". „An Eichtel" im österreichischen Dialekt heißt doch wol ein Achtel und nicht eine Weile. Von Brentano ist es nicht richtig gesagt: „bis er endlich in Aschaffenburg zur Ruhe kam, wo er den 28. Juli 1842 verschieden ist". Er kam auch in Aschaffenburg nicht zur Ruhe, denn er war nur dorthin gereist, um unter der Pflege seines Bruders zu sterben.

Und dieses wären die Ausstellungen alle, die zu machen wir uns für berechtigt hielten. Im übrigen gewährt die Lektüre des Werks hohen Genuß besonders durch die gleichmäßige, wohlthuende Wärme, die darüber ausgegossen ist. Als Probe des Stils geben wir den Schluß:

Neben der Pflege dieses Idealismus ist es die des volksthümlichen Geistes, welche vor allem eine Aufgabe unserer Zeit bildet. Wir wollen kein künstliches Bardenthum, nicht die Götter des alten Nordens erwecken, welche todt sind für immer; wir wollen keinen Haß gegen das Fremde. Woher immer eine schöne Gabe des Menschengeistes kommt, vom Norden oder Süden, von West und Ost, wir begrüßen sie freudig; denn Deutschland muß sich den Ruhm bewahren, vorurtheilslos und gerecht gegen alle Schöpfungen fremder Völker zu sein. Aber wir sollen und dürfen nicht dulden, daß die guten Eigenschaften unsers Volks durch eingeführten Giftstoff verdorben werden; wir müssen endlich einmal das geistige Deutschland so frei machen, wie es das politische geworden ist. Wer das Vaterland liebt und weiß, daß er auf dasselbe stolz sein darf, dem muß die Röthe brennender Scham das Antlitz färben, wenn er bedenkt, daß wir als Volk noch immer keine echte, starke Selbstachtung besitzen. Der Franzose ist ungerecht gegen unsere Literatur, um welche er sich fast gar nicht bekümmert; wir aber sind zu nachsichtig gegen die seinige, und erst die „Nana" eines Zola war im Stande, uns ein wenig zum Bewußtsein zu bringen, wohin der „Realismus" der „nie genug bewunderten Franzosen" führen muß. Doch eins wird uns vor einer solchen Literatur schützen: jene sittliche Energie, durch welche wir im Laufe der Jahrhunderte mehr als einmal das Gewissen von Europa geworden sind. Ohne Selbstüberhebung dürfen wir das von uns behaupten; wenn wir aber mit Recht stolz sein wollen auf die Thaten der Väter, dann müssen wir deren sittliches Erbe bethätigen und vor allem die Jugend zur Vertheidigerin des deutschen Gedankens erziehen.

2. Briefwechsel zwischen Jakob und Wilhelm Grimm aus der Jugendzeit. Herausgegeben von Hermann Grimm und Gustav Hinrichs. Weimar, Böhlau. 1881. Gr. 8. 10 M.

Wie Otto von Leixner schon richtig bemerkt hat, war es die Tieck'sche Bearbeitung der deutschen Minnesänger, welche zuerst die Aufmerksamkeit des berühmten Bruderpaares auf unsere ältere Literatur hinlenkte und damit eine neue Wissenschaft begründete. Wilhelm schreibt den 24. März 1805 aus Marburg an den als wissenschaftlicher Secretär Savigny's in Paris weilenden und mit juristischen Excerpten auf der Bibliothek beschäftigten Jakob:

Den Zettel habe ich bei die Minnelieder gelegt; demnach zu urtheilen, hat Tieck nicht viel verändert, was auch hübsch. Ich weiß nicht, ob ich dir schon geschrieben habe, daß der bekannte von Münchhausen jetzt eine Ausgabe veranstalten will, versteht sich um- und verarbeitet. Eine Probe stand neulich in der „Zeitung für die elegante Welt" (mit der Bemerkung, Tieck's Bearbeitung scheine keinen Beifall gefunden zu haben!), worin ich nach der Vergleichung fand, daß vieles vorzüglich ausgelassen und zusammengezogen, auch modernisirt war. Das alte Silbenmaß beizubehalten, davon ist bei dem natürlich nicht zu denken; wo ich nicht irre, hatte er für das Gedicht Trochäen gewählt, was mir nicht gefallen wollte; es gab einen zu geschwinden, raschen Gang. Ich habe daran gedacht, ob du nicht in Paris einmal unter den Manuscripten nach alten deutschen Gedichten und Poesien suchen könntest; vielleicht fändest du etwas, das merkwürdig und unbekannt.

Und so feierte gerade zu der Zeit, wo das deutsche Reich zusammenstürzte, die deutsche Wissenschaft, die Wissenschaft des Deutschen, ihre Auferstehung, und feierte sie gerade in der feindlichen Hauptstadt, sowie ja auch 1871

das deutsche Kaiserreich aufs neue in Versailles erstand. Schiller hatte also recht gehabt, als er zu Anfang des neuen Jahrhunderts prophezeite:

Stürzte auch in Kriegesflammen
Deutschlands Kaiserreich zusammen,
Deutschlands Größe bleibt bestehn.

Schon dieser Gegensatz, diese erfreuliche Betrachtung müßte uns das ganze Buch lieb und werth machen. Aber die obige Briefstelle gibt zu noch mehr Bemerkungen Anlaß. Wir sehen, der unermüdliche Bücherwurm Jakob, für den zeitlebens die Wissenschaft und der Bruder die einzigen Geliebten seines Herzens blieben, hatte schon Zeit gefunden, neben seinen obligatorischen Juristen sich auch in den andern Schätzen der pariser Bibliothek umzusehen. Und da lag ihm am nächsten, für die gemeinsame Familienbibliothek zu sorgen. Denn alles ist diesen Brüdern gemeinsam, der Bücherschrank wie der Kleiderschrank. Um den erstern zu füllen, haben sie eine gemeinsame Kasse gegründet, über deren Verwendung von Wilhelm gewissenhaft Bericht erstattet wird. So lernen wir die kleine Bibliothek kennen und ersehen zu unserer Freude, daß es besonders die classische deutsche Literatur des 18. und 19. Jahrhunderts sowie die Werke unserer Romantiker sind, die sie sich von ihren kümmerlichen Ersparnissen erwerben und an denen sie sich zu der neu von ihnen zu gründenden Wissenschaft erwärmen. Der Verkehr mit Savigny brachte sie dann auch bald in persönliche Verbindung mit der jungen Romantik, mit dessen beiden Schwägern Brentano und von Arnim. Die Veröffentlichung von Arnim's Correspondenz mit den Grimm ist gleichfalls in Aussicht gestellt und wird, dünkt mich, ein fast noch wichtigerer und interessanterer Beitrag zur Geschichte der Romantischen Schule werden als der vorliegende. Man vergegenwärtige sich, daß Arnim 1806 mit Brentano den ersten, 1808 den zweiten und dritten Band des „Wunderhorns" herausgab, während um dieselbe Zeit die Brüder Grimm für ihre deutschen Märchen und Sagen sammelten. Alle diese geistig nahe verwandten Sammlungen hätten wahrscheinlich keinen so durchschlagenden Erfolg gehabt, wären sie nicht zu einer Zeit erschienen, als der politische Jammer des deutschen Volks auf das höchste gestiegen war und es daher für das deutsche Volk, wenn es sich nicht ganz aufgeben wollte, dringendes Bedürfniß wurde, sich liebevoll in das Studium seiner Vergangenheit zu versenken. Und gerade dies, daß die Brüder Grimm neben der jüngern Romantik in schwerer Zeit Träger des nationalen Gedankens wurden, macht sie dem deutschen Volke so sympathisch, mehr als ihre wissenschaftlichen Arbeiten. Das vorliegende Buch muß Berücksichtigung finden zunächst selbstverständlich bei jedem Germanisten, aber auch bei jedem, der sich um die Geschichte der jüngern deutschen Romantik bemüht.

Es war also in erster Linie jedenfalls der sogenannte Manessische Codex der Minnesänger auf der pariser Bibliothek, der Jakob Grimm anzog, sowie er später selbst den undeutschen Heinrich Heine entzückte. Von hier an begannen nun die Berichte über Recensionen von Ausgaben älterer deutscher Werke und Aehnliches, und mit einer Art Verwunderung liest jeder, der diesem Studienkreis ferner steht, wie auch die Brüder Grimm, die man sich so sanftmüthig vorstellt, über ihre Mitarbeiter, einen von der Hagen, einen Docen und andere, die doch alle ihre Verdienste haben, herfahren wie die Grobianissimi der Lachmann'schen Schule; es muß das also einmal im deutschen Gelehrtenblute liegen.

Eine zweite Veranlassung zur zeitweiligen Trennung und damit zum Briefwechsel gab ein Herzleiden Wilhelm's, von welchem er in Halle bei Reil in einer längern Cur Heilung suchte, April bis September 1809. Hier traf ihn Brentano, der seiner zweiten Frau davongelaufen war, und bewog ihn zu einer Reise nach Berlin, um Arnim kennen zu lernen. Zum zweiten mal reiste dann Jakob mit dem deutschen Hauptquartier als Secretär des hessischen Gesandten nach Paris 1814, jetzt schon mit der besondern Absicht, altdeutsche Handschriften zu studiren, wie auch während des Wiener Congresses, zu dem er beordert war, bis Juni 1815. Nach Napoleon's zweitem Sturz mußte er dann zum dritten mal „nach dem verwünschten Ort" reisen, zum Theil auch im Interesse der deutschen Wissenschaft, da es galt, geraubte Handschriften zu reclamiren. Mit dieser letzten Trennung, die bis December 1815 dauerte, schließt der Briefwechsel ab, für dessen Veröffentlichung wir den beiden Herausgebern von ganzem Herzen dankbar sind.

3. Gedichte Walther's von der Vogelweide. Nachgedichtet von Adalbert Schroeter. Jena, Costenoble. 1881. 8. 3 M.

Aus einer Besprechung des wiener Professors Erich Schmidt erfahren wir, daß Schroeter schon auf der Schule Pforta sich mit neuhochdeutschen Nachdichtungen mittelhochdeutscher Poesie beschäftigte, und das vorliegende Werk beweist, daß diese Beschäftigung schöne Früchte getragen hat und daß Schroeter wie wenig andere Beruf zu diesem Unternehmen hat. Seinem Verfahren bei der Uebertragung stimme ich mit voller Seele bei. Schon früher, bei Besprechung von Freitag's Uebersetzung des „Nibelungenliedes" in d. Bl., machte ich den Vorschlag, die unserm Ohr nicht mehr klangfällige Nibelungenstrophe durch die Stanze zu ersetzen, wobei mir freilich die freigebante Wieland'sche vorschwebte; zu meiner Freude ersehe ich, daß unser Nachdichter mit einem solchen Unternehmen beschäftigt ist, wovon er uns eine Strophe als Probe gibt:

Zwei edle Geiseln hatte ich gewonnen,
Der eine Knab' war Hagen von Burgund.
Die wuchsen hier zu Helden hochgesonnen,
Und stritten mit mir manche heiße Stund'.
Dann ist der andre Jüngling mir entronnen,
Walther von Spanien mit Hildegund,
Und Hagen sandt' ich heim ins Land Burgunden;
Ihr Stunden, sagt, wo seid ihr hingeschwunden?

Als Probe der äußerst gelungenen Uebertragung Walther'scher Poesie stehe hier das kurze Gedicht:

Der Liebe Wesen.

Die Lieb' ist weder Mann noch Weib,
Sie hat nicht Seele, hat nicht Leib.
Wie auch ihr Name sei bekannt,
Ihr Wesen keiner noch erfand.
Nicht läßt sie sich vergleichen,
Und doch kannst nie erreichen
Du Gottes Gnade ohne sie.
In falsche Herzen kam sie nie,
Sie ist nur edlen eigen.

4. Die Pariser Tagezeiten. Herausgegeben von Stephan Wätzoldt. Hamburg, O. Meißner. 1880. 8. 4 M.

Ein Laie wird sich zunächst bei dem Titel nichts denken können. Er soll bedeuten: ein (mittelhochdeutsches) Gedicht über die (geistlichen) Tagezeiten, das bisjetzt nur in einer pariser Handschrift bekannt ist. Und wenn dann der Laie, wenigstens der protestantische, weiter fragt, was denn geistliche Tagezeiten sind, so kann ihm allerdings schon jeder einigermaßen gebildete protestantische Gelehrte Folgendes antworten: So wie man zur Unterstützung der Andacht räumlich Leidensstationen unsers Heilands schuf, indem man Calvarienberge einrichtete, so schuf man, besonders in den Klöstern, Tagezeiten, in deren Verlauf man sich an den Verlauf des Opfertodes Jesu erinnerte oder erinnern wollte. Wie sehr diese Andachtsübungen in das deutsche Volk, sogar unter die Protestanten eingedrungen sind, beweist der Umstand, daß „None", nona, neunte Stunde (nach Tagesanbruch), noch jetzt im englischen noon (forenoon, afternoon) und „Vesper" noch jetzt auch im protestantischen Deutschland fortlebt.

Das vorliegende Gedicht zeugt von schlichter, gesunder, echt katholischer Frömmigkeit und verdient sehr wohl durch den Druck wieder aufzuleben. Die Einrichtung ist so, daß nach der Erzählung der einzelnen Leidensstationen durch ein Paragraphzeichen die Nutzanwendung eingeleitet wird. Wir geben nur folgende Stelle als Probe:

Ich man dich an daz weinen,
Daz mit siufzenden munde
Geschach alda zuo stunde,
Uzerwelte crist, fon dir.
Ich man dich, daz duo zuo ir
Spraeche: frouwe, sich din kint.

Der Herausgeber hat Anmerkungen beigefügt, die mit großer Sorgfalt zusammengetragen sind; nur einmal, scheint es mir, hat er sich versehen. V. 4024 lautet: „Daz unser drost die baz beste", d. h. doch: Damit unser Trost um so besser bestehe. Der Herausgeber vermuthet aber unnöthigerweise, baz sei für buz (buoze) verschrieben, oder für die sei ie zu lesen.

Robert Boxberger.

Schriften militärischen Inhalts.

1. Gurko und Suleiman-Pascha. Die russisch-türkischen Operationen in Bulgarien und Rumelien während des Kriegs 1877—78. Kritische Studien über moderne Kriegführung von H. Hinze. Mit einer Operationskarte und fünf Plänen in Steindruck. Berlin, Mittler u. Sohn. 1880. Gr. 8. 6 M.

Das officielle Quellenmaterial über den letzten russisch-türkischen Krieg hat zwar noch nicht zur vollständigen Aufklärung der kriegerischen Begebenheiten geführt; indeß genügt es im wesentlichen völlig, um das Unternehmen des Verfassers zu rechtfertigen, den kritischen Maßstab an die von ihm geschilderten Operationen zu legen und damit auf die Beantwortung der Frage hinzuweisen, ob sie im Sinne der modernen Kriegführung geleitet worden, oder ob sie Grundlagen für eine etwaige Veränderung derselben bieten.

Die Arbeit beginnt mit der Charakteristik der beiden gegnerischen Heere, da es für die objective Beurtheilung der Vorgänge eines Kriegs nothwendig ist, als allgemeine Grundlage sich den Werth der streitenden Armeen klar zu machen. Als bestimmend für denselben werden die Organisation des Heeres, die taktische Ausbildung einschließlich der Leistungsfähigkeit der Waffen, der moralische Standpunkt der Truppen und die intellectuelle Kraft des Soldaten, vornehmlich die des Offiziercorps betrachtet. Die Erkenntniß dieser Werthe hat der Verfasser durch das Studium der ihm zugänglichen Instructionen und Reglements und durch Rückschlüsse aus den bekannt gewordenen kriegerischen Actionen gewonnen, und als Beurtheilungsmaßstab für die einzelnen Werthe, wie es uns dünkt, etwas künstlich und gesucht, den Normalzustand des deutschen Reichsheeres, unter Verwahrung gegen die Beschuldigung nationaler Ueberhebung, angenommen.

Das Eingehen ins Einzelne vermeidend, führen wir nur an, daß der summarische Werth des russischen Reichsheeres in der Höhe von drei Viertheilen des ideellen Werthes angenommen wird, wobei zu erwähnen, daß die Artillerie wegen ihres ungenügenden Materials, ihrer geringen Bewegungsfähigkeit und Taktik als tief unter der Norm, die Infanterie bei gleichfalls mangelhafter Bewaffnung und Taktik doch durch die formale Ausbildung bis zur Hälfte derselben gehoben, die Cavalerie aber über der Norm stehend geschätzt wird. Für den Werth des gesammten türkischen Heerwesens, dessen Organisation in der unklaren Anordnung und Functionsbegrenzung der obersten Organe innere Haltlosigkeit zeigt, wird als höchster Ansatz nur ein Viertel der ideellen Norm aufgestellt, da die Cavalerie kaum zu rechnen ist, die Infanterie, ohne taktische Ausbildung, nur durch das vorzügliche Gewehr ein Viertel der Norm erreicht, dagegen die Artillerie vermöge ihrer guten Geschütze als auf der vollen Höhe der Norm stehend angesehen werden kann. Bezüglich der Offiziere ist noch als charakteristische Erscheinung hervorzuheben das in den Regionen der obersten Commandostellen herrschende Widerstreben gegen höhere An-

ordnungen; „jeder Führer fast hält seine Anschauung für die allein maßgebende, jeder ist bestrebt, möglichst allein für seine Rechnung, für die Vermehrung seines persönlichen Ruhms, für seine persönliche Ehre zu arbeiten, selbst wenn er weiß, daß die Ziele seines Strebens ihn weit abführen von den allgemeinen Zielen der Kriegführung. Ein jeder strebt nach der höchsten, nach der einflußreichsten Stellung, und gleichgültig sind ihm die Mittel, welche er dazu verwendet; das Opfer von Tausenden seiner ihm treu ergebenen Soldaten bringt er seinem Streben mit derselben Kaltblütigkeit dar, wie er mit unübertroffener Zähigkeit und List die Intriguen leitet, welche seinen Nebenbuhler aus dem Wege räumen sollen." Dazu kommen noch hochgradige Indolenz, ein geringes Pflichtgefühl in der Sorge für das Wohl und Wehe der Untergebenen, und sehr niedrige Begriffe von persönlicher Ehre, sodaß Entstellung und Verheimlichung der Wahrheit, so weit gehend, daß in einzelnen Fällen mehrseitiger Darstellung die directe Unwahrheit klar zu Tage tritt, ferner freche Abwälzung der eigenen Verantwortlichkeit oder Schuld auf andere, Schamlosigkeit bei der Darstellung von selbst begangenen Fehlern und gröblichsten Pflichtverletzungen, endlich Mangel an Wohlwollen gegen die Kameraden als arge Flecken der moralischen Qualification der türkischen Offiziere aufgefaßt werden dürfen.

Dieser Charakteristik folgt in der Einleitung die Darlegung der allgemeinen strategischen Verhältnisse vom Beginn der Feindseligkeiten bis zum 15. Juli 1877. An diesem Tage finden wir in Ausführung des russischen Offensivplans gegen Adrianopel das zur Wegnahme der Balkanpässe bestimmte Avantgardencorps ($10\frac{1}{2}$ Bataillone, $31\frac{1}{2}$ Escadronen, 5 Batterien) unter General Gurko im Tundzathal angelangt, nachdem er Tirnova besetzt und, statt gegen den als stark besetzt erkannten Schipkapaß vorzugehen, den östlich daran gelegenen Hainköjpaß zur Ueberschreitung des Balkans gewählt hatte, wobei nur geringer Widerstand zu überwältigen war. Reuf-Pascha, dessen Befehl die türkischen Streitkräfte zur Vertheidigung der Balkanpässe (34 Bataillone, 3 Escadrons, 1000 Tscherkessen, 5 Batterien) unterstellt waren, rückte auf die Kunde vom Ueberschreiten des Balkan durch Gurko mit seinen Reserven nach Jeni-Zara, um sich diesem dort vorzulegen.

Der zweite Abschnitt behandelt die Operationen Reuf- und Suleiman-Pascha's im Juli gegen Gurko. Nachdem diesem der Besitz des Schipkapasses trotz taktischer Miserfolge in die Hände gefallen war, traf er die Vorbereitungen zum Vormarsch auf Adrianopel. Inzwischen aber war Suleiman-Pascha behufs Vertreibung der Russen zum Oberbefehlshaber im Balkan ernannt worden; dieser schickte sich nach Versammlung seines 41 Bataillone starken Corps an, im Verein mit seinem persönlichen Feinde Reuf-Pascha gegen Gurko vorzugehen, welcher seinerseits an demselben Tage die Offensive ergriff. Die beiderseitigen Dispositionen führten die Hauptkräfte nicht aufeinander, sondern am 29., 30. und 31. Juli zu Gefechten, in denen unter der Einwirkung des persönlichen gegnerischen Verhältnisses der beiden Paschas, Reuf zu schimpflicher Flucht gezwungen wurde, Suleiman sich nach langsamem Vorgehen ohne rechtzeitige Unterstützung jenes in den Besitz von Eski-Zagra setzte. Die Maßnahmen und die mangelhaften Recognoscirungen auf beiden Seiten, namentlich aber auf russischer Seite, finden eine ebenso zutreffende Be- und Verurtheilung, wie die höchst mangelhafte Organisation der Armee Suleiman's, die unglaubliche Unfähigkeit seiner Hülfsorgane und die herrschende Indisciplin scharf gekennzeichnet werden.

Mit dem Beginn des dritten Abschnitts, welcher die Operationen der Balkanarmee unter Suleiman in den Monaten August und September 1877 umfaßt, sehen wir Gurko die Offensive aufgeben und in die strategische Defensive zurücktreten, seinen Rückzug durch den Hainköjpaß ungehindert bewerkstelligen, diesen und den Twardicapaß schwach besetzen, sodann die übrigen Truppen des aufgelösten Avantgardencorps dem 8. Armeecorps hinter dem Schipkapaß zuführen, worauf er behufs anderer Verwendung nach Petersburg abberufen wird. Suleiman, inzwischen auf 42000 Mann verstärkt, wies bei der Erwägung der zu befolgenden Operationspläne auf die Nothwendigkeit einer gemeinschaftlichen Offensive seiner Armee, der Ostarmee unter Mehemed-Ali und der Westarmee unter Osman-Pascha gegen Tirnova hin. Als hierauf nicht eingegangen wurde, erklärte er sich, nach Besitznahme des Twardica- und Hainköjpasses, bei der Möglichkeit allein zu siegen und allein Ruhm zu ernten, damit einverstanden, ohne Beihülfe der andern Armeen den Schipkapaß anzugreifen, und rückte mit 51 Bataillonen gegen denselben vor. Nach sieben Kampftagen, welche ihm an Todten 63 Offiziere, 1540 Mann, an Verwundeten 171 Offiziere, 4970 Mann kosteten, mußte er indeß am 21. August wegen Erschöpfung seiner Truppen und Ueberlegenheit des Gegners von der Einnahme der Position abstehen; er beschränkte sich in den nächsten Wochen auf die Beobachtung und Beschießung des Passes und unternahm erst am 17. September einen wohl vorbereiteten nächtlichen Angriff, der indeß an der Indisciplin des größern Theils der Soldaten scheiterte. Fortan blieb Suleiman's Armee in der eigentlichen Schipkaposition unthätig liegen, auch dann als sie auf 30000 Mann verstärkt und der Pascha zur Uebernahme des Commandos der Ostarmee abgegangen war. Die bei den Schipkakämpfen auf beiden Seiten stattgehabten Fehler, Unterlassungen und Vernachlässigungen, der Mangel an einheitlicher Führung bei den Türken, das Schwanken und die halben Entschlüsse auf russischer Seite, werden gebührend hervorgehoben und daran eingehende wohlmotivirte Betrachtungen geknüpft.

Wenn hiermit ein kurzer Ueberblick lediglich der Leistungen der beiden Generale gegeben ist, deren Namen dem Buche vorangestellt sind, so erübrigt uns noch hinzuzufügen, daß bei der Darstellung ihrer Unternehmungen auch stets die Gesammtlage der sich gegenüberstehenden Armeen ins Auge gefaßt und die Wechselwirkung der Ereignisse und des Verhaltens auf den verschiedenen

Kriegstheatern in Betracht gezogen wird. Die dankenswerthe Arbeit gibt Zeugniß von einem gründlichen objectiven Studium der vorhandenen Quellen sowie von einem sichern und treffenden unparteiischen Urtheil über die Zustände beider Armeen und über deren kriegerische Handlungen; sie ist klar, übersichtlich und erschöpfend in fließender Sprache verfaßt.

Indem wir das gediegene Buch der militärischen Lesewelt empfehlen, fügen wir hinzu, daß ihm eine gute Operationskarte und fünf Croquis des Gefechtsfeldes vom Schipkapaß beigegeben sind, welche letztere zum Verständniß der daselbst stattgefundenen Kämpfe wesentlich beitragen.

2. Die oberbairische Landeserhebung im Jahre 1705. Neue Aufschlüsse aus Archivalien zur Geschichte des Spanischen Erbfolgekriegs von August Schäffler. Mit einer lithographirten Tafel. Würzburg, Stauding er. 1880. Gr. 8. 2 M. 40 Pf.

Der bleibende Eindruck, den die oberbairische Landeserhebung vom Jahre 1705 und deren tragischer Schluß, die Schlacht bei Sendling, auf den Verfasser in seiner Jugend ausgeübt hatte, veranlaßte ihn, frühzeitig nach Aufklärung über die Haupttheilnehmer und über die Haupthandlung unausgesetzt zu forschen. Das Ergebniß der Forschungen hat er vor 19 Jahren als Beitrag zur Geschichte jener Erhebung veröffentlicht. Als er jedoch nach seiner Anstellung im Archivdienst zur Einsicht des Reichsarchivs zu München gelangt war, bot sich ihm das reichste und untrüglichste Material und belehrte ihn, daß er bis dahin nur ein Bruchtheil von der Wahrheit gefunden habe und das Ergebniß seiner Forschungen im directen Gegensatz zu der Ueberlieferung des Volks stehe. In dem Bestreben, gewissenhaft der geschichtlichen Wahrheit zum Siege zu verhelfen, entwarf er nun das vorliegende gedrängte, aber treue Bild jener Volkserhebung, in dem die Sage von der beurkundeten Geschichte über die Sendlinger Schlacht mit Schärfe getrennt wird.

Die traurige Episode aus der bairischen Geschichte, um die es sich handelt, war eine Folge der undeutschen Politik des Kurfürsten Max Emanuel. Als ihm 1691 der kinderlose Karl II. von Spanien die Statthalterschaft in den Niederlanden, welche mit königlicher Machtvollkommenheit ausgestattet war, übertragen hatte, richtete sich sein Ehrgeiz, dem das kleine Stammland nicht genügte, auf die Erlangung der spanischen Krone. Als sich dann nach dem Tode seiner ersten Gemahlin ergab, daß sie als österreichische Prinzeß in ihrem Testamente für ihre Erben und Nachkommen sowol auf die österreichische wie auf die spanische Königskrone verzichtet habe, trat eine Erkältung in den Beziehungen des Kurfürsten zum Kaiserhause ein, wogegen er sich enger an Spanien anschloß, dessen König 1698 den sechsjährigen Erbprinzen von Baiern testamentarisch zu seinem Nachfolger einsetzte. Durch den frühzeitigen Tod dieses seines Sohnes von dem Gipfel seiner Hoffnungen herabgeschleudert, trat Max Emanuel nach langem Schwanken auf die Seite Frankreichs, als der Spanische Erbfolgekrieg ausbrach. Nach der für Oesterreich glücklichen Schlacht bei Höchstedt, 13. August 1704, wurde Baiern schutzlos dem erbarmungslosen Eroberer überantwortet, denn Max Emanuel hatte mit den Resten seines Heeres sich über den Rhein zurückgezogen und seine zweite Gemahlin, Therese Kunigunde, Tochter König Sobiesky's, als Regentin im Lande zurückgelassen. Dem Rathe der Generale zuwider, entschied die Kurfürstin sich am 7. November zum Frieden mit Oesterreich, der um den Preis der Knechtschaft Baierns erkauft wurde. Zu Ibesheim war der unglücklichen Tochter Sobiesky's und ihren Kindern zwar das Rentamt München belassen worden, aber nach ihrer Abreise unter Zurücklassung der unmündigen Kinder und als der geheime Bund zur Befreiung von dem unerträglichen Druck der kaiserlichen Verwaltung entdeckt war, wurde die Bürgerschaft der Stadt unter der Zusicherung von Schutz, Gnade und Sicherheit gezwungen, eine österreichische Besatzung aufzunehmen. Den Versprechungen zuwider erfolgten aber Verhaftungen, Entwaffnung, Bedrückungen und grausame Mishandlungen im ganzen Lande. Als die zum Kaiser nach Wien gesandte Deputation umsonst Gnade und Milde erfleht hatte, griff das arme, bis aufs Blut gepeinigte Volk mit dem Rufe: „Lieber bairisch sterben, als in des Kaisers Unfug verderben", zu den Waffen, um sich selbst zu erlösen. Der Erhebung von 500 Bauern in der Oberpfalz folgte die von Bauern und Bürgern am Inn und an der Isar, sodaß innerhalb weniger Wochen das Heer der bairischen „Landesvertheidiger" bis auf 30000 Mann heranwuchs und ihm nach der Wegnahme von Burghausen, Braunau und Schärding Anfang December der Weg nach München offen lag. Leider gelang es der österreichischen Administration, welcher die Macht zur Niederhaltung der Erhebung fehlte und welche Zeit zur Heranziehung von Truppen gewinnen wollte, den an der Spitze der bairischen Insurgenten stehenden Freiherrn von Prielmayer zu überlisten und trotz Widerspruchs der eigentlichen Häupter der Erhebung zum Abschluß eines zehntägigen Waffenstillstandes zu bewegen. Hiermit begann der Niedergang der niederbairischen Landeserhebung, bis sie am 8. Januar 1706 im Verzweiflungskampf bei Aidenbach völlig unterlag.

Bis zum Anfang December 1705 verhielt sich das Rentamt München trotz aller Bedrückung ruhig; als sich aber das Gerücht verbreitete, die kurfürstlichen Kinder sollten nach Oesterreich in Gewahrsam gebracht werden, traten vier Patrioten: Johann Jäger, Weingastgeber in München, sein Verwandter Küttler, Hallmayerbräu und Hierner, der Abgesandte der Unterlandsdefensoren, in Berathung und beschlossen, daß gemeinsam mit dem Unterland und München auch das Oberland zur Rettung der Prinzen sich erheben solle. Die Gesinnungsgenossen zu Tölz im Oberlande waren zur Mitwirkung bereit und konnten bald über 2000 Streiter verfügen. Inzwischen begann Jäger sein Werk der Stadtverschwörung und setzte es auch noch fort, als der Hofmeister der jungen Prinzen

seine Betheiligung abgelehnt und von jedem gewaltsamen Auftreten abgerathen hatte. Muthig gingen die Bürger allein ihren Weg zur Rettung der Kinder; im Vertrauen auf den Sieg der guten Sache dachten sie an kein Mislingen, obwol sie versäumten, einträchtig, nach einem mit dem Ober- und Unterlande verabredeten Plan das Befreiungswerk zu wagen. So kam es, daß die Tölzer auf eigene Verantwortung vorgingen und von Jäger am 22. December in Schäftlarn am linken Isarufer angetroffen wurden. Unter Mathias Mayer, ehemaligem kurbairischen Hauptmann, der mit Widerstreben das Obercommando übernommen hatte, sollte am 24. December abends die Bestürmung von München stattfinden; die dortigen Vertrauten versicherten, alles sei bereit, hülfreiche Hand zu bieten. Indeß waren nicht alle in dem Wahne eines leichten Erfolgs befangen; viele stahlen sich hinweg, sodaß am 23. nicht mehr als 2500 Mann, ein bunter Haufe ohne Disciplin, ohne hinreichende Bewaffnung, ohne gehörige Vorräthe von Pulver und Proviant, in Unordnung die Isar abwärts gegen München zog. Trotz erfolgter Abmahnungen von dort und trotz der Warnung vor einem Rückenangriffe durch die Oesterreicher, trotz des Anrathens, die Unterstützungen aus Niederbaiern abzuwarten, trieb der Jägerwirth vorwärts. Aber schon war der Argwohn der österreichischen Administration erweckt, der auch durch den Amtspfleger Oettlinger der Plan der anrückenden Bauern verrathen worden war, sodaß die erforderlichen Maßregeln zur Vereitelung des Sturms auf die Stadt getroffen und Truppen herangezogen werden konnten. So gelangten zwar am 25. December morgens die Schützen ohne Widerstand vor die Mauern Münchens, während die übrigen auf der Wiese unterhalb des Dorfes Sendling hielten; aber noch war beim Hereinbrechen des Tags nichts erreicht, als die herbeorderten 3000 Oesterreicher vom rechten Isarufer her über die nicht abgebrochenen Brücken vordrangen, die Schützen zur Flucht nach der Wiese bei Sendling zwangen, und die dort standhaltenden Zurückgebliebenen in der Front angriffen, während plötzlich in deren Rücken Husaren zur Attake anritten. Obwol Mayer Chamade schlagen ließ und der österreichische Anführer Pardon bewilligte, obwol die unglücklichen umzingelten Streiter der Aufforderung des Feindes gemäß die Waffen streckten und auf die Knie fielen, so krachten doch die Musketen und hieben die Husaren ein. Was noch lebte, floh nach allen Richtungen, verfolgt von 8000 Feinden, um 11 Uhr deckten 2000 Todte und Verwundete das Schlachtfeld.

Am 28. December wurde allen aufrührerischen Bauern mit Ausnahme der Hauptanführer Pardon ertheilt; von diesen endeten Jäger und vier andere auf dem Blutgerüst, Hauptmann Mayer schmachtete 11 Jahre in Ketten und erhielt erst 1716 vom Kurfürsten das Restitutionsedict. Auch in Niederbaiern starben die Häupter der Erhebung auf dem Schaffot.

Was der Aufstand verhindern wollte, trat theilweise bald darauf ein, indem die vier ältesten Prinzen nach Klagenfurt geführt und als Gefangene behandelt wurden, bis 1714 der Friede ihnen Befreiung und ihrem Vater, dem Kurfürsten, den Besitz seines Landes wiederbrachte.

In der zweiten Hälfte der Schrift wird überzeugend und auf Grund von Urkunden der Beweis geführt, daß der im Volksmunde als Held des Bauernaufstandes geltende Balthasar Mayer, der Schmiedebalthes, eine mythische Person sei. Als Anhang folgen zwei Gedichte aus der Zeit der Occupation Baierns durch Oesterreich, welche die im Volke damals herrschende Stimmung getreu abspiegeln, eine Beschreibung von Votivtafeln der Schlacht bei Sendling, die Namen der Gefallenen, die Aufzeichnungen einiger Pfarreien über Gefangennehmung und Tod Küttler's und die neuesten Aufschlüsse über einzelne münchener Theilnehmer an der Erhebung.

Die mit warmer Liebe für das Vaterland und für die Wahrheit geschriebene Abhandlung ist gut ausgestattet und mit einer bildlichen Darstellung der Schlacht bei Sendling versehen.

3. Die ältere Art der Geldbeschaffung im Kriege. Mit besonderer Rücksicht auf das 15. und 16. Jahrhundert. Nach einem Vortrage, gehalten im militärwissenschaftlichen Verein zu Graz am 24. Februar 1877 von Leopold von Beck-Widmanstetter. Wien, Selbstverlag. 1880.

In dieser Abhandlung entwirft der Verfasser auf Grund sehr fleißiger Studien einschlägiger Werke und Documente ein skizzenartiges Bild davon, wie infolge der Kriege das Schuldenwesen drohend heranwuchs, bis es allmählich in den modernen Formen geregelt wurde; hauptsächlich bringt er dabei das finanzielle Elend Oesterreichs im 15. und 16. Jahrhundert zur Anschauung.

Nachdem das Geld als Hauptfactor für die Kriegführung und Kriegszucht gewürdigt worden, wird in die Erörterung über dessen Beschaffung eingetreten. Von den vier Arten, wie ein Staat die Mittel zum Kriege erhalten kann, wird diejenige, erhöhte oder vermehrte Steuern aufzuerlegen, als bei ausbrechendem Kriege unzulänglich bezeichnet, weil eben durch den Krieg die Productions-, mithin die Steuerfähigkeit des Landes sich herabmindert.

Für die Heranziehung eines angesammelten Staatsschatzes werden als Beispiele aus dem Alterthum Rom, aus der neuern Zeit Frankreich zur Zeit des Dreißigjährigen Kriegs, Preußen zur Zeit Friedrich's des Großen und das Deutsche Reich angeführt, das 1871 nach glücklich beendetem Kriege 120 Millionen Mark in den Staatsschatz niedergelegte.

Ein drittes Auskunftsmittel, der Verkauf von Staatsdomänen, reichte früher wol aus, führte aber dazu, daß in den Zeiten der Noth der Erlös dem Werthe derselben nicht entsprach und die Fürsten einen wesentlichen Theil ihrer Macht dahingaben.

Als das letzte, wichtigste und gebräuchlichste Mittel, die zur Kriegführung erforderlichen Summen aufzubringen, wird die Benutzung des Credits angeführt, der nicht nur gegenwärtig allgemein gebräuchlich, sondern auch schon in

der Vergangenheit, wenn auch in andern Formen, üblich gewesen ist. Allezeit hat aber das Kapital den Vortheil der Anleihe nach der politischen Lage im allgemeinen sowie nach der Leistungsfähigkeit des Staats bemessen, insbesondere nach den Chancen, welche die Eigenschaften des Heeres und die Stimmung des Volks für den Sieg darboten. Hiernach wurde der Procentsatz, welcher in alter Zeit viel höher war als jetzt, berechnet, um so mehr, da im Mittelalter nicht das Land als solches, sondern der Landesherr in Person um das Darlehn sich bewarb. Diese Unterscheidung war besonders fühlbar, wo der Fürst nicht, ohne sich die Zustimmung der Großen des Landes verschafft zu haben, Geld aufnehmen konnte, und später da, wo Landstände Antheil an der Regierung hatten. Sowol in Deutschland wie in Frankreich und England stand der Fürst als Privatperson dem Gelddarleiher gegenüber und sah sich genöthigt, wenn die Vasallen die begehrten Mittel verweigerten oder die Stände die geforderten Summen zu bewilligen zögerten, besonders bei Gefahr im Verzuge, sogenannte Hofschulden zu machen. Zur Sicherstellung der Gläubiger wurden entweder Privilegien an Städte oder einzelne Personen verkauft, oder landesherrliche Burgen, Schlösser, auch Städte und Märkte gegen bestimmte rückzahlbare Summen pfandweise vergeben; sehr beliebt waren bei Juden und Bürgern auch die Pfandschaften der Mauthen und Zölle. War aber nichts mehr zu verpfänden da, eine Erhöhung der Pfandsätze nicht mehr möglich, oder die Verschreibungen auf bestimmte Einkünfte zu hoch angewachsen, so mußten die Kammermeister mit Privatpersonen oder Corporationen wegen Darleihung der benöthigten Summen in Verhandlung treten; dabei bereiteten die Bürgschaften, welche für den Schuldner bei dessen Zahlungsunfähigkeit einzutreten vermochten, die größten Schwierigkeiten. Diesen Bedingungen entsprachen vor allem die Klöster, Städte, Märkte, reiche Edelleute und Bürger, letztere namentlich das ganze Mittelalter hindurch. Daß diese traurigen Zustände Jahrhunderte lang andauern konnten, das lag daran, daß die staatlichen Verhältnisse vor allem der zu jedem größern Erfolge unumgänglichen Einheit ermangelten und den mächtigen nur auf ihr Privatinteresse bedachten Vasallen die Erkenntniß fehlte, daß allein geeinigtes Wirken zum Erfolge führe; haben die Stände der deutschen und österreichischen Länder die Verlegenheiten der Landesherren zur Erwerbung schwer besiegelter Freibriefe benutzt, so haben doch auch die Kaiser aus Reichspolitik für die Ständemacht Partei ergriffen, um die landesherrliche Gewalt der Fürsten am Anwachsen zu hindern, indem sie die Geldangelegenheiten von der Einwilligung der Stände abhängig machte. So wie heute die modernen Vertretungskörper, so hüteten früher die Stände vor allem das Recht der Steuerbewilligung. Nur allmählich und auf indirectem Wege gewannen die Landesfürsten größern Einfluß auf die Beschlüsse der Stände, als sie vom 15. Jahrhundert an durch den rasch sich mehrenden Briefadel aus den Kreisen der Beamten, Kriegsleute und vornehmen Bürger sich treuergebene Anhänger schufen, sodaß auf diesem Wege endlich von der Mitte des 17. Jahrhunderts an die Stände allen Vorschlägen willfährig nachkamen. Nach diesem allgemeinen Rückblick in die Vergangenheit der österreichischen Länder geht der Verfasser zur Schilderung der Finanznöthe über, welche sich unter den Habsburgern bei ihren Kriegen abspielten, und führt dabei eine größere Anzahl von interessanten geschichtlichen Daten vor. Wenn er schließlich der heutigen Finanzwirthschaft im Vergleich mit derjenigen früherer Jahrhunderte den Vorzug zuspricht, so kann diesem Urtheil sowie der Motivirung desselben unbedenklich beigepflichtet werden.

Feuilleton.

Deutsche Literatur.

Nachdem Paul Lindau von der Redaction der „Gegenwart“ am 1. October zurückgetreten ist, hat dieselbe Dr. Theophil Zolling, langjähriger pariser Feuilletoncorrespondent der „Neuen Freien Presse“, übernommen. Wir sind überzeugt, daß der neue Redacteur, der sich als gewandter und ästhetisch gebildeter Feuilletonist bekannt gemacht hat, das Blatt frei von allen persönlichen Rücksichten redigiren wird.

Mit dem 15. September ist ein anderes Blatt: „Allgemeine literarische Correspondenz, eine Rundschau über das geistige Leben der Gegenwart“, eingegangen. Die Redacteure Johannes Proelß und Julius Rüffert, welche seit 1877 die Leitung des Blattes in Händen hatten, haben demselben stets eine durchaus anständige Haltung gewahrt und sind nie in den Ton witzelnder Geistreichigkeit oder gemeiner Schmähungen verfallen, durch den sich manche andere Blätter ein Publikum zu verschaffen wähnen. Im Jahre 1880 löste sich das Verlagsgeschäft von Foltz auf; die Redacteure führten indeß das Unternehmen auf eigene Gefahr fort, anfangs unter den schwierigsten Umständen. In seinem Nachruf malt Johannes Proelß dies Nachtstück aus dem Literaturleben der Gegenwart näher aus. „In gleicher Lage“, sagt er, „hätte dies Schicksal alle diejenigen treffen müssen, welche das Wagniß begingen, das Schicksal eines periodischen Unternehmens nur auf ideale, der Pflege des Schönen entnommene Interessen zu begründen.“

— Die Erzählung „Der Antiquar“ von Emil Taubert, welche zuerst in „Unsere Zeit“ erschien und dort mit lebhaftem Beifall aufgenommen, auch, ins Italienische übersetzt, in der „Rivista Internazionale“ mitgetheilt wurde, ist jetzt im Verlag von Walther u. Apolant in Berlin erschienen.

— Von dem talentvollen Dichter Hermann Oelschläger, dessen Uebersetzung der Ovid'schen Liebeselegien wir jüngst mit warmem Lob empfehlen konnten, erscheinen demnächst im Staackmann'schen Verlag in Leipzig „Novellen in Octaven“.

— Von „Brehm's Thierleben“ (Leipzig, Bibliographisches Institut) erscheint eine Chromo-Ausgabe mit 170 Tafeln in Farbendruck unter Leitung der Zoologen Dr. Girtanner, Professor Dr. Kluzinger, Professor Dr. O. Schmidt und Professor Dr. Taschenberg, nach dem Leben ausgeführt vom Maler Olaf Winkler. Die bisherigen Vollbilder des Hefts sind beibehalten;

aber sie erscheinen jetzt colorirt. Dies bot doppelte Schwierigkeiten, da die Zeichnungen anfangs mehr auf den plastischen Effect berechnet waren, andererseits auch die beschränkten Mittel der Kunst für Nachbildung einer ganzen Reihe natürlicher Farbentöne nicht ausreichen; doch sind diese Schwierigkeiten von dem Maler nach Kräften überwunden worden. Das erste erschienene Heft mit colorirten Bildern behandelt die Hochvögel und zwar zunächst die Papagaien, die „gefiederten Affen", in ebenso eingehender wie anziehender Weise.

Theater und Musik.

Von den Candidaten für die Direction des Burgtheaters in Wien, welche an Dingelstedt's Stelle treten sollen, hat, wie wir vernehmen, Adolf Wilbrandt die meiste Aussicht. Längst sind wir überzeugt, daß eine große Bühne am besten von einem dramatischen Schriftsteller von Ruf geleitet wird, der ihr das Gepräge seines Geistes aufdrückt. Das Burgtheater ist auf solche Leitung um so mehr hingewiesen, als die Regie in den bewährtesten Händen sich befindet und die finanzielle Administration von der künstlerischen getrennt ist. Adolf Wilbrandt ist nicht nur ein talentvoller dramatischer Autor, der in allen dramatischen Gattungen Erfolge aufzuweisen hat; er ist auch in Wien eingebürgert und hat mit seinen großen Tragödien an der Burg zum Theil Sensation gemacht. Auch ist ihm der Grillparzer-Preis wie der berliner Schiller-Preis zutheil geworden.

Daß sein neues Drama „Johannes Erdmann" bei der Aufführung am Burgtheater nur einen getheilten Erfolg hatte, kann seine Aussichten auf die Direction nicht beeinträchtigen. Welcher productive Autor hätte lauter Erfolge zu verzeichnen? Nicht der glückliche Wurf im einzelnen, sondern das dramatische Talent und die geistige Bedeutung im großen und ganzen sind entscheidend. Das Stück soll das Gegenbild zur „Tochter des Fabricius" sein. Fabricius, der wirkliche Vater, hat nichts für die Erziehung der Tochter gethan; Erdmann erzieht ein Mädchen, dessen Vater er nicht ist; es ist indeß, wie sich später ergibt, die Tochter seiner ungetreuen Gattin, die im Irrenhause lebt, aber aus demselben zurückkehrt. Der Geliebte der Tochter will sie von einer solchen Mutter nicht empfangen: da vergiftet diese sich selbst, um dem Glück ihrer Tochter nicht im Wege zu stehen. Die Lebende hindert dasselbe nicht mehr, aber, sagt sich doch wol jeder, gewiß doch die Todte! Die ersten Acte des Stücks sind im Lustspielstil gehalten, die letzten sensationell tragisch.

— „Die Geyer-Wally", das Schauspiel von Wilhelmine von Hillern, ist am berliner Hoftheater mit Erfolg in Scene gegangen. Das Stück, wenn auch das Novellistische darin nicht ganz überwunden ist und die Haltung des Ganzen mehr auf eine Volksbühne hinweist, beweist doch die Bühnengewandtheit der Verfasserin, die auch den decorativen Effect sehr zur Geltung bringt. Das berliner Schauspielhaus wurde diesem vollkommen gerecht.

Bibliographie.

Albertus, J., Die Sozialpolitik der Kirche. Geschichte der sozialen Entwickelung im christlichen Abendlande. Regensburg, Pustet. Gr. 8. 6 M.

Bäßler, F., Gedichte. Gotha, F. A. Perthes. 8. 2 M. 80 Pf.

Bellwald, N., Der Waisenknabe. Luxemburg, Brück. 8. 40 Pf.

Brandes, G., Die Litteratur des 19. Jahrhunderts in ihren Hauptströmungen dargestellt. 1ster Bd.: Die Emigrantenlitteratur. Leipzig, Veit u. Comp. 1882. Gr. 8. 5 M.

Bürger, H., Dramatische Werke. 1ster u. 2ter Bd. Berlin, Lassar. 8. à 4 M.

Byk, S. A., Rechtsphilosophie. Der letzte Grund des Rechts und seine practischen Consequenzen, bearbeitet unter Berücksichtigung der Möglichkeit ihrer Verwirklichung. Leipzig, M. Schäfer. 1882. Gr. 8. 5 M.

Doehn, R., Beiträge zur Geschichte der nordamerikanischen Union. 1ster Bd. — A. u. d. T.: Die Administration der Präsidenten U. S. Grant und R. B. Hayes. Leipzig, Grunow. Gr. 8. 6 M.

Dräseke, J., Der Brief an Diognetos, nebst Beiträgen zur Geschichte des Lebens und der Schriften des Gregorios von Neocaesarea. Leipzig, Barth. Gr. 8. 3 M.

Ettel, K., Eisenbahn- und Telegraphenlieder. Leipzig, Mutze. 16. 50 Pf.

Friedrich, J., Beiträge zur Geschichte des Jesuiten-Ordens. München, Franz. Gr. 4. 2 M. 70 Pf.

Fischer, O., Bonifatius, der Apostel der Deutschen. Nach den Quellen dargestellt. Leipzig, T. O. Weigel. Gr. 8. 6 M.

Goepel, E., Ueber Begriff und Wesen des Urheberrechtes. Eine Studie. Altenburg, Schnuphase. Gr. 8. 1 M.

Hahn, L., Geschichte des „Kulturkampfes" in Preußen. In Aktenstücken dargestellt. Mit einer Uebersicht. Berlin, Hertz. Gr. 8. 4 M. 50 Pf.

Hesekiel, Ludovika, Lottchen Lindholz. Eine Berliner Geschichte aus dem 17. Jahrhundert. 2 Thle. in 1 Bde. Berlin, Janke. 1882. 8. 5 M.

Hesse-Wartegg, E. v., Mississippi-Fahrten. Reisebilder aus dem amerikanischen Süden (1879—1880). Mit zahlreichen Abbildungen. Leipzig, Reissner. Gr. 8. 8 M.

Holsten, C., Die protestantische Kirche und die theologische Wissenschaft. 54 Thesen, für den 13. Protestantentag aufgestellt. Berlin, Haack. Gr. 8. 50 Pf.

Ilg, A., Zeitstimmen über Kunst und Künstler der Vergangenheit. Studie. Wien, Braumüller. Gr. 8. 2 M.

Jordan, W. A., Das fünfzigjährige Jubelfest. Eine Dichtung in Stabreimen. Leipzig, Ehrlich. 1882. 8. 75 Pf.

Karbe, Anna, Lieder. Mit einer Photographie der Dichterin. Gotha, F. A. Perthes. 8. 3 M.

Kielland's, A. L., ausgewählte Novelletten. Aus dem Norwegischen übersetzt von J. C. Poestion. Wien, Hartleben. 12. 2 M.

Kretzer, M., Sonderbare Schwärmer. Roman. 2 Bde. Berlin, Kogge u. Fritze. 8. 9 M.

Lemke, E., Lose Körner. Aphorismen in Versen. Danzig, Axt. 1882. 16. 1 M.

Linnig, F., Bilder zur Geschichte der deutschen Sprache. Paderborn, F. Schöningh. Gr. 8. 6 M.

Ludewig, J., Geist und Stoff. Erörterungen und Betrachtungen über die Souveränetät der Materie. Iserlohn, Bädeker. Gr. 8. 5 M.

Mangold, F., Geschichte des Bürgerkrieges in den Vereinigten Staaten von Amerika 1861 bis 1865. Der Feldzug in Nord-Virginien im Jahre 1862. Hannover, Helwing. Gr. 8. 8 M.

Meyer, A. B., Publicationen des königlichen ethnographischen Museums zu Dresden. I. Bilderschriften des ostindischen Archipels und der Südsee. Herausgegeben mit Unterstützung der Generaldirection der königlichen Sammlungen für Kunst und Wissenschaft. Mit 6 Tafeln in Lichtdruck. Leipzig, Naumann u. Schroeder. Fol. 20 M.

Minghetti, M., Staat und Kirche. Autorisirte Uebersetzung aus dem Italienischen nach der 2ten durchgesehenen Auflage. Gotha, F. A. Perthes. Gr. 8. 6 M.

Mook, F., Lieder aus der Fremde. Herausgeber: K. Mook. Würzburg, Staudinger. 12. 1 M. 50 Pf.

Die Völker Oesterreich-Ungarns. Ethnographische und culturhistorische Schilderungen. 1ster Bd.: Die Deutschen in Nieder- und Ober-Oesterreich, Salzburg, Steiermark, Kärnthen und Krain. Von K. Schober. Teschen, Prochaska. Gr. 8. 6 M. 50 Pf.

Pasqué, E., Prinzessin Ilse. Roman. 3 Bde. Berlin, Janke. 1882. 8. 10 M.

Prittwitz-Gaffron, L. v., Gedichte. Reichenbach i. Schl., Hoeser. 8. 4 M.

Reichenbach, H. G., Ernst Ferdinand Nolte, ein hamburger Botaniker. Eine Skizze. Hamburg, Nolte. Gr. 8. 1 M.

Ribbeck, W., Friedrich I. und die römische Curie in den Jahren 1157—1159. Untersuchungen über die Vorgeschichte der Kirchenspaltung von 1159. Leipzig, Veit u. Comp. Gr. 8. 2 M. 60 Pf.

Rohlfs, G., Kufra. Reise von Tripolis nach der Oase Kufra. Ausgeführt im Auftrage der Afrikanischen Gesellschaft in Deutschland. Nebst Beiträgen von P. Ascherson, J. Hann, F. Karsch, W. Peters, A. Stecker. Mit 11 Abbildungen und 3 Karten. Leipzig, Brockhaus. 8. 16 M.

Rönne, L. von, Das Staatsrecht der Preußischen Monarchie. 4te vermehrte und verbesserte Auflage. 1ster Band. Verfassungsrecht. 1ste Abtheilung. Leipzig, Brockhaus. 8. 10 M.

Schack, S., Physiognomische Studien. Aus dem Dänischen. Autorisirte deutsche Ausgabe von E. Liebich. 2 Thle. in 1 Bde. Jena, Costenoble. Gr. 8. 7 M. 50 Pf.

Schliemann, H., Reise in der Troas im Mai 1881. Mit einer Karte. Leipzig, Brockhaus. 8. 2 M.

Sterchi, J., Kurze Biographien hervorragender schweizerischer Naturforscher. Nach den Inschriften am neuen naturhistorischen Museum in Bern. Bern, Huber u. Comp. 8. 1 M. 50 Pf.

Thiersch, H. W. J., Lavater. Ein Vortrag. Augsburg, Preyß. Gr. 8. 60 Pf.

Universal-Bibliothek. Nr. 1500: Nur Wahrheit! Sie verlangt ihre Strafe. Zwei Erzählungen von E. Wichert. Leipzig, Ph. Reclam jun. Gr. 16. 60 Pf.

Vonneilich, F., Die Burg Hohenzollern, die Wiege unseres Kaiserhauses. Görlitz, Richter. 8. 40 Pf.

Wagner, F., Berichtigungen und Nachträge zu von Minutoli: Das kaiserlich Buch des Markgrafen Albrecht Achilles. Berlin, Weber. Gr. 8. 1 M.

Witzleben, C. D. v., Die Entstehung der constitutionellen Verfassung des Königreichs Sachsen. Zur Feier des 50jährigen Bestehens der Verfassungsurkunde vom 4. September 1831. Im Auftrage der königlichen Staatsregierung verfaßt. Leipzig, Teubner. Gr. 8. 5 M.

Wolfsohn, W., Aus trüber und aus heit'rer Zeit. Gedichte. Leipzig, M. Schäfer. 1882. 8. 1 M. 75 Pf.

Zola, E., „Zum Totschläger". (L'Assommoir.) Roman. Deutsch von F. Wohlfahrt. 2 Bde. Großenhain, Baumert u. Ronge. 8. 2 M.

Anzeigen.

Als Weihnachtsgeschenk zu empfehlen:

1) Blüten einer Weltanschauung. (Poetischer Theil: Natur, Menschheit, Gott. Prometheus. Faust. — Prosaischer: Ergänzungen.) Von Ulrich Rudolf Schmid. 3. verb. und stark verm. Ausg. München, Th. Ackermann. 1881. 27 Bogen. 16. Br. Pr. 2 M.

Von der ersten Ausgabe sagt Feodor Wehl 1866 in der „Constitutionellen Zeitung", 22. December, und in den „Blättern für literarische Unterhaltung", 1868, Nr. 38, in einer längern sehr eingehenden, mit vielen Proben verbundenen Recension: „Diese Dichtungen sind voll warmer Hingabe an die Wahrheit und das Recht, Offenbarungen einer auf das Höchste gerichteten und davon beseelten Weltanschauung, mit einem freien und weiten Blick über einen sehr ausgedehnten Horizont. Der Dichter ist kein gewöhnlicher Lyriker. Er erkennt in allem Irdischen einen Abglanz des göttlichen Seins und Wesens. Selbst wenn er eine weiße Lilie betrachtet und besingt, geschieht es nicht, ohne aus ihrem Kelche einen hohen Gedanken, gleichsam eine Himmelsleiter aufzurichten, und der dritte Theil der Sammlung athmet volles religiöses Bewußtsein, es weht darin der Hauch des geläuterten Christenthums."

In der neuen Ausgabe werden die Prometheus- und die Faust-Sage, Goethe's „Faust" und des Verfassers Faust-Dichtung poetisch miteinander verbunden. Im prosaischen Theil wird diese Verbindung erläutert (S. 397—408) und eine eigenthümliche neue Auffassung und Erklärung von Goethe's „Faust" in verschiedener Weise (S. 261, Anmerkung, 261—305, 399—408) gegeben.

Die christliche Weltanschauung herrscht in rationalistischer Auffassung in allen Dichtungen; im prosaischen Theil wird der christliche Rationalismus neu belebt, sodaß er den Frieden zwischen Orthodoxen und christlichen Rationalisten herzustellen geeignet ist, für alle Gebildeten verständlich dargestellt. — Derselbe tritt in Dichtung und Prosa als Optimismus des Verfassers hervor, welcher durch die Freiheitskriege (S. 47), durch Luther (S. 50), durch Schiller (S. 50 und 56) und durch Goethe (S. 54) vom Glauben an das deutsche Volk erfüllt ist und ihn festhält in den Jahren der Bedrückung, aber muthig gegen dieselbe kämpft (S. 23—50, 337—339, 341—343), und der ebenso in den Zeiten der Verirrungen seit 1870 den Kampf gegen sie (S. 415) mit dem gewissen Gefühle des edeln Siegs (S. 173 fg.) und mit dem Glauben an die Menschheit und an die Gegner (S. 312, 313 nebst den Anmerkungen) immer vereint.

Das ist eine Vereinigung, die, immer auf Gottvertrauen gegründet, in allen Schriften des Verfassers waltet; vgl. „Mahnruf an unsre Zeit auf Grund des tiefsten Zusammenhanges ihrer Verirrungen nebst Andeutungen für den wahren Fortschritt", München. 1880. Pr. 2 M., S. VII—XII und S. XV und XVI, und „Wesen der Burschenschaft auf geschichtlichem Grunde und mit Hilfe vieler Originalbeiträge für alle Gebildete dargestellt" von U. R. Schmid jun., Burschenschafter von 1827—1832, Comitémitglied und Festredner beim Wartburgsjubiläum 1867 und bei der Feier des sechzigjährigen Jubiläums der Burschenschaft 1875. München. 1880. Pr. 2 M. S. VI.

2) Darstellung der christlichen Religion für alle Gebildeten. Von U. R. Schmid. München. 1880. Pr. 2 M.

Eine sehr günstige Recension im „Süddeutschen evangelisch-protestantischen Wochenblatt, Organ des badischen und hessischen Protestantenvereins", 1880, Nr. 46, sagt am Schlusse: „Eine liebliche Beigabe sind des Verfassers religiöse Lieder, welche die Doppelweihe der Poesie und Frömmigkeit offenbaren."

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Soeben erschien:

Kufra.

Reise von Tripolis nach der Oase Kufra.

Ausgeführt im Auftrage
der Afrikanischen Gesellschaft in Deutschland
von

Gerhard Rohlfs.

Nebst Beiträgen von

P. Ascherson, J. Hann, F. Karsch, W. Peters, A. Stecker.

Mit 11 Abbildungen und 3 Karten.

8. Geh. 16 M. Geb. 18 M.

Die von Rohlfs 1878—79 unternommene Expedition ins Innere Afrikas war reich an merkwürdigen Reisebegegnissen wie an wissenschaftlicher Ausbeute. Im vorliegenden Werke ist der Verlauf der Expedition von dem Reisenden selbst mit frischen Farben geschildert, während die wissenschaftlichen Resultate in systematischer Bearbeitung durch Gelehrte der verschiedenen Fächer vorgeführt werden; dasselbe bietet demnach vielseitige, höchst werthvolle Beiträge zur Kenntniss des afrikanischen Continents und reiht sich den frühern Reisewerken des Verfassers wie denen von Livingstone, Barth, Schweinfurth, Stanley, Cameron, Soyaux, Nachtigal u. s. w. ergänzend an.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Soeben erschien:

PRÉCIS MILITAIRE

DE LA CAMPAGNE DE 1813 EN ALLEMAGNE.

8. Geh. 2 M. 50 Pf.

Ein deutscher Offizier unterwirft in dieser Schrift die strategischen Operationen Napoleon's und diejenigen der Verbündeten in den Kämpfen von 1813 einer vergleichenden Kritik und knüpft daran interessante Bemerkungen über das Wesen und die Aufgaben der modernen Kriegskunst.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Soeben erschien:

Das Staatsrecht der Preußischen Monarchie.

Von

Dr. Ludwig von Rönne,

Appellations-Gerichts-Vice-Präsident a. D.

Vierte vermehrte und verbesserte Auflage.

Erster Band:

Verfassungsrecht, erste Abtheilung.

8. Geh. 10 M.

Die vierte Auflage des berühmten Rönne'schen Werks wird 5 Bände umfassen. Infolge der Weiterentwickelung des öffentlichen Rechts hat diese neue Auflage sehr wesentliche Bereicherungen und Umgestaltungen erfahren, sodaß sie auch für die Besitzer früherer Auflagen unentbehrlich ist. Außer in Bänden kann sie in ungefähr 25 Lieferungen à 2 M. bezogen werden.

(Mit einer Beilage: „Mittheilungen von F. A. Brockhaus in Leipzig" 1881 Nr. 5.)

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Rudolf von Gottschall in Leipzig. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

ALFVÄNNISCHE RESSOURCE Bibliothek

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Herausgegeben von Rudolf von Gottschall.

Erscheint wöchentlich. — Nr. 43. — 27. October 1881.

Inhalt: Literarische Unterhaltungen: Etwas vom Recensiren. Von Alfred Friedmann. — Talleyrand auf dem Wiener Congresse. Von Arthur Kleinschmidt. — Gedichte und Dichtungen. Von Rudolf von Gottschall. (Fortsetzung.) — Neue deutsche Dramen und Lustspiele. Von Karl Nissel. — Zur Interpretation Homer's. Von J. Mähly. — Feuilleton. (Ausländische Literatur; Aus der Schriftstellerwelt.) — Bibliographie. — Anzeigen.

Literarische Unterhaltungen.

Etwas vom Recensiren.

Motto: Dat veniam corvis, vexat
censura columbas.
Juv. Sat. II, v. 63.

„Es gereicht Recensenten, sie mögen nun Bücher, Menschen oder Verhältnisse beurtheilen, zum größten Ruhme, wenn sie wie die Spartaner leben, nur Kupfergeld besitzen und schwarze Suppen essen; denn wer Vertrauen braucht, erhält es nur, wenn er sonst nichts braucht, und nur wer die Menschen entbehren gelernt, darf sie belehren. Aber schreiben dürfen die Recensenten nicht wie die Spartaner. Sie sind Richter; sie müssen also, freisprechend oder verdammend, ihre Entscheidungsgründe angeben, und das klar und umständlich. Thun sie dieses nicht, begnügen sie sich zu sagen: das ist gut, das ist schlecht, so kann ihnen jeder Leser mit Recht bemerken: das weiß ich ohnedies, das sagt mir mein Gefühl; du aber sollst mir mein Gefühl deutlich machen und mir erklären, warum dies gut, warum dieses schlecht sei."

So schrieb Börne, auch nur ein Recensent, im Jahre 1824. Man kann Recensent sein und doch ein sehr respectabler Mensch. Auch der Fall ist möglich: man kann ein sehr respectabler Mensch sein und doch kein Recensent. Und noch ein dritter, nämlich der: daß man ein Recensent ist und durchaus kein respectabler Mensch.

Von der Species der absprechenden schwarzgalligen Recensenten hat Paul Lindau einmal sehr treffend geurtheilt: „Gesagt muß dem deutschen Publikum werden, daß absprechendes Urtheil und schöpferische Ohnmacht immer Zwillingsschwestern sind, und daß in der nergelnden, unverschämten Kritik weder gesunder Menschenverstand noch rechte Wissenschaftlichkeit liegt, sondern daß sie nichts anderes ist als die reine Windbeutelei."

Der Molière-Kenner Dr. Heinrich Schweitzer kennzeichnet diese Gattung: „sie können ihre Federn nur im Regiren brauchen, wie manche Vögel nur bei conträrem Winde zu fliegen vermögen."

In einem Briefe J. J. Rousseau's an Mr. D'Alembert heißt es von solchen Kritikern: „Das sind die Leute, die wol gelegentlich einmal die Laster verspotten, ohne jedoch die Tugend lieben zu machen; jene Leute, wie ein alter Schriftsteller sagt, die wohl die Lampe schneuzen können, aber nie Oel aufgießen."

In merkwürdiger Uebereinstimmung mit dieser originellen Definition befindet sich der Alleswisser Weber, in seinem „Demokritos": „Schriftsteller und Recensenten verhalten sich nur zu oft wie Licht und Lichtputze; letztere kann das Licht heller machen, ja auslöschen — kann sie aber leuchten?"

Was mich betrifft, so habe ich mich über meine Kritiker nicht zu beklagen; sie schenkten mir Aufmerksamkeit über Gebühr, und wenn sie tadelten, wie das regelmäßig geschah, so waren sie wahrscheinlich besser über den Gegenstand, dessen Studium ich gerade verlassen, unterrichtet; oder sie irrten bona fide, oder sie gaben mir zu denken, ließen mich bedauern, ihre Hülfe, ihre Kenntnisse, ihren Rath, ihren Beistand nicht vor meinen Veröffentlichungen gehabt zu haben. Denn ich bin, wie Lessing sagte, ein Lahmer, und welcher Lahme hätte je die Krücke verschmäht?

Böse, unduldsame, stets mislaunige Kritiker muß es aber seit des seligen Archilochos' Zeiten, dessen Spottlaune Herrn Lykambes sammt Fräulein Tochter in den Hängetod trieb, immer gegeben haben. Um nicht allzu weit ins Griechische zurückzugreifen, erinnere ich an einen Ausspruch Goethe's in „Wahrheit und Dichtung": „Ein geistreicher Franzos hat schon gesagt: wenn irgendein guter Kopf die

Aufmerksamkeit des Publikums durch ein verdienstliches Werk auf sich gezogen hat, so thut man das Möglichste, um zu verhindern, daß er jemals dergleichen wieder hervorbringt."

Dies ist nun besonders in Deutschland der Fall, wo man einem kaum ein wenig „Angekommenen" viel öfter ein derbes „Wiederabfahren" zuruft, als man anderswo in diesen internationalen Tagen ein weit höflicheres und wohllautenderes „Al tren, Caballero!", oder „Take your seats, please, Gentlemen!", oder ein Zola'sches „Prenez place, Messieurs, s. v. p." zu hören bekommt. Bei einem neuern Dichter, der Goethe sicherlich nicht gelesen und deshalb keines Plagiats an oben citirter Stelle geziehen werden kann, fand ich jüngst nachstehendes Gedicht, welches die Zustände, auf die Goethe anspielt, ebenso anschaulich, wenn auch länger und später, kennzeichnet:

Horticulturelles.

Dem jungen Keim, der aus der Erde dringt,
Wird leicht ein hülfreich Gärtnerkind sich finden,
An einen Stab den zarten Stamm zu binden —
Ein sorgsam Wesen, das ihm Hülfe bringt.

Wenn dann das Bäumlein sich zur Höhe ringt,
Und selbst sich seinen Platz im Wald erzwingt,
So überläßt's die Pflegerin den Winden.

So macht's die Kritik mit dem Bäumlein, dem Menschen!

Wer schüchtern sich zuerst hervorgewagt,
Dem wird nicht leicht ein freundlich Wort versagt —
Er soll nicht in der Menge sich verlieren;

Doch wenn er schon zu halber Höhe ragt
Der Stämme, die den Wald des Sanges zieren —
Da — könnt' er werden — Einer von den Ihren —
Und wird mit Schweigkunst still davongejagt.

Böswillige Menschen behaupten freilich dagegen, Dichter, die einmal etwas Gutes geschrieben, kämen gar oft hinterdrein mit Mittelgut oder noch Schlechterm zu Markte, und es sei nicht des Recensenten Sache, dem Dichter seinen Platz zu bewahren, sondern die höchsteigene des Poeten. Und noch ein Liedlein von schlimmen Kritikern hat Goethe gewußt; in „Aus meinem Leben" seufzt er tief auf: „Es war damals in der Literatur eine schöne Zeit, wo vorzüglichen Menschen noch mit Achtung begegnet wurde!"

Das hat sich heute bedeutend zum Bessern gewendet. Unsere großen Schiller und Goethe von 1881 werden in den Literaturblättern und politischen Journalen mit vorzüglichster Ehrerbietung behandelt, und wenn ein hervorragender Novellist einmal ein historisches Drama aufführen läßt, das sich nicht die Gunst von Publikum und Kritik erringt, so zieht der Berichterstatter weiße Glacéhandschuhe an, ehe er dem berühmten Epiker haarklein darlegt, daß er ganz und gar kein Theatermensch sei.

Aber ein aufgeführter und durchgefallener Dichter ist noch lange nicht so schlimm daran wie ein todtgeschwiegenes Buch. Die Dichterin Betty Paoli hat jüngst in der „Presse" der Dichterin Ebner von Eschenbach zwei Feuilletons gewidmet und gesagt: „dem Genie gehöre solch epische Recension, dem Mittelgut kaum eine kurze Notiz; ein gutes Buch mache sich übrigens ganz von selbst bekannt." Gewiß! Getrennt sind die beiden Behauptungen sehr richtig; geeint stoßen sie sich gegenseitig um. Wenn ein gutes Werk sich selbst bekannt macht, warum dann zwei Feuilletons darüber? Auch hat nicht jede Freifrau Marie von Eschenbach ihre Betty Paoli, und nicht jedem mittelmäßigen Buch wird eine Notiz.

Bis ein Buch bekannt wird, dauert es immerhin eine geraume Zeit. Zum Schreiben selbst gehört ein Tag — ein Menschenleben: wer will das so genau bestimmen? Dann muß es, nach Horaz, neun Jahre trocknen. Das Finden eines Verlegers — eine Ewigkeit! Der Druck — ein halbes Jahr! Nun ist's fertig. Aber wer kennt's? Die Novellen unserer Goethe und Schiller treten in diesen Zeitläuften vorerst in Revuen und Zeitschriften, im Feuilleton politischer Journale auf — das ist geebnete Bahn: Name, Leser, Honorar, alles findet sich beisammen. Aber so ein einsiedlerisches Buch — das muß einen Freund suchen. Nicht schwer! Denn zeigt mir in Deutschland einen Mann, der kein Buch geschrieben, und ich will ihn auf Händen tragen. Nun, der Freund ist gefunden, auch eine Stelle, wo er auf jenes Buch hinweisen, es mäßig loben, es anständig tadeln, es christlich zerreißen kann. Nun weiß man von der Sache. Dann thut unser Mann dasselbe mit des Freundes Buche. „I will praise any man, that will praise me, though it cannot be denied, what I have done by land", sagt Shakspeare's Enobarbus. Nun weiß das Publikum von zwei Büchern. Die Eingeweihten aber raufen sich die Haare, senden anonyme Schmähbriefe und rufen: Kameraderie. Und wehe nun, wenn die beiden Leutchen hier und da ein Feuilleton, eine neue Besprechung an ein Kunst- oder Literaturblatt senden. Herr A. schreibe z. B. in die A.-Presse, Herr B. in die B.-Zeitung. Sofort wird A. von der B.-Zeitung in Acht und Bann gethan; sein Name darf nicht mehr genannt, seine Arbeiten dürfen nicht mehr acceptirt werden; alles was er leistet, ist schlecht! Ebenso ergeht es Herrn B. in der A.-Zeitung. Das nennt man Collegialität.

So kenne ich eine große einflußreiche Zeitung, deren Feuilletonredacteur gewisse in K. schaffende Literaturgrößen perhorrescirte. Er war vielleicht von ihnen todtgeschwiegen oder — schlecht gelobt worden. Er ignorirte sie. Ein anderes Blatt dagegen war gut auf sie zu sprechen. Nun muß aber der Redacteur der großen Zeitung abgehen; der vom andern Blatte tritt an seine Stelle. Mit Pauken und Trompeten ziehen die k..er Literaturgrößen ein in die geweihten Hallen unter dem Strich. Ein neuer Wechsel und ein neues Regiment Kameraden! Jeder neue Machthaber hat neue Schützlinge, neue Freunde, und so kommt es, daß die k...er Literaturgrößen, über die sich gestern die A.-Zeitung auf Befehl ihres Herausgebers lustig ge-

macht, die sie mit der schärfsten Lauge ihres Spottes übergossen, heute die beliebtesten Feuilletonisten jener A.-Zeitung sind. Zum größten Aerger des Herausgebers, der dem Redacteur freie Hand lassen muß. So erscheint der Besitzer eigentlich als der einzige „ethisch durchgebildete Mensch", weil er sich eben gegen den Begriff Kameraderie sträubt? Ganz und gar nicht! Sein Haß gegen jene ursprünglich Perhorrescirten rührt ja daher, daß sie in die B.-Presse schrieben.

So kleinlich geht es oft bei der sechsten Großmacht her. Was heißt Kameraderie? Ist nicht alle Welt in Lager getheilt, und soll man nicht Freunde haben, wo Feinde so billig sind wie Brombeeren und Brennnesseln?

Was macht inzwischen das Buch? Seinen Weg. Jedes Buch macht seinen Weg — hinab oder hinauf. Unberechenbar sind die Wirkungen des gedruckten Worts, wie Terpentin durchfließt es alle Adern und Poren des großen Körpers Welt. „Demain, dit-il" — sagt Beaconsfield im „Lothair" —, „la critique commencera. Vous savez qui sont les critiques? Ceux qui ont échoué dans les arts ou dans les lettres." Kein Regiren, kein Prophezeien, kein Lob, kein Tadel hilft oder schadet. Gewiß und wahrhaftig, es gibt ehrliche, tüchtige Kritiker, die es ernst mit ihrem Beruf meinen, die ein Stück sehen, ein Buch lesen und es mit Hinsicht auf Stil und Form, Inhalt und Gehalt zu prüfen wissen, die dem fragenden Publikum rathen können. Und es gibt Organe in Wien, Berlin, Leipzig, die man getrost als Wegweiser in dem deutschen Dichter-, Roman- und Novellenwalde bezeichnen kann. Aber auch Betty Paoli hat recht. Ein gutes Buch wird vom feinfühligen Publikum, das noch sensitiver und sensibler ist als die Kritik, geahnt, erkannt, gewählt, behalten. Selbst wenn Herr A. es verdammt hat! Selbst wenn Herr B. es gelobt hat! Denn wer anders als das Publikum, die lesende und denkende Menschheit, jener hundertäugige Argus und hundertarmige Briareus, ist das feine Sieb, durch welches die Spreu stiebt und das den Weizen Homer, Sophokles, Goethe bewahrt? Wer anders ist das große Vogelnetz, das die Eintagsmücken, die Stechfliegen und den Mistkäfer durchläßt und den Paradiesvogel, den buntfarbigen Kolibri, den Sänger Kokila, die Nachtigall Poesie behält?

Alfred Friedmann.

Talleyrand auf dem Wiener Congresse.

Talleyrand's Briefwechsel mit König Ludwig XVIII. während des Wiener Congresses. Nach den im Archiv des Ministeriums des Auswärtigen zu Paris aufbewahrten Handschriften herausgegeben von G. Pallain. Autorisirte deutsche Ausgabe, besorgt von Paul Bailleu. Leipzig, Brockhaus. 1881. Gr. 8. 8 M.

Bereits Thiers, Mignet, Viel-Castel und d'Haussonville benutzten im Manuscript den jetzt von Pallain völlig mitgetheilten, ungemein interessanten Briefwechsel, den Pallain und Bailleu mit guten orientirenden Noten versehen haben. Die Correspondenz bringt auf jeder Seite neue Beweise für die seltene diplomatische und staatsmännische Begabung Talleyrand's und für die geistvolle Natur des oft misleiteten Königs. Auf dem Wiener Congresse zeigte sich Talleyrand nicht nur als feinster Beobachter, sondern geradezu als Diplomat ersten Rangs aus Vergennes' trefflicher Schule. Wie vorzüglich sind seine Schilderungen! Am besten sind ihm wol die Porträts von Metternich, Castlereagh und Alexander I. gelungen. Metternich steht vor uns in seiner ganzen Hohlheit, der Mann schwächlicher Politik, der Mann der Stabilität und dabei des ewigen Vergnügens; er hält Joachim Murat auf dem Throne, weil er in dessen Gemahlin Karoline verliebt ist; er meint, Talleyrand imponiren und ihn lahm legen zu können, aber der schlaue Expriester überlistet ihn, zieht ihn zu Frankreich und erringt für sein Legitimitätsprincip einen großen Triumph, indem er Oesterreich am 10. April 1815 zur Kriegserklärung gegen Murat bewegt. Immer leichtfertig und sorglos, will Metternich ganz Europa leiten und überhebt sich in lächerlichem Maße. Castlereagh erscheint, von einem solchen Manne geblendet, doppelt schwach an Geist; es überrascht ihn, wenn man Verhältnisse anders beleuchtet, als er es gethan hat; unentschlossen und unsicher, hat er „gar keine Begriffe von allem, was militärische Topographie heißt, und selbst von der einfachen Geographie des Festlandes" und fördert durchaus nicht Englands Interessen auf dem Congresse, während Talleyrand ihn für Frankreich gewinnt. Alexander I., von Napoleon als verschlagener und treuloser Byzantiner bezeichnet, tritt in sehr unvortheilhaftem Lichte uns entgegen; seine Politik ist die nackte Gewalt ohne alle Achtung vor Rechtsgrundsätzen; die liberalen Ideen, die er auf der Zunge trägt, sollen seinen Ehrgeiz verschleiern; aber sein Widerpart Talleyrand durchschaut die Lüge. Alexander ist durchaus wandelbar und sucht den andern Fürsten bald durch schroffes, anmaßendes Auftreten, bald durch haltlose Gefälligkeit und Güte seinen Willen aufzudrängen; als Schauspieler ist er unübertrefflich von Talleyrand geschildert, und es liest sich allerliebst, wie beide einander zu betrügen und zu gewinnen suchen.

In allen Gesellschaften Wiens wimmelte es von Königen, Prinzen und Fürsten, was nach Talleyrand's Meinung dazu führte, das Königthum zu degradiren. Die Gastfreundschaft Franz' I. war schrankenlos; täglich kostete ihn der Congreß, der ihn nahezu ruinirte, 220000 Gulden Papiergeld. Als Staatsmann erhebt sich Talleyrand auf dem Congresse als der bedeutendste über alle seine Collegen. Im Pariser Frieden hatten die alliirten Mächte

Frankreich mit einer Schonung und Mäßigung behandelt, von der Talleyrand selbst in seinem glänzenden Berichte an Ludwig XVIII. auf der Reise von Gent nach Paris zugesteht, keine Epoche der Geschichte weise unter ähnlichen Umständen dergleichen auf. Vielfach war diese Milde hinterher beklagt worden und man beschloß nun, auf dem Wiener Congresse Frankreich nicht wieder zu sehr zu begünstigen: es sollte eine rein passive Rolle spielen, seine Uebermacht wurde noch immer gefürchtet und sollte gebrochen werden; England, Rußland, Oesterreich und Preußen wollten über das Los Europas entscheiden, ihre Coalition bestand noch fort. In diese Kette brach Talleyrand ein und gab den Dingen eine ganz andere Wendung; anstatt der Frankreich zugedachten kleinen Rolle spielte er im Gegentheil eine eminente; anfänglich ängstlich gemieden, wurde er bald von allen gesucht, denn er wußte der französischen Politik ein Gepräge zu geben, das Ludwig XVIII. als den uneigennützigsten und am meisten für Europas Gesammtwohl wirksamen Theilnehmer am Congresse erscheinen ließ. Dieses Ziel erreichte Talleyrand hauptsächlich durch das von ihm aufgestellte Legitimitätsprincip und die Betonung des historisch gewordenen Rechts gegenüber roher Gewaltanwendung oder Usurpation. Mit seltenem Geschick verfocht er das Princip der Legitimität und machte daraus einen dauernden Schutz für das erschöpfte Frankreich und ein Palladium des europäischen Gleichgewichts. Hierfür suchte er den Bund Frankreichs mit England zu erzielen, und er beeinflußte Castlereagh in diesem Sinne. In der neapolitanischen Frage ging Frankreich absolut im Geiste der Legitimität gegen Murat vor, England schloß sich unbedingt an, und auch Oesterreich erklärte sich nun gegen Murat; dieser fiel, und König Ferdinand wurde restaurirt. Indem der Congreß die Successionsberechtigung des Carignan'schen Hauses in Sardinien anerkannte, ward dies Land vor dem Anfalle an Oesterreich gerettet und in Italien das Gleichgewicht erhalten. Der Schweiz wurde die Wohlthat ewiger Neutralität verbürgt und dadurch Frankreich, welches nach dieser Seite offen war, der höchste Dienst geleistet. Durch die neue Schöpfung des Königreichs der Niederlande wurde Preußen überall von der französischen Grenze getrennt; weder Mainz noch Luxemburg wurden ihm gegeben.

Sehr entschieden richtete sich Talleyrand gegen Preußens Wachsthum; im Sinne der nationalen französischen Politik des Jahrhunderts, in dem seine Wiege stand, schützte er die deutschen Kleinstaaten gegen Preußen und Oesterreich; der deutsche Besitzstand Preußens, welches er auffaugend und erobernd nannte, mußte beschränkt und durch die Deutschland zu gebende neue Verfassung sein Einfluß gelähmt werden, Deutschland durfte nicht die Einigung durch Preußen empfangen. Die Lande, welche Preußen in Wien zufielen, waren so gelegen, daß sie wenig Zusammenhang mit den alten Provinzen hatten und man hoffen durfte, erst nach langer Zeit würden sie assimilirt sein. Frankreich konnte nur ein föderatives Deutschland brauchen, und wir verdanken Talleyrand in vorderster Linie den elenden Deutschen Bund; aus diesem Grunde ließ er auch Sachsen um keinen Preis an Preußen fallen, sondern erhielt es als Staat am Leben. Als England und Oesterreich in ihrem Widerstande gegen die Ausdehnungsgelüste Rußlands und Preußens bereits erlahmten, hielt Talleyrand denselben aufrecht und gewann zuerst am 10. December 1814 Oesterreich, dann England für die Erhaltung Sachsens. Am 3. Januar 1815 schloß er mit Metternich und Castlereagh eine Convention, in der auch der Kriegsfall vorgesehen war; ihr traten Baiern und Hannover, dann die Niederlande bei. Dieser diplomatische Zug war ein Meisterstück Talleyrand's; nun löste sich die Coalition total auf, und Preußen erhielt nur einen Theil von Sachsen. Ebenso wurde Rußland, welches bereits ganz Polen zu besitzen glaubte, gezwungen, sich mit weniger zu begnügen; die Hälfte des Herzogthums Warschau wurde den alten Besitzern gesichert, Rußland erhielt nicht das ganze. Als imponirendster Act des Legitimitätsprincips konnte die von Talleyrand veranstaltete großartige und kostspielige Gedächtnißfeier für den Märtyrer der Revolution, Ludwig XVI., gelten, die am 21. Januar 1815 unter ungeheurer Betheiligung im St.-Stephansdome zu Wien stattfand. Alle Hauptpunkte der europäischen Politik wurden in Wien zu Frankreichs Genugthuung und oft über Erwarten günstig erledigt.

Während aber hier die Legitimität ihre Triumphe feierte, beklagte sich ihr Verfechter, der alte Revolutionär von 1789 und 1791, bei seinem Könige, daß sie in Frankreich angegriffen werde. Man hatte in Paris — so meinte Talleyrand — den Unterschied zwischen legitim und absolut vergessen und handelte vielfach reactionär. Gewiß hatte Ludwig XVIII. die besten Absichten, und es ging ihm vom Herzen, wenn er am 4. December an Talleyrand schrieb: „Ich weiß, daß die Gärung vorhanden ist, aber ich beunruhige mich deshalb nicht. Fest entschlossen, nach außen hin nie von dem abzugehen, was die Gerechtigkeit uns gebietet, im Innern nie von der Constitution abzuweichen, die ich meinem Volke gegeben habe, und nie in der Ausübung meiner rechtmäßigen Gewalt zu ermatten, fürchte ich nichts, und ich denke es früher oder später zu erleben, daß die Wolken, deren Entstehen ich vorausgesehen hatte, sich zertheilen werden." Aber neben Ludwig standen die Prinzen, besonders der unpolitische Monsieur, und sein Ohr besaß Blacas, dessen totale Unfähigkeit wiederholt das Thema der Briefe bildet, die Talleyrand mit seinem klugen Gesinnungsgenossen, dem Minister des Aeußern Graf Jaucourt, wechselte und die Pallain in den Noten anführt. Blacas war Ludwig's Unsegen, auch die alliirten Fürsten sprachen dies aus und betrachteten die königliche Politik um seinetwegen mit ungünstigen Augen. Vielfach regte sich die Befürchtung, was unter den Wirkungen der Revolution entstanden und gewonnen sei, werde wieder vergehen und durch reactionäre Einrichtungen verdrängt werden. Gerade die Verbindung mit der Revolution war es, die Napoleon's Stärke ausmachte

und ihm auch in den Hundert Tagen wieder viele Anhänger zuführte.

Schon lange fürchtete Talleyrand, Napoleon könne von Elba aus Europa nochmals beunruhigen; er hörte von manchen seiner Intriguen und wünschte ihn und Murat möglichst rasch unschädlich gemacht zu sehen. Da kam der Kaiser von Elba zurück und bedrohte die Ruhe des Welttheils, dem soeben kaum der Frieden zurückgegeben worden war. Talleyrand, der ihn von ganzer Seele haßte, sprach sich sogleich dahin aus, er müsse als Bandit behandelt werden. Irrigerweise meinte er, Napoleon werde wol nicht in Südfrankreich, sondern in Norditalien auftreten und im Einverständnisse mit Murat Italien revolutioniren; ebenso irrig glaubte er an das Scheitern seiner Unternehmung. Ein Gutes erwartete er von dem Eindrucke des Ereignisses: den raschern Abschluß der Geschäfte auf dem Congresse. Dem Könige rieth er, Paris nicht zu verlassen, und später, ja nicht ans Meer zu gehen, weil dies die Flucht ins Ausland befürchten lasse und Ludwig nicht das Meer zwischen sich und sein Volk legen dürfe; er versicherte ihm, die Stellung der französischen Botschaft in Wien sei ganz die alte, alle Fürsten seien hülfsbereit, am meisten aber Alexander I. Auf alle Bitten des nach Gent geflüchteten Königs, zu ihm zu kommen, antwortete Talleyrand ablehnend; er hielt sein Verbleiben in Wien für höchst wichtig, der Name des französischen Botschafters müßte wie der seiner Collegen unter die Congreß-Schlußacte gesetzt werden, und es müßte den Anschein haben, als befinde sich der vertriebene König im Vollbesitze seiner Macht und seiner Staaten.

Auf dem Congresse bewirkte Talleyrand die schroffe Erklärung der acht Mächte vom 13. März 1815, in der Napoleon in die Acht erklärt wurde; „niemals", sagt er triumphirend, „ist ein Schriftstück von solcher Energie und solcher Wichtigkeit von allen Souveränen Europas unterzeichnet worden." Er sowol wie Graf Nesselrode, dessen Aeußerung Pallain mittheilt, betonen als etwas ganz Ungewöhnliches die große Einmüthigkeit der europäischen Regierungen gegen Napoleon, und Talleyrand sieht mit gerechtem Stolze darin den Sieg der von ihm gepredigten Legitimität und den größten Erfolg seines Wirkens. Der Vertrag von Chaumont wurde erneuert, aber nicht gegen Frankreich, sondern mit Frankreich gegen „Bonaparte". Frankreich gegenüber durfte es nicht den Anschein haben, als werde der Krieg für Ludwig geführt; es mußte ein Krieg zu Gunsten der Ruhe und Sicherheit Europas sein: nur dann blieb Ludwig von dem Odium des Kriegs, der sein Land von neuem traf, befreit und erschien nicht als im Gefolge fremder Truppen nach Frankreich zurückgeführt. Ob er aber überhaupt wieder den Thron besteigen würde, war zweifelhaft; Alexander I. vor allen meinte, die Bourbons regierten im Widerspruche mit dem Geiste der Zeit, und Ludwig sei einmal nicht von Blacas und Monsieur zu trennen, weit mehr empfehle sich die Thronbesteigung Orléans'; Talleyrand aber arbeitete im Sinne der Legitimität für Ludwig's zweite Restauration.

Erst nach dem definitiven Abschlusse der Congreßacte verließ der grandiose Staatsmann, der Frankreich eine glanzvolle Stellung auf dem Congresse zu geben gewußt, am 11. Juni Wien und ging zum Könige nach Gent. Jetzt erklärte er ihm seine Ansichten über Legitimität. Heutzutage könne diese nicht mehr als von Gottes Gnaden und als göttliche Einrichtung angesehen werden; legitim sei jetzt die Gewalt, welche am besten und ruhigsten das Glück ihres Volks sichere, und sie müsse, um nicht zu einem veralteten Hirngespinste zu werden, von Geschlecht zu Geschlecht Segen bringen; die Regierung sei für das Volk da, nicht aber umgekehrt. Als beste Stütze des Herrschers betrachtet Talleyrand die öffentliche Meinung, die jener für sich gewinnen müsse. Ludwig solle das feste Versprechen geben, daß er seinen Wahlspruch „Pardon et oubli!" zur Wahrheit machen und die Constitution treulich halten werde; nach seiner Rückkehr auf den Thron müsse er sich mit einem Ministerium umgeben, welches allen Parteien, Ansichten und Besorgnissen als Garantie diene, und besonders den Besitzern von Nationalgütern volle Sicherheit gewähren. Ludwig erkannte die Weisheit von Talleyrand's Rathschlägen und befolgte sie in seiner Proclamation von Cambrai.

So sehen wir in Talleyrand einen Staatsmann, der mit und in seiner Zeit lebt und ihre Forderungen gründlich versteht, einen ungewöhnlich feinen Beobachter und ein politisch-diplomatisches Genie. Möchten endlich seine so lange erwarteten Memoiren erscheinen, um ihn uns ganz genau bekannt zu machen, uns Einschau in seine innern Empfindungen zu vergönnen,

Die Uebersetzung des Werks durch Baillen ist sehr klar, correct und alles Lobes würdig; auch sind seine Anmerkungen eine willkommene Beigabe. Seite 160 muß es anstatt „Großherzoginnen" Großfürstinnen heißen. In den Anmerkungen zu Seite 219 und 221 ist einiges Falsche: die Herzogin von Aumale starb 1869, nicht 1859; die Erzherzogin Marie Luise von Toscana 1857, nicht 1852; und die Herzogin von Berry wurde nicht am 5. März, sondern am 5. November 1798 geboren und wurde nicht 1821, sondern 1820 Witwe. Arthur Kleinschmidt.

Gedichte und Dichtungen.

(Fortsetzung aus Nr. 42.)

3. Gedichte von Ernst Ziel. Zweite vermehrte Auflage. Leipzig, Keil. 1881. 12. 5 M. 25 Pf.

Einige dieser Gedichte standen bereits in der Sammlung der ersten Auflage: im ganzen aber kann die zweite als eine neue Sammlung betrachtet werden, denn sie ist mit den bedeutendsten lyrischen Ergüssen bereichert worden, in denen sich die Eigenart des Poeten am entschiedensten ausspricht.

Ein oft feierlicher Ernst, ein ideales Streben, der Sinn für das Erhabene charakterisiren Ernst Ziel: darum wird er den Ton der Ode, des Hymnus, einer getragenen Reflexion am besten treffen, und es ist ebenso natürlich, daß er Strophenformen von künstlerischer Architektonik, wie Canzonen oder jene für freie Ergüsse geeigneten reimlosen, nur nach dem rhythmischen Gefühl meßbaren Verszeilen bevorzugt, in denen Heine seine „Nordseebilder" gedichtet hat.

Die „Phantasien aus einer Großstadt" beweisen dies. Die Schilderungen darin haben großen Stil, aber es ist, trotz kühner Wortbildungen in dem mehr schildernden Theil, keineswegs ein gestelzter Kothurnstil; auch die einfache Empfindung kommt zu Wort:

Und wieder träumt sich mein Herz
An die Stätten der Kindheit: —
Zwielicht am Meer!
Unter blassen Mondesstrahlen
Wandeln die Wogen; es rauscht die Brandung.

Ich weiß ein Grab jenseit des Wassers;
Dort wuchert das Unkraut rings;
Es trauert der Dornenbusch,
Und wenn die Welt entschlief am Abend,
Hockt im Gestrüppe das Nachtgevögel.

Ob dich, weltfernes, verlassenes Grab,
Ob dich der Mond, o Grab meines Bruders,
Wohl nächtens küßt,
Wenn der Wind durch die Gräser streicht?
Mich faßt unendlich Weh — von ferne
Hallen die Glocken entlegner Kirchen.

Die Canzone ist ein Strophen- und Reimgebäude, das von den deutschen Dichtern in jüngster Zeit sehr selten aufgebaut wird. Schöne Canzonen hat Max Waldau gedichtet; doch sie sind wenig bekannt geworden. Die hin- und hergehende Reflexion, welche das zusammenhaltende Band für ihre Gedankengänge in den oft spät wiederkehrenden Reimen findet, wird sich gern in dieser geräumigen Form bewegen. Die Gefahr derselben liegt in dem schleppenden und nachschleppenden Vers- und Reimgewand, das oft den Gang der Gedanken hemmt, wenn es nicht von kunstsinniger Hand graziös gehalten wird. Daß Ernst Ziel die Form mit glücklicher Ungezwungenheit behandelt, mag die erste Strophe der Canzone „Mein Glaubensbekenntniß" beweisen:

Im Frühroth schritt ich hin am wüsten Strande;
Das Meer war ruhig, feierlich der Morgen;
Die Stirn umfächelten mir laue Lüfte,
Die junge Stirn, noch nicht gefurcht von Sorgen.
Und wie ich weiterschritt im Küstensande,
Umglomm schon Purpurglut die Felsenklüfte.
Wie frische Harzesdüfte
Schwamm's waldher über Wasser, die noch schliefen;
Ein Augenblick — die Sonne war im Prangen
Glutvoll emporgegangen
Und spiegelte sich in krystallnen Tiefen.
Da glänzten weit hinaus des Meeres Fluten,
Die unabsehbar in sich selber ruhten.

Die ganze Canzone ist durchweg gedanken- und bilderreich, und selbst wo die Bilder sich drängen, wie in jener Strophe, in welcher auf die Frage: Was ist das Leben? die Antwort ertheilt wird, ist es doch kein ungelichteter Bilderwust, in dem sich der Gedanke verwirrt. Andere Strophen sind desto schlichter, wie die folgende, die als eine stimmungsvolle kleine Elegie betrachtet werden kann:

Zerreißen werden dieses Lebens Bande;
Wir scheiden von geliebten Weggenossen —
Ein kurzer Abschied in der letzten Stunde,
Ein Licht zu Füßen — dann den Sarg geschlossen —
Noch eine Hand voll Erd' am Grabesrande — —:
Und zwischen hier und dort geht keine Kunde.
Und auf dem Erdenrunde
Was zeugt von uns, wenn wir dahingegangen?
Ein Trauerkleid und eine Todtenklage,
Auch wol zwei kurze Tage
Ein Thränenzoll auf eines Freundes Wangen,
Und, wo sie hingebettet die Gebeine,
Vielleicht ein Namenszug auf einem Steine.

Und nachdem der Dichter mancherlei skeptische Klänge angeschlagen hat, faßt er den Kern einer Weisheit, die sich nicht im ewigen Suchen nach dem verlorenen Schlüssel des Lebens verliert, in der Schlußstrophe zusammen:

Gut sein und mannhaft — höchste Lebenskrone,
Selbst Bettlerschläfen königlich zu schmücken!
O, ringt danach mit ruhelosem Streben,
Die Brüder all', die theuern, zu beglücken!
Fragt selbstisch nicht nach eurer Thaten Lohne —
Sich selbst veredeln, das heißt wahrhaft leben.
Warum die Schwing' erheben
Zu pfadlos nebelhaften Wolkenflügen?
In diesem Sein voll wesenlosen Scheines
Ist wesenhaft nur Eines —
O, das ergreift, als ob's mit Flammenzügen
Ein Gott euch täglich in die Seele schriebe: —
Des Menschen Höchstes ist die Menschenliebe.

In einem bisweilen etwas zu wortreichen Preis der Liebe gipfelt auch die zweite Canzone: „Natur und Menschenherz", während die „Contraste der Nacht", ein Fragment, die Orgien im Hause der Freude und das unheimliche Gebaren im Hause des Wahnsinns schildern. In Schiller's

schen Gedankengängen bewegen sich die Canzonen „An die Kunst“ und „An diese Zeit“. Es heißt von letzterer:

Dem Geiste nicht, du opferst nur den Sinnen,
Seh' ich doch rings auf deinen Schaugerüsten
Nicht Helden schreiten mit erhabner Stirne,
Nein, sich das Laster und die Narrheit brüsten:
Du machst die Kunst mit frevelndem Beginnen
Zur Bajadere und zur Gauklerdirne.
Es bleichen die Gestirne
Der Anmuth — in die Leier der Gesänge
Greift jeder Schwächling, und des Beifalls Ehren
Seh' ich ihm reich bescheren
Die allzu willige, bethörte Menge.
Doch lorberlos, vereinsamt und in Blöße,
Bleibt ungeehrt die echte Künstlergröße.

Es ist dies eine sehr zeitgemäße Variation auf den Schiller'schen Text:

Ich seh' des Ruhmes heil'ge Kränze
Auf der gemeinen Stirn entweiht.

Auch die andern Canzonen athmen den gleichen Ernst und Adel der Gesinnung; offenbar bezeichnen sie einen Höhenpunkt der Ziel'schen Gedichte. Minder bedeutend erscheinen die Sonette; doch findet sich darunter eine schöne dichterische Ansprache an Heinrich von Kleist, die mit den Versen schließt:

Wol manchen Jünger, groß durch schöne Thaten,
Hat Deutschlands ernste Muse zu beweinen,
Den sanften Hölderlin, den hohen Platen;

Doch mögen thränenwürdig alle scheinen,
Die, gottersüllt, der Trübsal Pfad betraten:
Wie dich beweinenswerth sind' ich nicht einen.

Dagegen schlägt der Dichter in den Balladen wieder den vollern Ton an. Einzelne Nordlandserzählungen, denen wir keine besondere Sympathie entgegenbringen, erinnern an Uhland; die bessern aber sind im Platen'schen Stil gehalten, so „Die Kaisernacht in St.-Petersburg“, welcher der Dichter, wenn er sie jetzt verfaßt hätte, jedenfalls noch eine andere Pointe gegeben haben würde; doch der Ton der Ballade ist ernst, edel, schwunghaft. Dasselbe gilt von der Ballade „Otto III.“; die zu einem Bilde von Alfred Rethel gedichtete Romanze „Die Cholera auf dem Maskenballe“ hat ein keckeres Tempo und einen gespenstigen Zug. Dagegen ist „Krösus und Cyrus“ ein etwas akademisches Gedicht.

Die Sammlung wird von einer Reihe von Gedankenpoesien eröffnet, die zum Theil an Kaulbach'sche Fresken gemahnen: so „Der Urweltfriede“, „Vom Bau zu Babel“, „Hellas“, „Apotheose des Herakles“. Das letztere Gedicht ist vom Schiller'schen Geist beseelt, aber wol mit zu lebhaften Anklängen an einzelne Gedichte des Meisters. Das Gedicht „An die Transscendenten“ hat dieselben Gedankengänge wie die erste Canzone. Es folgt dann eine Reihe von Familiengedichten, welche warme und schlichte Pietät athmen: der gestorbenen Schwester, der Mutter, den Kindern sind Gesänge gewidmet, an welche sich ungezwungen eine poetische Grabschrift auf Ernst Keil anschließt, der in seiner „Gartenlaube“ ja stets ein Herbergsvater der Familienpietät gewesen. Zu Vergleichen mit dem Nornenlied in Wilhelm Jordan's „Nibelungen“ fordert der „Gesang der Nornen“ heraus mit der Refrainstrophe:

Wir hangen und schweben
Hoch über dem Leben.
So Wiege wie Grab,
So Sorgen wie Hoffen,
Wir fügen es all'.
Drum was euch betroffen,
Ertraget es groß!
Wir werfen das Los:
Beginnen und Enden,
Wir halten's in Händen —
Es stehet bei uns.

In großartigem Prophetenstil sind die trochäischen Tetrameter „In der Metropole“ abgefaßt, eine freie Umschreibung der gewaltigen Hymne:

Dies irae, dies illa
Solvet saeclum in favilla.

Wie pomphaft klingen die Schlußverse:

Lodre, ob auch unverstanden, Seele, deinen Flammenhader!
Schwelle, heiße, ungestüme, grimmdurchströmte Zornesader!
Hand, o Hand, die Muskeln stähle, an das Schwert, das müß'ge, schlage,
Und, mein Herz, den Weltenlenker nach dem Tag der Sühne frage!
Denn ein großer Tag muß kommen, der die Schuld'gen treibt zu Paaren:
Weh! dann nahen Krieg und Aufruhr sich mit schmetternden Fanfaren;
Blutig widerstrahlt der Himmel wie von jähem Weltenbrande;
Völkertodtschlag, wüst und ehern, schreitet schrecklich durch die Lande;
Wechselmord schlägt Sohn und Vater; Städt' und Dörfer stehn in Flammen,
Und in donnernder Vernichtung stürzt des Staates Bau zusammen,
Und mit Lastern kämpfen Laster, und die Menschlichkeit heißt Schwäche,
Und die Wollust führt das Scepter, und der Tod bezahlt die Zeche,
Und auf Trümmern — ach, ein bleicher Triumphator sondergleichen —
Sitzt der Wahnsinn, höhnisch lachend — und der Rest sind Schutt und Leichen.

Die „Kleinigkeiten“ enthalten manchen geflügelten Gedanken; doch spitzt sich das Gnomische nicht epigrammatisch scharf genug zu.

Der Abschnitt „Lieder“ zerfällt in „Bilder und Gestalten“ und „Stimmungen und Reflexionen“; sowol das Anschauliche wie das Betrachtende wiegt in ihm vor: ansprechend sind die „Mädchenbilder“ und die „Lieder vom Strande“. Das eigentlich Liederartige, der kurzathmige Ausdruck intensiver Empfindung, wird von dem Dichter nicht immer getroffen, obschon er das ästhetische Gewissen besitzt, um den entsprechenden Charakter des Liedes anzustreben: doch eine scharf ausgesprochene Begabung verweist ihn auf die höhern Gattungen der Lyrik:

gerade in diesen, die heute selten die wünschenswerthe Pflege finden, bewährt sich sein Talent in erfreulicher Weise: ernst, schwunghaft in der Form, bedeutend im Inhalt.

3. Die Lieder und Sprüche des Omar Chajjâm, verdeutscht von Friedrich Bodenstedt. Breslau, Schletter. 1881. 8. 6 M.

Die Sprüche und Gesänge des persischen Weisen, mit dem uns hier Friedrich Bodenstedt bekannt machen will, hat schon Graf Friedrich von Schack einmal deutscher Dichtung mit schönem rhythmischen Vollklang angeeignet. Dieser Omar Chajjâm, der auf begabte deutsche Dichter solche Anziehungskraft ausübt, ist kein leichtlebiger Hafis, der einer epikuräischen Lebensweisheit huldigt; er ist ein tiefsinniger Dichter, der schon als der erste Astronom seiner Zeit mit der Wissenschaft des Kosmos vertraut und darauf hingewiesen war, dessen Räthsel zu ergründen. Bodenstedt sagt:

So viel steht fest, daß viele der Verse des Omar Chajjâm, welche nicht in localen Beziehungen wurzeln, ebenbürtig verdeutscht und unbefangenen Hörern ohne Nennung des Dichters vorgetragen; eher würden für neuentdeckte Goethe'sche Verse genommen werden als für diejenigen eines alten Persers, der achthundert Jahre vor uns lebte und doch schon damals auf einer Höhe der Weltanschauung stand und so tiefe Blicke in die Natur that, als ob er alle Resultate und Hypothesen unserer philosophischen Speculation und modernen Naturwissenschaft mit prophetischem Geist vorausgekannt hätte. Schon hierdurch ist er unter den persischen Dichtern eine ebenso merkwürdige Erscheinung wie Lucrez unter den römischen Dichtern.

Der persische Dichter verkehrte am Hofe Malek-Schah's als Gelehrter; er wurde wahrscheinlich um die Mitte des 11. Jahrhunderts in einem Dorfe bei Nischapur in der Provinz Chorassan als Sohn eines Zeltmachers geboren, trieb eine Zeit lang das Gewerbe seines Vaters, studirte dann in Nischapur, erhielt später durch Vermittelung eines einflußreichen Jugendfreundes eine Pension vom Könige und brachte dann sein Leben als Zeltmacher und später auch als Lehrer an der Hochschule von Nischapur hin, oft verfolgt von den Gläubigen, die ihn der Blasphemie anklagten, aber stets von dem Schah beschützt. Mit zwei Jugendfreunden hatte er einen Bund geschlossen; das Kleeblatt hatte sich gegenseitige Förderung für das ganze Leben gelobt. Der eine derselben wurde Großvezir unter dem Titel Nisam-el-Mulk, was unserm heutigen Reichskanzler entspricht; der andere, Hassan-ben-Sfabah, wurde der berühmte Häuptling der Assassinen, „der Alte vom Berge", und unter den Dolchen seiner Anhänger fiel sein Jugendfreund, der seldschukische Premierminister, und dann der König selbst, der gegen Hassan ins Feld gezogen war.

Die Gedichte Omar Chajjâm's wurden erst nach seinem Tode gesammelt; die erste gedruckte Sammlung, der „Rubayat", erschien 1836 in Kalkutta; in Deutschland und Frankreich vorhandene Handschriften enthalten 158 bis 516 Rubayat.

Deutsche Gelehrte und Dichter wie Hammer und Rückert haben Omar Chajjâm den persischen Voltaire, einen zaubervollen Dichter genannt, einige Engländer den „König der Weisen", das „Wunder seines Zeitalters"; man hat sich darüber gestritten, ob er ein Skeptiker oder Mystiker sei: jedenfalls war er ein orientalischer Freidenker, der sich gegen das Grunddogma des Korans und der in ihm wurzelnden Weltanschauung, den Fatalismus, wendete:

O du, der nichts zu thun mit Sünden hat,
Sag' dem, der Einsicht, dies zu künden, hat,
Wie dumm die Schicksalslehre, die dich selber
Als Quell des Uebels zu begründen hat!

Und:

Du hast mich geschaffen aus Wasser und Erde — was kann ich dazu?
Du schufst alles, womit ich bekleidet werde — was kann ich dazu?
All mein Gutes und Böses hast du vorausbestimmt:
Ob und wie ich nun Leib und Seele gefährde — was kann ich dazu?

Dadurch tritt der persische Dichter unserer Weltanschauung näher als viele andere östliche Poeten.

Bodenstedt, der sich so angelegentlich mit dem persischen Dichter beschäftigt hat, spendet ihm natürlich das reichste Lob:

Der Dichter ist unerschöpflich an Gedanken von neuem Gepräge, schlagenden Gleichnissen, witzigen Einfällen und überraschenden Wendungen. Ein klares Forscherauge, das immer den Kern der Dinge sucht, ein erleuchteter Geist, der doch immer nach mehr Licht verlangt, ein scharfer Verstand, der die gewöhnlichen Schulausdrücke unzulänglich findet, um das Ungewöhnliche zu bezeichnen, tiefes Gefühl und Liebe zur Wahrheit vereinen sich in ihm mit einer so lebhaften wie reichen Phantasie, die ihn befähigt, die Klarheit seiner Gedanken im Spiegel des Bildes eindringlich anschaulich zu machen. Darum findet man in seinen Versen weder eine Phrase noch ein Flickwort. Daß es übrigens darin an dunkeln Ausdrücken nicht fehlt, zu deren Erklärung das Lexikon nicht ausreicht und über welche die Gelehrten streiten können, versteht sich, auch abgesehen von den Irrungen der Abschreiber, wol von selbst bei einem Dichter, der acht Jahrhunderte vor uns gelebt hat. Hier ist der kritischen Forschung ein weiter Spielraum geboten und eine der dankbarsten Aufgaben gestellt, denn kein denkender Kopf wird sich ohne reichen Gewinn in das Studium des Omar Chajjâm versenken.

Im großen und ganzen mag man mit diesem begeisterten Lob des Dichters übereinstimmen, wenn auch die atomistische Form der orientalischen Weisheit, dieser beständige Tropfenfall der Vers- und Gedankenfontaine, hin und wieder etwas eintönig wirkt. Auch haben nicht alle Sprüche die gleiche Prägnanz, wohl aber gehen sie alle aus dem gleichen Kern der Gesinnung und der Weltanschauung hervor.

Der erste Abschnitt besingt die „Gottheit des Dichters", während sich der zweite mehr oder weniger polemisch gegen die „Gottheit des Koran" wendet. Gott ist dem Dichter das höchste Ziel und Streben, ist ihm theuerer als das Licht der Augen, Seele und Leben:

Kein Herz hat ohne dich ein wahres Leben,
Kein Lichtgeist, der nicht gänzlich dir ergeben,
Und ob du dich auch selbst um niemand kümmerst,
Strebt jeder doch, zu dir sich zu erheben!

Dem vollsten Vertrauen auf die Gnade Gottes gehen doch leise Klagen über die Räthsel des Lebens zur Seite:

Wenn du mich anfangs bestimmtest, mich selbst zu erkennen,
Warum triebst du mich dann, von mir selbst mich zu trennen?
War's dein Wille, mich zu verlassen, nicht von vornherein,
Warum in den Wirrwarr der Welt warf mich dein Zorn herein?

Du gabst uns Triebe, die uns gewaltsam treiben,
Und befiehlst uns, wir sollen enthaltsam bleiben.
Durch diesen zwiespältigen Zustand
Kommen wir Armen zu keinem Ruhstand.
Es ist uns in unsrer Noth,
Als heischte dein Gebot,
Einen vollen Weinkrug umzukehren
Und doch ihm, auszufließen, zu wehren.

Die Polemik gegen den Koran richtet sich nicht blos gegen den blinden Schicksalsglauben, auch gegen verschiedene dogmatische Ueberlieferungen, wie gegen den Glauben an die Hölle:

Man behauptet, daß eine Hölle sei,
Und kommt zu mir und droht damit.
Ich halte die Hölle für Narretei,
Drum hab' ich keine Noth damit.
Denn gäb' es wirklich ein solch Verließ
Für der verliebten Trinker Heer,
So wäre morgen das Paradies
Wie meine hohle Hand so leer.

Ferner richtet sich eine Menge von Sprüchen gegen das Verbot des Weins:

Den Koran in der einen, den Becher in der andern Hand,
Sind wir bald dem Erlaubten, bald dem Verbotnen zugewandt,
Sind weder ganze Ketzer, noch ganz des wahren Glaubens voll;
Sodaß der Himmel selber nicht weiß, wie er es nehmen soll.

Man sagt, es gibt ein Paradies voll Huris, Honig und Wein;
Doch was erlaubt im Himmel ist, muß es auch auf Erden sein.
Sind Wein und schöne Frau'n das Ziel, wohin wir dereinst gelangen,
Worin besteht die Schuld, daß wir schon hier danach verlangen?

Die ketzerische Verherrlichung des Weintrinkens, welche ja auch die Seele der Hafisischen Gedichte ist, findet sich besonders in dem neunten Buche: „Der Dichter beim Pokale" und im siebenten Buche: „Der Dichter und seine Gegner". Abendländische Poeten dichten ihre naiven Weinlieder ohne jeden polemischen Hintergedanken; die persischen Sänger können sich dieser reinen Freude nicht hingeben; sie müssen sie sich erkämpfen, indem sie sich gegen das Verbot der „schwarzen Kutten" zur Wehr setzen; solchen Geist der Rebellion gegen die Satzung athmen alle ihre Trinklieder, und dieser Trotz führt dazu, selbst das Uebermaß der Trunkenheit zu verherrlichen. „Seit ich athme", sagt der Dichter, „bin ich keinen Augenblick nüchtern gewesen"; dann will er wieder mit narcissenäugigen Schönen sechzig Gläser leeren; es ist viel Renommage in den Weinliedern, und an der Freigeisterei, die sich in den folgenden Zeilen ausspricht, wird auch nicht jedermann Gefallen finden:

Wir haben uns den Weinkrug zum Betpult erlesen,
Denn der Wein erst schafft menschenwürdiges Wesen,
Und im Weinhaus nur ist Ersatz zu sehn
Für die Zeit, verloren in den Moscheen.

Am werthvollsten erscheinen uns die Abschnitte, unter welche Bodenstedt die mehr philosophischen Gedanken des Dichters geordnet hat, denen die polemische Wendung gegen die Satzungen der Dogmatik und das Heuchlerwesen fehlt; es sind dies: „Schein und Wesen", „Die Grenzen der Erkenntniß", „Schicksal und Freiheit", „Welt und Leben". Diese Abschnitte enthalten viele tiefsinnige Aussprüche, welche an abendländische Philosopheme anklingen. Bodenstedt sagt mit Recht in der Einleitung:

„Der Schein der Dinge" und „die Welt des Scheins", auf welche Omar Chajjâm immer zurückkommt, sieht der Kant'schen Erscheinungs- und der Schopenhauer'schen Vorstellungswelt so ähnlich wie ein Ei dem andern; nur hat er für die metaphysischen Begriffe des Dings an sich und des Willens erhabenere Ausdrücke: sie sind ihm das selbstbewußt Göttliche, die Wirklichkeit im Scheine, der Urquell alles Lebens und Geistes, das Bleibende im Vergänglichen.

Wir theilen eine kurze Anthologie aus diesen Abschnitten mit:

Jetzt, wo noch mein Aug' und Odem auf den Schein der Dinge stößt,
Scheint mir, wenig Lebensräthsel geb' es, die ich nicht gelöst;
Doch mich gründlich prüfend sind' ich an der Summe des Erkennens:
Was mir klar im dunklen Leben wurde, ist nicht werth des Nennens.

Gerechtigkeit ist die Seele der Welt,
Die das Weltall als Körper zusammenhält.
Die Engel dienen als Sinne nur,
Und alle sonstige Creatur,
Sammt Urstoff, drin alles sich auflöst wieder,
Bildet des Weltenleibes Glieder.
Das ist das ewige Eins im All,
Und alles andre Trug und Schall.

Keiner hat noch das ewige Dunkel des Werdens durchdrungen,
Keinem ist je ein Schritt hinaus aus sich selber gelungen;
Wissen der Weisen wie Thoren,
Ganz unzulänglich ist alles,
Was eine Mutter geboren,
Ganz unzulänglich ist alles.

O Schicksalsrad, dein Rollen ist Verderben,
Das Herrlichste und Schönste läßt du sterben;
Grausamer als die Erde noch bist du,
Die so viel Schätze deckt mit Erde zu!

Ja, wir sind der ganzen Schöpfung Zweckbegriff und höchstes Ziel,
Sind der Stern im Aug' des Geistes, drauf das Licht des Himmels fiel;
Einem Ringe zu vergleichen ist die Welt, und zweifelsohne
Bilden wir auf diesem Ringe das Gepräge mit der Krone.

Diese Proben beweisen auch die Gewandtheit und Virtuosität, mit welcher der Sänger des Mirza-Schaffy diese Gedichte unserer Sprache angeeignet hat; er erklärt, daß er dabei sich manche Freiheit habe nehmen müssen, um dem Sinne des Originals treu zu bleiben und dieselbe Wirkung dem Genius unserer Sprache gemäß zu erzielen, wie der Perser sie dem Genius seiner Sprache

gemäß erzielt. Dafür zeichnen sich diese Uebertragungen auch durch die liebenswürdige Ungezwungenheit aus, welche der Bodenstedt'schen Muse eigen ist, durch eine gewisse graziöse Lässigkeit, welche die Pointen nicht mühsam zusammentüftelt, sondern wie die Schlußperlen eines dichterischen Rosenkranzes anmuthig bequem aus den Händen gleiten läßt.

Rudolf von Gottschall.

(Der Beschluß folgt in der nächsten Nummer.)

Neue deutsche Dramen und Lustspiele.

Trotz aller Misgunst und trotz aller Hindernisse rieselt die dramatische Quelle unaufhaltsam weiter, und läßt sie sich momentan von unberufenen Händen trüben, sie klärt sich doch wieder auf und versiegt nicht.

Eine Studie, oder richtiger ein Versuch mit der dramatischen Form ist:

1. Amalasuntha. Historisches Trauerspiel in fünf Aufzügen von Karl Wörle. Barmen, Inderau. 1881. 8. 2 M.

Ein Stück blutdunkler, der Dämmerung grauer Vorzeit entnommener Geschichte in die dramatische Form gezwängt, die nüchternste Prosa gewaltsam in die rhythmische Gangart gebracht, ohne das Vermögen, ihr dramatisches Leben und Poesie zu verleihen: das ist Wörle's Trauerspiel „Amalasuntha".

Wenn ein Dichter in jene theils unbekannte, theils für die Gegenwart interesselose Geschichtsperiode zurückgreift, um daraus seine dramatischen Stoffe zu holen, so muß er dieselben zu beseelen, uns näher zu führen wissen, so muß er ihnen jene Größe und Unmittelbarkeit verleihen, die erforderlich sind, um Schauer und Hörer zu packen und hinzureißen, so muß er selbst die grause Blutthat zu adeln verstehen und in das geplante Verbrechen einen Entschuldigungsgrund zu legen wissen.

Das alles vermissen wir in diesem Trauerspiel, dessen Titelheldin nicht aus der Passivität herauskommt, und dessen Heldinnen und Helden Größe, Kraft und Leidenschaft gänzlich fehlen. Amalberga sowol wie Theodahad sind kleinliche, erbärmliche Charaktere, boshafte Creaturen im gewöhnlichsten Sinne des Worts. Der Wille des Verfassers ist gut, aber darüber hinaus hat das dichterische Vermögen nicht gereicht. Da jedoch „Amalasuntha" kaum das Licht der Bühnenlampen erblicken wird, so wollen wir sie als Versuchsstudie gelten lassen. Vielleicht kommt die Zeit, wo uns der Verfasser Besseres zu bieten vermag.

Alle Anzeichen eines Erstlingsversuchs trägt:

2. Bar Kochba, der letzte König der Juden. Tragödie in fünf Aufzügen von Eduard Banner. Wien, Rosner. 1880. 8. 2 M.

Die monarchische Gesinnung der Juden ist uns schon aus dem Alten Testament zur Genüge bekannt und zweifellos; aber selbst der am meisten monarchisch gesinnte Jude würde sich diesen Bar Kochba, der obendrein nicht einmal ein geborener Jude ist, nicht als König gefallen lassen. Die ganze Tragödie ist ein wüstes Durcheinander; alle Accorde der poetischen Tonleiter werden angeschlagen, aber keiner klingt rein und voll aus; die Versfüße stolpern wirr durcheinander und tragen die mit modernen Anschauungen verquickten, der Logik baren Gedanken stammelnd, taumelnd vor, bis endlich die blutige Tragödie ihre Helden im Blute ertränkt. Dennoch sind unverkennbare Spuren von dramatischem Talent und von Poesie in dem Werke enthalten, die für die dichterische Befähigung des Verfassers sprechen, einzelne Geistesblitze zucken leuchtend daraus empor. Irren wir in unserer Anschauung nicht, daß „Bar Kochba" ein Erstlingsversuch ist, so dürfen wir von dem Verfasser, wenn er zu Ruhe und Klarheit sich durchgerungen und in das Stadium der Reife seines Talents getreten ist, gelungenere Schöpfungen erwarten. Dann wird er ohne Zweifel lebhaft bedauern, diesen „letzten König der Juden" in die Welt geschickt zu haben.

Zu dicht an die Novelle streift:

3. Das Stammschloß. Schauspiel in fünf Aufzügen von Andreas May. München, Th. Ackermann. 1881. 8. 1 M.

Es ist die alte, schon so oft wiederholte und variirte Geschichte: zwei sich feindlich gegenüberstehende Familienväter, deren Kinder sich lieben. Es gehört eine geschickte Erfindungsgabe und viel poetische Zuthat dazu, um diese Geschichte noch interessant zu machen und ihr den Reiz der Neuheit zu verleihen; beides vermissen wir in dem „Stammschloß" gänzlich, das aus Novellenmotiven in der nüchternsten Weise zusammengefügt ist. Hat sonach das Schauspiel keinen poetischen, so hat es doch einen tüchtigen moralischen Kern; es ist auch bis zu einem gewissen Grade unterhaltend, aber es rührt und erschüttert nicht und dürfte sich wol nur eines vorübergehenden Bühnenlebens freuen, wenngleich auch an seiner Bühnenwirksamkeit nicht zu zweifeln ist.

Dasselbe gilt von dem Stück desselben Verfassers:

4. Die Heimkehr. Schauspiel in vier Acten von Andreas May. München, Th. Ackermann. 1881. 8. 1 M. 60 Pf.

Der Inhalt dieses Schauspiels erhebt sich an keiner Stelle über die allergewöhnlichste Unterhaltungslektüre; kein originaler Gedanke tritt daraus hervor und weckt auch nur momentane Begeisterung. Die Motive sind veraltet und in der oberflächlichsten Weise verarbeitet, von seelischen Kämpfen ist nirgends die Rede, und der eigentliche Bösewicht treibt sein Wesen nur hinter den Coulissen. Kein Herzens- oder Gewissensconflict, keine aus dem ungestümen Drange der

Leidenschaft hervorbrechende That, weder im Guten noch im Bösen; das Laster erbricht sich hinter der Scene, und die hausbackene Tugend setzt sich gemüthlich zu Tische. Die Charaktere entbehren der Originalität und Vertiefung, und der Handlung fehlt alles Interessante. Doch ist die scenische Mache nicht ungeschickt, und so dürfte auch dies Schauspiel sein Publikum finden.

Nicht mit einem deutschen Drama, sondern mit einer Uebersetzung aus dem Französischen haben wir es zu thun in:

5. Die Abenteurerin. Schauspiel in vier Acten von Emil Augier. Deutsch von Albrecht Graf Wickenburg. Wien, Rosner. 1880.

Den Mittelpunkt des Dramas bildet ein gefallenes Weib, über deren Vergangenheit wir jedoch außer flüchtigen Andeutungen wenig erfahren. Doch muß ihre Vergangenheit eine sehr dunkle sein, da sie, die Heldin des Stücks, sich Hals über Kopf in die Arme eines alten Mannes werfen will, um sich daraus zu retten. Dieser Mann, Monte-Prado, ist durch Clorinda's Koketterie so bezaubert, daß er alle Warnungen in den Wind schlägt, ja sich nicht scheut, seine eigene Familie ins Unglück zu stürzen, um nur Clorinda zum Weibe zu gewinnen. Clorinda abenteuert mit einem brutalen Burschen in der Welt herum, der als ihr Bruder, ihr Schutz und Hüter gilt, im Grunde aber eine weit weniger ehrenvolle Stellung einnimmt. Sie bezeichnet ihr Verhältniß ziemlich offen:

> Ich will ein Theil von etwas Festem endlich,
> Kein Spielzeug mehr des Zufalls sein ... ich will,
> Will meinen Rang im Kreis ehrbarer Frauen,
> Im Kreise jener Mütter, jener Schwestern,
> Die ein Geheimniß für uns Aermste sind,
> Die wir allein durch den Respect nur kennen,
> Mit dem sie unsre Buhler vor uns nennen.

Sie sehnt sich, ein Leben abzuthun, das sie anzuekeln beginnt, und einen Genossen los zu werden, der sie tyrannisirt und der ihr deshalb lästig geworden ist. Diesem Ziel ist sie nahe, als der Sohn Monte-Prado's, Fabrizio, nach langer Abwesenheit nach Hause kehrt, unerkannterweise das mit seinem Vater gespielte verhängnißvolle Spiel Clorinda's durchschaut, diese im letzten Augenblick entlarvt und sich dann erst zu erkennen gibt. Die Abenteurerin verschwindet, nachdem sie sich von ihrem Spießgesellen getrennt; doch mit der Reue ist gleichzeitig die Liebe zu Fabrizio in ihr Herz gezogen, der auch seinerseits Aehnliches für sie empfindet. Er gibt dieser Empfindung in den Worten Ausdruck:

> Der einz'gen wahren Liebe sinn' ich nach,
> Der ich auf dieser Welt begegnet.

Dadurch hat der Schluß wehmüthige schöne Färbung erhalten. Ueber die geschickte Mache des Schauspiels verlieren wir kein Wort, dafür spricht der Name des Dichters, doch fehlt dem gewählten Stoff ein fesselnder Reiz. Die Charakterzeichnung ist gut, die Diction poetisch und prägnant, aber wir zweifeln daran, daß dieses Stück eine Bereicherung des Repertoire der deutschen Bühne abgeben wird, weil auf gleichem Gebiet deutscherseits Würdigeres und Besseres geboten wird.

Zu den guten bürgerlichen Schauspielen zählt:

6. Rolf Berndt. Schauspiel in fünf Acten von Gustav zu Putlitz. Berlin, Paetel. 1881. 8. 3 M.

Ueber dieses Schauspiel sind die kritischen Acten geschlossen, sodaß uns kaum etwas Neues zu sagen übriggeblieben ist; an einem so bewährten Meister auf dramatischem Gebiet möchten wir uns nicht gern die kritischen Rittersporen verdienen. Die Handlung des Stücks ist interessant und vor allen Dingen gut deutsch, wenn auch ein wenig nüchtern und leidenschaftslos. Ueber die verhängnißvolle Schlüsselgeschichte ist schon des Breitern gesprochen worden, sie muthet in der That seltsam an. Es ist schwer zu glauben, daß ein Mann von dem Stande und mit den Charaktereigenschaften, wie sie Graf Eberhard besitzt, sich zur Nacht in das Zimmer einer Dame, die er einst geliebt und die er hochachtet, einschleichen werde, um sie vor dem Manne zu warnen, den sie liebt und dem sie anverlobt ist. Daß er den guten Ruf der Dame dadurch aufs Spiel setzt, müßte ihm unzweifelhaft sein, und vor allen Dingen müßte er sich doch die Ueberzeugung verschaffen, daß Rolf Berndt wirklich der Verbrecher ist, vor dem er sie warnen will. Einen derartigen verhängnißvollen Schritt kann nur Leidenschaft entschuldigen; aber gerade diese fehlt. Doch hiervon abgesehen, ist die Tonart dieses Schauspiels eine ruhige, schöne, der eben nur hier und da eine etwas leidenschaftlichere Färbung mangelt. Das Stück hat einen soliden, gesunden Kern, die Handlung ist interessant und bis zu einem gewissen Grade spannend, alle Charaktere sind vortrefflich gezeichnet, nur vermögen wir an die jähe Besserung der Frau Berndt nicht recht zu glauben und fürchten, daß sie rückfällig werden wird. Die Diction ist geistvoll und elegant. Jedenfalls gehört „Rolf Berndt" zu den Dramen, die eine dauernde Bereicherung des Repertoire jeder bessern Bühne bilden, denn es ist die werthvolle Gabe eines wahren Dichters.

Ein nicht ohne scenisches Geschick gearbeitetes Drama ist:

7. Karl der Große. Dramatisches Gedicht in fünf Acten von Louis Nötel. Wien, Rosner. 1880. 12. 3 M.

Allerdings ist es in dem dramatischen Stil von Redwitz' „Philippine Welser" geschrieben; süße Lektüre für den Büchertisch einer sentimentalen Dame ist dieser „Karl der Große". Vor allen Dingen fehlt sämmtlichen Helden des Dichters — und er führt uns deren eine ganze Reihe vor — naive Unmittelbarkeit und Lebensmark, Leidenschaft und Größe. Das sind nicht die kühnen, stolzen Paladine, die gewaltigen Recken, die sich um den Thron Karl's des Großen reihten und uns durch Sage und Geschichte weltbekannt sind, das sind nachgedichtete Schwächlinge, die nur die Maske der Kraft vorgenommen haben. Dieser docirende Karl der Große sowol wie dieser philosophirende Wittekind haben an den Brüsten unserer modernen

Bildung gesogen und mit ihren Urbildern nichts als die Namen gemein. Der Dialog ist oft von ermüdender Breite, die Sprache ohne Schwung und zündendes Pathos, geschraubt und aufgebauscht. Der sentimentale Schluß fällt ganz aus dem historischen Rahmen und bietet weder Stärkung noch Erhebung. So wie in den nachstehenden Versen spricht kein Karl der Große:

Geendet ist die schreckensvolle Zeit,
Vorbei die Noth, vorüber Kampf und Streit.
Und mit der Abendglocke letztem Schlag
Beginnt des deutschen Reiches erster Tag.
Ein Volk, das dankbar dieses Tages denkt,
Erinnrung ihm in fernster Zeit noch schenkt
Und, bis der letzten Stunde Sand verrinnt,
Von Karl dem Kaiser spricht und Wittekind!

Das ist überhaupt keine dramatische Diction. Dennoch sind der Fleiß, mit dem das Werk gearbeitet, das scenische Geschick des Verfassers lobend anzuerkennen. Einzelne Scenen müssen von ebenso großer als schöner Wirkung sein. Trügen die handelnden Personen unbekannte Namen, so könnte man das Gedicht in die Kategorie der romantischen Dramen rubriciren, da zudem die Romantik darin herumirrlichterirt und in der Liebe Karl's des Großen zu Wittekind's Schwester Gersuinda scharf in die Erscheinung tritt. Einen dauernden Platz wird sich dieser „Karl der Große" kaum erobern auf den Bretern, welche die Welt bedeuten.

Wenig der Bezeichnung Komödie und noch weniger dem gewählten Titel entspricht:

8. Der deutsche Michel. Komödie in vier Acten von Louis Nötel. Wien, Rosner. 1880. 8. 3 M.

Wenn dieser Hans Michel von Obentraut in Wahrheit das Prototyp des deutschen Volks wäre oder doch sein sollte, so hätte das deutsche Volk wenig Ursache, sich bei dem Dichter für die Schöpfung dieser Figur zu bedanken, wenngleich dieselbe auch einige gelungene und gute Züge enthält. Die Bezeichnung: Deutscher Michel, hat ihre Berechtigung verloren, und damit ist auch das Interesse daran geschwunden. Seiner abgethanen Schwächen und lächerlichen Seiten schämt sich jeder und will nicht gern daran erinnert sein, selbst wenn es mit der edelsten und besten Absicht geschieht. Das Verwechseln der Tochter mit der Mutter beim ersten Anblick nach einer langen Flucht von Jahren, der Kathrein mit der Katharina, ist unwahrscheinlich, und das Verlieben in die Tochter angesichts der ehemals geliebten Mutter widerwärtig. Dadurch erhält der biedere Charakter Obentraut's eine bedenklich dunkle Schattirung, die uns die ganze Figur unsympathisch macht. Ueberhaupt streift vieles in dem Stücke dicht an die Caricatur, auch fehlen ihm Witz und leichter Fluß der nicht einmal interessanten Handlung. Der Verfasser besitzt ausgesprochenes dramatisches Talent und scenisches Geschick, wie die Composition der Komödie und einzelne wohlgelungene Charakterzeichnungen bezeugen; aber es tritt uns aus diesem „Deutschen Michel" noch viel Unreifes und Unfertiges entgegen, was der letzten Sichtung und der Feile bedarf.

Daß auch ein Dichter von Talent und Beruf Fehlgriffe machen kann, bezeugt:

9. Aus'm gewohnten Gleis. Posse mit Gesang in fünf Abtheilungen von L. Anzengruber. Wien, Rosner. 1880. 8. 2 M. 40 Pf.

Das Gebiet des Volksstücks im wahrsten und besten Sinne des Worts ist das Feld für Anzengruber's dramatische Thätigkeit; hier reifen und gedeihen seine Segensfrüchte, aber nicht auf dem Sumpfboden der Posse, auf dem er die Concurrenz mit weit untergeordnetern Talenten nicht bestehen kann und sich selbst schädigt. Man vermag den plumpen witzlosen Dialog, die nach Form und Inhalt verunglückten Couplets dieser Posse nur schwer in Zusammenhang mit dem Namen Anzengruber zu bringen und bedauert aufrichtig den wackern Dichter, einen solchen Fehltritt vor der Oeffentlichkeit gemacht zu haben. Ob die Posse Lebensfähigkeit für die Bühnen Oesterreichs besitzt, vermögen wir weder zu bejahen noch zu verneinen; für das übrige Deutschland ist sie ein todtgeborenes Kind, und zwar zum Vortheil für Anzengruber's Dichterruf.

Von Talent für das Lustspiel zeugt:

10. Der Eisbär. Ein Lustspiel in drei Aufzügen von Eugen Reichel (Eugen Leyden). Wien, Rosner. 1880. 8. 2 M. 40 Pf.

Der ohnehin nicht gerade interessante Stoff ist für sich allein zu unbedeutend, um drei Acte genügend auszufüllen, er bedarf pikanterer Ingredienzen, um das Interesse anzuregen und wachzuhalten. Auch sind die Motive schon zu sehr verbraucht und dabei nicht fein genug verarbeitet. So in der großen Scene des zweiten Acts, die obendrein von ermüdender Länge ist und der pikanten geistigen Würze ermangelt. Doch ist die Composition im ganzen recht geschickt, auch der Dialog nicht ungewandt und ziemlich frisch. Jedenfalls spricht aus dem Lustspiel ein gebildeter Geist, und es darf berechtigten Anspruch erheben, die deutsche Bühne zu beschreiten.

Eigentlich nur eine lose Scenenreihe bietet:

11. Josef Lanner. Original-Genrebild in sechs Abtheilungen mit Gesang von Fr. von Radler. Musik nach Lanner'schen Motiven von Gethove-Grünecke. Wien, Rosner. 1880. 8. 2 M. 40 Pf.

Von einer geschlossenen dramatischen Composition kann bei einer derartigen Posse keine Rede sein; sie ist übrigens ziemlich harmlos und nicht ohne Witz und Humor. Auch ist der Stoff zu localer Natur, um außer Oesterreich Wirkung zu erzielen; und da ein Uebertragen in das Hochdeutsche diesem Genrebild seine Eigenthümlichkeit rauben würde, ohne uns Norddeutschen sympathisch zu werden, da ein derartiges Opus überhaupt keiner strengen Kritik untersteht, so wollen wir ihm seine Berechtigung nicht bestreiten und seine kurze Daseinsfreude gönnen.

Ein unterhaltender Lückenbüßer ist:

12. Die Hochzeitsreise nach Heidelberg. Lustspiel in einem Aufzuge von Karl Caro. Wien, Rosner. 1880. 8. 1 M. 20 Pf.

Die Handlung streift allerdings stellenweise an das Unwahrscheinliche, aber sie ist lustig, sogar oft übermüthig keck, der Dialog frisch und witzig, und das sind nicht zu unterschätzende Vorzüge. Das kleine Lustspiel ist dazu angethan, eine halbe Stunde in heiterer Weise zu unterhalten, und erfüllt somit seinen Beruf.

Fast dasselbe läßt sich sagen von:

13. Zwei Komödianten. Lustspiel in einem Aufzuge von R. Tyrolt und M. Loebel. Wien, Rosner. 1880. 8. 1 M. 20 Pf.

Das Stück ist nicht nur unterhaltend und pikant, sondern um seines Inhalts wegen interessant. Der Dialog ist elegant und reich an witzigen Pointen, besonders in der allerdings die Grenze des Wahrscheinlichen ein wenig überschreitenden Scene zwischen dem Fürsten Talleyrand und dem Schauspieler Potier; die Handlung ist zwar ein wenig keck, aber überraschend, und so wird auch dieser Einacter als gute Gabe von den Bühnen betrachtet und hingenommen werden.

Höhere Ansprüche an Zuschauer und Leser stellt:

14. Ein Abenteuer des Dauphin. Lustspiel in einem Act von Wilhelmine Gräfin Wickenburg-Almasy. Wien, Rosner. 1880.

Es ist ein sauber ausgeführtes Gemälde, den Sieg des geistigen Elements, der Anmuth und Liebenswürdigkeit eines mit wenig äußerm Reiz begabten Weibes darstellend, und zwar in ebenso überzeugender als fesselnder Weise. Freilich wendet es sich vorzugsweise an das denkende feinsinnige Publikum, es verlangt aufmerksame Schauer und Hörer, und darum wird es wol dem lauten Bühnenmarkt ziemlich fern bleiben. Unser hastig lebendes Publikum hat keine Zeit mehr zum Nachdenken übrig.

15. Phantasus. Ein Lustspiel von O. von Leixner. Berlin. (Manuscript.)

Das offenbar für eine berliner Künstlergesellschaft zu irgendeiner Jubelfeier gedichtete Festspiel ist schwungvoll und sinnig; um so mehr wären daraus einige rhythmische Härten, jedenfalls Correcturfehler, fortzuwünschen. Die Allegorien sind nur für die engen Kreise verständlich, für die es geschrieben worden ist, deshalb wird das große Publikum an der schönen Dichtung wenig Interesse nehmen. Wenigstens dürfte sie nur mit sehr wesentlichen Abänderungen für ähnliche Gelegenheiten zu verwenden sein.

Karl Nissel.

Zur Interpretation Homer's.

1. Aurea catena Homeri. Von Hermann Kopp. Braunschweig, Vieweg u. Sohn. 1880. Gr. 8. 2 M.

Der Leser würde sich gröblich irren, wollte er in der Schrift von Hermann Kopp: „Aurea catena Homeri", etwa eine vergleichende mythologische Untersuchung, anknüpfend an jene homerische Stelle Ilias VIII, 18, wo Zeus seine ungalante Drohung ausstößt, vermuthen. Nichts weniger als das, obwol Seite 23 ein kleiner Anlauf zu der möglicherweise mythologischen Bedeutung dieser Stelle genommen und der alte Heyne citirt, d. h. diese Stelle aus seinem Homer-Commentar in extenso angeführt und seiner naturalistischen Interpretation beigestimmt wird. Aber der Verfasser hat nicht mythologische Zwecke im Auge: seine Aufgabe war die eines Naturforschers, und zwar diesmal nicht eines solchen, der den Räthseln der Natur nachspürt, sondern vielmehr eines solchen, der sich in der Bücherei seiner Wissenschaft umsieht und einen curiosen Kauz von Verfasser, eben den Verfasser des Buchs von der „Aurea catena Homeri" gleich einem vigilanten Thorwächter zu inquiriren und auf Herkunft, Wanderbuch u. s. w. auszufragen beflissen ist. Wir wollen gleich beifügen, daß dieses Examen rigorosum in einem ganz absonderlichen Deutsch geführt wird; man lese beispielsweise gleich den ersten Satz der Abhandlung, welcher in funfzehn Zeilen mehr Stoff und Geist enthält, als ein Weiser bei zwei- oder dreimaliger Lektüre bewältigen kann. Item, das spielt sich jetzt wieder als Mode auf gegenüber einer jüngst grassirenden Sprachverflachung, welche in stets denselben Gleisen wandelte und so durchsichtig verständlich war, daß sie dem Leser gar nicht mehr imponirte. Nach der Ansicht vieler Gelehrten ist das also vom Uebel, und auch die Erforscher der Natur wollen sich, wie es scheint, nicht mehr mit den naturalia zufrieden geben. Vedremo. Es handelt sich hier um ein Stück des sogenannten hermetischen Geheimnisses, von dem in der zweiten Hälfte des vergangenen Säculums auch große Geister angesteckt waren, z. B. J. Wolfgang von Goethe, letzterer dazumal beeinflußt von dem bekannten Fräulein von Klettenberg (s. „Dichtung und Wahrheit" mit den Anmerkungen des hervorragenden Goethe-Kenners G. von Loeper, Theil 21 der bei Hempel erschienenen Ausgabe). Mannichfache Spuren dieser Beschäftigung finden sich in des Dichters „Faust", besonders in einzelnen Aussprüchen Mephisto's. Bei seinen Studien war nun Kopp eben das Buch von der „Aurea catena Homeri" zur Hand, so genannt, weil „les chimistes, qui ont cru trouver la pierre philosophale dans tous les grands auteurs, l'ont même cherché dans Homère, et c'est ce qui a produit ce livre". Es gab aber deren vielleicht mehrere und verschiedenwerthige, sinnvollere und unsinnige, immerhin so, daß eines derselben, schlechtweg „Aurea catena Homeri" genannt, das verbreitetste und geschätzteste war, wenn auch die letzte

Ausgabe (1781) unter dem Titel „Annulus Platonis" erschien. Das Buch wird nun vom Verfasser der vorliegenden Schrift seinem Inhalte nach zergliedert, und es fällt allerdings schwer, einzusehen, was denn wol unserm Goethe daran gefallen haben mochte. Sodann wird nach dem Autor des Buchs gefragt. Gewiß war er ein Glied des Rosenkreuzerbundes; wahrscheinlich hieß er Joseph Anton Kirchweger de Forchenbron und war aus Mährisch-Kroman, wobei es ziemlich gleichgültig sein kann, welches des Mannes Bundesname (ob Homerus? ob Herwerd?) gewesen ist. Goethe's Name genügt, um eine Untersuchung wie die vorliegende zu rechtfertigen, und da es heuer gerade hundert Jahre her sind, seit die letzte Ausgabe des besagten Buchs das Licht dieser Welt erblickte, so durfte um so eher auf seine Existenz aufmerksam gemacht werden. Kopp hat sich seiner Aufgabe mit deutscher Gründlichkeit und anmuthigen Beigaben eleganter Gelehrsamkeit entledigt, und fragt jemand, ob er seinen Zweck (d. h., um in des Verfassers Deutsch zu reden, sein Vorhaben, das Wesen jenes Bundes fortan „weniger unverständlich sein zu lassen") erreicht habe, so antworte ich, wiederum mit des Verfassers Deutsch, daß, „ob dies wirklich der Fall sei, keinerlei Zweifel bestehen kann".

2. Die Militärmedicin Homer's von H. Frölich. Stuttgart, Enke. 1879. Gr. 8. 2 M.

Der Verfasser — ein Arzt — hält es „für eine der höchststehenden Aufgaben der Geschichtsforschung: so weit irgend möglich, nachzuweisen, wie sehr von jeher die Menschenliebe innerhalb der Schlachten zum Ausdruck gelangt sei". „In die pelasgischen Horden mag wohl der Götterfunken der griechischen Cultur gefallen sein, und erst unter dem Zuströmen neuer kaukasischer Elemente aus Aegypten (Cecrops) mag die Civilisation feste Wurzeln (in Griechenland) geschlagen haben". Der Verfasser hat seinen Gegenstand, mit Angabe einer überreichen „militärmedicinischen Literatur über Homer", in die Hauptabschnitte gegliedert: „Verfassung des griechischen Heeres vor Troja", „Heeresergänzung", „Verpflegung und Gesundheitspflege", „Krankenpflege", „Schlußfolgerung auf die Berufsstellung Homer's". Der Dichter der „Ilias" war nämlich nach der Ansicht H. Frölich's Militärarzt im Sinne seiner Zeit. Es könne gar nicht bezweifelt werden, daß die Militärärzte seine Zunftgenossen sind, sintemal in der „Ilias" sich eine für den Leser beinahe störende Berichterstattung über die körperlichen Folgen von nicht weniger als 147 Verwundungen findet! Dazu komme die „wahrhaft staunenswerthe Richtigkeit der innern Beziehungen von Waffe, Treffsähigkeit, Verwundungsstelle und Tödlichkeit". Letzteres, nämlich Homer's genaue Kenntnisse der Anatomie, bildet leider auch ein Dogma vieler, ja der meisten Alterthumsforscher. Zwar wird Homer nicht so caprieiös gewesen sein, absichtlich gegen anatomische Thatsachen und Verhältnisse zu verstoßen; daß er aber mehr darüber gewußt oder zu wissen begehrt habe als irgendeiner seiner *nicht* medicinischen Zeitgenossen, bestreiten wir. Nicht ohne Erstaunen werden die Homer-Kritiker folgenden Passus lesen, der ein ganz neues Licht auf die Entstehung der „Ilias" zu werfen geeignet sein dürfte:

> Vom militärmedicinischen Standpunkte aus ist nichts gegen das Urtheil der meisten Geschichtsforscher über die Entstehungsweise der „Ilias" einzuwenden, nach welchem der Inhalt der letztern mit seinen ersten prosaischen Anfängen im Munde von Augenzeugen entstanden und dann von Mund zu Mund fortgepflanzt und verbreitet worden sei.

Ein neuer Standpunkt in der That, und keineswegs, wie der Verfasser meint, „das Urtheil der meisten Geschichtsforscher". Einiges indessen werden auch die Skeptiker und Zweifler unserm Verfasser glauben, z. B. daß Achilles „ebenfalls seiner Hauptthätigkeit nach Krieger gewesen sei", während alle Philologen ohne Ausnahme für etwas weniger dunkle Citate als „Ptol. Steph." III, 315 und gar „die Ausgabe der Achilleis des unter Domitian gelebt habenden P. Papinius Statius von Silva und Markland" (sic!) dankbar sein würden.

Immerhin ist die Schrift die Frucht eingehender Studien; alles Medicinische, was sich im Homer findet, ist sorgsam zusammengestellt, und es ist erfreulich, daß tüchtige Praktiker noch Muße finden, sich mit der Literatur des Alterthums eifrig zu beschäftigen.

J. Mähly.

Feuilleton.

Ausländische Literatur.

Von hohem Interesse und größter Wichtigkeit für die Geschichte des zweiten Kaiserreichs sind die „Mémoires de M. Claude, Chef de la Police de Sûreté" von Jules Rouff. Wenn das, was hier über den Kaiser, seinen Coup d'état und die nachherigen damit in Verbindung stehenden Ränke gesagt wird, wahr ist, so bringt ihm dieses Buch eine noch schlimmere Niederlage bei, als selbst Sedan sie ihm brachte: dies war eine militärische, hier ist es eine moralische der schlimmsten Art. Wenn Paris und die Franzosen insgesammt diese Enthüllungen lesen, werden sie sich die Augen reiben und Gott danken, daß sie eines solchen Regiments los und ledig sind, und es nie wieder zurückwünschen.

In Verbindung mit diesem Werke sei auch der neue Roman von Jules Vallés „Le bachelier" erwähnt, worin die Thorheiten der jüngern Republikaner vor dem Coup d'état mit einer wirklich bewundernswerthen Mischung von Satire und Bedauern, wie die „Saturday Review" sagt, geschildert sind; auch sei die Verabscheuung des Staatsstreichs, die ganz Frankreich jetzt zu fühlen vorgibt, die aber zur Zeit desselben auf einen sehr kleinen Bruchtheil beschränkt war, nie besser zum Ausdruck gekommen, noch dessen Grund — die Ohnmacht und Feigheit der Antiimperialisten selbst — klarer angedeutet worden.

— Das Hauptwerk der jüngsten französischen Literatur und ein wirkliches chef-dœuvre ist wiederum ein Erzeugniß

Victor Hugo's und zwar ein Werk im großartigen Stil und von ansehnlichem Umfang unter dem Titel „Les Quatre Vents de l'Esprit". Die zwei stattlichen Bände bestehen aus vier Abtheilungen: „Le livre satirique", „Le livre dramatique", „Le livre lyrique" und „Le livre épique". Abgesehen von der vergleichsweisen Schwäche der ersten dieser vier Gattungen — obgleich man dabei nicht des Dichters „Napoléon le Petit" vergessen darf — enthalten die übrigen drei Bücher Poesie, wie sie eben nur Victor Hugo hervorzubringen vermag, und von neuem erweist er sich auch hier wieder als der Fürst der lebenden Dichter.

— Aus der spanischen Literatur liegt uns ein in Neuyork erschienenes Erzeugniß derselben vor. Es ist „Ecos del Rin, Colleccion de Poesias alemanas", in Versen übersetzt von Francisco Sellen. Der Uebersetzer bietet hier eine Blumenlese von kleinern lyrischen Schöpfungen der hervorragendsten deutschen Dichter der Neuzeit bis auf Goethe und Schiller zurück und herab bis auf unsere Tage, in gelungener Wiedergabe in recht wohltönenden Versen, denen kurze Abrisse über das Leben der Dichter vorangehen. Auf die Zuverlässigkeit der Daten hin haben wir diese Biographien allerdings nicht alle geprüft, doch fiel uns die Angabe des Geburtsorts des Herausgebers d. Bl. in die Augen, der nicht in Königsberg, sondern in Breslau geboren ward. Von ihm sind übertragen: „En la Playa" („Am Strande", wie nicht der Dichter, sondern der Uebersetzer das Gedicht benennt) und „En el Café", beide in recht lobenswerther Weise. Unter andern erwähnen wir auch die Uebertragungen Heine'scher Lieder, wie besonders der „Lorelei", die, eine so schwere Aufgabe es sein mag, vorzüglich gelöst ist.

Aus der Schriftstellerwelt.

In Halle ist am 4. October Dr. Karl Gustav Schwetschke verstorben, ein thätiger Buchhändler und originieller Schriftsteller, der nicht blos den deutschen Musen gehuldigt, sondern auch durch seine lateinischen Schriften in Prosa und Vers sich als einen modernen „Humanisten" bewährt hat. Immer zeigte er in seinen Werken eine tüchtige Gesinnung. Er war geboren am 5. April 1804 in Halle, studirte hier und in Heidelberg, und war in die damaligen burschenschaftlichen Bestrebungen verwickelt. Von der Universität relegirt, wandte er sich ganz dem Buchhandel zu. Im Jahre 1848 wurde er ins Frankfurter Parlament gewählt, wo er mit der Kaiserpartei stimmte. Damals ließ er die „Novae epistolae virorum obscurorum" (1849) erscheinen, welche die äußerste Linke mit satirischer Schärfe geiselten. Als sich die Zeiten geändert hatten und die Reaction auf der ganzen Linie triumphirte, schrieb er die „Novae epistolae virorum clarorum" (1855), in denen er mit seiner satirischen Latinität die Häupter der Reactionsepoche heimsuchte. Wie ein rother Faden zieht sich durch sein schriftstellerisches und öffentliches Leben die Begeisterung für ein einheitliches deutsches Reich. Kein Wunder, daß seine Muse mit vollen Klängen das aufgehende und glorreich culminirende Gestirn Bismarck's feierte: „Bismarckias" (6. Aufl., 1870) und „Varzinias" (1870). Er hat überdies „Gedichte eines protestantischen Freundes" (1870) und kleinere deutsche und lateinische Sammlungen sowie sachwissenschaftliche Schriften zur Geschichte der Buchdruckerei u. a. veröffentlicht. Eine Sammlung seiner deutschen und lateinischen Schriften erschien 1864, sowie im Jahre 1878 seine „Neuen ausgewählten Schriften".

— In München starb am 13. October Eduard Martin Schleich, einer der beliebtesten Volksschriftsteller, welcher in seinem „Punch" anfangs gegen die klerikale Partei mit scharfer volksthümlicher Polemik sich wendete, dann eine Zeit lang die partikularistische Richtung vertrat gegenüber den preußisch-deutschen Einheitsbestrebungen, bis er nach 1870 gänzlich einlenkte und im Einklang mit der Stimmung seiner Landsleute, die bei Wörth, Metz, Sedan, Orléans für das Deutsche Reich gestritten, auch in seinem Blatte für dasselbe eintrat. Für das münchener Gärtnerplatztheater hat Schleich zahlreiche Volksstücke verfaßt; mit einem und dem andern seiner Dramen ist er auch auf die Hofbühne gedrungen.

Bibliographie.

Alexandrowitsch, L., Bewegte Zeiten. Roman in 3 Abtheilungen aus dem letzten russisch-türkischen Kriege. Dresden, Minden. 8. 5 M.

Allan, G., Aus der rumänischen Gesellschaft. Zwei Romane. Leipzig, Thiel. 1882. 8. 2 M.

Vlämischer Bericht über Vasco de Gama's zweite Reise 1502—1503. Herausgegeben, übersetzt und erläutert von H. C. G. Stier. 3te Ausgabe des „Vlämischen Tagebuchs". Braunschweig, Schwetschke u. Sohn. 8. 1 M. 20 Pf.

Fürst Bismarck, Parteilehren und Volkswohl. Zwölf Kapitel aus der neuesten deutschen Geschichte, Wählern und Politikern zur Erwägung gestellt. Gotha, F. A. Perthes. Gr. 8. 1 M. 20 Pf.

Bonde, C., Feldblumen. Gedanken und Betrachtungen aus stillen Stunden für stille Stunden. Altenburg, Bonde. 12. 1 M. 50 Pf.

Büdinger, M., Zeit und Raum bei dem indogermanischen Volke. Eine universalhistorische Studie. Wien, Gerold's Sohn. Lex.-8. 40 Pf.

Geigel, M., Die Beziehungen der früheren Territorialzugehörigkeit zur Confessionsangehörigkeit in den deutschen Staaten. Würzburg, Stahel. Gr. 8. 1 M.

Gutwit, Anna, Gaben und Aufgaben. Eine Erzählung. Hannover, Feesche. 8. 1 M. 60 Pf.

Hasak, V., Dr. M. Luther und die religiöse Literatur seiner Zeit bis zum Jahre 1520. Regensburg, Manz. Gr. 8. 3 M. 60 Pf.

Hohenbühel, L. Freih. v., genannt Heufler zu Rasen, Geographische Späne aus Tirol. Innsbruck, Wagner. 8. 24 Pf.

Homeyer, E. F. v., Die Wanderungen der Vögel mit Rücksicht auf die Züge der Säugethiere, Fische und Insekten. Leipzig, Grieben. Gr. 8. 8 M.

Hörmann, L. v., Schnaderhüpfeln aus den Alpen. Innsbruck, Wagner. 16. 2 M.

Kap-Herr, H. v., Die abendländische Politik Kaiser Manuels mit besonderer Rücksicht auf Deutschland. Strassburg, Trübner. Gr. 8. 3 M.

Kolde, T., Friedrich der Weise und die Anfänge der Reformation. Eine kirchenhistorische Skizze mit archivalischen Beilagen. Erlangen, Deichert. Gr. 8. 1 M. 50 Pf.

Küchler, F., Zur Freiheit des Gewissens. Eine religionsphilosophisch-kirchenpolitische Studie. Leipzig, Lehmann. 8. 5 M.

Lange, W., Die allgemein-pädagogische Bedeutung Friedrich Fröbels. Hinweis auf seinen 100jährigen Geburtstag. Eine ungehaltene Rede. Hamburg, Boysen. 8. 60 Pf.

Leichhardt's, L., Briefe an seine Angehörigen. Herausgegeben im Auftrage der geographischen Gesellschaft in Hamburg von G. Neumayer und O. Leichhardt. Mit einem Anhang: Dr. Ludwig Leichhardt als Naturforscher und Entdeckungsreisender von G. Neumayer. Mit einem Porträt Dr. Leichhardt's und einer Karte von Australien. Hamburg, Friederichsen u. Comp. Gr. 8. 5 M.

Leist, F., Aus Frankens Vorzeit. Kleine Kulturbilder. Würzburg, Stahel. 8. 2 M.

Mittheilungen des Vereins für Geschichte der Deutschen in Böhmen. Nebst der literarischen Beilage. Redigirt von L. Schlesinger. 20ster Jahrg. 4 Nrn. Leipzig, Brockhaus. Gr. 8. à Nr. 2 M.

Müller, W., Reichskanzler Fürst Bismarck. Mit dem Porträt Bismarck's. Stuttgart, Krabbe. Gr. 8. 5 M.

Pailler, W., Weihnachtlieder und Krippenspiele aus Oberösterreich und Tirol. Gesammelt und herausgegeben. 1ster Bd. — A. u. d. T.: Weihnachtlieder aus Oberösterreich. Mit 38 Singweisen. Innsbruck, Wagner. Gr. 8. 7 M. 60 Pf.

Per aspera ad astra. Von W. B. K. Wien, F. Beck. Gr. 8. 2 M.

Richter, A., Bilder aus der deutschen Kulturgeschichte. 1ster Bd. 1ste Lfg. 1ste Hälfte. Leipzig, Brandstetter. Gr. 8. 50 Pf.

Romundt, H., Antäus. Neuer Aufbau der Lehre Kants über Seele, Freiheit und Gott. Leipzig, Veit u. Comp. 1882. Gr. 8. 2 M.

Rubensbriefe, gesammelt und erläutert von A. Rosenberg. Leipzig, Seemann. Gr. 8. 8 M.

Scholl, C., Rom's neueste Kriegserklärung oder das päpstliche Rundschreiben vom 29. Juni 1881. Leipzig, Friese. Lex.-8. 50 Pf.

Steiff, K., Der erste Buchdruck in Tübingen (1498—1534). Ein Beitrag zur Geschichte der Universität. Tübingen, Laupp. Gr. 8. 6 M.

Gießener Studien auf dem Gebiet der Geschichte. I. und II. Mit einem Vorwort von W. Oncken. Gießen, Ricker. Gr. 8. 10 M.

Swoboda, H., Thukydideische Quellenstudien. Innsbruck, Wagner. Gr. 8. 2 M.

Weddigen, F. H. O., Studien und Erinnerungen. Essen, Silberstein. 8. 2 M.

Anzeigen.

Eine neue Auflage von

Brockhaus' Conversations-Lexikon

mit Abbildungen und Karten.

Soeben erschien im Verlage von F. A. Brockhaus in Leipzig und ist in allen Buchhandlungen vorräthig:

Conversations-Lexikon.

Dreizehnte

umgearbeitete, verbesserte und vermehrte Auflage.

Mit Abbildungen und Karten auf 400 Tafeln und im Texte.

In 240 Heften à 50 Pf.

Erstes bis drittes Heft.

Brockhaus' Conversations-Lexikon ist das älteste und angesehenste aller derartigen Werke. Die neue Auflage ist vollständig umgearbeitet und wesentlich erweitert, besonders durch Beigabe von zahlreichen Abbildungen auf 400 Tafeln und Karten, die auch einen geographischen Atlas enthalten, sowie im Texte.

In allen Buchhandlungen werden Unterzeichnungen angenommen und sind daselbst die ersten drei Hefte nebst Prospect zu haben.

Sacher-Masoch.

Höhe.

der

Auf

Internationale Revue.

Preis pro Heft 2 Mark.

Mme Adam (Paris).
Bluntschli (Heidelberg).
Brühl (Wien).
Daudet (Paris).
Flammarion (Paris).
Got (Paris).
Lesseps (Paris).
Gubernatis (Florenz).
Palmieri (Neapel).
Scanzoni (Würzburg).
Schwarcz (Budapest).
Lingg (München).
Vambéry (Budapest).
Carl Vogt (Genf).

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Geist und Körper.

Die Theorien über ihre gegenseitigen Beziehungen.

Von

Alexander Bain.

Zweite verbesserte Auflage.

Mit 4 Abbildungen in Holzschnitt. 8. Geh. 4 M. Geb. 5 M.

(Internationale wissenschaftliche Bibliothek, Bd. 3.)

Die Gesetze des Zusammenhangs zwischen Geist und Körper des Menschen, wol das schwierigste Problem der Wissenschaft bildend, werden hier von dem Verfasser, Professor der Logik an der Universität zu Aberdeen, in einer Weise erörtert, welche die bisherigen Resultate der Forschung vollständig klarlegt und den Leser zugleich zum weitern Nachdenken auffordert. Bereits ist eine zweite Auflage der deutschen Ausgabe des Werks nöthig geworden, die mehrfache Verbesserungen erfahren hat.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Soeben erschien:

REISE IN DER TROAS IM MAI 1881.

VON

Dr. HEINRICH SCHLIEMANN.

Mit einer Karte. 8. Geh. 2 M.

Diese neue Schrift des berühmten Verfassers bildet eine wichtige Ergänzung zu allen seinen bisher erschienenen Werken, indem sie über die Topographie der Troas in vielen Punkten neues, die frühern Annahmen berichtigendes Licht verbreitet.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

The Scientific English Reader.

Englisches

Naturwissenschaftlich-technisches Lesebuch.

Von

Dr. **F. J. Wershoven.**

3 Theile. Mit 30 Illustrationen.

8. Geh. 5 M. 50 Pf.

Jeder Theil ist auch einzeln zu haben.

I. Physik, Chemie, Chemische Technologie. 2 M. — II. Maschinentechnik und Mechanische Technologie. 1 M. 50 Pf. — III. Bau-Ingenieurwesen. 2 M.

Den polytechnischen Lehranstalten sowie zum Selbststudium für praktische Techniker und Industrielle wird hier eine höchst instructive Sammlung von Musteraufsätzen aus englischen Werken und Fachzeitschriften geboten, die, vom Herausgeber mit sprachlichen und sachlichen Erläuterungen versehen, den Zweck hat, deutsche Leser mit der naturwissenschaftlich-technischen Sprache und Literatur Englands vertraut zu machen.

(Mit einer Beilage: **Literarischer Anzeiger**, Nr. 11.)

Verantwortlicher Redacteur: Dr. **Rudolf von Gottschall** in Leipzig. — Druck und Verlag von **F. A. Brockhaus** in Leipzig.

LIVLÄNDISCHE RITTERSCHAFTS Bibliothek

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Herausgegeben von Rudolf von Gottschall.

Erscheint wöchentlich. — Nr. 44. — 3. November 1881.

Inhalt: Neue Novellen und Romane. Von J. J. Honegger. — Gedichte und Dichtungen. Von Rudolf von Gottschall. (Beschluß.) — Volkswirthschaftliche Literatur. Von H. von Scheel. — Vermischte Schriften. Von Gustav Portig. — Feuilleton. (Ausländische Literatur.) — Bibliographie. — Anzeigen.

Neue Novellen und Romane.

1. Vier Erzählungen. Von J. Hawthorne und Gerhard Keller. Münster, Aschendorff. 1880. 8. 1 M. 40 Pf.
2. Luceiola. Novelle von Gräfin M. Kayserling, geb. von Dönniges. Stuttgart, Hallberger. 1880. 8. 4 M. 50 Pf.
3. Ungetauft. Ein Bild aus der Vergangenheit für die Gegenwart von Elise von Fernhain. Norden, Soltau. 1880. 8. 2 M. 50 Pf.
4. Auf der Wahlstatt des Lebens. Roman von Erich Hohenziel. Leipzig, Friedrich. 1881. 8. 5 M.
5. Der Salzgraf von Halle. Ein Städtebild aus dem Anfange des 15. Jahrhunderts von Armin Stein (H. Nietschmann). Halle, Buchhandlung des Waisenhauses. 1880. 8. 2 M. 40 Pf.
6. Im Gottesländchen. Erzählungen aus dem kurländischen Leben von Theodor Hermann Pantenius. Erster Band: Im Banne der Vergangenheit. Mitau, Behre. 1880. Gr. 8. 5 M.
7. Diogenes. Historische Erzählung aus dem 18. Jahrhundert von August Senoa. Aus dem Kroatischen übersetzt. Agram, Suppan. 1880. 8. 3 M.

Hier finden sich allerlei kurze Novellen: eine Verbrechergeschichte, Familienscenen, eine italienische Künstlernovelle; da sind Romane: ein ausgesprochener Tendenzroman, ein Gesellschaftsroman aus heimischen Kreisen. Da sind geschichtlich-ethnographische Bilder größern Stils: eine deutsche Stadt am Ausgange des Mittelalters, dann das kurländische und das kroatische Provinzialleben aus neuer und neuester Zeit.

In den „Vier Erzählungen" von J. Hawthorne und Gerhard Keller (Nr. 1) ist „Mrs. Gainsborough's Diamanten" eine gewöhnliche Räubergeschichte mit dem pikanten Hautgoût, der solchen Geschichten aus den Tiefen unsers Gesellschaftslebens immer anhängt. Zu leugnen ist nicht, daß der Autor die ganze Spitzbubenintrigue mit großem Raffinement durchgeführt hat. Ein originelles Hauptmotiv, das ich anderwärts noch nicht in der Art verwendet gefunden habe, ist der vorgeschwindelte Somnambulismus als fein berechnetes Betrugsmittel. Und gleichwol kann ich ein Bedenken dagegen nicht unterdrücken. So fein auch Miß Birchmore, eine vollendete Komödiantin von geriebenster Gaunersorte, ihre Rolle spielt, manches dabei, vor allem der sehr unwahrscheinliche Verlauf des nächtlichen Einbruchs ins Schlafzimmer der zu Beraubenden, erscheint denn doch so plump, daß nur ein Blinder oder Gimpel sich in dem Garne fangen lassen konnte, selbst die sehr schnell gekommene Verliebtheit des Narren, der dann schließlich mit heiler Haut und mit seinen höchst kostbaren Diamanten davonkommt, kann meine Bedenken nicht heben. Allerdings ist Amor blind und macht blind, aber ... zu viel ist zu viel. Das Interesse an der Erzählung ist ein rein äußerliches — eine Stunde der Spannung.

Von mehr psychischem Werth sind die zwei folgenden Erzählungen, welche die größte innere Verwandtschaft zeigen. Es sind eigentlich kaum Erzählungen, sondern Genrebildchen aus dem Familienleben, nicht ohne Feinheit der intimen Züge. „Die Familie Retelhouck" führt ein Bild vor, das gar nicht so selten im Leben ist. Vor uns haben wir eine arme Beamtenfamilie, die doch „standesgemäß" leben, oben hinaus möchte und es mit diesem Versuch zu jenem bekannten jämmerlichen Zerrbild bringt, das uns im Leben recht oft begegnet. Da wird sie durch Erbschaft reich, aber um nichts verständiger, sodaß sie wieder ganz herunterkommt. Eine Tochter entläuft mit einem angeblichen Baron; der Sohn, der sein Leben früh total abgenutzt hat, stirbt; die Alten verkümmern auf dem Lande. Die Zeichnung hat die volle reale Wahrheit; das Schönste an ihr ist die halb humoristische Darstellung der armseligen Vornehmheit bis auf die geflickten und mit Tinte frisch aufgefärbten Handschuhe.

Vollends ins Innerste des Familienlebens führt das „Ammenmärchen". Herr Blome, auch ein Beamter, ist recht verdrießlich, als seine Frau ihm das fünfte Mädchen bringt, und verwünscht die Störungen, die mit dem kleinen Weltbürger in sein bequemes Hausleben hereinbrechen. Da trifft er ein kinderloses Ehepaar, dem dieses Glück fehlt, ferner einen Vater, den ein misrathener Sohn ruinirt hat, und — er ist curirt, was er seiner Frau mit folgendem Geständniß kundthut:

Hör' erst einmal, was ich gesagt habe: daß dein Mann, Wilhelm Blome, ein garstiger, undankbarer Kerl war — hörst du, Marie? — daß er es aber nun nicht mehr ist und auch nie wieder sein wird, wenn du ihm auch noch fünf Töchter dazu schenkst. Komm einmal her, Klara; nein, ich meine eigentlich die kleine, aber die große darf auch dabei sein und die Wärterin und der ganze Serail. Hier, Kind, da hast du einen Kuß von deinem Vater, einen herzlichen, aufrichtig gemeinten Kuß, und Gottes Segen über dich, meine fünfte!

Das Bildchen hat Sinn und Humor. Herzerschütternd ist das Leid des durch einen Schurken von Sohn im Innersten getroffenen Vaters. Der Bau beider kleinen Erzählungen ist so einfach als möglich.

Mit complicirterm Apparat und reicherer Personenzahl agirt die letzte: „Glück"; auch wieder eine Lection über den Satz, daß es nicht eben Reichthum ist, was glücklich macht. Ein paar Curiosa sind die Damen Nazaron, um deren Erbe es sich handelt; die Beneideten, die es erhalten, werden elend, und die, welche umsonst lange darauf gehofft und sich getäuscht sehen, werden recht glücklich. Das ist das Leben.

„Lucciola", von Gräfin M. Kayserling (Nr. 2), ist eine Geschichte aus Italien, dem Lande der Kunst und der Sonne, des Lebens und der Leidenschaft. Der Inhalt ist kurz folgender. Eine prachtvolle Römerin, die aber ein einfaches armes Landmädchen ist, kommt in verhängnißvolle Beziehung zu einem deutschen Brüderpaar, Künstlern. Der Maler, eine stille und weiche Natur, liebt sie und bestimmt die vertrauensvoll ihm Nahende, daß sie ihm zur Madonna Modell steht. Dem Bildhauer, wild, leidenschaftlich und verführerisch, gelingt es sie zu verlocken, weil im tiefsten Innern des ebenso leidenschaftlichen Mädchens ihm ihre Liebe gilt; er richtet sie zu Grunde, und sie stirbt verlassen auf dem Steinpflaster von Neapel. Die zuvor innig verbundenen Brüder, zwischen die nun rächend die Gestalt der zum Opfer Gefallenen sich stellt, söhnen sich nach schwerer Körper- und Seelenkrankheit des Malers wieder aus und wirken in ihrem Vaterlande als Künstler weiter. Das ist die einfache Geschichte einer Verlorenen, einer zertretenen Blume. Natürlich liegt über der Erzählung etwas vom Duft und Licht der wunderbaren Natur des italienischen Landes, das dem nie aus der Erinnerung entschwindet, welcher das Glück hatte, es zu sehen und zu empfinden; die ersten Striche gelten einer Apotheose der wunderherrlichen Neapolis. Aber es ist auch das Wilde und Gärende, die aufreibende Leidenschaft des von heißer Sonne geküßten Südens; denn wer hier lebt, der „athmet die flammengetränkte Luft des Vesuvs; und wer in dir lebte, weiß es: deine Sommer brennen zu heiß, deine Blumen welken zu früh, und deine Menschen — ach, auch sie blühen und welken zu wild und schnell!"

Ihre geistige Bedeutung gewinnt die kleine Skizze durch zwei Momente. Das erste ist der in der Seele des unschuldigen, etwas trotzig scheuen und stolzen Kindes aus dem Volke geführte Kampf gegen eine aufkeimende Leidenschaft, deren Verderbenbringendes sie genau erkennt, bis sie trotzdem unwillkürlich, fast traumwandelnd dem Verführer sich überliefert. Das zweite Moment ist der ungeheuere Widerspruch in der Seele der zwei bis dahin trotz ihrer charakteristischen Verschiedenheit so innig sich liebenden Brüder, ein gefährlicher Kampf zwischen Lieben und Hassen, von dem die sensiblere Natur des Malers fast bis auf den Tod getroffen wird. Der Stoff ist nicht neu; das Leben gibt der Commentare genug; aber gerade in dieser eigenthümlich verflochtenen Doppelbeziehung ist er glücklich gehalten, intensiv reflectirt. Lucciola selbst ist eine fast seltsam oder geheimnißvoll uns berührende Natur, in der ein Zug jener ahnungstiefen Melancholie lebt, die den frühen, schnellen und tragischen Untergang des vollendet Schönen ankündigt.

Die Erzählung „Ungetauft", von Elise von Fernhain (Nr. 3), nimmt eine besondere Stellung ein; eigentlich wäre es eher Sache des Moralisten oder Predigers, dieses Product zu beurtheilen. Es ist die reine Tendenz- oder Bekehrungsgeschichte, die weitaus weniger von der literarisch-ästhetischen Seite gefaßt werden kann und offenbar auch gar nicht will. Die Verfasserin möchte für ihre Welt- und Lebensauffassung im Sinne der Frommen im Lande die Herzen gewinnen, und schließlich werden sich Bedeutung und Wirksamkeit des Buchs einfach danach entscheiden, inwiefern ihr das gelingt. Ich betone: das sind keine Fragen, die eigentlich den literarischen Kritiker berühren, und wenn er gleichwol darauf eingeht, so geschieht es nur deshalb, weil das Buch ganz die Form und den Gang einer Familiengeschichte, wenn man will eines Familienromans angenommen hat.

Es handelt sich um eine deutsche Familie des höhern Bürgerstandes in einer Mittelstadt, die des reichen Kaufmanns Staak. Er und sein Haus, vor allem die erwachsene Tochter erster Ehe, sind durch den Einfluß einer glänzenden, aber durch und durch weltlich gesinnten Stiefmutter von den alt überkommenen Grundlagen ihres Geschlechts abgeführt, der Kirche und dem Glauben vollständig entfremdet worden. Das nagt an dem alten Herrn, der trotz einer fast verhängnißvollen Liebe zu seiner zweiten Gattin immer noch an den ganz anders gearteten Einwirkungen seiner Jugenderziehung hängt. Da fügen es die Umstände so, daß die Glieder der Familie Staak eins ums andere wieder bekehrt, wie man in diesen Kreisen sagt, „erleuchtet" werden, daß die aber, die sich am entschiedensten dagegen stemmen und in ihrem Unglauben verharren, körperlich und geistig zu Grunde gehen; man heißt das in

denselben Kreisen „das Gericht des Herrn“. Die große Umkehr in der Familie wird durch zwei alte Frauen bewirkt. Speciell richtet sich das Buch auch gegen die „freien Gemeinden“. Wir erleben folgende Bekehrungen: erst an dem jungen, mit der Bedeutung der großen Hauptfragen noch gänzlich unbekannten Mädchen Philis, dem bis dahin von der Kirche fern gehaltenen Töchterchen aus zweiter Ehe; dann an Herrn Staak selbst; dann an seiner prächtigen Tochter erster Ehe, Erna, die aber ebenso weltlich gesinnt und erzogen war wie die gleich schöne Stiefmutter; dann an der ganzen Umgebung, die durch den Eifer und die reichen Mittel, welche die Kaufmannstochter für ihre neuen Ideen so freigebig spendet, für die frommen Zwecke und Stiftungen gewonnen wird; jene gefällt sich in der Stellung einer leitenden Diakonissin. Es sind nur zwei Ausnahmen: die Frau Staak selbst, starr an ihren von Jugend auf eingesogenen antikirchlichen Anschauungen haltend, geht geistig unter, wird irrsinnig, nachdem sie ihr über alle Maßen geliebtes Töchterchen verloren; dann der junge Doctor Fortunat, erst Erna's Verlobter, hernach wegen der religiösen Differenzen von ihr getrennt; er treibt sich in der halben Welt herum, sinkt tiefer und tiefer und stirbt höchst armselig in einem Hospital, freilich nicht ohne sich zu Erna's Anschauungen bekehrt und mit ihr kurz vor seinem Tode sich ausgesöhnt zu haben.

Die Reihe jener Bekehrungen, in immer gleicher Form und gleichem Ton, hat entschieden etwas Monotones; das ist eine Bemerkung, die sich nicht auf die Tendenz beziehen soll; sie richtet sich gegen das Geschick der Erzählerin, die weder ein neues Motiv noch neue Färbung hineinzutragen verstand. Uebrigens läuft die Geschichte in ihrem ganzen Aufbau weder ungeschickter noch besser ab als hundert andere Erzählungen, die in unsern productionsreichen Zeiten geschrieben werden. Ein Wort zur Tendenz: Ist das Dilemma, das hier so scharf aufgestellt wird, wie die Frauen es durchweg zu thun lieben, daß man nämlich nur ein frivol an den zeitlichen Genuß hingegebener und auch leichtfertig über die Moralgesetze hinwegspringender Weltmensch (wie jener junge Doctor) sein kann, oder bibelgläubig bis auf den letzten Buchstaben sein muß, um ein rechter Mensch zu heißen — ist dieses Dilemma richtig gestellt, nun, dann müßten wahrscheinlich noch viele Menschenkinder, die heute nicht daran denken, sich zur Bekehrung melden. Aber die Frage ist falsch gestellt und diese ganze Lebensanschauung durch die graue Brille gefärbt; denn für Tausende und aber Tausende ernster, selbst ideal hochsinniger Seelen ist die Zeit vorbei, wo sie mit jenen in unserer Erzählung als die rettenden Schutzgeister vorgeführten alten Frauen sagen könnten: „Wenn ich nicht alles glaubte, was in der Bibel steht, dann könnte ich nichts glauben; dann wäre ich so elend, daß ich wünschte, ich wäre nie geboren.“ Die Tage sind vorbei; da helfen keine Tractätlein und keine frommen Romane.

Ganz anders der Gesellschaftsroman „Auf der Wahlstatt des Lebens“, von Erich Hohenziel (Nr. 4). Es ist ein ziemlich weiter Kreis von Personen und Lebensschicksalen, und zwar aus sehr gemischten Ständen. Einen kleinen Einblick in das, was der Roman bringt, glaube ich am einfachsten dadurch geben zu können, daß ich die Personen und ihr Geschick einzeln vorführe. Da ist zunächst ein deutscher Herzogssohn, der durch falsche Erziehung ein wüster und verkommener Gesell geworden, aber mit Geist genug, um in hellern Augenblicken das selbst einzusehen und ganz unumwunden zu bekennen; nach einer letzten Infamie gegen eine edle Dame fällt er im Duell, das Leben wie einen abgetragenen Rock abwerfend. Da ist der Rechtsstudiosus Edmund, aus armer Familie, aber gut situirter Adoptivsohn eines reichen Commerzienraths und seiner gutmüthigen Gattin; über sein Alter hinaus ernst und strebend, fast melancholisch und mit aufreibendem Verlangen nach seiner verlorenen Schwester suchend; er wird ein tüchtiger Rechtsgelehrte und Gatte. Die Schwester, nach dem Tode der armen Aeltern von einem Verwandten nach Amerika gebracht und hier unter furchtbar schweren Schicksalen herangereift, taucht als berühmte Schauspielerin wieder auf, eine edle und imponirende Persönlichkeit; trotzdem sie jetzt neben dem Ruhm und den Freuden auch die Leiden und Gefahren des so precär gestellten Berufs zur Genüge kennen lernt, hält sie als starke Künstlernatur auch dann an ihm fest, als der Bruder und dessen Pflegeältern ihr ein angenehmes Heim anbieten. Da ist der Beamtensohn Karl Seefeldt, der ein wüstes Studentenleben durchgemacht, in Heidelberg ein liebliches Fischermädchen verführt und durch eine unselige Verschuldung dem Vater den Todesstreich versetzt hat; nun steht er steuer- und compaßlos im Leben draußen. Es geht ihm wie seinem gehaßten Gegner, dem Herzogssohn; grundverdorben ist er aber trotz alledem nicht; er rafft sich auf, erkennt und verurtheilt sich, und — verzweifelt wieder. Bei einem heidelberger Studentenfest trägt er die Corpsfahne und wirft sich, als er die abgehärmte Geliebte sieht, in den Neckar; sie ihm nach; im kühlen Bette feiern die zwei jungen Herzen ihre Braut- und Todesnacht. Seine zarte und hochsinnige Schwester Lili wird Edmund's Gattin. Da residirt auf Schloß Sassenstein die Gräfin Sazonda mit ihrer Tochter; das ist ein reiches, glänzendes und doch nicht verflatterndes, sondern von ruhiger Gediegenheit getragenes Herrschaftsleben, echter Adel in großem Stil. Und wie zur humoristischen Folie tritt in der dicken Hofmarschallswitwe Bianka von Sonnenschein und ihrer versorgungssüchtigen Tochter, die schließlich, als alle andern Speculationen fehlschlagen, einen unendlich beleibten und unsaglich reichen holländischen Mynheer absängt, der Betteladel auf, der nicht von seinen Prätensionen und nobeln Façons lassen will.

So sind die Kreise reich, die Schicksale mannichfaltig genug. Es ist das Leben in seinen Flutungen, leicht und schwer, trüb und heiter, doch in allen Nuancen wahr. Die Sprache ist einfach schön, der Aufbau correct, der seelische Hintergrund nicht ohne Tiefe. Die Reflexe des Studenten-

lebens werfen über das ganze Bild einen jugendlich leuchtenden Schimmer. Der Roman ist nicht gerade eine eminente Leistung, aber ein gutes Buch, das sich sehr angenehm liest.

Wir betreten nun bis zu Ende historischen Boden.

Das Werk „Der Salzgraf von Halle", von Arnim Stein (Nr. 5), ist vollständig das, als was es sich betitelt, ein durch und durch mittelalterliches Städtebild. Es ist jene Zeit gefährlicher und hoher Schwankungen, in der das Städteregiment da und dort sich gegen den Landesherrn auflehnte, um dessen Herrscherrecht zu beschränken, wo nicht ganz abzuschütteln, während gegen eben dieses patrizische Städteregiment die Zünfte und Handwerker im Sinne einer freiern Regung und Gestaltung sich zu erheben begannen. Beide Bewegungen spielten mächtig mit auch in der altberühmten Salzstadt Halle, die sogar darauf ausging, sich zu einer freien Reichsstadt zu erklären; in der Zeit aber, da unsere Geschichte abläuft, wird jene Stadtaristokratie scharf daniedergehalten durch den kräftigen Landesfürsten Erzbischof Günther von Magdeburg. Die politische Complication wird hier um so schwieriger, als in den Hallorен eine dieser Stadt ganz eigene, alte, mit großen Stadtrechten und specifischem Standesstolz sowie mit eigenthümlichen Festen und Gebräuchen ausgestattete Körperschaft hinzutritt. Die Geschichte ist kurzweg diese: Der imposante und wahrhaft edle Patricier Hans von Hedersleben gewinnt die schöne Hildegard von Kesselring zur Gattin — ein überaus glückliches Paar. Aber auf Hildegard hatte auch der einer Nebenlinie angehörende wüste Junker Georg von Hedersleben sein Auge geworfen, und mit einem noch wüstern Gesellen aus dem Ritterstande plant er das Verderben des bevorzugten Rivalen. Der Erzbischof ernennt Hans zum Salzgrafen, und von da an hassen ihn, weil er damit Vertreter der Rechte des Landesherrn geworden, die aristokratischen Rathsherren. Private und politische Rachegelüste wirken zusammen. Nachdem andere niederträchtige Streiche, um ihn zu verderben, sogar ein Mordversuch parirt worden, verfolgen sie einen teuflischen Plan: sie klagen den Salzgrafen, der für den Landesherrn das Münzrecht übt, der Münzfälschung an, ein Verbrechen, worauf Todesstrafe am Brandpfahl steht, und gewinnen einen boshaften ungetreuen Arbeiter als Zeugen wider ihn. Der Rath greift mit Hast nach der furchtbaren Anklage, ladet den Salzgrafen vor sein noch dazu incompetentes Gericht, verurtheilt in überstürztester Eile den Unschuldigen und verbrennt ihn. Der Landesherr überzieht dafür die Stadt mit Krieg, demüthigt das Geschlechterregiment, und der elende Georg wird von Hansens wackerm Kriegsknecht im Kampfe erschlagen.

Dieses Städtebild ist es, was der Autor als vierten Band seiner „Geschichts- und Lebensbilder" dem deutschen Volke vorlegt, und zwar aus einem Jahrhundert, über welches die geschichtlichen Nachrichten verhältnißmäßig spärlich fließen. Er betont ausdrücklich, daß es sich hier um wirkliche Geschichte handelt, nicht um ein Phantasiegebild oder einen Roman, und daß es seine Aufgabe war, aus den dürftigen Umrissen, die ihm vorlagen (Dreyhaupt's „Chronik der Stadt Halle"), ein ausgeführtes rundes und buntes Gemälde herzustellen, die Gestalten aus grauer Nebelumhüllung klar heraustreten zu lassen, ihnen Farbe und Leben zu verleihen. Wenn eins fehlt, so ist es eine etwas größere Lebhaftigkeit des Tons, wozu die reichen und farbigen Gemälde, die Scenen voll Liebe und Haß so wohl und leicht Anlaß geboten hätten. Die Sprache scheint eine zu ruhig abgemessene, die Farbe geschont, und ich glaube, es hätte sich energischer malen lassen, ohne daß der historischen Wahrheit irgend wäre zu nahe getreten worden; wir fühlen uns erst gegen den Schluß hin ergriffen, als die verhängnißvolle Katastrophe hereinbricht. Wie hätte sich das wunderliebliche Liebes- und Familienleben der beiden herrlichen Ehegatten, wie hätten sich die Kriegsbilder noch sprechender gestalten lassen! Ich gebe übrigens zu, daß es vielleicht blos individuelle Empfindung ist, die aus dieser Bemerkung spricht. Denn das Gemälde ist immerhin rund und voll, einige prachtvolle und einzelne abscheuliche Gestalten sind markant genug herausgehoben — mittelalterliches Städteleben im bunten Reichthum seiner wechselvollen Scenerien.

Der Titel des Romans „Im Gottesländchen", von Theodor Hermann Pantenius (Nr. 6), braucht eine Verständigung, damit man wisse, daß er in Kurland spielt. Damals, als das alte Livland der Ordenszeit unter Strömen von Blut zusammenbrach, schrieb der Großfürst von Rußland einmal an den Herzog von Kurland: er wolle „seines Gottes Ländchens" für diesmal verschonen; seit diesen Tagen heißen die Kurländer ihre Heimat mit Vorliebe das Gottesländchen. Unser Autor nun meint: das Leben sei dort heute gesunder und blühender als vielleicht je zuvor. Dieses Leben will er in seinen Dichtungen schildern; wie er selber sagt: ein Bild geben, wenn nicht, wie das heutige Kurland ist, so doch jedenfalls, wie es einem die Wahrheit und seine Heimat gleich sehr liebenden kurländischen Dichter erscheint.

Zu diesem Gesammtporträt bildet die untergelegte Geschichte fast nur das nothwendige Gerüst; sie ist ungemein einfach. Der Baron Werner auf Lindenhof, ein junger Gutsbesitzer, ist nach langjähriger Abwesenheit heimgekommen und soll nun als Landwirth auf seinem Gut wohnen. In der Nähe lebt auf Inselhof Therese Proßnitz; sie ist wunderschön, aber nicht ebenbürtig, da ihr Vater, ein lächerlicher und eigensinniger alter Geck, blos Erbpachter ist und zudem die Familie durch schlechte Wirthschaft total heruntergebracht hat. Werner verliebt sich in Therese, kommt aber mit Stand, Lebensstellung und Gewissen in Conflict; der Heirath steht namentlich ein Testament seines Vaters entgegen. Erst sucht er sich zu zerstreuen, zieht sich von Theresens Familie weg in andere Kreise, kämpft mit sich; und als er zum Entschluß gekommen, alle Fesseln zu brechen und sich nur seiner Liebe hinzugeben, da ist es zu spät. Aus Unmuth, Trotz und Verzweiflung hat

sich Therese einem jungen Juden verlobt, dessen Vater vom einstigen Knecht auf Inselhof sich zum sehr wohlhabenden Gutspachter heraufgearbeitet hat. Wir sehen beide unglücklich, eben im Begriff, für immer zu scheiden; da tritt blitzartig das Schicksal dazwischen: ein furchtbarer Sturmwirbel reißt in einem Augenblick das schlecht unterhaltene Gehöft von Inselhof nieder und begräbt unter seinen Trümmern alle seine Insassen; der Knoten ist entzwei gehauen.

Und was alles liegt nun in diesem Gesammtgemälde? Der Hauptinhalt, und gewiß der anziehendste, ist die Schilderung des Lebens auf jenen Landgütern und Herrensitzen in allen Abstufungen. Auf großem und solidem Fuß präsentirt es sich in den mit Werner nahe verwandten Besitzern von Neuhof, einem herrlichen Ehepaar, das all unsere Liebe gewinnt; in seinen etwas schwankenden Versuchen sehen wir es auftreten auf Lindenhof bei Werner selbst, der eben erst anfängt, die Probe macht und vorübergehend sich noch zu viel durch die im Auslande angenommenen Neigungen für feinere und rauschendere Stadtgesellschaft abziehen läßt; in seiner Misère, ganz heruntergekommen, auf dem durch den närrischen Alten aus Rand und Band gebrachten Inselhof, den auch die redlichsten Anstrengungen von Sohn und Tochter und Freund nicht mehr retten könnten; in der schlauen, mit Erfolg gekrönten Berechnung stellt es der jüdische einstige Knecht vom Inselhof dar, der nun, zu Geld und Gut gekommen, auf dieses alte Pachtgut Anleihen gibt, aus purer langsam und sicher berechneter Rache, um die Familie seiner ehemaligen Peiniger von dem Erbpachthof wegzutreiben. Ueberhaupt spielt das Judenthum und sein Leihen auf Wucher gerade in diesen Gegenden eine mächtige Rolle. Zur Abwechselung wird uns auch die leichtfertige und nichtsthuende, tanzende und Feste feiernde Stadtgesellschaft vorgeführt. Etwas über Politik des Landes, Stellung der Deutschen zu den Letten, Haltung zu Rußland spielt mit, gerade genug, um auf die öffentlichen Zustände Licht zu werfen und doch nicht zu langweilen.

Alle Hauptkreise und Hauptfragen kurländischen Lebens sind zur Genüge berührt, um ein volles Bild in den richtigen gemäßigten Farben zu liefern; der ernste Ton ist zuweilen durch eine Portion Humor unterbrochen. Es ist gesunde und sehr anziehende Lektüre, die dem, was daran Dichtung ist, einen tüchtigen realen Grund unterlegt; wir werden mit jener Ostseeprovinz, Volk und Land, in liebenswürdiger Weise bekannt gemacht.

Ganz dasselbe thut in seiner Erzählung „Diogenes" August Senoa (Nr. 7) für Kroatien. Dieselbe berührt sich sehr genau mit den Arbeiten von Stein und Pantenius, steht der letztern am allernächsten; der Zweck ist der gleiche, und sie haben auch beide ihren Zweck in gleichem Maße erreicht. Es macht keinen Unterschied, daß Senoa etwas in der Zeit zurückgreift, in das 18. Jahrhundert hinein, während Pantenius bei der Gegenwart stehen bleibt. Dagegen liegt eine feine Unterscheidung für die drei Schriften darin: während Pantenius das Gesellschaftsgetriebe, die Lebenshaltung der verschiedenen Stände und Klassen zum Hauptgegenstand nimmt, faßt Senoa mehr das politische Treiben im großen, die Stellung des Ländchens in staatlicher Hinsicht ins Auge. Romane sind alle drei nicht, doch nuancirt sich ihre Haltung folgendermaßen: Stein's Arbeit hält am strengsten die geschichtlichen Elemente fest; Pantenius gibt ganz überwiegend ethnographisches Material; Senoa mischt trotz aller sorgfältig gewahrten historischen Wahrheit im ganzen und in den einzelnen Scenen, die man auf den ersten Blick für unwahrscheinlich, für bloße Phantasieerfindungen halten möchte, doch am meisten von wirklich romanhaften Dingen mit ein, wenigstens in den Detailzügen.

Die sehr verwickelten Geschichten, die da nebeneinander laufen, wollen wir hier nicht berühren; das würde eben auch eine ganze Erzählung brauchen. Es genügt, die Hauptpersonen zu nennen. Weitaus die erste, die entscheidende Rolle spielt der reiche Janković, ein echter kroatischer Edelmann und feiner Politiker, das Haupt der Patriotenpartei, der unter allen manchmal wunderlichen Wandlungen und Kämpfen nur den einen Gedanken festhält: das Wohl und die möglichste Unabhängigkeit seines armen und von Parteien zerrissenen Ländchens. Neben ihm steht als sein innig geliebter und ganz von dem überlegenen Kopf geleiteter Pflegesohn, der Kapitän Belisar, dessen persönliche Erlebnisse ungemein stark mitspielen. Die wunderschöne, aber sehr gefährlich intrigante und sittenlose, in der schlauesten Diplomatie geschulte Gräfin Therese Bathany ist das geistige Haupt einer aristokratischen Magnatenpartei, die ausschließlich ihre Ehre und ihren Vortheil sucht, werde aus dem Lande was da wolle. Eine Zeit lang unterhält Therese eine Liebschaft mit Janković; sie beide treiben dabei ein gefährlich Spiel; der Mann aber mit dem Herzen für sein Land und Volk bleibt schließlich Meister. Die dritte Nuancirung repräsentirt der deutsche Oberst Klefeld, der das Ländchen beherrschen möchte und nahe daran steht, sein Ziel zu erreichen. Er und seine Anhänger sind die vom wiener Hof unterstützten Fremdländischen, das deutsche gegen das heimische Landesinteresse. Zwischen diesen verschiedenen fremden und vaterländischen, geistlichen und weltlichen, patricischen und volksthümlichen Reibungen wird das arme Ländchen hin- und hergeworfen, und alle Stände und Volksklassen kommen zur Action; nach dem wohlgesinnten Willen des Autors werden aber schließlich die echten Patrioten Herren, günstigere Aussichten eröffnen sich. Kurz — politische Intrigue, das ist bei weitem der Hauptinhalt.

In einer kurzen orientirenden Vorbemerkung hat sich der Autor über das Ziel, das er verfolgt, sowie über die Schwierigkeiten ausgesprochen, die dem kroatischen Schriftsteller entgegentreten, welcher eine getreue historische Erzählung liefern will:

Der Novellist muß sich selbst auf das Quellenstudium verlegen, die gedruckten Quellenwerke genau durchstudiren, sich in

den Staub unedirter Quellen vertiefen, die in allen Ecken zerstreuten Körnlein über Genealogie, Heraldik, Culturgeschichte mühsam zusammenlesen, um seiner Erzählung ein wahrheitsgetreues Relief geben zu können. Alles dies ist eine sehr ermüdende, keineswegs angenehme Arbeit, zumal eine Masse äußerst interessanten Materials im Staub der Archive vergraben liegt und es erst der neuern Zeit vorbehalten war, den Schleier zu lüften. ... Aus vergessenen, vergilbten Blättern lateinischer Memoiren, aus Landtagsverhandlungen, Testamenten, Verträgen, Briefen, Geschlechtstafeln habe ich das lang entschwundene Geschlecht wachgerufen, dem Leser eine Action vorgeführt, die sich vor 150 Jahren in der That zugetragen hat; und wenn mein Werk bezüglich der künstlerischen Ausführung vielleicht ein berechtigter Tadel treffen kann, so glaube ich, daß ein Vorwurf gegen meine historische Gewissenhaftigkeit nicht berechtigt wäre.... Wahrheitsgetreu ist in der Erzählung die ganze politische Situation, die Stellung der Parteien, der Zwist zwischen Geistlichkeit und Aristokratie, wahr die gesetzwidrige Behandlung des Grenzstaats, der infolge getäuschter Hoffnungen entstandene Landtagssturm, wahr das aus privater Habsucht entsprungene Spiel mit Slawonien. Beinahe alle Personen, ja selbst die Zunftleute sind historisch und nach den vorhandenen Anhaltspunkten charakterisirt; beinahe alle Begebenheiten geschichtlich. Auch trachte ich nach Möglichkeit, den Ton der damaligen Gesprächsweise nachzuahmen.

Ich hebe folgende treffende Specialbilder heraus: das Handwerkerleben, die Zunft- und Lehrlingsgebräuche, wie sie im Hause des ehrbaren Schmiedemeisters Magić ungemein anschaulich und ansprechend in ihren alterthümlichen Formen gezeichnet sind; das faulenzend verderbliche Militärleben und das in allen Farben schillernde, an einer Reihe sehr verschiedenartiger Familien dargestellte Magnatenleben auf dem Lande und in der Stadt; das leichtfertige Spiel vornehmer Bummler und Intriguanten, die in ganz gemeinem Genuß, im Schäkern mit leichten Weibern oder in politischen Speculationen ihr unnützes Leben vertrödeln, und das nicht markanter auftreten kann als in jener geheimen Saufverbrüderung des „Olymp", die acht niederträchtige Götter zählt. Einige hochsatirische Auslassungen (Pamphlet gegen Buzan, Petition der Sperlinge) kennzeichnen hochstehende Schurken, die ihr Hauptgeschäft daraus machen, die Landesgelder zu stehlen. Etliche Bacchanale und theatralische Feste gehören nothwendig zur Vollständigkeit des Gemäldes; das prachtvolle tendenziöse Schlußfest von Janković ist ein Cabinetsstück. Sprechendes Gegenbild ist die feierlich geheime Zusammenkunft der patriotischen Adelichen im Walde — eine Art von modernem Rütlibund. Endlich ist die Scene auf dem Obstbaum und im Garten des Meisters Magić, wo zwei hohe Adeliche, die nach des Meisters schöner Tochter schielen und listig hergelockt worden sind, mit einer ausgiebigen Tracht Prügel abgekühlt werden, zum hellen Ergötzen; der Streich ist köstlich und fruchtet.

J. J. Honegger.

Gedichte und Dichtungen.

(Beschluß aus Nr. 43.)

5. Die Vestalin. Ein epischer Sang aus römischer Zeit von Alfred Friedmann. Leipzig, Lenz. 1880. 64. 75 Pf.

Im Sedezformat der „Salon-Bibliothek" erscheint dies Römerepos, oder, wenn man will, diese römische Novelle in Versen, welche zugleich ein Culturgemälde der Römerzeit in den Tagen des Cäsar und Octavianus ist. Der Spannung, welche der Fortgang der Haupthandlung, das Geschick der Vestalin erregt, thut es einigermaßen Eintrag, daß sich so breite Culturschilderungen einschieben, die Selbstzweck zu sein scheinen. Die Widmung an Georg Ebers, einen der Meister des archäologischen Romans, ist für diese Tendenz charakteristisch. In der That haben viele Abschnitte der Dichtung einen archäologischen Grundzug: die Schilderung der Gladiatorenkämpfe und der Wettrennen im Circus nimmt mehrere Kapitel in Anspruch: es herrscht darin ein Aufwand von detaillirter Darstellung, der zur Bedeutung dieser Vorgänge für die eigentliche Haupthandlung durchaus nicht im Verhältniß steht. Denn von mehr als hundert Strophen, welche dem Circus Maximus gewidmet sind, haben nur die allerletzten einen den Faden der Handlung fortführenden Inhalt; sie schildern uns das Wiedersehen Hellenor's und der von ihm geliebten Vestalin: im Getümmel des Aufruhrs, der im Circus entbrannt ist, gelingt es ihm, die Hand seiner Myrrhina zu ergreifen. Der Abschnitt „Classischer Boden" enthält zum Theil römische Geschichtschronik, theils Lagerbilder, Dichtergespräche vor der Schlacht von Philippi, deren Darstellung selbst wieder einen Gesang ausfüllt. Wir verkennen durchaus nicht die Berechtigung der Episode im Epos; schon Schiller sagt, daß die Selbständigkeit der Theile einen Hauptcharakter des epischen Gedichts ausmacht. Doch dann muß es sich um ein großes Culturepos, das Epos eines Völkerkampfes handeln; wo aber individuelles Geschick den Mittelpunkt der Handlung bildet, da bewegen wir uns auf dem Boden der poetischen Erzählung, und hier gilt dasselbe Gesetz der Spannung wie für die Novelle. So umfangreiche Excurse archäologischer Darstellung in Versen können nicht als Episoden betrachtet werden: sie drücken mit der Wucht des historisch oder culturhistorisch Bedeutenden auf die Fabel, die uns spannen und fesseln soll. Es handelt sich nämlich in diesem „epischen Sang" um die Liebe eines im Kampfe bewährten Römerjünglings Hellenor zur Tochter des Marius, Myrrhina, welche von ihrem Vater dem Dienst der Vesta geweiht wird. Hellenor's Liebe folgt der Vestalin; doch derselbe Priester, der durch seine Ueberredungsgabe den Vater be-

stimmt hatte, die Tochter dem Cultus der Keuschheitsgöttin zu weihen, ist von sinnlicher Leidenschaft für dieselbe entbrannt: vor einem Attentat rettet sie Hellenor, der durch einen geheimen Gang in den Tempel der Vesta gedrungen ist: er schlägt mit dem Schwert den verbrecherischen Priester zu Boden. Doch sterbend vermag dieser noch durch verleumderische Aussage die schwer beschuldigte Jungfrau dem sichern Tode dahinzugeben. Myrrhina wird lebendig begraben auf dem Campus Sceleratus und verfällt in ihrer Gruft dem Wahnsinn; doch das Grabscheit Hellenor's weiß den Weg zu ihr zu finden; er entführt die Irrsinnige in das Nilland, wo sie durch einen plötzlichen Schreck das Bewußtsein wiedergewinnt.

Wir sehen, die Handlung gehört gänzlich dem Gebiet klösterlicher Romantik an, die nur in das alte Rom verlegt ist. Aehnliche Situationen finden sich in Kloster- und Ritterromanen, und das Eindringen Hellenor's in den Tempel und in das Grab gehört zu den abenteuerlichen Vorgängen, welche der Epiker nur als faits accomplis in aller Kürze mittheilen soll, weil eine genauere epische Schilderung uns doch nicht alles Detail vollkommen glaubhaft machen könnte. Diese altrömische Klosternovelle ist nun freilich in einen überaus barocken Culturrahmen eingefügt und mit weitreichenden geistigen und geschichtlichen Perspectiven ausgestattet.

Was wir auch an der Architektonik der Dichtung aussetzen mögen: sie zeugt von dem schon bewährten schönen Talent des Verfassers, von einer überaus lebendigen Phantasie und Kraft der Schilderung und von einem Gedankenreichthum, der sich oft in schwunghafter Weise ausspricht, wie z. B. in dem Gesange Hellenor's zum Preise der Dichtung:

Leichtlich brichst du eine Blume und zerpflückst die Farbenpracht,
Doch du denkst dann nicht der Monde, die in Wachsthum sie verbracht;

Wie sie auch aus brauner Erde langsam strebte, rang nach Licht —
Ach, wie schnell ist sie gebrochen — ihres Wachsthums denkst du nicht!

Und so liest sich leicht und spielend eines Dichters Zauberreim,
Und mit einem male schlürfst du vieler Wanderflüge Seim.

Doch du ahnst nicht, wie ermattet oft des Dichters Feuergeist,
Wenn ihn aus Olympos' Höhen eine finstre Hore reißt,

Wenn die Muse, die sich küssend eben seinem Mund genaht,
Plötzlich nach der Heimat schwebend, läßt die Ohnmacht, raubt die That!

Neidet, neidet nicht den Dichter um die Flut melod'schen Sangs;
Eine wunderbare Sehnsucht ist der Urquell seines Klangs.

Nimmer wird sie ihm befriedigt, ewig starrt die Seele leer;
Ist die Sehnsucht ihm verloren — ach, er ist kein Sänger mehr!

Ewig wälzt bergan den Stein er nach der Schönheit hohem Sitz —
Doch Errungnes rollt ihm abwärts, flüchtig ist des Glücks Besitz.

Ewig netzet seine Lippen der cocytische Krystall,
Doch der Schönheitsdurst währt ewig, wie Homeros' Liederhall!

In das Sieb der Danaiden fließt sein jugendwarmes Blut,
Und er schöpft sich bleich und elend, niemals ruft er: Das ist gut!

Und des Thatendranges Geier, der an ew'ger Leber nagt,
Raubt der Nächte süßen Schlummer, den ein holder Gott versagt.

Neidet, neidet nicht den Dichter um die Flut melod'schen Sangs;
Eine wunderbare Sehnsucht ist der Urquell seines Klangs!

Ohne Frage ist das römische Colorit in diesen Strophen wie überhaupt in der ganzen, in trochäischen Tetrametern abgefaßten Dichtung gut getroffen; sie zeugt von classischem Studium, und die häufigen Paraphrasen römischer Dichter tragen dazu bei, auch dem Gedankeninhalt die Färbung der Nation und des Zeitalters zu geben.

Wie wir erfahren, steht eine neue Auflage der Dichtung in Sicht, und wir möchten dem Dichter für dieselbe auch eine formelle Revision anrathen. So schön und schwunghaft einzelne Strophen sind, so finden sich doch auch wieder andere, die an Fibelverse erinnern, wie die folgende:

Auch ums Leben hat geredet sich der schwanke Cicero;
Aber seine todte Zunge machte Fulvia nicht froh.

Auch die Bilder, oft kühn und mit Schwung ausgeführt, meistens epische Vergleichungen, würden hier und dort noch durch eine Correctur betreffs des einleuchtenden tertium comparationis oder in anderer Hinsicht gewinnen. So heißt es z. B.:

Wie wenn zu der Zeit der Ebbe meerwärts jede Welle weicht,
Und die Düne am Gestade jählings trocknet dann und bleicht;

Wie wenn hinter goldnen Bergen still der Sonnenwagen sinkt,
Und im Abschiedsgruß erröthend feurig jede Wolke blinkt —

Also zog ein kalter Schauer über Jener Lichtgestalt,
Der ein Blutstrom der Entrüstung dann ins hehre Antlitz wallt.

Hier ist es nicht recht klar, daß die beiden Bilder ein Nacheinander, den successiven Wechsel von Erbleichen und Erröthen darstellen sollen.

Auch in metrischer Hinsicht dürfte ein Vers: „Wie wenn zu der Zeit der Ebbe", sich als Trochäus schwer legitimiren können. Doch betreffen diese Ausstellungen nur Einzelheiten: im großen und ganzen zeigt Alfred Friedmann auch in Behandlung der Form ästhetisches Gewissen und gute Schulung.

6. Jesus Christus. Eine Dichtung von Oskar Linke. Bremen, Kühtmann u. Comp. 1880. 12. 3 M.

Nach dem Titel der Dichtung würde man eine neue Evangelienharmonie oder mindestens ein Laienevangelium im Stil Sallet's erwarten; doch die Dichtung Oskar Linke's ist eine moderne Gedankensymphonie, in welcher Jesus Christus selbst nur eine traumhafte oder symbolische Bedeutung hat als Vertreter des echten reinen Christenthums, welches durch ein aufdringliches Priesterthum verfälscht wird. Die Dichtung führt uns durch verschiedene Kreise des socialen Inferno, die mit einer gewissen grellen

Anschaulichkeit geschildert sind: wir werden in die glänzenden Gemächer der Demi-Monde, in die Proletarierhöhlen, in denen die größte Sittenverwilderung herrscht, geführt: überall spricht das echte Christenthum das milde versöhnende Wort. Der Held aber, der unter dem Geleite von Jesus im Traum diese Wanderschaft antritt, ist ein zeternder und ehrgeiziger Priester, dessen Bekehrung die eigentliche Tendenz der Dichtung bildet.

Die Behandlungsweise ist durchaus eigenartig; man könnte Oskar Linke in der Lyrik den Dichtern zuzählen, die wir im Drama als Vertreter genialer Kraftdramatik bezeichnet haben: diese reimlosen fünffüßigen Blankverse enthalten eine Menge kühner Bilder; denn dem Dichter fehlt weder die vollaufblühende Phantasie noch der Zug der Inspiration: wohl aber trägt die Dichtung auch die Mängel jener Schule zur Schau: manche allzu kühnen Bilder, die vor dem zergliedernden Verstand nicht Stich halten und oft schon von vornherein das unbefangene Gefühl verletzen, und einen gewissen Mangel an stilvoller Haltung, an dem die Schilderung bisweilen zum Trivialen und allzu drastisch Bezeichnenden herabsteigt und die Reflexion ebenso oft in eine geharnischte Flugschriftenpolemik übergeht. Ueberhaupt fehlt die poetische Verschleierung der Tendenz; sie tritt zu nackt, zu direct für ein Kunstwerk hervor. Wir sind durchaus nicht für die oft in Gedankenlosigkeit übergehende Tendenzlosigkeit der akademischen Gedichte eingenommen; „pectus est quod facit poëtam", sagen wir; aber die Tendenz soll in den künstlerischen Organismus hineingeheimnißt sein, nicht überall handgreiflich aus ihm herauswachsen.

Davon abgesehen, finden wir in dieser Dichtung viele Züge eines markigen Talents: die Fehler der Ueberkraft und allzu üppigen Phantasiefülle lassen sich noch am ersten entschuldigen, da sie sich auch am ersten beseitigen lassen. Gleich in dem ersten Abschnitt „Idylle" ist der Traum des Priesters und seine Vision phantasievoll eingeleitet. Ein Christusbild aus Marmor an einem kleinen Kreuz aus schwarzem Ebenholz steht auf dem Tischchen vor dem Schlummernden:

Er träumte:
Rief'ger wuchs vor seinen Augen
Das Kreuz auf mit dem weißen Todtenleibe.
Es wich des schwarzen Holzes dunkler Glanz,
Ein fahles Grau erschien — ein wirklich Kreuz!
Doch von dem Querholz stieg ein Mann herab,
So groß wie andre Menschen, schöner nur,
Mit einem Antlitz übermenschlich edel,
Draus weiche Kraft und milde Strenge sprach;
Nicht blos bezaubernd hohe Frauenseelen,
Die Lotosblumenherzen, auch in jenen
Sumpfblumen, die im Dunkel lüstern funkeln,
Ein reines Schmerz- und Lustgefühl entzündend.
Der Priester sah in seinem schönen Traume
Das nackte Kreuz auf einem Berg erhöht,
Darüber zog ein Abendgoldgewölk.
Hinfallen sah er dann dies graue Kreuz,
Wie einen dürren Leichnam, auf die Erde,
Und aus dem Boden blühten zaubervoll
Herauf viel, viele, blutig rothe Rosen.
Vergessen und begraben schlummerte
Das graue Kreuz auf dem Verbrecheranger,
Der jetznnd als ein Rosengarten blühte.
Der Priester sah der Sonne Purpurstrahlen
Hinsterben an dem fernen Horizonte.

Ein etwas grell beleuchtetes Genrebild aus dem Kreise des Pauperismus bietet der zweite Abschnitt, das Nocturno „Die Armen". Der dritte: „Appassionata", führt uns in das Reich der Demi-Monde und hat die Moral der Magdalene. Der Jüngling hat mit Verachtung sich aus den Armen der schönen Buhlerin gerissen:

Sie ist allein, und sie besinnt sich wieder.
Anstarrt das schöne Weib des Zimmers Wände,
Es will nur Einen sehn und sieht ihn nicht,
Der einst ihr „Alles" und ihr „Leben" war
In ihren Träumen, wenn auch mädchenstolz
Der Mund es noch zu sagen weigerte;
Und den sie auch in jener Unglücksnacht,
Wo sie, geködert von dem eignen Stolze
Und von zu spät erkanntem Misverständniß,
Sich selbst vergaß, den Leib als wie die Seele;
Und den sie selbst im Rausche jener Ballnacht
Noch nicht vergaß und nie vergessen konnte.
Im Spiegel sieht sie sich entsetzt und schaudert
Ob ihrer Augen, ihrer Leibesschöne;
Wie schaudert sie zum ersten mal zusammen
Vor dieser marmorschönen Leibesnacktheit,
Die sonst vor Schauenslust und Eitelkeit
Und Wonnelust ihr höher wogen ließ
Den vollen Busen, einer Kypris würdig . . .
Ihr däucht, als grinse hinter dieser rosig
Und weich geschwellten Haut ihr schon entgegen
Ein altes, graues, runzlig rauhes Fell.
Umsonst versucht sie vor dem Glas zu lächeln,
So schneeweiß auch die kleinen Zähne schimmern,
Ihr Lächeln wird zum Grinsen, zur Grimasse.
„Das Messer seh' ich schon, das deinen Leib
Einst wird durchwühlen, grausam kalt zerfetzen,
Indessen du auf hartem Tische daliegst,
Nackt, todt, gefühllos" —
scheint es aus dem Spiegel
Unmenschlich hart entgegen ihr zu klingen,
So unerbittlich, grausam, höhnisch kalt
Als wie ein Anathem von Priesterlippen.
Die Zung' ist ihr gelähmt vor Grausen. Scham,
Angst und Bestürzung hat mit einem male
Des Herzens überwilde Feuerströme
In eine kalte Lavaflut verwandelt.
Des Falters dicke, düstre Misgestalt,
Der lange dort umkreist das Licht der Lampe,
Bis er von oben plötzlich jach hineinfiel,
Und Dunkel in den ruh'gen Glanz sich mischte:
Er wird für sie zu einem Trauermantel,
Zu einem Schleier, welcher riesenhaft
Anschwillt und hoch schwebt, gänzlich sie umhüllt . . .
Da fällt ihr starrer Blick auf jenes Bildchen,
Das schmerzverklärt ob ihrem Bette hangt.
Mit aufgelösten Haaren wirft sie weinend
Sich vor das Bett hin, während ihre Augen
Hinaufsehn zu dem milden Christushaupt.

Und von den wollustschönen Lippen klingt es
So herzzerreißend, so erschütternd schmerzlich.

Der vierte Abschnitt: „Elegie", führt uns zum Philosophen; er enthält viele geistvoll und prägnant ausgedrückte Betrachtungen. Der fünfte: „Satire", geißelt einen Conventikel der Frommen; die Reden, die wir hier hören, erinnern uns an die Reden, die uns neuerdings oft genug in den Zeitungen mitgetheilt worden; der Priester selbst wird als verrückt ins Irrenhaus gebracht.

Im sechsten Abschnitt: „Inferno", sind wir Zeugen einer Proletarierorgie; der letzte: „Eroica", klingt mit der Versöhnung des Priesters aus.

Wir haben Proben mitgetheilt, welche durch ihren Guß und die frei zuströmende Fülle der Bildlichkeit für das Talent des Dichters sprechen; wir wollen noch einige Bilder anführen, die unsere frühern Ausstellungen rechtfertigen:

Nur wie gelitten, wie ein Fremdling schleichet
Das Mondlicht eilend durch die Straßen hin,
Indeß wie riesige Henkersknechte lauernd
Die mürrisch grauen Häuserformen dastehn,
Als sollt' ein Deserteur, ein Missethäter
Spießruthen laufen. . . .

Hier ist das tertium comparationis allzu wenig klar.

Von ferne schien mir dieses Männchen just,
Der Weise mit der kahlen, hohen Stirn,
Wie eines Berges hochaufragend Haupt,
Abschreckend stolz, unnahbar, furchterweckend.

Der Vergleich eines „Männchens" mit einem „unnahbaren hohen Berge" verstößt gegen die poetischen Maßverhältnisse.

Wenig geschmackvoll heißt es an einer andern Stelle:

Die beiden Wandrer gingen unthig weiter,
Die Winde schnoben ihnen ins Gesicht,
Als ob der Hölle Geister sie bespieen,
Und ihre Kleider troffen von den Wassern.

Wir könnten nach allen diesen Seiten hin das Verzeichniß der Geschmackssünden in dieser Dichtung wesentlich vermehren, besonders durch Mitanführung der prosaischen Wendungen, die aus dem dichterischen Stil herausfallen und zu denen der bequeme Blankvers mit seinem laisser-aller leicht verführt; doch wir wollen lieber den Phantasiereichthum, den großen Zug und Schwung der Dichtung hervorheben, Eigenschaften, die uns für künftige Werke des Dichters die besten Hoffnungen erwecken.

7. Wandern und Werden. Gedichte von Ferdinand Avenarius. Zürich, Meyer u. Zeller. 1880. 8. 4 M.

Der Dichter sagt in der Widmung:

Im Liederklang ist diese Brust genesen,
In Lieder klang das leidende Gemüth —
Doch werdet nie aus kaltem Wort ihr lesen,
Was flammenheiß durch unser Leben glüht;
Der Menschenseele unergründet Wesen
Gleicht dem Vulkan, der seine Feuer sprüht:
Ihr seht die Funken, die zum Himmel stieben —
Die Gluten nicht, die sie emporgetrieben!

In der That sind diese Metaphern nicht müßig; denn es weht durch diese Gedichte ein Feuergeist, bisweilen unruhig hin- und herflackernd, bisweilen aber auch in gesammelter Glut mächtig emporlodernd.

Es sind Wanderblätter aus einer Epoche des Sturms und Drangs, die uns der Dichter bietet; die Apotheose der Leidenschaft ist ein stark hervortönendes Echo derselben. Da wird die Liebe gefeiert, welche die Dauer verschmäht:

Reich' mir die Lippen, kredenz' mir den Trank,
Den Trank der flammenden Sinne,
Daß drin der Gedanken Jammergeschlecht
Wie Wasser im Feuer zerrinne!

Du forderst Lust, du bietest Lust:
So ist's ein ehrliches Handeln —
So suchen wir nicht mit dem Heiligenschein
Die Selbstsucht zur Tugend zu wandeln;

So prahlen wir nicht von Lieb' und Treu;
Und wenn wir uns heute besessen,
So wissen wir, daß kein Mond vergeht
Bis wir uns beide vergessen.

Da heißt es:

Ich weiß es wohl, ich habe viel gefehlt,
Gefehlt durch heißer Leidenschaften Macht,
Ich lebte anders, als ihr's euch gedacht,
Den Weg verlassend, den ihr mir erwählt.

Wenn ich geirrt, so hab' ich's nicht verhehlt;
Die eitlen Narren hab' ich stets verlacht,
Die sich mit bunter Sittenflitterpracht
Im Größenwahn den Göttern beigezählt.

Doch glaubt: kein Irren kann mir je entraffen
Das wilde Streben, das in tiefer Brust
Mir manches Weh und manches Glück geschaffen,

Und ob ich oft im Dunkeln wandern mußt',
Eins hab' ich mehr, als eure Tugendlaffen:
Das, was ich wollte, hab' ich stets gewußt!

Der Dichter will Kraft und Leben in der Natur sehen:

Ein fernes Wetterleuchten
Umspielt die waldigen Höhn,
Lauwarme Tropfen feuchten
Die brennende Stirn im Föhn — —
Wach' auf, Gewitter! wach' auf! wach' auf!
Gib Kraft der schlaffen Welt —
Was macht's, wenn auch ein Leben
Dem Blitze zum Opfer fällt!

Er feiert den Sturm in den Alpen:

In wilder Flucht
Den Thälern zu
Stürzen brüllende Heerden;
Als donnernde Ströme
Rasen die Bäche die Felsen hinab;
Lawinengefahr
Klagen wimmernde Glocken empor —
Doch ob du zerstörend,
Gott des Sturmes,
Die Lande durchdröhnst:

Schaffen erweckst du
In meiner Brust —
Gott der Jugend,
Umschlinge mich!

Doch nicht immer pulst nur das jugendliche Kraftgefühl in den Adern dieser Muse: sie hat auch ihre nachdenklichen Stunden, ihre elegischen Klänge; nicht immer tritt sie so herausfordernd und trunken auf, sie weiß auch stimmungsvolle Naturbilder zu malen, z. B.:

Abenddämmerung.

Im Dunkel schlummern die Thäler,
Im Lichte leuchtet die Höh',
Schon weben und wallen die Schatten
Tief drunten über den See;
Die Abendglocken verklangen,
Der Vögel Singen verklang —
Die lauschenden Lüfte durchzittert
Seliger Sphärengesang.

Der Berge schweigende Wälder
Umspielt die nahende Nacht,
Schon ist das Auge, das klare,
Des Abendsternes erwacht;
Die Abendglocken verklangen,
Der Vögel Singen verklang —
Die lauschenden Lüfte durchzittert
Seliger Sphärengesang.

Im März.

Graublaue Nebel schleichen
Durch winterlich Gefild,
Graublaue Berge dämmern
Gleich blassem Traumgebild.

Der Regen rieselt leise
Im blätterlosen Wald,
Des kühlen Windes Flüstern
Aus dürren Zweigen hallt.

Dort droben zwitschert ein Vogel
Schüchtern sein kleines Lied —
Weiß nicht, ob Herbst, ob Frühling
Die stille Welt durchzieht!

Am meisten klingen die Gedichte von Avenarius an die Heine'schen an: wir finden die kecke Pointe, welche die Empfindung verspottet; wir finden die Skepsis, welche den Dithyrambus auflöst. Auch die Form ist theils die der kleinen kurzathmigen Lieder, theils die der breitern rhapsodischen Ergüsse. Die „Blätter vom Meer" erinnern durchaus an Heine's „Nordseebilder"; doch nicht in allen wie in dem ersten: „Meeresruhe", schiebt sich breit der Humor in die Dichtung ein, der zum Theil aus dem poetischen Ton heraus ganz in die Prosa verfällt; einige dieser Meereshymnen sind in reinem Odenstil gehalten, ohne vorlaute Zwischenspiele des Humors, wie „Sonnenuntergang", „Sturm am Meer", „Nacht am Strand" und „Dämmerung". Das letzte Gedicht lautet:

Aus der Dämmerung
Quillt das Meer,
Und brechende Wellen
Und brausende Fragen
Wirft es dröhnend vor meinen Fuß.

Gestern lagst du in leisem Schlummer,
Heute rollst du in höheren Wogen,
Morgen schäumst du vielleicht zum Himmel
Und mit sturmverwegener Stimme
Wirfst du deine zorneskühnen,
Freiheit drohenden Weisen empor!
Doch je näher zum Himmel sie dringen,
Um so dunkler zürnt sein Blick —
Wolken verhüllen ihn,
Blitze zucken auf dich herab,
Bis mit ohnmächtigem Sklavengrimm
Du im alten Kerker wühlst!
Antwortflehend, fragensindend,
Schweift mein heißer, haltloser Blick
Ueber die düstre,
Unendliche See.
Auch unser Leben, ist's nur eine Flut
Bald kaum geweckter,
Bald bange klagender,
Bald schäumend zur Sonne brausender
Stets zerschellender Wogen?
Sind auch die Wolken,
Die uns den klaren Himmel verdunkeln,
Nur der eigenen Tiefe entstiegen,
Räthselwogendes Meer?

In ähnlichem Stil, oft schwunghaft, trunken, oft zerklüftet durch die Risse und Spalten eines gewaltsam hervorbrechenden Humors sind die „Blätter aus den Alpen" gedichtet. Geniale Einfälle wechseln in diesen Gedichten ab mit allzu kecken Bildern und geschmacklosen Hyperbeln, wie wenn der Südwind ein „gierer Eisesfresser" genannt wird; doch es ist jedenfalls trotz heinisirender Anklänge ein origineller Kopf, welcher diese Gedichte geschaffen, und wenn auch bisweilen die „Felsennasen" wunderbar schnarchen und blasen, so bewegt man sich doch nicht auf dem Töpfermarkt der Lyrik, wo die alltäglichen Geschirre, gedreht auf der beliebten Töpferscheibe, zur Schau gestellt werden.

Rudolf von Gottschall.

Volkswirthschaftliche Literatur.

1. Jahrbücher für Nationalökonomie und Statistik. Gegründet von Bruno Hildebrand. Herausgegeben von J. Conrad. Neue Folge. Jena, Fischer. 1880. Gr. 8. In Heften zu 3 M.
2. Zeitschrift für deutsche Volkswirthschaft. Organ des Vereins für deutsche Volkswirthschaft. Redigirt von H. Grothe. Berlin, Burmester u. Stempell. 1881. Gr. 8. 9 M.
3. Economisten. System einer Reform der gewerblichen Oekonomik und politischen Oekonomie. Dritter Theil: Die Reform der Wirthschaftslehre. Von C. Diebl. Wien, Fäsy u. Frick. 1881. Gr. 8. 2 M.
4. Die drei Fragen des Grundbesitzes und seine Zukunft. (Die irische, die continentale und die transatlantische Frage.) Von Lorenz von Stein. Stuttgart, Cotta. 1881. Gr. 8. 5 M.
5. Fortschritt und Armuth. Eine Untersuchung über die Ursachen der industriellen Krisen und der Zunahme der Armuth bei zunehmendem Reichthum. Von Henry George. Deutsch von C. D. F. Gütschow. Berlin, Stande. 1881. Gr. 8. 5 M. 50 Pf.
6. Die Noth unserer Bauern und ihre Ursachen. Von Otto Hahn. Reutlingen. 1880. 8. 60 Pf.
7. Zur Arbeiterfrage in der Landwirthschaft. Von O. V. Leo. Oppeln, Clar. 1879. Gr. 8. 1 M. 50 Pf.
8. Das neuzeitliche Handwerk. Eine socialpolitische Studie vom technisch-wirthschaftlichen Standpunkte. Von F. Rücklin. Heilbronn, Henninger. 1880. Gr. 8. 1 M. 80 Pf.
9. Schutzzoll und Freihandel. Von J. C. Brunner. Dritte Auflage. Aarau, Sauerländer. 1880. Gr. 8. 80 Pf.
10. Der Neo-Malthusianismus, das Heilmittel des Pauperismus. Von G. Stille. Berlin, F. Luckhardt. 1880. Gr. 8. 1 M. 50 Pf.
11. Die Gewerkvereine und ihr neuester Gegner. Zur Abwehr gegen die Angriffe des Hrn. L. Brentano und zur Aufklärung über die Geschichte und Leistungen der Gewerkvereine. Von Max Hirsch. Berlin, Stande. 1879. Gr. 8. 60 Pf.
12. Der Staatsmonopolist oder ein Beweis für die Unhaltbarkeit unserer Zustände und ein Vorschlag zur schnellern und friedlichern Lösung der socialen Frage durch mindere Schädigung einer der bestehenden Gesellschaftsklassen. Von L. O. Poppe. Leipzig, R. Hahn. 1880. Gr. 8. 75 Pf.
13. V. A. Huber, ein Vorkämpfer der socialen Reform in seinem Leben und seinen Bestrebungen dargestellt. Von Eugen Jäger. Berlin, Putkammer u. Mühlbrecht. 1880. 8. 1 M. 60 Pf.
14. Adam Contzen S. J., ein Jreniker und Nationalökonom des 17. Jahrhunderts. Eine culturhistorische Studie von Karl Brischar. Würzburg, Wörl. 1879. Gr. 8. 2 M. 25 Pf.
15. Bilder aus der Geschichte des Verkehrs. Die historische Entwickelung der Spurbahn. Von F. Steiner. Mit 33 Abbildungen und einem Kärtchen. Prag, Dominicus. 1880. Gr. 8. 4 M.
16. Bankwesen und Bankpolitik in den süddeutschen Staaten 1819—1875. Mit statistischen Beilagen. Von Felix Hecht. Jena, Fischer. 1880. Gr. 8. 5 M. 40 Pf.
17. Deutsche Hypothekenbanken. Kritik und Reformvorschläge von Julian Goldschmidt. Jena, Fischer. 1880. Gr. 8. 4 M. 50 Pf.

Unter den volkswirthschaftlichen Zeitschriften haben sich die „Jahrbücher für Nationalökonomie und Statistik" (Nr. 1), welche im Jahre 1863 von dem verstorbenen Bruno Hildebrand begründet worden sind, längst einen geachteten Platz errungen, und wenn sie jetzt eine „Neue Folge" begonnen haben, so geschah dies, weil der Umfang derselben erweitert worden ist, um der volkswirthschaftlichen Gesetzgebung und Literatur des In- und Auslandes neben den Abhandlungen und Miscellen einen noch größern Raum als bisher widmen zu können. Wir stehen nicht an, diese „Jahrbücher" als die beste der uns bekannten volkswirthschaftlichen Zeitschriften zu bezeichnen; sie stehen entschieden an wissenschaftlichem und praktischem Werth weit über dem besonders geschätzten „Journal des Économistes" und würden noch Vorzüglicheres leisten können, wenn nicht bei uns die literarischen Kräfte sich in mehrern, gleiche oder ähnliche Zwecke verfolgenden Zeitschriften zersplitterten; was um so weniger nöthig wäre, als die „Jahrbücher" kein Parteiorgan sind, sondern jedem wissenschaftlich begründeten Standpunkte Raum geben. Die wirthschaftlichen Parteien finden ja in den Zeitungen und Wochenblättern genügenden Spielraum, und es wäre für Schriftsteller und Publikum ein großer Gewinn, wenn die wissenschaftliche Arbeit auf volkswirthschaftlichem Gebiet sich in eine einzige Zeitschrift concentrirte; und dazu ist der Anlage und dem Werthe nach keine so geeignet wie die „Jahrbücher".

Indessen hat dieser Wunsch gerade jetzt angesichts des erregten wirthschaftlichen Parteilebens keine Aussicht auf Erfüllung; vielmehr werden neue Zeitschriften mit dem Charakter von wissenschaftlichen Parteizeitschriften ins Leben gerufen, wie uns deren eine in der „Zeitschrift für deutsche Volkswirthschaft" (Nr. 2), begründet 1876, vorliegt. Dieselbe dient den Bestrebungen des Vereins für deutsche Volkswirthschaft als Ausdruck und Stütze und tritt der „Vierteljahrsschrift für Volkswirthschaft und Culturgeschichte", dem Organ des freihändlerisch-kosmopolitischen Volkswirthschaftlichen Congresses, beziehungsweise der berliner Volkswirthschaftlichen Gesellschaft entgegen.

Die „Reform der Wirthschaftslehre", von C. Diebl (Nr. 3), der sein Büchlein sogar als einen Leitfaden zum Unterricht betrachtet wissen möchte, kann nur vermöge ihres Titels darauf Anspruch machen, hinter den Zeitschriften als eine das Allgemeine der Volkswirthschaft behandelnde Schrift aufgeführt zu werden; denn in der That ist sie nur eine Sammlung abgerissener Gedanken über Kapital, Arbeit, Unternehmung, Zins, Lohn, Wucher, die, von Durcharbeitung weit entfernt, sich zum Unterricht wahrlich nicht eignen. Der Verfasser hat unter dem geheimnißvollen Collectivtitel „Economisten" schon zwei solcher Broschüren herausgegeben, von denen die erste „Das System der Gewerbswissenschaft", die zweite „Die allgemeine gewerbliche Oekonomik" heißt.

Lorenz von Stein hingegen erfreut uns unter dem bescheidenen Titel: „Die drei Fragen des Grundbesitzes und seine Zukunft" (Nr. 4), wie von ihm nicht anders

zu erwarten, mit einer wirklich allgemeinen, tiefen Auffassung der wirthschaftlichen Probleme der Jetztzeit, und gerade in diesem Buche bewährt sich die eminente historisch-philosophische Auffassung des berühmten Verfassers um so mehr wieder in ihrer alten Kraft, als seine Gedankenentwickelung hier nicht durch ein so starkes dialektisches Dunkel verhüllt wird, wie es über einigen seiner frühern Schriften schwebt. Stein will in dem jetzigen Zeitpunkte, „wo das Geldkapital, dem natürlichen Gesetz seiner Entwickelung folgend, das Grundkapital vollständig zu unterwerfen im Begriff ist", sodaß aller Grundbesitz nur eine Form des Geldbesitzes wird — ein Zustand, den Stein für einen der Cultur verderblichen hält —, die wichtigsten Fragen des Grundbesitzes für Landwirthe und Staatsmänner systematisch und eindringlich entwickeln. Er beleuchtet im ersten Theil die Geschichte des Grundeigenthums, im zweiten die gegenwärtige Gestalt desselben und das Verhältniß desselben zum Staat, im dritten die drei Fragen: „Das Verwaltungsrecht des Pachtwesens", mit Blicken auf die irische Frage; „Das Verwaltungsrecht des landwirthschaftlichen Creditwesens" und „Der Kampf um den Marktpreis und seine Rechtsbildungen", d. h. um es in der sonst üblichen Sprache auszudrücken, die Frage der Concurrenz mit billiger producirenden Ländern. Für die „Sanirung" des Grundbesitzes, um einen österreichischen Ausdruck zu gebrauchen, setzt Stein bedeutende Hoffnungen auf die Gemeinde als Credit- und Betriebsgenossenschaft der Zukunft.

Unter dem Titel: „Fortschritt und Armuth", von Henry George (Nr. 5), verbirgt sich eine weitgreifende und interessante Studie eines Amerikaners über Bildung und Vertheilung des Einkommens in der Volkswirthschaft, für deren ungesunden Entwickelungsgang er das Correctiv in der Abschaffung des privaten Grundeigenthums sucht, weil diesem die Tendenz inne wohne, den Arbeiterverdienst niederzudrücken. Der Verfasser tritt mit der ganzen Unbefangenheit der Ignoranz bezüglich der ausländischen Literatur seines Fachs auf, die den angelsächsischen nationalökonomischen Schriftstellern meist eigen zu sein pflegt — nur Laveleye's „De la Propriété" fanden wir bei ihm citirt —, sonst hätte er wol aus dem Buche von Adolf Samter „Ueber gesellschaftliches und Privateigenthum", das sich in dem Hauptgedanken mit dem seinigen begegnet, Nutzen ziehen können.

Die Broschüre über die „Noth unserer Bauern und ihre Ursachen", von Otto Hahn (Nr. 6): Volksvermehrung, Güterzerstückelung, Eisenbahntarife, die dem Absatz ungünstig sind, knüpft an würtembergische Verhältnisse an. Die Schrift von O. V. Leo (Nr. 7) behandelt recht übersichtlich die verschiedenen Arten von Versuchen zur Hebung des Landarbeiterstandes.

Den Grund für Bedrohung und Verfall des „neuzeitlichen Handwerks" (Nr. 8) findet F. Rücklin ebenda, wo L. Stein das Unglück des Grundbesitzes sucht: im Uebergewicht des Geldkapitals, und er macht zur Hebung des Handwerks sehr beachtenswerthe Vorschläge, die theils auf eine rationellere Organisation der kleinern Unternehmungen selbst, theils auf staatliche Hülfe hinausgehen.

Was der humane und verdienstvolle schweizer Fabrikant R. C. Brunner, der sich durch sein vortreffliches Schriftchen über „Licht- und Schattenseiten der Industrie" literarisch schon vortheilhaft bekannt gemacht hat, über das Thema „Schutzzoll und Freihandel" (Nr. 9) sagt, geht nicht recht tief; wohl aber ist bemerkenswerth, was er über die Ueberschätzung der Industrie mit besonderer Rücksicht auf die Schweiz bemerkt. Das richtige Auskunftsmittel findet er in der organisirten Auswanderung.

G. Stille sucht ein anderes radicales Heilmittel für die volkswirthschaftlichen Schäden im „Neo-Malthusianismus" (Nr. 10). Die Empfehlung der Grundsätze des seiner wissenschaftlichen Bedeutung nach einst so sehr überschätzten, dann außer Mode gekommenen Robert Malthus, wird angesichts der enorm raschen Vermehrung der deutschen Bevölkerung bei uns wieder oft gehört. Mit den Deductionen des berühmten englischen Geistlichen, der den Wohlhabenden und wol auch den protestantischen Pfarrern, die bei uns nicht gerade zu jenen zu gehören pflegen, das Privilegium der Fortpflanzung des Geschlechts überlassen und die Kinder der Armen verhungern lassen will, läßt sich aber doch wol nicht auskommen; nur die von Malthus nicht einmal gehörig hervorgehobene Thatsache ist zuzugeben, daß die große Geburtenmenge, die auch eine starke Kindersterblichkeit bedingt, einen außerordentlich großen Theil der nationalen Arbeitskraft und des Volkseinkommens durch Kinderaufzucht absorbirt und uns, die andern Verhältnisse gleich gesetzt, gegen diejenigen Völker, welche geringere natürliche Fruchtbarkeit zeigen, in Nachtheil bringt.

Von den zu Nr. 11 und 12 genannten Flugschriften ist die erstere eine Sammlung von Artikeln des Anwalts der deutschen Gewerkvereine, Max Hirsch, aus seiner Wochenschrift „Der Gewerkverein", in denen er eine Polemik mit dem Theoretiker des Gewerkvereinswesens, Professor L. Brentano in Breslau, ausficht; die andere, von L. O. Poppe, eine Vorführung von unverarbeiteten Gedanken eines Schwärmers für Verstaatlichung der gesammten Production, dem wohl zu empfehlen gewesen wäre, erst einmal die Werke anderer „Staatsmonopolisten" vor ihm, z. B. Louis Blanc's, zu studiren, ehe er seine Aphorismen drucken ließ.

Von den beiden Lebensbeschreibungen, die wir zur volkswirthschaftlichen Literatur rechnen können, Victor Aimé Huber's (Nr. 13) und des Jesuitenpaters Adam Contzen (Nr. 14), dürfte E. Jäger's lebendiger, freundlicher Abriß des Lebens und Wirkens des verdienstvollen Socialreformators Huber, der übrigens in R. Elvers („V. A. Huber, sein Leben und Wirken", Bremen 1874) schon einen ausführlichern Biographen gefunden hat, allen willkommen sein, welche für die moderne sociale Bewegung und deren Vorkämpfer tieferes Interesse haben. Die Schrift von Karl Brischar macht uns mit den Schriften eines, soviel wir wissen, als staatswissenschaftlicher Schriftsteller bisher

unbeachtet gebliebenen katholischen Theologen bekannt, der 1621 „Zehn Bücher über den Staat" schrieb, in denen auch viele nationalökonomische Fragen behandelt wurden.

Endlich schließen wir hier noch eine Notiz über drei Schriften an, welche sich auf das Verkehrs-, beziehungsweise Bankwesen beziehen.

Das Buch von F. Stainer (Nr. 15) zeigt uns die Entwickelung der Spurbahn von ihren ersten Anfängen, den steinernen Spurbahnen des Alterthums, bis auf die Einführung der Locomotive, welche durch die gelungenen Versuche Stephenson's im Jahre 1829 entschieden wurde. Die Darstellung ist sehr anziehend und eine größere Anzahl von Abbildungen erhöhen das Interesse und Verständniß.

Zur Geschichte eines andern Zweigs des Verkehrswesens, der Banken, liefert Felix Hecht (Nr. 16) einen werthvollen Beitrag, indem er die Entstehung der jetzigen größern Creditinstitute in Würtemberg, Baden und Hessen actenmäßig darstellt und dazu statistische Tabellen gibt, die sich auf dreizehn Banken und längere Jahresreihen beziehen. Er ergänzt dadurch in sehr glücklicher Weise die bekannten Arbeiten von Poschinger über das Bankwesen in Baiern, Sachsen und Preußen.

Julian Goldschmidt (Nr. 17) vermehrt die schon ziemlich zahlreiche Literatur über „Hypothekenbanken" um ein ganz vorzüglich geschriebenes Werk, das uns aus praktischen Anschauungen heraus das Wesen der modernen Hypothekenbanken lebendig schildert und Reformvorschläge macht.

H. von Scheel.

Vermischte Schriften.

1. Artemidoros aus Daldis, Symbolik der Träume, übersetzt und mit Anmerkungen begleitet von F. S. Krauß. Wien, Hartleben. 1881. 8. 4 M.

Ein geistreicher und gelehrter Schriftsteller aus dem Zeitalter der Antonine, nach Schopenhauer's allerdings einseitigem Urtheil seit 2000 Jahren der gründlichste Autor auf diesem Gebiete, erscheint hier in eleganter Uebertragung und geschmackvoller Ausstattung. Nicht weniger als 3000 Träume behandelt der alte Artemidor unter steter Berücksichtigung aller denkbaren Fälle und ihrer Erfüllungen, wobei er oftmals eine psychologische Begründung gibt; zudem spricht er aus Erfahrung, welche er auf langjährigen Reisen in Kleinasien, Syrien, Afrika, Griechenland und Italien selbst gesammelt hatte. Bei einer erstaunlichen Belesenheit weiß er stets das wirklich Interessante herauszufinden und den Leser in steter Spannung zu erhalten. Er schreibt wissenschaftlich im Sinne seiner Zeit; für unsere Tage aber trägt das Ganze mehr die Form eines geistreichen Essay. Der Verfasser ist von der Ueberzeugung durchdrungen, daß eine Symbolik der Träume aufgestellt werden könne und müsse; er unterscheidet zwischen „Traum" und „Traumgesicht". Ersterer bezieht sich auf die Gegenwart, letzteres auf die Zukunft; körperliche Zustände schaue man im Traume aus Mangel oder Uebermaß, seelische hingegen aus Furcht oder Hoffnung. Das „Traumgesicht" enthalte eine wirkliche Vorherverkündigung der Zukunft. Weiterhin unterscheidet er zwischen theorematischen und allegorischen Traumgesichten. Erstere sind diejenigen, deren Erscheinung der Wirklichkeit vollkommen entspricht; die andern aber zeigen ein Ding durch ein anderes an, wobei die Seele das in ihnen liegende Sympathetische auf eine räthselhafte Weise zum Ausdrucke bringt. Das Traumgesicht wird erklärt als eine Bewegung oder ein vielgestaltiges Bilden der Seele, das die bevorstehenden guten oder bösen Dinge symbolisch andeutet; es ist ein Schauen und Weissagen. Die Gesichte sind individueller Natur und haben nur für den Träumenden eine Bedeutung, ausgenommen wenn derjenige, der es hat, König oder Herrscher ist. Bei überladenem Magen ist man nicht einmal in den Morgenstunden im Stande, etwas Wahres zu schauen. Dieselben Träume erfahren je nach den Umständen des Träumenden eine ganz verschiedene Deutung, darum muß ein Traumdeuter viel Scharfsinn und Combinationsgabe besitzen.

Man darf bei vorliegender „Symbolik der Träume" nicht vergessen, daß sie völlig innerhalb der antiken Weltanschauung und des antiken Bilderkreises sich bewegt. Die Hälfte von den gegebenen Auslegungen müßte erst in die geläufigen Anschauungen des christlich-modernen Menschen übertragen werden, um brauchbar zu werden. Vieles ist wirklich geistreich ersonnen, manches aber auch werthlose Spielerei.

Was nun die vorliegende Uebersetzung des Artemidoros anlangt, so darf sie ohne Zweifel das Prädicat der besten vorhandenen für sich in Anspruch nehmen. Zu ihrer Herstellung wurde die ganze einschlagende Literatur durchforscht, Handschriften verglichen, eindringende Kritik verwendet. Philologen von Fach wie Laien dürfte sie gleich werthvoll erscheinen, letztern besonders um der beigegebenen trefflichen Anmerkungen willen.

2. Die Lügnerin Germania, ertappt, entlarvt und gebrandmarkt, von Fr. Michelis. Landsberg a. W., Schönrock. 1881. Gr. 8. 80 Pf.

Der bekannte Altkatholik Professor Michelis sucht hier an einem einzelnen Falle nachzuweisen, daß das ultramontane Blatt „Germania" bei der Polemik gegen ihn gelogen habe. Der Streit dreht sich wieder um die Lehre von der Unfehlbarkeit des Papstes, welche Michelis in dem größten Theile seiner Streitschriften bekämpft. Es tritt auch hier die Ungeheuerlichkeit zu Tage, daß die deutschen Professoren eine viel größere Gelehrsamkeit und

ein viel tieferes Verständniß des katholischen Dogmas besitzen als die höchsten Würdenträger der Kirche. Dennoch sind erstere trotz aller persönlichen Ehrenhaftigkeit förmlich mit Blindheit geschlagen, wenn es sich um die Erkenntniß handelt, daß man mit der Kritik blos formeller Mängel keine Kirchenreformation zu Stande bringt. Unsere anfänglichen Sympathien mit dem Altkatholicismus sind erkaltet, weil die Führer desselben mit ihren Grundanschauungen im Katholicismus stehen geblieben sind. Michelis wird weder Katholiken noch Protestanten mit seiner Schrift gewinnen, so sehr man auch das Schicksal seiner Sache bedauern mag.

3. Lehrbuch der evangelisch-protestantischen Dogmatik. Zweite Auflage. Von R. A. Lipsius. Braunschweig, Schwetschke u. Sohn. 1879. Gr. 8. 12 M. 80 Pf.

Der ersten Auflage dieses Buchs, welche im Mai 1876 erschien, ist schnell die zweite gefolgt, und zwar mit nur geringen Veränderungen. Die Form eines Lehrbuchs trägt diese Dogmatik äußerlich zwar an sich, insofern sie in Paragraphen und Erläuterungen zerfällt; doch ist sie so geschrieben, daß auch ein gebildeter Laie viele Partien in ihr verstehen kann. Ihrem Gehalte nach ist sie der zur Zeit wissenschaftlich werthvollste Ausdruck des Glaubensstandpunktes der liberalen Theologie; umfassendste Geschichtskenntniß und schärfste Kritik müssen den Boden bereiten für jeden Satz in diesem Lehrgebäude der modernen Weltanschauung, soweit sie noch einen Zusammenhang mit dem Christenthum festhält. Lipsius bemüht sich, in seiner Theorie des religiösen Erkennens die religiöse Gewißheit der Christen von aller metaphysischen Beweisführung unabhängig zu stellen, und hält dabei die objective Realität der göttlichen Offenbarung fest; die verschiedenen Formen und Stufen derselben bis hinauf zur Person Jesu Christi sucht er mit wissenschaftlicher Sicherheit zu unterscheiden, Dogmatik und Metaphysik trennt er scharf, unklare Vermittelungen und principlose Abschwächungen des kirchlichen Dogmas haßt er. Das Große an Lipsius ist, daß ihm höher als alle Kirchenpolitik der gegenwärtigen Parteien der wissenschaftliche Wahrheitssinn steht, und daß er jede Zweideutigkeit meidet. Wir können es nur billigen, wenn er zunächst eine theologische Principienlehre und dann erst das dogmatische System selbst gibt; in letzterm folgt er der hergebrachten Ordnung. Zu einer wissenschaftlichen Auseinandersetzung über einzelne Punkte ist hier nicht der Ort; es genüge, auch einen weitern, nicht theologischen Leserkreis auf dieses Lehrbuch als auf ein Meisterwerk in seiner Art hinzuweisen. Alle diejenigen, welche sich principiell von einer supranaturalistischen Weltanschauung geschieden wissen, werden in diesem Werk den reinsten Ausdruck ihres Christenthums wiederfinden. Wo freilich der Verfasser die Fähigkeit hernehmen will, mit dem Rest von Glaubenswahrheiten, welche ihm übrigbleiben, Gemeinden jahraus jahrein geistlich zu nähren und zu befriedigen, bleibt uns unverständlich. Für einen Cyklus religiöser Vorträge vor Gebildeten, Wissenschaftlichen und Glücklichen mag er ausreichend sein; die Armen am Geist und die Unglücklichen werden bei dieser Marmorkälte der „Wissenschaft" hungrig bleiben wie zuvor.

Gustav Portig.

Feuilleton.

Ausländische Literatur.

Aus den jüngsten Erscheinungen der englischen Literatur nennen wir zunächst die hervorragendsten poetischen. Sie verdienen diesmal besondere Aufmerksamkeit, da sich in der That einige bedeutende darunter finden.

Verschiedenartig freilich werden die „Poems" von Oskar Wilde von der englischen Presse beurtheilt. Während die „Saturday Review" und das „Athenaeum" sich abfällig über diese Dichtungen aussprechen, werden sie in der „Academy" als eigenartig und epochemachend gerühmt. Das „Athenaeum" erblickt in ihnen viel Reminiscenzen und eine Erneuerung des Gorgonismus des 16. im 19. Jahrhundert. Das neue Evangelium, welches der Dichter predigt, ist freilich ein sehr altes, wie uns scheint; denn es ist kein anderes als: Cultus der Schönheit.

Tadelloser jedenfalls sind „Songs of a Worker" von dem nun verstorbenen Arthur O'Shaughnessy, wenigstens nach den Proben zu urtheilen, welche das „Athenaeum" daraus gibt. Seiner Art nach ist er Hellenist unter französischem Einfluß, und seine Theorie ist Gautier's Ausspruch: „La correction de la forme est la vertu." Ihm ist die Dichtkunst der Kunst des Bildhauers gleich, und die in dem nachgelassenen Bande enthaltenen „Thoughts in Marble" legen ein glänzendes Zeugniß von seinem Können in dieser Richtung ab. „Black Marble" namentlich ist wahrhaft plastisch, doch pulsirt zugleich warmes Leben darin.

Die bedeutendste Erscheinung auf dem Gebiete der Poesie dieser Tage ist „The Prophecy of St.-Oran, and other Poems" von Mathilde Blind. Dem heiligen Oran werden die Lehren der englischen Positivisten in den Mund gelegt, sodaß auch diese Dichtung ihre Tendenz hat und ein Lehrgedicht geworden ist, dem es indessen ebenso wenig wie dem des Querez an Schwung und Schönheit gebricht. Unter den kleinern Gedichten dürften die Sonette die gelungensten sein.

— Die Serie der „Foreign Classics for English Readers" ist durch Miß Thackeray's „Madame de Sévigné" bereichert worden. Es ist dies eine mit Hingebung und Geschick ausgeführte Leistung, welche unsers Erachtens an Werth den des Gegenstandes übersteigt.

— Aus dem neuesten Zuwachs zu „English Men of Letters" heben wir „Landor" von Sidney Colvin hervor. Das „Athenaeum" sagt, es sei diese Biographie vortrefflich geschrieben; die „Saturday Review" bemängelt gerade den Stil sehr, und nach den angeführten Stellen zu urtheilen, mit Recht. Das Urtheil des „Athenaeum", beiläufig gesagt, ist überhaupt nicht immer zuverlässig, und es wird ihm deshalb von vielen wenig Gewicht beigelegt. Wie dem auch sei, so steht doch zu erwarten, daß dem auch in England nur wenig gekannten oder doch gelesenen großen Dichter und Schriftsteller durch dieses Buch so manche Freunde werden gewonnen werden. Wir haben schon früher erwähnt, welchen Verehrer Landor an Swinburne hat, der ihn nur Victor Hugo nachstellt.

Nächst diesem Buche sei ein neues anonymes Werk über Disraeli genannt. Es führt den Titel „Wit and Wisdom of Benjamin Disraeli, Earl of Beaconsfield" und enthält Kernsprüche und geflügelte Worte, aus dessen Reden und Romanen gesammelt. Die Zusammenstellung verdient ihres Fleißes und Geschmacks wegen alle Anerkennung.

Haben wir hier eine Verewigung der Dicta eines einzelnen englischen Staatsministers, so gibt uns Percy M. Thornton in seinen „Foreign Secretaries of the Nineteenth Century to 1834", wie der Titel besagt, die Biographien der englischen Minister des Auswärtigen während des ersten Drittels dieses Jahrhunderts. Die Arbeit scheint jedoch, nach dem, wie sich die englische Kritik darüber äußert, nicht von großem Werthe zu sein.

— Eine ganz vorzügliche Ausgabe und Uebersetzung von „The Provincial Letters of Pascal" hat John de Soyres besorgt. Namentlich wird auch die sehr gelehrte Einleitung dazu gerühmt.

— George Rawlinson hat eine „History of Ancient Egypt" veröffentlicht, die jedoch (auch hier heißt es habent sua fata libelli) durch die hochwichtige neueste Entdeckung in Theben zum Theil schon wieder veraltet sein dürfte.

— Der auf dem philosophischen Gebiete so fruchtbare James Sully hat die „International Scientific Series" um eine neue und bisher in dieser Weise wol noch nie behandelte Arbeit unter dem Titel „Illusions: a Psychological Study" vermehrt. Es ergibt sich daraus, daß die Zahl der menschlichen Illusionen weit zahlreicher ist, als man gewöhnlich vermuthet und als selbst Eduard von Hartmann angenommen hat.

— Für die Gesellschaft zur Beförderung christlichen Wissens hat W. W. Capes eine Schrift: „Stoicism", veröffentlicht und seinen Gegenstand mit Sachkenntniß behandelt.

— In der von Francis Hueffer herausgegebenen Sammlung von Monographien unter dem Gesammttitel „The Great Musicians" hat Sir Julius Benedict „Weber" und H. F. Frost „Schubert" bearbeitet.

— Da jetzt alles, auch das noch so Werthlose, aus dem Staube hervorgezogen werden muß, so hat auch John Charton Collins sich genüßigt gefunden, die mit Recht längst verschollenen Gedichte des berühmten Deisten Herbert von Cherbury unter dem Titel „Lord Herbert of Cherbury's Poems" herauszugeben und mit einer Einleitung zu verfehen.

— Aus Neuyork geht uns eine englische Ueberfetzung des Romans von Georg Ebers: „Der Kaiser", zu. Die Uebersetzerin, Klara Bell, ist dieselbe, welche auch „Uarda" und „Homo sum" desselben Verfassers für die Tauchnitz-Collection übertragen hat, und ihre diesmalige Leistung ist nicht minder gelungen als ihre frühern. Ueberhaupt lesen sich alle Uebertragungen dieser Frau wie Originale, und zwar nicht blos was sie aus dem Deutschen, sondern auch was sie aus andern Sprachen, wie dem Französischen, Spanischen u. s. w., übersetzt hat. Aus letzterer Sprache wird sie demnächst den berühmten Roman „Gloria" von Perez Galdos in englischer Sprache veröffentlichen.

— Aus den neuesten Bänden der Tauchnitz-Collection seien die folgenden als besonders empfehlenswerth hervorgehoben: „My Love!" von E. Lynn Linton; „My Sister the Actress" (und dieser Roman trotz des ungünstigen, aber ungerechten Urtheils der „Saturday Review") von Florence Marryat; das oben angezeigte „Madame de Sévigné" von Miß Thackeray; „Ayala's Angel" von dem unermüdlichen, doch selten ermüdenden Anthony Trollope, und „Donna Quixote" von Justin McCarthy, letzteres ein sehr gelungenes Werk dieses sehr begabten und vielseitigen Schriftstellers.

— Von Lewis Scharf liegt eine Schrift: „Literary Impressions", vor, die den Eindruck einer Promotionsschrift macht. Sie bietet bei geringem Umfange vielerlei, beschäftigt sich zuerst mit Pope und Byron und vergleicht sogar diese zwei gänzlich und himmelweit voneinander verschiedenen Dichter (freilich nimmt der Verfasser nur vier Seiten dazu in Anspruch); dann schildert sie Tennyson, dann Thomas Kyd (welche chronologische Reihenfolge!), dann Shakspeare und Ben Jonson; zum Schluß wird uns eine Methode zur Erlernung von Sprachen aufgetischt, bei welcher Gelegenheit der Verfasser seine Kenntniß des Griechischen und Angelsächsischen zur Schau stellt. Hätte er lieber sein Neuenglisch, in welchem die Schrift verfaßt ist, besser gepflegt! So aber ist es durchaus fehlerhaft; namentlich das Kapitel über Pope und Byron wimmelt von Schnitzern aller Art, sodaß man danach gerechten Zweifel hegen muß, ob die in richtigerm Englisch geschriebenen Abschnitte vom Verfasser selbst herrühren. Der Vorname Lewis ist wol Ueberfetzung von Louis, denn „Scharf" und der Verlegerort „Aschersleben" lassen doch auf den deutschen Ursprung des Verfassers schließen. Verlöre man nicht bei den ersten Seiten alles Vertrauen zu ihm, so würde einzelnes immerhin als lobenswerth bezeichnet werden können, namentlich in den Kapiteln über Kyd, Shakspeare und Ben Jonson.

Bibliographie.

Aphorismen für jede und besonders die jetzige Zeit von einem Freunde der Wahrheit. 2ter Thl. Nr. 353—668. Düsseldorf, Deiters. 12. 1 M. 20 Pf.

Das Eisenacher Attentat auf die theologische Facultät der Universität Jena im Jahre des Heils 1881, urkundlich dargestellt. Jena, Deistung. 8. 80 Pf.

Bühler, v., Krieg oder Frieden? Schreiben an Herrn L. Gambetta, Präsident der französischen Kammer der Abgeordneten. Stuttgart, Wittwer. Gr. 8. 50 Pf.

Criegern, H. F. v., Johann Amos Comenius als Theolog. Ein Beitrag zur Comeniusliteratur. Leipzig, C. F. Winter. Gr. 8. 6 M.

Dewall, J. van, Der alte Hans. Roman. 4 Bde. Stuttgart, Deutsche Verlags-Anstalt. 8. 15 M.

Dyherrn, G. Freih. v., Höhen und Tiefen. Novellen. 2 Bde. Freiburg i. Br., Kiepert. 8. 8 M.

Euler, C., Friedrich Ludwig Jahn. Sein Leben und Wirken. Mit einem Bilde Jahn's. Stuttgart, Krabbe. Gr. 8. 6 M. 50 Pf.

Feller, J., Im ersten Jahrzehnt des neuen Reichs. Patriotische Zeit- und Gelegenheits-Gedichte. Chemnitz, Feller. 12. 1 M.

Ferber, H., Das Landsteuerbuch Düsseldorfs von 1632, mit erläuternden Anmerkungen versehen und herausgegeben. Düsseldorf, Deiters. Gr. 8. 1 M.

Hammer, J., Fester Grund. 4te Aufl. Leipzig, Brockhaus. 16. 3 M.

Jakowitz, B., Liebe und Grünspan. Humoresken aus Nord und Ost. Oberhausen, Spaarmann. 8. 1 M.

Jensen, W., Versunkene Welten. Historischer Roman. 2 Bde. Breslau, Schottländer. 1882. 8. 9 M.

Kuntze, O., Um die Erde. Reiseberichte eines Naturforschers. Leipzig, Frohberg. Gr. 8. 6 M.

Lichtstrahlen aus den Werken der Gräfin Ida Hahn-Hahn, ausgewählt von H. Keiter. Mainz, Kirchheim. 12. 3 M.

Müller, E., Märchen auf der Wanderschaft. Freiburg i. Br., Kiepert. 16. 1 M. 50 Pf.

Najmájer, Marie v., Eine Schwedenkönigin. Historischer Roman. 2 Bde. Breslau, Schottländer. 1882. 8. 6 M.

Nordenskiöld, A. E. Freih. von, Die Umsegelung Asiens und Europas auf der Vega. Mit einem historischen Rückblick auf frühere Reisen längs der Nordküste der Alten Welt. Autorisirte deutsche Ausgabe. 1ster Bd. Mit Porträt in Stahlstich, 206 Abbildungen in Holzschnitt und 10 Karten. Leipzig, Brockhaus. 1882. 8. 11 M.

Palmié, F., Günther von Bliedungen. Eine Erzählung aus der Reformationszeit. Volks-Ausgabe. Nordhausen, Greiner. 8. 1 M. 50 Pf.

Richter, H. M., Geschichte der deutschen Nation, nach den Grundzügen ihrer Entwickelung dargestellt. Berlin, Seehagen. 1882. Gr. 8. 5 M.

Schasler, M., Das System der Künste, entwickelt. Leipzig, Friedrich. 1882. Gr. 8. 6 M.

Sturm, J., Aufwärts! Neue religiöse Gedichte. Leipzig, Brockhaus. 8. 3 M.

Walter, J., Zum Gedächtniss Kant's. Festrede. Leipzig, Breitkopf u. Härtel. Gr. 8. 90 Pf.

Winckell's Handbuch für Jäger und Jagdliebhaber. Bearbeitet und herausgegeben von J. J. von Tschudi. 5te Aufl. Neue Ausgabe. 1ste Lfg. Leipzig, Brockhaus. 1882. 8. 1 M.

Winterfeld, A. v., Die Reise nach Berlin. Komischer Roman. 3 Bde. Jena, Costenoble. 8. 10 M.

Zimmermann, R., Henry More und die vierte Dimension des Raumes. Wien, Gerold's Sohn. Lex.-8. 80 Pf.

Anzeigen.

Soeben erschien:

GRUNDSÄTZE
der
HISTORISCHEN ENTWICKLUNG
aus den übereinstimmenden
Principien der Philosophie A. Schopenhauer's und der naturwissenschaftlichen Empirie
abgeleitet von
THEODOR STIEGLITZ.

Gr. 8. 8 Bogen. — Preis fl. 1.— = Mark 2.—.

Der Verfasser dieser geschichtsphilosophischen Abhandlung versucht auf einem bisher noch nicht eingeschlagenen Wege das Problem der Nothwendigkeit der geschichtlichen Entwickelung zu lösen und deren Ursachen, Verlauf und Ziel zu bestimmen. An der Hand der von ihm zunächst nachgewiesenen übereinstimmenden Grundsätze der naturwissenschaftlichen Empirie und der Philosophie Schopenhauer's und auf Grund der aus denselben hervorgehenden Ursachen der historischen Bewegung zeigt er den causalen Zusammenhang zwischen den einzelnen Stadien der Culturentwickelung und der Bildung immer höherer gesellschaftlicher Sphären, entwickelt die Principien der letztern und leitet schliesslich daraus das Ziel der geschichtlichen Entwickelung ab.

Ferner:

PER ASPERA AD ASTRA
von
W. B. K.

Gr. 8. 11 Bogen. — Preis fl. 1.— = Mark 2.—.

Der Verfasser, der seine philosophische Dissertation mit Bruchstücken aus dem „Tao-te-King" Laotse's einleitet, stellt sich zur Aufgabe, zu untersuchen, ob jeder Mensch die Freiheit hat, „frei zu sein von Zweifeln und von Jammer". Nach einer geistvollen Resumirung der hervorragendsten philosophischen Systeme aller Zeiten gelangt der Verfasser zum Schlussresultate, dass nicht nur die Moral, die Metaphysik und die Ethik, sondern auch die Philosophie bei Beantwortung gewisser Fragen den Glauben zu Hülfe nehmen muss.

Verlag von **Friedrich Beck** in Wien.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Mediterranea.
Lebens- und Landschaftsbilder von den Küsten des Mittelmeers.
Von
Rudolf Kleinpaul.

8. Geh. 6 M. Geb. 7 M. 20 Pf.

Durch sein Buch „Roma Capitale" als Reiseschriftsteller und Culturhistoriker aufs vortheilhafteste bekannt geworden, bietet der Verfasser hier eine neue Reihe Bilder und Skizzen, in welcher er uns nach Griechenland, Neapel, Genua und an die Riviera versetzt und wiederum die landschaftlichen Schilderungen durch interessante Momente aus Vergangenheit und Gegenwart des Volkslebens illustrirt.

Sacher-Masoch. **Höhe.** **der** **Auf**
Internationale Revue.
Preis pro Heft 2 Mark.

Mme Adam (Paris).
Bluntschli (Heidelberg).
Brühl (Wien).
Daudet (Paris).
Flammarion (Paris).
Got (Paris).
Lesseps (Paris).
Gubernatis (Florenz).
Palmieri (Neapel).
Scanzoni (Würzburg).
Schwarcz (Budapest).
Lingg (München).
Vambéry (Budapest).
Carl Vogt (Genf).

In jetziger Zeit zu empfehlen ist:

Mahnruf an unsere Zeit auf Grund des tiefsten Zusammenhanges ihrer Verirrungen nebst Andeutungen für den wahren **Fortschritt** von U. R. Schmid. 2. verb. u. verm. Aufl. München 1880. Pr. 2 M.

Was der Verfasser in diesem Schriftchen und schon in der ersten Auflage (1874) thut, alle Verirrungen der Zeit auf den Unglauben als ihren letzten gemeinschaftlichen Ursprung zurückzuführen, das geschieht jetzt infolge der gerechten Erfahrungen immer allgemeiner. Aus der drohenden Gefahr, die namentlich auch in unserer Uneinigkeit liegt, kann nur die christliche Weltanschauung retten in orthodoxer und rationalistischer Auffassung. Letztere lebt in dem Schriftchen von demselben Verfasser: „Der Streit wider den unbewußten Atheismus dieser Zeit" u. s. w. (München 1879. Pr. 40 Pf.) und ist im Octoberheft von Schaarschmidt's „Philosophischen Monatsheften" mit großer Objectivität von Herrn Dr. Arthur Jung dargestellt worden. Derselbe zeigt zugleich mit dem „Streit wider den unbewußten Atheismus" den „Mahnruf" an und das Schriftchen von demselben Verfasser: „Darstellung der christlichen Religion für alle Gebildeten insonderheit Lehrer und Geistliche" (München 1880. Pr. 2 M.) als Werke, welche auf dem dargethanen Standpunkt des „Streit wider" u. s. w. stehen. Dazu gehört auch: „Blüten einer Weltanschauung" (München 1881. 16. 27 Bogen. Pr. 2 M.) im poetischen und im prosaischen Theil, welcher eine Ergänzung des poetischen ist.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Das Jahr 1866.
Memoiren zur Zeitgeschichte. Zweite Abtheilung.
Von
Oskar Meding. (Gregor Samarow.)

8. Geh. 6 M. Geb. 7 M.

Unter dem Titel „Das Jahr 1866" veröffentlicht der frühere Regierungsrath und Vertraute des Königs Georg V., Oskar Meding, als Romanschriftsteller bekannt unter dem Pseudonym Gregor Samarow, die zweite Abtheilung seiner „Memoiren zur Zeitgeschichte", deren erste Abtheilung: „Vor dem Sturm", die Aufmerksamkeit der weitesten Kreise auf sich gezogen hat. Der vorliegende Band, in welchem der Verfasser die für Deutschlands Neugestaltung so wichtigen Ereignisse des Jahres 1866 auf Grund zahlreicher bisher ungedruckter Documente und zum großen Theil als Augenzeuge darstellt, wird sicher das allgemeine Interesse in noch weit höherm Grade erregen.

Verantwortlicher Redacteur: Dr. **Rudolf von Gottschall** in Leipzig. — Druck und Verlag von **F. A. Brockhaus** in Leipzig.

KAISERLICHE KÖNIGLICHE UNIVERSITÄTS BIBLIOTHEK BRESLAU

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Herausgegeben von Rudolf von Gottschall.

Erscheint wöchentlich. — Nr. 45. — 10. November 1881.

Inhalt: Literarische Unterhaltungen: Die Vorlesung von Dichtwerken. Von Rudolf von Gottschall. — Ludwig August Frankl. Von Erwin Mansbach. — Neues aus Nord- und Südafrika. Von Alfred Kirchhoff. — Zur nordisch-germanischen Götterlehre. Von Rudolf Doehn. — Zur Geschichte des Dreißigjährigen Kriegs. Von Ferdinand Brockerhoff. — Feuilleton. (Ausländische Urtheile über neue Erscheinungen der deutschen Literatur.) — Bibliographie. — Anzeigen.

Literarische Unterhaltungen.

Die Vorlesung von Dichtwerken.

Wenn sich in neuerer Zeit mehrfach die Neigung gezeigt hat, durch Vorlesungen gesteigerte Theilnahme für die Poesie zu erregen und sie aus ihren buchhändlerischen Verstecken ans Licht hervorzulocken, so verdient dies in jeder Hinsicht Ermuthigung seitens der Presse. Wie unsere Lyrik, so darf auch unsere lyrische Epik sich nicht gerade rühmen, zu den bevorzugten Geisteskindern zu gehören, welche die den Erfolg privilegirende Mode in ihren Schutz genommen hat. Noch vor einigen Jahrzehnten sprach man von dichterischen Erzeugnissen, von neuen Gedichtsammlungen in den Salons. Die Poesie hatte ihre Liebhaber; man blätterte nicht blos in geschmackvoll ausgestatteten Albums und Taschenausgaben; es fanden sich auch Dilettanten der Vorlesekunst, welche für Dichtungen genugsam begeistert waren, um gesellschaftliche Kreise mit der einen oder der andern bekannt zu machen, indem sie diese selbst zum Vortrag brachten. Jetzt spricht man in diesen Kreisen nur noch von den neuen Romanen, besonders von denen, welche zum obligatorischen Rüstzeug der gesellschaftlichen Bildung gehören, und welche man eben liest, um von ihnen sprechen zu können, oder vom Theater: natürlich in erster Linie von der Oper und Operette, in zweiter von L'Arronge und Moser; die ernstere, von bedeutendern Talenten getragene Dichtung muß in den gesellschaftlichen Salons leer ausgehen, da sie ja auch auf der Bühne leer ausgeht. Es bedarf äußerer Anregungen, um die stockende Theilnahme dieser Kreise wieder in Fluß zu bringen: eine solche Anregung würde jedenfalls die öffentliche Vorlesung von Dichtungen bieten, und es ist nicht abzusehen, warum bei den wechselnden literarischen Moden nicht auch dies einmal zur Mode werden sollte. Zur Hebung der Poesie würde sie wesentlich beitragen; das dichterische Wort gewinnt durch den Vollklang der lebendigen Rede; sein melodischer Reiz schmeichelt sich dann dem Ohr ein, während das Auge, das ihn den gedruckten Seiten abgewinnt, ihn erst auf Umwegen dem innern rhythmischen Gefühl vermittelt. Die dichterische Schönheit weckt bei mündlichem Vortrag den lauten Beifall der Kundigen und entzündet dann auch die schwerer bewegliche Menge. Selbst die Rückwirkung auf die Bühne würde nicht ausbleiben: größere Empfänglichkeit für das dichterisch Schöne, auf welchem ja doch alle Classicität ruht, für das ἅπαξ λεγομένον, in dessen Principien sich die geniale und dauernde Ursprünglichkeit ausspricht, würde sich in immer weitern Kreisen verbreiten, und dann würde man auch im Theater das Blech und Messing der Modescribenten von dem Edelmetall der berufenen Talente unterscheiden lernen. Die Vorlesungen würden natürlich auch eine dem Buchhandel zugute kommende Theilnahme erwecken; man wird nicht nur über diese Dichtungen sprechen, sondern man wird sie auch kaufen. Es braucht dies blos Sache des guten Tons zu werden, und unsere Lyriker und Epiker werden in glänzenden Einbänden in allen Schränken der Privatbibliotheken prangen, während sie jetzt, wenn sie nicht gar als Krebse den Rückweg in die Heimat eingeschlagen haben, die zweifelhafte Auszeichnung der „Disponenda" genießen und als solche bestaubt in den höchsten Fächern der Sortimentsbuchhandlungen auf einen „noch immer möglichen" Käufer harren.

Vorlesungen dichterischer Werke waren schon im alten Rom und zwar im Augusteischen Zeitalter Sitte: wir meinen nicht jene Vorlesungen, welche im Tempel des Palatinischen Apollo stattfanden, wo Spurius Metius Tarpa, kein Schöngeist und kein Mäcen, sondern ein sehr würdiger Staatsbeamter, der angesehenste der Censoren,

Vorsitzender eines aus fünf Mitgliedern bestehenden Collegiums war. Diesem Ausschuß mußten die Dramatiker ihre Werke vorlesen, und sie kamen nicht zur Aufführung, wenn ein einziger der fünf Staatsdramaturgen sein Veto einlegte. Nicht von diesen misliebigen obligatorischen Vorlesungen sprechen wir, sondern von den freiwilligen öffentlichen Vorträgen, welche Asinius Pollio, der Gönner Virgil's, in Rom zuerst in Mode gebracht hat. Die Mode nahm bald so überhand, daß es eine gesellschaftliche Pflicht wurde, den Vorlesungen beizuwohnen. Man versammelte sich in einem großen Saal, theatrum genannt; der Dichter bestieg die Tribüne, declamirte sein Werk, stieg herunter bei lautem Beifallklatschen und sammelte sein Lob von Reihe zu Reihe ein. Auch Horaz nennt sich in der ersten Epistel des ersten Buchs „nobilum scriptorum auditor" und spricht von „spissis theatris".

In der neuesten Zeit hat sich die Vorlesekunst in Deutschland zuerst mit dem dramatischen Vortrage Lorbern zu erringen gesucht. Tieck in seinen Privatcirkeln, dann Karl von Holtei als umherreisender Vorleser, welchem später Palleske, Genée, Türschmann u. a. folgten, lasen vorzugsweise die Dramen von Shakspeare vor und legten das Hauptgewicht auf die Kunst, die dramatische Individualität durch die Modulationen des Organs, durch die ganze Sprechweise prägnant hervorzuheben; sie bewährten fast alle dabei ein glänzendes Virtuosenthum und wurden auch dem edeln und begeisterten Schwunge des dichterischen Vortrags gerecht. Im Grunde waren diese Vorlesungen eine Concurrenz für die Theateraufführungen; eine von feinem Kunstverstand und der Meisterschaft des Vortrags getragene Vorlesung, die sich gleichsam im reinen geistigen Aether bewegte, konnte immerhin eine mangelhafte, mit theilweise ungenügenden Kräften inscenirte Aufführung in Schatten stellen, bei der die Phantasie oft durch Anstöße aller Art unangenehm aus dem Traumreich der Dichtung aufgerüttelt wird. Hier indeß, wo es sich um allbekannte Meisterwerke handelte, mochte die Kunst des dramatischen Vortrags als Selbstzweck erscheinen: eine Kunst, der es indeß bei aller Bemühung doch an Klippen nicht fehlte eine solche Klippe bildeten die weiblichen Charaktere, mit denen sich diese Vorleser alle in verschiedener Weise abfanden, einige, indem sie denselben einen fast an die Fistel streifenden Diseant verliehen, der für den Ausdruck warmen Gefühls und hinreißender Leidenschaft so ungünstig wie möglich war.

Eine andere Bedeutung gewinnt die Vorlesung von neuern Dichtungen, welche den Nebenzweck hat, das Publikum mit den Poeten und ihren Schöpfungen bekannt zu machen. Handelt es sich hier um Dramen, so bedarf es natürlich ebenfalls der Kunst des Individualisirens, der Licht- und Schattengebung, der reliefartigen Gestaltung der Charaktere; denn mit vollendeter Plastik tritt doch nur der durch die ganze Persönlichkeit des Darstellers verkörperte Charakter auf der Bühne hervor. Diese Vortragskunst ist aber nicht Selbstzweck, sondern in den Dienst der Dichtung und des Dichters gegeben, und sie wird sich deshalb in allem beschränken können, was zur glanzvollen Schaustellung des Virtuosenthums gehört. Noch mehr tritt das letztere im Vortrage epischer Dichtungen zurück; hier handelt es sich weniger um dramatische Belebung, als um stilvolle Haltung und schwungvolle Begeisterung, sowie um die Kunst, die Gliederung des Dichterwerks klar zu legen.

Gewiß ist es in erster Linie wünschenswerth, daß, ähnlich wie die Dichter des Augusteischen Zeitalters, unsere Poeten *selbst* ihre Werke vorlesen. Dies ist in der That öfters geschehen, namentlich von Wilhelm Jordan, der als wandernder Rhapsode von Land zu Land und über das Meer zog und überall ein zahlreiches Publikum versammelte, welches der Vorlesung seiner „Nibelungen" mit Andacht lauschte. Wilhelm Jordan hat eine imponirende Persönlichkeit, ein kraftvolles und geschultes Organ, die vollkommenste Sicherheit, die so weit geht, daß er einzelne lange Gesänge seiner „Nibelungen" ganz aus dem Gedächtniß vorträgt; kurz, er ist der geeignetste Propagandist seiner eigenen Dichtungen und seines eigenen Ruhms. Doch nicht alle Dichter sind so von der Natur bevorzugt; nicht alle haben die Gabe eines schwunghaften klaren Vortrags; viele würden als Vorleser den Dichter ruiniren.

Es ist daher zu wünschen, daß sich immer mehr Rhetoren heranbilden, welche aus dem Vortrage von neuen Dichtungen und neuen Dramen eine Lebensaufgabe machen. Schauspieler wie Lewinsky in Wien und Pettera in Leipzig haben durch geschmackvollen Vortrag mancher neuen Dichtung begeisterte Anhänger erworben, ebenso Arthur Fischer, Martin Perels u. a. Es liegt hier ein Keim, der sich weiter fortentwickeln kann.

Eine feingebildete Dame, Frau Emma Kattner, die Witwe eines unserer Mitarbeiter, hat uns ein Mémoire überreicht, in welcher sie eingehend über die Vorlesekunst im Dienste der Volksbelehrung und Volksbildung spricht; sie hebt mit Recht als ersten Zweck hervor, die Werke unserer neuen Dichter dem Volke zur Kenntniß und zum Verständniß zu bringen; sie meint dabei, daß größere lyrisch-epische Dichtungen nicht ganz vorgelesen, sondern die Verbindung der einzelnen Haupttheile durch eine nicht allzu sehr aus dem Ton herausfallende Erzählung hergestellt werden solle; sie wünscht, daß das Vorleserthum sich zu einer nationalen Organisation herausbilde und in Zusammenhang trete mit den Volksbildungsvereinen. Frau Emma Kattner, welche selbst diese Laufbahn einschlagen will, empfiehlt sich für dieselbe schon durch ihr feines Verständniß und die richtigen Gesichtspunkte, die sie aufstellt. Ohne Frage würde die Vorlesung neuer Dichtungen, aufgenommen in das Programm der Volksbildungs- und anderer gesellschaftlichen Vereine, dem Theater, das mehr und mehr ein Tummelplatz werthloser Zerstreuung wird, im Interesse höherer ästhetischer Cultur eine wirksame Concurrenz machen.

Rudolf von Gottschall.

Ludwig August Frankl.

Gesammelte poetische Werke von Ludwig August Frankl. Drei Bände. Wien, Hartleben. 1880. 8. 9 M.

Ludwig August Frankl hat im Jahre 1880 seinen siebzigsten Geburtstag gefeiert, und auf diese Veranlassung hin ist eine Gesammtausgabe seiner dichterischen Producte veranstaltet worden, in welcher das Meiste und Beste enthalten ist, was Frankl im Laufe eines langen Lebens ans Licht gefördert hat. Der erste Band enthält die lyrischen, die beiden andern enthalten die epischen Erzeugnisse Frankl's, und zwar der zweite wesentlich die kleinern, der dritte die umfänglichern epischen Dichtungen. Da es sich in diesen drei Bänden nicht um Literaturerscheinungen neuern Datums, sondern größtentheils um solche handelt, welche sogar schon der vormärzlichen Epoche angehören, so werden wir unsere Aufgabe weniger in einer eingehenden Kritik des erst noch zu Würdigenden, als vielmehr in einer kurzen Anzeige des Längstbekannten zu sehen haben. Und diese Anzeige wird zunächst constatiren müssen, daß aus all diesen Dichtungen ein hochgebildeter, von weiten Gesichtspunkten erfüllter, warmherziger, wahrhaft edler und auf die höchsten humanitären Ziele gerichteter Geist, dem nichts Menschliches fremd ist, hervorleuchtet, und daß das Charakterbild Frankl's, wie sich dasselbe stets in einer umfassenden Wirksamkeit für Menschenwohl und einer selbstlosen Theilnahme am Allgemeinen bewährt hat, auch in diesen seinen Dichtungen mit sprechenden Zügen ausgeprägt ist. Daß die dichterische Gestaltungskraft mit diesen menschlich gewinnenden Eigenschaften auf gleicher Höhe stehe, wird allerdings selbst der wohlwollendste Beurtheiler nicht zu behaupten vermögen. Wie schon Karl von Thaler in der „Neuen Freien Presse" auseinandergesetzt hat, zeigt Frankl das größte Maß von Gestaltungskraft und die größte Originalität in der Behandlung aller dem Orient entnommenen Stoffe, speciell jüdischen Lebens und Seins, mögen dieselben zu lyrischen Stimmungsbildern oder zu kleinern epischen Gedichten oder zu zusammenhängenden epischen Cyklen gestaltet sein, und gerade diese Gedichte geben ihm das meiste Recht auf Beachtung; denn die Poesie des jüdischen Lebens kennt er als geborener Israelit, den Orient durch wiederholte Reisen, und so zeichnen sich denn gerade diese Gedichte durch oft packende Neuheit des Stoffs, concretes Leben und gesättigtes, weil auf eigener Anschauung beruhendes Colorit aus. Nach dieser Seite hin dürften namentlich die Cyklen „Alexander", „Salomo" und „Der Primator" als die originellsten Stücke der ganzen Sammlung hervorzuheben sein.

Auf gleiche Originalität können hingegen die andern lyrischen und epischen Bestandtheile der Sammlung wol nur theilweise Anspruch machen. Namentlich den erstern, also den eigentlich subjectiven Ergüssen, fehlt der Ausdruck einer wahrhaft markanten Individualität, die eigentlich charakteristische Physiognomie, welche eben nur diesem Dichter eigenthümlich wäre und jede Verwechselung mit andern ausschließt. Doch gestehen wir, daß wir auf die Originalität des eigentlich Stofflichen und Inhaltlichen ein nur relatives Gewicht legen. In der Poesie ist nicht das Was, sondern das Wie die Hauptsache. Bekanntlich hat schon Börne gesagt, daß seit Christus kein eigentlich neuer Gedanke mehr gedacht worden sei. In diesem etwas hyperbolischen Sinne wäre somit eigentlich alles schon dagewesen; auf absolute Originalität in dieser Fassung dürften nur wenige denkende und dichtende Geister Anspruch haben, und wir würden oft selbst bei den bekanntesten und schönsten Gedichten in Verlegenheit kommen, wenn wir ihre specielle Originalität gerade nach Seite des Stoffs hin darthun sollten. Dasjenige, wodurch sie fesseln, ist gewöhnlich nicht das Was, sondern das Wie; im letztern steckt die Kunst und das Verdienst des Dichters, und wenn man es ihm nicht verwehren kann, auch schon gebrauchte oder ganz alltägliche Stoffe, Gedanken und Gefühle zu behandeln, so wird man andererseits wenigstens zu fordern haben, daß er denselben durch tadellose Formgebung neuen Reiz abgewinne. In der alles bewältigenden Form kann und soll sich der Inhalt vollständig verflüchtigen, sodaß dieser selbst schließlich fast gleichgültig und nur die Form, das Wie der Behandlung das Ausschlaggebende wird. Gerade in Betreff dieses Wie aber lassen die Frankl'schen Gedichte hin und wieder recht viel zu wünschen übrig, und wenn auch kein Kritiker pedantisch genug sein wird, ein sonst schönes Gedicht etwa blos wegen irgendeines mangelhaften Ausdrucks zu verwerfen, so muß es doch bei aller Verehrung vor dem Alter und den sonstigen Verdiensten Frankl's, wenn man der Wahrheit die Ehre geben will, unverhohlen gesagt werden, daß die Mangelhaftigkeit des Ausdrucks bei ihm an gar zu vielen Stellen hervortritt, daß die Formgebung etwas gar zu sehr Zurückgebliebenes und der heutigen Formkunst nicht mehr Genügendes darbietet, und daß eine nochmalige Durcharbeitung und Durchfeilung der Gedichte, nachdem seit ihrem ersten Erscheinen ein so langer Zeitraum verstrichen ist, bei diesem Neudruck außerordentlich wünschenswerth gewesen wäre.

Wir wissen sehr wohl, daß derartige nachträgliche Correcturen von Gedichten, die dem Verfasser inzwischen fast fremd geworden sind, ihr Bedenkliches und Gefährliches haben, und daß z. B. Bürger durch allzu ängstliche nachträgliche Feile in den spätern Auflagen seine Gedichte nur geschädigt hat. Doch um eine derartige allzu ängstliche Feile handelt es sich hier nicht, sondern nur um eine Tilgung von formalen Schäden, die gleich beim ersten Lesen jedem fühlbar werden, und falls ein Verfasser seinem eigenen Gefühl nicht traut, so kann er ja den Rath literarischer Freunde erbitten und sich von ihrem objectiven Urtheil diejenigen Stellen bezeichnen lassen, an denen eine

Besserung wünschenswerth ist. Es würde zu weit führen, alle Stellen anzuführen, die nach unserer Ansicht Anstoß zu geben geeignet sind (wir haben sie in unserm Exemplar in großer Zahl angestrichen); wir werden aber nicht unterlassen dürfen, zum Beweise des oben Gesagten wenigstens einiges anzuführen. Wir folgen dabei einfach der Seitenzahl der drei Bände. Da „schwingen" z. B. Bd. 1, S. 23 „die Bäume grüne Flügel", auf S. 25 ist die Rede von einer „verfahlten" Natur, auf S. 26 findet sich ein Wortcompositum „Lebensmühling" (d. i. geplagter Mensch). Auf S. 37 heißt es:

Nach Waldessturm und himmelblauem Meer
Verlangt es meine Seele sehr —

wo das gesperrt gedruckte Wort den empfindlichsten Prosaismus enthält. Auf derselben Seite ist die Rede von einem Weibe mit „liebdurchseelter" Miene; S. 47 sagt ein Kind zu einer Schwalbe: „Ich habe Spielerei" (statt „Spielzeug"); auf S. 51 (und sonst noch oft) steht „geduldet noch" (statt „geduldet euch noch"); S. 66 heißt es:

Ein Glöcklein fing an, Segen
Auf Berg und Thal zu legen.

S. 68 fließt der Bach unter „Laubgehange" (statt „Laubgehänge"; der Reim ist „lange", also „Laubgehange" kein Druckfehler). Auf derselben Seite findet sich der Vers:

Die Blumen wiegen selig
Den jungfräulichen Leib,
Der Schmetterling, fein wählig,
Küßt manche sich zum Weib.

Auf S. 83 wird der Tod einer Geliebten beklagt:

Die ihres Busens Schnee zu schmelzen
Erlaubniß meinen Gluten gab.

Und diese „Todte" hält ihn nun in ihrem Banne, während sonst keine „Lebensrothe" ihn lange zu fesseln vermocht. S. 97 wird gesprochen vom „Engelpaare" der Lippen. Ein eclatantes Beispiel geschmackloser Bildlichkeit ist das ganze Gedicht auf S. 105:

Die Sonne ist herabgefallen,
Die goldne Kugel, auf das Meer,
Die blauen Wogenriesen wallen
Ums helle Spielzeug lustig her

Und rollen sie auf ihrem Rücken
Und werfen sie hinab, hinauf,
Und fangen, roth ganz vor Entzücken,
Sie wieder mit dem Nacken auf.

Ein Riese, ungelenk im Fangen,
Dem fällt sie in des Meeres Schacht,
Die andern, zürnend mit dem Rangen,
Ziehn finster grollend durch die Nacht.

Auf S. 106 wird der Kahn von keinem Ruder „geschwenkt"; auf S. 107 ist „das weite All" der „Pol" des Herzens; auf S. 109 gebraucht der Verfasser bei Schilderung eines schönen Weibes die Ausdrücke „plastisch" (kommt sonst noch außerordentlich oft vor), „venetianisch", „schön geschnitten", die wol in einer Kunstgeschichte, aber nicht in der Sprache der Poesie an ihrem Orte sind. Seite 112 findet sich der Vers:

Mein Gondler, mit dem Haar wie Schnee,
Legt an am sand'gen Lido;
Da liegt vor mir die schöne See,
Verlassen wie einst Dido —

wo die Reime „Lido" und „Dido" nur komisch wirken können. Auf S. 124 ist das Wort „morituri" in dem Spruche „morituri te salutant" durch „sterbengehend" wiedergegeben. Wendungen wie (S. 130):

Aus dem für Freiheit hier vergossnen Blut ...

Mit in Byzanz versunkner Kronenpracht —

sind entschieden prosaisch. Der Schluß eines Sonetts: „Baalbeck", lautet:

Wie groß, wie wild, wie schauerlich das Ganze!

Auf S. 133 „legt der Emir die Hand zu Stirn und Munde". Einen Vers wie S. 143:

In den schlanken Bug gepflanzt
Der arab'schen Stute;
Wie sie mit mir jagend tanzt,
Heiß vom Feuerblute! —

wird man schlechterdings nicht construiren können. Auf S. 147 liegt das Land unten „in vollem schönen Gusse". Auf S. 150 trägt das israelitische Volk „geistige Ruinen zur Schau"; auf S. 152 heißt es in einem Sonett: „Kamele lagern rings, die Wiederkäuer", wo der naturhistorische Begriff „Wiederkäuer" geradezu störend wirkt. Auf S. 156 steht der Vers:

Ich war in meinem Leben
So kostbar gelagert noch nie.
Es legte ein Hund sich neben
Und leckte mir Fuß und Knie.

Auf S. 157 „bricht" die Nacht plötzlich „heran" (statt „an"); auf S. 164 sind die Worte:

Ich selbst, nur erst gerettet aus dem Toben,
Wo ist der Port, wo meine Seele ländet? —

wieder schlechterdings nicht zu construiren. Auf S. 168 hat der fünfte Sonettenvers statt fünf Jamben deren sechs. Auf S. 178 findet sich der Prosaismus, daß Homer Götter und Heroen „schön geschildert" hat. Die letzten Terzinenzeilen des Sonetts sind wieder nicht zu construiren. Auf S. 181 steht: „Da riefst du aus, verzweifelter Geberden" (für: „mit verzweifelten Geberden", eine in dieser Art unmögliche Anwendung des Genitivs, die bei Frankl oft vorkommt). Auf S. 183 hat die zwölfte Zeile eines Sonetts wieder sechs Jamben und gerade dieses Sonett zeigt auch sonst ein sichtliches Ringen mit dem Ausdruck. S. 191 heißt es vom Greise, daß „statt leichten Silberflusses" (?) Gedanken ihm im Haupte stocken. S. 192 hat die vierte Sonettenzeile nur vier Jamben; auf der nächsten Seite wird das Thor der Ewigkeit „aufgeklinkt". Der Vers:

„Zu bannen des Weltgeistes Langeweile" ist iambisch nicht zu scandiren. Den Vierzeilen des Sonetts S. 201 fehlt wieder die Construction. S. 206 liegt Prometheus „in Eisenringen geschmiedet von des Geschickes mitleidlosen Flechtern". In der Behandlung antiker Metra ist Frankl nicht glücklich, wovon manches Distichon und noch mehr die alcäische Ode S. 291 zeugt. Die letztere ist im höchsten Grade holperig und sogar nicht ohne handgreifliche metrische Fehler.

Hiermit sei es der Blütenlese aus dem ersten Bande genug. Wir müssen darauf verzichten, eine gleich ausführliche aus den beiden andern Bänden mitzutheilen. Es bleibt uns nur noch übrig hinzuzufügen, daß wir das Gesagte durchaus sine ira et studio vorgebracht haben, daß uns nichts ferner gelegen hat, als aus einem wohlverdienten Lorber nach Art bekannter literarischer Gamins auf billige Weise einige Blätter auszurupfen. Aufrichtige Liebe zur Poesie einerseits und aufrichtige Liebe zur Wahrheit andererseits aber machte es uns unmöglich, die beregten Schattenseiten zu verschweigen. Denn gesetzt den Fall: es vermöchte irgendein Dichter seinen Dichtungen keinen bedeutsamen Inhalt zu geben, so wäre das Unglück noch nicht so sehr groß und höchstens privater Natur. Denn den Inhalt seiner Dichtungen nimmt er wesentlich aus seinem Eigenen, und taugt derselbe nichts, so ist die Folge davon höchstens, daß er selbst vergessen wird, während andern oder gar der Nationalliteratur durch jenen wenig bedeutenden Inhalt nicht im mindesten geschadet wird. Sprache und Technik dagegen sind allgemeine Volksgüter, an deren Erwerb und Ausbildung Jahrhunderte gearbeitet und viele Geschlechter sich abgemüht haben, und diese auf der Höhe der errungenen Ausbildung zu halten, ist Pflicht eines jeden Dichters, und je weniger von manchen Seiten — mit Recht oder Unrecht — den Dichtern unserer Tage ein wahrhaft bedeutsamer eigenartiger Inhalt zugestanden wird, um so mehr sollten es sich dieselben angelegen sein lassen, das edle Instrument der Sprache den producirenden Talenten nachfolgender Generationen unverstimmt zu überliefern, und wenn man an diese Pflicht selbst junge, neu auftretende Dichter zu erinnern hat, so gilt bezüglich eines altbewährten Dichters wie Frankl erst recht der Grundsatz: noblesse oblige, d. h. wer sich schon einen dichterischen Namen errungen hat, der hat erst recht die Verpflichtung, wenn er mit neuen Dichtungen hervortritt oder gar eine Gesammtausgabe seiner Werke veranstaltet, diesen in sprachlicher Beziehung zur größtmöglichen Vollendung zu verhelfen und weder Schweiß noch Zeit zu scheuen, um alle störenden kleinen „Knuppen und Knorren" wegzufeilen.

Erwin Mansbach.

Neues aus Nord- und Südafrika.

1. Kufra. Reise von Tripolis nach der Oase Kufra. Ausgeführt im Auftrage der Afrikanischen Gesellschaft in Deutschland von Gerhard Rohlfs. Nebst Beiträgen von P. Ascherson, J. Hann, F. Karsch, W. Peters, A. Stecker. Mit 11 Abbildungen und 3 Karten. Leipzig, Brockhaus. 1881. 8. 16 M.

In einem stattlichen Bande, der mit naturwahren Holzschnittbildern und drei ganz vorzüglichen Karten versehen ist, liegt uns hier der ausführliche Reisebericht des berühmten Afrikaforschers vor über die von ihm geleitete Expedition des Jahres 1879. Uns allen ist ja noch in frischer Erinnerung, wie hoffnungsvoll 1878 diese Expedition von unserer Afrikanischen Gesellschaft ausgerüstet und entsendet wurde, wie sicher man glaubte, der vielerfahrene Reisende werde nicht nur sein nächstes sudanisches Ziel, Wadaï, glücklich erreichen, sondern auch von dieser Operationsbasis aus in die ferner gelegenen, noch gänzlich unbekannten Theile der Negerheimat eindringen, und wie dann der verruchte Ueberfall fanatischer, vor allem aber raubsüchtiger Mohammedaner die Expedition schon mitten in der Sahara scheitern machte.

Trotzdem ist auch dieser Rohlfs'sche Auszug wahrlich nicht ergebnißlos verlaufen. Auf dem weiten Bogenmarsch um den Syrtenbusen nach Andschila und Dschalo (welche Oasen nach genauerer Höhenermittelung nun nicht mehr als Senken unterhalb des Meeresspiegels gelten dürfen), ferner auf dem Nordmarsch von da nach Bengasi, vornehmlich aber sodann auf dem Südweg durch ein der Wissenschaft erst zu eroberndes Küstengebiet gen Kufra hin ist der Landes- und Volkskunde viel neuer und werthvoller Besitz zugewachsen.

Es genüge hier die Aushebung einer mit bekannter Plastik der Rohlfs'schen Darstellung verfaßten Stelle aus der Schilderung der letztgenannten Karavanentour, welche nach der ersehnten, vorher nie von einem europäischen Forscher betretenen Oase Kufra im Süden von Barka (noch diesseit des Wendekreises) führte. Kufra bildet eigentlich einen umfangreichen Archipel von Oasen, mit dessen Erforschung Rohlfs sich mit Recht rühmen darf, die Erforschung der Libyschen Wüste, d. h. des Ostheils der Sahara, dem Abschluß nahe gebracht zu haben.

Eben hat die Karavane Dschalo zum zweiten mal passirt und sich in Battisal gelagert — letzteres ist nicht eine eigentliche Oase, wie man bisher gemeint, sondern eine elende, quellenlose Einsenkung mit einigen Wasserlöchern, um die nicht einmal Binsen recht aufkommen können, weil die ausgehungerten Kamele durchziehender Karavanen gierig jeden Halm abweiden —; nun geht es in die völlig unbekannte Oede weiter auf Kufra los, dessen nächstgelegene nordwestliche Theiloase den Namen Taiserbo führt. Rohlfs berichtet:

Von Battisal bis nach Taiserbo sind in gerader Luftlinie 350 Kilometer, eine Karavane darf aber mindestens 50 Kilometer mehr rechnen, da es namentlich nachts äußerst schwer ist, die

gute Richtung gleichmäßig innezuhalten. Zum Glück ist auf dieser ganzen Strecke kein Hinderniß. Weder Berge noch Schluchten sind zu bewältigen, und Sanddünen sieht man zwar am ersten Tage, aber östlich weit entfernt am Horizont, man braucht sie also nicht zu durchwaten. Der Boden dieser großartigen, stets ebenen Serir besteht oft aus feinem, ebenmäßig rundem Kies, daß man glaubt auf versteinerten Erbsen oder Linsen zu marschiren. Oft auch hat man Strecken, wo die Kieselchen größer, aber nie umfangreicher als eine Walnuß sind. Die Ebene ist derart gleichmäßig, daß man von Battifal bis Kufra sehen könnte, wenn nicht der Blick durch den von der natürlichen Wölbung der Erdkugel gebildeten Horizont begrenzt würde. So aber sieht man nach allen Seiten nur circa 7 Kilometer weit. Und diese entsetzliche Einöde durchzogen wir in vier Tagen und zehn Stunden. Wir machten also täglich circa 95 Kilometer. Natürlich waren wir Tag und Nacht unterwegs.... Imposant genug sah die Karavane aus, denn die Suya-Schiuh waren alle beritten, allerdings auf entsetzlich magern Kleppern. Aber ein Schich würde ohne gewisse Attribute nicht als voll in den Augen der Leute seines Stammes erscheinen. Also ein Roß, ein Windhund, ein Sonnenschirm, ein Falke und eine lange Flinte, auf der ein verrostetes Bajonnet steckt: so kommt er daher, der Suya-Schich, angethan mit einem schmuzigen Gewand (Hemd und weiße Baumwollhose, die nie gewaschen werden), darüber einen Burnus aus dickem Wollstoff, über welchen bei festlichen Gelegenheiten ein feuerrother, mit Goldlitzen eingefaßter Burnus geworfen wird. Er geht selten zu Fuß, der Suya-Schich, weil das gegen sein Savoir-vivre ist, aber er hat hinter sich zu Pferde auf einem kleinen Lederkissen einen Falken sitzen, in seiner Linken hält er den aufgespannten Schirm, über dem Rücken hängt die lange Steinschloßflinte, im Gürtel stecken noch ein paar Pistolen und ein Dolch, und hinter dem Pferde trabt sein Slugi. Die Suya sind leidenschaftliche Raucher, aber nur wenn sie Taback zur Cigarette sich haben erbetteln können. Alle können erstaunlich essen, besonders wenn es auf Kosten anderer geschieht.

Ich hatte mir in Bengasi einen starken Hengst gekauft, der die Strapazen der Reise spielend überwand, und ich hatte auch reichlich Wasser mitgenommen. Nach Sonnenaufgang marschirten wir gewöhnlich eine Stunde, dann wurde ein Halt von einer halben Stunde gemacht, während welcher Zeit wir Deutsche in Wasser geweichten Zwieback, Datteln, Käse, Chocolade u. s. w. aßen. Unsere Leute mit den Suya bekamen eine große Schüssel mit Datteln, oft auch etwas Zwieback. Dann marschirten wir während des ganzen Tags ununterbrochen bis etwas nach Sonnenuntergang, wo wir wieder, um unsere Hauptmahlzeit zu halten, eine kurze Rast machten. Wir tranken nun Limonade, aßen das Fleisch einer ganzen Büchse, ferner Zwieback mit Butter, einen Zwiebelsalat, etwas Datteln oder andere trockene Früchte, während die Suya und unsere Diener tüchtig Someta (geröstete Gerste mit Salz und Pfeffer) zu sich nahmen. Dann ging es weiter. Die Nächte, unter diesen Breiten ohnedies schon lang, schienen noch länger zu sein. Und wenn wir anfangs den Anstrengungen der Märsche gut widerstanden hatten, so bemächtigte sich zuletzt aller eine unwiderstehliche Schlafsucht. Vier Nächte waren Menschen und Thiere ohne Schlaf und stets unterwegs gewesen.

Endlich der letzte Tag und der entsetzlichste Tag! Kufra schien ganz abhanden gekommen. Man sprach gar nicht mehr, sondern taumelte vorwärts. Mensch und Thier bewegten sich wie Maschinen. Dieser schlief im Gehen, jener auf dem Kamel. Hier hatte sich einer wie ein Sack quer über ein beladenes Thier geworfen, der Kopf baumelte nach der einen, die Füße nach der andern Seite herab; dort wackelte einer mit seinem Oberkörper auf seinem Gaule hin und her, welcher selbst bedenklich schwankte und nur noch mit Mühe sich aufrecht erhielt.

Man kann sich denken, welche Freude die Reisenden überkam, als am Abend des 1. August einige Suya, die sich zur Erweiterung ihres Horizontkreises auf ihre Kamele stellten, die niedern Dünenzüge von Taiserbo erblickten, die Grenzlinie der Oasengruppe von Kufra gen Norden! Aus dem gehaltreichen wissenschaftlichen Anhang dieses Reisewerks entnehmen wir, daß die Luftwärme an diesen vier schlaflosen Marschtagen um 3 Uhr nachmittags auf 39°, einmal auf 41,5° der Celsius-Scala stieg!

2. Serpa Pinto's Wanderung quer durch Afrika vom Atlantischen zum Indischen Ocean durch bisher größtentheils gänzlich unbekannte Länder, die Entdeckung der großen Nebenflüsse des Zambesi, nach des Reisenden eigenen Schilderungen frei übersetzt von H. von Wobeser. Mit 24 Tonbildern, über 100 Holzschnitten im Text, 1 großen und 13 kleinen Karten. Zwei Bände. Leipzig, Hirt u. Sohn. 1881. Gr. 8. 27 M.

Bis gegen die Mitte des vorigen Jahrzehnts wußten wir von dem tiefern Innern Südafrikas nicht viel mehr, als was uns die unvergeßlichen Wanderzüge des edeln Livingstone entschleiert hatten, dessen geographische Anschauungen namentlich in hydrographischer Beziehung doch mitunter mehr phantasievoll als kritisch waren. Nun sehen wir die breitere und vorher am unbekanntesten gewesene Nordhälfte des südafrikanischen Hochlandmassivs durch drei denkwürdige Expeditionen von Meer zu Meer aufgehellt: dem Engländer Cameron und dem Anglo-Amerikaner Stanley ist der Portugiese Serpa Pinto ruhmvoll nachgefolgt.

Während jene beiden ersten Durchwanderer des äquatorialen Afrika von dem Indischen Ocean [und zwar von dem großen ostafrikanischen Eingangsthor Sansibar dem Westen zustrebten, schlug der portugiesische Major Alexander de Serpa Pinto umgekehrt den Weg vom atlantischen zum indischen Litoral ein. Anfangs schloß sich sein Zug dem Abschluß des Stanley'schen nahe an, und der Ausgangspunkt war dieselbe kleine portugiesische Küstenstadt Benguella, an welcher einige Jahre vorher Cameron die Küste des Atlantischen Meers erreicht hatte. Ohne Zweifel äußerte das unerwartete Zusammentreffen mit Stanley, der soeben sammt seinen getreuen Schwarzen im Ruhmesglanz eines Conquistadore der Wissenschaft und der Humanität sieghaft aus dem dunkeln Innern an der Congomündung eingetroffen war, eine mächtige Anregung auf den thatenlustigen Pinto; ungeachtet aller Schwierigkeiten, die sich seinem — nicht von londoner und neuyorker Riesenmitteln unterstützten — Unternehmen gleich anfangs entgegenstellten, und muthig den Gefahren trotzend, die ihn beim Eindringen in völlig unbekannte, von feindseligen Negerstämmen bewohnte Binnenlandschaften bedrohten, trat er im November 1877 seinen Marsch an und vollendete ihn nach Verlauf von nur fünf Vierteljahren, nach unsäglichen Strapazen und Schicksalsschlägen, in der englischen Colonie Natal.

Serpa Pinto's Durchzugslinie (Benguella-Durban) hat also eine südlichere Lage als die seiner beiden Vorgänger; Stanley gab uns die erste naturwahre Karte des Congo,

Serpa Pinto berichtigte und vervollständigte die des Zambesi und benachbarter, gar nicht aus dem Innern zur Küste gelangender Flußadern.

Außer diesen in den sehr werthvollen Karten anschaulich niedergelegten Erweiterungen südafrikanischer Landeskunde enthält das Pinto'sche Werk eine große Fülle ethnographischer Notizen über vorher zum Theil kaum dem Namen nach bekannte Völker, sowie 124 treffliche Abbildungen, durch welche uns die Landesnatur, der physiognomische Eindruck nebst Trachten, Bauten und Geräthen der wunderbar mannichfaltigen Völkerschaften lebensvoll vor Augen tritt.

Die vorzügliche äußere Ausstattung entspricht vollkommen der Bedeutung des Werks, viel weniger die tagebuchartige Stoffauswahl und Stoffanordnung des Verfassers, der gleichgültige persönliche Erlebnisse bunt zusammengewürfelt mit sehr viel wichtigern Dingen am Zeitfaden seiner Expedition vorführt und durch diesen allzu schroffen, sich immerfort wiederholenden Wechsel die Aufmerksamkeit des Lesers auf eine harte Probe stellt. Aber der Hauptsache wird doch genügt: wir erhalten die unentstellte Wahrheit und schauen nun in viel hellerm Licht zumal die bis dahin auch auf unsern besten Karten so schwankend und unsicher gehaltene Gegend der obern Hälfte des Zambesi sammt seiner Nachbarschaft.

Kaleidoskopisch zieht dabei ein sittlich nur selten uns anmuthendes Getümmel schwarzbrauner Menschen an uns vorüber. Wie schlecht z. B. besteht die ehemalige Lieblingsidee von der paradiesischen Tugendhaftigkeit sogenannter Naturvölker vor der Niedertracht dieses Lobossi, des mächtigen Barôzekönigs am mittlern Zambesi, dessen Gastfreundlichkeit, wie er sie anfangs unserm Reisenden erwies, nichts anderes war als die Maske gewinnsüchtiger Arglist, und dessen boshafte Anschläge auf Leben, Hab und Gut des weißen Gastes die Expedition nahezu zum Scheitern brachten:

Nach Beendigung der Berathungen pflegte Lobossi sich nach einem passenden Platze zurückzuziehen, um dem Trinken zu fröhnen. Es wurden zahlreiche Näpfe mit Capata herumgereicht, und der Herrscher weihte sich dann mit seinen Rathgebern dem Dienste des Bacchus, bis er sich zum Schlafen niederlegte, um nachmittags nach erneutem Trinken eine zweite Versammlung abzuhalten. Diese dauert bis zum Abend; dann speist der König und begibt sich in seinen Harem, aus dem er selten vor 1 Uhr morgens zurückkehrt, um alsdann beim Wirbeln der Trommeln in seiner eigenen Wohnung zu Bette zu gehen. Hört der Lärm der „Batuques" auf, so ist das ein Zeichen, daß der König zur Ruhe gegangen ist; und dann beginnt seine aus etwa vierzig Mann bestehende Leibwache einen, wenn auch eintönigen, so doch nicht unangenehmen Gesang, dessen sanfte und harmonische Weisen die ganze Nacht ununterbrochen erklingen. Die Musik erfüllt einen doppelten Zweck, indem sie erstens beruhigend auf die Sinne des Königs wirkt und ihn in angenehmer Weise einschläfert, zweitens ihm aber auch als Beweis dient, daß seine Leute um die Wohnung herum Wache halten. Das Leben dieses afrikanischen Autokraten ist, wie man sieht, ein sehr einförmiges und besteht nur in roher Wollust und thierischer Trunkenheit.

Das hat der Zambesi mit seinem noch gewaltigern Genossen, dem Congo, gemein, daß er durch Stromschnellen und Wasserstürze seine Schiffbarkeit arg erschwert, vorläufig sogar sie gänzlich aufhebt. Bei der Gestaltung der Erde scheint auf das Menschengeschlecht wenig Rücksicht genommen zu sein. Gerade die der Küste das afrikanische Innere eröffnenden Süßwasserfluten werden über die schroffsten Felsstufen geleitet, die kein Boot ohne zu zerschellen abwärts befahren, geschweige denn aufwärts erklimmen kann; der Kuando z. B., der große rechte Nebenstrom des Zambesi, kann eine schiffbare Flußstraße ohne Möglichkeit der Befahrung insofern genannt werden, als vom Zambesi aus nicht das kleinste Fahrzeug ungefährdet in diese herrliche Seitengasse einzufahren vermag, weil ober- wie unterhalb der Einmündung des Kuando bereits die Zambesi-Gewässer in schäumenden Katarakten tosen. Von diesen war es der Gonha-Katarakt, der mit seiner reizenden Landschaftsscenerie unsern poetisch fühlenden Romanen besonders fesselte.

Wir verdanken Pinto nicht nur die erstmalige Aufnahme dieser kleinern, zahmern Zambesi-Katarakte, die ungefähr den Stanley-Schnellen des Congo nahe am Aequator in ihrer Stellung zum Strome entsprechen, sondern auch eine genauere Kartirung und Höhenmessung desjenigen Systems von Wasserfällen, welches der Zambesi darauf an seinem Südbogen donnernd bildet, und welches aus einem farbenglänzenden Bilde in dem bekannten Reisewerk unsers unglücklichen Eduard Mohr manchen Lesern dieser Zeilen bekannt sein wird: der Victoriafälle oder Mesi-oa-tuna (Mosi-oa-tunia), d. h. des großen Wassers, des afrikanischen Niagara.

An Großartigkeit übertrifft Mesi-oa-tuna den amerikanischen Rivalen: nicht 50 Meter wie jener, sondern 80 Meter tief stürzt sich die schäumende Flut in die Tiefe, aus der die Dampfwolken ewig emporwirbeln, die auch in der dürren Zeit den Pflanzenwuchs der Umgebung frisch erhalten, sodaß alljährlich monatelang hier eine Art immergrüner Vegetationsinsel zu schauen ist mitten im blattlosen oder doch nur bräunlichgrünen Raum; auch gleitet unterhalb des durch zwei Inseln dreigetheilten Falles der Strom nicht wie der Niagara in gleicher Breite beruhigt weiter, sondern, nachdem er sich soeben seeartig ausgedehnt, zieht er dann sogleich, als wollte er seine riesige Wasserfülle beim Saltomortale parademäßig in längster (ostwestlicher) Colonne entfalten, die Breite auf ein Dreizehntel zusammen, sich durch ein schluchtartiges Felsenthal südwärts hindurchzwängend:

Die Inseln des Wasserfalles und die im Strome liegenden Felsen sind sämmtlich mit üppigster Vegetation bedeckt, aber das Grün ist dunkel, trübe und eintönig, wenn auch eine oder zwei Palmengruppen, deren elegante Kronen aus dem umgebenden immergrünen Dickicht hervorragen, dazu dienen, das melancholische Aussehen der Scenerie zu unterbrechen. Unaufhörliche Wolken Wasserstaub und Schaum fallen auf alles, was sich in der Nähe der Fälle befindet, in deren Abgrund ein ewiger Donner rollt. Mosi-oa-tunia kann weder gemalt noch beschrieben werden, dem Stift wie der Feder fehlt die Geschicklichkeit dazu, das Ganze ist aber auch, mit Ausnahme des westlichen Endes, in eine Dunst-

wolke eingehüllt, die, vielleicht zum Glück, die Hälfte der fürchterlichen Scene verbirgt. Es ist unmöglich, dies Wunder der Natur ohne Furcht und Schaudern zu betrachten. Welch ein Unterschied zwischen dem Wasserfall von Gonha und dem Katarakt von Mosi-oa-tunia! In Gonha alles lächelnd und prächtig, in Mosi-oa-tunia alles drohend und schrecklich! Beide haben ihre Schönheit, Gonha besitzt aber die Anziehungskraft der lieblichen Jungfrau, die, mit den Blumen der Unschuld geschmückt, in einem von den köstlichen Lüften eines herrlichen Sommermorgens durchwehten Garten spielt, während Mosi-oa-tunia großartig und abstoßend wie der Freibeuter wirkt, der, von der Sonne verbrannt und von der Kälte abgehärtet, mit der Schießwaffe in der Hand Verderben brütend in dunkler Nacht durch das Gebirge schweift. Gonha ist die Schönheit in erhabenster, anziehendster Gestalt, Mosi-oa-tunia in Entfaltung von Großartigkeit und Majestät.

Minder unbekanntes Land durchzog Serpa Pinto nach dem Verlassen des Zambesistroms in südlicher, dann südöstlicher Richtung nach Transvaal und Natal hin. Und doch bietet sein Reisebericht auch in dieser seiner Schlußabtheilung noch mancherlei Neues und Fesselndes. So fand er z. B. an der großen Macaricari (d. h. Salzpfanne), in welcher zur wasserreichsten Zeit des Jahres die Gewässer des Kubango ihr Ende erreichen, hohe Massen von Guano an einem kleinen Flüßchen, Namens Lilutela, welches jenen periodisch zur Salzfläche werdenden großen See von Osten her speist; Unmassen von Vögeln müssen demnach hier zur Regenzeit, wo der Fluß allein Wasser führt, verweilen, und in der darauffolgenden Dürrezeit wird ihr Koth so compact, daß die später in regelrechter Folge niederrauschenden Regen ihn nicht ganz fortzuspülen vermögen — ein thatsächlicher Beweis also, daß nicht nur auf regenlosen Inseln, sondern mitten im Festland bei nur periodischer Regenlosigkeit die Bedingungen zur Guanobildung vorliegen können. Unzweifelhaft muß man auch des Verfassers Ansicht über den hydrographischen Zusammenhang der großen Macaricari mit dem Ngami und hierdurch mit dem Kubango, nicht aber mit dem Zambesi oder gar unmittelbar mit der Küste, vollkommen billigen: beide Seen, der kleine Ngami und die mächtige „Salzpfanne", liegen auf gleicher Höhe, durch beträchtlichere Erhebungen geschieden von Zambesi wie Limpopo, und so eben verläuft die Thalverbindung zwischen jenen beiden, daß zur Zeit, wo die Regen (zuerst im Osten) sich einstellen, die Macaricari westwärts durch dieses Thal zum westlich von ihr gelegenen Ngami überläuft, später im Jahre hingegen dieselbe Wasserader, Botletle genannt, sich ostwärts kehrt, gedrängt von dem aus Nordwesten auf das Ngamibecken herabflutenden Wasser des Kubango.

Auch wo endlich der wackere Forscher, gegen entsetzlich heftig und immer von neuem ihn befallende Fieberangriffe mit subcutanen Chinin-Injectionen kämpfend, ganz bekannten Boden betritt, ergötzen uns manche gelungene Schildereien von Land und Leuten, manche gesunde Urtheile über Zustände, die gerade bei uns in Deutschland so leicht durch die trübende Brille der Parteilichkeit angesehen werden. Klar scheidet der Verfasser z. B. zwischen den unbestreitbaren Segnungen christlicher Mission auch in Afrika und den durch thöricht abstracte Theologenpredigt verschuldeten Misserfolgen der Missionare. Während bei uns je nach dem Parteistandpunkt gewöhnlich alle Missionsthätigkeit entweder für baren Muckerunsinn oder als eitel Messiassegen ausgeschrien, auch wol in dem einen Lager die katholische, im andern die protestantische Mission als die alleinseligmachende gepriesen wird, bricht Serpa Pinto nur in einer Hinsicht den Stab über alle, zunächst alle afrikanische Mission: hinsichtlich der elenden, geradezu frevelhaften Nebenbuhlerei der Sendboten beider Kirchen gegeneinander, die sich dadurch nicht als Streiter für, sondern als Kämpfer gegen das Christenthum bewähren.

Treffend ist auch das Urtheil über die britischen Colonisationserfolge im außertropischen Südafrika:

Die Engländer verfahren in Afrika ganz anders als die Angehörigen anderer Länder und dringen viel weiter vor als diese, obgleich ihr Temperament und ihre Constitution sich viel weniger zum Widerstande gegen das Klima und zur Associirung mit den Eingeborenen eignet als die der lateinischen Rasse. Will ein Engländer sich in das Innere des Landes begeben, um Handel zu treiben, so packt er seine Familie und die Waaren in die Wagen und macht sich auf den Weg. Hat er sein Ziel erreicht, so baut er sich ein Haus und umgibt sich mit allen möglichen Bequemlichkeiten, denn er sagt sich: „Ich bin hierher gekommen, um mir ein Vermögen zu erwerben, und wenn das ein Menschenleben dauert, so muß ich ebenso lange hier bleiben. Wir wollen es uns deshalb hier so angenehm wie möglich zu machen suchen." Er denkt jetzt nicht mehr an sein Heimatland, löscht alles aus seiner Erinnerung und lebt nur noch für die Gegenwart und die Zukunft. Heimweh ist eine Krankheit, die ihn nicht belästigt. Andere wiederum, und namentlich die geringern Ständen Angehörenden, denken überhaupt gar nicht mehr daran, in ihr Geburtsland zurückzukehren, sondern schlagen ihren Wohnsitz für immer im fremden Lande auf. Darin besteht bei ihnen die Kraft im Colonisiren.

Wer sich für eine vorurtheilsfreie Würdigung der Transvaalfrage interessirt, sei auf die Schlußkapitel unsers Buchs verwiesen. Hier stehe nur noch eine kurze Stelle aus der Charakteristik der Transvaal-Boeren (bekanntlich „Buren" zu sprechen und, als bloße niederdeutsche Umlautung unsers Worts „Bauern", nicht mit dem Uebersetzer in „Boern" zu verderben):

In der Bevölkerung von Transvaal gibt es keine Rangstufen, es sind sich alle absolut gleich. Ohne Schulen, sind alle Bewohner gleich unwissend; ohne Faulenzer unter sich zu haben, sind alle verhältnißmäßig wohlhabend und von religiösem Glauben beseelt, sowie in der Bibel — ein anderes Buch kennen sie nicht — gut Bescheid wissend, sind alle ehrlich und führen ein moralisches Leben. Das Princip, welches im Mittelalter in Europa verschiedene Klassen schuf, persönlicher Muth nämlich, wird von den Boeren leicht verstanden, denn alle sind muthig. Wie bei jedem Volke, welches ein Naturleben führt, erlangt bei ihnen nur Einfluß, wer die Gabe der Beredsamkeit besitzt. Das Leben der Boeren richtet sich nach den Vorschriften der Bibel, es ist wahrhaft patriarchalisch. Sie halten streng an der Wahrheit, und Ehebruch ist ihnen fast unbekannt. Der Boer heirathet schon früh und wohnt nach der Hochzeit entweder bei den Aeltern oder verbindet sich mit einem gleichfalls eben verheiratheten Gefährten, sucht andere Weidegründe und beginnt ein neues Leben. Der einzige Unterschied, welcher bei den Boeren gemacht wird, ist der des Alters; der jüngere ordnet sich naturgemäß dem ältern

unter. Die Frau arbeitet wie der Mann in ihrem eigenen Kreise und ist im Haushalt unermüdlich. Unter den infolge der Aufhebung des Edicts von Nantes vertriebenen französischen Emigranten befanden sich viele Handwerker, welche ihrer Nachkommenschaft die Kunst, in Holz und Eisen zu arbeiten, als Erbtheil hinterlassen haben. Es ist deshalb nichts Ungewöhnliches, in der Ecke eines Transvaalhauses eine Drehbank und den Eigenthümer dabei beschäftigt zu finden, die Beine seiner einfachen Tische und Stühle zu drechseln oder sonstige Gegenstände anzufertigen. Außerhalb des Hauses sieht man ihn in einer einfachen Gerberei unter einem Schuppen die Häute zubereiten, aus denen er seine Schuhe und Stiefeln verfertigt. Die übrigen Lebensbedürfnisse der Leute, die keinen weitern Ehrgeiz als den der Freiheit besitzen, nach der sie fast ein Jahrhundert vergeblich gestrebt haben, sind leicht zu befriedigen.

Alfred Kirchhoff.

Zur nordisch-germanischen Götterlehre.

Odhin. Nordisch-germanische Göttersage. Von Agnes Kayser-Langerhanuß. Mit 12 Illustrationen in Lichtdruck und zahlreichen Vignetten nach E. Ph. Fleischer. München, Bruckmann. 1881. Gr. 4. 45 M.

Es ist gewiß eine erfreuliche Erscheinung, daß sich seit einiger Zeit verschiedene Dichter und Gelehrte mit erhöhtem Eifer der Bearbeitung germanisch-mythologischer Stoffe zugewandt haben; denn nur zu lange ist die altdeutsche Götterlehre in unsern Schulen und Bildungsanstalten vernachlässigt und der griechischen und römischen Mythologie gegenüber als Stiefkind behandelt worden. Den alten Streit, ob und bis zu welchem Grade die nordische Mythologie mit der deutschen Götterlehre identisch sei, lassen wir hier unerörtert, da es unter Sachkundigen aus guten Gründen feststeht, daß die Grundideen, welche in beiden Götterlehren vorherrschen, insofern miteinander harmoniren, als sich in ihnen derselbe sittliche Ernst und dieselbe poetische Gemüthstiefe aussprechen. Mit besonderer Genugthuung darf es begrüßt werden, daß auch die bildenden Künste, die Sculptur und die Malerei, ja selbst die Oper, ihre Sujets der altdeutschen Mythologie und Sagenwelt in erhöhtem Maße zu entnehmen beginnen; wir verweisen in dieser Beziehung unter anderm auf die wohlgelungenen Arbeiten des in Dresden lebenden Bildhauers Andresen, eines geborenen Holsteiners und frühern Schülers des Altmeisters Hähnel. Andresen hat nämlich, einem von Hamburg aus an ihn ergangenen Auftrage Folge gebend, eine Reihe altdeutscher Götter- und Heldengestalten plastisch ausgeführt. Trefflich hat der Künstler es verstanden, den Gott Thor in dem Momente darzustellen, in welchem er den gewaltigen Donnerhammer Miölnir, der nie sein Ziel verfehlte und stets in die Hand des Gottes zurückkehrte, auf die Feinde des Lichts schleudert. Wohl erkennen wir den Zorn in dem Antlitze des Kämpfenden, aber dieser Zorn überschreitet nicht das Maß, welches durch die Hoheit und Würde der Gottheit geboten ist. Nicht minder gelungen sind die Gestalten der Freia, der Göttin der Liebe, des Allvaters Odhin, der das Licht eines seiner Augen der Erforschung der Wahrheit und dem Siege des Guten über das Böse zum Opfer brachte, des dämonischen Loki und des Drachentödters Siegfried.

Den ebengenannten bildhauerischen Arbeiten reiht sich nun in verdienstvoller Weise das uns vorliegende, in 22 Gesängen bestehende umfangreiche Epos „Odhin“ von Agnes Kayser-Langerhanuß an. Die durch ihre lyrischen Dichtungen bereits rühmlichst bekannte Schriftstellerin hat die ganze nordisch-germanische Göttersage, mit Zugrundelegung der Edda, von der Weltentstehung an bis zum Weltbrande mit großer plastischer Kraft zur Darstellung gebracht und den einzelnen, an sich oft nur locker zusammenhängenden Mythen dadurch Einheit verliehen, daß sie dieselben geschickt und zwanglos zu dem obersten Gotte, zu Odhin, in Beziehung setzte. Sie entwickelt in der Schilderung des Phantastisch-Ungeheuern, welches der Stoff mit sich bringt, eine seltene poetische Kraftfülle; aber ebenso wenig sind ihr die weichern, zartern Töne versagt, während hier und da selbst tiefsinnig philosophische Gedanken eingestreut sind. Die häufig wechselnden Versmaße, welche dem jedesmal behandelten Gegenstande entsprechen, bekunden das ungewöhnliche Formtalent der Dichterin. Die Titel der einzelnen Gesänge lauten: „Ginnungagab“ (Weltabgrund), „Sinflut und Erschaffung der Welt“, „Fördh“ (Gemahlin Odhin's und Mutter des gewaltigen Thor), „Tag und Nacht“, „Thor“, „Odhin's Gang zu Mimir's Born“, „Fördh's Scheiden“, „Kampf mit den Wanen“, „Odhin und Frigga“, „Goldenes Zeitalter“, „Loki und die sechs Kunstwerke der Zwerge“, „Loki's Rath; Baldur's Geburt“, „Der Verrath“, „Vorzeichen des Verfalls“, „Baldur's Tod“, „Frigga“, „Hermode's Ritt nach Helheim“, „Thöck“ (das ewige Dunkel), „Baldur's Leichenfeier“, „Oegir's Gastmahl“, „Loki's Bestrafung“, „Surtalogie; Weltbrand“. Die dem ersten Gesange, welcher vom Weltabgrunde handelt, vorangehende poetische Einleitung unter dem Titel „Saga“ hebt mit Recht den hohen nationalen Werth der deutschen Mythologie im Vergleich zu andern Göttersagen hervor:

Der Griechen Götter wurden laut gepriesen,
Aegyptens Götzen grub man aus dem Staub,
Man wühlt und wühlt in Romas Marmorfliesen,
Um zu entringen der Vernichtung Raub,
Was Tausende von Jahren eingeschachtet —
Germanengötter blieben unbeachtet.

Vergessen und allein in kühler Grotte
Weilt Saga, von Erinnerung genährt,
Die ihr zurückruft, wie sie einst dem Gotte
In goldner Schale Weisheitstrank gewährt
Und ihm erzählte von den Urweltstagen.
Vor Odhin lag die Wahrheit aufgeschlagen.

Zu Saga's Füßen rauscht ein Strom vorüber,
Deß schwell'nde Flut das Schöpfungsreich durchfließt,
Der Strom der Zeit! Der heller oder trüber,
Doch unaufhaltsam seine Wasser gießt
Ins Meer der Ewigkeit. Den Strom begleiten
Das Weltgeschick, die Weltbegebenheiten.

Lang' klagte Saga, doch von ihrem Throne
Erhob sie sich, seit Deutschland neu vereint;
Auf ihrem Haupt strahlt der Germanen Krone,
Klar sind die Augen, die im Schmerz geweint.
Von neuem lasset ihre Sagen klingen,
Germanenruhm und Götterzeit besingen.

Die nordisch-germanische Götterdichtung gewährt in ihrer Gesammtheit ein Bild von dem dahinrollenden Jahre mit allen seinen Veränderungen, seinem beständigen Wechsel und allen den unzähligen Erscheinungen, die sich dem Auge des Beobachters darbieten. Jedoch der phantastisch grübelnde Geist der Nordländer hat dies Bild ausgedehnt und vertieft, hat das einzelne Jahr zum Bilde, zur Grundlage des Weltenjahrs gemacht, das nach Jahrtausenden zählt. Frühling, Sommer, Herbst und Winter gaben ihm den Anhalt für seine Ideen der Schöpfung, des Lebens, der Freuden, Sorgen und Gefahren des Lebens und endlich des Untergangs der Welt. Diese Bilder vergeistigt, auf das sittliche Gebiet übertragen, sind in Beziehung gebracht zunächst mit dem physischen und dann weiter mit dem psychischen Leben des Menschen und des Menschengeschlechts. Licht und Dunkel, Gutes und Böses sind die Grundelemente des Kampfes wie in der Natur, so in der Menschenbrust.

Eine der gewaltigsten unter den altgermanischen Göttergestalten ist der Donnergott Thor. Gar häufig muß dieser Sohn Odhin's seinen von zwei Böcken gezogenen Wagen besteigen, um die Göttern und Menschen feindlich gesinnten Riesen zu bekämpfen. Die Menschen sagten dann: es donnert, und sie verehrten hoch den Gott, der durch die Kraft seines Hammers die Feinde niederschmetterte, die zerstörend über ihre Felder hereinbrechen wollten. So sehen wir denn Thor immer thätig; bald tödtet er die Steinriesen, d. h. er hilft den Menschen die Gebirgsgegenden bebauen, deren Gestein er mit seinem Blitzstrahl spaltet, bald zieht er aus gegen die Eisriesen, gegen die Wächter und Eigner des winterlichen Meers, und zwingt sie, dieses herauszugeben, es dem Niördr, dem Besitzer des Handels und der Schifffahrt, oder dem Oegir, dem Gott des sommerlichen Meers, zu überlassen. Dann sehen wir Thor wieder im Kampfe gegen die verderblichen Gewitterriesen und deren Kinder, d. h. gegen die die Felder überschwemmenden Ströme, gegen den Hagel und andere dem Ackerbau schädliche Naturerscheinungen der heißen Sommerzeit. So ist dieser starke und kampfmuthige Gott einer der größten und thätigsten Beschützer der Menschen und selbst der Götter oder der Asen, weshalb er auch oft Asa-Thor genannt wird. Die Dichterin hat ihm den fünften Gesang gewidmet, wo es in Bezug auf Thor's Machtstellung unter anderm also heißt:

Es dehnt sein Reich sich über Asgards Sitz,
Umfaßt des Firmamentes weit'ste Strecken.
Auf sein Gebot enteilt der schnelle Blitz,
Weh, wer es wagt, des Gottes Zorn zu wecken!
Thor's Wort heischt Sturm, entfesselt Meeres Wuth,
Trägt tief ins Erdreich Blitzes Flammenglut.

Und Sonn' und Mond, ihr müßt ihm dienstbar sein,
Er weiß den Tag ins Reich der Nacht zu senden,
Die Nacht zu rufen, wenn noch Sonnenschein
Sollt' glühn. Er kam der Welt zu spenden
Gerechtigkeit, Vernichtung böser That,
Die Riesenmacht ausstreut als schlechte Saat.

Dem Guten wird er immer helfend sein,
Den Menschen hold und freundlich ihrem Walten,
Durch Miölnir spalten unfruchtbar Gestein
Und, Regen tränkend, fruchtbar umgestalten.
Drum keine Furcht, wenn seine Stimme tönt,
Wenn Donnerschall das luft'ge All durchdröhnt.

Das ungetrübte Götterleben in Asgard wird in dem „Odhin und Frigga" betitelten Gesange also geschildert:

Wer könnte Götterleben schildern,
Von sel'gem Frieden eingewiegt,
Wenn Stern an Stern mit goldnen Bildern
Die lichtgedämpfte Nacht besiegt?
Wenn Luft und Quellen, traumversunken,
Berauscht vom Duft, die Bahnen ziehn
Und Schatten selbst, wie schlummertrunken,
Vor Asgards Mondeszauber fliehn?
Leis schreitet Wonne in den Hainen,
Wo alles nur zur Lust erwacht,
Wo Augen leuchten, die vom Weinen
Nicht um den reinsten Schein gebracht,
Wo Duft und Glanz in eins zerfließen,
Das Ohr die Harmonie versteht,
Die Urgeisa's Athem Paradiesen
Verheißungsvoll hat zugeweht,
Wo Duft und Licht und Farb' und Klänge
Zum Weltaccord von ihm bewegt
Und wundervolle Schöpfungsgänge
Zu Weltalls Melodien erregt.
Nicht Phantasie kann je ergründen
Den Reiz, der Asgards Auen schmückt,
Kein Mund die Wonnen je verkünden,
Die Götterdasein reich beglückt.

Während aber in Asgard Heiterkeit und Frohsinn herrschen, arbeitet im geheimen das verderbliche Unheil oder das Böse an dem Fall der Götter oder des Guten. Vor allem ist es der starke und schöne, aber auch ebenso neidische und bösen Leidenschaften aller Art hingegebene Loki, der Gott der feurigen Lohe, der im Bunde mit den Riesen den Untergang Asgards und der Welt herbeizuführen sucht. Loki ist es auch, der Baldur, dem schönsten und edelsten der Götter, der sich immer rein und frei von Schuld erhielt, den Tod bereitete; mit Baldur starb dessen Gattin Nanna, die Tochter Neps, der Knospe. In Nanna erkennen wir die Blüte des Frühlings und des ersten Sommers. Baldur's Reinheit und Schuldlosigkeit, gepaart mit aufopfernder Liebe, ist es auch, welche nach dem furchtbaren Weltbrande eine neue und bessere Götter- und Menschen-

welt ins Leben rufen hilft. Ueber die Schuld der alten Götter und das Entstehen einer neuen Weltordnung läßt sich die Dichterin in einem das in Rede stehende Epos zum Abschluß bringenden Epilog also vernehmen:

Es hatten die Götter voll Selbstsucht im Streit
Die hohe, erhabene Sendung entweiht,
Vom Urgeist ertheilt.
Die Schuld wurde bald vom Verhängniß ereilt.

Sie hatten die eignen Gesetze verhöhnt,
Die Einheit gebrochen und Lastern gefröhnt,
Im Wahn sich erfrecht,
Durch Willkür zu fesseln die Freiheit, das Recht.

Durch Willkür entkettet wuchs Aufruhr an Macht,
Die wildeste Leidenschaft wurde entfacht,
Sie brachte das All,
Die einstige Herrschaft der Götter zum Fall.

Als nachmals die Götter durch mächtigen Ruf
Belebend der Weltumspanner erschuf,
Nahm er die Gewalt,
Doch gab er Gesetze von ewigem Halt.

Und diese Gesetze, die niemals vergehn,
Sie bleiben im Wandel der Formen bestehn.
Gesetz der Natur —
Du leitest allein zu des Weltgeistes Spur.

Dem überaus reich ausgestatteten Werke sind zwölf Illustrationen in Lichtdruck und zahlreiche Vignetten von dem talentvollen Maler E. Ph. Fleischer beigegeben; doch müssen wir gestehen, daß die Vignetten und Randzeichnungen uns geschmackvoller und künstlerisch werthvoller erscheinen als die Mehrzahl der größern Bilder. Bedauerlich ist die nicht geringe Anzahl von Druckfehlern; auch haben wir manches gegen die Orthographie und die Interpunktion auszusetzen. Als eine höchst dankenswerthe Zugabe ist endlich dem von echt patriotischem Sinne durchwehten Buche eine große Anzahl erläuternder Anmerkungen beigefügt.

Alles in allem genommen darf die Dichtung der Frau Kayser-Langerhannß als ein würdiges Seitenstück zu Felix Dahn's „Odhin's Trost" angesehen werden, und es wäre wol zu wünschen, daß bald eine billige Volksausgabe dieser neuen poetischen Bearbeitung des nicht ganz leicht verständlichen Stoffs der altgermanischen Mythologie veranstaltet würde, damit auch der größern Masse des deutschen Volks Gelegenheit geboten wäre, die urgermanische Weltanschauung und Denkweise, die sittlich-religiösen Vorstellungen der alten Deutschen kennen zu lernen.

Rudolf Doehn.

Zur Geschichte des Dreißigjährigen Kriegs.

Der niedersächsisch-dänische Krieg. Von Julius Otto Opel. Zweiter Band: Der dänische Krieg 1624—26. Magdeburg, Faber. Gr. 8. 9 M. 75 Pf.

Der erste Act des welthistorischen Dramas, welches sich im Dreißigjährigen Kriege abspielt, ging zu Ende. Die Erhebung in den österreichischen Erblanden war gewaltsam niedergeworfen, der geächtete Friedrich III. von der Pfalz nicht nur seines kurzlebigen böhmischen Königthums, sondern auch der Kurwürde wie der zugehörigen Länder beraubt, das letzte noch kampffähige protestantische Heer des wilden Herzogs Christian von Braunschweig in der Schlacht bei Stadtlohn zersprengt worden. Es stand um die Sache des deutschen Protestantismus sehr bedenklich. Er hatte im Süden und Westen der katholischen Reaction weichen müssen; jetzt, wo die siegreiche Armee der Liga an den Grenzen Niedersachsens, in Westfalen und Hessen, Stellung nahm, sah er sich auch in seiner nordischen Heimat bedroht. Dieser kritische Zeitpunkt ist es, in welchem das vorliegende Werk die Geschichte des großen Kriegs aufnimmt, um sie bis zum Schlusse des Jahres 1626 fortzuführen. Ein Band von 616 Seiten, der einen Zeitraum von nur drei Jahren behandelt, läßt eine recht ausführliche Darstellung erwarten. In der That bietet er eine sehr ins Detail gehende Erzählung der einschlägigen Begebenheiten, die um so werthvoller ist, da sie durchgängig auf einem sorgfältigen und umfassenden Quellenstudium beruht. Der Verfasser hat für seine Arbeit nicht nur die deutschen Archive durchforscht, sondern auch die des Auslandes zu Rathe gezogen. Mit Hülfe des so gewonnenen reichen Materials ist es ihm möglich gewesen, sowol die in Betracht kommenden diplomatischen Verhandlungen wie die kriegerischen Vorgänge Schritt für Schritt, nicht selten von einem Tage zum andern zu verfolgen. Die Ereignisse und ihre Motive treten dabei vielfach in ein neues oder doch in helleres Licht. Freilich geben die Quellen nicht überall den wünschenswerthen genauen und vollständigen Aufschluß; es bleiben der Punkte gar manche übrig, über welche sich nur mehr oder minder wahrscheinliche Vermuthungen aufstellen lassen. Wo dies aber der Fall ist, macht der Verfasser seine meist sehr plausible Ansicht mit so viel Umsicht und Zurückhaltung geltend, daß der objective Charakter seiner Darstellung nicht wesentlich beeinträchtigt wird. Es ist ihm doch stets vorzugsweise darum zu thun, die thatsächlichen Vorgänge auf Grund der vorhandenen Urkunden genau festzustellen und vollständig wiederzugeben. Ob er in der Mittheilung des Details immer eine passende Auswahl getroffen und das richtige Maß eingehalten hat, läßt sich bezweifeln. Die Erzählung würde an Klarheit und Uebersicht gewonnen haben, auch anziehender und wirkungsvoller geworden sein, wenn er das wirklich Bedeutsame und Folgenreiche mehr in den Vordergrund gerückt und das minder Wichtige beiseite gelassen oder doch zurückgeschoben hätte. Indeß darf man an Schriften wie die vorliegende, was die Composition wie auch was

Stil und Sprache angeht, keine zu hohen Anforderungen stellen. Werth und Bedeutung solcher Arbeiten beruhen ja nicht auf etwaigen formellen Vorzügen, sondern auf dem durch gründliche und gewissenhafte Forschung gewonnenen Inhalte.

Das erste der acht Bücher, in welche der Verfasser sein Werk getheilt hat, behandelt „Das Reich und die auswärtigen Mächte in den ersten Monaten des Jahres 1624". Zunächst erfahren die Verhältnisse im protestantischen Norddeutschland, in Ober- und Niedersachsen, eine eingehende Schilderung. Es ist ein recht unerfreuliches Bild, das uns hier entgegentritt: überall Hader und Zwiespalt, nirgends ein klares Verständniß der Lage und noch weniger der ernste Wille, ihren Anforderungen gerecht zu werden. Ohne lebendiges Interesse für die gemeinsame Sache ihrer religiösen und bürgerlichen Freiheit, in einer kleinlichen Kirchthurmpolitik befangen, sind Fürsten und Städte gleich weit davon entfernt, ihre Kräfte zu sammeln, um nöthigenfalls vereint energischen Widerstand zu leisten. Im Gegentheil meiden sie in der trügerischen Hoffnung, sich und ihren Vortheil so am besten zu sichern, ängstlich jeden Schritt, der zu einem thatkräftigen Vorgehen führen könnte. Allerdings mochten sie in dieser unentschiedenen Haltung um so eher verharren, da für den Augenblick keine ernste Gefahr zu drohen schien. In der That war man auch auf katholischer Seite zu einem kräftigen Vorgehen keineswegs geneigt. Der Kaiser, Ferdinand II., namentlich erwies sich allen gewaltthätigen Schritten abhold. Drang er darauf, daß man sich ihm und seiner Sache rückhaltlos anschließe, so ließ er es doch an Versicherungen nicht fehlen, daß er gewillt sei, die staatliche und religiöse Freiheit aufrechtzuerhalten. Der Verfasser zweifelt nicht, daß es ihm mit diesen Betheuerungen voller Ernst gewesen, und erklärt seine friedliche, nachgiebige Haltung nicht blos aus den gegebenen politischen Verhältnissen und finanziellen Schwierigkeiten, sondern auch aus einer Verminderung seiner persönlichen Energie. Er sagt:

Die Natur des Kaisers belebte damals kein heroischer, zu großen Conceptionen treibender Zug mehr: auch sie hatte etwas von jener sinnlichen Weichheit angenommen, welcher sich gar manche Glieder seines Hauses überlassen haben. Zwar hegte er sicherlich vor wie nach den innigsten Wunsch, alle Ketzer und Abtrünnigen in den Schos der Kirche zurückzuführen. Er war auch damals der Kirche und ihren Dienern gegenüber sehr devot. Stundenlang verweilte er in Kirchen und Kapellen; man sah ihn oft mehrere Tage hintereinander in den öffentlichen Processionen, an hohen Festtagen sogar unbedeckten Hauptes einhergehen. Allein von einer düstern mönchischen Auffassung der Welt und ihrer Verhältnisse zeigte dieser rücksichtsloseste Reformator im übrigen nicht die geringste Anwandlung. Er war ein leidenschaftlicher Freund der Musik, ja selbst ein Gönner des schon von seiner Mutter mit Liebe gepflegten Theaters und des Ballets. Mit noch größerer Hingebung folgte er in diesen sehr ereigniß- und wechselvollen Jahren seiner Leidenschaft für die Jagd, vor welcher auch dringende Geschäfte zurücktreten mußten. Selbst die Kaiserin mußte ihm auf diesen Streifzügen durch Berg und Thal das Geleit geben. Nach den hohen Festen gab es sehr häufig Aufzüge mit Ringelrennen oder Fechterspielen, an welche sich dann Komödien bei den Jesuiten oder Schweinsjagden anschlossen. Die Neigung des Kaisers, solchen Vergnügungen nachzugehen, hinderte ihn übrigens nicht an ernster Thätigkeit. Obwol während der größten Zeit seiner Regierung der Fürst von Eggenberg die Seele des Ganzen war, so ist doch auch sein persönlicher Antheil an den Geschäften nicht gering anzuschlagen. Den Sitzungen seiner Geheimen Räthe wohnte er sehr häufig bei, doch etwas von jenem originalen selbstthätigen Wesen der großen Herrscher des 17. Jahrhunderts trat in ihm, soviel man sehen kann, nicht hervor. Ferdinand II. ließ im ganzen seine Räthe walten und nahm von ihren Entschließungen Kenntniß. Darum war er auch viel mehr ein Werkzeug in ihrer Hand, als daß er im Stande gewesen wäre, ihrer Thätigkeit aus eigener Kraft Ziel und Maß zu geben. Dazu fehlte ihm vor allem jene Freiheit der Anschauung und des Urtheils, welche ein sicheres Zeichen einer eingeborenen Originalität des Denkens und Wollens ist. Abhängig von seinen Räthen und Ministern, war er es noch weit mehr von der Kirche und den Jesuiten. Selbst im vollkräftigsten Mannesalter stand er unter der Leitung seiner Beichtväter, und scheint er die ihm angelegten Fesseln ohne besondere Empfindung, ja fast ohne Bewußtsein getragen zu haben.

Während aber die Parteien in Deutschland sich beobachtend gegenüberstanden, ohne sich weder aufrichtig versöhnen, noch zu einem entscheidenden Kampfe entschließen zu können, ließen es sich die auswärtigen Mächte angelegen sein, die ruhenden Waffen wieder in Bewegung zu setzen. Namentlich waren es England und Frankreich, die zu dieser Zeit in Verbindung mit Holland den Krieg gegen das Haus Habsburg auf deutschem Boden von neuem zu entzünden suchten. Der Verfasser berichtet über den Gang der Verhandlungen, welche zu dem Ende mit den Königen von Dänemark und Schweden wie mit den protestantischen Ständen des nördlichen Deutschland im Laufe des Jahres 1624 gepflogen wurden, im zweiten Buche. Sie nahmen bei den sehr verschiedenen Interessen und Zwecken der Betheiligten einen langsamen Fortgang, führten aber endlich doch dahin, daß Christian IV. von Dänemark seine abwartende Stellung aufgab und zur kriegerischen Action überging. Er setzte es nun durch, daß die Mehrheit der niedersächsischen Stände ihn zum Kreisobersten ernannte und den Beschluß faßte, ihn, allerdings nur zum Behufe der Vertheidigung, mit Truppen und Geld zu unterstützen. Als er dann im Juni (1625) gegen die Weser vorrückte, zögerte Tilly nicht, den Fluß zu überschreiten. Unter argen Verheerungen ergossen sich seine zuchtlosen Scharen über die anliegenden Lande, welche das dänische Heer um so weniger zu schützen vermochte, da es bald, nachdem der König infolge eines unglücklichen Sturzes zur Führung unfähig geworden, den Rückzug antreten mußte. Inzwischen war man auch in Wien aus der bisherigen passiven Haltung herausgetreten. Wallenstein erhielt den Auftrag, ein Heer zu werben, das, lediglich im Dienste des Kaisers stehend, mit und neben der ligistischen Armee auf dem norddeutschen Kriegsschauplatz operiren sollte. Im Herbst 1625 führte er dasselbe durch Franken und Thüringen nach Niedersachsen, wo es in den Stiftern Magdeburg und Halberstadt Stellung nahm.

Der Verfasser nimmt von diesem ersten Auftreten des

Friedländers Veranlassung, ein interessantes Bild seiner Persönlichkeit zu entwerfen, dessen wesentliche Züge wir hier wiedergeben:

Wallenstein befand sich, als er in Norddeutschland erschien, in der Blüte des männlichen Alters: er stand im dreiundvierzigsten Lebensjahre. Dem gewaltigen Geiste und ursprünglichen Charakter des Mannes entsprach ein imponirendes Aeußere. Das regelmäßige Oval seines Antlitzes war nur von einem spärlichen Bart umsäumt, der schon früh die trügerischen Anzeichen eines vorgerücktern Alters an sich trug. Tiefliegende schwarze Augen prägten zusammen mit der starkknochigen, leichtgebogenen Nase und der kräftig entwickelten Unterlippe seinen Zügen den Charakter unabänderlicher Entschiedenheit, ja des Trotzes auf. Vergebens sucht man in diesen bedeutungsvollen Linien nach Zeichen des Wohlwollens und milder Regungen der Seele; sie sprechen nur von Gewaltsamkeit und Härte. . . . Selbst sparsam mit dem Worte, verwirrte er die Bittsteller oft durch sein ungestümes Drängen auf Kürze der Darlegung. In seinen Briefen erhebt er sich durch die Gedrängtheit des Ausdrucks und ein geistreiches Spiel mit Antithesen weit über viele andere derartige unmittelbare Aeußerungen seiner Zeitgenossen. Allein die äußerlich maßvolle Haltung war fast stets durch das verborgene Feuer seines unablässig arbeitenden Innern bedroht; er war außerordentlich leicht erregbar zu Zorn und Leidenschaft, deren wilde Fluten sich dann tosend und polternd über ihre Opfer ergossen. Schon jetzt gefällt sich der Herzog darin, seiner fürstlichen Autorität auch nach außen hin Nachdruck und Würde zu verleihen. Seine Umgebung bildet bereits einen förmlichen Hofhalt, er umgibt sich gern mit Personen adelichen Standes. Dagegen finden wir in seiner Dienerschaft keinen Hofnarren oder Possenreißer niedriger Art. Doch war er damals noch ein Freund heiterer Geselligkeit im Kreise seiner Offiziere, deren er gewöhnlich eine sehr große Zahl bewirthete, während er später allein speiste. In der unmittelbaren Nähe der Truppen erschien er nur selten: bei Märschen ging er etwas voraus oder folgte dem Zuge. Dann hatte er es gern, wenn man ihn nicht bemerkte und sogar vermied, ihn zu grüßen. Er liebte einfaches soldatisches Wesen: bei Beförderungen entschied allein militärisches Verdienst, Empfehlungen anderer und oft selbst die Briefe und Patente des Kaisers waren wirkungslos. In religiöser Beziehnng galt er bei Exaltirten wohl für einen Atheisten. Richtig ist, daß er schon damals nicht zu jener extremen Partei des Hofs gehörte, welche den Krieg schon des Glaubens halber fortsetzen wollte. Ihm geht das Staatswohl über die Confession. Doch haben wir auch nicht das geringste Zeugniß für die Ansicht, daß er sich im Laufe der Jahre etwa der alten ihm anerzogenen protestantischen Anschauung wieder genähert habe. Er hat sich vielmehr immer als eifrigen Katholiken erwiesen und sogar dem Jesuitenorden zahlreiche Beweise seiner Huld und Fürsorge gegeben. Aber auch dies that er im vollen Bewußtsein seiner fürstlichen Autorität, welche nicht einmal den Gedanken an eine Theilung der Macht mit Orden und geistlichen Gewalten aufkommen ließ. Wallenstein's Feldherrntalente sind schon kurze Zeit nach seinem Auftreten in Norddeutschland in Zweifel gezogen worden. Seine bedeutenden Gaben für das damals noch fast vollständig brach liegende Gebiet der rationellen Staatsverwaltung hat jedoch fast jede neue Veröffentlichung in immer helleres Licht gestellt. Nichts aber bezeugt wol seinen wahren innern Fürstenberuf mehr, als sein nie zu befriedigender Trieb zu schaffen und zu gestalten, welcher sich seiner Ziele so klar bewußt bleibt, daß durch die Sorge für das Einzelne der Blick in das Ganze nicht getrübt, noch die Energie eines Handelns für allgemeinste, allumfassende Zwecke gelähmt wird. Die Wirknngen dieser ausgezeichneten Fähigkeiten erhöhte noch jene Stetigkeit und Festigkeit des Charakters, aus der man auf der Stelle den Eindruck gewann, daß man es mit einer weit überlegenen Persönlichkeit zu thun habe. Daß er das Große groß faßt, wird sofort allen klar. Man fühlt, daß es ein Mann auf sich genommen hat, Verwirrungen zu schlichten, welcher wirklich die Kraft dazu und auch das Bewußtsein dieser Kraft in sich trägt.

Von einer Persönlichkeit dieser Art stand zu erwarten, daß sie nur sich selber zur Richtschnur ihres Handelns nehmen und niemand bestimmenden Einfluß auf ihr Thun und Lassen einräumen werde. In der That macht sich die autokratische Natur Wallenstein's gleich anfangs rücksichtslos geltend. Fest überzeugt von der Richtigkeit seiner Ideen, ist er fremden Ansichten und Rathschlägen durchaus unzugänglich. Der Widerspruch und die Vorstellungen anderer kümmern ihn nicht; er führt aus, was und wie es ihm gut scheint. Wir wissen, daß schon bald nach seinem Einmarsch in Norddeutschland nicht einmal der Wille des Kaisers den Sinn des Gewaltigen zu beugen vermochte. Er hat directen Befehlen Ferdinand's II. den Gehorsam versagt; er hat Bittsteller, welche bei dem Kaiser Erhörung fanden, gerade für ihre Bittgesuche mit Geld- und Freiheitsstrafen belegen lassen. Natürlich räumte er, was er der Autorität des Kaisers versagte, seinem Collegen im Commando noch viel weniger ein. War das Rangverhältniß zwischen ihm und dem Anführer des ligistischen Heeres unbestimmt gelassen worden, so stellte es sich doch bald zu seinen Gunsten fest. Unmittelbar nach seiner Ankunft erscheint er als der gebietende und maßgebende Wille, dem sich Tilly, wenn auch grollend und widerwillig, unterordnet.

Den Protestanten kam es zu statten, daß die überlegene Macht, mit welcher die Gegner sie bedrohten, nicht unter einheitlicher Leitung stand, sondern von zwei Feldherren befehligt wurde, deren persönliche Beziehungen einem gemeinsamen energischen Vorgehen keineswegs förderlich waren. Freilich nahm der Krieg, als die militärischen Operationen im Frühlinge des Jahres 1626 wieder begannen, für sie darum nicht weniger einen höchst ungünstigen Verlauf. Und es konnte füglich nicht anders sein. Auch die ernste Gefahr, in welcher sie schwebten, bestimmte sie nicht, sich fest aneinander zu schließen und mit dem Aufgebot aller ihrer Kräfte dem mächtigen Feinde zu begegnen. Die Stände des niedersächsischen Kreises waren zum Theil vor wie nach entschlossen, sich am Kampfe nicht zu betheiligen, während die Rüstungen, welche die Majorität verfügt hatte, nur sehr lässig und unvollständig ausgeführt wurden. Kursachsen und Brandenburg verharrten in ihrer neutralen Stellung. Christian IV. sah sich daher, abgesehen von den 5—6000 Mann, die ihm Mansfeld aus den Niederlanden zugeführt hatte, im wesentlichen auf seine eigenen Streitkräfte beschränkt und in einer um so mislichern Lage, da Frankreich und England, infolge der innern Verhältnisse dieser Staaten, gerade jetzt weder geneigt, noch im Stande waren, ihn wirksam zu unterstützen. Kein Wunder, daß der König, durch das

Fehlschlagen aller seiner Hoffnungen herabgestimmt, nur mit geringem Vertrauen in den Kampf eintrat. Auch trog ihn die Ahnung eines unglücklichen Ausgangs nicht.

Der Verfasser erzählt in den drei letzten Büchern die schweren Niederlagen, welche die protestantischen Waffen im Laufe des Jahres 1626 erlitten. Er schildert zunächst die Kämpfe an der dessauer Brücke, in welchen die Armee Mansfeld's zum größten Theil vernichtet wurde, berichtet dann über das Vorrücken Tilly's, der den König selbst bei Lutter am Barenberge entscheidend besiegte, und schließt mit dem Zuge Mansfeld's und des ihm folgenden Wallenstein nach Ungarn. Ferdinand Brockerhoff.

Feuilleton.

Ausländische Urtheile über neue Erscheinungen der deutschen Literatur.

Die „Saturday Review" widmet in ihrer Nr. 1347 einige lobende Worte dem „Commentar zu Kant's Kritik der reinen Vernunft" von H. Vaihinger, spricht dagegen ein abfälliges Urtheil über „Die monistische Philosophie von Spinoza bis auf unsere Tage" von W. von Reichenau aus. Auf solche flüchtige Beurtheilungen wird man indessen keinen besondern Werth legen können.

Ueber „Eva Lessing. Ein Lebensbild" von Richard Thiele sagt sie, es verdanke sein Entstehen wahrscheinlich der hundertjährigen Lessing-Feier, und da es tadellos im Geschmack und Stil sei, so dürfe man es schon als ein Denkmal schmeichelhafter Huldigung hingehen lassen.

Weit würdiger der Veröffentlichung, fährt sie fort, seien die „Aufzeichnungen aus dem Herder'schen Hause" von Johann Georg Müller (1780—82). „Es ist nur natürlich, daß der Besucher hauptsächlich bei denjenigen Seiten des Herder'schen Charakters verweilt, die ihn in seinem damaligen Gemüthszustande am meisten interessirten; sein Bericht ist daher fern davon, ein vollständiges Bild vom Manne zu gewähren. Nichtsdestoweniger ist es voll von interessanten Zügen und zeigt besonders die Rückwirkung in Herder's Gemüth gegen den geschmacklosen Rationalismus seiner Tage, die so weit ging, daß sie ihn geneigt machte, an den Verkehr mit übernatürlichen Wesen zu glauben. Im allgemeinen tritt die mystische und andachtsvolle Seite in Herder's Charakter mehr hervor, als man erwartet hätte — ein Umstand, der sich aus der Idiosynkrasie seines Geistes erklären läßt. Im ganzen erscheint er als ein Charakter vom rein idealistischen Typus, verfeinert und hochstrebend bis zum Uebermaß, aber mangelhaft in der Wahrnehmung der Wirklichkeit."

Eugen Oswald's „Thomas Carlyle, ein Lebensbild" wird als eine vortreffliche Arbeit bezeichnet. Seine Würdigung Carlyle's, wenngleich warm, sei doch vorsichtig und mehr dazu geeignet, seinen Helden einsichtsvollen Lesern zu empfehlen, als überschwengliches Lob. „Er hätte vielleicht von der neuerdings veröffentlichten Autobiographie mehr Gebrauch machen können", heißt es dann, „er würde dann unter andern Dingen erfahren haben, daß die Geschichte von der Vernichtung der ersten Handschrift der «French Revolution» authentisch ist."

In Nr. 1351 der „Saturday Review" heißt es über „Morgenröthe; Gedanken über die moralischen Vorurtheile" von F. Nietzsche: „Seine Gedanken sind weniger eindringlich und auch weniger absonderlich, als man nach des Verfassers frühern Leistungen hätte erwarten dürfen. Sie sind aphoristischer Art; doch fehlt ihnen im ganzen sehr jener markige und knappe Ausdruck, den der aphoristische Stil erfordert. Ihre Bekämpfung gangbarer Vorstellungen ist minder kräftig, als sich voraussetzen ließ, und ihr Anspruch auf Neuheit größer, als was sie leisten. Gleichwol finden sich viele scharfsinnige Bemerkungen darunter, wie z. B. die Beobachtung, daß seitdem Fürsten in der Regel eine militärische Bildung genießen, die Schmarotzer die Hofkreise verlassen haben und jetzt an den Tischen hervorragender Finanzmänner gesucht werden müssen."

Ueber „Philosophie der Naturwissenschaft" von Fritz Schultze sagt das Blatt: „Sie ist der Hauptsache nach historisch und zeigt wenig Originalität, bis er zu der neuern Entwickelung der Philosophie gelangt. Dann aber sind seine Bemerkungen zuweilen sehr treffend, wie z. B. wenn er, indem er auseinandersetzt, wie nahe Leibniz der Evolutionstheorie gekommen, sagt, daß dieser Philosoph das als eine Reihe von deutlichen Stufen betrachtet habe, was die Wissenschaft jetzt als einen ununterbrochenen Uebergang ansieht. Der Verfasser darf vielleicht kurz als ein Darwin'scher Naturforscher bezeichnet werden, dessen philosophische Ansichten mehr mit Kant als mit Hume übereinstimmen, und der dafür hält, daß die Evolutionslehre weder zu unbedingtem Skepticismus noch zu dogmatischem Materialismus zu führen braucht."

Ueber „Soeiale und politische Zustände in den Vereinigten Staaten Nordamerikas" von J. H. Becker, mit Einleitung von F. von Hellwald, spricht sich die „Saturday Review" ziemlich scharf aus und sagt: „Becker hat siebzehn Jahre lang in den Vereinigten Staaten gewohnt und sich, wie es scheint, mit der Kehrseite des amerikanischen Lebens und amerikanischer Einrichtungen gründlich vertraut gemacht. Es ist keine große Verletzung christlicher Liebespflicht, wenn man die Vermuthung äußert, daß es ihm selbst als Auswanderer misglückt sei; sonst würde er wol weniger Zeit und Veranlassung gehabt haben, sein Adoptivvaterland zu verkleinern. Gleichwol kann ein Buch, das sich hauptsächlich mit einem so ergiebigen Thema wie die Absonderlichkeiten amerikanischer Politiker von Fach und die Schurkereien der «Ringe» und «Lobbyisten» beschäftigt, kaum anders als unterhaltend sein, und es hätte der betheiligten Nation nützlich werden können, wäre des Verfassers Uebelwollen nicht augenscheinlich. Eine ausführliche Anklage, die schonungslos bei jedem wirklichen oder eingebildeten Mangel verweilt und die andere Seite der Frage ignorirt, bringt den Eindruck einer Schmähschrift hervor, besonders wenn viele der Beschwerden veraltet oder durchaus nichtig sind. . . . Das Seltsamste an seinem Buche ist die Veranlassung zu dessen Wiederveröffentlichung, welche blos die Befriedigung eines Grolls, den der Herausgeber F. von Hellwald gegen die deutsche Presse in Amerika hegt, zu sein scheint. Dieser hat vor einigen Jahren Gelegenheit genommen, in einer deutschen Monatsschrift die Bemerkung zu machen, daß die amerikanisch-deutsche Presse in der Regel sehr unwissend, sehr erbärmlich und sehr ungrammatikalisch sei. Die beleidigten Journalisten antworteten mit einem Strom von Schimpfworten, womit sie nur die Richtigkeit des Verdammungsurtheils Hellwald's bewiesen; er aber, anstatt sich durch diese Bestätigung seiner Wahrhaftigkeit geschmeichelt zu fühlen, veröffentlicht Becker's Buch von neuem und begleitet es mit einem langen Verdammungsurtheil über die überseeischen Journalisten."

— Ueber „Molière, sein Leben und seine Werke" von Ferdinand Lotheißen sagt das „Athenaeum" Nr. 2807: Wenn Lotheißen's Buch über Molière einen Fehler habe, so sei dieser

Fehler in einem deutschen Werke so selten, daß er fast zum Vorzug werde. Das Buch sei nämlich weit davon, erschöpfend zu sein. Der Verfasser kenne zweifelsohne das neuere biographische Material, welches seit der letzten Auflage von Taschereau's „Vie de Molière" zu Tage gefördert worden sei, habe es aber nur spärlich benutzt. Daß er Loiseleur's Roman betreffs Armande, was das „Athenaeum" eine grundlose und für Molière entehrende Theorie nennt, gelten läßt, „haben wir", sagt das Blatt, „als den Hauptfehler in einer sorgfältig geschriebenen, genauen und wohlgeordneten Biographie des großen Lustspieldichters erkannt. Das Werk spricht nicht das letzte Wort über den Gegenstand, ist aber eine bequeme und lobenswerthe Studie, die kein Molièrist unbeachtet lassen kann. Lotheißen hat sich etwas enge Raumgrenzen gesteckt, und obgleich wir viele interessante Punkte vermissen, so ist es doch schwer, zu sehen, was er hätte weglassen oder wie er für die interessanten Einzelheiten, die er ausgelassen hat, hätte Platz machen können".

In Nr. 2811 derselben Wochenschrift werden Eduard von Hartmann's neuere Schriften: „Zur Geschichte und Begründung des Pessimismus" und „Die Krisis des Christenthums", besprochen, wobei es heißt: „E. von Hartmann ist gewissermaßen der Macaulay der deutschen Philosophie. Er ist unbezweifelt sehr belesen, ist mit dem seltenen Vorzug eines Philosophen, gesundem Menschenverstande, begabt und hat seinen eigenen Stil. Andererseits ist seine Belesenheit eher ausgedehnt als tief; er erfaßt einen Gegenstand etwas oberflächlich und ohne Einsicht, und sein ganzer Ton kennzeichnet sich durch ein triumphirendes Selbstvertrauen. Alle diese Eigenschaften sind in den vorliegenden beiden Schriften zur Schau gestellt." ... Das „Athenaeum" will Hartmann's Herleitung des Pessimismus von Kant nicht gelten lassen und schließt mit folgenden Worten: „Doch weder bei Kant noch bei irgendeinem seiner Vorgänger finden wir jene eigenthümliche Vereinigung von schlechter Psychologie mit Dyspepsie, welche den heutigen Pessimismus bildet." Am Schlusse der Anzeige der zweiten Schrift tadelt das Blatt es scharf, daß Hartmann sich selbst für den größten deutschen Philosophen erkläre. Er hätte das andern überlassen sollen, wenn dem so sei.

Bibliographie.

Arnold, H., Novellen. (Hausgenossen. Und doch! Der tolle Junker. Finderlohn. Glück muß man haben!) Berlin, Paetel. 8. 4 M.

Auf der Höhe. Internationale Revue, herausgegeben von L. v. Sacher-Masoch. 1ster Jahrg. October 1881 bis September 1882. 12 Hefte. Leipzig, Greßner u. Schramm. Gr. 8. Vierteljährlich 6 M.

Bergedorf, M., Faust und das christliche Volksbewußtsein. Dresden, v. Grumbkow. Gr. 8. 1 M. 60 Pf.

Biedermann, K., Dreißig Jahre deutscher Geschichte. Von der Thronbesteigung Friedrich Wilhelms IV. bis zur Aufrichtung des neuen deutschen Kaiserthums. Mit einem Rückblick auf die Zeit von 1815 bis 1840. 1ste Lfg. 1ste Hälfte. Breslau, Schottländer. 8. 50 Pf.

Bremer, Fredrika, Romane und Erzählungen. Aus dem Schwedischen. Neue Ausgabe in 40 Lieferungen. 1. Lieferung. Leipzig, Brockhaus. 8. 50 Pf.

Breyer, R., Wallensteins Erhebung zum Herzog von Meklenburg. Göttingen, Vandenhoeck u. Ruprecht. Gr. 8. 1 M. 20 Pf.

Carus, P., Metaphysik und Wissenschaft, Ethik und Religion. Eine philosophische Untersuchung. Dresden, v. Grumbkow. Gr. 8. 1 M. 50 Pf.

Daudet, A., Numa Roumestan. 2 Bde. Autorisirte Uebersetzung mit dem Porträt Daudet's. Dresden, Minden. 1882. 8. 8 M.

Deppisch, K., Denkwürdigkeiten. (2te Sammlung.) Würzburg, Bucher. 12. 50 Pf.

Ditfurth, M. Freih. v., Die Hessen in den Feldzügen in der Champagne, am Maine und Rheine während der Jahre 1792, 1793 und 1794. Ein Beitrag zu deutscher, sowie ins Besondere zur hessischen Kriegs-Geschichte. Mit Anlagen und 4 Plänen. Aus Verfassers Nachlasse herausgegeben. Marburg, Elwert. Gr. 8. 6 M. 50 Pf.

Flach, Josephine, Unter der Herreneiche. Roman. Köln, Bachem. 8. 4 M. 20 Pf.

Fligier, Die Urzeit von Hellas und Italien. Ethnographische Forschungeu. Braunschweig, Vieweg u. Sohn. Gr. 4. 4 M.

Frenzel, K., Die Geschwister. Roman in 4 Büchern. 4 Bde. Berlin, Paetel. 8. 12 M.

Gass, W., Geschichte der christlichen Ethik. 1ster Bd.: Bis zur Reformation. Berlin, G. Reimer. Gr. 8. 7 M.

Gottschall, R. v., Die Erbschaft des Blutes. Roman in 3 Büchern. 3 Bde. Breslau, Trewendt. 1882. 8. 15 M.

Hartmann, E. v., Die politischen Aufgaben und Zustände des Deutschen Reiches. Berlin, C. Duncker. Gr. 8. 1 M.

Havard, H., Eine malerische Reise nach den toten Städten der Zuydersee. Autorisirte Ausgabe. Aus dem Französischen. Mit 10 Illustrationen. Jena, Costenoble. 1882. Gr. 8. 6 M.

Hesse-Wartegg, E. v., Tunis. Land und Leute. Mit 40 Illustrationen und 4 Karten. Wien, Hartleben. 1882. Gr. 8. 5 M.

Heyse's, P., Novellen und Romane. 1ste Lfg. Berlin, Hertz. 8. 1 M.

Jensen, W., Stimmen des Lebens. Gedichte. Dresden, Ehlermann. 8. 3 M.

Im Reiche des Ideals. Drei Vorträge: I. Unsere Culturbestrebungen und unsere Ideale. II. Gedanken über historische Kunst. III. Altes und Neues zu Faust II. Leipzig, Roßberg. Gr. 8. 1 M. 50 Pf.

Jókai, M., Der Piraten-König. Historische Novelle. Vom Verfasser und der Verlagshandlung einzig autorisirte Uebersetzung nach der 4ten Auflage des Originals von L. Wechsler. Dresden, Minden. 8. 2 M. 40 Pf.

Kaden, W., Skizzen und Kulturbilder aus Italien. Jena, Costenoble. 1882. Gr. 8. 8 M. 50 Pf.

Keim, F., Der Meisterschüler. Lustspiel. Leipzig, Breitkopf u. Härtel. 8. 1 M. 50 Pf.

Kellen, O. v., Und noch heute erlöset sie uns! Erzählung. Lüneburg, Pollmann. 1882. 8. 5 M.

Kielland, A. L., Garman & Worse. Roman. Autorisirte Uebersetzung aus dem Norwegischen von C. v. Sarauw. Berlin, Auerbach. 8. 3 M. 60 Pf.

Klauwell, O., Musikalische Gesichtspunkte. Aphoristische Bemerkuugen zur Tonkunst. Leipzig, Gerhard. 1882. 8. 1 M. 50 Pf.

König, E. A., Eine Million. Roman. 2 Bde. Jena, Costenoble. 8. 9 M.

Kulemann, R., Anastasia. Dresden, v. Grumbkow. 8. 2 M.

Kurnik, M., Ein Menschenalter. Theater-Erinnerungen (1845—1880). Berlin, Janke. 1882. Gr. 8. 5 M.

Lankenau, H. v., Die Klikuschka. Erzählung. Berlin, Paetel. 8. 4 M.

Levy, J., Revolutionäre in alter Zeit. Eine Vertheidigung der freisinnigen Politik durch die Stein-Hardenberg'sche Gesetzgebung. Berlin, Ißleib. 8. 60 Pf.

Lorm, H., Ein Schatten aus vergangenen Tagen. Roman. Stuttgart, Deutsche Verlags-Anstalt. 1882. 8. 5 M.

Merkens, H., und R. Weitbrecht, Deutscher Humor neuer Zeit. Ein Buch für Freunde des Humors und zugleich ein Beitrag zur Cultur- und Sittengeschichte Deutschlands von der Mitte des 18. bis in die 30er Jahre unseres Jahrhunderts. Würzburg, Stuber. 8. 8 M.

Pasig, G., Rigberta. Eine Erzählung. Leipzig, Böhme. 1882. 8. 2 M.

Peruwerth von Bärnstein, A., Ubi sunt, qui ante uos in mundo fuere? Ausgewählte lateinische Studenten-, Trink-, Liebes- und andere Lieder des 14. bis 18. Jahrhunderts aus verschiedenen Quellen, mit neudeutschen Uebertragungen, geschichtlicher Einleitung, Erläuterungen, Beigabe und einer Abbildung. Eine literaturgeschichtliche Studie, zugleich ein Liederbuch. Würzburg, Stuber. 8. 3 M.

Planta, P. C., Pädagogik und Schabloue. In Briefen. Chur, Kellenberger. 1882. 8. 80 Pf.

Plumacher, O., Der Kampf um's Uubewusste. Nebst einem chronologischeu Verzeichniss der Hartmann-Literatur als Anhang. Berlin, C. Duucker. Gr. 8. 3 M.

Putlitz, G. zu, Das Frölenhaus. Novelle. Berlin, Paetel. 8. 4 M.

Radics, P. v., Maria Theresia und das Land Krain 1740—1780. Dem Volke erzählt. Rudolfswert. Gr. 8. 1 M. 60 Pf.

Redlich, C., Lessing-Festblatt zum 8. September 1881. Hamburg, Strumper u. Comp. Fol. 1 M.

Reichel, E., Zehn Jahre. Dichtungen. Wien, Konegen. Gr. 8. 6 M.

Reichenbach, M. v., Der Sohn des Flüchtlings. Roman. 2 Bde. Breslau, Schottländer. 1882. 8. 7 M.

Reißmann, A., Georg Friedrich Händel. Sein Leben und seine Werke. Mit Porträt in Stahlstich und Notenbeilagen. Berlin, Guttentag. 1882. Gr. 8. 6 M. 50 Pf.

Schollen, M., Volksthümliches aus Aacheu. Volks- und Kinderlieder, Wetter-, Gesuudheits- und Rechts-Regeln, Sprüchwörter etc. Aachen, Jacobi u. Comp. 16. 40 Pf.

Semmig, H., Die französische Schweiz uud Savoyen. Ihre Geschichte und Litteratur, Kunst und Laudschaft. Mit Auszügen aus deu einheimischen Schriftstelleru. 1ste Lfg. Zürich, Trüb. Gr. 8. 1 M.

Soennecken, F., Das deutsche Schriftwesen uud die Notwendigkeit seiner Reform. Mit Abbildungeu. Bonn, Soennecken. 4. 4 M.

Taylor, B., Ausgewählte Schriften. 1ster Bd.: Die Dichtung in Bildern. Literarische Studien. Leipzig, Grieben. 8. 3 M.

Thiersch, H. W. J., Ueber Johannes von Müller, den Geschichtschreiber, und seinen handschriftlichen Nachlaß. Augsburg, Preyß. Gr. 8. 80 Pf.

Treu, Margarete (L. v. S.), Glockenblumen. Ein neuer Strauß. Norden, Soltau. 12. 1 M. 50 Pf.

Ullrich, H., Blätter und Blüthen. Vermischte Dichtungen. Altenburg, Bonde. 12. 2 M.

Vierordt, H., Die Kranzweihe. Ein Begrüßungsspiel. Zur Doppelfeier der silbernen Hochzeit JJ. KK. HH. des Großherzogs und der Großherzogin von Baden, sowie der Hochzeit S. K. H. des Kronprinzen von Schweden und J. Gr. H. der Prinzessin Victoria von Baden. Heidelberg, C. Winter. 12. 20 Pf.

Voß, R., Bergasyl. Eine Berchtesgadener-Erzählung. Frankfurt a. M., Koenitzer. 1882. 8. 5 M.

Wegeler, J., Beiträge zur Geschichte der Stadt Coblenz. Mit 2 Tafeln. Coblenz, Schuth. 8. 1 M. 25 Pf.

Wieseler, K., Untersuchuugeu zur Geschichte und Religion der alten Germanen in Asien und Europa. Mit religionsgeschichtlichen Parallelen. Leipzig, Hinrichs. Gr. 8. 5 M. 50 Pf.

Anzeigen.

Neuer Verlag von **Breitkopf & Härtel** in **Leipzig.**

Antike Bildwerke in Rom mit Ausschluss der grösseren Sammlungen. Beschrieben von **Friedrich Matz.** Nach des Verfassers Tode weitergeführt und herausgegeben von **F. von Duhn.** Gedruckt mit Unterstützung des Kaiserlich Deutschen archäologischen Instituts. Erster Band: Statuen, Hermen, Büsten, Köpfe. Gr. 8. XVIII, 532 S. Pr. M. 12. Zweiter Band: Sarkophagreliefs. VIII, 484 S. Pr. M. 12. Eleg. geb. à Band Pr. M. 13.50. Dritter Band: Erscheint im November.

Das vorliegende, drei Bände umfassende, seit 1868 in Arbeit gewesene Werk gibt zum ersten male eine wissenschaftliche Aufnahme der reichen und bisher nur sehr ungenügend bekannten Antikenschätze, welche in und um Rom im Privatbesitz zerstreut und sonst wie verzettelt sind. Die von der sonstigen topographisch anordnenden Art ähnlicher Arbeiten abweichende sachliche Anordnung wird es bei dem ungemeinen Reichthum der vertretenen Monumentklassen ermöglichen, dieses Werk als ein bequemes Nachschlagebuch über den Formen- und Vorstellungsschatz der hellenistischen und römischen Kunst und Zeit zu verwenden. Die Möglichkeit praktischen Gebrauchs in Rom ist durch topographische Register und Pläne gewährleistet.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Kufra.

Reise von Tripolis nach der Oase Kufra.

Ausgeführt im Auftrage
der Afrikanischen Gesellschaft in Deutschland
von
Gerhard Rohlfs.
Nebst Beiträgen von
P. Ascherson, J. Hann, F. Karsch, W. Peters, A. Stecker.
Mit 11 Abbildungen und 3 Karten.
8. Geh. 16 M. Geb. 18 M.

Die von Rohlfs 1878—79 unternommene Expedition ins Innere Afrikas war reich an merkwürdigen Reisebegegnissen wie an wissenschaftlicher Ausbeute. Im vorliegenden Werke ist der Verlauf der Expedition von dem Reisenden selbst mit frischen Farben geschildert, während die wissenschaftlichen Resultate in systematischer Bearbeitung durch Gelehrte der verschiedenen Fächer vorgeführt werden. Dasselbe bietet demnach vielseitige, höchst werthvolle Beiträge zur Kenntniss des afrikanischen Continents und reiht sich den frühern Reisewerken des Verfassers wie denen von Livingstone, Barth, Schweinfurth, Stanley, Cameron, Soyaux, Nachtigal u. s. w. ergänzend an.

Neuer Verlag von **Breitkopf & Härtel** in Leipzig.

Franz Liszt: Richard Wagner.

(Gesammelte Schriften III, 2.)
Gr. 8. VIII, 258 S. Pr. brosch. M. 6. Eleg. geb. M. 7.50.

Zum ersten male erscheinen hier in vollständiger Sammlung die bedeutsamen Aufsätze Liszt's über „Tannhäuser", „Lohengrin", „Fliegender Holländer", „Rheingold"; mehr noch als die geistvollen Essays über Chopin werden diese Aufsätze über Richard Wagner, dessen musikalischen Schöpfungen Liszt in Deutschland die Bahn gebrochen hat, das Interesse aller Musiker in Anspruch nehmen.

Sacher-Masoch. **Höhe der Auf** Internationale Revue.

Preis pro Heft 2 Mark.

Mme Adam (Paris).
Bluntschli (Heidelberg).
Brühl (Wien).
Daudet (Paris).
Flammarion (Paris).
Got (Paris).
Lesseps (Paris).
Gubernatis (Florenz).
Palmieri (Neapel).
Scanzoni (Würzburg).
Schwarcz (Budapest).
Lingg (München).
Vambéry (Budapest).
Carl Vogt (Genf).

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Soeben erschien:

Die Umsegelung Asiens und Europas auf der Vega.

Mit einem historischen Rückblick auf frühere Reisen längs der Nordküste der Alten Welt.

Von
Adolf Erik Freiherrn von Nordenskiöld.
Erster Band.
Mit 1 Porträt in Stahlstich, 206 Abbildungen in Holzschnitt und 10 Karten.
8. Geh. 11 M. Eleg. geb. 13 M.

Wie Nordenskiöld's Entdeckung und Durchsegelung der Nordostpassage als eine geographische That von eminenter Wichtigkeit die Bewunderung der ganzen gebildeten Welt erregt hat, so wird auch dem vorliegenden Werke, in welchem er selbst über seine denkwürdige Fahrt in mustergültiger Darstellung Bericht erstattet, von allen Seiten die beifälligste Aufnahme zutheil. Der erste Band ist bereits abgeschlossen und, geheftet oder in elegantem Originaleinband, durch jede Buchhandlung zu beziehen; der zweite Band befindet sich unter der Presse.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Das Staatsrecht der Preußischen Monarchie.

Von
Dr. Ludwig von Rönne,
Appellations-Gerichts-Vice-Präsident a. D.
Vierte vermehrte und verbesserte Auflage.
Erster Band:
Verfassungsrecht, erste Abtheilung.
8. Geh. 10 M.

Die vierte Auflage des berühmten Rönne'schen Werks wird 5 Bände umfassen. Infolge der Weiterentwickelung des öffentlichen Rechts hat diese neue Auflage sehr wesentliche Bereicherungen und Umgestaltungen erfahren, sodaß sie auch für die Besitzer früherer Auflagen unentbehrlich ist. Außer in Bänden kann sie in ungefähr 25 Lieferungen à 2 M. bezogen werden.

Verantwortlicher Redacteur: Dr. **Rudolf von Gottschall** in Leipzig. — Druck und Verlag von **F. A. Brockhaus** in Leipzig.

Blätter

für

literarische Unterhaltung.

Herausgegeben von Rudolf von Gottschall.

Erscheint wöchentlich. — Nr. 46. — 17. November 1881.

Inhalt: Oesterreichisch-preußische Rivalitäten von 1780 bis 1790. Von Walter Rogge. — Neue Romane und Novellen. Von Oskar Riecke. — Die neueste Dichtung von A. von Schack. Von Albert Moeser. — Märchenliteratur. — Feuilleton. (Ausländische Literatur; Theater und Musik; Aus der Schriftstellerwelt.) — Bibliographie. — Anzeigen.

Oesterreichisch-preußische Rivalitäten von 1780 bis 1790.

Oesterreich und Preußen (1780 bis 1790). Von G. Wolf. Wien, Hölder. 1880. Gr. 8. 4 M. 40 Pf.

Die weitläufigen und gewissenhaften Forschungen, die der Verfasser dieses Buchs in den wiener, berliner und dresdener Staatsarchiven angestellt hat und deren Ergebnisse er ohne alle groß- oder kleindeutsche Tendenzmacherei hier veröffentlicht, lassen die Beziehungen zwischen Oesterreich und Preußen während der Regierung Joseph's II. in einem andern und wesentlich trübern Lichte erscheinen, als die bisherige Geschichtschreibung sie gezeigt hat. Das Buch enthält aber außer diesen Enthüllungen über den Gang der großen Politik eine Menge der interessantesten Aufschlüsse über die hervorragendsten Persönlichkeiten jener Zeit. Einer solchen Arbeit gegenüber legt der Kritiker gern die Feder aus der Hand, um als bloßer Berichterstatter durch eine Uebersicht des Inhalts und durch einzelne Probestücke aus den Minen, die Wolf aufgedeckt, dem anziehenden Werke Leser zu verschaffen.

Gleich das erste Kapitel, das sich mit den letzten Monaten der Regierung Maria Theresia's beschäftigt, hebt mit einem höchst charakteristischen Schriftwechsel an. „Man denkt nicht an Krieg; der Zustand der Finanzen macht denselben unmöglich", berichtet am 4. Januar 1780 der preußische Gesandte Baron Riedesel in Wien nach Hause. Minister Herzberg jedoch rescribirt vierzehn Tage später aus Berlin: „Wie es scheint, wird der Teschener Friede nicht lange Bestand haben, da der Kaiser Festungen bauen will." Joseph ließ damals die Befestigung von Josephstadt und Königgrätz in Angriff nehmen. So groß war die Spannung zwischen beiden Mächten ein halbes Jahr nach dem Teschener Frieden schon wieder! Und so groß waren auch die Finanzcalamitäten in Oesterreich, daß der sächsische Gesandte Petzold in Wien nach Hause berichtete, man schreibe dem Kaiser die Absicht eines Staatsbankrotts zu, weil er der Meinung huldige, kein Souverän brauche die Schulden seiner Vorgänger anzuerkennen — am wenigsten in Oesterreich, das bei seinen großen Hülfsquellen im Innern den Credit im Auslande leicht entbehren könne. Wohl schrieb auch Riedesel noch am 5. Februar: „Die tägliche Erfahrung bestätigt, daß die entstehenden Schwierigkeiten diesem Fürsten die Dinge verleiden; und anstatt seine Plane auszuführen, läßt er sie in leichter Weise fallen und vertreibt sich die Zeit damit, neue Plane zu schaffen; ein Vorgang, der öfters den Spruch in Erinnerung bringt: es kreißen die Berge. Die Kaiserin-Königin, welche diese Verhältnisse kennt, scheint sich anfänglich nicht direct den Planen des Kaisers zu widersetzen; aber hinterher werden sie durch natürliche Hindernisse und solche, die man künstlich hervorruft, unterdrückt; und so führt sie ihn auf den natürlichen Weg." Nichtsdestoweniger glaubte auch Riedesel, daß Oesterreich sich mit Eroberungsplanen beschäftige: „L'appetit des acquisitions dans cette cour est insatiable", schreibt er am 17. März. Erst am 13. Mai 1779 war der Teschener Friede geschlossen worden: und schon am 14. Juli 1779 erließ Joseph an den Feldzeugmeister Siskovics in Böhmen eine ausführliche Depesche über die Organisirung eines weitverzweigten Kundschafterwesens gegen Preußen. Siskovics erhält Vollmacht, „zu diesem wichtigen Geschäft vorsichtige, bescheidene und verschwiegene Leute anzuwerben, Verträge über deren Entlohnung abzuschließen; bei Edelleuten und Honoratioren aber, denen mit Geld schlechterdings nicht beizukommen sei, durch die Offiziere an der Spitze des Kundschafterwesens die Neigungen und Leidenschaften auszuforschen, an denen die Betreffenden zu fassen seien". Daran schloß sich eine sehr genaue Anweisung, wie die Kundschafter die militärischen und politischen Institutionen „bis ins kleinste Detail" zu verfolgen hätten. Andererseits spionirten preußische Offiziere

als angebliche Curgäste in den böhmischen Bädern. Die Kaiserin nahm das leichter und bemerkte noch am 29. Juli an den Rand eines Berichts, der die Meldung enthielt, daß Generale aus Glatz und Schweidnitz die Grenzen abritten: „Hat nichts zu sagen." Friedrich II. aber erließ kurzweg für alle österreichischen Offiziere ein Verbot, die preußische Grenze zu überschreiten; und Joseph II. befahl am 28. Juni 1782, ein scharfes Auge auf die Generale Rothkirch und Kleist zu haben, die nach Teplitz und Karlsbad gingen. Von Mitte October bis Anfang December 1780 datiren folgende diplomatische Aeußerungen: „Es handelt sich darum, diesem listigen Hofe auf Schritt und Tritt nachzuspüren", schreibt Herzberg an Baron Riedesel, den preußischen Gesandten in Wien, „damit man das Vorschreiten seiner Plane nach Möglichkeit aufhalten kann, welche die Freiheit und Sicherheit Deutschlands und aller seiner Nachbarn gleichmäßig bedrohen; und damit man den Höfen von Frankreich und Rußland die Nachweise liefert, die ihren Argwohn erregen mögen gegen die Politik eines Hofs, der ihr natürlich Nebenbuhler ist." Und wieder Kaunitz an Baron Revitzky, den österreichischen Gesandten in Berlin: „Der «Courrier du Bas Rhin» scheint sich ein ordentliches und geflissentliches Geschäft daraus zu machen, mit zuverläßlichstem Tone die unverschämtesten und gehässigsten Unwahrheiten in Betreff des k. k. Hofs auszustreuen. Man würde diese elenden Schmierereien lediglich mit Verachtung übersehen, wenn es nicht hieße, daß diese Artikel unmittelbar von dem berliner Cabinet herausgegeben werden." „Ich bin entschieden, mich von den Erklärungen des wiener Hofs nicht einschläfern zu lassen", schreibt Herzberg ausdrücklich im Namen des Königs an Riedesel. Von dem bevorstehenden Thronwechsel erwartete Herzberg jedenfalls noch viel Schlimmeres. Auf Riedesel's Meldung, die Kaiserin habe ihren Sohn gebeten, mit dem preußischen Minister in guter Harmonie zu leben, erwiderte dieser: „Je crois que celà en coûtera à ce prince" (Das wird, meine ich, diesem Fürsten viel Ueberwindung kosten). Achtzehn Tage vor dem Tode Maria Theresia's, der am 29. November 1780 eintrat, schrieb Herzberg an Riedesel auf dessen Bericht über den Verlauf ihrer Krankheit: „Wenn die Fürstin sterben sollte, so würde dieses Ereigniß sehr beängstigend für die Ruhe Europas sein." Friedrich II. tröstete sich damit, Joseph besitze nicht genug Charakterfestigkeit und nicht ausreichende Willensstärke, um seine Plane, wenn er sie auch noch so energisch ersonnen, mit der nöthigen Beharrlichkeit auszuführen. „Man begegnet mir überall mit dem größten Mistrauen", berichtete am 8. Juni 1780 Revitzky aus Berlin, „und ich lebe fast abgeschlossen. Ich suche einen Kundschafter, um etwas zu erfahren, was sonst jedermann hier weiß, ich fand jedoch noch keinen verlaßlichen Menschen."

Im Jahre 1780 war es natürlich vor allem die Reise Joseph's II. nach Rußland, die man in Berlin mit eifersüchtigem Auge verfolgte. Dabei trat denn auch so recht hervor, wie sehr des Verfassers Urtheil begründet ist: „daß Klatscherei, Fraubaserei und Medisance damals beim diplomatischen Corps in voller Blüte standen und die Herren sich auch nicht das kleinste Skandälchen entgehen ließen". Kaunitz schrieb an Revitzky: „Freiherr von Riedesel beschäftigt sich unausgesetzt, die abgeschmacktesten Gassenlügen zu sammeln und solche als gemachte Cabinetsentdeckungen geltend zu machen, wobei nichts anderes übrigbleibt, als derlei Aeußerungen mit all der Verachtung, die sie verdienen, anzusehen." Aber auch Friedrich II. verschmähte es nicht, vor der Reise Joseph's mehrere Briefe an Katharina zu richten, worin er den Kaiser als einen von sich eingenommenen, im Grunde aber unwissenden, leichtsinnigen und sehr unzuverlässigen Mann schilderte, mit dem man nicht genug auf der Hut sein könne und der überdies keinen Tag nüchtern sei, obschon es notorisch war, daß Joseph blos Wasser und niemals einen Tropfen Wein trank. Riedesel war es ein großer Trost, daß seiner Berechnung nach die Reise nahezu eine Million kosten müsse: sollte doch Romanzow eine Dose für 80000 und Potemkin einen Ring für 30000 Fl. erhalten. Bei der Finanzlage Oesterreichs, meint er höhnisch, müsse man wol darauf rechnen, den Stein der Weisen zu finden. Schadenfroh berichtet er dann, der Kaiser sei zwischen Lemberg und Brody vom Wagen herab in einen angeschwollenen Fluß gefallen und beinahe ertrunken: „alle die Nippsachen und die schön gestickten Uniformen sind dahin". Am richtigsten vielleicht beurtheilte der sächsische Gesandte Graf Stutterheim die Sachlage, indem er aus Petersburg nach Dresden berichtete: „Katharina habe sich für Joseph enthusiasmirt gezeigt, um den König von Preußen eifersüchtig zu machen und beide Fürsten in Schach zu halten, damit sie sich um Rußlands Freundschaft bewürben und sie selber so die ruhmreiche Rolle des Schiedsrichters habe." Wie sehr ihr das gelang, zeigt ein Brief Friedrich's II. an Riedesel vom 5. August 1780: „Man hat den Kaiser bei jeder Gelegenheit fühlen lassen, daß man die Allianz mit mir jeder andern vorziehe, sodaß der Kaiser dann selbst sich lobend über meine Person geäußert hat, hinzufügend, daß er nur die Freundschaft Rußlands wünsche — wohl habe er dem Minister Panin alle möglichen Avancen gemacht; er konnte ihn aber doch nicht gewinnen." Man wollte in Berlin auch wissen, Katharina habe Joseph gerathen, den Plan einer Wiedereroberung Schlesiens aufzugeben. Kaum hatte der Kaiser Rußland den Rücken gekehrt, als sich der Prinz von Preußen, später Friedrich Wilhelm II., zu einem Besuche der russischen Kaiserin auf den Weg machte. Der Prinz war bei seinem königlichen Oheim sehr beliebt, sodaß ihn dieser immer um sich haben wollte. Doch ging er einen Tag um den andern seinen Ergötzlichkeiten in Berlin nach und kehrte erst früh morgens zur Wachparade nach Potsdam zurück. Er genoß bei dem Volke einer gewissen Popularität und erfreute sich auch bei den Gesandten großer Sympathie, da er ihnen freundlicher entgegenkam als irgendein anderes Mitglied der königlichen Familie. Schwer aber fiel es dem Prinzen, sich mit dem

nöthigen Gelde für seine Mission zu versehen, und doch bedurfte er desselben nothwendig, nicht nur als politischen Mauerbrechers, sondern auch zu einem vergnügten Leben in Petersburg. Schon 1775 hatte er sich vom Kaiser Joseph 100000 Dukaten geborgt, wie sich denn überhaupt die Schulden des Prinzen bei seinem Regierungsantritt, wo alles pünktlich bezahlt wurde, auf 10 Millionen Thaler belaufen haben sollen. Der Kaiser war sofort bereit gewesen, das Geld herzugeben, und hatte auf Kaunitz' Rath dem Bankier Baron Fries in Wien das Arrangement übertragen: die Obligation wurde vom Prinzen auf den Namen Ida Frank ausgestellt; auch wurden zum Schein Zahlungstermine und Interessen stipulirt, damit es nicht in die Augen fiele, daß es kein Privatmann sei, der den Vorschuß leiste. Gleich acht Tage nach seiner Thronbesteigung ordnete der König Friedrich Wilhelm II. diese Schuld sammt Interessen durch den Bankier Itzig in Berlin, bei welcher Gelegenheit er den Fürsten Reuß, damaligen Gesandten Oesterreichs am preußischen Hofe, in einem eigenhändigen Schreiben ersuchte, dem Kaiser seine lebhafte Erkenntlichkeit für diese Freundschaftsprobe zu schildern. Für die petersburger Reise machte der Prinz von Preußen ferner ein Anlehen in Frankreich, auf das Bankier Schütz ihm 400000 Livres ausbezahlte; in gleicher Weise bekam er auch von der holländischen Regierung Geld. Er wandte sich aber außerdem an Itzig, der in Geldangelegenheiten vielfach mit der österreichischen Gesandtschaft verkehrte und Revitzky davon Mittheilung machte. Revitzky schrieb an Kaunitz und rieth dem Kanzler, das Darlehn zu negociiren, weil er sich durch den ewig geldbedürftigen Prinzen, dessen Neigung zur Verschwendung man unterstützen müsse, allerlei Specialverbindungen eröffnen könne. Kaunitz wies das Ansinnen entschieden zurück. Auch bei seiner Schwester, der Prinzessin von Oranien, erbat sich der Prinz damals ein Darlehn von 100000 Thalern unter bittern Klagen über die Art, wie der König ihn behandle: er hatte um jene Zeit nämlich eine Liaison mit einer geistreichen und intriguanten Französin.

Nach Empfang der Nachricht vom Tode Maria Theresia's schrieb Friedrich II. eigenhändig an Riedesel: „ein so unruhiger und hetzerischer Fürst (remuant et tracassier) wie Joseph werde die Welt nicht lange im Unklaren über seine ersten Operationen lassen". Der Kaiser selbst hatte gleich an Kaunitz geschrieben: „Welch schreckliches Unglück mich heimgesucht, wissen Sie bereits; ich höre auf, Sohn zu sein, und darauf glaubte ich mich am besten zu verstehen." Joseph ging bekanntlich zunächst daran, durch Reductionen in Küche und Haushalt, in Marställen, an Pensionen und Ausgaben der Privatschatulle eine jährliche Ersparniß von 8 Millionen herbeizuführen. Riedesel berichtete über alle diese Vorgänge in der alten hämischen Weise, die übrigens nicht von Widersprüchen frei war: daß er damit den in Berlin gern gehörten Ton traf, ergibt sich zur Genüge daraus, daß man dort die Autorschaft eines daselbst erschienenen, gegen Joseph gerichteten Pamphlets: „Le singe de quarante ans" (Der Affe von 40 Jahren), Friedrich II. zuschrieb. Wir citiren aus Riedesel's Depeschen während des ersten Quartals 1781:

> Man sollte meinen, daß die ganze kaiserliche Familie vor Hunger stürbe, da sie alles zu Geld zu machen sucht. Die Prinzessin von Sachsen-Teschen ist genöthigt gewesen, die Bilder zurückzugeben, die sie von der Kaiserin empfangen, ebenso Tapisserien. Hingegen bekam die Schwester des Kaisers, Marie Christine, die nach den Niederlanden ging, die Möbel des Prinzen Karl von Lothringen, da sich keine Käufer für dieselben gefunden hatten. ... Ueber 600 Pferde sind aus den kaiserlichen Marställen verkauft. ... Alle Welt schreit über den Marschall Lascy und Grafen Hatzfeld als Urheber dieser Maßregeln: sie hätten Felsenherzen, wo billiges Leben und Lebenlassen keinen Platz haben. ... Ein unbekannter Mann hielt gestern mitten in Wien das Pferd des Kaisers an, der von der Jagd kam, worüber der Monarch sehr erschrak. Man sagt, der Mann, der angehalten wurde, sei wahnsinnig; wahrscheinlicher ist, daß er zu jenen Unglücklichen gehört, denen die Pension entzogen wurde, und daß er sie bei dieser Gelegenheit etwas lebhaft forderte.

In Berlin machte man daraus gleich, daß der Kaiser sich nicht mehr wie früher allein auf die Straße wage. „Jeder Stadtklatsch", sagt Wolf, „wurde nach Berlin gemeldet und das intimste Privatleben an den Pranger gestellt; selbstverständlich fehlte es auch hier und da nicht an einem Körnchen Wahrheit." Dann berichtet Riedesel im April 1781: „Eigenthümlich ist es, wie wenig sich der Kaiser mit dem Militär beschäftigt; seit dem Tode der Kaiserin sah er nicht Eine Compagnie Soldaten exerciren ... das Militär scheint den Kaiser gar nicht zu interessiren." Aber dann auch wieder Ende April:

> Die Gleichgültigkeit des Kaisers gegen das Militär scheint auf Anrathen Kaunitz' zu geschehen, um zu täuschen. ... Der Kaiser ist nur aus Affectation Soldat, und selbst der Marschall Lascy spricht ihm die vorzüglichste Soldateneigenschaft, die Tapferkeit, ab; er ist 40 Jahre alt und hat nur Einen Feldzug während dreier Monate durchgemacht, ohne je eine Schlacht gesehen zu haben. Er ist mit der vorherrschenden Neigung zu sparen geboren. Fürst Kaunitz ist alt und wünscht Ruhe; Lascy ist reich; Laudon ist verdrießlich und hat im Rathe keine Stimme; darauf hin stelle ich das Horoskop, daß der Kaiser durchaus nicht den Krieg mit Preußen wünscht; er will Furcht machen, und wenn ihm das fehlschlägt, hat er selbst Furcht.

Aber auch wieder am 27. Januar 1781, da Joseph schon zu Weihnachten die tiefe Landestrauer aufgehoben: „Man hat die Theater geöffnet, weil man die Mittel herbeischaffen will, Festungen zu bauen und dann Krieg zu führen." Wolf hat recht: „Ueber das, was der Kaiser wollte, war man ganz im Unklaren. Wenn am berliner Hofe auch der Gedanke eines freundnachbarlichen Zusammenlebens aufgetaucht wäre, diese Berichte hätten ihn im Keime erstickt — was auch der Kaiser thun oder lassen mochte, es wurde stets zu seinem Nachtheil ausgelegt." Herzberg findet Riedesel's Charakteristik durchaus zutreffend: man sehe daraus, daß man sich nicht getäuscht, als man von Joseph voraussetzte, „er besitze weniger Ausdauer in Staatsaffairen als lebhaften Geist, um Plane zu entwerfen, ohne sich viel um die Mittel zu deren Verwirklichung zu kümmern".

Anders urtheilte das Publikum auch in Berlin über Joseph's Thätigkeit. So gab der Buchhändler Karl Spener dort 1782 ein Taschenbuch heraus, worin die bedeutendsten Ereignisse des verflossenen Jahres beschrieben wurden und folgende Bilder dazu erschienen: Joseph gestattet den Protestanten und Juden Religionsfreiheit; schafft die Leibeigenschaft in Böhmen ab; hebt einen Theil der Klöster auf; läßt die Barrierefestungen schleifen; Pius VI. kommt nach Wien. Riedesel aber blieb unerschütterlich in seinen hämischen Nörgeleien bis an das Ende seines wiener Aufenthalts, und sein Nachfolger Graf Podewils überbot ihn darin womöglich noch. Revitzky hatte 1785 seine Versetzung nach London erwirkt und war durch Heinrich XIV. Fürsten von Reuß in Berlin ersetzt worden, von dem Riedesel an Herzberg berichtete: „Der neu ernannte Minister (er war k. k. Oberst) ist in der That ein Galanthomme; er ist aber nicht sehr mit Scharfsinn begabt und kein lumen, und ich gestehe', daß ich deswegen über diese Wahl sehr erstaunt bin." Herzberg selbst stellte dem scheidenden österreichischen Gesandten das beste Zeugniß aus, indem er in einem Schreiben an Riedesel d. d. 22. August 1785 den Wunsch aussprach, der Fürst Reuß möge „den Geist und die Klugheit des Grafen Revitzky nachahmen, dessen Vorgehen während der ganzen Zeit seiner Amtswirksamkeit am hiesigen Hofe untadelhaft war". In der That muß Revitzky ein bedeutender Mensch gewesen sein; denn eine Stelle eines Mémoire, das er am 8. Februar 1783 an Kaunitz abschickte, verräth einen weit voraussehenden und echt staatsmännischen Blick in die Zukunft:

Ich glaube auch aus verschiedenen Unterredungen und Gesprächen, die ich mit mehrern Personen hier hatte, entnehmen zu können, daß man hier für bestimmt annimmt, wenn auch die Allianz Rußlands mit Preußen von einigem Nutzen für letzteres ist, so bietet diese Allianz doch Rußland weit größere Vortheile; und ohne daß für Preußen durch dieselbe ein bedeutender Vortheil erwächst, zieht Rußland seine ganze gegenwärtige Größe aus jener bestehenden und auch wohlgenährten und gepflegten Eifersucht zwischen dem k. k. Hofe und dem von Berlin, durch welche sich der Hof von Petersburg frei und ohne Hinderniß bei allen seinen Unternehmungen fühlt, die oft sehr kühner Natur sind. Er benutzt die Gunst der gegenseitigen Vorsicht der zwei Höfe, die in gleicher Weise interessirt sind, sich dieselben nicht zu Feinden zu machen. Mit Riesenschritten schreitet Rußland auf den Gipfel der Macht, und indem es auf der einen Seite von nun an das Osmanische Reich und auf der andern das weite Polen als Provinzen betrachtet, denen es Gesetze gibt, beherrscht es die andern nordischen Höfe durch das Gewicht seines Einflusses. Schließlich wird es ein sehr gefährlicher Nachbar werden und dessen blindlings gepflegte Allianz wird sehr theuer zu stehen kommen, auch überdies precärer Natur sein.

Indessen war die Stellung Revitzky's in Berlin kaum weniger unangenehm als die Riedesel's in Wien. Anfang 1781 drückte Kaunitz sein Erstaunen aus, daß Revitzky's Berichte so unbedeutender Natur seien; der Gesandte entschuldigt sich, es fehle ihm an Quellen. Später schreibt er erfreut, er habe ein Subject gefunden, das ihm Mittheilungen machen werde. Wirklich kann er am 10. August 1782 rapportiren, daß es ein wiener Friseur gewesen, der dem Könige von Preußen verrathen, wie die kaiserlichen Wagen mit den messingenen Büchsen angefertigt werden. Einen Monat darauf hat er zu melden, daß man ihn aufgefordert habe, in den „Club" einzutreten. Aber schon im Sommer und Herbst 1783 muß er wieder von „Verbitterung" schreiben: ganz gegen seine Gewohnheit spreche ihn der König bei den Revuen gar nicht an; General Möllendorf habe den Offizieren und Gensdarmen den Besuch der Clubs verboten; „ich würde es wol auch aufgeben, bei Hofe zu erscheinen, wenn der Schritt nicht zu auffällig wäre". Wie in Wien ein Rath seines Amts entsetzt worden, weil er mit Riedesel in Verbindung gestanden, so rettete ein Finanzrath aus Schlesien, der Revitzky's Bücher von Breslau nach Berlin gebracht, seine Stelle nur dadurch, daß er, October 1783 in scharfe Untersuchung gezogen, nachweisen konnte, den österreichischen Gesandten nicht einmal gesehen, geschweige denn gesprochen zu haben. Es ging Reuß nicht besser in Berlin; gleich nach seinem Amtsantritt klagte er von dort unterm 7. Juni 1776: „Das Mistrauen der andern Gesandten gegen mich ist sehr groß; sie glauben ihre Verbindungen zu verlieren, wenn sie mit mir umgehen." Auch der sächsische Gesandte in Berlin, Zinzendorf, schreibt: „Es gibt nichts Allgemeineres, als überhaupt alles, was Joseph II. thut, mit dem Namen Singerie (Aefferei) zu bezeichnen." Riedesel überschüttet alle Reformen des Kaisers mit Hohn: die tausenderlei ewig wechselnden Plane seien undurchführbar, richteten alles zu Grunde, desorganisirten die ganze Verwaltung und seien im Grunde nur darauf berechnet, Geld einzusacken, „encoffrer de l'argent". In Betreff der vielen Reisen des Kaisers versteigt der preußische Gesandte sich zu dem Witz: man sollte eine Annonce „l'Empereur perdu" in die Zeitungen geben. So weit ging die Antipathie zwischen beiden Höfen, daß, als Riedesel am 19. September 1785 auf einem Spazierritt vom Pferde geworfen ward und tags darauf starb, in Berlin behauptet wurde, man habe den Gesandten in Wien vergiftet, um sich seiner als personae ingratissimae zu entledigen.

Einen viel wohlwollendern Beobachter erhielt Oesterreich am Grafen Podewils. Das zeigte sich recht deutlich bei dem Depeschenaustausch, zu dem der Tod Friedrich's des Großen Anlaß gab; wir finden hier wiederum auf seiten Preußens den größern Grad von Offenheit, obschon Oesterreich ein höheres Maß von Weltklugheit an den Tag legt. So schrieb Herzberg am 4. September 1786 in des Königs Friedrich Wilhelm II. Namen an Podewils:

Joseph wie Kaunitz beurtheilten den seligen König, meinen Onkel, schlecht, indem sie ihn als den unversöhnlichen Feind Oesterreichs betrachteten. In der That hatte er nur zu oft Gelegenheit, sich von den schlechten Absichten Oesterreichs gegen Preußen zu überzeugen; aber es gab auch Zeiten, wo er weit davon entfernt war, sich als Feind Oesterreichs zu zeigen, und vielmehr die freundlichsten Gefühle gegen dasselbe hegte.

Damit vergleiche man die Weisung, die Kaunitz dem Fürsten Reuß am 30. August 1786 ertheilt:

Ew. ... wollen den Hauptgrundsatz nie aus den Augen verlieren, daß der berliner Hof als unser gefährlichster Feind immerfort zu betrachten ist, daß wir ihn mit dem größten Mistrauen stets zu beobachten haben. Dieses Mistrauen hat auch Graf Cobenzl stets in Petersburg zu nähren; in Berlin selbst aber ist es direct nicht zu zeigen, sondern vielmehr dem neuen König außer aller gegründeten Besorgniß gegen uns so viel nur immer thunlich zu halten. Nach diesem Grundsatz belieben Ew. ... dero bisheriges Benehmen fortan abzumessen und sich durch ein äußerlich gefälliges Betragen bei dem Hofe und dem Ministerium bestens zu insinuiren.

Reuß' Depeschen wiederum erweckten bei Kaunitz die Meinung, der er in einem Document vom 10. Juli 1787 Ausdruck gibt, daß „in allen Theilen des preußischen Staats eine Entkräftung und Zerrüttung eingetreten" sei. Als dann Joseph am 11. April 1787 von Wien über Galizien nach Cherson zu seiner zweiten Zusammenkunft mit Katharina aufbrach, wußte Podewils zu berichten: es solle in Cherson die Form festgestellt werden, wie Joseph den Titel Kaiser von Oesterreich annehmen könne, da er die Absicht habe, seinen Nachfolger auf den Titel Römisch-deutscher Kaiser verzichten zu lassen. Zwei Jahre später, im April 1789, schrieb auch Herzberg an Podewils: Graf Lehrbach, der österreichische Gesandte in München, habe in positivster Form erklärt, weder der Kaiser noch der Großherzog von Toscana würden den geringsten Schritt thun, um die deutsche Kaiserkrone ihrem Hause zu erhalten. Am 15. Mai traf Joseph in Cherson ein, wo nichts vorbereitet war, sodaß das Gefolge campiren mußte, und als später die Kaiserin anlangte, die sie begleitenden Gesandten Englands und Frankreichs mit Joseph unter Einem Dache wohnten. Am 30. Mai trat Joseph mit Katharina jene berühmte Krimreise an, bei der die famosen Decorationen Potemkin's aus bemalter Leinwand eine so große Rolle spielten. Die Reise mußte abgekürzt werden, da Joseph in Buljakow die ihn sehr bestürzt machende Nachricht von der Revolution erhielt, die am 30. Mai in den belgischen Niederlanden ausgebrochen war. Auf der Rückreise übernachtete er in einem Dorfe bei einer Wirthin, die keine Betten hatte, gab ihr aber bei der Abreise 10 Dukaten: die überraschte Frau bat den Monarchen, dies niemand mitzutheilen, weil man sie sonst erschlagen und ausrauben würde. Am 30. Juni traf der Kaiser wieder in Wien ein, und trotz der Vorgänge in Belgien fand am 9. Februar 1788 die Uebergabe der mit Rußland vereinbarten Kriegserklärung Oesterreichs an die Pforte in Konstantinopel statt.

„Da man die Türkei schon damals für einen todten Mann hielt", schreibt Wolf, „war man von ihrem Widerstande ganz überrascht ... in Wien dagegen gab es nicht wenig Leute, die ihre Häuser verkauften, weil sie fürchteten, die Türken könnten wieder vor den Thoren der Residenzstadt den Halbmond aufpflanzen." Joseph selbst, der am 25. März im Lager von Futak eintraf, urtheilte über seine Generale so abfällig wie möglich: „Alle sind sie in Verzweiflung, daß sie Krieg führen sollen; sie würden lieber bequem zu Hause sitzen; jeder geht nur, wenn man ihn stößt — einer redet sich auf den andern aus, und es besteht kein Zusammen- und Ineinandergreifen." Natürlich regte es sich auch sofort in Ungarn und Siebenbürgen, wo der oppositionelle Adel Conferenzen hielt. „Ich weiß wohl", schrieb Herzberg an Podewils, „daß diese Conferenzen keine Folgen haben werden, wenn der Kaiser siegt; wenn aber die kaiserlichen Waffen unterlägen, hätte er von dieser Nation, die dem Hause Oesterreich so große Dienste leistete, alles zu fürchten." Darauf Podewils unterm 14. Juni: „Der Haß der Ungarn gegen die Oesterreicher ist außerordentlich, sodaß die ungarischen Soldaten ihren Haß gegen die deutschen nicht verbergen." Auch Joseph schrieb aus Lugos am 29. September 1788 an Kaunitz, man müsse suchen, durch Abschluß eines wie immer gearteten Friedens mit der Pforte Preußen zuvorzukommen, da Friedrich Wilhelm II. und Herzberg den festen Entschluß zeigten, aus diesem Kriege Nutzen zu ziehen und sich auf Oesterreichs Kosten Vortheile zu verschaffen. Als im Mai Arensteiner nach Berlin reiste und dort für die österreichische Regierung mit seinem Schwiegervater, dem Hofbankier Itzig, eine Anleihe von 8 Millionen zu 4 Proc. abschloß, hintertrieb Herzberg das Geschäft, trotzdem es schon perfect geworden war.

Noch zwei interessante Anekdoten aus jenem Kriegsjahre. Für die Macht der Zeitungen, auch schon vor 90 Jahren, charakteristisch ist eine Stelle aus dem Briefe des sächsischen Ministers Stutterheim an den sächsischen Gesandten in Wien d. d. 16. Mai: „Die «Leipziger Zeitung» war besser unterrichtet als Sie; während Ihre Depesche Nr. 36 erst am 7. d. Mts. abgehen konnte, brachte die «Leipziger Zeitung» vom 10. d. Mts., Nr. 92, bereits den officiellen Bericht über die Affaire zu Dubitza." Und die „Berliner Nachrichten" vom 28. October ließen sich aus Oesterreich vom 18. October schreiben: „Alle Dienstmägde in Wien, die keine Herrschaft haben, werden zur Armee transportirt, wo sie die Kranken bedienen und ihnen die Wäsche besorgen müssen." Am 5. December 1788 kam der Kaiser, so krank, daß er sich sofort aus dem Wagen ins Bett begab, das er nur noch zeitweise verließ, in Wien an. Er fuhr nicht beim Haupteingange der Burg vor: denn schon am Vorabend seiner Rückkehr hatte der öffentliche Unwille sich in den bissigsten Pasquillen Luft gemacht. Plakate hatten das „Verbot, daß meine treuen Unterthanen mir bei Gelegenheit meiner Ankunft Triumphbogen errichten", verspottet; an einem Crucifix in einer Kirche fand sich ein Zettel angeheftet: „Herr, befreie uns vom Kriege und vom Elend durch den Tod Joseph's II." Als aber im October 1789 die Nachricht in Wien eintraf, daß Laudon Belgrad genommen, brach ein ungeheuerer und spontaner Jubel der Bevölkerung in der Stadt los, die glänzend illuminirte; die Theater waren am 14. October frei, und Joseph II. raffte sich vom Krankenlager auf, um dem Tedeum beizuwohnen. Da indeß

der Kaiser sich gleichwol genöthigt gesehen, die ungarische Krone nach Ofen zurückzuschicken, schrieb Podewils am 10. Februar 1790 an Herzberg: „Die ungarische Nation sagt, es sei Ew. Majestät, der ihr Königreich den eben stattgefundenen Wechsel zu danken habe; ohne die Furcht, die der Kaiser vor den Preußen habe, wäre es nie dazu gekommen.“ Wer denkt da nicht unwillkürlich an Werther's Depesche nach der Krönung Franz Joseph's I. in Pest im Juni 1867: „Ungarns Hoffnungen seien nur auf Preußen gerichtet!“ Als die Agonie des Kaisers beinahe schon begonnen, schrieb Podewils nach Berlin: „Das Publikum Wiens bedauert trotz alledem nicht, den Kaiser zu verlieren.“ Und doch hatte selbst dieser feindlich gesinnte Diplomat noch am 17. Februar nach Hause berichtet: „Der Kaiser zeigt nicht die geringste Furcht vor dem Tode; er befahl, daß man die Thüre des gemauerten Grabgewölbes, wo die Monarchen begraben sind (in der Kapuzinerkirche), öffne und rein fege; er zeigt Muth und Geistesgegenwart, die Staunen erregen.“ Als am 20. Februar 1790 früh der Tod erfolgte, mußte selbst Podewils bekennen: „es gibt wenig Beispiele eines derartig resignirten Todes.“ Kaunitz sagte auf die Nachricht, daß der Kaiser gestorben sei: „Il a fort bien fait“ (das hat er gescheit gemacht). Vom Leichenbegängniß meldete der sächsische Gesandte: „Obwol der Zulauf sehr groß war, verlief doch alles in bester Ordnung.“ Podewils aber, seiner Antipathie bis über das Grab hinaus getreu, wußte nach Berlin zu melden: „Das Leichenbegängniß war sehr armselig; es gibt in Deutschland nicht einen kleinen Edelmann, der nicht ein besseres hätte.“

Walter Rogge.

Neue Romane und Novellen.

1. Danae. Erzählung aus der römischen Kaiserzeit von Otto Haggenmacher. Leipzig, O. Wigand. 1881. 8. 2 M. 50 Pf.
2. Meister Norden. Historische Erzählung aus der Blütezeit der freien Reichsstadt Danzig von Hans von Zollern. Zwei Bände. Stuttgart, Richter u. Kappler. 1881. 8. 7 M.
3. Die Brüder Meienburg. Eine Erzählung aus der Franzosenzeit. Nach Familienpapieren von A. von der Elbe. Zwei Bände. Heidelberg, C. Winter. 1881. 8. 8 M.
4. Die Völker in Waffen. Erste Abtheilung: Das Kreuz von Savoyen. Zeitgeschichtlicher Roman von Baron Persiani. Erster Band. Berlin, Kogge u. Fritze. 1880. 8. 4 M.
5. Die Brüder. Novelle von Hugo Dinckelberg. Sondershausen, Verlag der Deutschen Kriegerzeitung. 1880.

In neuerer Zeit greift der Romanleser mit Vorliebe nach solchen Büchern, die ihm neben der Unterhaltung auch Belehrung in angenehmer Form versprechen. Die Zeit- und geschichtlichen Romane erfreuen sich besonderer Gunst, die übrigens leicht erklärlich ist. Unter den unzähligen Gesellschaftsromanen finden sich nur wenige, welche originelle Auffassung der gewohnten Umgebung seitens des Verfassers verrathen oder die Bekanntschaft mit interessanten, nicht nach der Schablone zugeschnittenen Charakteren und Situationen vermitteln. Eine Erzählung mit geschichtlichem Hintergrunde, oder gar eine solche, welche historische Persönlichkeiten und Handlungen auf dem Schauplatz der dichterischen Phantasie agiren und paradiren läßt, bürgt schon durch die Wahl des Stoffes dafür, daß sie die Leser über die Kreise des gewohnten Cirkeltanzes hinausführt, neue Perspectiven in fremde Zeiten und Länder eröffnet und zugleich die Erinnernng an die Geschichtsstunden der Jugend wachruft. Wem Zeit und Unlust es nicht erlauben, sich die ungeschminkten großen Bilder der unbestechlichen Dame Klio anzusehen, weil es zum Verständniß derselben einiger ernsten Studien bedarf, der will wenigstens durch das buntgefärbte Glas dichterischer Erzählungskunst einzelne Perioden der Geschichte, die sich durch interessante Charaktere und Vorgänge auszeichnen, näher kennen lernen. Diese Wißbegierde ist immerhin lobenswerth, wenn sie auch mit ernstem Streben nach Wahrheit nicht identisch ist. Die Nachfrage nach geschichtlichen Romanen ist groß, und das Angebot wächst daher von Jahr zu Jahr. Nach den glänzenden Erfolgen eines Gustav Freytag, Rudolf von Gottschall, Georg Ebers, Felix Dahn u. s. w. auf dem Gebiete der historischen Erzählung, wenden sich auch die dii minorum gentium demselben zu, bisweilen mit Glück, wenn sie mit gutem historischen Wissen an die Arbeit gehen und einiges Erzählungstalent haben. Heute liegen uns mehrere solcher Erzählungen mit historischem Hintergrunde zur Besprechung vor.

„Danae“ von Otto Haggenmacher (Nr. 1) versetzt uns in die Neronische Zeit und in das kaiserliche Rom. Danae, eine freigeborene Cilicierin, Tochter eines reichen Griechen, der die Römer auf den Tod haßte, hatte das Unglück, durch die letztern mit dem Vater von Haus und Hof gejagt zu werden, und gelangte nach Rom, wo sie als Sklavin des Patriciers Flavius ein arbeitsvolles Leben fristete. Als sie zur Jungfrau herangeblüht ist, verliebt sich der edle Römer in sie, gibt ihr die Freiheit und trägt sich ihr sogar als Gatte an. Sie liebt ihn wieder und willigt in die Verlobung, als plötzlich ihr verschollener Vater auftaucht und, empört über seine Tochter, diese dem Römer wieder entreißen will. Der Autor läßt es aber zu keinem schlimmen Conflict kommen: der alte Römerhasser thut der Tochter den Gefallen und verschwindet wieder. Da kommen neue Gefahren für das Liebespaar: Nero und sein Günstling Tigellin, welche dem hübschen Mädchen schon früher nachgestellt, haben erfahren, daß dieselbe mit Christen, unter anderm auch mit dem Apostel Paulus umgehe, und beschuldigen nun Flavius, daß er mit den Christen im Bunde Rom angezündet habe. Flavius und Danae fliehen, werden auf der Flucht getrennt, vereinigen sich aber wieder in Süd-

gallien unter dem Schutze Galba's. Als der Tyrann gestürzt ist, kehren Flavius und Danae nach Rom zurück. Die Erzählung ist sehr kurz, aber voll von Abenteuern, Anekdoten und Schilderungen einzelner Scenen aus dem Leben des Kaisers und des römischen Volks. Nero's Willkürherrschaft, die allgemeine Sittenfäulniß, dies unharmonische Conglomerat der verschiedenen Völkerrassen, welche sich in Rom gegenseitig bekämpfen, die Juden, die ersten Christen werden in dieser Erzählung erwähnt und in Genrebildern dem geistigen Auge des Lesers vorgeführt, ohne daß es jedoch dem Autor gelungen wäre, ein wärmeres Interesse für diese Factoren und die einzelnen Figuren zu erwecken. Danae bleibt eine verblaßte Figur ohne Leben und Farbe, ebenso der hyperedelmüthige Flavius; Nero und Tigellin sind Ungeheuer, deren Grausamkeiten und viehische Begierden aus der Geschichte bekannt genug sind. Der Autor hat sich nicht die Mühe gegeben, die Charaktere zu vertiefen. Ganz ebenso ergeht es dem in Gefangenschaft schmachtenden Paulus, welchen wir gelegentlich einer Unterredung desselben mit Danae kennen lernen. Aber dabei erfahren wir nichts von der Seelengröße des apostolischen Helden, ebenso wenig später, wo Paulus sich vor Nero zu verantworten hat. Er erscheint uns als ein guter braver Mensch, den Krankheit und Weltschmerz plagen. Die Charakteristik der ersten Christen ist ganz oberflächlich gehalten und auch, wie mir scheint, unhistorisch. Paulus z. B. wird als ein Mensch dargestellt, der über Christus „speculirt"! Was heißt das? Als Lob für Danae wird dagegen hervorgehoben, daß sie auf solche „Speculationen" sich nicht verstand. Sie wird eine Anhängerin des einigen Gottes und Vaters und des Evangeliums des Nazareners „ohne dogmatische Eigenthümlichkeit und Härte" genannt, war also vermuthlich eine Lichtfreundin, welche die aufklärerischen und protestantenvereinlichen Schriften unserer Tage gelesen hatte. Eine Christin jener Zeit ohne Härten und dogmatische Gläubigkeit ist historisch nicht denkbar. Hätte der Autor sich die Mühe gegeben, Leben und Charakter der ersten Christen in Rom genauer zu studiren, dann wäre es ihm möglich gewesen, die historische Berechtigung der Dogmen nachzuweisen. So aber erweckt er in dem unbefangenen Leser ein ganz falsches Bild von dem Wesen der ersten Christen, indem er Danae als eine solche geschildert haben will. Wenn man historische Erzählungen schreibt, ist es doch erste Bedingung, daß man den Geist der betreffenden Zeit zu würdigen weiß und nicht moderne Ideen auf Personen und Situationen vergangener Epochen überträgt. Das geschieht leider in dieser Erzählung, welcher ich wenig Geschmack abgewinnen kann. Einzelne Episoden sind hübsch erzählt; aber eine Reihe effecthaschender Genrebilder, wie sie hier geboten werden, bilden ohne leitende Idee noch lange kein Ganzes, über das man sich freuen könnte. Es ist dem Verfasser zu rathen, wenn er auf dem begonnenen Pfade fortschreiten will, bei Georg Ebers in die Schule zu gehen, der in seinen ägyptischen Romanen als Meister eines historischen Erzählers und als ein Prophet, „der rückwärts schaut", angesehen werden kann. Was Ebers aus freier Phantasie seinen historischen Schilderungen zusetzt, ist streng im Geiste der geschilderten Zeit empfunden und gedichtet; was Haggenmacher zusetzt, sind aufgepfropfte moderne Ideen und Empfindungen, die den Kenner der Geschichte geradezu humoristisch berühren, während sie die übrigen Leser in ihren geschichtlichen Anschauungen irreführen.

Ein historischer Geist weht durch den Roman „Meister Norden" von Hans von Zollern (Nr. 2). In der Hauptsache sind es die meisterhaften Culturschilderungen aus der Blütezeit der freien Reichsstadt Danzig gegen Ende des 15. Jahrhunderts, welche die Erzählung so anziehend machen. Die Fabel, an der sich dieselben aufreihen, ist einfach und ohne Prätension erfunden. Sie theilt sich in mehrere Liebesgeschichten und in die Schicksale des berühmten Bildhauers Norden, der ebenso sehr durch seine Kunst, welcher die Marienkirche zu Danzig ein wunderbar schönes Crucifix verdankt, wie durch seine bürgerlichen Tugenden in Zeiten großer Gefahr sich auszeichnet. Den historischen Hintergrund der Erzählung bilden die innern Fehden zwischen Rath und Bürgerschaft und der Befreiungskampf Danzigs von den letzten Fesseln, welche der Deutsche Orden der Stadt aufgelegt hatte. Plastisch und anschaulich weiß der Verfasser sowohl das Stillleben wie auch die Volkskämpfe in Danzig zu schildern; geradezu meisterhaft sind die wilden Kriegszüge jener Zeit dargestellt. Der Deutsche Orden, der bereits dem gänzlichen Verfall nahe war, raffte sich noch einmal auf, um seine weltliche Herrschaft im Nordosten Deutschlands zu festigen; nur der Besitz Danzigs hätte ihm dazu verhelfen können; aber die freiheitliebenden Danziger wehrten sich tapfer. Den schlauen Ränken der Ordensritter stellte der Rath eine ebenso kluge Diplomatie gegenüber. Während jene sich mit den Böhmen und dem Kurfürsten von Brandenburg verbanden, hatte dieser einen festen Hinterhalt an den unerschöpflichen Geldsäcken der reichen Danziger und an der Hülfe des Hansabundes und der Polen, die allerdings eine zweifelhafte Stellung einnahmen. Der Roman schildert die Kämpfe um Marienburg, die Hauptfeste des Deutschen Ordens, und um Danzig selbst, welches hart bedrängt wurde, bis es den Danzigern gelang, auf dem Seewege Subsidien und neue Hülfstruppen zu gewinnen. Nach jahrelangen Kämpfen wurde endlich der Friede geschlossen, welcher den Danzigern die Reichsfreiheit garantirte, die sie sich im wesentlichen durch eigene Kraft errungen hatten. Es entrollt sich dem Leser ein Bild jener elementaren Kraft des deutschen Bürgerthums, das dem Adel und der Geistlichkeit kein erbeigenthümliches Vorrecht einzuräumen gedachte. Die Charaktere, welche handelnd in diesem Epos auftreten, sind markig und historisch treu geschildert. Der Verfasser hat sich ganz in den Geist der Zeit hineingelebt, sodaß fast nirgendswo — eine Stelle ausgenommen — moderne Anschauungen durchschimmern. Er hat die historischen Figuren mit allen

ihren Tugenden und Schwächen, welche zu den Verhältnissen jener Zeit paßten, in den Roman herübergenommen, nur hier und da etwas mildernd. Meister Norden's Charakter besteht aus einem eigenthümlichen Gemisch hochherzigen Bürgersinnes, großer Kunstbegeisterung und stolzen Selbstbewußtseins. Nachdem er fast sein ganzes Vermögen der Vaterstadt geopfert und sich im Dienste derselben aufgerieben hat, kehrt er zur Kunst zurück. Aber, obgleich seiner anerkannten Meisterschaft sich bewußt, wird sein Selbstbewußtsein durch die Erfolge eines jüngern Kunstgenossen, seines Neffen Arnold, gekränkt. Dieser, welcher sich mit der Tochter seines Oheims heimlich verlobte, zeichnet sich im Kriege gegen die Ordensritter aus, wird aber Gefangener derselben und errichtet in der Gefangenschaft ein steinernes Marienbild auf der Ordensburg, welches bald berühmt wird. Als er nach Danzig zurückkehrt, werden dem Kriegsmanne und Bildhauer große Ehren erwiesen, die den ältern Künstler verdrießen, sodaß es zu einem Zwist zwischen Onkel und Neffen kommt, der auf höchst tragische und grauenhafte Weise endigt. Bei einer Unterredung unter vier Augen ersticht der Onkel im Zorn seinen Neffen. Niemand hat diesen Mord gesehen. Eine unheimliche Stimmung ergreift den Alten. Als er die Leiche vor sich liegen sieht und den Kopf seines Neffen betrachtet, durchzuckt ihn eine dämonische Idee. Er modellirt nach diesem Kopfe das Haupt seines Christusbildes, vermacht in einer Urkunde dasselbe der Marienkirche und verschwindet auf lange, lange Jahre. Die liebliche Marie, die Braut des Ermordeten, sucht in einem Kloster Trost vor der Verzweiflung. Als endlich der alte Norden von der Pilgerfahrt nach Rom und Jerusalem, welche ihm die Absolution seines Verbrechens eingebracht hat, in die Heimat zurückkehrt, wird er von der Tochter barmherzig aufgenommen und bis zu seinem Tode gepflegt. Die traurigen Schicksale Norden's, seiner Tochter und des liebenswürdigen und lebensfrischen Arnold sind ohne jegliche moderne Sentimentalität geschildert; dennoch ergreifen sie tief, weil die Darstellungsweise in Stimmung und Form mit dem derben, wenig zimperlichen Geiste jener Zeit harmonirt. Unwillkürlich sagt man sich, so und nicht anders konnten jene Ereignisse stattfinden, die Personen denken, fühlen und handeln, und diese Erkenntniß schlägt jegliche Sentimentalität nieder. Nur an einer Stelle — ich habe oben schon auf dieselbe hingedeutet — konnte der Autor der Versuchung nicht widerstehen, einer Person, dem Bürgermeister von Danzig, conjecturalpolitische Betrachtungen in den Mund zu legen, welche mit dem spätern Gang der deutschen und preußischen Geschichte merkwürdig übereinstimmen. Der Verfasser tritt hier persönlich hinter dem Rahmen der Erzählung hervor, um dem modernen Leser eine kleine Vorlesung über die Entwickelungsgeschichte Deutschlands zu halten. Dies ist aber verzeihlich, da es nur das eine mal geschieht und der Roman sonst so viel des Guten, Wahren und Schönen enthält. Es ist zu wünschen, daß der Verfasser die deutsche Literatur noch häufig mit culturhistorischen Romanen beschenken möge; in dem vorliegenden hat er eine glänzende Probe seiner Erzählungskunst auf diesem Gebiete abgelegt.

Auch in den „Brüdern Meienburg" von A. von der Elbe (Nr. 3) tritt ein schönes Erzählertalent zu Tage, welches bisjetzt noch nicht viel von sich reden gemacht hat. Außer einer Fortsetzung der unvollendeten „Chronika eines fahrenden Schülers" von Brentano hat A. von der Elbe, soviel ich weiß, nichts veröffentlicht. Der vorliegende Roman steht zwar als Kunstwerk nicht hoch, denn es fehlt ihm das Gleichmaß in der Composition; er führt aber dem Leser eine große Anzahl bewegter Scenen aus dem hannoverischen Volksleben während der Franzosenherrschaft und mehrere interessante Charaktere vor. Der Erzählung liegen Familienmemoiren zu Grunde, welche stofflich außerordentlich reich dotirt sein müssen; denn die farbenvollen originellen Bilder, die der Verfasser so anmuthig und anschaulich dem Gange seiner Erzählung einflicht, sind ihnen entnommen. Memoirenartig sind auch die Abenteuer der beiden Hauptfiguren aneinandergereiht. Der ältere Bruder Meienburg, welcher vor der Fremdherrschaft Amtmann war, glaubt später seinem Vaterlande und seinen Landsleuten am besten zu dienen, indem er in seinem Amte ausharrt und sich der französischen Behörde zur Disposition stellt, während der bedeutend jüngere Bruder, von patriotischem Feuergeist beseelt, sich den Schill'schen Scharen zugesellt, dem Tugendbunde beitritt und endlich in englische Dienste geht. Als englischer Offizier organisirt er das Schmugglerwesen an den Küsten der Nordsee, während sein Bruder als Polizeidirector von Hannover dem König Jérôme dient, dabei aber gegen die heimlichen Verschwörer Milde walten läßt. Dieser ältere Bruder interessirt am meisten. Im innersten Herzen Patriot, ist er doch Diener des Eindringlings; seine Redlichkeit erlaubt ihm nicht, seinen Herrn zu betrügen; er gibt sich uns als ein Charakter aus jener unglücklichen Zeit der Fremdherrschaft, wie er realer nicht gedacht werden kann. Die deutsche Literatur besitzt viele Romane und Erzählungen, welche sich mit der Fremdherrschaft beschäftigen; aber fast in allen sind die Helden und Heldinnen Revolutionäre und Verschwörer ad hoc, die von einem auch nur zeitweiligen Sichabfinden mit den Verhältnissen nichts wissen wollen. Und doch gab es zu jener Zeit Millionen guter und braver Menschen, die sich den jeweiligen Verhältnissen, weil keine Hoffnung auf Aenderung war, unbequemten und dadurch den schlimmsten Folgen der Fremdherrschaft vorbeugten. Zu ihnen gehörte auch Meienburg der Aeltere. Seine Gedanken, Gefühle und Thaten kommen uns Nachlebenden, die wir aus Geschichtsbüchern wissen, daß Napoleon's Regiment in Deutschland nicht allzu lange gedauert hat, bisweilen recht unpatriotisch vor, und häufig sind wir nahe daran, ihm unsere Sympathie zu entziehen; aber schon einige Seiten später bitten wir wieder um Verzeihung. Der Verfasser hat es verstanden, uns den trostlosen Jammer, die hoffnungslose Verzweiflung in den hannoverischen Landen so tief einzuprägen

und so anschaulich zu machen, daß wir von dem Polizeidirector und spätern Präfecten Meienburg, welcher überdies kein Held im romanhaften Sinne sein soll, eine divinatorische Sehergabe nicht verlangen. Er konnte ja nicht vorhersehen, wie alles kommen würde, und opferte sein äußeres Ansehen und die Achtung seiner patriotischen Freunde auf, um seinen Landsleuten die gegenwärtigen Verhältnisse einigermaßen erträglich zu machen. Das ist auch eine heldenhafte That, welche dreist den kühnen Revolutionsversuchen eines Schill, Dörnberg u. s. w. zur Seite gestellt zu werden verdient.

Was nun den eigentlichen Inhalt der Abenteuer des ältern und des jüngern Meienburg betrifft, so verweise ich den Leser auf das Buch selbst. Sie sind bunt, bewegt, oft ganz unglaublich, und doch verbürgt der Autor die Wahrhaftigkeit derselben. Das Volksleben in der Stadt Hannover, die Stimmungsbilder aus den Kreisen der heimlich grollenden Patrioten, das französische Soldatenleben, das häßliche Treiben Einheimischer und Fremder am Hofe Jérôme's in Herrenhausen, die heimliche Flucht Verdächtiger und Conscribirter, die Spionage, das Schmuggelwesen und alle jene absonderlichen Erscheinungen, welche die unruhige Zeit mit sich brachte, treten in dieser Erzählung in bunter Reihe auf, und niemals ermüdet das Interesse des Lesers. Die vortrefflich gezeichneten Charaktere, welche sämmtlich mehr oder weniger historisch beglaubigt sind, und auch die schalkhafte Komik, welche den absonderlichen Situationen und Verhältnissen bisweilen beiwohnt, regen immer aufs neue an. Es ist wol selten eine Erzählung erschienen, in der so wenig „Dichtung" vorkommt und die dennoch die Neu- und Wißbegierde gleich dem besten Roman in steter Spannung hält.

Ein historischer Roman, dessen Stoff ebenfalls Memoiren und persönlichen Erinnerungen des Verfassers entnommen, ist die zeitgeschichtliche Erzählung „Die Völker in Waffen" von Baron Persiani (Nr. 4), ein Werk, welches nach völliger Vollendung große Dimensionen aufweisen wird. Wir besprechen hier zunächst den ersten Band der ersten Abtheilung: „Das Kreuz von Savoyen." Ein abschließendes Urtheil läßt sich selbstverständlich über denselben noch nicht fällen. Der Verfasser, welcher sehr gut zu erzählen weiß und in der Coulissenwelt der hohen und niedern Politik heimisch zu sein scheint, beginnt fast in jedem Kapitel eine andere Erzählung, deren Fortsetzungen später ineinanderlaufen sollen. Der rothe Faden in dieser ersten Abtheilung ist die Geschichte der Entwickelung Italiens zur Einheit. Garibaldi, Victor Emanuel, Napoleon und andere mehr oder weniger berühmte politische Persönlichkeiten treten handelnd auf und gewinnen in der Schilderung des Verfassers an pikantem Interesse. Sehr farbenvoll und lebhaft sind die Schilderungen aus dem Lagerleben der Garibaldi'schen Freischar, aus dem Hofleben Napoleon's in Compiègne und der intimen Hofatmosphäre des galanten Victor Emanuel. Das Treiben der Banditen im Kirchenstaate, die Jesuitenintriguen ebendaselbst, sowie die abenteuerlichen Schicksale einiger Personen, welche der Verfasser im Interesse des Romans aus freier Phantasie hinzudichtet, sind effectvoll ausgebeutet worden. Das Werk ist sehr groß angelegt, und wenn es auch keine ernsthaften politischen Enthüllungen bringen wird, so dürfte es doch reich werden an sensationellen und pikanten Details aus der politischen Welt. Der vorliegende erste Theil berechtigt in dieser Beziehung zu den besten und weitgehendsten Erwartungen.

Eine kleine dürftige Fabel steckt in der sehr umfangreichen Novelle „Die Brüder", von Hugo Dinckelberg (Nr. 5). Es kostet Mühe, sich durch das Buch durchzuarbeiten, zumal die Personen, mit deren Schicksalen sich die Erzählung beschäftigt, wenig interessant sind. Fast lauter höchst tugendhafte und wohlwollende Militärpersonen, einige in der Charakteristik sehr blaß gehaltene junge und alte Damen reden viel untereinander, handeln aber desto weniger. Und doch ist die Fabel nicht übel ersonnen. Ein junger Gutsbesitzer, der im Kriege 1866 verwundet wurde und in Teplitz zur Cur weilt, lernt auf einem Spaziergange ein junges Mädchen kennen, ohne dessen Namen und ständigen Wohnsitz zu erfahren. Als er sich danach erkundigen will, verschwindet die holde Erscheinung aus seinem Gesichtskreise. Einige Jahre später verlobt sich der ältere Bruder des Gutsbesitzers, ein Oberstabsarzt, und ladet seinen Bruder zum Verlobungsfest ein. Dieser kommt und erkennt in der Braut das von ihm heißgeliebte Mädchen aus Teplitz. Tableau! Die Braut liebt eigentlich den Jüngern, will ihren Bräutigam, der heftig erzürnt auf seinen Bruder ist, jedoch aus Ehrgefühl nicht verlassen. Schließlich tritt dieser aber doch zurück, als im Kriege 1870 der jüngere Bruder, auf den Tod verwundet, seiner Pflege übergeben wird. Während der Reconvalescenz sprechen sich die Brüder aus; der ältere entsagt, der jüngere führt die Braut heim. Wenn es dem Verfasser gelungen wäre, den drei Hauptpersonen interessante und psychologisch vertiefte Charaktere zu verleihen, hätte die Novelle sehr spannend werden können, aber sowol die Brüder als auch die Braut sind brave Durchschnittsmenschen von der gewöhnlichsten Romansorte. Außerdem wird der langsame Gang der Handlung von einer Fülle langweiliger Details gehemmt, sodaß die Neugier auf die Katastrophe, welche ein so gemüthliches Ende nimmt, bald erlahmt.

6. Rübezahl. Roman von Ernst Pasqué. Zwei Bände. Berlin, Janke. 1881. 8. 7 M. 50 Pf.

Dieser Roman ist eine Märchenerzählung, in welcher der „Geist der Berge" in höchsteigener Person die Hauptrolle spielt, guten und braven Menschen Glück und Segen bringt, die schlechten aber in unbarmherziger Weise straft. Der Verfasser hat seiner reichen Phantasie die Zügel schießen lassen und tummelt den Pegasus gar lustig im luftigen Märchenreiche. Die phantastischen Schilderungen, welche sich an die Volkssagen und die Musäus'schen Rübezahlgeschichten anlehnen, sind bisweilen etwas gekünstelt,

aber es geht ein Hauch der Poesie durch dieselben, welcher angenehm erfrischt. Auch eine Moral enthält dieses Kunstmärchen, die altbackene treuherzige Warnung, daß der Mensch sein Glück nicht im Reichthum und materiellen Gewinn, sondern in der Liebe suchen soll. Ein Magister, welcher den Stein der Weisen sucht, um gleich einem Prinzen leben zu können, wird in Rübezahl's Zucht genommen und macht denn auch gute Fortschritte in der moralischen Erkenntniß. Einige Liebespaare müssen bittere Prüfungen bestehen, bewähren sich aber als brave Menschen, die schließlich reich belohnt werden. Trotz der phantastischen Handlung nimmt man an derselben ein lebhaftes Interesse. Pasqué weiß interessant zu erzählen. Dieses neue Werk desselben wird seinen vielen Verehrern willkommen sein, obgleich es nicht das Beste ist, was er geschaffen hat.

7. Im Spiegel. Roman von Emile Erhard. Stuttgart, Hallberger. 1881. 8. 4 M.
8. Lebensräthsel. Roman von E. Juncker. Berlin, Janke. 1880. 8. 3 M.
9. Auf der Rümmingsburg. Roman von Marie Widdern. Berlin, Goldschmidt. 1880. 8. 4 M. 50 Pf.

Der Roman „Im Spiegel", von Emile Erhard (Nr. 7), ist, soviel ich weiß, ein Erstlingswerk und verdient als solches Beachtung. Ein frischer Hauch, noch nicht angekränkelt von dem pikanten Raffinement schnellproducirender Romanlöwen, weht durch die Erzählungsweise, welche sich dem Stoffe ungezwungen anschmiegt. Auf schönklingende Phrasen und langathmige poetisirende Schilderungen läßt sich der Autor nicht ein; er versetzt den Leser sofort in medias res, wirft ihm ein psychologisches Geheimniß hin und macht sich dann an die Arbeit, den Schleier langsam zu lüften, und zwar in so geschickter Weise, daß selbst erprobte Romanleser das Buch nicht eher aus der Hand legen werden, als bis sie es ausgelesen haben. Die Schilderung der mannichfachen Personen und Situationen, die alle der adelichen Gesellschaft und deren Lebensgewohnheit angehören, ist sehr realistisch gehalten und nichts weniger als schmeichelhaft; denn die anscheinend geistreichsten und charaktervollsten Personen kommen am schlimmsten weg. Das erwähnte psychologische Geheimniß betrifft die für Fernerstehende ganz unverständliche Freundschaft zwischen der Gräfin Myra, einer schönen sanftmüthigen und gutherzigen Hofdame, und der Baronin Urika Edelsberg, einer geborenen Ungarin, die das Wesen einer Schlange hat und durch Zaubermittel die schöne Myra an sich gefesselt zu haben scheint. Man erfährt, ehe die eigentliche Erzählung beginnt, daß die Baronin auf eine schändliche Weise der armen Myra den Bräutigam abspenstig gemacht hat. Im weitern Verlauf raubt sie ihr auch den Freier, welcher der kaum Getrösteten neue Liebe eingeflößt hat; es scheint aber, als ob alle diese Bosheiten das Herz der armen Myra nicht brechen können, sie bleibt vielmehr die treue Gefährtin und Freundin der Baronin. Es ist dem Verfasser nicht gelungen, dies eigenthümliche Freundschaftsbündniß psychologisch vollkommen anschaulich zu machen; wie es scheint, legt er demselben eine Theorie der magnetischen Seelensympathie zu Grunde, die nicht jedem Leser verständlich sein dürfte. Das ist sicherlich eine Schwäche der Erzählung, welche aber in Bezug auf die Spannung der Neugier des Lesers gut ausgenutzt ist, weil man bis zum Schluß auf die Lösung des Problems hofft. Diese Schwäche sowie manche andere wird jedoch ganz in den Schatten gestellt durch einen Vorzug, welchen unter hundert Romanen oft kein einziger hat: der Charakter der Urika ist originell, lebensvoll und so außerordentlich interessant, daß man seinetwegen auch Unbedeutendes gern mit in den Kauf nimmt. Gleich bei der Einführung dieser Frau — der Verfasser, welcher in erster Person erzählt, erblickt sie im traulichen Gespräch mit der Freundin im Spiegelbilde (deshalb der Titel) — wirkt der Eindruck fascinirend. Man gewinnt sofort ein mit Grauen und Neugierde gemischtes Interesse für diese Dame, welche in der Schilderung des Verfassers eine plastische Lebendigkeit annimmt. Wer ist dieses Wesen? Was will sie? Das sind die Fragen, welche auf den Leser einstürmen und beantwortet sein wollen. Nun, die Baronin Urika ist ein in den Salonkäfig der aristokratischen Gesellschaft eingefangenes Naturkind, das wild und ungeberdig an den Stäben des Käfigs rüttelt, dann wieder still und anscheinend sanftmüthig wird, um bald darauf aufs neue in lodernde Flammenwuth auszubrechen, eine Teufelinne, die, auf fremden Boden verpflanzt, in ihren elementarsten Gefühlen betrogen worden ist und nun gegen Gott und Welt Sturm läuft. In ihrer äußern Erscheinung ein Weib von bestrickender Schönheit, in ihren Handlungen widerspruchsvoll und für die Nächststehenden fast räthselhaft, gleicht sie in der That einer farbenschimmernden Schlange, die mit dem Blick ihrer Augen zu bezaubern weiß. Dieser seltsame Charakter steht in der Mitte der Erzählung, und um ihn dreht sich die Handlung, welche an sich wenig bedeutende und originelle Momente darbietet. Man vergißt dies aber, weil der Autor auch den unbedeutendsten Reden und Thaten der Baronin einen dämonischen Reiz verliehen hat, dessen Einfluß sich niemand entziehen kann. Neben ihr erscheinen alle andern Figuren des Romans conventionell, trivial und abgeblaßt, auch der gute duldende Engel, Gräfin Myra, welche weniger unsere Bewunderung als vielmehr unser Mitleid erregt. So ist denn dieser Roman das Charakterbild einer eigenthümlichen und zugleich bedeutenden Frau, die an geistigem Werth ihre Umgebung himmelhoch überragt. Alles übrige, was in ihm erzählt und geschildert wird, dient diesem Bilde nur zur wirksamen Folie. Der Autor hat in der Charakterschilderung der Baronin ein großes Talent verrathen, welches zu den schönsten Hoffnungen berechtigt, da es bereits von allen phantastischen Neigungen geklärt ist und sich streng auf dem Boden der Wirklichkeit bewegt.

Von realistischer Tendenz ist auch der Roman „Lebensräthsel", von E. Juncker (Nr. 8). Diese Tendenz macht

sich in wohlthuender Weise in der novellistischen Behandlung der socialen Contraste und Conflicte, welche durch Standesunterschiede und Verschiedenartigkeiten in der religiösen Denkweise hervorgerufen werden, bemerkbar. Die Verfasserin hat es verschmäht, idealistische Principienhelden und Heldinnen nach subjectivem Geschmack aufzuputzen, sie schildert vielmehr Menschen, einfache Menschen mit Tugenden und Schwächen, welche durch angeerbte und anerzogene Meinungen und Vorurtheile miteinander in heftige Conflicte kommen. Da haben wir den leidenschaftlichen jungen Edelmann Günther, der adelich fühlt und freigeistig denkt und in einem Augenblick aufflammender Leidenschaft die junge, etwas verzogene Tochter eines bürgerlichen Millionärs zur Gemahlin nimmt. Die Charaktere stimmen durchaus nicht zueinander. Seine Leidenschaft droht zu erkalten, und ihre Liebe erlischt fast, als sie den Gatten atheistisch reden und schlimmer noch handeln sieht. Bittere Erfahrungen machen die junge Gattin fast zur Betschwester; aber zur rechten Zeit treten Ereignisse ein, welche den verfeindeten Ehegatten die Augen öffnen, in neuerwachter Liebe finden sich die Herzen, und die extravaganten Ansichten und Gefühle werden beiderseits ohne Schmerz dem gemeinsamen Glück geopfert. Ein Liebesverhältniß zwischen der Schwester Günther's, Elisabeth, und dem jungen Seemann Willy wird ebenfalls durch Standesvorurtheile beunruhigt. Die stolze Edeldame wird von Liebe zu dem Bürgerlichen verzehrt und sucht sie lange Zeit zu bekämpfen, bis sie einen willensstarken Entschluß faßt und dem Geliebten zum ewigen Bunde die Hand reicht. Sonderbar berührt der tragische Schluß dieser Liebesgeschichte: der junge Ehemann wird für ein geringes Pflichtversäumniß hart genug bestraft; er stirbt bei dem Versuch, die schlimmen Folgen desselben zu verhindern. Meiner Meinung nach hätte einem fernern glücklichen Zusammenleben der beiden Ehegatten nichts im Wege gestanden. Weder Schuld noch unüberwindliche Hindernisse motiviren den tragischen Schluß. Noch mehrere Personen, die für und wider verschiedene Weltanschauungen Partei nehmen, greifen handelnd in die Fabel des Romans ein. Der freisinnige protestantenvereinliche Pfarrer Dossow, der pietistische Prediger Friedmann, der derbe materialistisch gesinnte Arzt Jessien und die cynisch-sinnliche Baronin von Massow, der böse Engel Günther's, sind realistische Figuren aus dem Leben, mit zahlreichen individuellen Zügen ausgestattet, keine Principienreiter, welche in Romanen als sogenannte „Träger von Ideen" die Bewunderung der Leser beanspruchen. Unparteiisch hat die Verfasserin jeder Person die ihr zukommenden Tugenden und Fehler zuertheilt, und zwar in so glücklicher Mischung, daß wir allen Interesse entgegenbringen müssen. Da die Fabel des Romans originell erfunden ist, die Fäden desselben mit kräftiger Hand fortgeführt werden und die Sprache der Verfasserin eine edle ist, welche niemals Trivialitäten huldigt, so kann man „Lebensräthsel" wohl zu den besten Erzeugnissen zählen, welche die belletristische Literatur in neuerer Zeit geboten hat. Auch der Titel ist gut gewählt, insofern der Roman Verhältnisse schildert, wie sie das Leben tausendfach hervorruft, die aber Fernerstehenden, welche nicht in die Seelen der Menschen blicken können, dennoch räthselhaft erscheinen.

Weniger bedeutend sowol in Erfindung der Handlung als auch in der Charakteristik ist der Roman „Auf der Rümmingsburg", von Marie Widdern (Nr. 9); doch läßt sich nicht leugnen, daß derselbe flott und spannend erzählt ist. Dem beliebten Thema der Erbschleicherei hat die Verfasserin einige neue, nicht uninteressante Variationen entlockt, die durch sentimentale und tragische Effecte auf Gemüth und Herz der Leser wirken. Die „bösen" und die „guten" Menschen sind zwar in ihren allgemeinen Gattungseigenschaften bisweilen etwas zu derb gezeichnet, entbehren jedoch nicht vollständig der individuellen Charakteristik, sind nicht durchaus nach der gewöhnlichen Romanschablone gearbeitet. Originell gezeichnet ist besonders eine junge emancipirte Edeldame, die von dem Vater wie ein Knabe erzogen wurde, endlich aber durch den Geliebten zur holden Weiblichkeit bekehrt wird. Der Roman täuscht den Leser in angenehmer Weise über ein paar müßige Stunden hinweg.

10. Stille Geschichten. Von Karl Emil Franzos. Dresden, Minden. 1881. 8. 5 M.

Wie alle Erzählungen von Karl Emil Franzos, die sich so schnell in der Gunst des Publikums eingebürgert haben, bieten auch die vorliegenden eine große Auswahl origineller Charaktere in sorgfältiger realistischer Schilderung. Diese „Stillen Geschichten" sind meist biographischer Natur. In jeder derselben macht der Autor uns in kurzen, aber bedeutungsvollen Worten mit dem Helden oder der Heldin einer Erzählung bekannt, sodaß sie unserm Herzen sofort nahe rücken und wir an ihren, wiewol an sich unbedeutenden Schicksalen lebhaften Antheil nehmen. Ob er uns die seelischen Qualen eines Pseudodichters, der unglücklicherweise den Namen Friedrich von Schiller führt, darstellt, oder die Schicksale eines unbekannten Dorfpfarrers erzählt, dessen Untergang eine echte wahre Liebe herbeiführt; ob er einen unglücklichen betrogenen Ehemann in ergreifender Weise vor unser inneres Auge zaubert, oder unser Herz das Elend eines hartgeprüften steirischen Bauern mitfühlen läßt: überall fühlen wir echt menschlich, lachen mit den Lachenden, weinen mit den Weinenden, ohne es später zu bereuen; denn wir haben gute und brave Menschen kennen gelernt. Franzos' Schriftstellergemüth neigt ein wenig zum Pessimismus; er schildert dort am lebhaftesten und anschaulichsten, wo es den Kampf des ohnmächtigen, aber guten Menschen mit dem harten Schicksal gilt, bis jener schließlich entsagungsvoll die Waffen streckt. Jede seiner Geschichten ist eine „stille" Anklage gegen die „allgütige Vorsehung", wenn er auch keineswegs immer rückhaltslos die Partei der Besiegten nimmt.

Er weiß nicht nur die Stärken, sondern auch die Schwächen in den Charakteren seiner Helden zu schildern, aber seine letzte Moral bleibt doch immer: Hüte dich vor der Sünde; wer ihr nur den kleinen Finger gegeben, verfällt ohne Gnade dem launischen Richterspruch der Tyche! Und sündigen wir nicht alle?! Oskar Riecke.

Die neueste Dichtung von A. von Schack.

Die Plejaden. Ein Gedicht in zehn Gesängen von A. F. Graf von Schack. Stuttgart, Cotta. 1881. 8. 3 M.

Die dichterische Thätigkeit des Grafen von Schack ist von mir sowol in „Unsere Zeit" wie in d. Bl. bereits mehrfach einer eingehenden Würdigung unterzogen und zu gleicher Zeit dabei bemerkt worden, daß die poetischen Schätze des Genannten mit den besprochenen Werken keineswegs erschöpft seien, daß er vielmehr noch vieles Unedirte, aber völlig Druckfertige im Pulte berge, und daß seine Productionskraft noch fortwährend mit der Ausführung neuer Pläne beschäftigt sei. Einen erneuten Beweis für die letztere Behauptung bietet die vorliegende Dichtung, welche, soviel mir bekannt, zum größten Theile während eines vorjährigen Winteraufenthalts in Venedig entstanden ist. Dieselbe ist epischer Natur und kann ein Roman in Versen auf historischem Hintergrunde genannt werden. Die Zeit, in welcher sie spielt, ist die der Schlacht von Salamis unmittelbar vorausgehende, und eben jener welthistorische Kampf bildet den krönenden Abschluß des Ganzen. In dem richtigen Bewußtsein aber, daß in einem historischen Romane, mag derselbe in Prosa oder in Versen geschrieben sein, nicht eine historische Hauptperson, sondern eine nebensächliche oder ganz erdichtete Figur die Hauptrolle spielen und im Mittelpunkte der Dinge stehen muß, hat Graf Schack den aus der Geschichte nicht bekannten jungen Athener Kallias in den Vordergrund seines Werks gestellt. Kallias ist von seinem Vater nach Kleinasien geschickt worden, um ein Bündniß der dortigen Griechen mit denen des Mutterlandes und einen allgemeinen Kampf gegen die Perser anzubahnen, und die Schicksale, welche er auf dieser Fahrt bis zur Schlacht von Salamis erleidet, bilden den wesentlichen Inhalt des Buchs. Er kommt zunächst in Kleinasien zum Athener Phanor, einem Freunde seines Vaters, um ihm ein Schreiben von diesem zu überbringen. Phanor hat als Kampfgenosse und Freund des Miltiades an der Schlacht von Marathon theilgenommen, ist später — wie Miltiades nach der Expedition gegen Paros, und wie dieser unschuldig — des Verraths angeklagt worden und hat sich der unverdienten Bestrafung durch die Flucht zum Perserkönig entzogen, dessen ganz besonderer Liebling und Vertrauter er wurde. Phanor nimmt den Sohn seines athenischen Freundes Drimakus natürlich freundlich auf, und in der Tochter desselben, Arete, lernt Kallias ein Wesen kennen, welches seine ganze Seele gefangen nimmt. Phanor, welcher die geheimen politischen und kriegerischen Absichten Kallias' merkt und, die persische Macht kennend, nicht an die Möglichkeit eines glücklichen Kampfes gegen dieselbe glaubt, warnt den kühnen begeisterten Jüngling, und dieser, welcher von der Verwirklichung seiner freiheitlichen Ideen nicht lassen kann, sieht sich dadurch in einen eigenthümlichen Conflict gebracht zwischen seiner Liebe zum Vaterlande und seiner Liebe zu der Tochter des Perserfreundes. Vorläufig werden seine weitern Schritte durch die erstere bestimmt, indem er in ihrem Interesse, und um seine durch sie bestimmten Ideale zu verwirklichen, nach Sardes aufbricht. Auf dieser Fahrt findet er Gelegenheit, einem auf der Jagd von Räubern angefallenen vornehmen Perser Namens Nabarzanes das Leben zu retten; er wird aber dabei selbst verwundet und verliert längere Zeit mit seiner Wiederherstellung in der Pflege des geretteten Persers. Nachdem dieser ihm noch einen Siegelring geschenkt und sich anheischig gemacht hat, ihm in jeder Gefahr, wenn er könne, hülfreich zu sein, zieht Kallias von dannen. Sich dem Nabarzanes durch diesen Siegelring in Erinnerung zu bringen, findet er sehr bald Veranlassung; denn die Befreiungsversuche der kleinasiatischen Griechen in ihrer Isolirtheit mislingen, und Kallias wird gefangen und in den Kerker geworfen. Nabarzanes, zu welchem er einen Boten sendet, will ihn nur dann befreien, wenn er verspricht, nicht mehr gegen Persien zu kämpfen. Doch da Nabarzanes den Aufstand der Griechen für vollkommen niedergeworfen hält, und da seine in Kallias verliebte Schwester für diesen bittet und ihren Bruder an die frühere Lebensrettung erinnert, so gibt der Perser dem Griechen die Freiheit auch ohne das geforderte Versprechen. Kallias sucht nun im Verborgenen und auf geheimen Wegen vor allem zu Phanor und dem Gegenstande seiner Liebe (in der ihn die schöne Perserin nicht hat wankend machen können) zurückzugelangen, findet aber am Orte seiner Sehnsucht das Landhaus Phanor's in Trümmern und wähnt, derselbe sei, als Perserfreund, sammt den Seinen von den aufständischen Griechen erschlagen worden. Er weiß nicht und kann nicht wissen, daß Phanor nach Susa berufen ist, um im Auftrage Xerxes' den Oberbefehl gegen die europäischen Griechen zu übernehmen, daß derselbe aber, um nicht gegen sein Vaterland kämpfen zu müssen, angeblich zur Vorübung, gegen die Kappadocier gezogen, daß er dorthin seinen Sohn und seine Tochter mitgenommen hat und daß er in jenem Kampfe den Tod suchte. Kallias, welcher seine Liebe vernichtet glaubt, widmet sich nun ganz und gar dem Vaterlande, eilt nach Griechenland und schlägt die siegreiche Schlacht von Salamis mit. Hier

aber findet er unverhofft Arete und ihren Bruder wieder, welche von Phanor beauftragt sind, dessen Asche in der Heimat beizusetzen, und das Bündniß der beiden im befreiten und glücklichen Griechenland schließt das Gedicht.

Dieses ist das Grundgerüst und der thatsächliche Kern der Dichtung, mit dessen Wiedergabe natürlich an sich noch wenig gethan ist. Doch wird man auch aus dieser kurzen Inhaltsangabe schon ersehen, daß der Stoff durchaus glücklich und interessant erfunden ist. Und dieser Erfindung entspricht die nicht minder gelungene Composition. Dieselbe zeigt überall harmonische Rundung und symmetrische Gruppirung ihrer Theile, und namentlich ist das Gesetz der Steigerung, welche die Spannung des Lesers nie erlahmen läßt, in fortlaufender Progression bis zum Höhenpunkte der Schlacht von Salamis mit großer Meisterschaft durchgeführt, und auch auf diesem Höhenpunkte verliert sich der Dichter nicht in eine bloße Schilderung der genannten Haupt- und Staatsaction, da es nie Aufgabe des Dichters sein kann, Weltgeschichte in Verse zu bringen, sondern auch hier ist die dichterische Oekonomie durchaus die richtige, sofern die zunächst privaten Hauptpersonen der Dichtung stets im Vordergrunde bleiben und das Allgemeingeschichtliche nur die Folie für deren Schicksale bildet. Natürlich aber kann man sich leicht vorstellen, daß es einem Dichter wie Schack überhaupt nicht blos um die, wenn auch noch so virtuose Erzählung interessanter äußerer Begebenheiten, nicht ums bloße Fabuliren zu thun ist; vielmehr kam es ihm offenbar darauf an, das alte Hellas, für welches er stets begeistert gewesen ist, wie nicht minder den Orient in all seiner Pracht nochmals vor uns erstehen zu lassen, und neben dem eigentlich epischen Elemente liegt in dieser mehr geistigen und coloristischen Seite ein Hauptvorzug der Dichtung. Ein Buch wie dieses konnte in der Art, wie es vorliegt, eben nur Schack schreiben; denn nur jemand, welcher Griechenland und den Orient auf das genaueste aus wiederholter eigener Anschauung kennt, vermag diese Gegenden, wenn er sie zum Schauplatz einer Dichtung wählt, mit so satter Farbenpracht zu schildern, und nur jemand, welcher dem Geist des Hellenenthums stets so viel Verständniß entgegengebracht und denselben so tief in sich aufgenommen hat wie Schack, kann auf so befriedigende Art von Anfang bis zum Ende über eine Dichtung den Hauch jener edeln Einfalt und stillen Größe ausgießen, in welchen man seit Winckelmann das Wesen der Antike erkannt hat.

Und zu dem hiermit geschilderten Geiste der Dichtung paßt auch vortrefflich die gewählte Form. Dieselbe ist freilich keine antike — der antike Hexameter wäre sicher ein nur wenig passendes Metrum gewesen —, sondern Schack hat sich der fünffüßigen, zunächst der Literatur der Serben angehörigen, aber längst im Deutschen eingebürgerten Trochäen bedient. Dieser Vers legt dem Erzähler keinen allzu großen Zwang auf und kommt doch auf der andern Seite der Prosa nie zu nahe, bewahrt vielmehr im wesentlichen den Charakter jener ungekünstelten und doch würdevollen Schlichtheit, welcher dem vorliegenden Stoffe angemessen ist. Um den Vers etwas beweglicher zu machen, hat Schack statt des Trochäus mitunter den Daktylus eintreten lassen, und es wird ihm das ebenso wohl gestattet sein müssen, wie es bei den griechischen Tragikern hergebracht ist, im Trimeter statt des Jambus hin und wieder den Anapäst zu gebrauchen. Doch bleibt dann zu wünschen, daß die Kürzen des Daktylus von möglichst flüchtiger Natur sind, weil der Vers sonst doch etwas Stolperndes bekommt. Auch macht sich die Vertauschung des Trochäus mit dem Daktylus nicht an allen Versstellen gleich gut. Selbstverständlich ist auch, daß der Sinn nicht immer mit dem Versende abschließen oder dort eine (wenigstens durch ein Komma zu markirende) Pause machen kann; vielmehr ist ein Hinüberziehen der Verse im Interesse der Abwechselung und Mannichfaltigkeit durchaus wünschenswerth; zu vermeiden dürfte aber sein, daß das ganz eng Zusammengehörige, z. B. der Artikel und sein Substantiv, der Infinitiv und die Präposition „zu" u. s. w., auseinandergerissen wird, und in dieser Beziehung sind manche (bei einer Dichtung von 218 Seiten Länge allerdings nur verschwindend wenige) Verse in den „Plejaden" nicht ohne Anstoß.

Schließlich darf der Leser noch eine Erklärung des Titels „Die Plejaden" erwarten. Natürlich handelt es sich um das betreffende Sternbild, resp. um die von den Griechen unter diesem Bilde verehrten Gottheiten, und wenn dasselbe in der Dichtung auch keine ausgedehnte äußere Wirksamkeit entfaltet, so hat es doch um so wichtigere innere Beziehungen zu ihr, als seine stille Mahnung für das Schicksal des Haupthelden mehrfach ausschlaggebend ist, und als er namentlich am Wendepunkte seines Lebens, als ihn die schöne Perserin in ihre Netze ziehen will, durch den Glanz jenes Gestirns, dessen Schutze ihn sein Vater bei der Abreise empfohlen hat, auf dem richtigen Wege erhalten wird. So ist denn auch das von Julius Naue schön ausgeführte Titelbild: Kallias und Arete schauen, von Salamis heimkehrend, zu den Plejaden empor, ein durchaus sinnig und zweckentsprechend gewähltes.

Jedenfalls ist die Dichtung ein Werk, welches seinem Verfasser wie der deutschen Literatur Ehre macht, und man darf dieselbe um so freudiger begrüßen, als derartige Schöpfungen, die sich einer stilvollen Haltung befleißigen und von idealem Geiste getragen sind, bei dem in der Gegenwart stets mehr überwuchernden Realismus immer seltener werden, und als der Geist des Hellenenthums sogar im Bereich der Schulbildung von den sogenannten realen Disciplinen immer mehr in die Enge getrieben wird. Wer aber der Ansicht ist, daß die Verdrängung des Hellenenthums nur der Barbarei Vorschub leistet, der wird sich solcher Dichtungen freuen und ihre Lektüre jung wie alt empfehlen.

Albert Moeser.

Märchenliteratur.

Mären und Märlein aus Baden-Baden, herausgegeben von Franz Mallebrein. Rastatt, Hanemann. 1881. 8. 2 M.

Der Verfasser des vorliegenden Büchleins, der sich bereits durch seine „Murgthal-Sagen und Geschichten" in vortheilhafter Weise bekannt gemacht hat, führt uns eine Reihe von schönen Sagen der weltbekannten Bäderstadt Baden-Baden und ihrer Umgebungen in poetischer Gestaltung vor. In frischem, volksthümlichem Tone, mit viel natürlichem Humor und ansprechender Darstellungsweise erzählt er die hübschen Mären und Märlein und zeigt auch erfreuliche Gewandtheit in der Vers- und Reimbehandlung.

Die erste Hälfte des Büchleins bietet einen poetischen Commentar zu den im Jahre 1843 von Götzenberger in Fresco ausgeführten vierzehn Sagenbildern an der badener Trinkhalle, die allen Besuchern Badens in Erinnerung sind. Die zweite Hälfte, ebenfalls vierzehn Nummern enthaltend, bringt sodann einige hübsche, weniger bekannte Sagen und Geschichten, darunter auch ein Gedicht auf Erwin von Steinbach und ein geschichtliches Bild: „Turenne's Tod bei Sasbach". Unter den Gedichten der ersten Abtheilung zeichnen sich einige durch wirkungsvolle dramatische Behandlung aus, so „Keller's Kreuz", „Burkard Beller von Yburg", und insbesondere die „Geisterhochzeit auf Burg Lauf"; lobenswerth ist das gut getroffene historische Colorit in der „Gründung des Klosters Fremersberg" und im „Grafensprung". In den Gedichten der zweiten Abtheilung sprudelt insbesondere ein urwüchsiger Humor, so in „König Dagobert's Baderechnung", im „Bippele von Baden", im „Sinsheimer Bürgermeister" u. a., während im „Friedhofskreuz zu Baden" sich echt poetische Empfindung zeigt.

Möge das hübsch ausgestattete Büchlein sich auch in weitern Kreisen viele Freunde erwerben.

Feuilleton.

Ausländische Literatur.

Ein sehr verdienstliches Buch ist A. Beljames' „Le public et les hommes de lettres en Angleterre (1060—1744)". „Es zeigt", sagt die „Saturday Review", „eine außerordentliche Bekanntschaft nicht blos mit den großen Schriftstellern, sondern auch mit dem ganzen Umfang der leichtern englischen Literatur der Zeit. Beljames' Apparat von Anmerkungen, Citaten, bibliographischen Tabellen u. s. w. ist sehr ausgedehnt und bemerkenswerth genau." Kurz, seine Gelehrsamkeit sowie seine Urtheilsfähigkeit finden bei der genannten Wochenschrift die vollste Anerkennung.

— Tibulle Hamont hat in seinem „Dupleix" diesem französischen General und Statthalter von Pondichéry eine specielle Studie gewidmet. Sie ist tüchtig und anziehend.

— In „Les Lois de l'histoire" sucht L. Benloew in sehr gelehrter und interessanter Weise die Ansicht zu begründen, daß die Weltgeschichte in drei Perioden zerfällt, wovon die erste die Schönheit (Griechenland u. s. w.) (?), die zweite die Güte (die christliche Zeit bis zur Renaissance) und die dritte (die neuere Zeit) die Wahrheit zum Ideal hatte, beziehungsweise hat.

— „La bataille de Laon" von A. Assolant ist im Stile von Erkmann-Chatrian, jedoch weit kräftiger, geschrieben; das Werk bildet aber seinem Tone nach nichts als einen Angriff auf Deutschland und die Deutschen. Der Angriff gelte natürlich in erster Linie den Zeitgenossen Blücher's, in zweiter aber oder implicite denen Moltke's, meint die „Saturday Review".

— In „Le Tyrannicide en Russie et l'action de l'Europe Occidentale" von M. Dragomanov spricht sich der bekannte Publicist zwar gegen den Meuchelmord der Fürsten aus, verlangt aber dagegen von den europäischen Mächten thätige Mitwirkung zur Herstellung besserer Zustände in Rußland, und zwar dadurch, daß sie politischen Flüchtlingen Asyl gewähren und deren Auslieferung verweigern. In seiner Beschwerde über die Haltung, welche die Presse, selbst die freisinnige, in den verschiedenen Staaten Europas gegenüber der russischen Frage beobachtet, ist auch die deutsche mit inbegriffen. Die Schrift zeichnet sich übrigens durch Klarheit und Wärme aus.

— Die Verlagshandlung der Gebrüder Henninger in Heilbronn unternimmt neben ihrer ähnlichen deutschen nun auch eine „Sammlung französischer Neudrucke", von Karl Vollmöller herausgegeben. Als erste Nummer derselben liegt uns die von W. Knörich besorgte, mit Einleitung versehene und berichtigte Ausgabe von De Villiers' „Le Festin de Pierre ou le Fils Criminel" in sehr guter typographischer Ausstattung vor.

— „Un Poeta Tedesco Amico dell' Italia giudicato della stampa Italiana", mit Vorwort von Pietro Ardito, eine Zusammenstellung von Auszügen aus der italienischen Presse, deren Urtheil über Julius Schanz enthaltend, natürlich nur das günstigste, sei hier einfach erwähnt.

Hingegen sei „Letture di Archeologia Indiana" von A. de Gubernatis als eine ebenso gelehrte wie neue und anziehend geschriebene Studie aufs wärmste empfohlen. Es werden hier die Sanskritstudien unserer Zeit aufs beste verwerthet und die Ergebnisse derselben den gebildeten Lesern zugänglich gemacht. Wie wir griechische, römische und in neuerer Zeit ägyptische und assyrische Alterthumskunde pflegen und Werke darüber besitzen, so hat nun der geschmackvolle Stilist und gelehrte Verfasser zunächst seinen Landsleuten eine kleine indische Alterthumskunde geliefert, die aber auch des Italienischen kundige Deutsche mit Nutzen und Vergnügen lesen werden.

Theater und Musik.

Am wiener Burgtheater kam ein Lustspiel „Der Anwalt", von Triesch und einem anonymen Mitverfasser, zur Aufführung. Es war ein öffentliches Geheimniß, daß unter den drei Sternchen sich der Name Adolf Sonnenthal verbarg, der denn auch später selbst in die Bresche trat. Damit war an dem Burgtheater der Erfolg des Stücks gesichert.

— Das Trauerspiel von Richard Voß: „Die Patricierin", ist von Klara Ziegler in ihr Gastspielrepertoire aufgenommen worden und am breslauer Lobe-Theater mit vielem Erfolg

in Scene gegangen. Da dies Drama auch im Buchhandel erschienen ist, so kommen wir nächstens auf dasselbe zurück. Wie der „Savonarola" desselben Dichters trägt es das Gepräge eines Talents von dramatischer Energie.

— „Die Karolinger" von Ernst von Wildenbruch sind jetzt auch am berliner Victoria-Theater in Scene gegangen. Das Trauerspiel findet bei der berliner Kritik warme Anerkennung, trotz einzelner berechtigter Ausstellungen. Das Lob, daß der Dichter die Schiller'sche Richtung vertrete, muß indeß wesentlich eingeschränkt werden. Er vertritt sie nur insoweit, als er das höhere historische Drama überhaupt pflegt. Doch seine Darstellungsweise ist der Schiller'schen entgegengesetzt, von knapper Energie, meist ohne warmes ausgiebiges Pathos und daher kaum geeignet, für die Charaktere Sympathie zu erwecken.

Aus der Schriftstellerwelt.

Am 21. October starb in Karlsruhe Johann Kaspar Bluntschli, der gefeierte Lehrer des Staats- und Völkerrechts, im dreiundsiebzigsten Lebensjahre. Er war ein Schweizer, am 7. März 1808 in Zürich geboren, studirte seit 1827 in Bonn und Berlin, war seit 1830 am Bezirksgericht in Zürich angestellt, wurde 1833 außerordentlicher, 1836 ordentlicher Professor an der Universität in Zürich und 1837 Mitglied des Großen Raths. Freisinnig konnte man seine damaligen Tendenzen nicht nennen. In der Affaire mit David Strauß trat er mit aller Entschiedenheit gegen den Philosophen auf. Seit dem Jahre 1844 zog er sich gänzlich von dem öffentlichen Leben in der Schweiz zurück. Im Jahre 1848 wurde er Professor in München und schloß sich hier der liberalen Partei an. Unzufrieden mit dem altbairischen Particularismus, folgte er 1861 einem Rufe nach Heidelberg. Es ist hier nicht der Ort, auf Bluntschli's zahlreiche wissenschaftliche Werke einzugehen; wir erwähnen nur sein „Allgemeines Staatsrecht" (4 Bde., 1868—69, 4. Aufl.), sein „Deutsches Privatrecht" (3. Aufl. 1864), „Das moderne Völkerrecht" (2. Aufl. 1872), „Das moderne Kriegsrecht" (1866) und das mit Karl Brater herausgegebene „Deutsche Staatswörterbuch" (11 Bde., 1857—70). Namentlich auf dem Gebiete des Völkerrechts hat Bluntschli die Bedeutung einer hervorragenden Autorität gewonnen. Als Publicist war er bis kurz vor seinem Tode unausgesetzt thätig und fast alle namhaften Zeitschriften konnten sich seiner Mitarbeiterschaft rühmen; stets war er bestrebt, wichtige Tagesfragen wissenschaftlich zu beleuchten.

— In Dresden starb am 22. October Hofrath Julius Pabst, der vor kurzem erst sein fünfundzwanzigjähriges Jubiläum als Beamter des Hoftheaters gefeiert hatte. Er war als feinfühliger Dramaturg besonders während der Intendanz des Herrn von Lüttichau eine Stütze der modernen Literatur und idealen Kunstrichtung. Als Dichter zahlreicher Festspiele und Prologe, die unter dem Titel „Festliche Glocken" (2. Aufl. 1881) gesammelt erschienen, zeigte er nicht nur gewandte Formbeherrschung, sondern bewährte auch diese auf höhere Ziele der Kunst gerichtete Gesinnung.

Bibliographie.

Abende in Medan. Eine Blütenlese von Erzählungen von E. Zola, G. de Maupassant, J. K. Huysmans, L. Hennique, H. Céard, P. Alexis. Deutsch von F. Wohlfahrt. Großenhain, Baumert u. Ronge. 8. 2 M.

Altenberg, D. v., Aus höheren Kreisen. Eine Novelle. Itzehoe, Nusser. 8. 2 M. 70 Pf.

— — Der Schwedenhof. Eine Erzählung. Itzehoe, Nusser. 8. 75 Pf.

Bernhardi, T. v., Friedrich der Große als Feldherr. 2 Bde. Berlin, Mittler u. Sohn. Gr. 8. 21 M.

Bertin, Alas. Eine dramatische Dichtung, frei nach Sophokles' gleichnamiger Tragödie. Hagen, Risel u. Comp. 8. 1 M. 20 Pf.

Bethge, R., Wirnt von Gravenberg. Eine literarhistorische Untersuchung. Berlin, Weidmann. Gr. 8. 2 M.

Beyer, C., Wilhelm von Braunmüller und Heinrich von Cotta. Zwei Thüringer Charakterköpfe. Wien, Braumüller. Gr. 8. 2 M.

Bird, Isabella L., Unbetretene Reisepfade in Japan. Eine Reise in das Innere des Landes und nach den heiligen Stätten von Nikko und Yezo. Autorisirte deutsche Ausgabe. Aus dem Englischen. Mit Illustrationen und 1 Landkarte. 1ster Bd. Jena, Costenoble. 1882. Gr. 8. 6 M.

Brackel, Ferdinande Freiin v., Am Heidstock. Roman. Köln, Bachem. 8. 4 M. 20 Pf.

Brinner, W., Geschichte des k. k. Pionnier-Regimentes in Verbinduug mit einer Geschichte des Kriegs-Brückenwesens in Oesterreich, im Auftrage des Regiments-Kommandos bearbeitet nach Original-Quellen der k. k. Archive und Akten des Regimentes. 1ster u. 2ter Thl. à 2 Bde. Wien, Seidel u. Sohn. 1878 u. 1881. Lex.-8. 19 M. 20 Pf.

Bunge, R., Schauspiele. 1ster bis 3ter Bd. (Der Verschollene. Zerrissene Ketten. Nur ein Schauspiel.) Köthen, Schettler. 12. 2 M. 25 Pf.

Cramer, W., Liebe und Leidenschaft. Soeiales Drama. Schlettstadt, Buschmann. 8. 1 M. 20 Pf.

Dürre, E. F., Dr. Chr. Eduard L. Dürre. Aufzeichnungen, Tagebücher und Briefe aus einem deutschen Turner- und Lehrerleben. Mit Porträt. Leipzig, Strauch Gr. 8. 10 M.

Fleischmann, O., Optimistische Novellen. Kaiserslautern, Gotthold. 8. 1 M. 30 Pf.

Franzz, A., St. Odilia. Die Legende vom Leben und Wirken der heiligen Patronin des Elsasses. Nach den zehn Wandgemälden in der St. Odilienkapelle des Klosters St. Odilien dargestellt. Schlettstadt, Buschmann. 1880. Gr. 8. 1 M.

Giers, A., Hamlet. Große Oper (mit Ballet). Frei nach dem Französischen. Musik von A. Stadtfeldt. Bonn, Hochgürtel. Gr. 8. 1 M.

Gottfried, D., Lessing und Goeze. Dramatisches Zeit- und Charakterbild. Garding, Lühr u. Dircks. 8. 1 M. 20 Pf.

Grotthuß, Baronin Elisabeth v., Die Leibeigenen. Socialer Roman. Augsburg, Schmid. 8. 3 M.

— — Lucie. Erzählung. Augsburg, Schmid. 8. 50 Pf.

Grünhagen, C., Geschichte des ersten schlesischen Krieges, nach archivalischen Quellen dargestellt. 2ter Bd.: Bis zum Friedensschlusse von Breslau. Mit einem Plane der Umgegend von Chotusitz. Gotha, F. A. Perthes. Gr. 8. 8 M.

Haupt, R., Abgerissene Blätter zur Kunde vaterländischer Alterthümer in Wagrien. Ploen. 1880. 4. 30 Pf.

Hellmann, F., Die Stellvertretung in Rechtsgeschäften. München, Th. Ackermann. 1882. Gr. 8. 3 M. 60 Pf.

Hesse, A., Klippenmoos. Aus den frühesten Tagen deutscher Erhebung. Roman. 3 Bde. Berlin, Habel. 8. 15 M.

Hohoff, W., Protestantismus und Socialismus. Historisch-politische Studien. Paderborn, Bonifacius-Druckerei. Gr. 8. 1 M. 50 Pf.

Linke, O., Milesische Märchen. Novellen und Geschichten aus Alt-Hellas. Leipzig, Reißner. 8. 5 M.

Moltke, M., Shakespeare's Hamlet-Quellen: Saxo Grammaticus (lateinisch und deutsch), Belleforest und The hystorie of Hamblet. Zusammengestellt und mit Vorwort, Einleitung und Nachträgen von R. Gericke herausgegeben. Leipzig, Barth. Gr. 8. 3 M.

Müller-Franrenth, C., Die dentschen Lügendichtungen bis auf Münchhansen dargestellt. Halle, Niemeyer. Gr. 8. 3 M.

Ortmann, R., Funfzig Jahre eines deutschen Theater-Directors. Erinnerungen, Skizzen und Biographien aus der Geschichte des Hamburger Thalia-Theaters. Mit 1 Porträt. Hamburg, J. F. Richter. 8. 4 M.

Quid est veritas? Eine religiöse Entwickelung in Gedichten von Alethes. Dresden, v. Grumbkow. 12. 1 M.

Ruge, A., Geschichte nnsrer Zeit von den Freiheitskriegen bis zum Ausbruche des deutsch-französischen Krieges. Leipzig, C. F. Winter. Gr. 8. 5 M.

Schmidt, K., Jus primae noctis. Eine geschichtliche Untersuchung. Freiburg i. Br., Herder. Gr. 8. 8 M.

Siemens, W., Gesammelte Abhandlnngen und Vorträge. Mit iu den Text gedruckten Holzschnitten, 6 Tafeln nnd dem Porträt des Verfassers in Stahlstich. Berlin, Springer. Gr. 8. 14 M.

Seherr Thosz, A. Graf, Erinnerungen aus meinem Leben. Berlin, Paetel. 8. 3 M.

Storm, T., Der Herr Etatsrath. Die Söhne des Senators. Novellen. Berlin, Paetel. 8. 4 M.

Sydow, Clara v., Novellen. (Was macht man auf Hohenstein? Dorette Rickmann.) Berlin, Paetel. 8. 4 M.

Tagebuch auf Reisen (Sicilien, Athen, Constantinopel), herausgegeben zu Gunsten des Bazars für „the foreigners in distress" von einem „foreigner not in distress" (A. Wattenbach). London, Kolckmann. Br. 8. 20 M.

Thümmel, J., Vorträge über Shakespeare-Charaktere. Halle, Niemeyer. 8. 4 M.

Trenkle, J. B., Beiträge zur Geschichte der Umgegend Karlsruhes. I. Das Albthal. Ettlingen, Marxzell, Frauen- und Herrenalb. Karlsruhe, Gutsch. 8. 40 Pf.

Uhlmann, A., Kulturkampf-Novellen. 1ster Bd.: Ungetauft. Hagen, Risel u. Comp. 8. 3 M.

Virchow, R., Ueber die Weddas von Ceylon und ihre Beziehungen zn den Nachbarstämmen. Mit 3 Tafeln. Berlin, Dümmler. Gr. 4. 8 M.

Vor den Wahlen. Von einem Nichtpolitiker. Berlin, Springer. Gr. 8. 80 Pf.

Wachenhusen, H., Die Gnädige. Roman. 2 Bde. Berlin, Janke. 1882. 8. 9 M.

Weiser, K., Licht! Liebe! Leben! Gedichte. Leipzig. 1878. 12. 6 M.

— — Nero. Tragödie. Leipzig. Gr. 8. 3 M.

Wichert, E., Littauische Geschichten. Mit dem Porträt des Verfassers in Radirung. Leipzig, Reißner. 8. 5 M.

Anzeigen.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Soeben erschien:

Aufwärts!

Neue religiöse Gedichte

von

Julius Sturm.

8. Geh. 3 M. Geb. 4 M.

Eine neue Sammlung religiöser Gedichte von Julius Sturm, dem Dichter der bereits in neunter Auflage vorliegenden „Frommen Lieder", darf des freundlichsten Willkommens sicher sein. Das elegant ausgestattete Buch eignet sich namentlich auch für den Weihnachtstisch.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Winckell's Handbuch für Jäger und Jagdliebhaber.

Herausgegeben von **J. J. von Tschudi.**

Fünfte Auflage.

Mit 24 Thierbildern, zahlreichen in den Text gedruckten Holzschnitten und 2 lithogr. Tafeln.

Neue Ausgabe in 24 Lieferungen à 1 M.

Um die Anschaffung dieses rühmlichst bekannten Werks, das für jeden Jäger, wie er sein soll, ein sicherer und unentbehrlicher Führer ist und bereits in fünfter Auflage vorliegt, zu erleichtern, veranstaltet die Verlagshandlung eine neue Ausgabe in 24 Lieferungen zum Subscriptionspreise von 1 Mark für die Lieferung. In allen Buchhandlungen werden Subscriptionen angenommen und ist die erste Lieferung nebst Prospect vorräthig.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Soeben erschien:

XENIA ORCHIDACEA.

BEITRÄGE

ZUR

KENNTNISS DER ORCHIDEEN

VON

HEINRICH GUSTAV REICHENBACH FIL.

Dritter Band. Zweites Heft.

Tafel CCXI—CCXX; Text Bogen 4—6.

4. Geh. 8 M.

Eine neue Lieferung dieses berühmten, für Botaniker und alle Freunde der Pflanzenkunde sowie für Bibliotheken höchst wichtigen Werks.

Der erste und zweite Band, jeder 50 halbcolorirte und 50 schwarze Tafeln nebst Text enthaltend, liegen vollständig vor. Preis des Bandes 80 M.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Soeben erschien:

Die Umsegelung Asiens und Europas auf der Vega.

Mit einem historischen Rückblick auf frühere Reisen längs der Nordküste der Alten Welt.

Von

Adolf Erik Freiherrn von Nordenskiöld.

Erster Band.

Mit 1 Porträt in Stahlstich, 206 Abbildungen in Holzschnitt und 10 Karten.

8. Geh. 11 M. Eleg. geb. 13 M.

Wie Nordenskiöld's Entdeckung und Durchsegelung der Nordostpassage als eine geographische That von eminenter Wichtigkeit die Bewunderung der ganzen gebildeten Welt erregt hat, so wird auch dem vorliegenden Werke, in welchem er selbst über seine denkwürdige Fahrt in mustergültiger Darstellung Bericht erstattet, von allen Seiten die beifälligste Aufnahme zutheil. Der erste Band ist bereits abgeschlossen und, geheftet oder in elegantem Originaleinband, durch jede Buchhandlung zu beziehen; der zweite Band befindet sich unter der Presse.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

ORCHOMENOS.

Bericht über meine Ausgrabungen im böotischen Orchomenos.

Von

Dr. HEINRICH SCHLIEMANN.

Mit 9 Abbildungen und 4 Tafeln. 8. Geh. 3 M.

Den bekannten Werken des Verfassers über seine Ausgrabungen von Troja und Mykenae schliesst sich das vorliegende an, in welchem er über die neuesten, zu Orchomenos in Böotien von ihm ausgegrabenen Funde Bericht erstattet. Alle Besitzer der frühern Schliemann'schen Werke werden auch dieses mit gleichem Interesse entgegennehmen.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Madagascar.

Geographie, Naturgeschichte, Ethnographie der Insel,

Sprache, Sitten und Gebräuche ihrer Bewohner.

Von

James Sibree.

Mit einem Titelbilde und zwei Karten.

8. Geh. 8 M. Geb. 9 M. 50 Pf.

Die afrikanische Insel Madagascar, eine der größten Inseln der Erde, bietet sowol wegen des räthselhaften Ursprungs ihrer Bewohner als wegen des ganz ausnahmsweisen Charakters ihrer Thier- und Pflanzenwelt den Ethnologen und Naturkundigen ein besonders interessantes Forschungsgebiet. Durch vorliegende Schilderung dieses merkwürdigen Inselandes, welche die neuesten Ergebnisse der Forschung in gewandter, fesselnder Form zur Darstellung bringt, wird die wissenschaftliche wie die populäre Reiseliteratur um einen sehr willkommenen Beitrag bereichert.

(Mit drei Beilagen: von **Eduard Heinrich Mayer** in **Köln** und **Leipzig**; **August Nicol** in **Wiesbaden**; **Gustav Weigel** in **Leipzig**.)

Verantwortlicher Redacteur: Dr. **Rudolf von Gottschall** in Leipzig. — Druck und Verlag von **F. A. Brockhaus** in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Herausgegeben von Rudolf von Gottschall.

Erscheint wöchentlich. — Nr. 47. — 24. November 1881.

Inhalt: Literarische Unterhaltungen: Ueber das Studium unserer Nationalliteratur. Von Otto Weddigen. — Reisebriefe und Städtebilder. — Historische und politische Schriften. Von Arthur Kleinschmidt. — Ein nachgelassenes Werk. Von Siegmund Feldmann. — Geschichten und Sagen. — Feuilleton. (Deutsche Literatur.) — Bibliographie. — Anzeigen.

Literarische Unterhaltungen.

Ueber das Studium unserer Nationalliteratur.

Die Klage über geringe Kenntniß der Schätze unserer Nationalliteratur selbst bei denjenigen, welche sich zu den Gebildeten des Volks zählen, ist eine thatsächliche und allgemein begründete.

Es ist vielfach die Frage erörtert worden, wie diesem Uebelstande, der offenbar eine tiefe Schädigung der idealen Bildung unserer Nation nach sich zieht, abzuhelfen sei.

Die Literatur, die edelste Blüte menschlichen Geistes, stellt die Geschichte der Anschauungen und Gefühle eines Volks dar, sie ist ein hohes, ein nimmer versagendes Mittel zur sittlichen Erziehung des Menschengeschlechts.

Wir haben wiederholt, hier und an andern Orten, die Nothwendigkeit der Begründung eines Lehrstuhls für neuere Literatur an den deutschen Hochschulen dargethan, einer Professur, welche bei vorzugsweiser Berücksichtigung der neuern deutschen Literatur gleichzeitig auch die Literaturströmungen der übrigen Culturvölker der Neuzeit ins Auge faßt. Es ist eben gegenüber den lebendigen Beziehungen der Nationen untereinander und seitdem die Methode der vergleichenden Literaturforschung sich in Deutschland mit so vielem Glück Bahn gebrochen, jetzt kaum noch an der Zeit, die Geschichte unserer Nationalliteratur in einen Rahmen zu fassen, ohne nicht wenigstens auch in großen Zügen der Wechselwirkungen zu gedenken, in welchen sie zu andern Literaturen steht.*)

Daß die Creirung eines Lehrstuhls für neuere Literatur an jeder deutschen Universität eine zeitgemäße Forderung ist, daß sie die segensreichsten Folgen haben würde, darüber kann bei allen Denkenden nur Eine Stimme sein. Der Geschmack, die Bestrebungen unserer Zeit mit Bezug auf Kenntniß der Literatur sind vielfach in ungesunde Bahnen eingelenkt.

Auf die unsterblichen Schöpfungen unserer classischen Dichter sieht man vornehm herab, sie gelten für antiquirt. Aber die Romane der Tagesschriftsteller, welche die Sinne kitzeln, die seichten Erzeugnisse ephemerer Größen, sie werden verschlungen mit all dem Gift, das sie für Herz und Geist enthalten. Und unsere Theater? Sie sind leer und öde, sobald die Intendanz die Unvorsichtigkeit gehabt, ein Zeit und Mode überdauerndes Stück unserer besten Dichter zur Aufführung zu bringen. Aber sie bevölkern sich, ihre Kassen füllen sich bei den elenden Machwerken geschäftiger Eintagsfliegen.

Und findet sich jemand, der die Kenntniß der Nationalliteratur für ein wirkliches Erforderniß unserer Bildung hält, so vertieft er sich nicht in die Werke selbst, es ist ja eine reiche Literatur darüber vorhanden, die kann, die soll ihm alles bieten und ersetzen.

Die rege literarhistorische Forschung ist gewiß ein erfreuliches Zeichen der Gegenwart, aber sie artet, wie Moritz Carriere richtig sagt, in ein epigonenhaftes Alexandrinerthum aus, „wenn zu Dichtungen, die man nicht um ihrer selbst willen liest, die nur dem Gelehrten als Entwickelungsstufe zum Classischen von Bedeutung sind, auch die handschriftlichen, vom Verfasser verbesserten Lesarten hervorgesucht und abgedruckt werden, wenn die Unreife mit kritischer Peinlichkeit neu aufgelegt erscheint, wenn über Autoren dritter und vierter Ordnung dicke Bücher geschrieben werden".

Nimmer, und wären sie noch so geistreich abgefaßt, werden literarhistorische Studien und Schriften die Lektüre der Dichterwerke selbst überflüssig machen, geschweige denn sie ersetzen können.

Wie aber ist nun der ungesunden Geschmacksrichtung, in der die Gegenwart befangen ist, abzuhelfen? Die Ant-

*) Ich gestatte mir, hier auf mein neuestes Werk zu verweisen: „Geschichte der Einwirkungen der deutschen Literatur auf die Literaturen der europäischen Culturvölker der Neuzeit" (Leipzig, O. Wigand).

wort scheint schwer, und doch ist sie leicht gefunden. Die Jugend, bildungsfähig wie sie in der Hand des Lehrers ist, muß frühzeitig in die richtigen Bahnen gelenkt, in die reichen Schätze unserer Literatur eingeführt werden. Unsere höhern Lehranstalten, die Gymnasien und Realschulen, haben ihre Zöglinge mit unsern Literaturdenkmälern vertraut zu machen, natürlich von Stufe zu Stufe aufsteigend mit denjenigen, welche dem jedesmaligen Alter und dem Fassungsvermögen der Schüler angemessen sind.

Der deutsche Unterricht an unsern höhern Lehranstalten — darüber herrscht wol Eine Stimme — ist vielfach nicht von Resultaten begleitet, wie man sie von ihm zu erwarten berechtigt ist. Die Kenntnisse unserer Abiturienten in der Nationalliteratur sind gering, der Aufsatz zeigt nicht selten eine geistige Unreife, die zu beklagen ist. Mag die geringe Anzahl von Lehrstunden, welche dem deutschen Unterricht zugemessen sind, mag ein gewisser todter Formalismus, in welchem er sich hier und da bewegt, den Grund dieses Uebelstandes erklären: es ist immerhin ein Uebel von größter Tragweite für die gesammte Nation. Außer der eigentlichen stilistischen Durchbildung fehlt dem Schüler zumeist ein selbständiges Urtheil, ein, wenn auch nur gewöhnliches Maß eigener Ideen.

Wem von uns wird nicht noch der genossene sprachliche Unterricht mit seinem geistlosen Formalismus als abschreckendes Beispiel in der Erinnerung stehen, bei dem der Grammatik die alleinseligmachende Kraft zugesprochen wurde? Wen schmerzt es nicht noch heute, daß die Zeit, welche dem Kennenlernen der antiken Schriftsteller auf der Schule gewidmet sein sollte, so vielfach verloren gegangen ist mit dem Einüben grammatischer Spitzfindigkeiten? Was hat meistens der Gymnasialabiturient von dem Geiste der griechischen und römischen Autoren, was der Realschulabiturient — obschon wir hier ein günstigeres Ergebniß nicht leugnen können — von dem Geiste der französischen und englischen Schriftsteller und Dichter erfaßt? Es ist verschwindend wenig. Und doch liegt oder sollte hierin das erhebendste Ziel des Lehrers, der vornehmste Zweck unsers sprachlichen Unterrichts liegen.

In dem Umstande aber, daß beim sprachlichen Unterricht unserer höhern Lehranstalten das rein formale Element so vorzugsweise in den Vordergrund gestellt wird, liegt ein nicht unerheblicher Grund für den vorhandenen Mangel an Ideen bei dem Schüler und, wer möchte es leugnen, auch seiner ungenügenden stilistischen Durchbildung in der Muttersprache. Construction und Periodenbau, wie sie nur die fremden Sprachen kennen, kehren häufig in dem deutschen Aufsatz wieder. Bei dem Uebersetzen aus einer andern Sprache in die deutsche kommt es ja manchem Lehrer weniger auf ein gutes Deutsch als auf eine wortgetreue Wiedergabe des Textes an. Wie soll da der Stil des Schülers sich bilden? Verdoppeltes Gewicht ist daher auf den deutschen Unterricht zu legen. Fülle der Ideen, stilistische Durchbildung soll er dem Schüler geben. Beides ist allein durch ein schon in der Jugend beginnendes verständnißvolles Eindringen in die Schätze unserer Nationalliteratur zu erreichen.

Das Unglück des Deutsch-Französischen Kriegs von 1870/71 hat die Franzosen gelehrt und zu der Einsicht gebracht, daß der Unterricht auf allen seinen Stufen, namentlich derjenige in den neuern Sprachen, der deutschen und der englischen, zu heben sei. Der neueste ministerielle Lehrplan für den deutschen Unterricht in den französischen Lyceen und Collegien lautet: Schon in der Vorklasse beginnt fortan der Unterricht in der Grammatik und die Lektüre von, dem Alter des Kindes (acht Jahre) angemessenen Lesestücken. In der achten Klasse werden ausgewählte prosaische und poetische Stücke, in der siebenten Krummacher's „Parabeln" gelesen. In der sechsten Klasse sollen Campe's „Robinson", Herder's und Liebeskind's „Palmenblätter" und ausgewählte „Märchen" von Musäus, in der fünften Klasse Niebuhr's „Griechische Heldengeschichte", der Brüder Grimm „Kinder- und Hausmärchen" und Andersen's „Märchen" den Gegenstand der Lektüre bilden. Für die vierte Klasse sind Lessing's „Fabeln" und „Minna von Barnhelm", ein Lustspiel von Benedix sowie Kotzebue's „Deutsche Kleinstädter"; für die dritte Klasse Goethe's „Campagne in Frankreich", Chamisso's „Peter Schlemihl", Auerbach's „Schwarzwälder Dorfgeschichten", Schiller's „Wilhelm Tell" und „Maria Stuart"; für die zweite Klasse Goethe's „Götz von Berlichingen", seine „Italienische Reise" und „Hermann und Dorothea", Schiller's „Wallenstein", lyrische Gedichte, „Abfall der Niederlande" und Hauff's „Lichtensteiner" zu Grunde zu legen. In der ersten Klasse schließlich sollen Lessing's „Hamburgische Dramaturgie", Goethe's „Tasso", „Iphigenie" und lyrische Gedichte, Schiller's „Braut von Messina", Lessing's „Laokoon" und der „Briefwechsel zwischen Goethe und Schiller" sowie Herder's „Ideen zur Geschichte der Menschheit" und Schiller's „Aesthetische Aufsätze" gelesen werden.

Das ist der Lehrplan für den Unterricht in einer für die Franzosen fremden Sprache! Wir meinen, dagegen haben wir allen Grund, uns unsers Lehrplans für den Unterricht in der eigenen Nationalliteratur zu schämen. Wo beginnt der Literaturunterricht in unsern höhern Lehranstalten? In Secunda. Wo bleibt da für Prima die Zeit, „Goethe's Briefwechsel mit Schiller" zu lesen, dem keine andere Literatur etwas entfernt Aehnliches an die Seite zu setzen vermag.

Und noch ein Anderes! Seitdem die moderne Philologie sich in regem Wetteifer mit der classischen befindet, seitdem der Unterricht in der französischen und englischen Sprache eine hohe Stufe der Entwickelung erreicht hat, beginnt man mit Recht, die bisher benutzten Chrestomathien in den Lektürestunden durch die Autoren selbst zu ersetzen. Und im deutschen Unterricht?! Von der Sexta bis zur Secunda hinauf ist die Chrestomathie, das „Lesebuch", der einzige Berather, die Quelle aller Studien.

Glaubt man mit Hülfe eines solchen aus fragmentarischem Vielerlei bestehenden Lesebuchs Kenntniß, auch nur geringe Kenntniß unserer Nationalliteratur zu erzielen? Nie und nimmermehr! Schaffe man diese Bücher in dem deutschen Unterricht ab; Lesefibeln sind für die Volksschulen geeignet — in den höhern Lehranstalten gebe man dem Schüler beim deutschen Unterricht die Werke der Schriftsteller seines Volks in die Hand. Von Stufe zu Stufe wird sich das Material leicht ordnen lassen; richte man sich für eine solche Vertheilung des Stoffs meinetwegen nach dem französischen Lehrplan. Also schon auf der untersten Stufe unserer höhern Lehranstalten soll die planmäßige Einführung in die reichen Schätze unserer Literatur beginnen. Unter Fortschreitung vom Leichtern zum Schwerern wird so eine befriedigende Kenntniß erzielt werden, der Unterricht zu einem fruchtbaren sich gestalten. So wird dem Kinde schon frühzeitig die Liebe zu den Geistesschöpfungen seiner Nation eingeimpft, der Abiturient bringt ein tüchtiges, ein unerlaßliches literargeschichtliches Wissen von der Schule mit, die Liebe zum Studium der Literatur wird ihn nicht verlassen, er wird dasselbe auf der Universität fortsetzen, er wird als Mann sich nicht einer falschen und ungesunden Geschmacksrichtung gefangen geben. Und liegt es nicht nahe, daß bei einer solchen Einrichtung das Interesse an unserer Literatur in den weitesten Kreisen sich beleben, daß es sich auch der gehaltvollen Literaturströmung der Gegenwart zuwenden würde? Es ist unzweifelhaft. Der sittlich bildende Einfluß aber, welchen die Geistesschöpfungen unserer Dichter und Schriftsteller auf das Volk ausüben, wird es in Zeiten der Verirrung wieder zum reinen Ideal emporführen.

Otto Weddigen.

Reisebriefe und Städtebilder.

1. Reisebriefe eines Diplomaten, von Charikles. Wismar, Hinstorff. 1880. 8. 4 M.

Der Name des Autors ist pseudonym, doch gilt es als ein offenes Geheimniß, daß man den Verfasser und Herausgeber dieser Briefe in einem früher lange Jahre außerordentlich beliebten und auch bei Hofe durch seine glänzenden Gaben und liebenswürdigen Eigenschaften persona gratissima gewesenen Mitgliede des diplomatischen Corps in Berlin zu suchen hat, nämlich in Aristarchi Bei, vormaligem Botschafter der Hohen Pforte beim König von Preußen, respective beim Deutschen Kaiser. Aristarchi Bei ist kein Türke von Geburt und kein Muselmane, sondern ein Neugrieche und Christ; auch hat er den Bund fürs Leben mit einer deutschen Dame, einer preußischen Aristokratin, der Tochter des ersten Kriegsministers der „neuen Aera", des Generals von Bonin, geschlossen; und so lieb hat Aristarchi deutsches Land und deutsches Wesen gewonnen, daß er, noch in seinen besten Jahren sich befreiend vom diplomatischen Dienst, unter uns, in seiner zweiten Heimat für immer zu bleiben beschloß und nun in glücklicher Zurückgezogenheit und Muße seine Tage in einer ihm gehörenden Villa zu Biebrich am Rhein verbringt. Er lebt dort ausschließlich den schönen Wissenschaften und Künsten, die in ihm ebenso wol einen Mäcen wie einen selbst ausübenden Jünger besitzen.

Chronologisch umfassen die vier Partien dieser Briefe einen dreißigjährigen Zeitraum, und müßte eigentlich die letzte Partie des Buchs dasselbe eröffnen. Vor mehr als drei Decennien, noch vor 1848, wurden diejenigen Briefe geschrieben, welche die Seiten 231—319 des Buches füllen. Der erste datirt aus Wien, der letzte acht Wochen später aus Paris; sie entstanden auf der ersten Ferienreise des jungen deutsch gebildeten Diplomaten in spe, auf der er seine Tour die Donau aufwärts und sodann den Rhein abwärts nahm. Aus Köln schrieb er damals an eine Freundin in Preßburg:

Von Marcus Agrippa gegründet, gelangte Colonia unter der römischen Herrschaft zur vollen Blüte. Hier faßte auch das Christenthum feste Wurzeln, wovon der Dom das schönste Denkmal bildet. Seit der versprochenen Einheit Deutschlands arbeitet man fleißig an der Herstellung dieser schwungvollsten aller gothischen Bauten. Vollendet wird der Dom als ein Wunderwerk dastehen!

Wohl mag in den Octobertagen des Jahres 1880 unser kunstsinniger, dem deutschen Genius mit seltener Vorliebe huldigender orientalischer Freund an diesen Jugendbrief beschaulich zurückgedacht haben. Wie er selbst schon früh deutsch empfinden und das Empfundene in deutschen Reimen sagen lernte, das mag ein mitten in die Briefe hineingestreutes und wol als eine zärtliche Botschaft gedachtes Liedchen uns zeigen:

Philomele.

Es flog ein lieblich Vögelein,
Die Nachtigall genannt,
Im Hegeland von Flur zu Hain,
Geliebt und wohlbekannt.

Doch einer nur, ein Jäger fein,
Der fand's gar wonniglich;
Er fing's in seine Schlinge ein,
Gewann sein Herz für sich.

Da ließ es gern die Flur, den Hain,
Flog mit ins Ungarland,
Wo es bei seinem Jäger fein
Die rechte Heimat fand.

In der Mitte des Buchs finden wir im Jahre 1850 den jungen Beamten „auf dem glühenden Boden Mesopotamiens". Von Bagdad macht er einen kühnen, gefahrvollen Ausflug oder Ausritt nach dem Thurm von

Babel. Wie die Natur, so ist bekanntlich auch die Geschichte dieser uralten mittelasiatischen Culturstation längst feststehend und unveränderlich geworden; für die noch heute zutreffende Wahrheit der farbenreichen und interessanten Schilderungen dieser Briefe kann dahrr ein seitdem vorübergegangener Zeitraum von dreißig Jahren nicht ins Gewicht fallen. Dies gilt vornehmlich auch von den weitern Briefen, die der diplomatischen Specialmission des Verfassers ins Perserland, bis Ispahan, ihren Ursprung verdanken. Hier lernen wir ihn als muthigen, gewandten und ehrlichen Staatsmann kennen, nicht blos dem „König der Könige" gegenüber, sondern auch im Verkehr mit den in allen diplomatischen Kniffen bewanderten Russen und Engländern. Das mag hier nur angedeutet sein, auch daß wir in dem spätern berliner Vertreter der Pforte schon einen ausgezeichneten Pferdekenner und Sportsman finden. Von der Lebensweise des Schah, die ebenfalls unveränderlich ist und in der er sich ja auch durch die gastliche Aufnahme im Schlosse zu Berlin nicht stören ließ, wollen wir aus dieser Partie der Briefe das folgende Geschichtchen mittheilen. Unser Autor weilt in der Nähe der Stadt Bürudschird, angesichts des Zeltlagers, welches der auf einer militärischen Lustreise befindliche Schah aufgeschlagen hat. Im Lichte des Mondes, welcher das schöne Land, das einst Semiramis sich zu ihren paradiesischen Gärten erkor, gar lieblich bescheint, sieht unser Freund eine Procession an sich vorüberziehen. Gefällig kommt sein Hauswirth, ein durch Betrieb der Baumwollencultur reich gewordener ehemaliger Tagelöhner, seiner Neugier entgegen und gibt ihm folgende Erklärung:

Unserer alten Sitte gemäß führt man dem reisenden Schah das schönste Mädchen der Stadt zu. Ueberglückliches Bürudschird, wenn der Herrscher des Weltalls das auserlesene Geschöpf nach seinem Geschmacke findet! Mehrere erhabene Matronen besuchten alle Häuser, wählten das reizendste Mädchen, nahmen es sogleich in Beschlag und überliefern es nun der Vehlide. Reichgeschmückt, doch dichtverhüllt, wird die Dargebrachte in feierlicher Deputation nach dem Wunderzelte geleitet. Dort empfangen sie die Eunuchen und stellen sie der Königin-Mutter vor. Besitzt sie die erwünschten Reize, so wird sie in die Zahl der beneidenswerthen Favoritinnen aufgenommen. Misfällt sie aber, so kehrt die Armselige ins älterliche Haus zurück. Niemals darf sie sich verheirathen.

So weit der persische Erzähler, der den unter solchen Umständen wol von uns allen getheilten Wunsch hinzufügt, daß der Liebesgott Suleika in seinen Schutz nehmen möge. Wir werfen schließlich mit unsern Lesern noch einen Blick in die erste Partie des Buchs; sie enthält Briefe aus Konstantinopel 1876 „an eine Freundin" (die Gattin). Wir möchten sie als den Schwanengesang bezeichnen, welchen die Türkei sich selbst durch einen ihrer besten vormaligen Unterthanen singt, wenngleich dieser auch derjenigen Nationalität angehört, die in der That, nach Gladstone's doch wol beachtenswerther Meinung, berufen scheint, die Erbschaft des größern Theils von dem der Türkei noch verbliebenen europäischen und kleinasiatischen Osmanenreiche anzutreten. Sehr wohlmeinend und auch echt staatsmännisch mögen andererseits die Vorschläge sein, welche der Diplomat a. D. in dem erst im April 1880 zu den Briefen geschriebenen Epilog unterbreitet, um vielleicht noch „den natürlichen Lauf der Dinge, wenn nicht zu verhindern, so doch zu lenken". Er macht sonst kein Hehl aus den trost- und aussichtslosen Zuständen der Türkei, welche schon vor der Katastrophe des letzten Kriegs mit Rußland herrschten, und wir erfahren darüber Vieles und Zuverlässiges durch ihn. Den Fürsten Bismarck nennt er den eigentlich „positiven" Politiker; mit dem Jahre 1870 habe die preußische Politik ein Räthsel zu sein aufgehört. Von dem später durch die wiener Reise des Fürsten herbeigeführten österreichisch-deutschen Bündnisse mochte er eine diplomatische Vorahnung haben, wenn er schrieb: „gern würde Bismarck der Verlegenheit entweichen, eine Wahl zwischen Rußland und Oesterreich zu treffen." Doch über Natur, Poesie und Kunst vergißt unser Autor oft genug und bereitwillig Politik und türkische Misstände. Viele schöne Schilderungen und Bemerkungen finden wir so aus jenen Gebieten, musikalische zumal über Liszt und Wagner, Mozart und Beethoven.

Noch einer aus der Zahl jener Auserwählten, wenn auch nicht immer Berufenen, über die nun einmal allenthalben ein gewisser politischer und vornehmlich ein gesellschaftlicher Nimbus sich breitet, noch einer aus dem Corps diplomatique, und zwar ebenfalls einer, der demselben activ nicht mehr angehört, hat auf den Tisch des Kritikers ein Werk seines Geistes und seiner Hand niedergelegt — eine literarische Bethätigung, daß wir es gleich sagen, von hohem Reiz und Interesse. Wir meinen die Schrift:

2. Bilder aus dem Leben in England. Von Ludwig Freiherrn von Ompteda. Breslau, Schottländer. 1881. Lex.-8. 7 M. 50 Pf.

Das splendid ausgestattete Buch hat als Titelbild die Ansicht des Schloßhofs von Windsor-Castle und trägt die Widmung an eine hohe Frau, deren Wiege in jenem Königssitze stand, und die somit Tochter des Landes ist, dessen Leben und Wesen den Inhalt der vorliegenden Bilder ausmacht, nämlich an die Kronprinzessin des Deutschen Reichs und von Preußen. Der Autor, Ludwig Freiherr von Ompteda, Sprosse eines alten niedersächsischen Adelsgeschlechts, dessen Söhne vielfach zu besondern Ehren in Diensten des vormaligen Königreichs Hannover gelangten, ist ein jetzt dreiundfunfzigjähriger Herr. Er war Rath im Finanzministerium Georg's V. und Geschäftsträger seines Monarchen in München und Stuttgart. Vermählt ist er seit 1866 mit Ada Freiin von Seckendorff-Aberdar, aus jener Familie, die zu ihren Gliedern auch den dienstthuenden Kammerherrn der Kronprinzessin sowie den Gouverneur und Reisebegleiter des Prinzen Heinrich zählt: persönliche Beziehungen sonach, die uns auch für ihren Theil jene Widmung erklärlich machen.

Mit dem Genügen, das eine hohe Bildung in sich selber trägt, spricht Herr von Ompteda sich für das literarische Schaffen zwar nur dilettantische Gaben zu, und liebenswürdig äußert er sich dann weiter:

Da ich im allgemeinen auf meiner bescheidenen Lebensreise kein schweres Bündel von Gelehrsamkeit mit mir trage, so darf auch der geneigte Leser in diesen Bildern tiefe Weisheit und hohen Gedankenflug nicht suchen. Ich bitte daher meine werthen Genossen auf unserer bevorstehenden Fahrt vor allem um gute Reiselaune und um verständnißvolle Nachsicht gegen den Reisemarschall, denn — um ein bekanntes, kluges Wort nachzubilden —: Ein jeder gibt nur, was er geben kann.

Wir glauben versichern zu können, daß gute Laune, hervorgebracht durch gewählte Lektüre, niemand bei diesem Buche abhanden kommen wird. Es unterhält vortrefflich, kann aber auch sehr nützen, wenn dem in Nachstehendem ausgesprochenen Wunsche des Verfassers Folge gegeben wird:

Vielleicht gelingt es mir sogar, einige meiner jüngern Landsleute zum eingehendern Besuche Englands und zu näherer Bekanntschaft mit dem Leben in England zu bewegen. Sie würden von dort ohne allen Zweifel einen reichern Schatz gesunder Anschauungen und praktisch förderlicher Lebenserfahrungen heimbringen als aus gewissen großen internationalen Vergnügungsanstalten Europas, in denen man sich zwar sehr angenehm zerstreut, aber nicht sammelt.

Um den allgemeinen Standpunkt der Auffassung des Verfassers zu kennzeichnen, sei es gestattet, aus dem Vorwort noch einige Sätze herauszuheben, die in ihrem Zusammenhang ein sehr anschauliches Bild und eine sehr verständige und gerechte Würdigung des englischen Nationalcharakters und der englischen Lebensgewohnheiten enthalten:

Es war mein Bestreben, das Leben unserer englischen Vettern von einigen neuen Seiten und auf einigen Gebieten vorzuführen, die — wie ich glaube — meinen verehrten Landsleuten im großen Ganzen weniger bekannt sind. Ich wählte dafür sowol Licht- als Schattenseiten, denn beide ziehen an und fesseln durch die Eigenartigkeit der englischen Entwickelung und durch die Großartigkeit der dortigen Lebensverhältnisse. Vor allem ist der in England vorwiegende Typus des tüchtigen Massenhaften uns Deutschen, die wir meistens in engern Verhältnissen leben, fremdartig und ungeläufig. Dieser Eindruck überwältigt uns daher regelmäßig, wenn wir Englands Boden zum ersten male betreten, und selbst auf die Dauer wirkt diese durchgängige tüchtige Massenhaftigkeit in allen Verhältnissen immer von neuem imponirend. Treten wir dann allmählich auch den Schattenseiten näher, so werden wir bald erkennen, daß die überwiegende Mehrheit der scharf ausgeprägten englischen Sitten und Unsitten naturgemäß aus löblichen und, namentlich für uns Deutsche, größtentheils nachahmenswerthen Eigenthümlichkeiten des Nationalcharakters entspringt; es sind natürliche Kehrseiten. Zu diesen Eigenthümlichkeiten rechne ich: die insulare Concentrirung auf sich selbst, verbunden mit einem klarsichtigen, unbefangenen, praktischen Nationalegoismus; den zuversichtlichen Respect vor sich selbst und die daraus kategorisch folgende ungeschminkte Einfachheit, Geradheit und Wahrhaftigkeit im geselligen wie im geschäftlichen Verkehr; die ruhige, stetige Umbildung aller Zustände durch den unzerrissenen Zusammenhang von Neu und Alt; den gesunden Conservatismus in der Sitte und in den äußern Lebensformen; die freie Behandlung und stetige Ausscheidung des Abgestorbenen, und zwar, ohne jede doctrinäre Systemmacherei, ohne alle springende Hast; die gesunde Abwesenheit aller kosmopolitischen Verschwommenheit und aller confessionellen Vaterlandslosigkeit — beide stets das Kennzeichen einer unfertigen Nation. Ferner müssen wir hierher den großen Grundsatz für alle öffentliche Thätigkeit zählen: die organisirte Selbsthülfe, welche alle allgemeinen Missstände, die Mängel der Gesetzgebung wie die Schäden der nationalen Moral, mit Zähigkeit und mit meistens langsamem aber desto nachhaltigerm Erfolge bekämpft. Mit am höchsten aber schätze ich in der englischen Nationalsitte die allgemeine Vorliebe für das Landleben. Denn diese ist eine der wesentlichsten Stützen für das politische und sociale Uebergewicht des Landes über die große Stadt. Beide Erscheinungen aber sind stets sichere Zeichen der Volksgesundheit, ein reinigendes Reagens gegen die häufig trübe und gefälschte politische Intelligenz der Großstädte.

Freilich gilt letzteres nicht von den gegenwärtigen irischen, sondern speciell von den englischen (und schottischen) Verhältnissen. Entsprechend nun der großen Wichtigkeit, welche der Verfasser dem Landleben im Inselreiche beilegt, handelt die ganze erste Abtheilung des Buchs von „Englischen Landsitzen, Gärten und Gärtnern". „Windsor-Castle und die königlichen Hausgärten", „Hatfield House, der Landsitz des Marquis von Salisbury", des englischen Bevollmächtigten zum Berliner Congreß 1879 neben Beaconsfield, und „Woburn Abbey, der Landsitz des Herzogs von Bedford" (ältern Bruders des englischen Botschafters in Berlin, Lord Odo Russell's) sind die unterhaltendsten der acht Kapitel dieses Abschnitts; die praktisch tendenzreichsten und instructivsten derselben befassen sich mit den botanischen Gärten in Kew, mit Blumenausstellungen und mit der Gärtnerei für die armen und für die reichen Leute, als zwei getrennten Zweigen der Gärtnerei. Ein classisches Beispiel der erstern ist der Park von Battersea; er umfaßt eine Grundfläche von 300 Morgen, am rechten Ufer der Themse in der gleichnamigen Vorstadt Londons:

Er ist also dreimal so groß als der bekannte und einst in Deutschland mit Recht bewunderte Park zu Biebrich. Vor dem Jahre 1852 befand sich hier eine öde, schattenlose und prosaische Fläche, Weide und Aecker. Da faßte ein Mann, dessen hervorragendem Geiste, warmem Herzen und stiller, stetiger Thätigkeit England so viel Großes und Schönes verdankt, der in seinem Leben viel verkannt und erst nach seinem frühen Tode von England und der Welt in seinem ganzen Werthe erkannt wurde: der Prinz Albert, Gemahl der Königin, die hochherzige Idee, hier eine neue Specialität der Gärtnerei, einen „Park der armen Leute" ins Leben zu rufen. Er stellte sich an die Spitze dieses riesenhaften Unternehmens, welches unter der technischen Leitung von Mr. John Gibson in sechs Jahren vollendet wurde und sechs Millionen Mark kostete. Daneben muß noch ein bedeutender Fonds vorhanden sein, aus welchem die jährlichen Mittel für die tadellos sorgfältige Unterhaltung des Parks fließen. Mit Bewunderung und Wehmuth scheiden wir von dem Denkmale, welches der große Armengärtner sich hier selbst errichtet hat. Wahrlich, nicht minder eindringlich und nachhaltig spricht diese großartige Wohlthat, diese milde Stiftung für frische ländliche Luft zu den Herzen eines dankbaren Volks als das prächtige Monument, welches die englische Nation ihrem verstorbenen besten Freunde in Hydepark errichtet hat.

Eine leichte elegante Hängebrücke führt von hier nach der gegenüberliegenden Vorstadt Chelsea. Nicht weit von

den bekannten und nicht eben gut berufenen Cremorne-Gardens (Etablissement à la Mabille) erblickt man die Firma James Veitch and Sons. Der Name ist nicht englisch, auch ist sein Träger, Jakob Veitsch, nicht in England geboren; er verließ als junger Mann Deutschland und gründete in England die gegenwärtig großartigste Handelsgärtnerei. Ein classisches Beispiel des andern Zweigs also. Wir können der Schilderung dieses Wunders im Buche hier nicht weiter folgen, glauben aber, daß der Verfasser recht hatte, von einem „neuen Vennsberg" (natürlich ohne Venus) zu sprechen.

Des Werkes zweite Abtheilung beschäftigt sich ausführlich und mit dem Ernst der Wissenschaft mit der „Trinkkrankheit in England", einem Thema, gerade jetzt für uns doppelt interessant, wo das Deutsche Reich sich gegen dieselbe Krankheit auf gesetzlichem Wege zu schützen strebt. In der dritten Abtheilung: „Irrfahrten in London", lernen wir besonders anschaulich „das unterirdische Labyrinth" sowie die londoner Exemplare der keineswegs blos in Berlin heimischen Species der „Bauernfänger" kennen, die auch dort wie hier keineswegs blos Bauern fangen und rupfen. Die vierte Abtheilung endlich bildet ein ereigniß- und erfahrungsreicher „Tag in Oxford". Aus der Reihe dieser Skizzen aus dem Leben der berühmten englischen Universität heben wir als für die deutsche akademische Jugend sehr lesenswerth und immerhin, mit vielerlei Nutzanwendungen, sehr lehrreich die beiden Kapitel hervor: „Englische Bildungsmittel zu Lande und zu Wasser" (Cricket-Match, Debattirclub, Bumping-Race).

Wenn wir oben das literarische Erzeugniß eines in Berlin früher Eingebürgerten und der dortigen Gesellschaft noch Wohlbekannten besprachen, so kommen wir jetzt wieder in diesen Fall. Es fällt uns nämlich eine neue Arbeit von „Unserm Braun" in die Hand:

3. Von Berlin nach Leipzig. Reichs-, rechts-, wirthschafts- und culturgeschichtliche Plaudereien von Karl Braun-Wiesbaden. Leipzig, Reißner. 1880. 8. 6 M.

Braun schrieb 1879 für die augsburger „Allgemeine Zeitung" Berichte über die Gewerbeausstellung. Diese und der äußere Anlaß, daß er von Berlin als Anwalt beim Reichsgericht nach Leipzig übersiedelte, bieten ihm einen genügend solider Kern, um verschiedene Plaudereien darum zu krystallisiren.

Wenn auch nur zweigetheilt, d. h. eben auf Berlin und Leipzig sich erstreckend, faßt das so entstandene Buch in seinen beiden Abtheilungen die beiden deutschen Reichshauptstädte — als nunmehriger Sitz unsers obersten Gerichtshofs hat die sächsische Handels- und Universitätsstadt an der Pleiße, ganz abgesehen von ihrer buchhändlerischen Weltbedeutung, ja wol einen formellen Anspruch auf jene Bezeichnung — doch nach recht verschiedenen Richtungen und mannichfachen Beziehungen ins Auge. Und obschon, was Leipzig betrifft, die historischen Rückblicke überwiegen, fehlen auch Hinblicke auf die Gegenwart nicht, während der Verfasser Berlin zwar meist aus der Vogelperspective der bekanntlich noch sehr jugendlichen Königgrätzerstraße betrachtet, dennoch aber in einem Kapitel: „Zur Naturgeschichte Berlins", auch sozusagen auf die Quellen zurückgeht und von dem Emporwachsen der alten Doppelstadt Cölln-Berlin aus einer deutschen Schiffer- und slawischen Fischerniederlassung in ziemlich wissenschaftlicher Weise berichtet. Braun-Leipzig, wie wir ihn am Ende jetzt nennen dürfen, kennt übrigens Berlin aus eigener Wahrnehmung erst seit dem Jahre 1862, und er erzählt dazu aus seiner engern süddeutschen Heimat, daß die officielle nassauische Presse ihn damals alles Ernstes denuncirt habe, er sei sozusagen mit den Schlüsseln der Stadt Wiesbaden in der Tasche nach Berlin gegangen, um Stadt und Land an Preußen zu verrathen, und bereits darüber mit Graf Schwerin, als dem Haupte der liberalen, annexionslustigen Regierung, in Unterhandlung getreten; da wäre aber plötzlich der hochconservative Herr von Bismarck-Schönhausen gekommen, der Hort des Rechts und des frankfurter Bundestags (!), und hätte sie beide hinuntergeworfen (?). Nun, diesem damals noch vermeintlichen Horte der Kleinstaaterei dankte es Braun, daß er 1867 aus der Exresidenz am Taunus in die vorbenannte Ruhmesstraße Berlins übersiedeln und selbiges, als guter Deutscher und bald acclimatisirter Neupreuße (nicht Mußpreuße), mit seinem bekannten Humor und seiner Vorliebe für städtisches Wesen nach allen Richtungen durchstreifen und studiren konnte; in vorliegendem Buche macht er uns nun zu Mitgenossen dieser Studien.

Wir wollen hier aus dem Zwischenkapitel: „Unterwegs. Auf dem Wege zur Rechtseinheit", ein amusantes Geschichtchen hervorheben. Sozusagen unter der Flagge „Von Lippe und Leonhardt zu Friedberg" berichtet Braun von dem ersten Auftreten des von ihm hochgeschätzten Dr. Leonhardt als preußischer Minister der Justiz und fährt dann fort:

Am Abend desselbigen Tags saß Excellenz Windthorst mit einigen liberalen Abgeordneten zusammen. Damals gab es noch nicht das klerikale Centrum; folglich war er auch noch nicht dessen Führer; folglich stand er auch noch nicht im Geruch der Unfehlbarkeit und der Heiligkeit; folglich war es ihm auch noch erlaubt, hinter der Flasche zu hocken mit einigen parlamentarischen Collegen, welche, wenn sie auch seine Ansichten durchaus nicht theilten, doch in ihm den witzigen Kopf und den guten Gesellschafter liebten. Es kam die Rede auf Leonhardt. Windthorst erzählte, zur Zeit, da er, Windthorst, zum ersten mal hannoverischer Minister gewesen, habe er Leonhardt „entdeckt"; derselbe sei damals ein wenig beachteter und wenig beliebter Rechtsanwalt gewesen; er, Windthorst, habe das Zeichen des juristischen Genius an ihm wahrgenommen und ihn in das hannoverische Justizministerium gezogen. Hier habe er denn jene vortrefflichen Gesetzentwürfe ausgearbeitet, wie die „Bürgerliche Proceßordnung" vom 8. November 1850, welche von den Ständen unter nachdrücklicher Anerkennung „der sorgfältigen und gründlichen Bearbeitung des umfassenden Werks", sonst ohne irgendeine erhebliche Abänderung, angenommen und dann zu Gesetzen erhoben wurden, welche der Stolz Hannovers und Muster für das Ausland geworden. „Aber", fügte die kleine Excellenz mit ihrem schalkhaften Lächeln hinzu, „in die Ständeversammlung habe

ich ihn niemals gehen lassen. Ich kannte die Grenzen seiner Leistungsfähigkeit. Zur Verhandlung mit hannoverischen Ständen war er mir zu unbeholfen. Für ein preußisches Abgeordnetenhaus ... nun ja ... das versteh' ich nicht ... da mag er ja wol gut genug sein." Und in der That, er war gut genug.

Als Motto hat Braun zwei Verse gewählt, die ein königsberger Dichter im 17. Jahrhundert schrieb:

Voritzo bin ich zwar aus Königsberg gezogen —
Doch wer aus Preußen zieht, der zieht nicht aus der Welt.

Freilich zieht nicht aus der Welt, wer nach Leipzig zieht — um doch auch beim zweiten Abschnitt unsers Buchs noch ein wenig zu verweilen —, vielmehr zieht er erst recht in eine eigene und interessante Welt für sich hinein. Der Weg, den die Entwickelungsgeschichte Leipzigs, selbst nur im letzten Jahrhundert genommen, hat eine Stufenfolge. Erst geht es langsam vorwärts und das rechte Gleis scheint noch nicht gefunden; dann kommt Schwungkraft in das Ganze, und zuletzt entfaltet sich eine Schnelligkeit und Umfänglichkeit des Fortschritts, daß die Stadt dadurch ihren Beruf zur Weltstadt documentirt. Da kann es nicht anders sein, als daß Zeiten und Verhältnisse rasch wechseln. Schon wird mehr und mehr zu einer Sage der Vergangenheit das freundliche leipziger Idyll, welches Gustav Freytag noch 1866 so behaglich und warm schildern konnte: „Wenige Städte des Binnenlandes gibt es, in denen das Grün der Natur so dicht die Wohnungen emsiger Menschen umzieht, die Amsel so lustig in den Gärten pfeift und die Tauben so sicher unter den Lastwagen umherlaufen." Braun kennt — so scheint es uns — diese Idylle schon nicht mehr; er malt ein neues Leipzig, das viel lauter, viel hastiger ist als das alte.

Es beweist übrigens das große Talent der Beobachtung und Auffassung, über welches Braun gebietet, daß er, kaum recht warm geworden in der Lindenstadt, doch schon dies sorgsam ausgeführte und anschauliche Städtebild auf das Papier werfen konnte. Unter den Factoren, welche das Leipzig des 19. Jahrhunderts schufen, spielen natürlich (und für den Freihändler doppelt) Zollverein und Eisenbahn mit die Hauptrollen. Bekanntlich war die Leipzig-Dresdner Eisenbahn die erste Masche des gewaltigen Schienennetzes, welches sich jetzt über Deutschland spannt. Zum weitaus größten Theil hat leipziger Geld sie erbaut. Hier ist der Punkt, wo Braun zu einem ebenso voll- als wohltönenden Schlußaccord für sein Buch einsetzt. Derselbe mag denn, als charakteristisch für das Ganze, hier noch wiedergegeben sein:

Höchst interessant ist der Umstand, daß, noch bevor die Eisenbahn im Betrieb war, ein schlichter leipziger Bürger, Namens Voß, ein Schriftchen herausgab, in dem er in Form einer Vision die Entwickelung, welche durch die Eisenbahn eingeleitet würde, für ein Vierteljahrhundert im voraus schildert und namentlich das „Leipzig im Jahre 1860" darstellt. Die Prophezeiungen des einsichtigen Mannes haben sich verwirklicht in allen wesentlichen Stücken, und in vielem hat heute die Wirklichkeit die Visionen jenes Propheten weit überholt, obgleich man ihn vor 45 Jahren als einen „Phantasten" verlachte. Im Besitz einer großen blühenden Hochschule, Hauptsitz des Handels, des Buchhandels, der Buchdruckerei u. s. w., ist Leipzig nun auch der oberste Centralpunkt der gemeinsamen deutschen Rechtspflege geworden. ... Wenn eine jahrhundertelang fortgesetzte hingebende Theilnahme an den Leiden und Freuden des Deutschen Reichs, von den Zeiten Kaiser Heinrich's I. bis zu denen des Kaisers Wilhelm, wenn ein stets bewährter patriotischer Bürgersinn, wenn große Opfer und Leiden, wie namentlich während des Dreißigjährigen, des Siebenjährigen und des französischen Kriegs — wenn das alles einen Anspruch auf Anerkennung begründet, dann hatte unter den deutschen Städten Leipzig gerade nicht den schlechtesten Titel, um für sich den Sitz des Reichsgerichts zu verlangen. Freilich ist kein Hof hier und auch kein Parlament, ja nicht einmal ein ganz kleines Parlamentchen, wie wir deren doch so viele in Deutschland besitzen; aber das hat auf der andern Seite auch etwas Gutes.

Stofflich in denkbar weitestem Gegensatz zu der Braun'schen Monographie steht das Buch eines Berliners, mit dem unsere Zusammenstellung abschließen möge:

4. Eine Reise um die Erde 1878/79. Von Karl Stangen. Mit einem Gruppenbilde von Theilnehmern. Leipzig, A. Krüger. 1880. 8. 4 M.

Handelt es sich dort um die drei- bis vierstündige Fahrt von Berlin nach Leipzig, so hier um eine Weltfahrt, um die achtmonatliche erste deutsche Gesellschaftsreise um die Erde, welche das bekannte und wohlaccreditirte Stangen'sche Reisebureau veranstaltete. Etwa gleichzeitig wurde in Frankreich ein ähnliches Unternehmen begonnen, das sich auf hochtönende Namen stützte, aber nicht zur vollen Ausführung gelangte. Stangen trat nur mit seiner eigenen Firma und Person in die Bresche und erreichte das Ziel zur uneingeschränkten Zufriedenheit derer, die mit ihm waren. Mit wohlthuender Natürlichkeit und Bescheidenheit setzt er, zurückgekehrt, die Feder an; er will nur seinen Begleitern ein Erinnerungsblatt und allen diesen Folgenden nur sozusagen ein Vademecum schreiben. Er begnügt sich mit der vielleicht minder dankbaren, aber um so nützlichern Rolle eines Vorläufers des einstigen Bädeker für die Reise um die Welt. Das Ganze ist schmucklos, doch nicht farblos, frisch und lebendig wie ein Tagebuch, ein Brief in die Heimat geschrieben. Die Reise ging von Berlin nach Neuyork, durch die Vereinigten Staaten, zu den Mormonen, nach Californien, über den Stillen Ocean, nach Japan, China, Hinterindien, Ceylon, Vorderindien. Von Bombay begann die Heimreise; sie führte über Aden und Suez nach Kairo, wo die kleine Expedition sich in herzlichster und — wäre nur nicht der Abschied von liebgewordenen Menschen gewesen — auch heiterster Stimmung auflöste.

Historische und politische Schriften.

1. Geschichte Frankreichs von der Thronbesteigung Louis Philipp's bis zum Falle Napoleon's III. Von Karl Hillebrand. Erste Abtheilung. — A. u. d. T.: Geschichte des Julikönigthums (1830—48). Erster Theil: die Sturm- und Drangperiode des Julikönigthums (1830—37). Zweite Auflage. Erste Lieferung. Gotha, F. A. Perthes. 1881. Gr. 8. 3 M. 40 Pf.

Als äußerst gediegenes, nach den besten Quellen gearbeitetes Werk, dem der hohe Vorzug eleganter Darstellung eignet, hat sich vorliegende „Geschichte des Julikönigthums" des einmüthigen Beifalls der Gelehrten und des Publikums zu erfreuen; besonders vorzüglich sind die Schilderungen der leitenden Personen, der Könige Ludwig XVIII., Karl X. und Ludwig Philipp, denen der Historiker völlig gerecht wird, der Minister Villèle, Martignac, Polignac, der unermüdlich agirenden und intriguirenden Diplomaten Talleyrand, Thiers, Laffitte, Lafayette u. s. w. in der ersten Lieferung, welche die Geschichte des Bürgerkönigthums einleitet. Hillebrand zeigt, wie die heutigen urtheilsfähigen Franzosen in der Restauration trotz aller Fehler die beste ihrer Regierungen in unserm Jahrhunderte erblicken, wie wenige Menschen besser für den Thron befähigt waren als der seine constitutionelle Aufgabe klar erfassende Ludwig XVIII., der Alt- und Neufrankreich versöhnen wollte, aber durch die Ultras in Adel und Klerus und durch Napoleon in seiner Versöhnungspolitik gehemmt wurde; er zeigt, wie die Pairskammer der Restauration wol in geistiger Beziehung die glänzendste Versammlung Frankreichs war und durch ihre ruhige Würde gegen die leidenschaftlich erregte Deputirtenkammer abstach. Da Polignac absolut unfähig war, die Lage zu begreifen, tauchten die Parteien der Republikaner, Orléanisten und Bonapartisten rasch empor; der „National" wurde zu Gunsten der Orléanisten gegründet, und Talleyrand, Thiers, Laffitte, Madame Adélaïde wirkten für Ludwig Philipp's Königthum. Dieser verbrüderte sich mit dem Bürgerthume, schlug die Republikaner aus dem Felde und zerriß, von den fremden Gesandten begünstigt, die Bande, welche ihn an die Bourbons knüpften. Anstatt des Königthums von Gottes Gnaden erschien ein Vertragskönigthum mit einem herrschenden Deputirtenhause auf der Bühne. Hillebrand weist nach, wie der beliebte Vergleich von 1830 mit 1688 auf beiden Füßen hinkt, und wie die Julirevolution heute von den unbefangenen Franzosen als ein großes nationales Unglück betrachtet wird, da mit ihr die Herrschaft der Phrase und Lüge begann. Da das Werk gegenwärtig in einer neuen Auflage erscheint, so wäre eine größere Gleichmäßigkeit des Stils zu wünschen gewesen; z. B. heißt die Pairskammer bald so, bald Oberhaus, bald Herrenhaus, ja auf einer Seite finden sich alle drei Bezeichnungen, und die Deputirtenkammer erscheint bald als Unterhaus, bald als Zweite Kammer. Befremdend klingt auch „einen Zahn gegen jemand haben", „Schwiegerenkel" und „ein Diplomat, der sich in Menschen kannte".

2. Rußlands Werden und Wollen. Von Franz von Löher. Drei Bücher. München, Th. Ackermann. 1881. 8. 9 M.

Der berühmte Historiker und Reisende, ein Patriot vom Scheitel bis zur Sohle, hatte, „außer Ostindiern und Chinesen, noch immer die Russen nicht besucht", führte aber den lange geplanten Entschluß im vorigen Spätherbste aus und legt als Resultat seines mehrwöchentlichen Aufenthalts in Rußland das Werk vor, welches in der glücklichsten Weise die Gelegenheitspoesie der Reiseeindrücke mit der Prosa historischen Wissens verschwistert zeigt. Dasselbe liest sich sehr angenehm und flott; nur störte mich das Zerhacken in 277 Kapitel bei 599 Seiten, wodurch die zusammenhängende Behandlung sehr Schaden leidet und Wiederholungen unvermeidlich werden. Löher hat mit großem Geschick die besten Quellen über Rußland benutzt, manchmal freilich sich allzu sichtlich an vielgelesene Bücher angelehnt, was mir z. B. bei der Darstellung des Slawencongresses von 1867 besonders auffiel. Daß sein Urtheil mitunter Zweifel zuläßt, ist bei der flüchtigen Bekanntschaft mit Land, Volk und Charakter selbstverständlich; auch kannte der Autor die russische Sprache nicht. Wunderbar ist sein Bekenntniß: „Ich mußte schon am dritten Tag völlig daran verzweifeln, daß sich ohne ein paar Wochen ernster Studien Russisch lernen lasse"; und nur einer französischen Quelle kann die sonst unverständliche Bemerkung zugeschrieben werden, der zarte Laut der Liebe laute wie „Ochs", nämlich lubow. Der sonst flüssige Stil ist häufig versetzt mit verkehrten Wendungen und Sätzen (wie Buch 1, S. 137: „Als wahrhaft wissenschaftliche Kräfte war die Partei schwach bestellt"); auch finden sich wunderliche Bezeichnungen, wie die Adjectiva: ungethüm (I, 115), geschämig, klipp und klar (III, 114 u. 177), wie die Wohnmama für die Erde (I, 43), die schwärzliche Mogolenflut (Löher sagt nie anders als Mogolen) (I, 36), oder gesuchte Phrasen, wie (I, 26): „Bei dieser Fahrt wurde mir mancherlei im Wesen der Russen verständlich. Offenbar ist aus dem klebrigen Teig, in welchem sie tagtäglich wandeln, ihrer Sprache zugeflossen das Vocalglitschige, des Konsonantenspritzende und vor allem die Neigung, die Wörter am Ende auszuquitschen und zierlich auszukräuseln. Und sollte die ewige Vertrautheit mit der weichen schlüpfrigen Masse unter den Füßen nicht auch dem Volkscharakter etwas von geschmeidiger, unstätiger, unzuverlässiger Natur mittheilen?" Auch historische Fehler finden sich neben dem geographischen, daß die Newa aus dem Onega-See komme (I, 191): Kiew wurde bereits 1686 im Frieden mit Polen definitiv an Rußland abgetreten, Moskau nicht 1380, sondern 1382 von den Mongolen verbrannt; Wladimir der Apostelgleiche lebte im 10., nicht im 9. Jahrhundert (II, 11); Napoleon's Feldzug nach Rußland fand 1812 statt, nicht 1811; Graf Uwarow, der später die Entwickelung des freien Unterrichts

gesinnungslos wieder hemmte, ist zu günstig (II, 173 fg.) beurtheilt u. s. w.

Die glänzendste Seite des Werks ist wol die ethnographische; es führt uns in eingehender Betrachtung mitten in Volk und Land und bewährt überall das Schilderungstalent des Weltwanderers. Sehr wenig dürfte es den auf ihr Slaventhum so stolzen Russen gefallen, daß Löher ihnen stets etwas Turanisches nachweisen will und das Wort Napoleon's über Graf Markow in Scene setzt: „Grattez lui un peu l'épiderme et vous retrouverez le barbare!" Von den Großrussen ist er am wenigsten eingenommen, weit mehr von den Kleinrussen; beide charakterisirt er auch durch Anführung von Liedern, die von Frau Talvj für Löher ins Deutsche übersetzt wurden. Er betrachtet das russische geringe Volk als ein äußerst religiöses, stellt aber sein religiöses Wissen so tief wie nur das des abyssinischen, und betont die wenig geachtete Rolle, die der Klerus spielt. Die Russen stehen, wie er annimmt, auf ziemlich niedriger Culturstufe und sind noch in Unreife gebannt, die Großrussen zumal sind für ihn halbe Asiaten, „von Herzen asiatisch, von Geist europäisch". Ureigene Culturideen findet er in Rußland noch weniger als in Japan und Arabien, desto mehr Anklänge aber an turanische Gewöhnung. Der Adel ist machtlos, vor dem Throne des Autokraten sind alle Stände gleich niedrig; ein eigentlicher Bürgerstand fehlt, darum haben die Städte nur eine geringe Bedeutung für die Cultur; wie der Mittelstand muß sich ein echter, biederer Beamtenstand erst entwickeln, und die Regierung hat letzterm und der Volkserziehung ihre eifrigste Sorge zu widmen. Von etwa 100 Millionen Unterthanen sind 70—80 Bauern, nackte, arme, unwissende Bauern; ein schreienderes Misverhältniß läßt sich nicht denken. Mit vollstem Rechte darf Löher Rußland zurufen: es solle, anstatt auf auswärtige Kriege zu sinnen und sich nach einer slawischen Weltmachtstellung zu sehnen, seine innern Aufgaben erfüllen, sich in sich concentriren; es solle weniger Geld für Truppen und Schiffe, mehr für Schule und Bildung verwenden, und anstatt die Deutschen zu fürchten und zu hassen, sie schätzen und von ihnen lernen. Den Groll der Panslawisten und Nationalen gegen die deutschen Nachbarn schildert Löher mit beredter Zunge; er zeigt an der Hand der Geschichte, wie derselbe kein Neuling, sondern Jahrhunderte alt ist; wir begegnen ihm schon zur Zeit des Zaren Boris, und heute gilt unzähligen Russen Deutschland als der Hemmschuh ihrer panslawistischen Herrschaft. Sehr lehrreich sind viele Parallelen, die Löher zwischen den Russen und den Nordamerikanern zieht; sie sind ebenso viele Beweise für sein zutreffendes Urtheil, für seine Fähigkeit, den Geist der Nationen zu erfassen und darzustellen. Indem er auf den Nihilismus zu sprechen kommt, nennt er Gemüthskälte und Halbbildung den Boden, in welchem er wurzele, und er hat damit, wenn man die Großmannssucht hinzufügt, gewiß die rechten Quellen der Richtung namhaft gemacht, welche den Bestand des Reichs bedroht. Hätte er sein Werk nach der Ermordung des humanen Alexander II. geschrieben, so würde er nicht behauptet haben, der Nihilismus sei im Abnehmen begriffen. Daß er endlich von einer Constitution für Rußland Heil erwartet, ist eine ideale Auffassung, die er mit zahlreichen Genossen theilt, die aber glücklicherweise von Alexander III. nicht adoptirt wird. Löher's Werk orientirt auf allen Gebieten, die irgend Interesse bieten können, und wird gewiß dankbare Leser in Menge finden.

3. Von Nikolaus I. zu Alexander III. St.-Petersburger Beiträge zur neuesten russischen Geschichte. Leipzig, Duncker u. Humblot. 1881. Gr. 8. 8 M.

Obgleich dieses Werk, von welchem einzelne Theile schon in Zeitschriften erschienen waren, vieles Bekannte und manche Wiederholungen aus frühern Arbeiten des Verfassers enthält, so darf es wie seine Vorgänger berechtigte Ansprüche auf unser Interesse erheben; es beweist von neuem, wie der scharfsinnige Autor besser als irgendein anderer die Verhältnisse Rußlands zu verstehen und zu schildern berufen ist. Das Werk zerfällt in acht Abschnitte. In dem ersten: „Aus der dritten Abtheilung", werden neue Belege dafür beigebracht, daß der Chef der dritten Abtheilung eigentlich der Hauptleiter des kaiserlichen Verwaltungsmechanismus, sein Ressort die Regierung der Regierung war, und an der Hand von Aufzeichnungen wird die von hier ausgehende entsetzliche Tyrannei geschildert. Ausnahmsweise nicht von der dritten Abtheilung, sondern ganz ohne ihr Wissen von der gewöhnlichen Polizei unter dem Minister des Innern wurde die „Petraschewski'sche Verschwörung (1848—49)" entdeckt, von der wir Ausländer bisher sehr wenig wußten. Ihre Hauptmitglieder, voran der Titularrath Butaschewitsch-Petraschewski, wurden hart bestraft, und manche hinterließen Aufzeichnungen, deren interessanteste die des jüngst verstorbenen Dichters Dostojewski sind. Die Conspiration wurde zu einer riesenhaften Verschwörung aufgebauscht, welche die Reichsverfassung umstürzen und die Anarchie einführen wollte, und das geheime Memorial des mit der Untersuchung in erster Linie betrauten Staatsraths Lipranді ist überreich an Uebertreibungen. Aber wir ersehen, daß der Boden, auf dem der Nihilismus groß wurde, schon damals in Rußland vorhanden und für socialistische Saat empfänglich war, während die Ideen bürgerlicher Freiheit und Menschenrechte, wie sie 1848—49 im übrigen Europa zur Geltung kamen, ihn nicht befruchteten. Wahnwitzigerweise suchte die Regierung der Wiederholung von Verschwörungen dadurch entgegenzuarbeiten, daß sie Censur- und Unterrichtswesen mit abschreckender Rigorosität handhabte, ohne zu bedenken, daß unter solchem Geistesdruck die Drachensaat des Nihilismus um so üppiger aufschießen mußte.

Im dritten Kapitel schildert der Autor in drastischer Weise „Die russische Emigration in London (1852—64)", ihre Beziehungen zu den dortigen deutschen (Ruge, Kinkel, Marx), französischen (Ledru-Rollin, Louis Blanc), unga-

rischen (Kossuth) Emigranten und alle die läppischen Eifersüchteleien und Rivalitäten der einzelnen Führer, die nicht vergessen konnten, daß sie einmal eine Rolle gespielt hatten und bei großen Phrasen doch blutwenig leisteten. Erst nach dem Tode Alexander Herzen's (1870) erschienen seine hier zu Grunde liegenden Aufzeichnungen, denn dem Revolutionär fiel das Geständniß vor aller Welt zu schwer, er müsse das sinn- und würdelose Treiben der londoner Emigranten schonungslos verdammen, wozu ihn seine lange Erfahrung geführt habe; und doch hatte sich Herzen, der Bakunin als Phantasten und unreifes ewiges Kind bezeichnet, von ihm zeitweilig sehr beeinflussen lassen und um seinetwillen vier Fünftel der Leser seines „Kolokol" eingebüßt. Das Kapitel „Feldmarschall Paskewitsch und Fürst M. D. Gortschakow" enthält einen nicht abgesandten Briefe des sterbenden ersten militärischen Vertrauten des Kaisers Nikolaus an den Höchstcommandirenden des belagerten Sewastopol, in welchem dieser, der zwar wegen seiner völligen Bedeutungslosigkeit dem eiteln und rücksichtslosen Paskewitsch ganz ungefährlich war, mit Vorwürfen über seine erbärmliche Heerführung geradezu erdrückt wird; besonders wird ihm die Niederlage an der Tschernaja zum schmählichsten und gewissenlosesten Verbrechen angerechnet. Die „Russische geheime Denkschrift von 1864" („La politique du présent") schildert die damalige russische Politik als in ihrem Princip conservativ, in ihren Zielen defensiv; dieselbe greift auf die Traditionen Katharina's II. und auf die alte Schule vielfach zurück, wendet sich entschieden gegen die Revolution und den Bonapartismus, gegen Napoleon III. und die ihm abgelernte Begehrlichkeit Cavour's und Bismarck's, sucht aber, da Rußlands Interessen dies wünschenswerth machen, mit Preußen und Oesterreich im Einvernehmen zu bleiben und den Frieden Europas zu behaupten. Während sie die socialistische Bewegung in Rußland ebenso wenig wie die liberalen Wünsche der Beachtung würdigt, hingegen panslawistisch und national anklingt, findet sie die Macht Rußlands nicht in seiner Einmischung in die europäischen Angelegenheiten, sondern in der Entwickelung seines Nationalgeistes und in seiner Concentrirung in sich. In einer „Russischen geheimen Denkschrift von 1868—69" sehen wir bei Betrachtung des griechisch-türkischen Conflicts von 1868—69 und desjenigen beider Mächte von 1880—81 klar, wie sehr die Zeit die politische Lage in Europa verändert hat, und eine vertrauliche Note des russischen Cabinets an seine Gesandten im Auslande ist für die Beurtheilung der Conferenz über die griechische Frage von Belang. Den Abstand, welchen die Zeit bewirkt, sehen wir ebenfalls evident in einem „Memorial vom Juni 1863", welches sich ausführlich über die polnische Frage auf dem Wiener Congresse von 1815 ergeht. Alexander I. wird hier als der echte Wohlthäter Polens hingestellt, das ihm mit wenig Dank gelohnt habe. Ebenso seien die guten Intentionen Alexander's II. für Polen durch den Aufstand von 1863 paralysirt worden. Die von den fremden Mächten angetretene Intervention zu Gunsten Polens habe die öffentliche Meinung irre geleitet, die Führer des Aufstandes hätten Missbrauch mit ihr getrieben und der russischen Regierung die moralische Unterstützung der großen Masse der Polen geraubt; wollten die Mächte günstig interveniren, so müßten sie Polen immer nur an den Zaren als seinen natürlichen humanen Herrn verweisen, stets auf die verbrieften Verträge hindeuten und nie das Traumgebilde einer polnischen unabhängigen Großmacht aufkommen lassen. Alexander II. brach mit der anfänglich befolgten Politik der Güte, Graf Berg herrschte mit den Mitteln des Militärdespotismus in Polen, der römischen Kirche wurde der Krieg erklärt, und da ihre Klöster Stützpunkte des Aufstandes waren, schritt die Regierung entschieden gegen sie ein. Der Staatssecretär Nikolai Miljutin führte mit rücksichtslosen russischen Beamten diese Maßregeln durch, und auf die Anklageacte eines gewissen Seliwanow hin wurden am 8. November 1864 hundertvierzehn Klöster als Gehülfen der Rebellion aufgehoben. Die ganze Anklageacte wird mitgetheilt.

Das achte Kapitel: „Der Ausgang Alexander's II.", entwirft in kurzen und packenden Zügen ein Bild der Regierung eines der humansten und bestgesinnten, aber steten Schwankungen unterworfenen und darum ungünstig wirkenden Monarchen. Konnte nach ihren äußern Erfolgen Alexander's II. Epoche eine der glänzendsten der russischen Geschichte genannt werden, so hinterließ sie im Innern ein Chaos, aus dem der allgemeine Wunsch nach völliger Umgestaltung ertönt. Seine Regierung war voller Widersprüche, die sich nicht lösen ließen, befolgte nie ein einheitliches consequentes System, scheute vor energischen Entschließungen zurück, wechselte nicht nur in ihren Stimmungen, sondern schlug oft jäh in die Extreme um, und in der Absicht, allen Parteien und Ansprüchen Genüge zu leisten, befriedigte sie keine von allen. Dieser haltlosen Politik verdankte der polnische Aufstand von 1863 sein Entstehen; auf sie sind die steten Misgriffe in der Verwaltung und Justiz zurückzuführen; mit ihr war die Anarchie der Presse verwachsen. Durch die kecken Eingriffe der dritten Abtheilung der kaiserlichen Geheimkanzlei wurde die neu geschaffene Justiz oft illusorisch gemacht und eine Zwiespältigkeit des Rechtswesens von schlimmsten Folgen erzeugt; schlaff oder verkehrt wurde die junge Selbstverwaltung durchgeführt, und dem Segen der Aufhebung der Leibeigenschaft folgten erbärmliche wirthschaftliche Zustände. Unser Autor sagt: „das moderne mixtum compositum von Freiheit und Willkür forderte die Opposition auch der zahmsten und gefügigsten Elemente heraus." So entstand allmählich ein tödlicher Haß, vermischt mit untilgbarem Mistrauen, gegen die bestehende Ordnung, ihre Vertreter und voran den Kaiser. Verhängnißvoll war auch der Charakter der auswärtigen Politik, zumal seit dem Beginn des orientalischen Kriegs; denn die Regierung wollte zugleich der nationalrussischen Partei und den Rücksichten auf die Nachbarstaaten, besonders auf Oesterreich

gerecht werden, verlor dadurch allseitig das Vertrauen und stand schließlich isolirt da. Die Person des Selbstherrschers war nie so gefährdet wie unter Alexander II., die alten Traditionen, auf denen die Verehrung fußte, waren erschüttert von Grund aus. Die Revolutionspartei zeigte von Anfang an die wildeste Leidenschaftlichkeit und gab trotz der scharfen Verfolgung, die ihr zu Theil wurde, seit etwa 1870 fast jährlich Beweise ihres Zunehmens und Umsichgreifens; die Nihilistenprocesse und die Attentate nahmen kein Ende. Apathisch und gleichgültig stand die russische Gesellschaft der Regierung gegenüber, welche isolirt auf die trostlosen Verhältnisse blickte, und immer weiter griff der Glaube um sich, es könne nicht schlechter werden; auf legalem Wege aber sei aus dem Sumpfe nicht herauszukommen. Und so fiel der beste Kaiser durch Meuchelmord, ein Privatmann edelster Art, ein schwacher Fürst. Nun durfte man auf Alexander III. wegen seiner sittlichen Vorzüge, seiner Energie und des Reichthums gesammelter Erfahrungen große Hoffnungen setzen; trotzdem begann auch sein Regiment mit einer Reihe von Misgriffen.

Am Schlusse seines an Ideen reichen Werks kommt der Autor auf die von allen Seiten angeregte Verfassungsfrage zu sprechen. Während er es für unmöglich hält, daß Rußland unter Alexander III. bei dem Absolutismus verbleibe, und glaubt, der Kaiser könne sich nur dann Vertrauen erwerben und die erschütterte Krone auf seinem Haupte befestigen, wenn er unter Verzicht auf den Absolutismus die Volkskraft zur Regierungsarbeit heranziehe, beleuchtet er mit scharfem Lichte die bedrohliche Gefahr, in die ein russisches Parlament den Staat hineinreißen könnte; dann seien die Revolution und eine polnische Erhebung unvermeidlich, und der Radicalismus habe ein sicheres Opfer. Als weniger gefährlich empfiehlt er das ebenfalls aufgestellte Programm einer auf große Generalgouvernements gegründeten, ernsthaft ausgeführten Landschaftsvertretung im Sinne selbständiger Decentralisation; er betont aber, daß dieses Programm wegen des großen Mistrauens der einflußreichsten Kreise wenig Aussicht auf Durchführung habe. Mit banger Erwartung muß man der Zukunft Rußlands entgegenschauen.

Arthur Kleinschmidt.

Ein nachgelassenes Werk.

Handbuch der Archäologie der Kunst. Erste Abtheilung: Systematik und Geschichte der Archäologie der Kunst. Von Karl Bernhard Stark. Leipzig, Engelmann. 1880. Gr. 8. 10 M. 50 Pf.

Es ist ein wehmuthvolles Gefühl, das uns beim Anblick eines Buchs beschleicht, dem sein Autor nicht mehr das Geleite in die Oeffentlichkeit geben konnte, weil ihm der Tod die Feder aus der Hand genommen, bevor sie den letzten Zug gethan. Ueber ein solches Buch wollen wir heute sprechen. Sein Verfasser, Karl Bernhard Stark, ein Schüler des hochverdienten Böckh, hatte sich durch die „Forschungen zur Geschichte und Alterthumskunde des hellenistischen Orients“ (1852), durch das Werk „Niobe und die Niobiden“ (1863) sowie durch eine Anzahl anderer Schriften volles Bürgerrecht in seiner gelehrten Gilde erworben, und man konnte mit froher Zuversicht der Vollendung der Hauptarbeit seines Lebens, des „Handbuchs der Archäologie der Kunst“ entgegensehen, welches um so mehr eine Nothwendigkeit erschien, als Ottfried Müller's „Handbuch“ trotz seiner großen Vorzüge in mancher Hinsicht veraltet und ungenügend geworden ist. Stark's „Handbuch“ war auf zwei Bände, jeder zu zwei Abtheilungen berechnet; was nun vorliegt, ist blos die erste Abtheilung des ersten Bandes, und so sehr wir den vorzeitigen Hingang des Verfassers (October 1879) beklagen müssen, gewährt es doch einen Trost, sein Vermächtniß nicht als Torso, sondern als ein abgeschlossenes, die Systematik und Geschichte der Archäologie in erschöpfender Weise behandelndes Ganzes bewahren zu können, dessen Werth durch den Abbruch des Gesammtwerks keine Einbuße erleidet. Freundeshand hat dem fast vollständigen Manuscript die letzten Retouchen gegeben und den stattlichen Band der Oeffentlichkeit überliefert.

Der Inhalt des Werks ist durch dessen Titel hinlänglich gekennzeichnet; es erübrigt uns daher nur, über die Eintheilung und Bearbeitung des massenhaften Stoffs zu berichten. Im ersten Kapitel definirt und umschreibt der Autor den Begriff der Archäologie, die er im Gegensatz zu weitergehenden Genossen und im Anschluß an Otto Jahn als die „wissenschaftliche Bearbeitung der durch Masse, Form und Farbe wirkenden Denkmäler des classischen Alterthums“, oder kurz gefaßt, als die „Beschäftigung mit der bildenden Kunst des Alterthums“ angesehen wissen will. Er erörtert hierauf in den folgenden Paragraphen das Verhältniß der Archäologie zur Aesthetik und Kunsttheorie, zur allgemeinen Kunstgeschichte, zur allgemeinen Alterthumskunde und Culturgeschichte sowie zur classischen Philologie in eingehender Weise und zeigt sich darin als erleuchteter Kopf, der den festen Zusammenhang seiner Disciplin mit der großen nationalen Culturentfaltung wohl begreift und dieselbe keineswegs wie manche trockene Philologen auf den Isolirschemel stellen möchte. Als unerläßliche Forderung für alle ernste archäologische Arbeit setzt der Verfasser eine elementare Kenntniß der ästhetischen Entwickelung der Nation voraus. Unter dieser „ästhetischen Entwickelung“ versteht er die Geistesthaten der zweiten Hälfte des vorigen Jahrhunderts, die Grundlagen unsers philosophischen und dichterischen Erkennens, und so eifrig er sich gegen jede schöngeistige Verwässerung der wissenschaftlichen Arbeit sowie gegen jede Ueberschreitung der durch die Erfahrung und die Natur der Aufgabe

bedingten Methode ausspricht, so gilt ihm doch Gefühl und Begeisterung für das Schöne als eine unerläßliche Voraussetzung für das archäologische Studium. Das ist hervorzuheben, weil es noch immer Pedanten gibt, welche das Studium der antiken Kunst blos als Nebenfach der Philologie gelten lassen wollen. Ebenso erklären wir uns einverstanden mit dem Satz: „Es ist Aufgabe der Archäologie, auch die Geschichte der Theorie der Kunst wie der volksthümlichen Vorstellungen von derselben in ihre Darstellung zu ziehen, und bei antiker Kunstlehre vor allem die technischen Bezeichnungen und ästhetischen Grundbegriffe des Alterthums in ihrer historischen Verwendung genau zu fassen."

Daß Stark unter allen Aesthetikern Herbart den Vorzug gibt, mag an den Zielen seiner Disciplin liegen. Herbart hat die Aesthetik als Formwissenschaft im Gegensatz zu der Aesthetik des absoluten Idealismus geschaffen, und es kommt dem Archäologen, der es doch immer nur mit einem Kunstwerk oder einer Gruppe von mehrern Kunstwerken zu thun hat, eine bestimmte Aeußerung der ästhetischen Grundverhältnisse am concreten Object weit mehr zu statten als eine Zurückführung unserer ästhetischen Empfindungen auf ihren metaphysischen Urquell. Ueberhaupt berücksichtigt Stark bei allen Philologen vorwiegend jene Sätze, die für die Methode seiner Wissenschaft praktische Bedeutung besitzen. Den Stilbegriff „als den einer geregelten und charakteristischen Darstellungsweise" hält er für den Mittelpunkt aller Kunsttheorie und speciell der Theorie der bildenden Kunst, und „somit bildet auch die Erkenntniß seiner Differenzirungen unter den Bedingungen des antiken Lebens das Hauptproblem der Archäologie".

Das zweite Kapitel bringt die Systematik und Methodologie der Archäologie, gruppirt die der Forschung zugänglichen Quellen und bespricht schließlich die einschlägigen Hülfs- und Nebenwissenschaften: Epigraphik, Ikonographie u. s. w. Im dritten (Schluß-)Kapitel, das gerade 300 Seiten zählt, gelangt Stark endlich zur Geschichte der archäologischen Studien. Er setzt im Quattrocento, bei den großen Begründern der classischen Alterthumskunde, bei Petrarca und Boccaccio ein und entwirft ein Bild dieser Wissenschaft in ihrer Entwickelung, wobei die Olympiafunde des Jahres 1878 die Grenze bilden; die spätern sowie die Funde von Pergamon, diesen neuesten Triumph seiner Wissenschaft, hat er nicht mehr erlebt. Es ist sein Bestreben, überall genau nachzuweisen, wie unsere Erkenntniß durch den immer mehr anwachsenden Fundreichthum sich vertieft hat, und wie Methode und Behandlung von den großen geistigen Strömungen der Zeit umgewandelt und beeinflußt, wie die Grenzen hier erweitert, dort wieder näher bestimmt werden. Mit erstaunlicher Belesenheit und Sachkenntniß, mit souveräner Beherrschung des gesammten Materials spannt er in diesen Rahmen einen literarischen Wegweiser, der selbst Details nicht außer Acht läßt, eine Museographie und schließlich eine Statistik und Chronologie aller Entdeckungen und Ausgrabungen, deren Bedeutung eingehend gewürdigt und deren literarische Bearbeitungen besprochen werden. Diese Angaben dürften es völlig klarstellen, daß unser Werk jedem Freunde der Archäologie einen werthvollen Behelf bietet, dessen er bei seinen Studien nicht gern wird entrathen wollen. Als historische Darstellung wie als Compendium und Nachschlagebuch füllt es eine Lücke in der Fachliteratur aus.

Einzelne Einwürfe, die Würdigung einiger Archäologen betreffend, halten wir zurück, weil sie in d. Bl. kein Heimatsrecht besitzen. Was die äußere Form des Buchs betrifft, so hätten wir besonders in Hinblick auf seine Bestimmung als Nachschlagewerk eine etwas übersichtlichere Anordnung im Verhältniß des Textes zu den weitläufigen Noten, eine typographische Trennung der einzelnen Partien sowie nebst dem genügenden Personen- und Sachregister vor allem Marginalindicationen gewünscht, welche die Benutzung wesentlich erleichtert hätten. Selbstverständlich beeinträchtigen solche nebensächliche Mängel den hohen Werth des Buches nicht. Es ist eine tüchtige Leistung deutschen Gelehrtenfleißes und wird den Manen des Verfassers stets ein ehrendes Denkmal bleiben.

Siegmund Feldmann.

Geschichten und Sagen.

1. Zweimal vermählt und andere Erzählungen von Elise Linhart. Mit einer biographischen Skizze von Helene Stökl. Zwei Bände. Jena, Costenoble. 1881. 8. 10 M.

Die begabte und beliebte Verfasserin, deren tragischer Tod im October 1880 (sie stürzte sich bei Civita-Vecchia ins Meer) Aufsehen in der literarischen Welt wie die vollste Theilnahme weiterer Kreise erregte, versucht in den drei Novellen, die sie unter dem Titel der ersten: „Zweimal vermählt", in zwei Bänden zusammenfaßt, die Lösung spannender Probleme; während sie als Schriftstellerin nach dem ästhetischen Grundsatz, welcher die befriedigende Wirkung eines Kunstwerks als die höchste Forderung hinstellt, alle Conflicte harmonisch ausklingen läßt, ist sie als Weib den eigenen Seelenleiden erlegen. So stellt „Zweimal vermählt" die Kämpfe eines liebenden Frauenherzens dar, das, sich ungeliebt wähnend, dem Gatten immer mehr entfremdet wird, während dieser, in ähnlicher Täuschung befangen, in ihr, der zweiten Frau, nur die Genossin, nicht die Geliebte sieht, bis die Gatten sich endlich finden und der volle Strom der Liebe, nicht mehr von Irrthum und Vorurtheil eingeengt, sich frei und fesselos in die verschmachteten Seelen ergießt. Die zweite Ehe heilt die

Wunden, welche der erste unheilvolle Bund dem Helden der Handlung geschlagen. Scenerie und Charakteristik von Land und Leuten (die Bergwelt von Kärnten), vornehmlich die Hauptträger der spannenden Handlung (Veronika die erste, Carola die zweite Frau, Manfred Marnow, der zweimal Vermählte, und Karl Ferrer, der liebenswürdige Hagestolz) sind mit feinen Zügen ausgestattet, die herauszufinden wir jedoch dem Leser überlassen müssen. Auch die zweite Novelle: „Fahnenflüchtige", hat es mit einer kampfreichen Liebe zu thun, die aber hier vom religiösen Fanatismus bedroht wird, bis die Fahnenflüchtigen, die Priester Ottone und Mauro, welche die Kirche verlassen, sowie die schöne Giovanna, welche dem Vater und dem verhaßten Bewerber entrinnt, um sich leben zu können und ihr Schicksal selbst zu gestalten, nach vielen Irrungen, Leiden und Schmerzen in den Hafen häuslichen Glücks und freier bürgerlicher Arbeit einlaufen. Wiederum liegt über der Handlung, die hauptsächlich Florenz und Rom zum Schauplatz hat, der Schimmer echter Poesie, der Zauber des Selbstgeschauten, der den Hauptreiz in Elise Linhart's Dichtungen bildet, während die eingeführten Personen, wenn auch unter andern Namen und in andern Lebensverhältnissen, eine große Familienähnlichkeit verrathen, obschon diese nicht sofort bemerkbar und ohne Nachtheil für die Wirkung der an spannenden Momenten und sogar sensationellen Effecten reichen Darstellung ist. Am schwächsten erscheint uns die dritte Novelle: „Seelenlos", die den Kampf zwischen Verstand und Leidenschaft, zwischen starkem, zum Materialismus neigendem Realismus und sonnigem Idealismus darstellt und zwar merkwürdigerweise den erstern in der schönen Gestalt der klugen Renée, den letztern in der fesselnden Persönlichkeit des Professors Johannes, dem es schließlich gelingt, die schöne Galathea zu beleben, ihre Seele wachzuküssen. Ein zweites interessantes Paar sind der genial angeflogene Maler Sandern und dessen Braut Helene, wogegen die holde Blanda und der Referendar Reinhold des Lebens süßesten Unverstand, die schöne Zeit der vollen, kindlichen, jugendlichen Liebe darstellen.

Bezüglich des Stils haben wir an allen drei hier anerkennend genannten Novellen nur die Ausstellung zu machen, daß einzelne Redewendungen, wie vor allem die häufige Beschreibung der Geste: sie oder er drückte die Handflächen gegen das Gesicht, den Kopf, gegeneinander u. s. w., sowol im Affect der Freude wie des Schmerzes: oder der Ausdruck: „überquerte", statt ritt über die Straße oder ging über die Straße, oder die seltsame Wortbildung „Gesammeltheit" statt Sammlung, nicht zulässig erscheinen; so leicht diese Incorrectheiten bei rascher Production der Feder entschlüpfen mögen, so darf sie doch ein kritischer Blick nicht übersehen.

Eine kurze, gemüthvolle, ohne Prätension geschriebene Biographie der so frühverstorbenen Verfasserin von der Schwester derselben, Frau Helene Stökl, gibt der vorliegenden Sammlung nicht nur den eigenthümlichen Hauch, der über einer wahren Geschichte schwebt, sondern ist auch als eine schmerzlich interessante Bestätigung der täglichen Erfahrung zu betrachten, daß nicht jedes liebenswürdige Talent auch ein starker Geist ist, daß hier wiederum „eine Rose gebrochen, ehe der Sturm sie entblättert". Den zahlreichen Freunden, welche Elise Linhart sich in der Leserwelt erworben, sei vorliegendes Vermächtniß der reich begabten und tief unglücklichen Schriftstellerin warm empfohlen.

Aus dem romantischen Land der Dichtung führen uns ins volle Menschenleben, mit Thatsachen und den Geboten der Nothwendigkeit entschlossen rechnend:

2. Lehrjahre des Lebens. Geschichte eines jungen Mädchens von Elisabeth Klee. Leipzig, Eckstein. 1881. 8. 4 M.

In ansprechender, lebenswahrer Darstellung gibt die Verfasserin in diesem Lebensbilde, das keineswegs blos als „Mitgabe für reifere Töchter" betrachtet werden darf, da es regelrechte Romansituationen enthält, eine gefällige Probe ihres glücklichen Talents, die Dinge und Menschen anzusehen wie sie sind, ohne dabei einer höhern Anschauung verlustig zu gehen. Gefühlsschwärmerei wird auf Gefühlstiefe, Leidenschaft auf warme Empfindung zurückgeführt; Pflicht und Arbeit sind der Inhalt, Liebe, Freundschaft, Erfolg, die landschaftliche Schönheit der Umgebung der Schmuck dieses Mädchenlebens. Die Verfasserin begleitet die Heldin von der Heimkehr aus der Pension und der Confirmation bis zur Verlobung und Begründung des eigenen Hausstandes, durch gute und böse Tage, durch jähen Wechsel von Leid und Freude zur vollen Befriedigung in einem auf solider Basis erbauten Lebensglück. Paula von Plonitz, die verwöhnte Tochter des Präsidenten, muß harte Lehrjahre durchmachen, ehe sie zu dem eben angedeuteten Ziel, dem echten und schönen Beruf des Weibes gelangt, aber sie besteht die Probe muthig und wird im Feuer der Trübsal geläutert. Auch hat sie zwei Schutzengel: der eine ist ihre Stiefmutter, die, der mit Recht veralteten Anschauung von der bösen Stiefmutter entgegen, sich als das belebende und rettende Princip ihres Hauses offenbart; der andere „Engel" ist Paula's Lehrerin, Fräulein Piaste (Chamisso's Nichte), die theils durch persönliche Einwirkung, theils durch ihre Briefe die „himmelhoch jauchzende" oder „zum Tode betrübte" Paula vor Muthlosigkeit und Verzweiflung bewahrt. Auch die übrigen Hausgenossen der jugendlichen und sympathischen Heldin, ihre Verwandten wie ihre Freunde und Pflegebefohlenen, sind mit charakteristischen Zügen ausgestattet. Dazu kommt ein lebendiger Wechsel der Scenerie, die sogar durch die fast zu detaillirt gehaltenen Reiseberichte des „verlorenen Sohnes" etwas Unstetes erhält, was uns nicht ganz in den Rahmen dieser Familiengeschichte zu passen scheint; das Colorit wird fast zu bunt und der Ton gewissermaßen zu international. Ebenso ist der Stil — namentlich im Eingangskapitel, doch auch an andern Stellen — nicht durchweg correct; allein Gesinnung, Gestaltung und Inhalt des hübsch ausgestatteten Buchs, das sich vor-

züglich als Gabe für Deutschlands Töchter wie als Geschenkbuch für das Boudoir eignet, erheben dasselbe über das gewöhnliche Niveau der bekannten moralischen Kränzchen- und Belehrungsgeschichten, die oft an Stelle eines gesunden, frischen Inhalts die Langeweile predigen.

Einen kräftigen, volksthümlichen Ton, der den in unserer nivellirenden Zeit hohen Vorzug der Eigenartigkeit besitzt, schlagen die Novellen an, die unter dem Titel vereint sind:

3. Geschichten von August Corrodi. Erster Band. Mit dem Bildniß des Verfassers. Zürich, Trüb. 1881. 8. 2 M.

Die vier Erzählungen, von denen zwei: „Vroni" und „Ein Wespenstich", als Dialektnovellen, und zwei: „Dichter und Förster" und „Eine enharmonische Geschichte", gewissermaßen als Humoresken in hochdeutscher Sprache, wenn auch mit Provinzialismen stark gemischt, anzusehen sind, athmen Bergluft und Tannenduft; nicht allein die Scenerie, nicht blos das „Schwizertütsch" geben diesen Geschichten einen eigenen Reiz; es ist der Humor, die Art desselben, die der Verfasser in diesen Erzeugnissen seiner Muse entwickelt. Wohl läuft manche Abschweifung, manche Breite, manche Derbheit und burschikose Wendung, manche stilistische Kühnheit, ja Unmöglichkeit mit unter; wir haben weniger Kunstgemälde als Charakterbilder in Holzschnittmanier vor uns; aber die Züge sind echt, lebendig, getreu. Am meisten angesprochen hat uns bei der Lektüre die dritte Geschichte des vorliegenden Bandes: „Ein Wespenstich", ein Cabinetsstück à la Hebel und Usteri, eine der freundlichsten Gaben aus dem Schatze echten Volkshumors, diese „piggante G'schicht" von dem „alt Unggle Karli" und dem „Wehnthalermeitli, der Margrit". Ernster im Grundton, wenn auch im Reflex jovialer Beleuchtung gehalten und am Ende sich in Wohlgefallen auflösend, ist die erste Geschichte: „Die schwarze Vroni", welche die Verwandlung zweier muthmaßlicher Geschwister in Liebes- und Eheleute und besonders in der Person des alten Wächters die Volksweisheit ergötzlich darstellt. Die vierte Geschichte: „Die enharmonische Verwechselung", behält zwar ebenfalls das Localcolorit bei, spielt aber in einer höhern gesellschaftlichen, einer mehr modernen Sphäre, indem sie die Heilung einer jugendlichen Musikenthusiastin durch „Kummer und durch Liebe", die Bezähmung einer kleinen Widerspenstigen durch eben diese Mittel behandelt. Die Darstellung Corrodi's streift häufig an das Stark-Realistische, aber die Helden dieser Geschichten, von denen uns die zweite: „Dichter und Förster", am wenigsten zugesagt hat, wollen nichts anderes sein als frische, fröhliche Naturkinder, die den Regeln der Convenienz und den Vorschriften der Etikette kühn ein Schnippchen schlagen, um ihren eigenen Weg zu gehen, und ganz dazu angethan sind, dem Verfasser des „Sanges vom Aerger" neue Freunde zu gewinnen.

Den Schluß unserer Revue bildet die Erwähnung einer mehr pädagogisch-literarisch als belletristisch bedeutsamen Novität, nämlich:

4. Deutsche Heldensagen für Schule und Volk. Neu bearbeiteter Auszug des zweiten Bandes seines größern Werks: „Nordisch-germanische Vorzeit", von Wilhelm Wägner. Sagenkreis der Amelungen. Sagenkreis der Nibelungen. Gudrun. Beowulf. Karolingischer Sagenkreis. König Artus und der heilige Gral. Mit 20 Textillustrationen und einem Titelbild. Leipzig, Spamer. 1881. 8. 1 M. 60 Pf.

Der auf dem Gebiet der Belehrungsschriften rühmlich thätige Verfasser führt in dem mit 20 Textillustrationen und einem Titelbilde ausgestatteten Bande eine Reihe der beliebtesten deutschen Heldensagen im Gewande der Erzählung vor. Der Sagenkreis der Amelungen, der Nibelungen, die Leiden der treuen Gudrun, das Lied von Beowulf, der Karolingische Sagenkreis, die Artus- und die Gralssage sind in lebhaftem, volksthümlichem und stellenweise lehrhaftem Tone dargestellt. Trotz der häufigen, in der Natur des behandelten Stoffs begründeten Archaismen ist das fesselnde Buch sowol als Unterhaltungsstoff für die Jugend, wie als Vorbereitungsmaterial für das Studium der großen Epen unserer nationalen Dichtung des Mittelalters, und daher als eine Bereicherung unserer Bildungsliteratur mit Anerkennung zu begrüßen.

Feuilleton.

Deutsche Literatur.

Den „Essenismus in seinem Verhältniß zum Judenthum" untersucht kritisch der Privatdocent P. E. Lucius (Straßburg, Schmidt). Zwar hat die Frage nach dem Wesen des Essenismus heute nicht mehr die Bedeutung wie am Ende des vorigen Jahrhunderts, immerhin aber bildet die Untersuchung, was derselbe eigentlich gewesen, was er angestrebt, unter welchen Verhältnissen und im Gegensatz zu welchen andern Parteien er entstanden, einen wichtigen Beitrag zur neutestamentlichen Zeitgeschichte Zunächst behandelt der Verfasser der vorliegenden Abhandlung die sämmtlichen Quellen seines Themas mit besonnener, tiefeindringender Kritik; er entwirft sodann ein Bild der essenischen Sekte um die Mitte des 1. Jahrhunderts, entwickelt hierauf das Princip des Essenismus und reiht endlich denselben thunlichst ein in die Geschichte des nachexilischen Judenthums. Er hält die Essener (mit Schürer) für Virtuosen der Sittlichkeit, ihre specifisch religiösen Lehren für gegründet auf das Dogma von dem unabänderlichen Schicksal und vindicirt ihnen den Glauben an die Unsterblichkeit der Seele. Der Verfasser verlangt ferner, daß die Erklärung des Essenismus auf rein jüdischem Boden mit Fernhaltung aller fremden Einflüsse angestrebt werde. Da nun im Essenismus ein Bruch mit dem Opfer- und Tempeldienst vorliege, so müsse ein solcher in einer Zeit der Revolution erfolgt sein, also zur Zeit der syrischen Kriege. Durch die Annahme, daß der Bruch mit dem Tempeldienst den Centralpunkt des Essenismus bilde, erkläre sich sowol der Ursprung und jede Eigenthümlichkeit der essenischen Sekte wie auch die Möglichkeit ihres zweihundertjährigen Bestehens. So weit der Verfasser, dessen Arbeit wir das Zeugniß nicht versagen dürfen, daß er in geistvoller und doch streng geschichtlicher Weise zu forschen

versteht. Mögen ihm in Zukunft ähnliche treffliche Leistungen gelingen.

— In Frankfurt a. M. erscheinen im Verlag von A. Fösser Nachfolger „Frankfurter zeitgemäße Broschüren", neue Folge, herausgegeben von Paul Haffner. Das uns vorliegende neunte Heft des zweiten Bandes derselben behandelt „Die heilige Musik" von Anton Walter. Hier wird von einem Katholiken die kirchliche Musik auf Kosten der weltlichen unverhältnißmäßig gepriesen. „Die Kirche hat Musik, weil sie ein Opfer hat": das ist nach dem Verfasser der Kern und das Wesen der kirchenmusikalischen Frage. „Die katholische Liturgie ist die vollendetste Schöpfung des heiligen Geistes; was nun diese Liturgie für das kirchliche Leben in frühern Zeiten war, das soll sie in unsern Tagen durch Gottes Gnade wieder werden. Je gehorsamer (sic!) die kirchliche Musik ist, um so mehr entspricht sie ihrer Idee und ihrem Zwecke. Ob jemand die richtige Anschauung über Kirchenmusik hat, zeigt sich an seinem Urtheil über den römischen Choralgesang; der Gregorianische Gesang muß für alle Zeiten Quelle und Fundament der kirchlichen Musik bleiben." Man mag noch so sehr geneigt sein, dem Verfasser in der Würdigung der specifisch kirchlichen Musik entgegenzukommen: diese rein katholische Behandlung einer Kunstfrage kann zuletzt doch nur abstoßend wirken. Wo „Gehorsam gegen die Kirchengesetze" das Ideal ist, da kann eine liebe- und lebenswarme religiöse Kunst nicht gedeihen; die Kunst darf und soll mehr sein als eine bloße Abschattung dieser „Kirchengesetze". Mag Palestrina noch so hoch stehen: als das absolute Ideal der Kirchenmusik darf er nicht gepriesen werden.

— Das Leben und die Weltanschauung von „Johannes Huber" hat Eberhard Zirngibl (Gotha, F. A. Perthes) in gedrängter, lichtvoller, warmer Darstellung gegeben. Huber hat bekanntlich den Kampf gegen die materialistische Richtung der Naturwissenschaft mit großem Glück geführt und das Recht der philosophischen, der idealen Weltanschauung behauptet. Der Darwin'schen Selectionstheorie stellte er die Entwickelungstheorie, dem naturalistischen Weltmechanismus den philosophischen Weltorganismus entgegen. Bei diesem Kampfe mit rein wissenschaftlichen Mitteln war es ihm zugleich um die Sicherung der so schwererrungenen modernen Cultur- und Staatsordnung zu thun. Auf der andern Seite aber war ihm der Ultramontanismus gleich zuwider; vielmehr sucht er in der Versöhnung von Glauben und Wissen die einzige Rettung der modernen Gesellschaft. Von hohem idealen Standpunkte aus behandelte er die sociale Frage; er sah dieselbe nur dann für lösbar an, wenn eine feste religiös-sittliche Grundlage für das Volk wiedergewonnen werde. Ganz besonders interessant ist darum im vorliegenden Werk der letzte Abschnitt, worin sich Huber in geistvoller Weise als „Apostel der Willensfreiheit" documentirt: die „persönliche Natur" ist der springende Punkt aller seiner Deductionen, an dessen Erweis er seine ganze Kraft setzte. Jedenfalls wurzelt Zirngibl's Arbeit in einer sehr gründlichen Kenntniß von Huber's Werken; daß letzterer mehr ein wohlmeinender, sich zersplitternder Dilettant als ein schöpferischer Denker war, läßt er freilich unberührt.

— Aus der bei Duncker u. Humblot in Leipzig erscheinenden „Allgemeinen deutschen Biographie" hat die Verlagshandlung in besonderm Abdruck „Zwei Paar bunter Lebensläufe" erscheinen lassen, nämlich „Die Forsters und die Humboldts". Verfasser dieser Biographien ist Alfred Dove, welcher in gediegener Weise das reiche Material des Gelehrten zu einem essayistischen Abriß verarbeitet hat. Er hat überall seine Quellen sorgfältig angegeben, befleißigt sich einer möglichst objectiv gehaltenen Kritik und setzt die historische Treue über blühende Schilderungen. Um der Bedeutung willen, welche die hier charakterisirten Größen unserer Nation haben, mit Rücksicht auch auf den Werth der „Allgemeinen deutschen Biographie" überhaupt sei diese Sonderausgabe hiermit warm empfohlen.

— Das im Verlage von F. A. Brockhaus in Leipzig erscheinende Werk des Freiherrn von Nordenskiöld, betitelt „Die Umsegelung Asiens und Europas auf der Vega", in welchem der berühmte Entdecker einer Durchfahrt durch das nördliche Eismeer den Verlauf seiner so überaus ergebnißreichen Expedition in populär-wissenschaftlichem Stile zur Darstellung bringt, ist bei der 14. Lieferung angelangt. Mit der 11. Lieferung kam der erste Band zum Abschluß, der 31 Bogen Text, Nordenskiöld's Porträt in Stahlstich, 206 Holzschnitt-Illustrationen und 10 Karten enthält. Selbstverständlich werden d. Bl. dem hochwichtigen geographischen Werke eine eingehende Besprechung widmen.

Auch das in d. Bl. bereits rühmlichst erwähnte Illustrationswerk „Nordlandfahrten. Malerische Wanderungen durch Norwegen und Schweden, Irland, Schottland, England und Wales" (Verlag von Ferdinand Hirt u. Sohn in Leipzig) schreitet rasch der Vollendung entgegen: 13 Lieferungen liegen bereits vor, und die zum Abschluß des zweiten Bandes noch fehlenden 2 Lieferungen sollen in ganz kurzer Frist folgen. Man möge also den „Nordlandfahrten" einen Platz auf dem diesjährigen Weihnachtstisch offen halten. Was bei derartigen Illustrationswerken so häufig vermißt wird, die stimmungsvolle Harmonie des Textes und der bildlichen Darstellung, ist hier in ausgezeichneter Weise erreicht, sodaß die durchwanderten Stätten dem äußern wie dem innern Auge, guten Stereoskopen vergleichbar, unter ein und demselben Sehwinkel erscheinen.

Bibliographie.

Dalwigk, Freih. R. v., Chronik des alten Theaters in Oldenburg (1833—1881). Festschrift zu der Eröffnung des neuerbauten Theaters am 8. October 1881. Oldenburg, Schulze. 8. 3 M.

Eck, F., Gedichte. Stuttgart, Cotta. 12. 3 M.

Hausrath, A., Religiöse Reden und Betrachtungen. 2te verm. Aufl. Leipzig, Brockhaus. 1882. 8. 4 M.

Die Kriegführung unter Benutzung der Eisenbahnen und der Kampf um Eisenbahnen. Von H. L. W. 2te Aufl. Nach den Erfahrungen der neuesten Kriege vollständig neu bearbeitet von einem deutschen Stabsoffizier. Mit mehrern in den Text gedruckten Abbildungen, lithographirten Plänen und Tafeln. Leipzig, Brockhaus. 1882. 8. 14 M.

Müller-Kathaus, A., Er muß Comödie spielen. Schwank. Elberfeld, Faßbender. 12. 60 Pf.

Illustrirte Naturgeschichte der Thiere. In Verbindung mit Dr. F. Heincke, Dr. F. Knauer, Dr. E. Rey herausgegeben von Ph. L. Martin. Mit Separatbildern und zahlreichen in den Text gedruckten Abbildungen in Holzschnitt nach Zeichnungen von H. Braune, R. Friese, A. Göring, R. Kretschmer, L. Martin jun., E. Schmidt, F. Specht, A. Thieme u. A. 1ster Bd. 1ste Abth.: Säugethiere. Bearbeitet von Ph. L. Martin. Mit 19 Separatbildern und 322 in den Text gedruckten Abbildungen in Holzschnitt. Leipzig, Brockhaus. 1882. 8. 5 M.

Nummero sieben! Schwank. Paderborn, Bonifacius-Druckerei. 12. 30 Pf.

Oberländer, R., Fremde Völker. Ethnographische Schilderungen aus der alten und neuen Welt. 1ste Lfg. Leipzig, Klinkhardt. Folio. 1 M. 50 Pf.

Der Neue Pitaval. Eine Sammlung der interessantesten Criminalgeschichten aller Länder aus älterer und neuerer Zeit. Begründet von J. E. Hitzig und W. Häring. Fortgesetzt von A. Vollert. Neue Serie. 16ter Bd. Leipzig, Brockhaus. 8. 5 M.

Roth, M., Die heimatlichen Singvögel, sowie einige Verwandte und Freunde derselben in Sprüchen und Liedern. Trier, Lintz. 8. 30 Pf.

Schack, A. F. Graf v., Meine Gemäldesammlung. Stuttgart, Cotta. 8. 3 M.

Schemionek, A., Ausdrücke und Redensarten der Elbingschen Mundart mit einem Anhang von Anekdoten, dem Volke nacherzählt. Gesammelt und erklärt. Danzig, Bertling. 8. 75 Pf.

Taubert, E., Der Antiquar. Berlin, Walther u. Apolant. 1882. 8. 2 M.

Teichmüller, G., Pädagogisches. Zur Revision des Lehrplans unserer Gymnasien. Dorpat. Gr. 8. 1 M. 50 Pf.

Umlauff von Frankwell, V., Romänenlieder. Wien, Braumüller. Gr. 8. 2 M.

Winterfeld, A. v., Schnurren. VII. Berlin, Behr. 12. 1 M. 50 Pf.

Bergmännisches Wörterbuch. Verzeichniß und Erklärung der bei Bergbau, Salinenbetrieb und Aufbereitung vorkommenden technischen Ausdrücke. Nach dem neuesten Stande der Wissenschaft, Technik und Gesetzgebung bearbeitet und herausgegeben von J. Dannenberg und W. A. Frantz. Leipzig, Brockhaus. 1882. 8. 5 M.

Anzeigen.

Im Verlage der J. B. Metzler'schen Buchhandlung in Stuttgart ist soeben erschienen:

Emil Engelmann,

Volksmärchen und Göttersagen

aus

germanischer Vorzeit.

Neue Folge.

Mit Titelbild. 17 Bogen. Octav. Eleg. gebunden. Preis 3 M.

Die poetischen Gebilde der germanischen Märchenwelt und die hervorragenden Gestalten der germanischen Göttersage sind eingehend und anziehend geschildert.

Ueber die letztere sind die verworrensten Mittheilungen verbreitet, und die Wenigsten wissen Genaues über Odin und Walhalla, über Thor und die Midgardschlange oder über die poetischen Gestalten der Nornen und Walküren, über den Tod Baldurs, über die Schauer der Götterdämmerung u. s. w. Hier nun ist auf Grund ernster Studien nach den Quellen der Edda klar und leicht faßlich in Prosa und Poesie berichtet über Wesen und Wirken der Götter und Helden einer längst vergangenen, aber hochinteressanten Zeit.

Söhne und Töchter gebildeter Familien werden das Buch mit Spannung und zu erwünschter Belehrung lesen, ebenso werden ihm die Männer der Wissenschaft ihre Zustimmung nicht versagen.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Soeben erschien:

Der Neue Pitaval.

Eine Sammlung der interessantesten Criminalgeschichten aller Länder aus älterer und neuerer Zeit.

Begründet von J. E. Hitzig und W. Häring (Wilibald Alexis).

Fortgeführt von Dr. **A. Vollert.**

Neue Serie. Sechzehnter Band. 8. Geh. 5 Mark.

Inhalt des Bandes:

Die Molly-Maguires in Pennsylvanien. 1874—78. — Amerikanisches Gerichtswesen früherer Zeit. — Auch eine Künstlergesellschaft. (Michigan.) 1879. — Der Landwirth Johann Friedrich Nikolaus Voigtritter. (Thüringen. Mord.) 1878. — Der Stabio-Proceß. 1876—80. — Der Proceß „Hansen-Fischer". (Wien.) 1880.

Sämmtliche Criminalfälle, die in dem vorliegenden neuen Bande dieses beliebten Werks mit gewohnter Sachkunde dargestellt sind, bieten eigenthümlich fesselnde juristische wie psychologische Momente. Ganz besonderes Interesse gewährt der Magnetiseur-Proceß „Hansen-Fischer".

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

PRÉCIS MILITAIRE

DE LA CAMPAGNE DE 1813 EN ALLEMAGNE.

8. Geh. 2 M. 50 Pf.

Ein deutscher Offizier unterwirft in dieser Schrift die strategischen Operationen Napoleon's und diejenigen der Verbündeten in den Kämpfen von 1813 einer vergleichenden Kritik und knüpft daran interessante Bemerkungen über das Wesen und die Aufgaben der modernen Kriegskunst.

Meyers Fach-Lexika.

Bequemstes Nachschlagen — ausgiebigste Belehrung im engen Raum — fachmännische Bearbeitung — einheitliche Durchführung aller Fächer — gemeinverständliche Haltung aller Artikel — Druck und Format aller Bücher übereinstimmend — jedes Fach in einem Band.

Soeben erschien und ist in allen Buchhandlungen vorrätig:

Lexikon der allgemeinen Litteraturgeschichte

von Dr. **G. Voruhak.** Geh. M. 5, geb. M. 5,50.

Zum erstenmal ist hiermit der Versuch einer Litteraturgeschichte in lexikalischer Form gewagt und trefflich gelungen.

Dies Litteraturlexikon behandelt die Nationallitteraturen aller außerdeutschen Völker in übersichtlichen, zusammenfassenden Artikeln, widmet aber den einzelnen Schriftstellern und deren Werken erschöpfende Einzelartikel. Da Litteraturgeschichten im allgemeinen nur als Nachschlagebücher Verwendung finden, ist die Zweckmäßigkeit der alphabetischen Anordnung in die Augen springend. Zudem hat die sachverständige Einsicht des Verfassers das Werkchen noch mit vielen Dingen bereichert, welche die Litteraturkenntnis begehrt, z. B. einer vollständigen Poetik, den rhetorischen Figuren, den Inhaltsangaben der bedeutendern Werke 2c.

In einer Zeit, wo eine so breite Thätigkeit den internationalen Litteraturmarkt anfüllt und das Unterscheiden so sehr erschwert, ist das vorliegende Buch vermöge seiner urteilsvollen Auswahl eine wirkliche Wohlthat.

Die Deutsche Litteratur folgt in einem besondern Bande.

Verlag des Bibliographischen Instituts in Leipzig.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Soeben erschien:

Bergmännisches Wörterbuch.

Verzeichniß und Erklärung der bei Bergbau, Salinenbetrieb und Aufbereitung vorkommenden technischen Ausdrücke.

Nach dem neuesten Stande der Wissenschaft, Technik und Gesetzgebung

bearbeitet und herausgegeben von

Julius Dannenberg,

Bergwerksdirector zu Hänichen im Königreich Sachsen,

und

Dr. Werner Adolf Frantz,

vormaligem General-Secretär im Montanbezirk Oberschlesien.

8. Geh. 5 M. Geb. 6 M.

Veranlaßt durch die Wahrnehmung, daß die vorhandenen Wörterbücher der Berg- und Hüttenmannssprache, weil sie theils veraltet, theils unvollständig sind, dem gegenwärtigen Bedürfniß nicht mehr genügen, bieten die beiden Verfasser, zwei langjährige erfahrene Praktiker, das vorliegende Bergmännische Wörterbuch. Kuxinhaber und Actionäre von Bergbaugesellschaften, Verwaltungsbeamte, Juristen, Schöffen und Geschworene erhalten damit ein Hand- und Nachschlagebuch von bisher unerreichter Vollständigkeit und Zuverlässigkeit der gegebenen Erklärungen.

(Mit einer Beilage von **Bernhard Schlicke** in Leipzig, einem Verzeichniß zu Festgeschenken geeigneter Werke aus dem Verlag von **F. A. Brockhaus** in Leipzig, und dem **Literarischen Anzeiger** Nr. 12.)

Verantwortlicher Redacteur: Dr. **Rudolf von Gottschall** in Leipzig. — Druck und Verlag von **F. A. Brockhaus** in Leipzig.

RABBINISCHE SEMINAR Breslau

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Herausgegeben von Rudolf von Gottschall.

Erscheint wöchentlich. — Nr. 48. — 1. December 1881.

Inhalt: Murad Efendi als Dramatiker. Von Rudolf von Gottschall. — Zur Philosophie der Geschichte. Von Konrad Hermann. — Geschichtliche Schriften. Von Hans Prutz. — Oesterreichische Novellisten. Von Oskar Welten. — Heinrich Swoboda's Gedichte. — Feuilleton. (Ausländische Literatur.) — Bibliographie. — Anzeigen.

Murad Efendi als Dramatiker.

Dramatische Werke von Murad Efendi. Drei Bände. Leipzig, T. O. Weigel. 1881. 8. 15 M.

Die Tragödie ist das Stiefkind unserer Bühne, und es gehört schon viel Ritterlichkeit dazu, wenn ein deutscher Dichter sich noch ihrem Dienste weiht: immer seltener werden die Aufführungen tragischer Werke an den großen Bühnen. Früher glaubte man noch in Wien und Berlin der neuen Dichtung die Rücksicht schuldig zu sein, jedes Jahr wenigstens eine in dichterischem Stil gehaltene Tragödie zur Aufführung zu bringen; davon sieht man jetzt auch meistens ab, und trotz der Preiskrönungen des berliner Schillercomité geht jetzt oft die ganze Saison vorüber, ohne daß ein neues Trauerspiel dem Repertoire angeeignet wird. Das Publikum will keine Trauerspiele, heißt es: trotzdem aber stehen die Tragödien der großen Dichter jahraus jahrein und allwöchentlich auf dem Repertoire. Viele jüngere Kräfte sind in ihrer Misstimmung schon dazu gedrängt worden, die ganze sogenannte Classicität für ein Unglück zu halten, für einen Hemmschuh der Entwickelung, schon deshalb, weil die unfähigen und beschränkten Köpfe unter den Bühnenleitern, welche nie ein Schiller'sches oder Goethe'sches Trauerspiel zur Aufführung gebracht hätten, wenn es ihnen jetzt eingereicht worden wäre, glauben, sich durch die Aufführung classischer Dramen überhaupt mit den Dramen höhern Stils abgefunden zu haben, und nun ihr Repertoire in diesem bequemen Tretrad jahraus jahrein laufen lassen. Gewiß ist der übertriebene Cultus der Classicität, die bis zur Ermüdung heruntergespielt wird, kein Glück für unser Theater: dennoch möchten wir diese Aufführungen nicht missen; denn sie allein halten noch die Traditionen des höhern Stils auf der Bühne und auch beim Publikum aufrecht; ohne dieselben wären wir längst auf das flache Niveau der deutschen und französischen Iffland'aden gänzlich herabgesunken.

Es gehört jetzt schon zu den Erfolgen, wenn eine tragische Dichtung sporadische Aufführungen erlebt, hier und dort an einer größern Bühne gegeben wird. Dies war auch das Los der jetzt in einer Sammlung herausgegebenen Dramen von Murad Efendi: einige derselben wurden am wiener Burg- oder Stadttheater, am dresdner Hoftheater, in Leipzig, an zweiten berliner Bühnen gegeben; gegenüber der Buchdramatik, welche nie das Licht der Prosceniumslampen erblickt, immerhin ein Erfolg; aber trotz des Beifalls, den diese Dramen großentheils gefunden, fehlte doch die Nachfolge, und da auch unsere ersten Bühnen gegenwärtig es längst aufgegeben haben, Stücke von dichterischer Haltung durch mindestens einmalige jährliche Wiederholung auf dem Repertoire zu erhalten, was noch Laube als Director des Burgtheaters auch bei zweifelhaften ersten Erfolgen oft genug gethan, so verschwinden auch diese Dramen bald wieder von den weltbedeutenden Bretern.

Der leider vor kurzem verstorbene Murad Efendi war ein geborener Oesterreicher, aber lange Zeit in türkischen Diensten, anfangs als Offizier, später als Diplomat, zuletzt türkischer Gesandter in Schweden und Holland. Eine türkische Excellenz, die auf dem deutschen Parnaß eine ehrenvolle Stellung einnimmt, muß immerhin als eine eigenthümliche Erscheinung betrachtet werden. Murad Efendi hat nicht blos die dramatische, auch die lyrische und didaktische Gattung der Poesie gepflegt; doch wies ihn sein Talent wol vorzugsweise auf die erstere hin.

Die meisten Stücke der Sammlung sind Trauerspiele. Murad Efendi hat etwas von dem os magna sonaturum, das dem Tragiker unerlaßlich ist; im Schau- und Lustspiele ist er weniger zu Hause, obschon er sich auch hier als ein gewandter und geistreicher Autor zeigt. Die Tragödien der Sammlung sind: „Selim der Dritte“,

„Marino Falieri", „Mirabeau", „Johanna Grey" und „Ines de Castro": alles ohne Ausnahme historische Trauerspiele und alle außer „Mirabeau" in Versen, in fünffüßigen Jamben geschrieben.

„Selim der Dritte" ist unsers Wissens das erste größere Drama des Autors und auch an der wiener Burg zur Aufführung gekommen. Die Vertrautheit mit allen türkischen Verhältnissen gibt dem Dichter gerade für dieses Werk einen festen Boden. Nicht blos für das Colorit, für die äußere Ausstattung, für das Costüm ist damit viel gewonnen: auch für die Grundlagen der eigentlichen Handlung. „Selim der Dritte" ist eine heißblütige Reformtragödie, und der Sultan gehört zu jenen tragischen Charakteren der Geschichte, welche das Rechte wollen, aber zu einer Zeit, wo es noch nicht zur Reife gediehen ist, und welche daher als Vorläufer und Bahnbrecher für die erfolgreichern Bestrebungen ihrer Nachfolger zu Grunde gehen. Selim III. wollte die übermüthigen Prätorianer Konstantinopels, die Janitscharen, vernichten: er scheiterte mit diesem kühnen Unternehmen; erst etwa ein Jahrzehnt nachher gelang es dem Sultan Mahmud II., in einem ungeheuern Blutbad die Janitscharen zu vernichten. Außerdem plant in unserm Stücke Selim III. eine andere Reform: die Aufhebung des Harems und die Erhebung seiner Favorite Zuleicha Kadin zur Sultanin. Das erbittert die Anhänger des Alten aufs äußerste: die Janitscharen erheben sich gegen ihn, der Groß-Mufti und die Priester, die Hofpartei; seine Mutter, die Walide Sultan, geht in das Lager der Feinde über; in einem Aufstand wird Selim von den Janitscharen erschossen.

Das ist der äußere Verlauf der geschichtlichen Handlung: die tragische Schuld Selim's ist hier die Schuld aller Reformatoren, die im Kampf gegen das Bestehende zu Grunde gehen. Doch damit hat sich der Dichter nicht begnügt: er läßt seinen Helden noch in einer andern Weise schuldig werden. In allen seinen Reformbestrebungen findet Selim die kräftigste Unterstützung bei seinem Großvezier Hussein-Pascha, einem ebenso edeln wie tüchtigen Manne, und diesen seinen Freund und Helfer weiht er dem Tode infolge einer Hofintrigue und eines Misverständnisses. Zuleicha Kadin liebt den Sultan Selim nicht, sondern sie ist von heißer Leidenschaft für den Großvezier entbrannt; sie ladet diesen zu einer geheimnißvollen Unterredung ein. Der Großvezier, der bei der Sultanin Walide freien Zutritt hat, erscheint nun im Harem der Favorite, und stellt ihren liebeglühenden Anträgen, so wenig er ihnen gegenüber kalt und gleichgültig zu bleiben vermag, doch den Ernst der Pflicht entgegen, und so vermag diese Potiphar ihn nicht zu fesseln. Doch der geheime Besuch ist nicht unbelauscht geblieben; die Gegner des Großveziers verrathen ihn dem Sultan. Dieser hält anfangs noch seinen Glauben an den Freund und Gesinnungsgenossen aufrecht: erst als Zuleicha davon gehört hat, daß das Leben des Veziers bedroht sei, und in höchster Aufregung kommt, um Gnade für ihn zu erflehen, da erkennt Selim plötzlich, daß Zuleicha die Schuldige ist, und läßt in leidenschaftlicher Verblendung den Vezier tödten. Hierin besteht nun seine tragische Schuld: ein Wort hätte das Misverständniß so aufklären können, wie das später geschieht; aber der Dichter läßt dies eine Wort nicht sprechen. Man kann für die geschichtlichen Ereignisse dieser Seriltragödie, die dem Anschein nach sehr locker verknüpft sind, das einigende Band nur sehen in dem Charakter des Helden selbst, dessen leidenschaftlicher Ungestüm hier und dort für ihn zum Verhängniß wird.

Die Hauptscenen des Stücks werden von mehr episodischen Volksscenen unterbrochen, in denen nicht nur der Uebermuth der Janitscharen sich ausspricht, sondern auch eigenartige Gestalten, wie der mystisch-prophetische Bettelderwisch, auftreten. Die Sprache ist meist bestimmt und präcis, hier und dort etwas apart und gesucht; aber in den großen Scenen hat sie den Feuergeist des dramatischen Pathos. Als Zuleicha ihre Liebe zum Großvezier bekennt, sagt sie:

Es sind drei Tage heut'. Selim gewährte
Die Gunst, mit meinen Frauen vom Altan
Den Aufzug anzusehn im Bairamfest.
Im augenblendend reichen Pompe harrten
Des Reiches Würdenträger des Monarchen.
Da trat zur Runde Einer, dessen Kleid
Sich ebenso vom hohlen Staat der Andern,
Wie die Gestalt, die königliche, schied
Von der gebeugten Haltung der Veziere.
Die Wipfel der Cypressen schienen sich
In Huldigung dem Herrlichen zu neigen.
Mir war, als senkte sich die Sonne nieder
Und deckte flammenstrahlend diese Welt.
Mein Leben drängte sich in meinen Blick;
Es überkam mich unerklärlich bang,
Dabei so unaussprechlich wohl zugleich.
Wild pochte mir das Herz in lauten Schlägen,
Und bebend fühlt' ich, wie die Lieb' entbrannte,
Die göttliche, die einst die Freundin pries,
Die ich ersehnt, die ich im Traum geahnt!

Als Selim von Zuleicha zu spät erfährt, daß der Großvezier schuldlos sei, ruft er aus:

Ein Mord! — O unglückselig'ges Volk, dein Führer
Hat nicht gelernt den rohen Trieb bemeistern.
An deiner Kette mocht' er stümpernd feilen,
Der selber Ketten trägt, doch sie zerbrechen
Und dich befreien, nein das konnt' er nicht.
Ich mußte über Menschenmaß mich stellen,
Und unterlag gemeiner Leidenschaft.
Vermessen träumt' ich einst, mein Purpur würde
Als Morgenröthe Osmans Kindern leuchten,
Als Morgenröthe einer neuen Zeit —
Nun, jene Morgenröthe dampft als Blutbad
Zum unerbittlich strengen Himmel auf. —
Sein edles Blut — und jenes dort vergossen,
Des Brandes Flammenzungen, alle rufen:
Selim, der Volksbeglücker, ist ein Mörder,
Ein eitler Knabe, der mit Blitzen spielte,
Ein stumpfer Sklave, der von Freiheit träumte.
Er rief mir zu: „Du hast dich aufgegeben",
Er sagte wahr, und jetzt versteh' ich ihn. —

Die Scene, in welcher Selim Zuleicha's Treulosigkeit erkannt hat und die Favorite dem Richter übergibt, zeichnet sich besonders durch markige Kraft aus.

Das zweite Drama „Marino Falieri" behandelt einen Stoff, den außer Byron und Delavigne auch mehrere neue deutsche Dichter, wie Albert Lindner und Heinrich Kruse, behandelt haben. Wir haben eine eingehende Parallele dieser Marino-Falieri-Dramen in „Unsere Zeit" veröffentlicht (III, 1, 881 fg.) und dabei auch schon des Dramas von Murad Efendi gedacht, obschon es noch nicht im Buchhandel erschienen war; es war uns infolge einer leipziger Aufführung bekannt und das Bühnenmanuscript lag uns vor. Der Verfasser hat indeß eine nicht unwesentliche Aenderung vorgenommen: er hat die große Verschwörungsscene fortgelassen, wegen der Massenverwendung und der großen Mühe, welche sie bei der Aufführung macht; einige Theile der Scene nahm er in den siebenten Auftritt des dritten Actes mit herüber. In diesem Drama erscheint uns die Exposition geschichtlich bezeichnender und lebendiger als in den andern Marino-Falieri-Dramen: wir sehen die Bedrückung des Volks und den Hochmuth der Patricier in einer Reihe von Scenen anschaulich vorgeführt, und am Schluß des ersten Acts ist der Keim des Conflicts zwischen dem Dogen und den andern Würdenträgern der Republik in einer für die Zukunft verhängnißvollen Weise gelegt. In den meisten Dramen, welche den Dogen der Republik zum Helden haben, kommt der Conflict zum Ausbruch durch die Liebe Michel Steno's zur Dogaressa: Falieri trifft ihn bei seiner Gattin, kämpft mit ihm und läßt ihn verhaften; er klagt ihn beim Rathe an, und der Rath verurtheilt ihn nur wegen Unbedachtsamkeit zu einer Verbannung von dreißig Tagen. Das entscheidet die Betheiligung Marino Falieri's an der Verschwörung des Volks gegen die Patricier. Doch Murad Efendi benutzt die Leidenschaft Steno's für die Dogaressa nicht blos zur Motivirung der Haupthandlung, sondern auch zur Herbeiführung der Katastrophe. Bei einer abermaligen Begegnung weiß Steno durch List der jungen Frau des Dogen, die in die Verschwörung eingeweiht ist, das Geheimniß zu entlocken, und durch unwillkürlichen Verrath gibt sie selbst den Gatten dem Henker preis. Falieri stürzt indeß auf den an der Spitze der Häscher hereintretenden Steno los und tödtet ihn: eine poetische Licenz, die sich auch in andern Marino-Falieri-Dramen findet; die Geschichte berichtet, daß Michel Steno es zu hohen Jahren gebracht und selbst Doge geworden sei.

Das Ausplaudern wider Willen ist im Grunde ein Lustspielmotiv, welches für die Tragödie zu schwächlich ist, wie überhaupt in mehrern neuen Dramen die Verwebung der Intrigue in den Gang der Handlung dem Tragischen zu sehr den Kothurn hinwegzieht. Auch Clara, eine Art von Gräfin Terzky, welche das stolze Streben des Dogen nach Alleinherrschaft nährt, bedient sich dazu doch der Mittel der Intrigue, welche die Schiller'sche Heldin verschmäht. Mit dem Albert Lindner'schen „Marino Falieri" hat der von Murad Efendi die Aehnlichkeit, daß der Charakter der Dogaressa den Ausschlag für die Entscheidung gibt, so entgegengesetzt auch die beiden Heldinnen, die energische Angiolina und die unentschlossene, leicht von ihren Gefühlen überwältigte Maria, sind.

Wenn auch die Motivirung der Handlung in „Marino Falieri" oft nicht den großen Stil der Tragödie zeigt, so fehlt dieser doch keineswegs der Darstellungsweise des Dichters und den vorgeführten Situationen selbst. Hier ist Mark und Kraft und eine gewisse herbe Prägnanz des Ausdrucks, der ihr zu Liebe oft die anmuthige Glätte verleugnet. Die Bilder sind oft originell und markig, so wenn Faliero sagt:

> Ja, borgte mir der Jude vom Rialto
> Ein Stündlein Rache auf mein Seelenheil,
> Genad' mir Gott, ich gäb's zum Pfand ihm hin.

Die beiden größern Monologe Falieri's sind reich an schlaghaften Metaphern, wie sie die Tragödie verlangt:

> Das Volk befreien, läutern diesen Staat!
> Das klingt mir wie ein Mahnruf großer Zeiten
> Und ruft ein Echo hundertstimmig wach
> In meiner Brust. — Das Ziel ist strebenswerth,
> Die Kaste, die sich selbstisch überhebt,
> Die Herrschaft der Patricier zu stürzen.
> Ein stolzer Ruf zur That! — und doch vielleicht
> Nur ein Sirenenruf. — Nimmt das Verbrechen
> Nicht manchmal Tugendschleier an? Ja, sind
> Erhabner Drang und Sünde nicht verwandt,
> Nicht Kinder einer Stunde, einer Mutter?
> Genügt es wol, ein Großes anzustreben?
> Da liegt's. — (Sinnend.)
> Sind Umwälzungen, durch Gewalt
> Vollführt, auch segensreich? Ist jener Funke,
> Der von den Klingen sprüht, wohlthätig wie
> Der Funke, der da glimmt im Geist der Völker
> Und wächst, bis er der Zeit zur Leuchte wird?
> Der eine sprüht, und löscht im Blutstrom aus,
> Der andere, gezeitigt — wärmt, erhellt. —
> Wenn ich mit kühner Hand den Bau zerstört,
> Kann ich mit Asche einen *bessern* fügen?
> Wenn nicht, so hinterließ' ich nur Ruinen,
> Und des Zerstörers fluchbeladnen Namen.

> Enteilt, Minuten! Wärt ihr doch *gewesen*,
> Daß ich, statt hier zu grübeln, draußen kämpfte!
> Bedenken frißt am Mark jedweder That
> Und überzieht mit Rost so Schwert wie Pflug:
> Es schwächt den Arm, indem's den Schlag erwägt;
> Es lähmt den Fuß, indem es Schritte zählt;
> Es hemmt den Flug, indem es Höhen mißt.
> Ich will nichts mehr und darf auch nichts bedenken.
> Genügsamkeit der gröberen Begier
> Erfülle ganz die Brust, im Keim ersticke
> Die Regung zagender Bedenklichkeit!
> Und du, mein Blick, verschließ dich allem sonst
> Und sieh das Eine blos! Du, Faust, sei eins
> Mit dem gefühllos kalten Stahl und triff
> So tief, so mitleidslos, wie sie mich trafen!
> Ihr habt der Frevel Maß erfüllt und zwingt
> Mir in die Faust die Waffe — euer Leben,
> Patricier, zuckt unterm Stahl — Ich *muß*

Es nehmen, muß — der Himmel sei uns gnädig!
Die Stunde schließet euch die Pforten auf
Zur Ewigkeit, mir zum Gericht der Zeiten.
Ich leg' zu Füßen der befreiten Stadt
Dies Schwert, mein Banner fliegt! Ich bin bereit.

Auch versteht der Dichter, die Handlung bei den Actschlüssen zuzuspitzen und für die leidenschaftliche dramatische Bewegung den treffenden dichterischen Ausdruck zu finden. „Marino Falieri" ist ein durchaus bühnengerechtes Stück.

„Mirabeau" ist eine Revolutionstragödie, in deren Mittelpunkt die Liebe des Volkstribunen zur Königin Marie Antoinette steht. Wie fast alle deutschen Dramen, welche einen Stoff aus der Zeit der Französischen Revolution wählen, ist das Stück in Prosa geschrieben: es scheint, als ob sich die parlamentarische Debatte, welche diese Revolutionsstücke und oft mit heftiger Leidenschaftlichkeit durchdringt, gegen den dramatischen Jambus sträube. Die Französische Revolution ist übrigens bei den ersten deutschen Bühnen in Acht und Bann gethan und überhaupt fast für alle Hoftheater ein Noli me tangere; es ist eine wohl aufzuwerfende Frage, wie lange ein bedeutendes geschichtliches Ereigniß, das der dramatischen Muse reichsten Stoff bietet, von diesem Bann getroffen bleiben wird? Auch Murad Efendi's „Mirabeau" ist nur an zweiten Theatern in Wien und Berlin zur Aufführung gekommen. Im wesentlichen ist dieser Volksmann ein Romanheld; die abenteuerlichen Verwickelungen seines Lebens stempeln ihn dazu, die Conflicte mit seiner Familie, seine zahlreichen Liebesabenteuer. Ein dramatischer Held wird er erst in der letzten Epoche seines Lebens, in welcher er, schwankend zwischen Volksmacht und Königsmacht, die erstere an die letztere verrieth. Viele Memoiren berichten dies, und so geschieht es in unserm Stück. Gleichwol leidet die geschichtliche und auch die dramatische Bedeutung Mirabeau's in demselben dadurch Havarie, daß dieser Verrath fast ohne jeden innern Kampf vor sich geht; denn nicht auf eine würdige Verschmelzung von Königthum und Volksherrschaft ist es abgesehen. Mirabeau will aus Liebe zur Königin die Monarchie retten um jeden Preis. In den Seenen des ersten Acts sowol mit Cabanis wie mit der Königin tritt das Streben, die Monarchie mit der Freiheit zu versöhnen, noch in einzelnen Wendungen hervor. „Jetzt", sagt er zu dem erstern, „erkenn' ich die gedeihliche Mitte zwischen dem Ideal und der Wirklichkeit, die rettende Mitte vor der despotischen Willkür von oben und der anarchischen Gewaltthat von unten", und zur letztern: „Die Freiheit sei keine Kluft zwischen Thron und Nation, sondern das Band, das sie inniger aneinanderschließt." Doch im Verlauf des Stücks finden diese Gedanken weiter kein Echo: es handelt sich nur um die Rettung der Monarchie, und Mirabeau's Auftreten bei den Jakobinern hat keinen andern Zweck, als in diesem Sinne zu intriguiren. Es ist gewiß dramatisch, wenn eine Leidenschaft wie die Liebe zur Königin einen Helden seinen politischen Idealen untreu macht; doch dann muß dieser innere Kampf sich steigern und in Handlung umgesetzt werden. In dem Stück kommt aber noch ein den Charakter Mirabeau's sehr herabsetzendes Moment hinzu: die großen Summen, die er von der Königin erhält. Diese geschichtliche Thatsache ist dramatisch kaum verwendbar, ohne die Bedeutung des Helden zu gefährden, und zu wichtig, um nur für beiläufige Charakteristik verwendet zu werden; man kann den Eindruck eines politischen Schürzenstipendiums nicht überwinden.

Der eigentliche Verlauf der Handlung ist der eines durch politische Vorgänge illustrirten Liebesdramas; denn neben der Liebe zur Königin geht die Liebe Mirabeau's zu Gilberte einher, die er um jener willen verstößt, während die Kunde von diesem Verhältniß Marie Antoinette gegen den Grafen aufs tiefste verstimmt. Gilberte aber dürstet nach Rache, in Gemeinschaft mit Camps, dem Secretär Mirabeau's. Dieser liebte sie und mußte dem Grafen weichen, den er in jeder Hinsicht haßt und beneidet. Gilberte ruft das Volk zum Zug nach Versailles auf, wo Mirabeau die Königin zu schützen sucht. Seine Geliebte zückt den Dolch gegen diese: Mirabeau wehrt sie ab. Im fünften Act wird er von Camps vergiftet. So führt Privatrache die Katastrophen des Stücks herbei, was ohne Einbuße seitens seiner geschichtlichen Bedeutung nicht abgehen kann.

Davon abgesehen zeugt aber dies Drama von dem dramatischen und auch theatralischen Talent des Autors: es ist Leben und Bewegung in demselben; nicht blos die Volksscenen und die Scenen am Hofe sind anschaulich in der Vertheilung der Gruppen und oft prägnant in der Charakteristik der einzelnen hervorragenden Persönlichkeiten; auch die großen Seenen zwischen Mirabeau und der Königin sind in ihrer Gliederung und Steigerung echt dramatisch, und die Diction hat den Guß einer oft hinreißenden Leidenschaftlichkeit. Wir entnehmen der Scene des vierten Acts die folgende Probe:

Marie Antoinette.

Lösen Sie mir den Widerspruch. Was lebt in Ihrer Seele?

Mirabeau (fast tonlos).

Die Verzweiflung.

Marie Antoinette.

Räthselhafter! Was wollen Sie, wer sind Sie?

Mirabeau.

Sie wissen es, ein Verräther, ein Meineidiger, ein Verfluchter — kurz, Mirabeau.

Marie Antoinette.

Welches ist Ihr wahres Antlitz? Entsinnen Sie sich Ihres Gelöbnisses von Saint-Cloud?

Mirabeau.

Es flammt hier in Feuerlettern. (Er zeigt auf seine Brust).

Marie Antoinette.

Das behaupten Sie jetzt noch in diesem Augenblick?

Mirabeau.

Mein letzter Seufzer wird es bekräftigen.

Marie Antoinette.

Die Jakobinermütze deckt es zu.

Mirabeau.

O, bannen Sie das Mistrauen; es ist Ihr schlimmster Feind! Für wen habe ich die Jakobinermütze auf mein Haupt gedrückt als ein erstes Pfand des Gelingens meiner verwegenen Entwürfe? Für wen als für meine Königin?

Marie Antoinette.

Was sagen Sie? Sie scherzen.

Mirabeau.

Ja, für Sie. Die Unterredung, die Ew. Majestät mir in Saint-Cloud gewährt hatte, war ruchbar geworden. Pamphlete liefen durch Paris, bedenkliche Anklagen wider mich wurden laut und fanden theilweise Gehör. Unsere Feinde schürten den Argwohn des Volks. Drohend trat der Augenblick an mich heran. Ich mußte einen Theil meiner Plane eingestehen. Ich that es, konnte ich mich doch für Ihre Absichten verbürgen und im Namen der Krone ein Jakobinerministerium verkünden. Das Schwerste war gelungen, die Schreckhaften und die Unentschiedenen, kurz, die Mehrzahl war für den Bund der Freiheit mit dem Thron gewonnen. Sie vertrauten mir. Da, im Augenblick des Erfolgs, im Augenblick, wo ich im Namen des Königs spreche und handle, da verbreitet sich in Paris die Nachricht von jenem unheilvollen Banket der Garden, von der Theilnahme der Königin daran, vom Anschlag gegen die Nation. Alles war verloren. Nichts blieb mir übrig, als selber das Volk zu den Waffen zu rufen und mich an seine Spitze zu stellen. Es galt, Ihr Leben zu beschützen —

Marie Antoinette.

Was habe ich gethan!

Mirabeau (fortfahrend).

— das theuere Leben der angebeteten Frau.

Marie Antoinette (mit Würde).

Graf Mirabeau —

Mirabeau.

Es ist gesagt — die Rettung der Monarchie war zugleich das Streben einer hoffnungslosen Liebe.

Marie Antoinette.

Graf, diese Sprache!

Mirabeau (ekstatisch).

O zürnen Sie nicht über dieses verwegene Geständniß. Anbetung entheiligt auch eine Heilige nicht — hätten Sie es doch früher vernommen und daran geglaubt. Erschrecken Sie nicht vor dem Aufschrei eines brechenden Herzens! Es ist ein furchtbares Verhängniß, daß Ihr Engel schwieg, als der Zweifel Sie beschlich. Er hätte Ihnen zurufen müssen: Wenn der Odem der Menschheit Lüge ist, dieser Mirabeau ist wahr für dich. Halte das unschuldige Lächeln des Kindes, die Thräne im Mutterauge für eine Lüge, aber die Treue dieses Mirabeau bezweifle nicht. Er will und wird dich retten! — Ich hatte mich vermessen, einer Welt entgegenzutreten und dem Zeitlauf halt zu gebieten. Vielleicht hätte ich das Uebermenschliche vermocht — aber ich konnte Sie nicht zum Vertrauen überzeugen; die Schatten meiner Vergangenheit folgen mir — ich will mich erheben, sie steigen mit mir — Königin! Mein Geschick erfüllt sich durch Ihre Hand und zu Ihrem eigenen Verderben!

Marie Antoinette.

Halten Sie ein, Mirabeau. Ja, ich bin Ihr Verhängniß und mein eigenes — o, schonen Sie mein!

Rudolf von Gottschall.

(Der Beschluß folgt in der nächsten Nummer.)

Zur Philosophie der Geschichte.

1. Das System der Philosophie als exacter Wissenschaft, enthaltend Logik, Naturphilosophie und Geistesphilosophie. Vierter Theil, enthaltend die Philosophie der Geschichte. Von C. L. Michelet. Zweite Abtheilung: Rom, das christliche Europa, Amerika, die Nachwelt. Berlin, Nicolai. 1881. Gr. 8. 6 M. (Preis des ganzen Werks 36 M.)
2. Die Wissenschaft vom physischen, geistigen und socialen Leben auf der Grundlage einer einheitlichen Weltanschauung in ihren Grundprincipien dargestellt von Julius Heinrich Franke. Berlin, Grieben. 1881. Gr. 8. 4 M.

Die vorliegende Abtheilung des vier Bände umfassenden Werks von C. L. Michelet (Nr. 1) bildet den Schluß seiner ausführlichen Darstellung des Systems der Philosophie als exacter Wissenschaft, bearbeitet auf Grundlage der Auffassung und der Gliederung des philosophischen Stoffs nach Hegel. Michelet ist einer der strebsamsten Geister und jetzt noch ein rüstiger Veteran aus der Hegel'schen Schule. Für den letzten Theil seines Werks hat natürlich die Hegel'sche „Philosophie der Geschichte" selbst die allgemeine Basis gebildet. Indem Michelet sich für seine besondere Auffassung der Philosophie des Ausdrucks einer „exacten" Wissenschaft bedient — eine Bezeichnung, die für gewöhnlich von dem dem Hegel'schen diametral entgegengesetzten Herbart'schen System als Charaktermerkmal seiner ganzen methodischen Auffassung der Philosophie in Anspruch genommen wird —, so gibt sich schon hierin das Streben nach einer bestimmten Ermäßigung, Modification und Erweiterung des streng und einseitig dialektischen oder speculativen Denkens der Hegel'schen Schule zu erkennen. Allerdings waltet der immanente Begriff und seine Entwickelung hier nicht mehr so ausschließend und gleichsam dictatorisch vor, als dieses bei Hegel selbst und zu seiner Zeit der Fall gewesen war. Es wird uns vielmehr der reale Inhalt der Geschichte im allgemeinen ganz objectiv und oft mit einer für das höhere Begreifen desselben nicht gerade nothwendigen Breite erzählt. Insofern könnte die ganze Darstellung des Verfassers wol als die einer höher gefaßten geistreichen Popularisirung der Geschichte bezeichnet werden. Der Ausdruck des Exacten hat hier insbesondere wol die Bedeutung, daß die Concordanz des realen Inhalts oder Stoffs der Geschichte mit der allgemeinen Voraussetzung einer an sich nothwendigen begriffsmäßigen Entfaltung in derselben nachzuweisen versucht wird. Das alles ist freilich weit milder, einfach verständlicher und gemäßigter als der starre und unerbittliche Rigorismus des dialektischen Fortschritts in der Geschichte bei Hegel selbst. Nichtsdestoweniger ist die allgemeine Art der Auffassung des Stoffs doch noch dieselbe

geblieben wie dort. Die ganze Wissenschaft der Philosophie der Geschichte oder des höhern denkenden Begreifens der historischen Erscheinungen hat seit Hegel gewisse weitere Fortschritte gemacht, und es ist namentlich in den Arbeiten von Flint und Rocholl das bisherige statistische Material dieses ganzen Erkenntnißgebiets zusammenzustellen und zu ändern versucht worden. Auch hat der Unterzeichnete in seiner „Philosophie der Geschichte" (Leipzig 1870) auf die Unvollkommenheiten der Hegel'schen Behandlung hingewiesen und einen umfassendern und freiern Standpunkt für die ganze Auffassung dieses Gebiets zu gewinnen sich bestrebt. Immer aber gebührt Hegel das Verdienst, die Philosophie der Geschichte zuerst als eine bestimmte eigenthümliche Disciplin in den Rahmen der philosophischen Wissenschaften eingeordnet und sie nach einem festen und strengen Princip systematisch bearbeitet zu haben: ein Verdienst, welches namentlich von jenen beiden Statistikern nicht nach seiner vollen Bedeutung anerkannt und gewürdigt worden ist. Erwähnung verdient von den neuern Arbeiten auf diesem Gebiet auch die Schrift von Friedrich Jodl: „Die Culturgeschichtschreibung, ihre Entwickelung und ihr Problem" (Halle 1878).

Daß mit der Hegel'schen Methode jetzt nicht mehr durchzukommen ist, bedarf wol kaum der nähern Begründung. Das Ziel dieser Methode bestand zunächst darin, möglichst alles an einem einzigen großen zusammenhängenden Faden der Entwickelung aneinander zu reihen. Die Geschichte ist thatsächlich kein solcher durchaus einheitlicher Proceß, sondern sie ist unmittelbar genommen vielmehr ein bloßer Complex besonderer räumlicher Lebensgebiete und einzelner sich miteinander verschlingender Specialgeschichten der verschiedenen Völker der Erde. Die Geschichte ist nicht blos, wie es nach dieser Auffassung scheint, ein einheitlich fortschreitendes Drama in der Zeit, sondern auch ein ausgedehntes, buntes und farbenreiches Gemälde im Raume. Es ist ferner auch nicht möglich, die Auffassung festzuhalten, daß alle diese einzelnen Abtheilungen oder Gebiete des historischen Lebens rücksichtlich ihres innern Charakters oder geistigen Werthes eine einfache zusammenhängende Reihenfolge von Stufen der niedern oder höhern Vollkommenheit in der Erreichung oder Verwirklichung irgendeines allgemeinen begrifflichen Typus oder Ideals bilden sollten. Auch hier sind alle diese Unterschiede nicht blos solche des Grades, sondern auch solche der Art, und es ergänzt zugleich überall der Werth und die Bedeutung des einen Volks oder Theils der Geschichte in ebenbürtiger Weise den des andern. Alles dieses sind einseitige und beschränkte Auffassungen oder Vorurtheile der Hegel'schen Schule. Dieser ganz abstracte und schematische Fortschrittsgedanke allein enthält nicht die volle und ausreichende Wahrheit für das philosophische Begreifen der Geschichte in sich. Es war ferner ein Mangel bei Hegel selbst, daß dieser auf die ganze Frage nach der weitern Zukunft oder dem fernern Fortgange der Geschichte im Grunde gar keine irgendwie befriedigende Antwort zu geben wußte. Er hatte blos mit seinem einmal feststehenden logischen Kategorienschema den bisherigen Inhalt oder das vorliegende empirische Material der Geschichte einzutheilen und als eine immanente Entwickelung des sogenannten objectiven Begriffs darzustellen vermocht. Das Höchste alles menschlichen Geisteslebens schien ihm bereits in seinem eigenen System wesentlich enthalten oder erreicht zu sein, ebenso wie ihm auch der einheitlich geschlossene Bureaukratismus des damaligen preußischen Staats als die Verwirklichung der absoluten politischen Idee entgegentrat. Man stand nach ihm bereits auf der höchsten Sprosse der Leiter der Geschichte, da sich ja überhaupt nach seiner Auffassung die begriffliche Idealität und die empirische Realität des Lebens vollständig miteinander deckten. Dieses ist ein Mangel, der allerdings von Michelet zu verbessern versucht wird. Die Philosophie der Geschichte hat auch die Aufgabe, unter Anschluß an das Gegebene die weitern zu erstrebenden Ziele und Ideale des Lebens festzustellen. Das Individuum soll nach Michelet in Zukunft wesentlich Selbstzweck sein, während es bisher im allgemeinen nur Mittel und Organ für die Entwickelung des Ganzen in der Geschichte gewesen ist. Wir erblicken auch hierin eine Ermäßigung der ursprünglichen Starrheit des Hegel'schen Lehrbegriffs und der Idee des bloßen dienenden Aufgehens des Individuellen im Allgemeinen. In der individuellen Persönlichkeit als solcher und ihrer immer vollkommenern Ausbildung wird freilich von Anfang an der wahrhaft bedingende Endzweck und insofern zugleich das höchste leitende Princip für alle geordnete Erkenntniß der Geschichte erblickt werden müssen.

Was Michelet die Nachwelt nennt, wird hauptsächlich in gewissen, bisjetzt blos unvollkommen in die Bewegung der Geschichte eingetretenen Gebieten der Erde, Australien u. s. w., seinen Sitz oder Mittelpunkt haben müssen. Auch dem liegt, wie uns scheint, eine falsche und von einseitigen Gesichtspunkten beherrschte Auffassung der geographischen Verhältnisse nach ihrem Zusammenhange mit der Geschichte zum Grunde. Es ist wahr, daß der Weg der Geschichte um die Erde im allgemeinen in der Richtung von Osten nach Westen gegangen ist. Deswegen hatte auch Hegel seinen Proceß der Construction der Geschichte mit China, da dieses im äußersten Osten steht, angefangen. Australien und seine Inselgruppen aber werden später wol noch eine größere Wichtigkeit erlangen als Mittelglieder für das Verkehrsleben Amerikas und Europas mit den alten Culturländern des östlichen Asien. Auf die physische Unvollkommenheit dieses ganzen südlichen Continents für ein selbständiges Culturleben hat unter andern schon Peschel hingewiesen, und es hat neuerlich auch die Bewegung der europäischen Cultur zum Theil wiederum ihren Weg rückwärts in der geographischen Richtung nach Osten hin eingeschlagen. Die realen Ursachen und Bedingungen alles historischen Geschehens in den geographischen und ethnographischen Gliederungsverhältnissen des menschlichen Lebens kommen überhaupt bei dieser ganzen Auffassung der

Geschichte vielfach zu kurz oder werden näher zu Gunsten des abstracten innern Fortschrittsschemas fast vollständig ignorirt. Das Interesse Michelet's ist ebenso wie dasjenige Hegel's nur darauf gerichtet, den an sich nothwendigen geistigen Fortgang von der einen Stufe oder Abtheilung der Geschichte zur andern zu erklären. Dieses alles ist hiernach wesentlich nur ein logischer oder idealer, nicht aber ein äußerlich realer oder thatsächlicher Proceß des Geschehens. Mag auch die Idee oder irgendein allgemeines Entwickelungsgesetz allem dem zur wesenhaften Grundlage dienen, so hat es außerdem doch überall ganz bestimmter realer Kräfte, Ursachen und Mittel bedurft, um alles jenes an sich Nothwendige durchzuführen und zu verwirklichen. Dies alles wird uns hier wol zum Theil erzählt, aber die Dinge werden nicht eigentlich philosophisch begriffen oder nach ihren Principien in den Gang der Geschichte einzuordnen versucht. Die absolute Idee ist hier gleichsam der innerlich schaffende Demiurg alles historischen Geschehens, welcher die ganze reale Außenseite des letztern wie etwas eigentlich Indifferentes und Selbstverständliches an sich zu tragen scheint. Es wird zwar wol im allgemeinen zu sagen versucht, welches der Charakter jedes einzelnen Bildes in dem großen Gemälde der Geschichte sei, aber wir erfahren nicht, durch welche kunstreiche Verschlingung einzelner wirklicher Fäden dasselbe an ihrem Webstuhl entstanden sei.

Auch können wir in der ganzen Dialektik der Hegel'schen Schule, so sehr dieses auch Michelet von sich abweist, doch nur eine gewisse moderne Scholastik, d. i. ein unfruchtbares oder doch unvollkommeneres Bestreben, durch abstracte Begriffsfolge den concreten Inhalt oder den speciellen Artbegriff der einzelnen Dinge und Erscheinungen des Wirklichen festzustellen, erblicken. Es wird hierdurch höchstens zu ganz allgemeinen, schwankenden und in der Luft stehenden Nominaldefinitionen des Wirklichen gelangt. Man muß sich das alles erst mühsam auslegen und in bestimmte faßliche Vorstellungen zu übertragen versuchen, wenn uns z. B. gesagt wird, daß die römische Aristokratie das orientalische Princip der Substantialität in rücksichtslosester Maßlosigkeit gegenüber dem durch die Plebejer vertretenen westlichen Princip der Subjectivität habe aufrecht erhalten wollen. Der Kern der Dinge läßt sich wol auch auf einfacherm Wege als durch eine solche bombastische und geschraubte Schulsprache bezeichnen. Es kann überhaupt als die wahre Methode für das Begreifen der Geschichte jetzt nicht mehr irgendwelcher einseitige Doctrinarismus, sondern nur die unbefangene und freie Analyse des Gegebenen in alle seine einzelnen, allgemeinen idealen und realen Elemente, Beschaffenheiten oder Principien angesehen werden. Alles dasjenige, was man Philosophie der Geschichte nennen darf, ist eine verhältnißmäßig noch junge und erst im Werden oder der Ausbildung begriffene Wissenschaft. Hegel und seine Schule haben den Grundstein zu dieser Wissenschaft gelegt; aber die wirkliche Architektonik des Gebäudes ist eine noch ungleich reichere, mannichfaltigere und vielgestaltigere, als sie in dem starren und rein formalistischen Grundgedanken jener Schule enthalten war. Wir erkennen nichtsdestoweniger gern das vielfach Begründete und Werthvolle der Michelet'schen Ausführungen an, wenngleich der Standpunkt seines Werks im ganzen einer frühern und jetzt als überschritten anzusehenden Entwickelungsstufe des neuern philosophischen Denkens angehört.

Einen völlig andern Charakter trägt das zweitgenannte Werk: „Die Wissenschaft vom physischen, geistigen und socialen Leben auf der Grundlage einer einheitlichen Weltanschauung in ihren Grundprincipien", von Julius Heinrich Franke (Nr. 2). In ihm wird vom Boden der Medicin aus der Blick auf ein allgemeines physisches, geistiges und sittliches Ideal der Menschheit zu erheben versucht. Es ist dem Verfasser zunächst darin entschieden beizustimmen, daß eine große Anzahl physischer Krankheitserscheinungen theils in allgemeinen socialen Mißständen und Unvollkommenheiten, theils auch in besondern sittlichen und geistigen Fehlern, Lastern oder Verkehrtheiten der Individuen, die ja selbst wieder nur Theile des größern socialen Ganzen sind, ihren Grund haben. Die praktische Medicin hat Auswüchse zu heilen, die zum Theil nicht rein physischer oder somatischer Art sind. Deswegen werden auch die von ihr erzielten Erfolge zum Theil immer unvollkommen sein. Der Verfasser stellt daher die an sich gewiß berechtigte Forderung, daß die Medicin eigentlich als ein Theil der allgemeinen öffentlichen Gesundheits- und Wohlthätigkeitspflege oder Hygieine aufgefaßt werden müsse. In einer ähnlichen Lage wie die Medicin befindet sich an und für sich auch die Pflege des Strafrechts im Leben. Auch diese hat es mit Ausschreitungen oder, wenn man so will, Krankheiten zu thun, die zum Theil offenbar nicht allein in dem bloßen Willen des einzelnen Individuums, sondern auch in weitern allgemeinen socialen Mißständen und Unvollkommenheiten ihren Grund haben. Alles dieses physische und sittliche Uebel muß an sich freilich richtiger zu verhüten als erst nachher zu heilen und zu strafen oder zu reprimiren versucht werden. Es entsteht hieraus die Forderung nach einer höhern und idealen Bedeutung des allgemeinen oder öffentlichen Lebens. Es ist an sich freilich ein Widerspruch, daß der Staat etwas bestraft, was er eigentlich wenigstens einem Theile nach durch Aufhebung der Bedingungen seines Entstehens zu verhindern die Verpflichtung hätte. So ist das Leben thatsächlich erfüllt von Widersprüchen und Disharmonien, die streng genommen nicht geduldet werden können, oder nach deren Versöhnung und Ausgleichung man berechtigterweise verlangt. Es ist dieses das Ideal einer reinen und dissonanzlosen Harmonie alles Menschlichen, nach welchem wir eigentlich naturgemäß alle streben, und welches uns vom Verfasser in einer geistvollen und beredten, allerdings wesentlich nur von medicinischen Anschauungen getragenen Weise nahe zu rücken versucht wird. Ob die empirische Medicin der gelehrten „Pflasterpfaffen" u. s. w. und das geforderte Naturheilverfahren wirklich in einem so schroffen

Gegensatz zueinander stehen, als es hier erscheint, ist doch wol fraglich. Auch ist ja die Medicin selbst allmählich immer mehr natürlich und weniger künstlich gewaltsam oder bloß äußerlich symptomatisch geworden als früher. Uebrigens hat der Arzt als solcher ganz ebenso wie der Richter es nur mit den gegebenen fehlerhaften Erscheinungen oder Ausschreitungen und ihrer Remedur, nicht aber mit den weiter hinter ihnen stehenden Ursachen und Bedingungen im Leben zu thun. Es werden diese beiden Standpunkte, der prophylaktisch dem Uebel vorbeugende und der heilend eingreifende oder reprimirende, in der Wirklichkeit nie vollkommen zusammenfallen.

Der Verfasser sieht auch das sociale Leben in der Geschichte als einen großen natürlichen Organismus an. Bei diesem ganzen harmonischen Gesundheitsideal aber, welches er vom Leben des einzelnen Menschen wie der Gesammtheit aufstellt, wird, wie uns scheint, übersehen, daß eben der Kampf mit den Unvollkommenheiten und das ganze Ringen der entgegengesetzten Elemente, Auffassungen und Principien des Lebens wesentlich mit zur allgemeinen Kräftigung, Ausbildung und Vollendung des letztern gehört. Der Verfasser ist im übrigen ein vorurtheilsfreier und in resoluter Gesinnung seinen eigenen Weg gehender Denker. Er erblickt — in gewisser Weise allerdings mit Recht — in der Sinnlichkeit die allein richtige und gesunde Basis sowol für das Erkennen — unmittelbare empfindungsmäßige Intuition gegenüber der Einseitigkeit des oft „tölpelhaften" Verstandes — als auch für das Wollen, wo er nicht vor dem Paradoxon der wesenhaften Identität von Sinnlichkeit und Sittlichkeit zurückschreckt. Es geht überall ein frischer Zug durch das Buch, wenn auch die einseitigen Voraussetzungen seines Standpunktes den Verfasser vielfach das Widersprechende und Unmögliche seiner Ideale übersehen lassen. Konrad Hermann.

Geschichtliche Schriften.

1. Die Fehde des Hannes Thomas von Absberg wider den Schwäbischen Bund. Ein Beitrag zur Culturgeschichte des 16. Jahrhunderts. Von Joseph Baader. Mit 23 colorirten gleichzeitigen Ansichten der zerstörten Schlösser. München, Kellerer. 1880. 4. 5 M.

Dieser zierlich ausgestattete und mit den schönen gothischen Lettern des 16. Jahrhunderts gedruckte Band gibt im wesentlichen den Inhalt einer drei Foliobände starken münchener Handschrift wieder, welche die Aufzeichnungen der sogenannten Kriegsstube zu Nürnberg aus den Jahren 1520—31 enthält. In dem Helden des Buchs, dem Herrn Hannes Thomas von Absberg, lernen wir einen der wüstesten Repräsentanten des Raubritterthums und des Faustrechts kennen, der mit seinen verwegenen Genossen eine lange Reihe von greulichen Blutthaten verübte und einige Jahre hindurch der Schrecken Baierns, Frankens, Schwabens und Böhmens gewesen ist. Ein allgemeineres Interesse knüpft sich an die von dem blutigen Uebelthäter und seinen Helfershelfern verübten Schandthaten nicht, und es genügte wol eigentlich die Kenntniß davon, welche man aus der vom Herausgeber des vorliegenden Bandes bereits in der hundertvierzehnten „Publication des Literarischen Vereins in Stuttgart" (Jahrgang 1874) zum Abdruck gebrachten Handschrift gewonnen hatte. Neu hinzugekommen sind hier nur die getreuen Nachbildungen der in Farben ausgeführten Ansichten von 23 in jenen Kämpfen zerstörten Schlössern: diese aber können doch nur ein ganz locales Interesse erwecken.

2. Geschichte des Reichstags zu Speier im Jahre 1529 von Julius Ney. Mit einem Anhange ungedruckter Acten und Briefe. Hamburg, Agentur des Rauhen Hauses. 1880. Gr. 8. 6 M.

Als Separatabdruck aus den „Mittheilungen des Historischen Vereins der Pfalz" veröffentlicht, bietet der vorliegende Band ein reiches Material an neuen Quellen zur Geschichte des speierer Reichstags von 1529, auf welchem die Anhänger der Reformation Luther's die denkwürdige Protestation gegen den ihre Glaubensfreiheit bedrohenden Mehrheitsbeschluß einlegten. Die Gesammtauffassung der in Rede stehenden Ereignisse wird dadurch freilich nicht beeinflußt, und über die historische Bedeutung derselben wird man auch in Zukunft nicht anders zu urtheilen haben als bisher. Immerhin ist aber die Arbeit dankenswerth, da sie manche bisher unklare Einzelheit, z. B. die Frage nach der Oertlichkeit, wo der Reichstag und die Protestation stattgefunden, mit Hülfe der neu erschlossenen Materialien klarstellt und das Bild der denkwürdigen Verhandlungen weiter ausführt und belebt.

3. Herzog Albrecht von Preußen und sein Hofprediger. Eine königsberger Tragödie aus dem Zeitalter der Reformation, von Karl Alfred Hase. Leipzig, Breitkopf u. Härtel. 1879. 8. 8 M.

Das vorliegende Buch gibt in ansprechender Form einen dankenswerthen und in mancher Richtung lehrreichen Beitrag zur Geschichte des Herzogthums Preußen: die Kirchengeschichte Preußens steht freilich im Vordergrunde, aber auch für die Kenntniß seiner politischen Zustände und dann namentlich in culturgeschichtlicher Hinsicht gewinnen wir viel Neues aus demselben. Nur mit der auf dem Titel beliebten Bezeichnung der hier dargestellten Geschichte als einer „königsberger Tragödie" vermögen wir uns nicht einverstanden zu erklären: denn es scheint uns, damit ist dem im Mittelpunkte der Erzählung stehenden Manne mehr Ehre angethan, als ihm irgend gebührt. Wir möchten denselben der nicht geringen Zahl von theologischen

oder kirchlichen Abenteurern zurechnen, welche die gärende Bewegung der Reformation damals in verschiedenen deutschen Ländern zu einer ihrer Person in keiner Hinsicht entsprechenden Bedeutung erhob. Johann Funck, in Wöhrd bei Nürnberg 1518 geboren, hatte in Wittenberg studirt und dann als Prediger erst in Nürnberg, dann in seinem Heimatsort gewirkt; nach dem Siege Karl's V. über die schmalkaldener Verbündeten floh Funck nach dem Herzogthum Preußen. Dort gewann er bald Einfluß in Königsberg und namentlich bei Herzog Albrecht selbst, der ihn zu seinem Hofprediger und Beichtvater machte. Beim Ausbruch der ärgerlichen und leidenschaftlich geführten dogmatischen Streitigkeiten, zu denen die von Wittenberg aus hart angefochtene Lehre des Andreas Osiander, seit 1549 Prediger an der altstädtischen Kirche, den Anlaß gab, warf sich Funck zum eifrigsten Vorkämpfer seines vielverketzerten Amtsbruders auf und wußte auch den Herzog ganz für denselben zu gewinnen. Schließlich aber erlag er dem Ansturm der vereinigten Orthodoxen und mußte sich zu Beginn des Jahres 1556 vor einer zu Riesenburg gehaltenen Synode demüthigen und den Widerruf seiner Irrlehre geloben. Er hielt nachher diese Zusage nicht; unvermerkt wußte er seine geistliche Stellung mit der eines herzoglichen Raths zu vertauschen, und als solcher übte er auf die Regierung Herzog Albrecht's einen gewaltigen, von den Ständen bald sehr lästig empfundenen Einfluß, den er namentlich auch zu seinem und seiner Genossen Vortheil verwerthete. Besonders anstößig war Funck's enge Verbindung mit einem verwegenen Abenteurer, der sich auf Grund von gefälschten Documenten und Briefen für einen Markgrafen von Verona aus dem Hause der Scaliger ausgab (in Wahrheit hieß der aus Agram gebürtige Schwindler Paul Scalich) und dem es gelang, den alten und schwachen Herzog ganz zu umgarnen und für sich auszubeuten. Schließlich bekam Funck mit einigen geistesverwandten Genossen für kurze Zeit das Regiment des Herzogthums in die Hand, und nun that er sein Möglichstes, um den Conflict zwischen dem Herzog und den preußischen Ständen zum Aeußersten zu treiben. Das führte endlich die Katastrophe herbei: eine polnische Untersuchungscommission kam auf die Klage der Stände in das Land, und Funck wie seine Genossen endeten als Landesverräther 1566 durch Henkershand, während der geriebene Scalich mit einem großen Theil des dem Herzog abgeschwindelten Geldes rechtzeitig zu entkommen vermochte.

4. Oesterreich seit der Katastrophe Hohenwart-Beust. Von Walter Rogge. Zwei Bände. Leipzig, Brockhaus. 1879. Gr. 8. 16 M.

Im Anschluß an sein Werk „Oesterreich von Világos bis zur Gegenwart", welches die wechselvollen Schicksale des Kaiserstaats von 1848 bis 1873 behandelt, hat Walter Rogge, durch langjährige publicistische Thätigkeit mit den so überaus krausen staatlichen Zuständen diesseit und jenseit der Leitha genau vertraut, hier nun auch die Periode von 1873 bis zum September 1879 zu schildern unternommen. Von den zwei Bänden seines „Oesterreich seit der Katastrophe Hohenwart-Beust", wie der Verfasser bezeichnenderweise dieses Werk genannt hat, behandelt der erste die „Besiegung des Föderalismus", der zweite die „Umgestaltung des Dualismus".

Die Vorzüge, welche dem frühern Werke Rogge's nachzurühmen waren, fehlen auch dieser Fortsetzung desselben nicht: namentlich wird wieder die Frische und Lebendigkeit der Schreibweise jeden Leser anmuthen. Andererseits aber treten doch auch die Schwächen solcher Geschichtschreibung zu Tage.

Es bleibt nämlich immer ein misliches Unternehmen, die Geschichte der Gegenwart in der Weise zu schreiben, wie es hier wieder versucht ist. Ohne Frage hat der Autor die Ereignisse und Zustände, welche er zu schildern unternimmt, mit offenem Blicke und gutem Urtheil beobachtet; auch hat ihm sicherlich manche gute Verbindung zur Verfügung gestanden, vermöge welcher er hier und da einen Blick hinter die Coulissen thun und Einsicht nehmen konnte in die innerlich wirkenden Anlässe und Kräfte, aus denen die äußerlich sich vollziehenden Thatsachen hervorgingen. Auch entbehrt er gegenüber den Ereignissen, die er zu erzählen, und den Personen, die er zu schildern hat, keineswegs ganz der Objectivität und Unbefangenheit, welche wir billigerweise von dem Historiker verlangen müssen. Und dennoch wird man bei aller Anerkennung des Geleisteten dem Geschichtschreiber der jüngsten Vergangenheit Oesterreichs nicht zugestehen können, daß er ein eigentlich historisches Werk geliefert, daß er wirklich, wie er gewollt, die Geschichte Oesterreichs von 1873—79 geschrieben habe. Dazu fehlen seinem Buche die unerlaßlichsten echten Grundlagen. Von einem eigentlichen Quellenmaterial kann bei demselben nicht gesprochen werden; denn es liegt in der Natur der Dinge, daß diejenigen Papiere, in denen die Geschichte Oesterreichs während dieses Zeitraums eigentlich zum Ausdruck kommt und aus welchen sie allein dereinst geschöpft werden kann, heutigentags noch unzugänglich sind. Dazu kommt dann ein Anderes: für denjenigen, der wie der Verfasser dieser neuesten österreichischen Geschichte mitten im Kampfe der an der politischen Tagesarbeit betheiligten Parteien steht und in demselben als schlagfertiger Streiter mitkämpft, ist eine unbefangene, eine auch nur leidlich unparteiische Auffassung geradezu ein Ding der Unmöglichkeit. Endlich sind die Dinge, die hier zum Gegenstande historischer Betrachtung und historischer Beurtheilung gemacht werden, doch noch viel zu sehr im Flusse der Entwickelung begriffen, viel zu einseitig, als daß ihnen gegenüber eine historische Betrachtungsweise dieser Art überhaupt schon möglich wäre oder den gehofften Erfolg haben könnte. Wir sind überzeugt, daß mit ganz genau denselben Materialien, die Rogge benutzt hat, ein Geschichtschreiber anderer Parteirichtung zu den gerade entgegengesetzten Conclusionen über Personen und Zustände kommen würde.

Als ein Werk der sozusagen publicistischen Geschichtschreibung dagegen heißen wir auch diese Arbeit Rogge's aufrichtig willkommen. Von dem stark betonten und zuweilen einseitig hervorgekehrten Standpunkte des liberalen Deutschösterreichers entwirft uns derselbe ein frisches und lebendiges, bewegtes und anschauliches Bild von der Entwickelung Oesterreich-Ungarns in den letzten sechs Jahren; er führt uns mitten hinein in die derselben geltenden Parteikämpfe und Nationalitäten-Eifersüchteleien. Als ein Zeitbild, für die Zeit mit dem schnellen Griffel des Publicisten entworfen, verdient Rogge's Arbeit alle Anerkennung und wird auch außerhalb Oesterreichs manchen dankbaren Leser finden.

Auf Einzelheiten einzugehen ist hier nicht der Ort: es würde dabei ein Eintreten in politische Controversen nicht zu vermeiden sein. Was aber die Form angeht, so können wir die Bemerkung nicht unterdrücken, daß dieselbe stellenweise doch allzu sehr an den publicistischen Ursprung und Charakter des Buchs erinnert. Dem Journalisten als solchem sieht man manches nach, was man ihm, will er Geschichte schreiben, nicht durchgehen lassen kann. Dahin gehören Wendungen wie: „Die Impertinenz (nämlich Rumäniens) wurde noch dadurch erhöht, daß gleichzeitig ein Cartellvertrag . . . gekündigt werden mußte, um die Niaiserie überhaupt zu ermöglichen" und „die reine diplomatische Flausenmacherei". Dergleichen publicistische Kraftäußerungen und Schlagwörter sind in ziemlich großer Anzahl stehen geblieben. Auch hätten im Interesse der Leser die allzu ausführlich mitgetheilten Berichte über die Kammerverhandlungen diesseit und jenseit der Leitha ohne Schaden für die Sache wesentlich gekürzt werden können. Ferner wären die nichtssagenden fürstlichen Toaste bei Galadiners u. dgl., die der Autor aus den Zeitungen übernommen hat, besser fortgeblieben.

Hans Prutz.

Oesterreichische Novellisten.

1. Franzi und Heini. Geschichte zweier wiener Kinder von Leopold Kompert. Zwei Bände. Berlin, Janke. 1881. 8. 8 M. 50 Pf.

Kompert gehört zu den nicht eben zahlreichen Poeten Oesterreichs, auf welche ihr Vaterland Grund hat stolz zu sein. Das Goethe'sche Wort: „Wer vieles bringt, wird jedem etwas bringen", findet auf ihn allerdings keine Anwendung; er hat, obwol über die Sonnenwende des Lebens hinaus, noch nicht vieles gebracht; er ist auch nie recht in Mode gewesen; seine wenigen Werke können sich auch nicht zahlreicher Auflagen rühmen — und doch läßt er die vielen, die ihn in all diesen Punkten überflügelt haben, um die Höhe eines echten Adlerflugs zurück. Eine einzige seiner „Ghetto-Geschichten" enthält mehr Schönheit, Wahrheit und Gemüthstiefe als ganze Bändereihen moderner und viel aufgelegter österreichischer Juden- und Christenschilderer, mit deren Namen die Literaturberichte unserer Tagesjournale gepflastert sind. Und auch Kompert's neuestes Werk „Franzi und Heini" hat um seiner schönen Eigenartigkeit und Schlichtheit willen keine Aussicht, so recht in die Mode zu kommen. Wem wird es auch beifallen, die Geschichte zweier wiener Kinder zu lesen — eine Kindergeschichte! Ach! Wäre es noch die Geschichte zweier „Wiener-Kinder", und wären diese zwei Wiener-Kinder zwei frische reife wiener Mädchen — meinetwegen Phrynen —, dann wohl. Aber so? Ist denn Kompert mit dem Zeitgeist gar nicht fortgeschritten, daß er in dem Jahrzehnt, in welchem Emil Zola's Stern im Zenith steht, dem gebildeten Publikum einen ganz kindischen und vom Autor nur outrirt ernst gestalteten Kinderroman zu bieten wagt? „Nana" und „Franzi und Heini", das sind zwei Bücher, die sich nicht auf Einem Tische vertragen. Und doch, so merkwürdig es klingen mag, die Wahrheit des Worts „Les extrêmes se touchent" kommt auch hier zur Geltung. Das verbuhlte nackte Buch Zola's und das reizend unschuldige, feinfühlige, keusche Werk Kompert's: beide sind echte Kinder ihrer Zeit, beide aus ein und demselben Krankheitskeime derselben entsprungen, beide geben beredtes Zeugniß für die Thatsache, daß unsere Zeit, daß unsere Gesellschaft moralisch krank ist. Nur mit dem einen großen Unterschiede, daß Zola als echter „Epidemiker" selbst krank ist und die eigene Krankheit allen seinen Lesern mittheilt, daß sein Werk gewissermaßen die Ansteckungsmasse bildet, während Kompert dem furchtlosen Arzte gleicht, der die Krankheit studirt, in allen ihren Phasen verfolgt, der sie beim Namen nennt und ihren Verlauf bis zum Augenblicke der Genesung seiner Patienten schildert. Und das ist dann sein Buch.

Doch es liegt mir ferne, Parallelen ziehen zu wollen; ich glaubte nur das interessante Berührungsmoment dieser beiden entgegengesetzten Pole, „Nana" und „Franzi und Heini", kennzeichnen zu sollen. Um das aber ganz zu thun, muß ich das Wort „moralisch krank" zu definiren suchen. Moralisch krank sein heißt: in seinem Unterscheidungsvermögen zwischen Recht und Unrecht schwankend und beirrt sein und in diesem Zustande Unrecht thun, ohne es für Unrecht zu halten. Die Moralkrankheit erwächst aus der Erziehung; so zeigt es uns Kompert: die Helden seiner Geschichte sind zwei moralisch kranke Kinder, die einander lieb haben, und die in diesem Zustande gegen das bürgerliche Gesetz verstoßen und als Diebe und Diebshehler vor Gericht gestellt werden. Das klingt nun recht prosaisch, fast prosaischer als die ganze Nana, und doch liest sich's so poetisch, ist so poetisch geschildert in der Zartheit der Motive, in der Innigkeit des Empfindens, in der naiven Abwehr des Gedankens, unrecht zu handeln

daß die Prosa der Thatsachen dagegen vollständig in den Hintergrund tritt. Wenn uns etwas peinlich berührt, so ist es der Umstand, daß die eigene Mutter als Anklägerin ihres unmündigen Sohns auftritt, ohne jeden äußern Zwang; doch der überspannte Gemüthszustand der Frau und das sichere Gefühl des Lesers, daß diese scheinbar harte Mutter ihr Kind unendlich liebt, versöhnen uns auch mit diesem seltsam schroffen Zuge der Erzählung. Ganz wunderbar ist dem Autor neben den Gestalten der beiden Kinder diejenige der jüdischen Hausirerin Frau Blütenstern gelungen, bei welcher Herzensgüte und strengstes Rechtsbewußtsein in unzertrennlicher Vereinigung bestehen und das arme unter der Last des Hausirerpacks einherkeuchende Weib geradezu adeln. Dann ist noch die Gestalt des Lehrers mit Anerkennung zu nennen, hinter dem sich meist der feinsinnige Autor selbst verbirgt, um so in künstlerischer Weise und Motivirung seine trefflichen Gedanken über Schule und Erziehung zu offenbaren. Weniger kann ich mich mit der Form einverstanden erklären, in welche dieser reiche und schöne Inhalt gegossen ist: zum Theil Tagebuch, zum Theil Erzählung, zum Theil Gerichtsverhandlung — und nicht nach der Zeitfolge, wie sich die Ereignisse abspielen, geordnet, sondern bald vor-, bald rückwärtsspringend, und dann wieder den Leser medias in res führend. Ich verkenne die Absicht des Autors nicht, dadurch mehr Lebhaftigkeit und Spannung in die Geschichte zu bringen, als ihr ursprünglich und organisch innewohnt, sowie seine noch höher stehende Absicht, dadurch die Möglichkeit der Bloßlegung aller geheimsten psychologischen Details auf wahrscheinlichem Wege zu erlangen: dennoch glaube ich, daß ein einfacherer Aufbau und eine natürlicher geordnete Folge der Ereignisse dem innerlich so complicirten Organismus dieses Kunstwerks zuträglicher gewesen wäre. Doch dieser Mangel steht hinter den seltenen Vorzügen des Buchs weit zurück, ja er hilft ihnen sogar stellenweise erst recht zur Geltung zu kommen, und so versöhnt uns der Dichter leicht mit demselben. Nach dem Gesagten dürfte ein weiteres Wort der Empfehlung für „Franzi und Heini“ kaum mehr nöthig sein. Jeder Freund echt poetischer, gediegener Lektüre erfüllt nur eine angenehme Pflicht gegen sich selbst, indem er Kompert's „Geschichte zweier wiener Kinder“ zur Hand nimmt.

2. Dorfschwalben aus Oesterreich. Frischer Flug. Von August Silberstein. Zwei Bände. Breslau, Schottländer. 1881. 8. 8 M.

Unter den österreichischen Dorfgeschichtenerzählern nimmt August Silberstein einen hervorragenden Rang ein. Die Vorzüge seiner schriftstellerischen Eigenart kommen in denselben glücklicher und wirksamer, weil concentrirter zum Ausdruck als in seinen größern Romanen. Diese Vorzüge aber sind: herzliche Innigkeit des Tons, Plastik und Anschaulichkeit der Schilderung, psychologische Wahrheit der Charakterschilderung und eine wohlthuend berührende Liebe zur Natur, welche sich wie ein verklärender Schimmer über seine Landschaften und einfachen Menschen legt. Dagegen fehlt ihm die urwüchsige, ursprüngliche ländliche Sprechweise, welche den Dorfgeschichten Anzengruber's und Rosegger's jenen unverkennbaren Stempel der Echtheit aufdrückt, der sie unserm Herzen erst ganz nahe bringt. Silberstein's ländliche Sprache ist eine erlernte und nicht eine angeborene, ja sie ist zum Theil eine „ausstudirte“, ein Product aus Kunst und Wissenschaft, und der Bauer selbst, von Naßwald oder aus Hallstadt, welchen Silberstein diese Sprache sprechen läßt, wird sie weniger verstehen als das einfache Schriftdeutsch. Mehr aber noch als in den Geschichten des Buchs macht sich eine gewisse Geziertheit und Affectirtheit in Ausdruck und Satzfügung, ein Kokettiren mit alt- und mittelhochdeutschen Anklängen in der Vorrede zu diesem „frischen Flug Dorfschwalben“ fühlbar, und man muß früher schon die guten Eigenschaften Silberstein's schätzen gelernt haben, um sich durch diese Stilprobe in der Vorrede nicht von der weitern Lektüre der zwei stattlichen Bände abschrecken zu lassen. Das aber wäre in der That schade; denn unter den Geschichten, welche sich überdies durch ihre stoffliche Mannichfaltigkeit auszeichnen, sind einzelne von wirklich packendem Interesse. So insbesondere ist die Geschichte „Nur eine Hütte“ — vielleicht das beste Stück der Sammlung — ungemein ergreifend und läßt uns einen tiefen Blick thun in die kleinen und knappen und dabei oft recht- und schutzlosen Verhältnisse der Landbevölkerung. Sehr hübsch, wenn auch nicht harmonisch ausklingend, ist die Erzählung aus der Zeit der Franzoseninvasion: „Das Dirnl vom Tanz“, offenbar auf einer wahren Begebenheit basirend, nur in den tragischen Consequenzen für rein menschliches Empfinden nicht genügend motivirt. Ebenfalls sehr hübsch in der Entwickelung und dabei wohlthuend harmonisch im Abschluß ist die Geschichte „Der Sohn der Bäuerin“, und die gleichen Worte des Lobes gelten für das erste Stück des zweiten Bandes „Knecht und Herrenleut“. Ländlicher Aberglaube spielt im „Hexenmädel“ eine große Rolle, ohne jedoch zu schweren Katastrophen zu führen, und eine Liebesgeschichte, wie sie sein soll, ist im „Geigerfranzl“ zu lesen.

Wie der Bauer denkt, fühlt, wie er calculirt und raisonnirt, wie er sich die verschiedensten Lebenslagen zurechtlegt, seine Tugenden und Fehler, seine Gewohnheiten und Gepflogenheiten — und die aus alledem erwachsenden speciellen Conflicte: all das lernt man aus Silberstein's Dorfgeschichten sehr wohl kennen. Wenn ich oben die Vorzüge, welche Anzengruber und Rosegger als Erzähler in der Form vor ihm voraushaben, betonen mußte, so stehe ich andererseits nicht an zu behaupten, daß er, was die Mannichfaltigkeit des Inhalts, was Verschiedenheit der Conflicte, was die Erfindungsgabe betrifft, diesen beiden Schriftstellern, insbesondere aber Anzengruber, welcher namentlich in seinen zwei Bänden „Dorfgänge“ fast ausschließlich den Grundton religiöser Grübelei anschlägt, vorzuziehen sei. Ich möchte sagen, Silberstein ergänzt die

Genannten in ganz glücklicher Weise. Rosegger ist vorwiegend Landschafts- und Figurenschilderer und in diesen Species unübertrefflich; Anzengruber ist der Philosoph und Theosoph vom Lande; Silberstein aber ist der richtige Dorfgeschichtenerzähler. Und als solcher sei er freundlichst empfohlen.

3. K. A. Kaltenbrunner's Geschichten aus Oberösterreich. Herausgegeben von Hedwig von Radics-Kaltenbrunner. Mit einer Biographie. Preßburg, Heckenast's Nachfolger. 1880. 8. 5 M.

Es ist nicht blos ein Act kindlicher Pietät, sondern erscheint auch literarisch geboten, daß Frau Hedwig von Radics-Kaltenbrunner, die Tochter des Dichters, allmählich den poetischen Nachlaß ihres Vaters der Oeffentlichkeit übergibt. Sie begann damit im vorigen Jahre, indem sie den dritten Band der Gedichte in oberösterreichischer Mundart (zwei Bände sind schon zu Lebzeiten Kaltenbrunner's erschienen und haben seinen Dichterruhm begründet) herausgab; hener folgen die vorliegenden Erzählungen, und für die nächste Zeit werden ein vierter und fünfter Band Gedichte, ein zweiter Band Dorfgeschichten, ein Band historischer Dramen und ein Werk „über die Sprichwörter und Redensarten nach der alten Volkssprache im Lande Oesterreich ob der Enns" in Aussicht gestellt. Mit den bereits zu seinen Lebzeiten erschienenen Liedern, Geschichten und Dramen werden also die sämmtlichen Schriften Kaltenbrunner's ungefähr zwölf Bände umfassen: gewiß eine stattliche Zahl, welche ihn an Productivität den productivsten österreichischen Dichtern an die Seite stellt. Und wird er auch niemals an literarischem Glanz des Namens einem Grillparzer, Halm, Lenau nahekommen: im Volksthum, aus dem er herausgewachsen, wird er leben bleiben, und mancher heute glänzende Name wird längst vergessen sein, wenn man Kaltenbrunner's Lieder noch singen, seine Dorfgeschichten noch lesen wird.

Seine Dorfgeschichten. Es sind deren vier in dem vorliegenden Bande enthalten: „Bäuerin und Majorin", „Ein landlerisches Aschenbrödel", „Sepp der Holzknecht" und „Die Politiker". Die letztgenannte Erzählung ist die schwächste und stofflich für weitere Kreise nicht interessant. Die Politik, die in den Dörfern getrieben wird, ist eben nur wieder für Dörfler geeignet, und Confliete, welche zwischen ihnen aus sogenannten politischen Gründen entstehen, sind herzlich unerquicklich. Der Dichter fühlte dies selbst sehr wohl und war daher bestrebt, seine Dorfpolitiker von der humoristischen Seite zu schildern, doch bei seiner vorwiegenden Neigung zu ernsthaftem Erfassen und Wiedergeben seines Stoffs konnte der Humor nicht recht durchschlagen, und wo er durchschlägt, ist's ein Prügelhumor. Ausgezeichnet dagegen ist das dritte Stück der Sammlung: „Sepp der Holzknecht", in welchem die Erlebnisse eines Wilderers aus Passion in geradezu meisterhafter Darstellung erzählt werden. Unter den mir bekannten Dorfgeschichten nimmt diese einen ganz hervorragenden Platz ein, sowol was Schilderung der Landschaft und der Begebenheiten, als was die Darstellung seelischer Zustände betrifft. In den zwei übrigen Geschichten: „Bäuerin und Majorin" und „Ein landlerisches Aschenbrödel", finden wir zwei Romane, wie sie sich auf dem Lande abspielen, und es gelingt dem Dichter, uns die beiden Heldinnen so interessant und sympathisch zu schildern, daß wir ihr Geschick mit Theilnahme verfolgen, wenn wir auch hier und da durch eine allzu große Breite und Ausführlichkeit des Erzählers in Ungeduld versetzt werden. Diese Breite ist überhaupt der charakteristische Fehler Kaltenbrunner's, wenn wir als Fehler bezeichnen dürfen, was ihm in den Kreisen, für welche seine Schriften berechnet sind und deren Fassungskraft eine langsamere ist, vermuthlich als besonderer Vorzug angerechnet wird. Außerdem wäre noch zu bemängeln, daß sich Kaltenbrunner's Dorfleute oft in etwas zu gebildeter Sprache ausdrücken, und da hätte wohl die Herausgeberin einzelnes ändern oder mildern können. Wenn z. B. in der ersten Geschichte einer alten Dörflerin die Worte in den Mund gelegt werden: „Liebe Julie, du bist mit deinen Ueberspanntheiten ineurabel!" so versetzt das den Leser ganz aus aller ländlichen Illusion, und das wollte der Dichter gewiß nicht. Im ganzen aber ist die Sprache kernig und sind die Gestalten wahr und gesund gezeichnet.

4. Excursionen eines Oesterreichers. 1840—1879. Von Julius von der Traun. Zwei Bände. Leipzig, Duncker u. Humblot. 1881. Gr. 8. 10 M.

Julius von der Traun, von welchem wir in Nr. 14 d. Bl. f. 1880 zwei Novellen: „Goldschmiedskinder" und „Schelm von Bergen", besprochen haben, bietet uns diesmal in zwei schön gedruckten Bänden eine Reihe von Aufsätzen größern und kleinern Umfangs, welche ihre Entstehung verschiedenen Vergnügungstouren verdanken, unternommen in den Jahren 1840—47, als der Verfasser noch jung war, und 1877—79, also ein ganzes Lebensalter später. Der Unterschied in den Jahren hatte einen merklichen Unterschied in der Darstellungs- und Denkweise des Verfassers zur Folge, der aber, wenn wir ehrlich sein wollen, zu Gunsten des alten Julius von der Traun spricht. Bei allem Bestreben, frisch und anschaulich und poetisch zu schildern, können seine Reisebilder aus den vierziger Jahren eine gewisse Oberflächlichkeit, eine Seichtigkeit des Gemüths nicht verdecken, und dieser Mangel an Innerlichkeit wird am stärksten fühlbar in seinen Schilderungen „Von Hamburg nach Helgoland 1847", in welchen nur die Geschichte „Vom Scharfrichter Rosenfeld und seinem Pathen" die Druckerschwärze lohnte. Alles andere ist schal und banal und verräth nirgends das Auge, das Herz eines Dichters, sondern immer nur den epikuräischen Sinn des gut situirten Lebemanns. Ansprechender sind die Schilderungen „Aus Oberösterreich (1840—46)", von welchen das erste Stück „Ein Alpenweg" frische Berg- und Waldluft ausströmt und dadurch wirklich erquickend

wirkt. Die darin enthaltene gespenstige Erzählung vom Gebirgspfarrer ist recht stimmungsvoll wiedergegeben, doch fehlt der aufklärende Abschluß.

Wenden wir uns nun den aus den letzten Jahren stammenden Aufsätzen Traun's zu, so finden wir: eine „Wallfahrt nach Weimar", welche nach den Eindrücken, die der Verfasser daselbst empfangen, besser unterblieben wäre; dann zwei allzu breit gehaltene, aber nicht uninteressante Essays: „An Eulenspiegel's Grab" und „Vestigia leonis", in welch letzterm er uns die tragischen Geschicke der Stadt Bardowiek im Fürstenthum Lüneburg und das heutige Scheinleben dieser gesunkenen Größe erzählt; endlich eine Reihe von Reiseberichten aus Italien (die Form von Reiseberichten haben alle diese Aufsätze) mit sehr interessanten historischen Details über hervorragende Menschen und Ereignisse, welche in den von ihm besuchten Städten gelebt und gewirkt haben; ich erwähne nur Tasso, Ariost, Francesca da Rimini, Sigismondo Malatesta u. s. w. Diese letzte Partie des zweiten Bandes mit der Ueberschrift „Von italienischen Fürsten und Städten" ist entschieden stofflich die am meisten fesselnde und zeichnet sich vor den andern durch knappe Darstellungsweise und ein wohlthuendes Zurücktreten des Autors hinter seine Bilder aus.

Oskar Welten.

Heinrich Swoboda's Gedichte.

Der erste Band der gesammelten Werke eines Dichters liegt vor uns, dem ein Theil der specifisch vaterländischen Presse, sei es nun aus gutmüthigem Eifer oder aus patriotischem Drange, so viel des Lobes gespendet hat, daß wir in Verlegenheit sind, ob wir dasselbe für die echt deutsche Gesinnung oder für den guten, redlichen Willen des Dichters gelten lassen sollen. Es handelt sich um:

Gesammelte Gedichte, Dramen und Erzählungen von Heinrich Swoboda. Erster Band: Gedichte. Leipzig, Mutze. 1881. 8. 4 M. 50 Pf.

Aus der Mehrzahl dieser Gedichte, welche zu verschiedenen Tagesereignissen oder festlichen Gelegenheiten gedichtet worden, spricht ein freisinniger deutscher Mann, der mit mancherlei Dingen nicht zufrieden ist und dieser Unzufriedenheit möglichst derben Ausdruck gibt; aber die Gesinnung allein, und sei sie auch so vortrefflich, wie sie in dem vorliegenden Falle ohne Zweifel ist, macht nicht den Dichter. Dazu gehört jener Götterhauch, jene unsagbare Ingredienz, die man Poesie nennt, dazu gehören geläuterter Geschmack und Schönheitssinn, und von all den Eigenschaften ist in den meisten dieser Gelegenheitsgedichte kaum eine Spur zu finden. Es ist nüchterne, hausbackene Waare, die wol einem Kreise von Freunden und Gesinnungsgenossen genügt und Freude bereitet, aber keinen Anspruch auf Dauer in sich trägt, weil ihr eben die Weihe der Poesie fehlt. Aus den freierfundenen Gedichten weht uns zuweilen ein frischerer Hauch entgegen, wie in „Sehnsucht" und „Egerländer Lieder"; dagegen ist das Gedicht „Am Waldschloß" geradezu schauerlich und ästhetisch ungenießbar. Doch wir wollen dem Dichter einmal selbst das Wort ertheilen und wählen dazu die letzten zwei Strophen des Gedichts, das den vielversprechenden Titel „Cultur" trägt:

Die ersten Menschen lebten
Vom Ehestande frei,
Sie liebten nach Belieben
Und ohne Kuppelei.
Sie brauchten keinen Pfaffen
Und keinen Justizär,
Und liefen auch im Winter
So gut wie nackt umher.

Wie ist es heute anders!
Denn Sitte und Gesetz
Umschlingen ganz die Menschheit
Mit einem dichten Netz,
Man kriecht in warme Kleider,
Entnervet die Natur
Durch künstliche Genüsse,
Und das ist — die Cultur!

Nun, das ist sicherlich keine Poesie. Die Pointen der satirischen Gedichte sind oft sehr stumpf, um nicht zu sagen trivial; man lese z. B. „Advocatenschwur" oder „Guter Rath", oder höre den Schluß von „Der böhmische Löwe":

Die arme räud'ge Katze —
Sie sieht so traurig drein,
Ihr scheint vor dem Krepiren
Recht bange nur zu sein!

Das beleidigt zwar, aber die beabsichtigte Wirkung hat das Gedicht nicht, weil ihm Schwung und Adel des Ausdrucks und Schönheit der Form fehlen.

Erquickung und Erhebung wird kaum jemand diesen Gedichten entnehmen, deren dichterische Schönheiten zu verschwindender Art sind, und so wollen wir die denselben vorgesetzte „Widmung" gelten lassen und als Entschuldigungsgrund für den Dichter hinnehmen:

Nehmt sie an, die kleinen Lieder,
Meiner Muse schlichte Gabe,
Leider kann ich mehr nicht geben —
Es ist alles was ich habe.

Wenig, aber gutgemeint.

Feuilleton.

Ausländische Literatur.

Ein halbes Jahrhundert nach Gérard de Nerval's Versuch hat A. de Riedtmatten einen neuen gemacht, den Franzosen, seinen Landsleuten, den Goethe'schen „Faust" zu vermitteln, und seine Uebersetzung unter dem Titel „La tragédie du Docteur Faust de Goethe en vers français" veröffentlicht. Die „Saturday Review" findet sie viel besser als die meisten englischen, obschon sie nicht gänzlich befriedigend sei. Als Beispiel von Verfehltem führt sie an:

Il était un roi de Thulie,
Gardant toujours inconsolé,
Don suprème de son amie,
Une coupe en or ciselé —

was auch wir freilich nicht anders als für mislungen erklären können.

— Das Werk des Tags, darf man wol sagen, ist „Numa Roumestan" von Alphonse Daudet. Es will zwar nach dem Titel pariser Sitten schildern, in Wahrheit aber ist es die Schilderung des berühmten „Homme du Midi", der jetzt am Ruder des Staates steht. Wie dem auch sei, sowol was die Charakterzeichnung als was die Schilderungen betrifft, an denen das Werk reich ist, hat der Verfasser wol nie Besseres geleistet.

— „Nos auteurs dramatiques" von Emile Zola erfährt eine scharfe, aber wohlverdiente Zurechtweisung seitens der „Saturday Review". So sagt diese Wochenschrift z. B.: „Ein Schriftsteller, welcher Victor Hugo damit abfertigt, daß er ihm «Bürger, Bürger, Bürger» zuruft, wird Franzosen von zarten Nerven gewiß empfindlich berühren und sie auch nicht durch sein herablassendes Lob anderer Stellen oder durch das, was er am Schluß über ihn sagt, beruhigen." Seine Auslassungen namentlich über Victorien Sardou werden geradezu als „gemeine Frechheit" (underbred insolence) bezeichnet. „Er gibt uns sein schriftstellerisches Glaubensbekenntniß, welches sich in seine Lieblingsformel auflöst, daß wir den Menschen betrachten müssen, wie er ist; sobald er sich aber selbst dazu anschickt, zu zeigen, wie man dies zu machen habe, scheint dieser Prüfstein der Wahrheit aller Literatur sehr unsicher in seiner Wirkung zu sein. . . . Er findet die Charaktere Shakspeare's und Victor Hugo's, die er scheinbar als Dramatiker nebeneinanderstellt, nicht genug dem Leben ähnlich. . . . Wir wollen der thierischen Natur des Menschen nicht ihren gebührenden Theil geben, d. h. bei weitem der größere Theil unserer (der französischen) Literatur will es nicht. Diese Kritik enthält das wirkliche Glaubensbekenntniß der naturalistischen Schule. Für diese bedeutet Leben: die Krankheiten und Fäulnisse, die das Leben schließlich vernichten."

— Der dritte Band der „Mémoires de M. Claude, Chef de la Police de Sûreté sous le Second Empire" ist sehr enttäuschend, wenigstens für diejenigen, welche weitere politische Enthüllungen oder Staatsgeheimnisse aus dem zweiten Kaiserreich erwartet hatten. Anstatt deren enthält er Criminalgeschichten, denen es obendrein sehr an Glaubwürdigkeit gebricht, wie z. B. die Geschichte der Entdeckung des Aufenthalts Blanqui's in Paris, oder die von der Begegnung des Chefs der pariser Polizei mit dem der londoner zur Zeit der pariser Ausstellung im Jahre 1867. Auch manche Angaben, wie die, daß Napoleon 14,000,000 Frs. auf den geheimen Polizeidienst verwendet habe, scheinen etwas zweifelhaft. Ein vierter Band ist übrigens verheißen, der vielleicht die Neugierigen für die diesmalige Enttäuschung entschädigen wird, da der Verfasser wol noch manches Pikante für den Schlußband sich aufbewahrt hat.

— Der dritte Jahrgang des Katalogs der pariser Ausstellung von 1881, oder wie der Titel lautet: „Catalogue illustré du Salon, publié sous la direction de F. G. Dumas" liegt uns in zweiter Auflage vor. Er enthält gegen 500 Abbildungen der ausgestellten Gemälde und Sculpturen nach den Originalzeichnungen der Künstler nebst einem Anhang und ist die vom Ministerium des öffentlichen Unterrichts und der schönen Künste autorisirte Ausgabe. Die Abbildungen in Holzschnitt sind vorzüglich und geben eine gute Vorstellung von den Originalen.

— Ein durchaus umsichtiges Werk über den wichtigen Gegenstand des öffentlichen Unterrichts ist „L'Insegnamento Pubblico ai Tempi nostri" von N. Fornelli. Der Verfasser schildert kurz den gegenwärtigen Zustand des Unterrichts in allen Ländern Europas und in den Vereinigten Staaten von Amerika. Ueber den deutschen Volksunterricht sagt er, derselbe stehe zu sehr unter kirchlicher Beaufsichtigung, weil das deutsche Volk mit seiner Geistlichkeit so innig verwachsen sei; nachdem er dann den neuesten Culturkampf berührt hat, schließt er mit folgenden Worten: „Deutschland, welches in Sachen des Unterrichts so viele Vortheile vor uns allen vorausgehabt, hat doch nicht den, und wird ihn auch in Zukunft nicht haben, die Weltlichkeit der Schule mit geringern Schwierigkeiten als andere civilisirten Völker Europas zu erreichen."

— Aus den hervorragendern Dichtungswerken der neuesten englischen Literatur heben wir hervor: „A Book of Rhyme" von Augusta Webster, und ganz besonders „Ballads and Sonnets" von Dante Gabriel Rossetti. Die in dem Bande enthaltene Dichtung „Rose Mary" besonders wird vom „Athenaeum" für bei weitem die bedeutendste romantische Ballade erklärt, die seit desselben Dichters „Sister Helen" erschienen ist, welche letztere selbst wiederum seit Coleridge's „Christabel" nicht ihresgleichen gehabt habe. Als Beweis für diese Bedeutung der neuen Dichtungen des italienischen Engländers, der seit zehn Jahren geschwiegen hat, sei die einfache Thatsache erwähnt, daß die genannte Wochenschrift der Besprechung derselben zehn Spalten widmet!

— Nach langjähriger Pause ist denn endlich auch der dritte Band der vorzüglichen Ausgabe von „The Works of Alexander Pope" von Whitwell Elwin und W. J. Courthope erschienen. Er enthält „Poetry".

— Ein ebenso anziehendes wie belehrendes Werk ist das neueste von dem berühmten Paul B. Du Chaillu: „The Land of the Midnight Sun: Summer and Winter Journeys through Sweden, Norway, Lapland, and Northern Finland". Der Werth des Buchs ist noch durch eine gute Karte und 235 vorzügliche Illustrationen erhöht.

— Eine vorzügliche Leistung ist „Renaissance in Italy; Italian Literature" von dem geistreichen Literarhistoriker und Kritiker John Addington Symonds.

— Nicht sehr günstig lautet das Urtheil, wenigstens der „Saturday Review", über „Life of Voltaire" von James Parton: der Verfasser habe es zwar nicht an Fleiß fehlen lassen, wohl aber an kunstvoller Verarbeitung seines reichen Materials.

— „The Political, Social and Literary History of Germany" von Cobham Brewer ist ein Werk, vor dem die „Academy" als vor einem ganz oberflächlichen und unzuverlässigen warnt: „Bei der Unwissenheit des Verfassers, eines Geistlichen, kann man es nur eine Dreistigkeit nennen, ein solches Werk veröffentlicht zu haben."

Das gerade Gegentheil ist dem Werke eines amerikanischen Professors John Watson nachzurühmen, dessen „Kant and his English Critics: a Comparison of Critical and Empirical Philosophy" als eine der gediegensten Arbeiten über die Kant'sche Philosophie, die von einem Ausländer bisher erschienen, bezeichnet

wird. Die „Saturday Review" sagt von dem Verfasser, er sei noch mehr Kantianer als Kant selbst. „Gleichwol ist er selbständig genug, den Meister zu kritisiren. Er sagt unter anderm, daß wenn Kant seiner eigenen Lehre vollkommen treu geblieben wäre, er das Wirkliche mit dem Erkennbaren identificirt und das Ding an sich gänzlich hinweggeräumt hätte."

— Nicht unerwähnt darf das ebenso geschmacklose wie anmaßende Unterfangen der bekannten Sensationsromandichterin Miß Braddon bleiben, eine neue, „gekürzte" Ausgabe der Walter Scott'schen Romane zu veranstalten. Das ikonoklastische Unternehmen wird auch in England und Schottland allgemein mit Unwillen und Spott zurückgewiesen.

— Das beste biographische Werk seit Trevelyan's „Life of Macaulay" ist das soeben erschienene „The Life of Richard Cobden" von John Morley. Es ist von Wichtigkeit für die Zeitgeschichte, während es uns zugleich ein vollkommenes Bild von einem echten Volksmanne Englands gewährt. Daß es auch in literarischer Hinsicht Verdienste hat, ist bei einem Verfasser wie Morley selbstverständlich, wenn auch die Darstellung nicht immer musterhaft ist.

— Interessant auch für die deutsche Schriftstellerwelt ist „A Handbook of English and Foreign Copyright in Literary and Dramatic Works" von Sidney Jerrold.

Ebenso: „French Dramatists of the Nineteenth Century" von J. Brander Matthews, das man als einen Protest gegen Zola's Verurtheilung so vieler seiner Landsleute ansehen kann.

— Auf wissenschaftlichem Gebiete haben wir schon wieder ein neues Werk von dem unermüdlichen und berühmten Naturforscher Charles Darwin zu verzeichnen. Es führt den Titel: „The Formation of Vegetable Mould through the Action of Worms, with Observations on their Habits". Auch diesmal bietet uns der Verfasser die Ergebnisse langjähriger Beobachtungen, die neue Wunder der Natur erschließen und uns deutlich erkennen lassen, wie das Kleine in ihr zu ebenso mächtigen Wirkungen führt wie das Große.

Bibliographie.

Antony, Erna, Ein nordischer Königssohn. Bild aus dem letzten Jahrhundert vor Christus. Karlsruhe, Braun. 16. 1 M.

Ein Arbeitsgesetz als Lösung unserer Tagesfragen. Breslau, Leuckart. Gr. 8. 50 Pf.

Arnold, W., Deutsche Geschichte. 2ter Bd.: Fränkische Zeit. 1ste Hälfte. Gotha, F. A. Perthes. Gr. 8. 7 M.

Bartoli, A., Geschichte der italienischen Litteratur. Autorisirte deutsche Uebersetzung von C. v. Reinhardstöttner. 1ster Bd.: Die Anfänge der italienischen Litteratur. 1ster Thl. Leipzig, L. Voss. Gr. 8. 4 M.

Bauer, B., Disraeli's romantischer und Bismarck's socialistischer Imperialismus. Chemnitz, Schmeitzner. 1882. Gr. 8. 6 M.

Bodenstedt, F., Aus Morgenland und Abendland. Neue Gedichte und Sprüche. Leipzig, Brockhaus. 1882. 8. 5 M.

Braun-Wiesbaden, K., Der Diamanten-Herzog. Ein deutscher Prinzenspiegel. Berlin, Hofmann u. Comp. Gr. 8. 3 M.

Diesterweg, M., Die Strandprinzessin. Erzählung. Berlin, Janke. 8. 1 M.

Du Chaillu, P. B., Im Lande der Mitternachts-Sonne. Sommer- und Winterreisen durch Norwegen und Schweden, Lappland und Nord-Finnland. Frei übersetzt von A. Helms. Mit 48 Tonbildern und 200 Holzschnitten im Text. Mit einer großen Ansicht von Stockholm und Karte. 1ste Lfg. Leipzig, Hirt u. Sohn. Gr. 8. 1 M.

Dühring, E., Sache, Leben und Feinde. Als Hauptwerk und Schlüssel zu seinen sämmtlichen Schriften. Mit seinem Bildniss. Karlsruhe, Reuther. 1882. Gr. 8. 8 M.

Ehrmann, D., Die Tante. Ein Sittenbild aus dem jüdischen Familienleben. Wien, Hölder. 8. 3 M.

Ella, das Judenkind. Ein Zeitroman von Kathi von Klosterzell. 3 Bde. Berlin, Wohlgemuth. 1882. Gr. 8. 15 M.

Fellner, S., Albertus Magnus als Botaniker. Wien, Hölder. Gr. 8. 1 M. 60 Pf.

Frank, G., Das Toleranz-Patent Kaiser Joseph II. Urkundliche Geschichte seiner Entstehung und seiner Folgen. Wien, Braumüller. 1882. Gr. 8. 2 M.

Gaedertz, K. T., Gabriel Rollenhagen, sein Leben und seine Werke. Beitrag zur Geschichte der deutschen Litteratur, des deutschen Dramas und der niederdeutschen Dialektdichtung. Nebst bibliographischem Anhang. Leipzig, Hirzel. Gr. 8. 2 M. 80 Pf.

Geleich, E., Grundzüge der physischen Geographie des Meeres, mit einem Anhang über Oceanschiffahrt. Nach den besten Quellen bearbeitet. Wien, Hölder. Gr. 8. 4 M.

Geschichte des 3. Garde-Grenadier-Regiments Königin Elisabeth im deutsch-französischen Krieg 1870/71. Nebst Angaben aus der Zeit von 1871 bis 1880. Als Fortsetzung der „Beiträge zur Geschichte des 3. Garde-Grenadier-Regiments Königin Elisabeth 1859 bis 1870" auf Befehl des Regimentskommandos nach den Akten zusammengestellt. Mit 3 Bildnissen und 7 Karten. Berlin, Mittler u. Sohn. Gr. 8. 9 M.

Geschichten und Bilder aus Baden. Karlsruhe, Braun. Gr. 8. 1 M. 50 Pf.

Goebel, G., Dante Alighieri. Sechs Vorlesungen. Bielefeld, Velhagen u. Klasing. 1882. 8. 3 M.

Hanncke, R., Pommersche Skizzen. Kulturbilder aus der pommerschen Geschichte. Stettin, Saunier. Gr. 8. 2 M. 50 Pf.

Helm, Clementine, Leni von Hohenschwangau. Erzählung. Mit einer Illustration. Stuttgart, Richter u. Kappler. 1882. 8. 5 M.

Helmholtz, H., Wissenschaftliche Abhandlungen. 1ster Bd. 1ste Abth. Leipzig, Barth. 1882. Gr. 8. 6 M.

Hettner, H., Literaturgeschichte des 18. Jahrhunderts. 1ster Thl. — A. u. d. T.: Geschichte der englischen Literatur von der Wiederherstellung des Königsthums bis in die zweite Hälfte des 18. Jahrhunderts 1660—1770. 4te verb. Aufl. Braunschweig, Vieweg u. Sohn. Gr. 8. 8 M.

Hirsch, Jenny, Fürstin Frau Mutter. Historische Erzählung aus einem deutschen Kleinstaate zur Zeit Friedrich's des Großen. Dresden, Baensch. 8. 3 M. 50 Pf.

Hoffmann, C. v., Das königlich bayerische 4. Infanterie-Regiment König Karl von Württemberg von seiner Errichtung 1706 bis 1806. Mit Titelbild, 3 Uniformsbildern und 2 Karten. Berlin, Mittler u. Sohn. Gr. 8. 12 M. 50 Pf.

Hoenig, A., Die Ehren-Tage des königlich bayerischen 13. Infanterie-Regiments Kaiser Franz Joseph von Oesterreich im Feldzuge 1870—1871. Mit 3 Plänen. Berlin, Mittler u. Sohn. Gr. 8. 2 M.

Jókai's, M., ausgewählte Schriften. 1stes u. 2tes Hft. Preßburg, Stampfel. 8. à 50 Pf.

Kirchhof und Brandenburg I., Das 3. Brandenburgische Infanterie-Regiment Nr. 20 in den Feldzügen 1866 und 1870—71. Mit 1 Titelbild und 2 Abbildungen. Berlin, Mittler u. Sohn. Gr. 8. 8 M.

Kirchhoff, G., Gesammelte Abhandlungen. 1ste Abth. Leipzig, Barth. 1882. Gr. 8. 6 M.

Kleist, L., Der Apostel Stöcker, seine Jünger und der deutsche Bürgerkrieg. Ein Beitrag zur Entwickelungsgeschichte der antisemitischen Bewegung. Berlin, Stuhr. Gr. 8. 50 Pf.

Knauth, F., Georg Neumark nach Leben und Dichten. Zur Feier der 200. Wiederkehr des Todestages des Dichters am 8. Juli 1881 dem deutschen Volke und dessen reiferer Jugend dargeboten. Langensalza, Beyer u. Söhne. Gr. 8. 1 M.

Körner's, C. G., gesammelte Schriften, herausgegeben von A. Stern. Leipzig, Grunow. Gr. 8. 8 M.

Deutsche Liebe. Aus den Papieren eines Fremdlings. Herausgegeben und mit einem Vorwort begleitet von M. Müller. 6te Aufl. Leipzig, Brockhaus. 1882. 8. 3 M.

Lotze, H., Grundzüge der Psychologie. Dictate aus den Vorlesungen. Leipzig, Hirzel. Gr. 8. 1 M. 60 Pf.

Moser, G. v., Kalte Seelen. Lustspiel. Berlin, Behr. 8. 2 M. 50 Pf.

Reden-Esbeck, F. J. Freih. v., Caroline Neuber und ihre Zeitgenossen. Ein Beitrag zur deutschen Kultur- und Theatergeschichte. Mit 7 Kunstbeilagen. Leipzig, Barth. Gr. 8. 12 M.

Rehder, F., Se wull'n ehr'n Nachtwächter nich begraben. Lebensbild in een Optog. Garding, Lühr u. Dircks. 8. 75 Pf.

Der Reisebund. Schwank. Paderborn, Bonifacius-Druckerei. 1880. 12. 30 Pf.

Renleaux, C., Dichtungen. Op. 6: „Mysteriöse Sonette". (In Rätselform.) 1ster Tl. Mit einem Anhang. München, Merhoff. Gr. 8. 1 M.

Schack, A. F. Graf v., Die Plejaden. Ein Gedicht in 10 Gesängen. Mit einem Titelbilde von J. Nane, darstellend die Rückkehr von Kallias und Arete aus der Schlacht von Salamis. Stuttgart, Cotta. 8. 3 M.

Schmeltz, J. D. E., Kleidung und Schmuck der Eingeborenen des stillen Oceans. Ein Beitrag zur Keuntuiss der ersten Entwicklung von Kleidung und Schmuck. Vortrag. Altona, Seud. Gr. 8. 60 Pf.

Shukowsky's, W. A., Briefe an Se. kaiserliche Hoheit den Grossfürsten Konstantin Nikolajewitsch. In deutscher Uebertragung von B. Cordt. Autorisirte Ausgabe. Dorpat. Gr. 8. 2 M. 50 Pf.

Spielhagen, F., Angela. Roman. 2 Bde. Leipzig, Staackmann. 8. 9 M.

Stern, J., Hinter den Gittern. Erinnerungen und Studien. Mannheim, Bensheimer. 8. 5 M.

Struve, J. R., Gesammelte Gedichte, Sprüche und Räthsel. Kiel. 1879. Gr. 8. 1 M. 50 Pf.

Sturm, J., Märchen. Illustrirte Ausgabe. Bilder von Olga v. Fialka. Leipzig, Breittopf u. Härtel. 8. 6 M.

Tandem, C. F., Prometheus und Epimetheus. Ein Gleichniss. 2ter Thl. Aarau, Sauerländer. Br. 8. 3 M.

Tolstoy, Graf A., Fürst Serebräny. Roman in 2 Bdn. Aus dem Russischen übersetzt von W. Lange. Mit einer Einleitung von J. Hart. 2 Bde. Berlin, Auerbach. 1882. 8. 7 M. 20 Pf.

Vely, E., Südlicher Himmel. Novellen. Herzberg a/H., Simon. 1882. 8. 5 M.

Weddigen, F. H. O., Westfalen, das Land der „roten Erde", in der Dichtung. Minden, Bruns. 8. 2 M.

Zdekauer, K. Ritter v., Kriegs- und Friedensfahrten. 2 Bde. Teschen, Prochaska. 8. 7 M. 20 Pf.

Zuns, J., Zwei Fragen des Unternehmereinkommens. Berlin, Puttkammer u. Mühlbrecht. Gr. 8. 80 Pf.

Anzeigen.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Soeben erschien:

Die Kriegführung unter Benutzung der Eisenbahnen und der Kampf um Eisenbahnen.

Von

H. L. W.,

Königlich Preuß. Hauptmann und Compagniechef.

Zweite Auflage.

Nach den Erfahrungen der neuesten Kriege vollständig neu bearbeitet **von einem deutschen Stabsoffizier.**

Mit in den Text gedruckten Abbildungen, lithographirten Plänen und Tafeln.

8. Geh. 14 M.

Nachdem dieses Werk in der ersten Auflage schon seit längerer Zeit vergriffen war, ist es nun von dem Bearbeiter der zweiten Auflage gänzlich umgestaltet und fast auf das Dreifache erweitert worden. Dabei wurde namentlich das praktische militärische Bedürfniß in erschöpfender Weise berücksichtigt und so ein Lehrbuch des gesammten Militär-Eisenbahnnetzes geschaffen, das zum Studium dieses gegenwärtig so wichtigen Zweiges der Kriegswissenschaft unentbehrlich sein dürfte.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Soeben erschien:

Aus Morgenland und Abendland.

Neue Gedichte und Sprüche von

Friedrich Bodenstedt.

8. Geh. 5 M. Geb. 6 M.

Friedrich Bodenstedt beschenkt die zahlreichen Freunde und Verehrer seiner Muse mit einem Bande neuer Gedichte, in dem neben „Vorläufern des Mirza-Schaffy" und andern Poesien aus dem „Morgenlande" auch die Bilder, Eindrücke und Stimmungen, welche der Dichter bei seinem Ausfluge nach Amerika in sich aufgenommen, in poetischer Gestaltung dargeboten werden. **Bodenstedt's neuestes Gedichtbuch wird eine Hauptzierde des diesjährigen Weihnachtstisches bilden.**

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Soeben erschien:

Aufwärts!

Neue religiöse Gedichte

von

Julius Sturm.

8. Geh. 3 M. Geb. 4 M.

Eine neue Sammlung religiöser Gedichte von Julius Sturm, dem Dichter der bereits in neunter Auflage vorliegenden „Frommen Lieder", darf des freundlichsten Willkommens sicher sein. Das elegant ausgestattete Buch eignet sich namentlich auch für den Weihnachtstisch.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Soeben erschien:

Religiöse Reden und Betrachtungen.

Von

Dr. **Adolf Hausrath,**

ord. öff. Professor der Theologie an der Universität Heidelberg.

Zweite vermehrte Auflage.

Geh. 4 M. Geb. 5 M.

Vorliegende Sammlung von Predigten des bekannten heidelberger Theologen, ein in sich zusammenhängendes Erbauungsbuch bildend, das alle wesentlichen religiösen Fragen in populärer Weise bespricht, hat sich in vielen protestantischen Kreisen heimisch gemacht. Die hierdurch nöthig gewordene zweite Auflage ist durch drei Reden vermehrt worden.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Soeben erschien:

Romane und Erzählungen

von

Fredrika Bremer.

Neue Ausgabe.

In 40 Lieferungen zu je 50 Pf.

Erste Lieferung.

Eine neue wohlfeile Ausgabe von Fredrika Bremer's Romanen findet sicher in allen deutschen Familien freundlichste Aufnahme: nirgends sind ja die Freuden und Leiden des Familienlebens so wahr und ansprechend geschildert, als in diesen bereits in zahlreichen Auflagen erschienenen Erzählungen, „Skizzen aus dem Alltagsleben", wie sie die Verfasserin nennt. Die Ausgabe erscheint in 40 Lieferungen zum Subscriptionspreise von 50 Pf. für die Lieferung. Man subscribirt in jeder Buchhandlung.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Soeben erschien:

Illustrirte Naturgeschichte der Thiere.

In Verbindung mit Dr. Friedrich Heincke, Dr. Friedrich Knauer, Dr. Eugen Rey

herausgegeben von

Philipp Leopold Martin.

Erster Band. Erste Abtheilung. **Säugethiere.**

Mit 19 Separatbildern und 322 in den Text gedruckten Abbildungen in Holzschnitt.

(43 Bogen.) 8. Geh. 5 M. Geb. 6 M. 50 Pf.

Martin's „Illustrirte Naturgeschichte der Thiere" nimmt unter den zoologischen Handbüchern eine hervorragende Stellung ein; indem sie Wissenschaftlichkeit mit Leben und Praxis in gelungener Weise verbindet, ist sie zugleich ein systematisches Lehr- und ein unterhaltendes Lesebuch, ein Buch für die Schule wie fürs Haus. Die erste Abtheilung, „Säugethiere", liegt vollständig in einem stattlichen reich illustrirten Bande vor und kann, da auch der Preis außerordentlich niedrig gestellt ist, als sehr passendes Weihnachtsgeschenk für Jung und Alt empfohlen werden.

(Mit Beilagen: von **Adolf Bonz & Comp.** in Stuttgart und **F. A. Brockhaus** in Leipzig.)

Verantwortlicher Redacteur: Dr. **Rudolf von Gottschall** in Leipzig. — Druck und Verlag von **F. A. Brockhaus** in Leipzig.

KAUFMÄNNISCHE RESSOURCE Breslau

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Herausgegeben von Rudolf von Gottschall.

Erscheint wöchentlich. — Nr. 49. — 8. December 1881.

Inhalt: Literarische Unterhaltungen: Ueber reine und unreine Reime. Von Albert Moeser. — Biographische Studien. Von Wilhelm Buchner. — Murad Efendi als Dramatiker. Von Rudolf von Gottschall. (Beschluß.) — Geschichtliches. — Ein Frauenroman. Von Rudolf Kulemann. — Feuilleton. (Deutsche Literatur; Ausländische Urtheile über neue Erscheinungen der deutschen Literatur.) — Bibliographie. — Anzeigen.

Literarische Unterhaltungen.

Ueber reine und unreine Reime.

Mit besonderer Vorliebe wird heutzutage wieder von den verschiedensten Kritikern namentlich lyrischer Sammlungen die Wichtigkeit reiner Reime betont, und nicht selten herber Tadel über diejenigen Dichter ausgesprochen, die nach der Anschauung des betreffenden Kritikers gegen dieses Gesetz verstoßen. Und in der That ist es an sich recht und in der Ordnung, daß auf Sauberkeit der dichterischen Technik gehalten wird, und selbst der Einwand, daß auch Schiller und Goethe die unreinen Reime keineswegs gemieden, darf nicht ohne weiteres als Entschuldigung dienen. Denn es ist doch nicht abzusehen, warum wir nicht, wenn auch nur im Formellen, hin und wieder einen Fortschritt selbst über die Classiker hinaus machen sollen. Nichtsdestoweniger kann nicht geleugnet werden, daß die Wichtigkeit, welche heutzutage von manchen Seiten den sogenannten reinen Reimen beigelegt wird, eine entschieden übertriebene ist, und daß der in dieser Beziehung bei einem einzelnen Dichter allenfalls mögliche Tadel häufig genug viel zu sehr aufgebauscht erscheint. Denn zunächst muß doch bemerkt werden, daß der Reim, respective seine Reinheit, überhaupt nur von einer relativen und verhältnißmäßig untergeordneten Bedeutung ist. Er ist nur ein Mittel für die poetische Wirkung, aber nicht diese selbst, und es muß noch heutzutage für vollkommen möglich gelten, daß ein wahrhaft großer Dichter auftritt, welcher die sämmtlichen Gesetze von der Reinheit des Reims mit Füßen tritt, während umgekehrt irgendein anderer Musenjünger in der beregten Beziehung die höchste Correctheit und Accuratesse zeigen und doch ein sehr mittelmäßiger Poet sein könnte.

Sodann ist es entschieden verkehrt, in allen Dichtgattungen, die überhaupt den Reim gestatten, auf der Reinheit der Reime mit gleicher Rigorosität bestehen zu wollen. Es versteht sich z. B. von selbst, daß jede Dichtung, welche ins Gebiet der Komik schlägt, sich an das betreffende Gesetz durchaus nicht zu kehren braucht. Vielmehr erreicht ja namentlich der komische Epiker speciell durch abnorme Reime gerade die allerspaßhaftesten Wirkungen, und die Forderung der Reinheit aller Reime würde diese Wirkungen zum Theil einfach unmöglich machen. Ferner wäre es auch bei allen volksmäßigen und im Volkston gehaltenen Gedichten wenig angebracht, absolute Reinheit der Reime zu verlangen. Denn hier singt der Dichter gleichsam wie ihm der Schnabel gewachsen ist, und ein paar unreine Reime mehr oder weniger verstoßen gar nicht gegen den Geist ungekünstelter Schlichtheit und Natürlichkeit, welcher solchen Liedern inne zu wohnen hat. Und so läßt sich denn jene Forderung in strengem Sinne eigentlich nur bei denjenigen Gedichtarten aufrecht erhalten, bei denen formale Vollendung und Klangschönheit unerläßliche Erfordernisse sind, also z. B. beim Sonett. Man darf hier auf derselben bestehen; denn wer ihr nicht genügen kann oder will, der muß von derartigen Gedichten eben die Hand lassen und braucht diese Strophenform einfach nicht zu cultiviren.

Aber auch wo das Gesetz in seiner strengern Gestalt ganz wohl am Orte ist, erhebt sich weiterhin die Frage: welche Reime sind denn eigentlich rein und welche unrein? Und diese Frage ist keineswegs eine überflüssige, denn die Ansichten bei Dichtern und Kritikern stimmen darin nicht überein, und eben diese Frage vor allem ist es, um deren Erörterung es sich hier handelt. Ich glaube, um gleich mit der Sprache herauszurücken, daß es das einzige richtige und haltbare Gesetz ist, vom Reime den

genauen Gleichklang fürs Ohr zu verlangen, und daß es nur zu pedantischer Formstrenge auf Kosten des Inhalts führt, wenn man dazu auch noch Congruenz der betreffenden Reimsilben fürs Auge fordern will. Das Epos ist seiner ursprünglichen Bestimmung nach dazu da, um vorgetragen, und die Lyrik, um gesungen zu werden (vom meist reimlosen Drama können wir hier absehen); das Ohr also ist zunächst das Organ, welches die Reime aufnimmt, und wenn diesem in Betreff des Gleichklangs völlig genügt wird, so kann es nichts ausmachen, ob das Auge nicht völlig dieselbe Befriedigung erhält. Es ist kein Grund, hiervon abzugehen, blos weil wir heutzutage epische und lyrische Gedichte häufiger lesen als hören. Können beide Organe ohne Zwang vereint befriedigt werden, wie das ja in vielen Fällen immerhin möglich ist, nun, um so besser. Kommt es aber zu einem Dilemma zwischen beiden, so hat unbedingt das Auge nachzustehen, und der Reim wird unbeanstandet passiren dürfen, auch wenn er nur dem Ohr genügt. Daß dieses Gesetz ein ganz richtiges ist, erhellt sofort daraus, daß Reime, die dem Auge genügen, aber infolge verschiedener Länge der Vocale des eigentlichen Gleichklangs fürs Ohr entbehren, auch von dem harmlosen Laienverstande sofort als schlechte empfunden werden, während ein nicht voreingenommener Leser an einem fürs Auge ungenügenden Reime, der aber fürs Ohr gleichklingend ist, mit vollem Rechte gar keinen Anstoß nimmt. Sonach sind denn z. B. Reime wie „erbat" und „hat", „dahin" und „Apennin", „dahin" und „Ruin", „Ocean" und „voran", „vermag" und „Sarkophag", „Schmach" und „nach" (die Platen anstandslos gebraucht), an und für sich, obwol sie dem Auge genügen, doch keineswegs absolut mustergültig, da, wenigstens für ein norddeutsches Ohr, die Vocale nicht die gleiche Länge haben. Daß übrigens die Vocale in Nord- und Süddeutschland theilweise mit verschiedener Messung ausgesprochen werden, das wird für absolut gleiche Ansichten über die Reinheit der Reime immer ein Hinderniß bleiben: man findet deshalb oft, daß süddeutsche Kritiker Reime tadeln, die bei einem norddeutschen Dichter nach norddeutscher Aussprache vollkommen correct sind. Doch kann dieser Umstand an der Richtigkeit des hier aufgestellten Princips nichts ändern. Während also z. B. der Reim „hin" und „Kamin" trotz seiner Congruenz fürs Auge wegen ungleicher Länge der Vocale nicht ganz correct ist, wird man an dem Reime „ziehn" und „Kamin" nach vernünftigen Grundsätzen nichts auszusetzen haben, weil trotz ungleicher Schreibung fürs Auge das Ohr bei demselben vollkommen seine Rechnung findet. Und so sind denn auch Reime wie „begräbt" und „schwebt", „Zeit" und „Kleid", „Jagd" und „Nacht", „Tod" und „droht", „Wort" und „Accord", „Haar" und „klar", „hoch" und „zog", „da" und „sah", „West" und „läßt", „Schluß" und „Hesperus", „Lenz" und „Firmaments" (sie sind sämmtlich aus Geibel) nicht im mindesten bedenklich, d. h. es kann nichts ausmachen, ob die Vocale — z. B. e und ä — fürs Auge verschieden sind, wenn nur das e wie ä ausgesprochen wird, und es kann ferner nichts ausmachen, wenigstens bei männlichen Reimen, ob das eine Wort mit einer Tenuis, das andere mit einer Media schließt, da die Möglichkeit eines Unterschiedes in der Aussprache hier ganz ausgeschlossen ist. Ein solcher Unterschied tritt nur hervor inmitten eines Wortes, weshalb denn weibliche Reime der Art (z. B. „Worten" und „Morden" und ähnliche) absolut unzulässig sind. Daß die aufgestellte Forderung, auf den Wortklang, nicht auf das Wortbild zu achten, allein eine sichere Handhabe für die Reimkunst gibt, läßt sich auch daran ermessen, daß ja das Wortbild mit der oft genug wechselnden Orthographie stets schwankt und daß, wenn das Auge entscheiden sollte, auch die Reimmöglichkeit alle Augenblicke Veränderungen erleiden müßte. So war im Mittelhochdeutschen eine Media im Auslaut des Wortes unmöglich; hier hatte stets die Tenuis zu stehen, und es waren alle Wörter reimfähig, die, sofern sie heute theilweise mit einer Media am Ende geschrieben werden, wenn das Wortbild den Ausschlag gibt, nicht mehr passiren können; während sie nach dem hier vertretenen Princip durchaus nicht zu beanstanden sind.

Und somit wiederholen wir nochmals: man gestatte den Dichtern, in erster Linie fürs Ohr und erst in zweiter fürs Auge zu reimen. Denn jeder Dichter wird im Stande sein, eine Unzahl der nur auf dem ersten Principe beruhenden Reime selbst bei den besten Dichtern nachzuweisen und dadurch jene Kritiker zu schlagen, welche auch Congruenz fürs Auge verlangen. Und sollte es — in einem sonst vortrefflichen Gedicht — mitunter selbst mit dem absoluten Gleichklange für das Ohr etwas hapern, nun, so schlage man nicht gleich Lärm, als ob die Poesie selbst mit dem Untergange bedroht wäre; vielmehr sehe man den Reim an als das, was er ist, nämlich als eine unter Umständen (falls das Gedicht sonst packt) herzlich unbedeutende Nebensache, und man vergesse nicht, daß, wenn ein Dichter den Reim stets mit absoluter Strenge handhaben wollte, dadurch dem viel wichtigern Inhalte oft genug ein Zwang angethan und ein Schaden zugefügt werden würde, den der kleine Gewinst in Betreff der Form unmöglich aufwiegen könnte.

Albert Moeser.

Biographische Studien.

1. Chamisso und seine Zeit. Von Karl Fulda. Mit dem Porträt Adelbert von Chamisso's. Leipzig, Reißner. 1881. 8. 5 M.

Der 30. Januar 1881 brachte uns die hundertjährige Wiederkehr von Adelbert von Chamisso's Geburtstag, und es ist ein löbliches Unternehmen, wenn Karl Fulda dem deutschen Lesepublikum ein Buch darbietet, welches in handlicher und geschmackvoller Weise das Wichtigste aus des Dichters Leben zusammenstellt und dadurch hoffentlich recht vielen die Bedeutung Chamisso's zu lebendigerm Bewußtsein bringt.

Wir besitzen bereits eine vortreffliche Biographie des Dichters aus der Feder seines vieljährigen Freundes Eduard Hitzig, in erneuter Gestalt herausgegeben von Friedrich Palm in Band 5 und 6 der dritten Auflage von Chamisso's „Werken". Hitzig hatte das Glück, aus der Fülle persönlicher Bekanntschaft schreiben zu können; ein reiches, bis dahin völlig unbekanntes Material an Briefen stand ihm zur Verfügung, und er hat dasselbe in geschicktester Weise verwerthet. Er hat gethan, was meines Erachtens unter solchen Verhältnissen das Nächste ist: er hat die Briefe, soweit sie ihm erreichbar waren, mit Auswahl abgedruckt, ihnen in discreter Weise, ohne sich irgendwie vorzudrängen, eine biographische Umrahmung gegeben; so sprechen vor allem die Briefe in ihrer frischen Naturwüchsigkeit und geben an sich die erfreulichste Selbstbiographie, wie dieses mit solcher Lebenswärme und Ursprünglichkeit eine Biographie nie vermag, in welcher vor allem der Verfasser spricht, nur hier und da Briefstellen des Gefeierten, wie Rosinen in den Kuchen, eingestreut sind. Palm hat im wesentlichen Hitzig's glückliche Anordnung bestehen lassen, nur Einzelnes in Jugend und Alter eingehender dargestellt. Und so ist das Hitzig-Palm'sche Werk mit seinen sieben und ein halbhundert Seiten ein ebenso umfassendes und vollständiges wie anziehendes Buch über das Leben des Dichters. Allerdings hat es zwei Nachtheile; es bildet einen untrennbaren Bestandtheil der gesammelten Werke Chamisso's, und wer kauft heutzutage sechs Bände von demselben und über denselben Dichter? Und ferner, wer mag in einer Zeit, in welcher fast nur Bibliothekswerke und Geschenkbücher leidlichen Absatz finden, in einer überhasteten Zeit, welche ebenso ungern Briefe liest wie Briefe schreibt, eine zweibändige, mit Briefen durchwebte Biographie genießen, mag die dargestellte Persönlichkeit noch so merkwürdig und eigenartig, mögen die Briefe noch so liebenswürdig sein?

Unter diesen Umständen war die Neubearbeitung eines Lebens Chamisso's in engerm Rahmen ein zweckmäßiger Gedanke; 17 Bogen Bourgeois sind handlicher und leichter lesbar, als 47 Bogen Petit. Allerdings geht dabei viel Liebes und Schönes verloren; auch erscheint der etwas anspruchsvolle Titel „Chamisso und seine Zeit" für ein Werk bescheidenen Umfangs nicht eben gerechtfertigt. Andererseits hatte der Verfasser den Vortheil, durch die Söhne des Dichters eine größere Sammlung noch unbekannter französischer Briefe zur Benutzung zu erhalten, Briefe, gerichtet an die nach Frankreich zurückgekehrten Geschwister:

> Ich habe diese Briefe, welche erst nach dem Tode der Personen, an welche sie geschrieben wurden, d. h. vor wenigen Jahren, von Frankreich wieder nach Deutschland gekommen und an die Söhne des Dichters gelangt sind, einer sorgfältigen Durchsicht und Prüfung unterworfen. Entsprechend dem Verlangen der hochverehrten Familie des Dichters und nach eigenem Wunsche sind diese Blätter entstanden. Es soll die neue Lebensgeschichte des Dichters zugleich eine Huldigung sein, dem Andenken des Unvergleichlichen geweiht, dem ein Denkmal noch nicht errichtet worden, dessen Name nicht einmal eine der vielen neuen Straßen in Berlin trägt, dem deutschen Volke gewidmet, welches Chamisso eine nie abtragbare Summe des Dankes schuldet und wol schon deshalb diese Anregung freudig begrüßt. Die mir anvertrauten noch unbenutzten französischen Briefe enthalten nichts, was den Mittheilungen beider Biographen widerspricht, aber in Verbindung mit mancherlei weiterm Material, welches noch lebende Zeugen, die dem Dichter persönlich nahe gestanden und mit ihm unmittelbar näher verkehrt haben, mir mitgetheilt, manches, was dazu angethan ist, mehr Leben, Licht, Farbe und klareres Verständniß in das Charakterbild des Dichters zu bringen, sodaß ich auf Wunsch seiner Söhne es unternommen habe, zur Säcularfeier seiner Geburt seine Lebensgeschichte in lebenvollem Zusammenhange zu erzählen und die vorhandenen Quellen mit den neuen zu einem Gesammtbilde zu vereinigen.

So können wir nebst einigen Mittheilungen über Chamisso's spätere Jahre die Auszüge aus den Familienbriefen als dasjenige bezeichnen, wodurch sich diese neue Darstellung von den frühern unterscheidet, während wir andererseits vielfach die Worte der Hitzig-Palm'schen Darstellung wiederfinden. Wir verdanken diesen Briefen unter anderm die Feststellung von Chamisso's bisher zweifelhaftem Geburtstage; während der Dichter in einer Stelle seines Reiseberichts scherzend daran vorübergeht, schreibt er den 30. Januar 1821 an seinen Bruder Hippolyt: „Heute werde ich 40 Jahre alt; wie die Zeit fliegt!" Daß in diesen Briefen an die Familie Chamisso's eigenthümliches Wesen, die Mischung tiefen deutschen Gemüths und echt französischer Ironie, nicht selten hervortritt, läßt sich annehmen; einige Stellen mögen uns davon Zeugniß ablegen:

> An Schwester Luise 5. Mai 1800: Ich habe nur noch einen Gedanken, oder vielmehr der Gedanke tritt unter den andern hervor: ob ich wol jemals deine lieben Kinder werde umarmen können; denn, meine liebe Freundin, wenn du welche hast, wird man sie niemals in diesem verfluchten Lande (wahrlich, das Wort ist mir entschlüpft) lassen, um das Metier auszuüben, das ich treibe; es verdorrt den Geist und tödtet das Herz; drehe ihnen lieber den Hals um, wie in Lacedämon, aber mache keine preußischen Soldaten daraus. Wohl ist es eine schöne Sache,

Soldat für sein Vaterland zu sein, an der Grenze zu fallen, sein Leben in der Mitte von besiegten Feinden seines Vaterlandes zu verlieren; aber dieses Leben, liebe Lise, zu verkaufen um den Preis von 8 Thaler 25 Groschen monatlich, das ist ein schauerliches Metier.

Auf einem Hofballe neulich erkannte mich die Königin-Mutter. „Sie tanzen nicht? O, Sie müssen tanzen!" sagte sie. „Euer Majestät meine Aufwartung zu machen, war mein einziger Wunsch, da ich gar nicht tanze und auch keine Lust dazu habe, denn man muß sein Talent zu nichts zwingen, wozu man kein Geschick hat." Was war an dieser Antwort so verbrecherisch? Sie hat durchaus nicht gefallen. Man will, daß ich tanze, daß auf allen Bällen, auf jeder Cour, zu jeder Zeit, an jedem Orte meine Gestalt dem Monarchen angenehm in die Augen falle. Man will, mit einem Wort, daß ich mich zeige, daß ich den liebenswürdigen Gesellschafter spiele. Aus mir will man einen liebenswürdigen Mann machen, aus mir! Ich werde, was in meinen Kräften steht, thun, sie zu befriedigen; aber seufzend gebe ich die bescheidene Rolle des Chevalier auf. Der Vater sagt: wenn man sich zeigt, kommt man vorwärts! Wenn ich mich so zeige, und in meiner Lage, wie kann ich hoffen vorwärts zu kommen, hier vorwärts zu kommen? Eine dumme Figur! Würde sie nicht anstatt des erwarteten Effects nur langweilen? Lise sagt: Wenn man sich zeigt, wenn man auf die Bälle geht, kann man gefallen und eine gute Partie machen; das ist's! Ich sage: Es würde durchaus nicht so sein, wenn ich eine vernünftige Frau, die die Gefährtin de votre serviteur sein möchte, suchen und finden würde. Jedoch die Meinung des Stärksten ist immer die beste. Aber die Kosten! Für die Wagen allein im Monat mindestens 5 Thaler 8 Groschen. Meine Gage verschwindet wieder, ehe sie so recht angekommen ist, daß es mir an allem fehlt. Ich habe keine Hemden, keinen Mantel, nur ein Paar Stiefel, und sie schreien mich mit offenem Munde an; meine Gamaschen fehlen, meine Kleider werden zu kurz, löcherig, verschwinden; ich habe kein Petschaft, einen für den Offizier jeden Augenblick nöthigen Gegenstand. Ich habe weder einen Korb, meine Sachen zu tragen, noch Vorrath, ihn zu essen, überhaupt nichts, was man braucht. Um meine Sachen wieder etwas in Ordnung zu bringen, müßte ich wenigstens 100 Thaler in der Lotterie gewinnen. Einen Thaler zu sehen, ist eine Glückseligkeit für uns; wie lieblich uns auch die Physiognomie eines Kuchens erscheine, wir fasten wie die Heiligen. Ich möchte nur meinen Ausgaben gewachsen sein und meine Gläubiger befriedigen können! — aber! — Ich bin traurig wie eine Nachtmütze!

Oder aus den Briefen an die Gattin 1823:

Ernst's Neid ziehe dir nicht zu Herzen; jedes Kind, jeder Pudel ist so (ärgere dich nicht über diese Erläuterung); es liegt im Thier, und das Thier liegt im Menschen. Durch die Erziehung wird es am Ende mehr überflügelt und verdeckt, als es ausgerottet wird. Nichtsdestoweniger muß man dagegen thun was man kann; das ist aber nicht viel. Er muß und wird nach und nach, sowie er größer wird, lernen wie die Welt geht. Gegen Predigten, Verweise, Wortverschwendungen aller Art bin ich sehr; davon geht gar nichts ein. Erfahrungen müssen es sein, eigene Erfahrungen eindringlicher Art. Weißt du nicht, wie wir es leicht dahin gebracht haben, daß er bei keinem Fall oder Stoß geschrien? Keine Rücksicht auf dasjenige nehmen, was er unterlassen soll. Wird er beleidigend unartig — die Ruthe, aber ohne viel davon zu sprechen; nie ohne Noth, nie ohne Nachdruck. Nie lügen, ihn aber auch nie in die Versuchung zu lügen führen, indem man ihn in die Lage versetzt, wo ihm daraus ein Vortheil erwachsen oder dadurch ein Nachtheil erspart werden kann. Aber die Poesie, der Scherz, die Fabel, wovon so ein junges Leben voll steckt, ja nicht für Lüge ansehen. Consequenz und Festigkeit in allem; kein Schwanken, folgerecht, immer so und so aus Gründen — und aus denselben Gründen immer dasselbe. Ein Ja soll Ja heißen, ein Nein Nein. Wir müssen uns selbst an unsern Kindern erziehen, mein liebes Kind, denn das alles ist, wie das Lied vom Monde (so und nicht Meyer ist zu lesen); es versteht's keiner und ist doch kinderleicht.

Dazu noch ein paar Anekdoten:

Der Dichter war durch Schlemihl so volksthümlich geworden, daß, als er eines Tags in den Straßen Berlins promenirte, ein Junge dem andern zurief: Du, da geht Schlemihl! Darauf nimmt voller Humor Chamisso den dreisten Knaben unter den Arm und Mantel und eilt mit ihm flugs davon, ihn mit entsprechender Würde an einer Straßenecke Berlins zur Erde niedersetzend. — Als Chamisso einst von seinen Knaben hörte, daß einzelne seiner Gedichte in der Schule declamirt seien, sagte er hocherfreut: „Nun ich in den Schulen gelernt und hergesagt werde, ist mir eine dreißigjährige Unsterblichkeit zugesichert. Wie günstig sich auch mir die Kritik im allgemeinen gezeigt hat", fügte der Dichter hinzu, „so schöpfe ich doch meine größten Freuden und meine frischesten Poesien aus der Jugend, aus den Schulen und aus dem Volke. Die Jungen, die mich in der Schule auswendig lernen, sichern meinen Dichtungen ein bleibendes Andenken." Zu Geburtstags-, Pathen-, Christ- und Brautgeschenken werden in Deutschland jährlich 1000 Uhland und 500 Chamisso gebraucht.

Im ganzen wird derjenige, welcher die frühern Biographien Chamisso's kennt, nicht sehr viel Neues finden; daß, wie bei Hitzig, wo doch Chamisso's eigene Reisebeschreibung ergänzend eintritt, über die Weltreise, diese wichtigen Wendejahre in unseres Freundes Leben, mit wenigen Zeilen hinweggegangen wird, möchte ich als einen wirklichen Mangel betrachten. Aber das Buch liest sich gut, bringt die Hauptthatsachen in gefälliger Zusammenstellung, fügt eine Reihe gut gewählter Briefauszüge und Gedichte bei, und ist somit ganz geeignet, einem größern Leserkreise das Lebensbild des liebenswürdigen Dichters in erfreulicher Weise hinzustellen, wie das Titelblatt in vorzüglichem Lichtdruck nach dem Bilde von Reinick uns die ernsten, gedankenreichen Züge des seltenen Mannes vor Augen stellt.

2. Friedrich Rückert als Professor am Gymnasium zu Hanau und sein Director Johannes Schulze. Ein Beitrag zur Rückert-Biographie. Von Albert Duncker. Zweite vollständig umgearbeitete Auflage. Wiesbaden, Niedner. 1880. Gr. 8. 2 M.

Das letzte Jahrzehnt hat eine Reihe von Schriften gebracht, welche es sich zur Aufgabe setzen, diese und jene Einzelheit aus Rückert's Leben zu erforschen, Verschollenes an das Licht zu ziehen; es sind in Bezug hierauf die von dem Berichterstatter in frühern Jahrgängen besprochenen Schriften von Beyer und Boxberger hervorzuheben. Zu diesen Arbeiten gesellt sich in obiger Schrift eine neue Monographie von fünf Bogen, welche Rückert's rasch vorübergehendes Erscheinen in Hanau darstellt, wohin er gegen Ende des Jahres 1812 als Gymnasiallehrer berufen worden war. Albert Duncker in Hanau ließ 1874 eine kleine Schrift: „Friedrich Rückert am Gymnasium zu Hanau", als Festgabe zur Jahresversammlung des Vereins für

hessische Geschichte und Landeskunde erscheinen; im Jahre 1875 wurden durch R. Boxberger einige weitere interessante Documente veröffentlicht, welche sich auf diese Episode in Rückert's Leben beziehen; dieselben haben in der Schrift von Beyer: „Nachgelassene Gedichte Friedrich Rückert's", 1877, sowie in Boxberger's „Rückert-Studien" 1878 Abdruck gefunden, und schließlich hat, gestützt auf das im Laufe der Jahre angewachsene Material, A. Duncker eine neue erweiterte Auflage jener frühern Gelegenheitsschrift bearbeitet.

Der Hergang ist kurz folgender. Rückert hatte sich Ostern 1811 zu Jena als Privatdocent habilitirt. Aber der Drang der Poesie war übermächtig in ihm; die Lehrthätigkeit sagte ihm nicht zu; so gab er, ohne Abschied zu nehmen, sein Verhältniß zu Jena auf und kehrte Ostern 1812 zu seinem Vater zurück, welcher zu Ebern im obern Mainthal Amtmann war. Der an ein geordnetes Wirken gewöhnte Mann war mit dem ziellosen Lebensgange des nun vierundzwanzigjährigen Sohnes keineswegs zufrieden, und da in jenem Sommer das höhere Schulwesen der Stadt Hanau eine Neuordnung erfuhr, so verwandte sich Vater Rückert bei dem neuernannten Director Johannes Schulze, derselbe möge doch dem Ausreißer durch eine Berufung an das hanauer Gymnasium wieder eine regelmäßige Thätigkeit geben. Schulze, welcher ohne Zweifel von seiner frühern Wirksamkeit in Weimar her den jenenser Privatdocenten der Sprachwissenschaft Friedrich Rückert kannte — als Dichter war derselbe bisher in keiner Weise hervorgetreten —, that denn auch also. Rückert empfing im November 1812 einen Ruf nach Hanau als Gymnasiallehrer mit einem Jahresgehalt von 250 Fl. nebst einem, im übrigen rein illusorischen Maximalzuschuß von 100 Fl. aus dem Schulgeld; allerdings stand die ihm zugetheilte wöchentliche Stundenzahl, vierzehn, im Verhältniß zu dem sogar damals erbärmlichen Gehalt. Anfang Februar 1813 sollte die Anstalt eröffnet werden; doch bereits Neujahr traf Rückert zu Hanau ein und miethete sich eine bescheidene Junggesellenwohnung; am 20. Januar nahm er an einer vorbereitenden Conferenz der Lehrer theil. Bei dieser Gelegenheit erhielt Rückert die Mittheilung, daß sein Gesuch um höhern Gehalt bei höherer Stundenzahl abschläglich beschieden sei; schweigend nahm er den Bescheid in Empfang; in der nächsten Nacht, drei Wochen nach seinem Erscheinen in Hanau, wanderte er, ohne Abschied zu nehmen, von dannen, im harten Winter, durch den Spessart nach einem befreundeten Pfarrhause, wo er einstweilen Unterkunft suchte. Nur brieflich wagte er dem würdigen Schulze sein Anstellungsdecret zurückzuschicken, um milde Beurtheilung seiner Flucht und gütige Vermittelung bei den Behörden zu bitten. Der Brief ist erhalten und ein Zeugniß der elementaren Nothwendigkeit, welche den Dichter zwang, aus einem unwürdigen Verhältniß auszuscheiden, noch ehe es begonnen. Was war zu thun? Der treffliche Schulze wußte den Ausreißer geziemend zu entschuldigen; die Collegen theilten sich in die Stunden und den Gehalt; Vater Rückert sah ein, daß er nicht wohlgethan, des Sohnes freien Gang beschränken zu wollen, und alsbald danach tritt Friedrich Rückert als Freimund Reimar mit seinen „Geharnischten Sonetten" in die Zahl unserer Freiheitsdichter und bedeutendsten Lyriker ein.

Dies in Kürze der Sachverhalt. Ueber diesen eng beschränkten Stoff fünf Bogen zu schreiben, ist eigentlich eine Kunst; indeß hat der Verfasser es verstanden, die von ihm und Boxberger aufgefundenen Materialien in angenehmer Weise zusammenzustellen, über die damaligen Zustände Hanaus und des Großherzogthums Frankfurt überhaupt, über Rückert's späteres Verhältniß zu Berlin, über den fernern Lebensgang Schulze's, welcher bekanntlich mehrere Jahrzehnte hindurch die Seele des preußischen Cultusministeriums war, Ansprechendes beizufügen, sodaß das Büchlein ein wenn auch nicht viel Neues bringender, doch schätzenswerther Beitrag zu unserer Kenntniß von Rückert's Leben genannt werden darf. Doch ist wol der Wunsch gerechtfertigt, daß wir endlich statt der stets erneuten Schriften über Einzelheiten aus des Dichters Leben, aus kundiger Feder ein erfreuliches Gesammtbild von Rückert's Leben, Dichten und wissenschaftlichem Wirken erhalten möchten; der Collectaneen sind nunmehr wol genug da.

3. Ida Gräfin Hahn-Hahn. Ein Lebens- und Literaturbild von Heinrich Keiter. Würzburg, Woerl.

In Nr. 34 f. 1880 haben d. Bl. die Besprechung einer Schrift von Paul Haffner über die Gräfin Hahn-Hahn gebracht und dieselbe als eine Arbeit von ausschließlich katholischem Standpunkt bezeichnet. Dasselbe läßt sich sagen über das vorliegende Heft von H. Keiter, welches sich auf dem Titelblatt ankündigt als sechzigstes Heft der in Würzburg erscheinenden „Katholischen Studien". Wie die Dinge heutzutage liegen, hat es eigentlich keinen Zweck, an dieser Stelle Arbeiten zu besprechen, welche von einer der unserigen grundsätzlich durchaus entgegenstehenden Anschauung ausgehen; auch ist es des Berichterstatters Absicht durchaus nicht, das eigentliche Thema des Büchleins näher zu betrachten; er wird sich im wesentlichen damit begnügen, durch eine Blütenlese einiger Stellen nachzuweisen, was für Gewächse auf dem Boden der ultramontanen Anschauung erwachsen. Also gleich mitten in die Sache hinein! Das Werkchen hebt also an:

Die gegenwärtig dominirende ungläubige Aesthetik und ästhetische Kritik nennt häufig genug mit besonderm Nachdruck als einen ihrer ersten kritischen Grundsätze: Gerechtigkeit widerfahren zu lassen einem jeden, möge er einen Glauben bekennen, welchen er will, einer Partei angehören, welche der des Kritikers diametral entgegengesetzt ist. Dann steht aber ihr Handeln im denkbar grellsten Gegensatz zu ihrer Lehre. Es ist Thatsache, daß die akatholische Aesthetik ihren eigenen Grundsätzen in offener Weise Hohn spricht, daß dagegen wir Katholiken sie mit großer Gewissenhaftigkeit befolgen. Wer die größern akatholischen Literaturzeitungen regelmäßig liest, wird finden: entweder consequentes Todtschweigen unserer literarischen Erscheinungen oder ungerechte, vorurtheilsvolle Besprechung derselben. Wie anders dagegen unsere katholische Kritik, die ja nicht wissentlich ungerecht

sein kann, wenn sie in Wahrheit katholisch ist. Das hat niemand tiefer und bitterer erfahren als die Gräfin Hahn, d. h. nicht sie selbst — denn sie las nie Recensionen, nicht etwa aus Hochmuth, sondern um sich nicht die Lust am Schaffen verderben und die Selbständigkeit nehmen zu lassen —, aber wir andern, die es beobachten konnten. Ihre ehemaligen zahllosen Verehrer — sie war die berühmteste deutsche Schriftstellerin ihrer Zeit und das ganze gebildete Deutschland lag zu den Füßen der angebeteten Dichterin — sind ebenso viele Gegner geworden.

Die so reden, heißt es weiter, haben in den seltensten Fällen auch nur eine Zeile in den Werken der katholischen Gräfin Hahn gelesen, oder sie schöpfen ihre Kenntniß aus Modejournalen oder Literaturgeschichten. Und diese?

Ja, da ist es seltsam erheiternd, das Gebaren der gelehrten Herren zu beobachten. Die einen haben nicht einen oder kaum einen der katholischen Romane der Gräfin Hahn gelesen, fühlen sich aber doch als gewissenhafte Registratoren verpflichtet, ihren Lesern etwas darüber zu berichten, und da kommt dann blühender Unsinn zu Tage.

Folgen als Beispiele dieses „blühenden Unsinns" Urtheile von Wurzbach, Rudolf von Gottschall, Barthel, H. Kurz u. a.

Aber freilich, die Gräfin Hahn hat eine solche Behandlung reichlich verdient, ist sie doch katholisch geworden; ist sie doch aus den „sonnigen vernunftklaren" Regionen des Protestantismus oder vielmehr des ästhetisirenden Unglaubens hinabgestiegen in die nebeligen Grüfte des Katholicismus; hat sie doch die schrankenlose Freiheit des Denkens aufgegeben und sich in die Ketten „unbegreiflicher" Dogmen schmieden lassen. Das sind Verbrechen, für die es in den Literaturgeschichten keine Sühne gibt. Ob es der Gräfin Hahn zu Herzen gegangen wäre, wenn sie es gewußt hätte? Gewiß nicht! R. von Gottschall meint freilich in rührender Naivetät: „Mochte es der Einsiedlerin nicht von allen Entsagungen, die sie sich auferlegen mußte, als die schlimmste erscheinen, daß diese Werke kein Echo mehr fanden in der deutschen Literatur, die ihr doch einst den schönsten Kranz gewunden?" Wir irren wol nicht, wenn wir annehmen, daß Aerger und Neid die Literaturhistoriker zu solchen Annahmen verleiten. Man gönnt uns eben die große Dichterin nicht, und weil man sie uns nicht nehmen kann, deshalb sucht man sie herabzuwürdigen.

Dies nur einige kleine Proben, wie Heinrich Keiter eine Reihe der geachtetsten kritischen Schriftsteller mit „blühendem Unsinn", „kritischer Unfehlbarkeit", „lächerlichem Urtheil", „rührender Naivetät", „liebenswürdiger Grobheit" in die innigste Verbindung bringt.

Unsere Zeit ist in unerfreulichster Weise durch politische, sociale, religiöse Kämpfe zerrüttet; die ultramontane Presse hat das zweifelhafte Verdienst, diesen Kampf auch auf ein Gebiet zu übertragen, das eigentlich hoch über den Zinnen der Partei gelegen ist, auf das Gebiet der Dichtung. „Katholische und akatholische Aesthetik und Kritik, katholische Literatur, katholischer Geist", das ist das dritte Wort in dem Büchlein; „eine echt katholische Luft durchweht die schöne Dichtung", heißt es da. So werden wir hoffentlich demnächst auch eine katholische Mathematik, Physik und Botanik haben.

Was, fragen wir, hat die Poesie, die Kritik mit dem Glaubensbekenntniß zu thun? Woher weiß Keiter, daß die hauptsächlichen kritischen Organe Deutschlands die seit 1860 erschienenen Romane der Gräfin todtgeschwiegen oder verurtheilt haben, weil die Dame katholisch geworden ist? Seit wann ist es auf dem deutschen Parnaß eine Schande, katholisch zu sein? Hat Winckelmann eine weniger bedeutende Stelle in der Geschichte unsers Schriftlebens, weil er katholisch geworden ist? Verehren wir deswegen Chamisso und Eichendorff weniger, weil sie katholisch waren? Oder den genial-wunderlichen Brentano, abgesehen von seinen seltsamen Offenbarungen der Nonne von Dülmen? Respectirt die „akatholische Kritik" etwa die Freiin Droste-Hülshoff wegen ihrer specifisch-katholischen Färbung weniger als die genialste Dichterin, die wir haben? Oder ignorirt sie die Convertitin Luise Hensel? Welcher Kritiker hat jemals Wolfgang Müller, K. Simrock, Hermann Lingg, Friedrich Halm, Franz Grillparzer, Anastasius Grün, J. von Zedlitz, Adalbert Stifter, Heinrich Koenig, Levin Schücking zum Vorwurf gemacht, daß sie Katholiken sind? Oder sind einige vielleicht doch Protestanten und deshalb zu Gnaden angenommen? Der Himmel mag's wissen; ich habe ihren Taufschein nicht gesehen. Die Kritik hat meines Wissens nie danach gefragt; erst neuerdings ist der Begriff einer „katholischen Literatur" zum Vorschein gekommen. Will aber Keiter, der Verfechter der „katholischen Kritik, die ja nicht wissentlich ungerecht sein kann, wenn sie in Wahrheit katholisch ist", wissen, wie man, um das ehrliche Wort katholisch nicht zu misbrauchen, vom ultramontanen Standpunkt aus die größten deutschen Dichter herunterreißt, so lese er in den „Stimmen aus Maria Laach" die Schandschriften von Alexander Baumgartner S. J. über Lessing und Goethe.

Was hat also die „akatholische Kritik" verbrochen? Sie hat die Romane, welche die Gräfin Ida Hahn-Hahn nach ihrer Bekehrung zum katholischen Bekenntniß mit emsiger Betriebsamkeit hinausgehen ließ, „todtgeschwiegen" oder mit einigen hingeworfenen, allerdings hin und wieder spöttischen Worten abgethan. Nun, die „akatholische Kritik" ist sehr liebenswürdig gewesen, wenn sie den vierzehn „katholischen Romanen" der Gräfin nur vorgeworfen hat, dieselben machten den Eindruck der Monotonie, sie wählten zum Stoff die mystische Liebe mit sinnlichem Beigeschmack. Keiter ist ehrlich genug, über diese Romane zu bemerken:

Wohl kann ich es nicht billigen, daß die Handlung mit auffallender Exclusivität nur in den hohen und höhern Kreisen sich abspielt, daß nur Barone, Freiherren, Grafen und Fürsten und andererseits nur die Geldaristokraten auf die Bühne treten — sehe ich aber hiervon ab, so stört mich höchstens eine entfernte Gleichmäßigkeit der Handlung. Offen gestanden, ist mir diese Gleichmäßigkeit erst dann aufgefallen, als ich darauf aufmerksam gemacht wurde.

In Bezug auf den ersten „katholischen Roman": „Maria Regina", bemerkt Keiter:

Dichterisch betrachtet steht das Buch sehr hoch; vom künstlerischen, formellen Standpunkt aus findet man manches zu tadeln. Vor allem das unverhältnißmäßige Ueberwiegen der Gespräche. Allerdings muß anerkannt und nachdrücklich hervorgehoben wer-

den, daß gerade in diesen Gesprächen ein unerschöpflicher Reichthum von Perlen katholischer Weltanschauung verborgen liegt, daß man das Buch wieder und wieder lesen kann und immer neue Schätze entdeckt — aber es tritt als Roman auf und muß als solcher behandelt werden. Wollte man alles hinwegnehmen, was in den Gesprächen sich nicht auf die Handlung bezieht und deren Fortgang nicht fördert, so würde sich der Umfang bedeutend reduciren lassen. Denn die Handlung an sich ist nur von geringem Umfang, und sie ist nicht mit künstlerischem Geschick aufgebaut.

Ueber die „Geschichte eines armen Fräuleins" sagt Keiter:

Es ist höchst unerquicklich, als Leser solche Ehestandsgeschichten mit erleben und solche Aeußerungen über die Ehe anhören zu müssen. Zudem fehlt diesen traurigen deprimirenden Darstellungen das erhebende Seiten- oder vielmehr Gegenstück einer christlichen, glücklichen Ehe.

Und über die „Reiche Frau" 1877:

Sylvia ist hier zu einem Charakter geworden, dem nur ein Zug bis zur Lächerlichkeit fehlt. Wie kann, fragt man sich, ein Frauencharakter, dem nicht jede Spur edlerer Weiblichkeit abhanden gekommen, mit so wahnsinniger Beharrlichkeit einem Phantome nachjagen? Der Lichtblicke bietet die Erzählung sehr wenige; man kann nur wünschen, daß „Eine reiche Frau" ungeschrieben geblieben wäre. Im Jahre 1872 trat die Dichterin mit einem Roman „Nirvana" vor die Oeffentlichkeit, der vielfach mit Achselzucken empfangen wurde. Die „Stimmen aus Maria Laach" erachteten es sogar nicht einmal für angezeigt, eine Besprechung desselben zu bringen. Und in der That, vom streng katholischen Standpunkte aus fällt uns manches Anstößige auf. Natürlich liegt das Anstößige durchaus nicht in den wenigen Worten, welche die Dichterin selbst als ihr Eigenthum bezeichnen muß, sondern in dem ganzen Gebaren der Gesellschaft, in welche wir eingeführt werden. Es ist eine Gesellschaft äußerst laxer Katholiken, die aber immer noch auf die Bezeichnung „katholisch" Anspruch erheben. Störungen des ehelichen Friedens durch Untreue von der einen oder andern Seite werden durchaus nicht als Dinge betrachtet, die mit schwerem Ernst aufgenommen werden müssen. Ueber die wichtigsten Angelegenheiten des Lebens in solch ewig scherzendem gleichgültigen Tone reden zu hören, ist keineswegs erfreulich für unsere Leser. Und endlich kommt das Schlimmste! Leomilla liebt den Kaplan Osorio und nimmt sich nach seinem Tode aus Gram das Leben. Das ist ein Vorgang, der einen aus nichtkatholischer Feder geflossenen Roman pikant machen könnte, der aber in einem katholischen keine Darstellung finden darf. — „Der breite Weg und die enge Straße" ist ein Gemälde in den düstersten Farben, unerfreulich, ich möchte sagen, von Anfang bis zu Ende. Am abstoßendsten wirkt Hellmuth's wahnwitziges unmännliches Gebaren. Es ist eine wahre Marter für den Leser, Zeuge all der häßlichen Scenen zu sein, die er täglich, ja stündlich seiner Gattin macht. Hätte sich hier die Dichterin nur kürzer gefaßt und im allgemeinen über die unerquicklichen Scenen einen Schleier geworfen!

So urtheilt Keiter. Und diese Romane, an welchen selbst die „katholische Kritik" derartige und andere Ausstellungen zu machen hat, werden doch im Eingange der ganzen Darstellung bis in den Himmel erhoben:

Ihre Romane sind eine Zierde unserer katholischen Literatur und höchst beachtenswerthe Erscheinungen auf dem vielenltivirten Felde der Romanliteratur. Sie stehen zwar nicht alle auf gleicher Stufe; aber unter den minderwerthigen ist auch nicht einer, der unter das Mittelmaß herabsinkt. Auch an den verunglückten Gebäuden erkennt man in einzelnen Partien die geniale Hand des Meisters. Wie hoch steht sie aber selbst in jenen Romanen, welche den Beifall der Leser nicht zu erringen vermochten, über den Machwerken neuerer Romanschriftstellerei! Gold ist in einem jeden ihrer Romane; während es aber in jenem in gleißender Pracht auf der Oberfläche ruht, ist es in diesem durch eine dichte Schlackenrinde verhüllt.

Begreife der Himmel diese Widersprüche!

Wenn die „akatholische Kritik" an diesen Werken der alternden Gräfin schweigend oder achselzuckend vorüberging, so hatte sie ihren Grund. Die Romane der frühern Periode mit ihrem ans Leichenduft und Patchouli gemischten Parfum, mit ihren durch und durch ungesunden Verhältnissen und noch ungesundern Lösungen derselben, waren doch in ihrer Weise frisch und geistvoll; sie entsprachen dabei, und das mag die Hauptursache ihrer damaligen Wirkung gewesen sein, der gespannten unbehaglichen politischen und socialen Situation im Anfange der vierziger Jahre. Wenn die Gräfin darin das eheliche Elend vornehmer Kreise — und sicherlich nur eines kleinen Bruchtheils derselben — darstellt, so schrieb sie aus ihren eigenen trüben Erfahrungen heraus, welche eine solche Verbitterung erklärlich erscheinen lassen. Der Verfasser erkennt selbst an:

„Da ist keiner, aber nicht ein Einziger, der sich mit einem Jubelruf in die Ehe hineingeworfen, und dem sich nicht der Freudengesang in einen Schmerzensschrei verwandelt hätte." Um diesen unmoralischen Gedanken dreht sich die ganze Handlung der ersten Romane, ja sie ist nur dazu da, um ihn in gleißend lügnerischer Weise als unumstößlich richtig hinzustellen. Unglückliche Ehe, eheliche Untreue, erzeugt durch Nichtbefriedigung des Herzensdranges — das ist in aller Kürze der Inhalt ihrer ersten Romane. Mit kecker Selbstherrlichkeit, die sich als ein Ausnahmewesen betrachtet und deshalb auch eine Ausnahmemoral für sich in Anspruch nimmt, setzen sich ihre Heldinnen über die Gesetze des socialen Lebens hinweg, keine Autorität anerkennend, als die blinden Triebe einer glaubenlosen Seele.

Ganz richtig; dagegen, daß Fanny Lewald in der „Diogena" diese Jagd nach dem „Rechten", die stilistischen Unarten der Gräfin in geistreicher und ergötzlicher Weise persiflirt, das wird bitter verurtheilt und auf die kläglichsten Beweggründe zurückgeführt.

Es fällt uns nicht ein, die Gräfin wegen ihres Glaubenswechsels zu bemäkeln; was sie gethan, hat sie ohne Zweifel ehrlich gethan. Aber wenn wir sie nicht tadeln darum, daß sie ihrer Ueberzeugung folgte, so haben wir ebenso wenig Grund, sie um dieses Schrittes willen zu verherrlichen und ihre nachfolgenden Romane als Ausbunde der Vortrefflichkeit anzusehen, wie das die „katholische Kritik" thut. Denn wenn wir diese zweite Phase der gräflichen Romane betrachten, so bewegen sie sich in derselben hochfeinen, innerlich angefaulten Gesellschaft, in denselben ungesunden Verhältnissen. Mit Absicht citiren wir immer wieder des Verfassers eigene Worte:

Sie schafft von nun an Bilder holdseligsten Familienlebens, zaubert einen Liebesfrühling in manchem ihrer Romane, der vom wonnevollen Veilchenduft reiner Neigung wie vom Mohngernch sinnlichen Verlangens durchflutet ist. Und doch kann dem prüfenden Blicke nicht unerkannt bleiben, daß an dem geläuterten Golde ihres dichterischen Talents noch hier und da eine Schlacke ihrer

frühern Periode haften geblieben. Auch in ihren neuern Romanen verfällt sie noch in die bedauerliche Neigung, Verhältnisse, die nach der Lehre unserer Kirche und der Sitte zu den unerlaubten gezählt werden müssen, zu analysiren. Beispiele ehelicher Untreue führt sie uns nicht selten vor und zeigt sie uns in eingehender Entwickelung.

Daß die Kritik nach einer Pause von zwölf politisch reichbelebten Jahren diese Rückkehr der Gräfin zu ihrer ersten Liebe, dem Roman des Ehestandselends, sehr kühl betrachtete, ist erklärlich; daß diese vornehmen Persönlichkeiten religiöse Gespräche halten, ihre Kinder gemischter Ehe schließlich katholisch erziehen, ins Kloster gehen, katholisch oder Priester oder päpstliche Zuaven werden, entspricht ohne Zweifel dem innersten Bedürfniß der Verfasserin; dadurch wurden aber zugleich diese Romane Parteisache. Arbeiten, welche die „akatholische Kritik" als Niederschläge einer überlebten Literaturperiode ignorirte oder wenigstens um ihrer eigenthümlichen Würze willen nicht schmackhafter fand, wurden von der „katholischen Kritik" als Meisterwerke proclamirt; die Zukunft wird entscheiden, welche der beiden Kritiken recht hat, die confessionelle oder die confessionslose.

„Parteien und Coterien", sagt Chamisso, „mühen sich vergebens, ihre gekürten Günstlinge mit falschem Purpur zu bekleiden; wird auch diesen Afterfürsten die Aufmerksamkeit eines Tages zugewendet, rächt sich doch bald an ihnen der Hohn, und die Macht der Vergessenheit schließt sich über ihnen zu."

Wilhelm Buchner.

Murad Efendi als Dramatiker.

(Beschluß aus Nr. 48.)

Dramatische Werke von Murad Efendi. Drei Bände. Leipzig, T. O. Weigel. 1881. 8. 15 M.

Das Drama „Johanna Gray" gehört zu den besten Werken des Autors; der überlieferte Geschichtsstoff ist hier mit Geschick umgeschmiedet und nicht ohne Kühnheit in der Motivirung; es geht ein Zug echt dramatischer Entwickelung durch das Ganze, und die Heldin ist nicht blos jene blasse lyrische Unschuld, als welche sie in frühern Dramen erscheint. Zwar bei ihrem ersten Auftreten zeigt sie ein unbefangenes Gemüth voll zarten Naturgefühls:

War das ein Ausritt heut'! — Wie schön ist Gottes Erde!
Ich möchte jubeln können wie die Lerche.
Ich bin von Frühling, Sonne, Leben trunken
Und bring' euch eine Welt von Freuden mit.
Wie mögt ihr nur in dumpfer Halle weilen?
Könnt' ich euch doch Licht, Luft, den Balsam bieten,
In dessen Zauber draußen alles webt:
Die Knöspchen am Gezweig, das junge Gras,
Die neu erwachende Natur. Mein Guilfort! —
In diesem Kusse grüßt sie dich (umarmt Guilfort).
O warum
In Kerkern wohnen und freiwillig uns
Den Vollgenuß des schönen Daseins schmälern?
Ja selbst mein Zelter, die gescheckte Lucy,
Hat heute mit weitoffnen Nüstern schnaubend
Am Walddust, dem süßherben, sich berauscht.
Ich wollte, Mann, du wärst ein Forstwart. Sieh,
Wir lebten in Waldfreiheit immerfort,
Und ob der Forst nun schattig grün, ob weiß,
Ob drin die Amsel schlägt, der Rabe krächzt,
Ob lauer Westwind spielt in seinen Wipfeln,
Ob rauher Nord durch seine Stämme bricht:
Dort weht' der Odem Gottes stets um uns.

Doch diese Heiterkeit der Seelenstimmung und diese stillen Neigungen stehen nur in anmuthigem Contrast zu der Charakterstärke, die sie alsbald entfalten muß. Denn König Eduard ist todt, und ihr Schwiegervater Northumberland tritt an sie heran mit dem Verlangen, daß sie selbst die englische Krone annehme, zu der sie im Testament Eduard's berufen ist. Ihrer Weigerung tritt er mit dem sieghaften Grund entgegen, daß sie sonst der Maria Tudor gegenüber verloren sei, sie mit ihrem Gatten, den diese früher geliebt hat und jetzt haßt, weil er Johanna Gray ihr vorgezogen. Auch Guilbert erklärt sich für Annahme der Krone; Johanna gibt nach und zeigt als Königin bald eine unerwartete Festigkeit. Da tritt eine bedeutsame Wendung ein: Johanna erfährt von ihrer Amme, Kate Nelly, welche zugleich des Königs Eduard Pflegerin ist, daß dieser keines natürlichen Todes gestorben, sondern, als er sein Testament ändern wollte, vom Herzog von Northumberland getödtet worden sei, und der Herzog macht ihr gegenüber selbst kein Hehl aus seiner That.

Die Pflicht des Dramatikers, das Publikum von Hause aus mit ins Geheimniß zu ziehen, erfüllt Murad Efendi in vollstem Maße; denn diese Scenen zwischen Northumberland und dem König sehen wir selbst im ersten Act auf der Bühne; es ist das Wagniß einer so grellen Ouverture, wie sie später kaum überboten werden kann und wie sie an ähnliche Situationen in Shakspeare's Rosentragödien erinnert. Jetzt weiß Johanna, daß sie die Krone usurpirt hat; ihre erste Neigung ist, sie zurückzugeben an Maria Tudor. Doch sie muß diese Neigung unterdrücken; sie sieht ein, daß sie damit das Todesurtheil für alle die Ihrigen unterschreiben würde. So beginnt ihre tragische Schuld; sie ist unsicher und schwankend geworden; sie weigert sich, der Krönung ihres Gatten beizuwohnen. Es kommt zu einem heftigen Conflict zwischen ihr und Guilbert; dieser verlästert ihre Majestät und zieht das Schwert gegen sie; im Kampfe mit den Wachen wird er schwer verwundet.

Das ist der Schluß des dritten Acts. Im vierten betritt Maria Tudor selbst die Bühne. Diese Königin ist

ein markig gezeichnetes Charakterbild; die große Scene zwischen ihr und Johanna ist allerdings nicht ganz frei von Anklängen an Schiller's „Maria Stuart“:

Maria.

Laß uns die Rechnung klären zwischen uns. —
Dir hat das Glück gelächelt allzu früh,
Ich bin in rauher Schule groß gewachsen;
Auf hellem Pfade hat es dich geleitet,
Ich war indeß verbannt von jedem Lichtstrahl,
Der in der Jugend selbst dem Letzten leuchtet.
Ich war verwaist und schlimmer als verwaist;
In meine Wiege legte schon der Vater,
Der eigne Vater mir den Bastardtitel;
Die Schmach war meine Amme, die Verfolgung,
Das Elend die Gespielen meiner Jugend,
Und Thränen schmückten mich als einz'ger Schmuck. —
Du durftest gut sein, lieben, warst geliebt;
Auch mir hat die Natur ein Herz gegeben,
Doch nur, damit ich es recht voll empfände,
Wie maßlos elend es uns machen kann;
Mir ward das Herz zur Marter nur und Prüfung,
Und das vergiftet unsere Gefühle.
Ich hasse, weil ich hassen muß wie athmen.

Johanna.

Ich that dir nichts zu leid, und wollt' es nie,
Was hätte ich mit deinem Haß gemein?

Maria.

Du lebst, und athmend krönst du mein Verhängniß.
Was ich nun sinnen könnte wider dich,
Die, weil sie ist, das Dasein mir verneint,
Guilfort's geliebtes und beglücktes Weib, —
Die Ketzerin, die meinem Glauben droht,
Die keck die Hand gestreckt nach meiner Krone,
Mir zweifach werthvoll, denn ohnmächtig hassen
Heißt leben müssen unter Schlangenbissen;
Was ich auch sinnen könnte dir zum Schaden,
Du dürftest mich darum doch nie verklagen.
Es wär' nur Ausgleich, und auch dieses kaum.
Jetzt aber fällst du nicht vor meinem Zorn,
Nicht meiner Rache fallen deine Nächsten;
Doch meine Hand wird's dem Gericht nicht wehren,
Wenn es dem Hochverrath das Urtheil spricht.

Johanna (springt auf).

Urtheil! Gericht! Unwürd'ge Heuchelei!
Der Knechtsinn liest dir von der Stirne ab
Dein tödliches Begehr — ihm wird's Gesetz.
Du zeigst dein Herz — wozu hehlst du den Sinn?
O Gott, der Welten schuf und sie beseelt,
Kannst du es dulden, daß dein Ebenbild
Den Abglanz deines ew'gen Waltens fälscht,
Zur Fratze die Gerechtigkeit verzerrt!
Die Meinen reiß' ich mit mir, und sie sterben,
Ich ende in Verzweiflung unterm Fluch.
Vollende rasch, das Aergste ist gethan.

Mit dramatischer Schärfe zeichnet sich das Bild der blutigen Königin in den folgenden Worten:

Gott ist mit uns und unsrer Kirche, die ich
Erhebe glorreich über deinem Sarg, (mit Steigerung).
Der Gott der Sündflut und des Schwefelregens,
Der Gott des Zorns, der richtet und bestraft!
Den Feuerbrand in Calvin's Götzentempel,
Die Gräber auf — heraus die Ketzerleichen!
Gott ist mit meinem Recht und ist mit mir.

Ein Aufstand kommt der Johanna Gray zu Hülfe; sie kann kühn ausrufen:

Maria Tudor, ich bekämpfe dich
Als deine Königin.

Der letzte Act, der die geschichtliche Katastrophe bringt, den Untergang der Johanna Gray, gewinnt durch die Scene zwischen Maria und ihrem frühern Geliebten Guilfort noch dramatisches Interesse.

Das Drama „Johanna Gray“ ist, abgesehen von einigen Härten der Sprache und der Mischung von Vers und Prosa, die uns nicht hinlänglich motivirt erscheint, ein gutes und jedenfalls bühnenwirksames Drama des höhern Stils ... wo aber ist es gegeben worden?

„Ines de Castro“ behandelt ebenfalls einen schon öfters, besonders in früherer Zeit, auf die Bühne gebrachten Stoff: namentlich gibt es mehrere portugiesische Tragödien, deren Heldin Ines de Castro ist, und Camoens hat ihr bekanntlich in seinen „Lusiaden“ eine glänzende Episode gewidmet, die in Portugal so volksthümlich geworden ist wie in Italien die Episode der Dante'schen „Divina commedia“, welche die Francesca von Rimini verherrlicht. Der Stoff hat auf den ersten Blick eine gewisse Aehnlichkeit mit „Agnes von Meran“; es handelt sich ebenfalls um die Berechtigung einer Nebenfrau, von welcher die rechtmäßige Fürstin — hier die Kronprinzessin, dort die Königin — gestürzt wird. Aber der Unterschied in der Situation springt sogleich in die Augen: Ines de Castro ist ein Schützling des Papstes, der selbst die Scheidung des Infanten von seiner angetrauten Gemahlin ausgesprochen hat; wegen Agnes von Meran wird Bann und Interdict über den König von Frankreich verhängt. Bei Ines de Castro handelt es sich um den Kampf zwischen Vater und Sohn, dem König und dem Kronprinzen; bei Agnes von Meran um den Kampf zwischen der Kirche und der Staatsgewalt.

Von den Ueberlieferungen der Geschichte ist der Dichter mehrfach abgewichen. Der Krieg, welchen Pedro gegen seinen Vater Alfons um Ines de Castro's willen führt, entbrannte erst nach der Ermordung derselben: in dem Stück ist Ines selbst die Ate dieses unglückseligen Kriegs, wodurch sie eine tragische Schuld auf ihr Haupt ladet; auch fällt sie hier nicht durch Mörderdolche, sondern sie nimmt sich selbst das Leben. Eine spannende Mordscene findet sich auch in dem Stück; doch der König tritt dazwischen und widerruft seinen Beschluß, als er aus dem Vermächtniß der gestorbenen Infantin erfahren, daß diese sich für Ines verwendet. Auch nach der geschichtlichen Ueberlieferung wurde Alfons dem einmal gegebenen Befehl wieder untreu, ließ ihn dann aber doch vollstrecken.

Die großen Scenen des Stücks, besonders diejenige zwischen Ines und dem König, haben dramatische Bewegung; hingegen flößen die Nebencharaktere fast gar kein Interesse ein; auch ist die letzte Wendung der Heldin nicht

scharf genug markirt: und so steht „Ines de Castro" nach unserer Meinung hinter „Johanna Gray" wesentlich zurück. An schönen Einzelheiten fehlt es indeß nicht: der Auftritt zwischen Ines und Pedro's Gattin, Constanzia, hat eine gewisse rührende Weihe; einzelne Stellen sind, so wenig Murad Efendi sonst sich lyrischen Ergüssen hingibt, doch von echt poetischem Hauch durchweht, so die elegischen Worte der Ines:

Mein Glück, sagst du?
Kann für mich noch von Glück die Rede sein?
Das liegt weit hinter mir, im Mondlichtduft,
In den Orangenhainen unsrer Heimat,
Da meine Hoffnungen mit ihnen blühten;
Es hat recht kurz gewährt, ein Märchentraum,
Begonnen hold in einer Maiendämm'rung
Und ausgeträumt bereits vor Hahnenschrei,
Ein Traum, so selig und so weltentrückt,
Wie ihn ein liebend Mädchenherz nur träumt,
Dem Glück und Ewigkeit noch Eins bedeuten.
Er währte kurz, ich wurde rauh geweckt,
Die jungen Blüten brach ein jäher Frost;
Nur in Erinnrung weht ihr Duft herüber,
Ein Duft — o weh! so süßer Gifte voll,
Mir schmerzt der Kopf davon, mein Herz schwillt bange.
Ich war ja glücklich. Nun, ich hab's dahin;
Ich muß entgelten jetzt, den Preis bezahlen.

Die Worte Pedro's an Ines' Leiche haben den Vollklang des dramatischen Affects:

Mord! Mord! Ruft: Mord!
Daß jeder Puls an euch zur Zunge werde —
Und schrei' die Schreckenskunde in die Lüfte,
Bis sie Natur aus ihrem Schlaf aufrüttelt,
Damit sie lerne, was Entsetzen sei! —
Auf, auf! Nach Hülfe seht, nach Hülfe, Hülfe!
Nach Rettung eilt! Mein Erbe dem, der sie
Am Leben hält, der Seine will ich werden,
Sein Diener, Knecht, sein Sklave will ich werden,
Ja, meine Rache will ich ihm verschenken! —
Ein Arzt! Eilt! Helft! Sie muß gerettet werden. —
(Er bricht in sich zusammen.)
O Menschenohnmacht! Ohnmacht eitlen Staubes!

Der Schwerpunkt der Sammlung ist jedenfalls auf die Werke im höhern dramatischen Stil zu legen. Wir finden außerdem ein dorfgeschichtliches Schauspiel, einen dreiactigen Schwank, ein dreiactiges Lustspiel und zwei leichtgeflügelte Einacter.

Das Schauspiel „Auf dem Kreuzhof" hat etwas verwickelte bäuerliche Familienverhältnisse zur Voraussetzung. Die Kreuzhofbäuerin Katherin, die nach dem Tode des Mannes den Kreuzhof in Besitz genommen hat, wird durch einen Proceß bedroht, indem der Kreuzhof für die Tochter des verstorbenen Gatten aus dessen erster Ehe, Elisi, von dem Vormund derselben in Anspruch genommen wird. Katherin hat eine Tochter Burgei, an der sie mit überzärtlicher Liebe hängt: es ist natürlich, daß ihr Elisi ein Stein des Anstoßes ist, um so mehr, als sich Burgei in inniger Neigung verzehrt zu Uli, dem Sohne des Haselhofbauers, und dieser gilt allgemein für den Liebhaber der Elisi.

Das ist die Lage, aus welcher die Verwickelungen des Stücks hervorgehen. Elisi liebt Uli nicht, sondern einen Jägersmann Ruodi, doch sie ist zu trotzig, dies der Stiefmutter einzugestehen. Ein ganz äußerlicher Umstand bringt nun die sich steigernden dramatischen Vorgänge hervor: die Elisi soll hinauf nach der Sennhütte, um zu sehen, ob dort alles in Ordnung ist. Da kommt der Hirt, der alte Martin, von oben und berichtet, daß der Wind wahrscheinlich von Welschland, vom Süden herwehen und dann eine Lawine niedergehen werde, von welcher die Sennhütte bedroht sei. Katherin wird einen Augenblick von dem bösen Gedanken versucht, Elisi doch hinaufzuschicken; allein sie beherrscht sich. Nun erscheint der böswillige Schulmeister mit der Nachricht von dem verlorenen Proceß: Elisi ist des Kreuzhofs Erbin. Die Stiefmutter ist außer sich, sie und ihr Kind der tiefsten Armuth geweiht; es gibt nur ein Mittel der Rettung, Elisi's Untergang — und als diese sich anschickt, den Weg nach der Sennhütte anzutreten, wird sie von der Mutter nicht gewarnt. Elisi aber hat inzwischen Burgei glücklich gemacht durch die Mittheilung, daß sie nicht Uli liebe, und dieser hat sein Herz der echten Tochter Katherin's zugewendet. Nun will Burgei an Elisi's Stelle hinaufgehen, weil sie so Uli im Haselhof, der am Wege liegt, sprechen kann. Der dritte Act bringt die gesteigerte Spannung und freundliche Lösung: die Gewissensbisse Katherin's, ihre Freude, als sie Elisi wiedersieht, das Niedergehen der Lawine, die erschreckende Enthüllung Elisi's, daß die Burgei statt ihrer oben sei, die Verzweiflung der Mutter, die Heimkehr der Burgei, die mit ihrem Geliebten die Zeit verplaudert hat, ihre Vermählung mit Uli, nachdem Elisi auf den halben Kreuzhof verzichtet hat.

Das Niedergehen einer Lawine als dramatisches Motiv ist in den Dorfgeschichten mit und ohne scenische Einrichtung neuerdings mehrfach angewendet worden. Der Lawinenmord, wie man das Motiv nennen könnte, spielt zuerst eine Rolle in Franz Michael Felder's Bregenzer Wald- und Lebensbildern: „Sonderlinge", wo der eine von zwei feindlichen Bauern ein Gewehr abschießen läßt, um durch die Erschütterung auf den offenen und gefährlichen Weg, den der andere wandelt, einen Schneesturz herabzulocken. In dem „Proceßhansl" von Ludwig Ganghofer und Hans Neuert, einem Stück, das durch die Schauspieler des münchener Gärtnerplatztheaters in Deutschland bekannt geworden ist, läßt der Proceßbauer trotz des obrigkeitlichen Verbots ein Stück Waldung abholzen, das Schutz gegen die Lawinen bietet, und die niedergehende Lawine verschüttet seinen natürlichen Sohn. Ein beabsichtigter oder mindestens gewünschter Lawinenmord spielt nun auch in dem Stück Murad Efendi's die Hauptrolle. Der menschliche Wille hat bisher mit den elementarischen Gewalten nicht viel anzufangen gewußt; deshalb waren sie auch für das Drama nicht zu verwerthen; die Lawine erweist sich etwas zugänglicher; man kann sie vorhersagen, vor ihr warnen, die Warnung absichtlich unterlassen, ja gleichsam, wie in dem Felder'schen Roman, sie herunterschießen. Ohne Frage ist der dritte Act in dem Stück Murad Efendi's

voll dramatischer Spannung, und die Seelenangst der Katherin ist mit großer psychologischer Wahrheit geschildert. Auch im übrigen ist der kernhafte Bauernton gut getroffen, die Charaktere sind treffend gezeichnet: so die beiden Mädchen Elisi und Burgei, die gut miteinander contrastirt sind, der giftige schadenfrohe Schulmeister, und wir sehen nicht ein, warum dieses Drama nicht ebenso gut wie andere dramatisirte Dorfgeschichten über die deutschen Bühnen gehen kann.

„Mit dem Strom" ist dagegen ein Salondrama. Der Held desselben hat sein ländliches Gut verlassen und sich in den Strom der fashionabeln Welt gestürzt, deren Thorheiten er alle mitmacht; seine Gattin aber, die für stilles häusliches Glück schwärmt, sucht ihn zu bekehren, indem sie in die gleichen Gleise einlenkt, sich den Hof machen läßt, speculirt und so zuletzt, ebenfalls „mit dem Strom" schwimmend, den Gatten aus demselben herausrettet. Salonfiguren jeder Art, Roués, Börsenschwindler, Ordensjäger, helfen den socialen Strom bilden, dem idyllisches Glück in stiller Zurückgezogenheit, im Kreise der Familie als das wahre Ideal gegenübergestellt wird. Einzelne Charaktere in dem Stück, wie der alte Warren, sind trefflich gezeichnet: doch erblicken wir einen Fehler der Composition darin, daß der Entschluß Eveline's, den Gatten zu bekehren, für die Oekonomie des Stücks zu spät kommt, als keine ausgiebige Verwerthung desselben mehr möglich ist. Die Exposition geht über den ersten Act hinaus, und so kann die eigentliche Lustspielintrigue nur in skizzirter Fassung zur Geltung kommen. Das an und für sich ergötzliche Beiwerk, wie die Scenen, in denen Gänsekiel die Hauptrolle spielt, tritt etwas zu sehr in den Vordergrund.

Wenn hier der Lustspieldichter elegant und voll Esprit ist, so herrscht in dem dreiactigen Schwank „Professors Brautfahrt" ein sprudelnder und doch nicht trivialer Humor, der für das Lustspieltalent Murad Efendi's ein sehr günstiges Zeugniß ausstellt. Namentlich sind der Professor Gabriel Hohendorf mit seiner Regenwürmerweisheit und der alte Lebemann von Helmbach Prachtexemplare, und es ist nur zu bedauern, daß die Verwickelungen der Handlung selbst in der Hauptsache nicht über schwankartige Verwechselungen hinausgehen; denn die Charaktere würden einem feinen Lustspiel zur Zierde gereichen. Auch der solide Sohn des unsoliden Vaters, der die Ausschreitungen desselben zu vertuschen sucht, seine Rechnungen bezahlt u. s. f., ist eine echte Lustspielfigur.

Die beiden kleinen Lustspiele „Durch die Vase" und „Bogadil" sind ganz artig. Letzteres behandelt eine Anekdote aus der diplomatischen Welt und hat einen mit Geschick geschürzten Knoten; das erste heitere Verwickelungen, die aus einer Correspondenz „durch die Vase" hervorgehen.

Murad Efendi's „Dramatische Werke" verdienen in weitern Kreisen Beachtung zu finden. Möge das Lesepublikum sich durch die Lektüre derselben überzeugen, wie viele verwendbare, besonders ernstere poetische Dramen den Bühnen vorenthalten werden, während die leichtgeschürzte Muse überall ihre Nachtänzer und Nachtänzerinnen findet.

Rudolf von Gottschall.

Geschichtliches.

1. Zur Vorgeschichte der Bartholomäusnacht. Historisch-kritische Studie von Heinrich Wuttke. Herausgegeben aus dessen Nachlaß von Georg Müller-Frauenstein. Leipzig, T. O. Weigel. Gr. 8. 3 M.

Der 1876 verstorbene Verfasser hat uns das Manuscript, das jetzt nach seinem allzu frühen Tode erscheint, schon vor vielen Jahren gezeigt; es war eine Lieblingsarbeit von ihm, deren Veröffentlichung aber verzögert wurde, weil der Verfasser an einer zu ihrer Vervollständigung beabsichtigten Reise nach Paris verhindert wurde. Der Zweck der Arbeit war ursprünglich ein eigenthümlicher, nämlich für ein größeres Werk über historische Propädeutik ein Muster einer bis ins Kleinste eingehenden genauen Specialforschung zu liefern. Die Arbeit beginnt mit einer Uebersicht der bisherigen bezüglichen Forschung. Es erhellt daraus, wie verschiedene Ansichten über die Vorbereitung der Bartholomäusnacht gewaltet haben, welche die einen von längerer Zeit, andere nur von einem kurzen Zeitraum vor der That herleiteten, wie auch nicht minder bezüglich der Personen, welche dieselbe planten und verübten, sowie bezüglich der sie leitenden Beweggründe die Meinungen auseinandergingen. Es folgt eine Musterung sämmtlicher Quellen des zu behandelnden Gegenstandes, welche den größten Theil des Buchs einnimmt, und von welcher wir nur sagen wollen, daß sie hinsichtlich des eisernen Sammelfleißes, den der Verfasser an den Tag legt, mit wirklicher Bewunderung erfüllen muß. Sie umfaßt alles, was irgendwie aufgestöbert werden konnte, von allgemeinen Geschichten jener Zeit bis auf den Briefwechsel von Privaten. Nachdem der Verfasser das nach Durchsicht der Quellen ungewiß Gebliebene, doppelsinnig Gefundene oder als widersprechend Erachtete zusammengestellt, erwägt er, was für und wider den Vorbedacht, als das hauptsächliche Problem, spricht, und bringt endlich seine Beweise für die Annahme eines lange gehegten Plans der Unthat vor. Der Urheberschaft bezichtet er die königliche Familie insgesammt. Er unterstützt diese Auffassung durch den Charakter der betheiligten Personen, durch die herrschenden sittlichen Begriffe und die daraus hervorgehenden ungeheuerlichen Thaten der Zeit, durch den Haß gegen die Hugenotten, den der Papst noch schürt (obschon er an der That selbst keinen Antheil hatte), und

durch das Hineinpassen der „Bluthochzeit" in die vorhergehenden und nachfolgenden Ereignisse. Die sorgfältige Arbeit wird jedem, der sich um geschichtliche Wahrheit interessirt, dankenswerthe Aufschlüsse gewähren.

2. Vermischte Schriften von Theodor von Bernhardi. Zwei Bände. Mit zwei Tafeln. Berlin, G. Reimer. Gr. 8. 14 M.

Die zwei stattlichen Bände enthalten eine Reihe geschichtlicher und politischer Arbeiten aus den Jahren 1854—61. Der als Autorität in der russischen Geschichte geltende Verfasser hat den ersten Band ganz diesem seinem Lieblingsfache gewidmet. Der erste der sieben Aufsätze desselben erzählt das Leben des Weltumseglers Admiral von Krusenstern (gestorben 1846). Die Jugend des Admirals versetzt uns in die Zeit der Kaiserin Katharina II. (welche seltsamerweise im Buche stets „Katherina" heißt) und zeigt in drastischer Weise die Contraste zwischen der eindringenden abendländischen Cultur und den Resten der Barbarei in Rußland. Höchst anziehend in der Lebensgeschichte des Admirals ist besonders die verfehlte russische Gesandtschaft nach Japan (1805) unter dem ränkevollen Räsanow. Der folgende Aufsatz des ersten Bandes enthält Kriegsscenen aus den Zeiten der Kaiserin Katharina II.: aus dem Türkenkriege, welcher die Eroberung Konstantinopels zum phantastischen Ziel hatte, 1773, und aus dem Kriege mit Gustav III. von Schweden um Livland 1788. Das Ende des Kaisers Paul I. am 23. März 1801 ist nach Quellen verfaßt, die dem Verfasser allein zu Gebote standen und, wie es scheint, noch zum Theil geheim bleiben müssen. Nach denselben hatte der verrückte Kaiser Drohungen ausgesprochen, durch welche seine Familie und seine Umgebung ihr Leben gefährdet sehen mußten. Er wollte, heißt es, seine Gattin und Söhne in Kerker und Verbannung senden und den Prinzen Eugen von Würtemberg, seinen Neffen, zum Thronfolger ernennen, und sprach die Absicht aus, Köpfe fallen zu lassen, die ihm einst theuer waren. Unter diesen Umständen gab Alexander zu, daß der Kaiser zur Abdankung gezwungen werde, machte aber zur Bedingung, daß sein Leben außer Gefahr stehen müsse. Am Abend vor der geplanten That erreichte der Wahnsinn des noch dazu betrunkenen Kaisers die höchste Stufe. Die ebenfalls betrunkene Bande, welche den Mord vollzog, nahm natürlich auf die Bedingungen des Thronfolgers keine Rücksicht. Doch merkwürdig schnell fand sich Alexander in das Geschehene, und die Bevölkerung wußte sich vor Jubel nicht zu fassen. Nur die vernachlässigte und bedrohte Witwe des Ermordeten verdammte die That bis an ihr Ende.

Von dem übrigen Inhalt des ersten Bandes sticht ab: „Die neuere Literatur der Befreiungskriege 1813—14" und ihre Ergebnisse, welcher Aufsatz nichts Neues darbietet. „Der Feldzug 1812 in Rußland" bildet den Inhalt des nächsten Artikels, der die Literatur dieser Episode kritisch beleuchtet. In die neueste Zeit führt uns die 1859 verfaßte Arbeit über „Leibeigenschaft und Freilassung der Bauern in Rußland". Kaiser Nikolaus hatte bereits die Nothwendigkeit erkannt, eine Veränderung im Zustande der Bauern herbeizuführen; aber es fehlte ihm der Muth, zum Werke zu schreiten. Er starb, ohne irgendeinen seiner Plane vollendet zu haben oder gelungen zu sehen. Als Rußland im Krimkriege erfahren mußte, daß es dem Feinde nicht gewachsen sei, während vorher die Gemäßigten schon von der Eroberung Konstantinopels, die Exaltirten aber gar von derjenigen Indiens geträumt hatten, wandte Alexander II. seine Aufmerksamkeit mehr dem Innern zu und erblickte die Hauptursache des Uebels in der Leibeigenschaft. Der Aufsatz ertheilt mancherlei Aufschlüsse über dies Verhältniß; er schließt zwar, ehe die große Reform zu Ende geführt ist; aber im Anhange wägt er die Vortheile und Mängel derselben eingehend ab. „Das russische Heer im Frühjahr 1854", ausführlich statistisch und sachlich geschildert, bildet den Schluß des ersten Bandes.

Der zweite Band umfaßt Beiträge zur französischen und deutschen Geschichte der neuesten Zeit. Der erste der sechs Aufsätze behandelt den französischen Adel in seinem Verhältniß zur Revolution und zur Fusion (1856); er gehört aber der Vergangenheit an und ist durch seine Bezugnahme auf das damals regierende Kaiserthum und die damalige Aussichtslosigkeit einer Republik für heute gegenstandslos geworden, namentlich seitdem die damals bezweifelte Fusion der Bourbons und Orleans als Thatsache betrachtet werden kann. Der Artikel „Die französische Revolution und die historische Forschung" enthält eine Besprechung von Sybel's Revolutionsgeschichte in der Auflage von 1859, welcher seitdem eine weitere sowie eine Fortsetzung gefolgt ist. Wohl mit Recht nennt indessen Bernhardi Sybel's Werk die erste wirkliche Geschichte des tragischen Weltereignisses. „Unsere Verfassung im Sinne der extremen und im Sinne der gemäßigten Parteien" (1858) bezieht sich auf nun fast vergessene Wehen der deutsch-nationalen Bewegung. Der Aufsatz „Frankreich, Oesterreich und der Krieg in Italien" (1859) ist zwar als Zeitbild, das er seinerzeit war, veraltet, bietet aber manche nicht uninteressante historische Gesichtspunkte dar. Der Verfasser scheint uns jedoch allzu stark Partei für Napoleon III. und gegen Oesterreich zu ergreifen, das von seinem Standpunkte aus in Italien doch gewiß im Recht war, freilich aber die Zeit und ihren Geist verkannte, wenn es Heinrich V. an die Stelle der Napoleoniden zu setzen beabsichtigte und Deutschland in den Krieg zu verwickeln suchte. Den Schluß der Sammlung bilden zwei Aufsätze über die Reform der preußischen Heeresverfassung, 1860 und 1861 geschrieben, aber mit Anmerkungen, welche die neuesten Verhältnisse bis 1871 berücksichtigen. Immerhin ist aus Bernhardi's Schriften für den Historiker und Politiker manches Nützliche zu entnehmen.

Ein Frauenroman.

Monatsrosen. Von Lilla, Gräfin von und zu Egloffstein, geb. Gräfin Bassewitz. Stuttgart, J. F. Steinkopf. 8. 1 M. 50 Pf.

Zwar eine in blos 116 Octavseiten gefaßte Geschichte, aber doch eigentlich drei im Verhältniß sehr mächtige Abzweigungen, fast ohne gemeinschaftlichen Stamm oder Steugel. Zuerst Ella von Hohenstein, „ein Backfisch von 18 Jahren", die „für ihre Mutter viel Liebe, aber wenig Sympathie besaß". Mit der Tante, einer Gräfin Redow, hatte Ella, also der Backfisch, „denselben feinen Frauenverstand, dieselben Versuchungen; beide ausgesprochene Künstlernaturen mit den fehlerhaften und guten Seiten". Es wäre interessant gewesen, zu erfahren, worin denn beide Seiten beständen. Aber nichts davon. Die Verfasserin dichtet den Personen Charakterzüge an, ohne diese handelnd hervortreten zu lassen. Also Behauptungen ohne Beweis. Ein Graf Hollmuth erscheint. Jung, sehr reich ist er, und „eitel" wird er genannt, obwol sich dies mit seinen später erwähnten „klaren blauen Augen, seiner Treue und seinem kindlichen Glauben" nicht reimen läßt. Er nähert sich Ella, aber auf Zureden eines mit ihm befreundeten Herrn von Wasberg lenkt er auf Isabella von Bergholz ein:

Diese war eine auffallende brünette Schönheit von 24 Jahren; arm wie eine Kirchenmaus, war ihr von dem frühern Glanz ihrer Familie nur ein fabelhafter Stolz und ihr alter Name geblieben. In Badenweiler war sie im Gefolge einer reichen alten Tante (Witwe eines frühern hamburger Rectors) und wand sich förmlich unter dem Joch der Unterordnung in deren Haushalt und unter deren Willen; ihre Mutter war eine Spanierin gewesen, und sie selbst hatte den Typus einer Creolin mit ihrem ganzen sinnlichen Zauber, sie war in allem der gerade Gegensatz von Ella, und es war einmal wieder eine Aufgabe für den Psychologen, zu sagen, weshalb Hollmuth sich bald der einen, bald der andern näherte. Isabella war diese Rivalin (Ella) ein Dorn im Auge.

Man bemerke die vielen „war", wie auch anderwärts im Buch, wo das Wort mit „hatte" abwechselt. Wir nennen das den Hatte-War-Stil, für welchen wir aus den Romanen namhafter Schriftsteller, die sich zu den Meistern des Stils rechnen, ähnliche hübsche Proben anführen könnten.

Also Herr von Wasberg sagte zum Grafen Hollmuth:

Entschließe dich doch einmal, die Darwin'schen Werke zu lesen. Weshalb bist du von einer andern Masse als dein Diener, der doch nach deinen Begriffen Gottes Geist auch in sich hat? Auf die Züchtung, Hollmuth, kommt auch bei uns, wie bei deinen Pferden, alles an, nur daß alle Menschen durch Generationen der Züchtung die Macht bekommen haben, aus eigener Kraft das Gute zu thun oder zu lassen. Isabella nun ist von frischer, an Adel aber dir ebenbürtiger Rasse, und du würdest schon deinen Kindern und Kindeskindern gegenüber es nie verantworten können, ihnen diese Stammmutter haben entgehen zu lassen. Freilich, wenn sie dich nicht will, ist es etwas anderes — ich hörte, daß ein russischer Grande, Fürst Dondakoff, sich in Rom sehr um sie bemüht hat. Männer bekommt die genug.

Natürlich steht die Verfasserin zu diesem Raisonnement Wasberg's, der für seinen Vermittelungsdienst von Isabella, nachdem sie Gräfin Hollmuth geworden, etwas zu erhalten hofft, sehr im Gegensatz; auf Hollmuth aber mit den „klaren blauen Augen und dem kindlichen Glauben" wirkt diese Ueberredung ein. Als er gleich darauf sinnend im Park spazieren geht, erscheint „plötzlich, wie aus der Erde gewachsen", Isabella vor ihm. Wie bezaubert fühlt er sich, und als er sogar Thränen an ihren Wimpern sieht und ihre Augen in die seinigen blicken, da ist es um ihn geschehen, er legt ihren Arm in den seinigen und sagt leise: „Isabella, wollen Sie alles Schwere bei mir vergessen und meine geliebte Frau werden?" Nach der Trauung in Isabella's Heimatsstädtchen, dessen Verhältnisse caricaturartig dargestellt werden, reisen beide nach Paris, und der im Verhältniß zum Ganzen sehr lange Seitenzweig bricht plötzlich ab: spurlos sind sie in dem großen Paris verschwunden.

Zu Ella gehört dann noch der obenerwähnte Fürst Dondakoff. In Berlin in einem Salon sieht er sie und ist gleich gefesselt. Ella aber, trotz ihrer Liebe zu ihm, weigert sich, ein Verlöbniß einzugehen, weil sie gehört, daß die Mutter des Fürsten gegen die Verheirathung desselben mit einer nicht griechisch-katholischen Christin sei. Da reißt er sich los, stürzt sich aus Verzweiflung in ein Meer von Vergnügungen und wird sterbenskrank. Ella hört es, eilt zu ihm, vor dem Krankenbett findet die Trauung statt. Nun ist der Fürst wieder ganz munter, alles schwelgt in Wonne und Seligkeit. Die Personen werfen keinen Schatten mehr.

Die dritte Abzweigung besteht unter anderm in Briefen, welche eine frühere Erzieherin an einen Pfarrer Sommer und dessen Frau über den obenerwähnten und nur einmal vorkommenden Wasberg schrieb, der sie zu einer standesamtlichen Trauung verleitete, in der Meinung, daß ein solcher Act keine civilrechtlichen Folgen haben würde, worin er sich jedoch irrte; denn als er, nachdem er sie böswillig verlassen, plötzlich starb, wurde ihr und ihrem Kinde die Hinterlassenschaft zuerkannt. Der Schwager der Frau Pfarrerin Sommer, „dessen ganzer Typus sowie die weiße Cravatte den evangelischen Geistlichen kennzeichnete", heirathete Frau von Wasberg. „Sein schwarzes Haar fiel in Locken auf die Schultern herab, das edle längliche Gesicht konnte wol an einen Johanneskopf erinnern." Also eine neue Wonne zu der Wonne Ella's, deren Güte Frau von Wasberg, ehe sie Pfarrerin ward, auf ihr Gut als Castellanin berufen hatte.

Es hielt wol schwer, für diese drei Abzweigungen, von welchen die dritte vielleicht die besten Blüten trieb, einen gemeinschaftlichen Titel ausfindig zu machen. Als Ella mit ihrem Manne nach Rußland abreiste, „blieb ihr ein großer Strauß bethauter Monatsrosen als letzter Gruß von ihrem lieben Schelve und seinen Dorfkindern, welche ihre Vorliebe für diese Blumen nicht vergessen hatten". Also „Monatsrosen" — welches Wort nur an dieser Stelle und nirgends sonst im Buch vorkommt. Wir wünschen der Verfasserin, daß diese Rosen nicht zu rasch verduften mögen.

Rudolf Kulemann.

Feuilleton.

Deutsche Literatur.

„Die Grundgedanken des Materialismus und die Kritik derselben" erörtert Professor Fritz Schultze in einem Vortrage (Leipzig, E. Günther). Die Arbeit ist eine ebenso umfassende als gediegene; sie zeichnet den Materialismus als ein theoretisch unhaltbares, praktisch verderbliches System, und verlangt als Heilmittel unserer Zeit einen von echtem Idealismus geleiteten Realismus. In unsern Tagen sei der Materialismus aus der übergroßen, aber an sich nothwendigen Arbeit an der Materie entstanden; darin liege auch die Bürgschaft seiner Besiegung. Der unleugbare Fleiß unserer Arbeit müsse sich auch auf das Ideale richten. Nachdem der Verfasser eine Geschichte des Materialismus gegeben, schildert er ebenso treffend wie herzenswarm das Wesen des theoretischen wie des praktischen Idealismus in Sittlichkeit, Kunst und Religion. Die Grundidee des Verfassers gipfelt in dem Satze: „Was wir thatsächlich erfahren, sind Kräfte; was wir als Träger der Kräfte hinzudachten, sind Stoffatome." Wenn auch der Vortragende zu dem oft behandelten Thema nicht gerade neue Gesichtspunkte hinzugebracht hat, so erörtert er es doch mit vollständiger und schlagender Beherrschung aller hierher gehörigen Momente und vermag jedenfalls auf Menschen von gutem Willen überzeugend zu wirken.

— „Ziel und Wesen der humanistischen Bildung" behandelt Gustav Glogau in einem Vortrage (Zürich, Schmidt). Der Verfasser will den Werth der geschichtlichen Seite des Daseins und das menschliche Gemüth mit seinen ewigen Rechten gegen die zersetzende Atmosphäre des Zweifels schützen. Damit sei eine Auffassungsweise vorbereitet, wie sie die Griechen besaßen, bei denen das Praktische und das Intellectuelle nicht schroff auseinanderfiel. Wir müssen die Humanitätsidee des vorigen Jahrhunderts in neuer Synthese mit dem Wirklichkeitssinn unserer Tage durchdringen. Das Maß und die gehaltene Thatkraft ist das Kennzeichen und die Sache der Bildung. Wir haben mit dem Optimismus des vorigen Jahrhunderts nicht auch zugleich den Idealismus geopfert. Eine allgemeine Bildung ist es, die noth thut; sie wird erreicht durch eine naturgemäße Verbindung der humanistischen und der realistischen Bildungselemente. Der ganze Vortrag zeugt von großer Reife des Urtheils und gibt nur sehr vorsichtig, fast mehr andeutungsweise wirkliche Resultate.

— „Zum Gedächtniß Kant's" hat Professor J. Walter in Königsberg am 19. Juni als der Säcularfeier der „Kritik der reinen Vernunft" eine Festrede gehalten, welche auch im Druck erschienen ist (Leipzig, Breitkopf u. Härtel). Er gibt zunächst in kurzen Zügen eine Geschichte des großen Philosophen und charakterisirt sodann das epochemachende Werk desselben. Walter kennt nur zwei philosophische Systeme: den sokratischen Rationalismus des Hellenenthums und den Kritieismus Kant's. Prägnant und übersichtlich entwickelt er die Grundgedanken der Kant'schen Philosophie und weist überzeugend die schöpferische That nach, auf welcher diese neue Gedankenwelt beruht. Der Rationalismus sei dem Wesen nach wieder der hellenische, doch habe er das sittliche Bewußtsein in seiner größern Tiefe und Universalität zu begründen gewußt. Die Ethik steht im Mittelpunkt der Weltbetrachtung und ist die große Verkümmerung des Princips der Freiheit. Die Wirkung der Kant'schen Philosophie wird als eine beispiellose geschildert, alle nachfolgenden Philosophen wurzeln in Kant. Im Anschluß hieran wird der Neukantianismus besprochen, ein Zusammenfassen der Kant'schen Grundgedanken mit den Ergebnissen der Specialwissenschaften gefordert. Unter derartigen Gedächtnißreden ist die Walter'sche eine von denen, welche sich durch reichen Inhalt, Liebe zum Titelhelden und zugleich strenge Objectivität auszeichnen.

— „Zur Erinnerung an K. Ch. F. Krause" hat Professor Rudolf Eucken aus Jena in Eisenberg eine Festrede am hundertjährigen Geburtstage des Philosophen gehalten (Leipzig, Veit u. Comp.), welche hervorragt durch unparteiische, gedankentiefe und sachliche Behandlung der Krause'schen Philosophie. Eucken zählt Krause zu den selbstthätig Arbeitenden der neuern idealistischen Philosophie; Krause habe insbesondere in den Wissenschaften überall einen besondern subjectiv-analytischen Theil ausgebildet und die Erkenntnisse überall zu einer lebendigen, geistig anschaulichen machen wollen. Krause begreife das Weltganze als einen in Gott begründeten „Gliedbau", ohne Erweckung geistiger Gesammtthätigkeit sei ihm kein wahres Wissen möglich gewesen, von der Einheit des Gesammtlebens aus solle alles Besondere ergriffen werden. Unter den neuern Denkern sei kaum ein anderer so sehr für das eingetreten, was wir Deutschen Gemüth nennen. Die Idee Gottes beherrschte sein ganzes System; durch sie vollzieht sich die Umwandlung von Welt und Menschheit aus einer empirischen Gestalt zu einer idealen. Krause verbindet echte Religiosität mit ernster Culturarbeit. So liege das eigentlich Bedeutende der Krause'schen Philosophie darin, daß der reiche und tiefe Gehalt der deutschen speculativen Philosophie auf die Gesammtheit des Menschheitslebens und dadurch auf alle Culturaufgaben der Neuzeit fruchtbringend bezogen wird. Die schon an sich werthvolle Rede Eucken's gewinnt noch wesentlich dadurch, daß ihr eine Reihe von wissenschaftlichen Anmerkungen beigegeben ist, welche die eigene Ansicht sowie die genaue Kenntniß der Krause'schen Schriften seiten des Verfassers constatiren. Auch für den Fachmann hat somit diese wahrhaft gediegene Darstellung Werth.

Ausländische Urtheile über neue Erscheinungen der deutschen Literatur.

Die „Nuova Rivista Internazionale", 1881, Nr. 5, enthält eine eingehende Besprechung des dritten Bandes der fünften Auflage von „Die deutsche Nationalliteratur des 19. Jahrhunderts" vom Herausgeber d. Bl. und sagt: „Er besitzt alle Vorzüge der beiden frühern; es gebühre aber vielleicht der der Lyrik gewidmete Theil des vorliegenden die Palme. Die Leistung Gottschall's zeichnet sich durch Reichthum des Stoffs, Klarheit und schönes Ebenmaß in dessen Anordnung und ausgebreitete Kenntnisse, Tiefe der Auffassung, Feinheit der Beobachtung, Schönheit der Darstellung, Milde und Unparteilichkeit des Urtheils aus. Manchem dürfte das Werk zu ausgedehnt erscheinen, und in der That sind vier Bände, der Literaturgeschichte eines einzigen Volks während eines einzigen Jahrhunderts gewidmet, etwas viel. Dennoch glauben wir nicht, daß jemand so kühn sein werde, den Verfasser der allzu großen Weitschweifigkeit zu beschuldigen. Mit größerm Rechte könnte man sagen, daß er nicht selten zu knapp, zu kurz sich fasse. Wenn die Arbeit voluminös geworden, so liegt das an der Fülle des Stoffs, nicht der Behandlung desselben."

Ueber „Der Zusammenhang der Dinge, gesammelte philosophische Aufsätze" von Otto Caspari, sagt die „Rivista" unter anderm: „Man kann nicht immer mit dem gelehrten Verfasser übereinstimmen, nicht alle seine Ansichten gelten lassen, seine Beurtheilung nicht immer billigen, doch bekundet er sich überall als tiefer und eigenartiger Denker, als ein gewissenhafter und loyaler Mann, der die verschiedenen, von den seinigen abweichenden Ansichten genau prüft und niemand Unrecht zufügt. Das Studium seines Buchs ermüdet zwar etwas, doch

wird der Leser durch den ihm daraus erwachsenen Nutzen reichlich entschädigt."

Eine sehr günstige Besprechung der preisgekrönten Schrift von Wilhelm von Reichenau: „Die monistische Philosophie von Spinoza bis auf unsere Tage", erfreut uns um so mehr, als dadurch der wohlverdiente Ruhm solcher Männer wie Julius Robert Mayer, Lazarus Geiger und Ludwig Noiré, welche beide letztern von manchem Philosophie-Professor als nicht zünftig über die Achseln angesehen und mit Geringschätzung behandelt werden, immer weiter verbreitet wird. Der Recensent schließt mit den Worten: „Wir können es nur loben, daß der Verfasser die von ihm behandelten Philosophen in ihrer eigenen Sprache auftreten läßt. Wenngleich seine allzu große Bescheidenheit es ablehnt, so hat er uns doch eine vortreffliche Geschichte der monistischen Philosophie gegeben, ein Buch, das zu empfehlen wir für überflüssig erachten, da es sich von selbst empfiehlt und eine derjenigen Arbeiten ist, die keiner unbeachtet lassen darf, der da seine Stimme abgeben will, wo es sich um die Entwickelung des menschlichen Gedankens und des jetzigen Zustandes der Philosophie handelt."

In der genannten „Rivista", 1881, Nr. 6, heißt es von Maximilian Perty's „Die sichtbare und die unsichtbare Welt, diesseits und jenseits": „Es erregt wirklich Mitleid, mit Geist begabte und mit reichen Kenntnissen ausgestattete Männer in die Netze der Charlatanerie fallen und eine verlorene Sache steif vertheidigen zu sehen. Es ist noch nicht lange her, daß wir mit Erstaunen einen so berühmten Philosophen wie Hermann Ulrici auftreten sahen, um den Spiritismus zu vertheidigen und ihn als eine wissenschaftliche Frage zu verkünden. Jetzt tritt ein ebenfalls berühmter Philosoph und Naturforscher auf und will auch eine Lanze für den Spiritismus brechen. Und doch ist es gewiß, daß sein Buch dem spiritistischen Glauben weder nützlich sein, noch ihm neue Anhänger gewinnen werde; vielmehr dürfte es die Wenigen, die es schon sind, abschrecken und ihren Glauben aufzugeben bewegen. Denn es ist ein specimen confusionis, ein Haufen von Notizen, Anekdoten, Sagen u. s. w., denen es, wie dem ganzen Buche, an jeder Ordnung und Form fehlt. . . . Das einzige Gute daran ist die Aufrichtigkeit, mit welcher der Verfasser die vielen Betrügereien (inganni) eingesteht, deren sich die Apostel des Spiritismus schuldig machen. Selbst die Spiritisten werden es ihm schwerlich Dank wissen, daß er dieses Buch geschrieben hat."

Bibliographie.

Die Abstammung des Menschen vom Affen. Eine populäre Besprechung von einem Ur- etc. Enkel. Oldenburg, Schulze. Gr. 8. 40 Pf.

Asher, D., Ueber den Unterricht in den neueren Sprachen, specieller der englischen an unseren Universitäten und höheren Schulen. Ein Mahnruf an die Unterrichtsbehörden. Berlin, Langenscheidt. 8. 80 Pf.

Aus der Mappe des greisen Ghibellinen (1877—1880) von E. v. S. München, Franz. 1882. 8. 80 Pf.

Barbou, A., Victor Hugo und seine Zeit. Nach dem Französischen frei übertragen von O. Weber. 1ste Lfg. Leipzig, Thiel. 1882. Gr. 8. 50 Pf.

Bastian, A., Der Völkergedanke im Aufbau einer Wissensehaft vom Menschen und seine Begründung auf ethnologische Sammlungen. Berlin, Dümmler. Gr. 8. 4 M.

Besser, H., Zur Hamletfrage. Versuch einer Erklärung des Stücks. Dresden, Pierson. 1882. 8. 1 M.

Conversations-Lexikon. 13te vollständig umgearbeitete Aufl. Mit Abbildungen und Karten auf 400 Tafeln und im Texte. 1ster Drittelband. (A—Alann.) Mit 3 Karten und 11 Tafeln. Leipzig, Brockhaus. 1882. Lex.-8. 2 M. 50 Pf.

Dahn, F., Bausteine. Gesammelte kleine Schriften. 3te Reihe. Berlin, Janke. 1882. Gr. 8. 7 M.

Eckstein, E., Die Claudier. Roman aus der römischen Kaiserzeit. 3 Bde. Wien, Zamarski. 1882. 8. 12 M.

Eisenhart, H., Geschichte der Nationalökonomik. Jena, Fischer. Gr. 8. 4 M.

Erlach, R. v., Zur Bernischen Kriegsgeschichte des Jahres 1798. Sammlung meist ungedruckter Aktenstücke mit einem Plan und einer Karte nach Original-Zeichnungen aus damaliger Zeit. Bern, Wyss. Gr. 8. 16 M.

Esselborn, K., Bleifederskizzen. Darmstadt, Esselborn. 16. 2 M.

Freisinn, B., Renata. Dresden, Pierson. 12. 1 M. 60 Pf.

Garbenheim, F., Die Heimkehr. Trauerspiel. Leipzig, C. G. Naumann. 16. 2 M.

Gätschenberger, S., Geschichte der aufgeklärten Selbstherrschaft und der Wiedergeburt der Sitten. Leipzig, O. Wigand. Gr. 8. 6 M.

Gensichen, O. F., Felicia. Ein Minnesang. Berlin, Grosser. 1882. 8. 2 M.

Grünbaum, M., Jüdischdeutsche Chrestomathie. Zugleich ein Beitrag zur Kunde der hebräischen Literatur. Leipzig, Broekhaus. 1882. 8. 14 M.

Held, A., Zwei Bücher zur socialen Geschichte Englands. Aus dem Nachlass herausgegeben von G. F. Knapp. Mit dem Bildniss A. Held's. Leipzig, Duncker u. Humblot. Gr. 8. 16 M.

Horn, M., Die Pilgerfahrt der Rose. 4te durchgesehene Aufl. Leipzig, Brockhaus. 1882. 16. 2 M. 40 Pf.

Köhler, H., Durch Läuterungen. Novelle. Berlin, Goldschmidt. 12. 50 Pf

Koenig, R., Deutsches Frauenleben im deutschen Liede. Oldenburg, Stalling. 1882. 8. 6 M.

Laistner, L., Novellen aus alter Zeit. (Schneekind. Der geraubte Spielmann. Heinrike. Unehrliche Leute.) Berlin, Hertz. 1882. 8. 6 M.

Lauer, H., Rheinische Lieder aus der schweren Zeit. Mainz, Kirchheim. Gr. 16. 2 M.

Lemnius, S., Raeteis. Heldengedicht in 8 Gesängen. Im Versmaß der Urschrift ins Deutsche übertragen von P. Plattner. Chur, Kellenberger. 1882. Gr. 8. 2 M. 40 Pf.

Liebenau, T. v., Das alte Luzern, topographisch-kulturgeschichtlich geschildert. Mit 4 Bildern nach Diebold Schilling's Chronik vom Jahre 1512. 1ste Lfg. Luzern, Prell. Gr. 8. 1 M. 60 Pf.

Lilieneron, A. v., Giovanna. Historischer Roman aus den Jahren 1788—1793. 2 Bde. Hildburghausen, Gadow u. Sohn. 8. 6 M.

Looff, Savonarola. Aus dem ausführlichen biographischen Werke von Rudelbach zusammengestellt. Langensalza, Beyer u. Söhne. Gr. 8. 60 Pf.

Melzer, E., Die Unsterblichkeitstheorie J. G. Fichtes, vom Standpunkt des Theismus kritisch dargestellt. Neisse, Graveur. Gr. 8. 50 Pf.

Nordau, M., Vom Kreml zur Alhambra. Kulturstudien. 2te, verb. u. verm. Aufl. 2 Bde. Leipzig, Schlicke. Gr. 8. 12 M.

Ohorn, A., Im Lotto des Lebens. Novellen und Erzählungen. Leipzig, Schulze u. Comp. 1882. 8. 4 M.

Die Oekonomie der Zukunft. Eine socialpolitische Skizze von E. K. Berlin, Puttkammer u. Mühlbrecht. Gr. 8. 80 Pf.

Oldenberg, H., Buddha. Sein Leben, seine Lehre, seine Gemeinde. Berlin, Hertz. Gr. 8. 10 M.

Peschier, E., Johann Ludwig Runeberg, ein schwedisch-finnischer Dichter. Gedenkblatt zur Verbindung des badischen und schwedischen Fürstenhauses. Stuttgart, Metzler. Gr. 8. 2 M.

Pflugradt, Geschichte des Pommerschen Jäger-Bataillons Nr. 2 von seiner Errichtung im Jahre 1821 bis zum Jahre 1881. Mit 4 Blatt Skizzen. Berlin, Mittler u. Sohn. Gr. 8. 1 M. 50 Pf.

Reime eines Unbekannten. Wien, Perles. Gr. 8. 3 M.

Richter, E. J., Der Eisenbahn-Conducteur. Gelegenheitsposse. Wien. 16. 24 Pf.

— — Der Herr Schlaucherl! Faschingsschwank. Wien. 16. 24 Pf.

Ritter, C. G., Bondelmonte. Trauerspiel. Leipzig, C. G. Naumann. 16. 3 M.

Ritschl, A., Theologie und Metaphysik. Zur Verständigung und Abwehr. Bonn, Marcus. Gr. 8. 1 M. 20 Pf.

Sacher, E., Grundzüge der Mechanik der Gesellschaft. I. Theoretischer Theil. Jena, Fischer. 8. 3 M.

Sailer, F., Bismarck-Anthologie. Aus Reden, Briefen und Staatsschriften des Fürsten Reichskanzlers zusammengestellt. Berlin, Wilhelmi. 1882. 12. 3 M.

Schlesinger, J., Die Entstehung der physischen und geistigen Welt aus dem Aether. Eine naturwissenschaftliche Studie, insbesondere zur Anbahnung einer auf materieller Grundlage beruhenden Theorie der Seele. Wien, Hölder. 1882. Gr. 8. 2 M. 40 Pf.

Schmidt, L., Die Ethik der alten Griechen. 1ster Bd. Berlin, Hertz. 1882. Gr. 8. 7 M.

Schüler, A., Deutscher Volksspiegel. Gedichte aus deutscher Sage und Geschichte. Bremen, Müller. 1882. 8. 2 M. 80 Pf.

Solovieff, Wsevolod, der kleine Czar. Russisch-historische Roman-Chronik aus dem 18. Jahrhundert. Frei ins Deutsche übersetzt von Angelika Grikuroff. 3 Thle. St. Petersburg. 8. 5 M. 50 Pf.

Sophokles, Antigone. Drama. Aus dem Griechischen im antiken Versmaß übertragen von H. A. Feldmann. Hamburg, Grüning. 1882. 16. 1 M. 20 Pf.

Storm, T., Der Herr Etatsrath. Berlin, Paetel. 1882. 16. 3 M.

Teutsch, T., Schwarzburg. Historische Erzählung aus dem Siebenbürger Sachsenlande. 1ste Lfg. Kronstadt, Dreßnandt. 8. 40 Pf.

Warnemund, P., Moderne Ketzereien. Kritisehe Spaziergänge. Karlsruhe, Reiff. 1882. Gr. 8. 50 Pf.

Weigel, E., Allerhand neckisches Geramsel. Erzählungen in schlesischer Mundart. Berlin, Th. Thiele. 8. 2 M. 50 Pf.

Wellmer, A., Die Rose von Jericho. Eine Oster- und Frühlingsgeschichte. Mit einer Titelzeichnung von Professor P. Thumann. Berlin, Gerschel. 12. 3 M.

Werner, A., Erbschleichereien. Roman aus der Gegenwart. Berlin, Kamlah. Gr. 8. 4 M.

Widdern, M., Prinzessin Schnee. Roman. Berlin, Goldschmidt. 8. 4 M. 50 Pf.

Wie ich zum Frieden kam. Eine Autobiographie von der Verfasserin von „Wir Beide, Graham und ich". Deutsche autorisirte Ausgabe von Marie Morgenstern. Leipzig, Böhme. 1882. 8. 2 M. 20 Pf.

Zeh, F., Blumen aus den schlesischen Bergen. Gedichte und Erzählungen in schlesischer und hochdeutscher Mundart. Wüstegiersdorf, Jacob. 12. 1 M. 50 Pf.

Anzeigen.

WESER-ZEITUNG
(Bremen)
Täglich 3 Ausgaben.

Bei allen Postanstalten
pr. Quartal 7 Mark.
Inserate pr. Zeile 25 Pf.
Probenummern versendet gratis
Die Expedition der „Weser-Zeitung", Bremen.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Soeben erschien:

Aus Morgenland und Abendland.

Neue Gedichte und Sprüche von

Friedrich Bodenstedt.

8. Geh. 5 M. Geb. 6 M.

Friedrich Bodenstedt beschenkt die zahlreichen Freunde und Verehrer seiner Muse mit einem Bande neuer Gedichte, in dem neben „Vorläufern des Mirza-Schaffy" und andern Poesien aus dem „Morgenlande" auch die Bilder, Eindrücke und Stimmungen, welche der Dichter bei seinem Ausfluge nach Amerika in sich aufgenommen, in poetischer Gestaltung dargeboten werden. **Bodenstedt's neuestes Gedichtbuch wird eine Hauptzierde des diesjährigen Weihnachtstisches bilden.**

Die
Deutsche Socialdemokratie.
Ihre Geschichte und ihre Lehre.

Eine historisch-kritische Darstellung
von
Franz Mehring.

Dritte vermehrte Auflage.
Preis: Elegant geheftet 4 M. 50 Pf.
Bremen.
C. Schünemann's Verlag.

Ich erkläre hierdurch, daß meine Angaben im „Magazin für die Literatur des In- und Auslandes" über eine von der berliner Verlagsfirma Freund u. Jeckel veranstaltete widerrechtliche Uebersetzung des Zola'schen „Assommoir" irrthümliche waren und deshalb von mir zurückgenommen werden.
Berlin. Dr. **Eduard Engel.**

Weihnachts-Kataloge der reichen Geschenk-Literatur
ihres Verlages liefert gratis und franco
Oldenburg. Schulzesche Hof-Buchhandlung.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Soeben erschien:

Romane und Erzählungen
von
Fredrika Bremer.
Neue Ausgabe.
In 40 Lieferungen zu je 50 Pf.
Erste Lieferung.

Eine neue wohlfeile Ausgabe von Fredrika Bremer's Romanen findet sicher in allen deutschen Familien freundlichste Aufnahme: nirgends sind ja die Freuden und Leiden des Familienlebens so wahr und ansprechend geschildert, als in diesen bereits in zahlreichen Auflagen erschienenen Erzählungen, „Skizzen aus dem Alltagsleben", wie sie die Verfasserin nennt. Die Ausgabe erscheint in 40 Lieferungen zum Subscriptionspreise von 50 Pf. für die Lieferung. Man subscribirt in jeder Buchhandlung.

In meinem Verlage ist erschienen:

Camoens, Luis de. **Sämmtliche Gedichte.** Zum ersten Male deutsch von **Wilhelm Storck**, o. Professor an der Akademie zu Münster. 4 Bände.

I. **Buch der Lieder und Briefe.** 1880. 400 S. 8. Geb. M. 5,00.
II. **Buch der Sonette.** 1880. 472 S. 8. Geh. M. 6,00.
III. **Buch der Elegien, Sestinen, Oden und Octaven.** 1881. 450 S. 8. Geh. M. 6,00.
IV. **Buch der Canzonen und Idyllen.** 1881. 456 S. 8. Geh. M. 4,00.

Jeder Band einzeln käuflich.

Paderborn. **Ferd. Schöningh.**

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Soeben erschien:

Religiöse Reden und Betrachtungen.

Von

Dr. **Adolf Hausrath,**
ord. öff. Professor der Theologie an der Universität Heidelberg.

Zweite vermehrte Auflage.
Geh. 4 M. Geb. 5 M.

Vorliegende Sammlung von Predigten des bekannten heidelberger Theologen, ein in sich zusammenhängendes Erbauungsbuch bildend, das alle wesentlichen religiösen Fragen in populärer Weise bespricht, hat sich in vielen protestantischen Kreisen heimisch gemacht. Die hierdurch nöthig gewordene zweite Auflage ist durch drei Reden vermehrt worden.

(Mit einer Beilage: „Mittheilungen von F. A. Brockhaus in Leipzig" 1881 Nr. 6.)

Verantwortlicher Redacteur: Dr. **Rudolf von Gottschall** in Leipzig. — Druck und Verlag von **F. A. Brockhaus** in Leipzig.

K. K. PHILOLOGISCHE GESELLSCHAFT Breslau

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Herausgegeben von Rudolf von Gottschall.

Erscheint wöchentlich. — Nr. 50. — 15. December 1881.

Inhalt: Neue Romanliteratur. Von Rudolf Doehn. — Zur Erläuterung Schiller'scher Gedichte. Von Daniel Sanders. — Pariser Studien. Von Alfred Friedmann. — Zur Geschichte des Humanismus. Von H. Jacoby. — Norwegische Volksmärchen. — Feuilleton. (Deutsche Literatur.) — Bibliographie. — Anzeigen.

Neue Romanliteratur.

1. Dönninghausen. Roman in zwei Bänden von Claire von Glümer. Dresden, Minden. 1881. 8. 8 M.
2. Der Nabob. Roman in zwei Bänden von Alphonse Daudet. Autorisirte Uebersetzung mit dem Porträt Alphonse Daudet's. Dresden, Minden. 1881. 8. 8 M.
3. Außerhalb der Gesellschaft. Roman in zwei Büchern von Hieronymus Lorm. Dresden, Minden. 1881. 8. 5 M.
4. Stille Geschichten von Karl Emil Franzos. Dresden, Minden. 1881. 8. 5 M.
5. Die Somosierra. Roman aus dem spanischen Bühnenleben von Robert Waldmüller (Eduard Duboc). Stuttgart, Levy u. Müller. 1881. 8. 4 M. 50 Pf.

Die richtige Mitte zwischen Realismus und Idealismus zu halten, oder besser noch, beide harmonisch so zu verbinden, daß das Reich der Wirklichkeit durch die Macht der Phantasie in idealem Lichte verklärt erscheint, ist nach unserer Ansicht die Hauptaufgabe aller wahren Poesie, mithin auch der Roman- und Novellendichtung. Wenden wir nun diesen Satz auf den Roman „Dönninghausen" von Claire von Glümer (Nr. 1) an, so glauben wir, daß es der Verfasserin in hohem Grade gelungen ist, ein dichterisches Kunstwerk in der Form eines Romans zu schaffen. Das Grundthema der genannten Dichtung besteht in dem Nachweise, daß Adel der Gesinnung und gründliche Bildung, gepaart mit Charakterstärke und sittlichem Ernst, schließlich den Sieg davontragen über rein äußere Reize, charakterlose Liebenswürdigkeit und böswillige Intriguen. Es ist nicht allein der wohldurchdachte Aufbau der Dichtung, der Stil und die Sprache, sondern ebenso sehr auch die durchaus einfache, ungekünstelte und doch hochpoetische Behandlung des Stoffs, die genaue, kräftige Charakteristik, wodurch die Haupt- und Nebenpersonen der Erzählung so plastisch lebendig und zum nicht geringen Theile auch sympathisch dem Leser vorgeführt werden und dessen Interesse vom Anfang bis zum Ende wach erhalten. Nirgends eine aus innerer Armuth entspringende Effecthascherei, nirgends widerwärtige Manierirtheit oder blasirter Pessimismus; vielmehr tritt uns überall in wohlthuendster Weise eine gesunde Anschauung des Lebens, eine natürliche Darstellungsweise und eine wohlmotivirte Fortentwickelung der Handlung entgegen. Den Mittelpunkt der letztern bildet als würdiger Repräsentant eines alten Adelsgeschlechts der äußerlich oft etwas rauhe, im Grunde aber fein- und tiefempfindende Freiherr Johann von Dönninghausen, dessen Lieblingstochter Agnes gegen seinen Willen einen talentvollen Schauspieler geheirathet hatte und deshalb von ihm verstoßen worden war. Agnes starb frühzeitig, hinterließ aber eine Tochter, Namens Johanna, die von einer achtbaren in einem schöngelegenen Badeorte wohnenden bürgerlichen Familie liebreich aufgenommen und mit deren Kindern erzogen wird. Als Johanna erwachsen war, kehrte sie in das Haus des von ihr schwärmerisch geliebten Vaters, der sich inzwischen mit einer schönen, aber oberflächlich gebildeten und verschwenderischen Schauspielerin zum zweiten male verheirathet hatte, zurück, doch nur um neben der Stiefmutter eine traurige und beklagenswerthe Existenz zu führen. Indeß wird ihr Vater plötzlich vom Tode dahingerafft, die Seinigen in bitterer Armuth zurücklassend, und nun nimmt der alte Freiherr, in dessen Brust die Liebe zu seiner Tochter Agnes nie erstorben ist, bereitwillig die Enkelin zu sich, die durch ihr sinniges, bescheidenes und edles Wesen bald der Liebling des Großvaters wird. Den Gegensatz zu der charaktervollen, ernsten und feingebildeten Johanna finden wir in der eiteln, gefall- und genußsüchtigen Magelone, einer jungen Witwe und den Dönninghausens verwandt, die dem zukünftigen Majoratserben von Schloß und Gut Dönninghausen, Johann Leopold, verlobt ist und sich mit diesem bei dem alten Freiherrn aufhält. Geistig mit Magelone auf einer

Stufe steht der Lieutenant Otto von Dönninghausen, ein Vetter von Johann Leopold, dem er jedoch an Wissen und humanem Edelsinn nicht entfernt gleichkommt. Das Leben und Treiben auf Schloß Dönninghausen und Umgegend ist nun meisterhaft geschildert. Otto, der durch sein leichtfertiges Leben tief in Schulden gestürzt ist, hält sich oft dort auf und sucht bald die Liebe von Magelone, bald die von Johanna zu gewinnen, um auf diese Weise, da Johann Leopold sehr kränklich ist, in den Besitz des Majorats zu gelangen. Ein Zufall führt den Jugendfreund Johanna's, den in seinem äußern Wesen eckigen und derben, in seinem innersten Kern aber feinfühligen und opfermuthigen Dr. Ludwig Werner, in den Familienkreis der Dönninghausens ein; derselbe begleitet, nach verschiedenen wechselvollen, meist sehr traurigen Ereignissen, welche vorzüglich durch die Intriguen Magelone's und durch das Doppelspiel Otto's herbeigeführt werden, den Majoratserben Johann Leopold auf einer Reise nach dem Orient. Währenddem hat die Verlobung Johanna's mit Otto stattgefunden; sie wird aber durch die Schuld des letztern wieder aufgelöst, und Johanna läßt sich durch das selbstverschuldete Misgeschick ihrer Stiefmutter Helene und ihrer Stiefschwester Lisbeth bestimmen, ihren Großvater zu verlassen, um als Schriftstellerin für ihren eigenen und Lisbeth's Lebensunterhalt zu sorgen. Alles Glück und alle Zufriedenheit scheinen somit für lange Zeit aus Schloß Dönninghausen, wo der alte Freiherr und dessen treffliche Schwester Thekla einsam und traurig dahinleben, geflohen zu sein. Da aber kehren Johann Leopold und Dr. Ludwig Werner, die inzwischen durch die Bande selbstloser Freundschaft innig miteinander verbunden sind, in die Heimat zurück, und bald lösen sich nun, namentlich durch Werner's energisches Handeln, alle durch Otto und Magelone hervorgerufenen Wirrnisse in erfreulicher Weise auf. Ludwig Werner führt seine stets treu geliebte Jugendfreundin Johanna, die wieder nach Schloß Dönninghausen und in die Arme ihres Großvaters zurückkehrt, als Gattin heim, und ein Bruder Otto's, dessen Vater bisher als Diplomat in Petersburg geweilt, kommt ebenfalls nach dem alten Stammschlosse, wo er dereinst als Majoratsherr walten soll. Magelone, deren Verlöbniß mit Johann Leopold durch diesen freiwillig gelöst worden, hat in Wien einen Baron von Erlenbusch, dessen Vater durch Güterhandel und sonstige glückliche Geldspeculationen zu großem Reichthum gelangt ist, geheirathet; sie sehnt sich jedoch sehr nach einer Versöhnung mit den Dönninghausens, und diese wird ihr durch Johanna's Fürbitten bei dem Großvater auch in Aussicht gestellt, während Otto als unverbesserlicher Roué in Rußland zu Grunde geht.

So endet die Erzählung von Claire von Glümer, die als ein Familienroman im besten Sinne des Wortes bezeichnet werden darf, in welchem eine Fülle des vielgestaltigen Lebens trotz mancher Dissonanzen zu einem harmonischen Gesammtbilde zusammengefaßt ist.

„Der Nabob" von Alphonse Daudet (Nr. 2) liegt uns hier in einer guten deutschen Uebersetzung vor, in zwei stattlichen Bänden, die mit dem Porträt des Autors geziert sind. Der vielgelesene Roman, der dem Verfasser eine Art von Weltruf auf dem Gebiete der belletristischen Literatur verschafft hat, zählt in der That zu den besten Romanarbeiten, die seit längerer Zeit in Frankreich erschienen sind. Obschon vorwiegend realistisch gehalten, ist die Dichtung doch ziemlich frei von dem bis zum Häßlichen und Gemeinen gesteigerten Naturalismus, welcher die schriftstellerischen Producte eines Zola und Consorten kennzeichnet. Nicht mit Unrecht hat Daudet seinem „Nabob" den Nebentitel „Pariser Sittenbilder" gegeben, denn er führt uns in demselben ein getreues Bild des Lebens und Treibens in den verschiedensten Gesellschaftskreisen von Paris zur Zeit des zweiten Kaiserreichs vor. Der eigentliche Held des Romans, Bernard Jansoulet, ist im ganzen trefflich gezeichnet. Wegen seines schwer erarbeiteten Reichthums, der nach vielen Millionen zählt, hat Jansoulet den Beinamen der Nabob erhalten; er hatte es wohl verstanden, in Tunis gewaltige Reichthümer zusammenzuhäufen; sie jedoch in Paris in rechter Weise zu verwerthen, war ihm in jeder Beziehung versagt. Mit dem größten Leichtsinn, ja, mit unverantwortlicher Geschäftsunkenntniß verschleudert er in sehr kurzer Zeit all das Geld, das er in langen Jahren durch mühevolle Arbeit sich verdient hat, und wird zum Bettler. Fast möchte man dem Verfasser den Vorwurf machen, daß er in der sonst so trefflichen Charakteristik seines Haupthelden einen psychologischen Fehler gemacht hat; denn es ist kaum zu begreifen, wie ein Mensch, der so große Reichthümer zu sammeln wußte, nicht das geringste Verständniß besitzen soll, dieselben irgendwie zusammenzuhalten. Sein Mangel an gesellschaftlicher Bildung und seine übergroße Sucht nach Titel und Orden allein erklären dies psychologische Räthsel nicht genügend, selbst nicht in der Weltstadt Paris, wo so viel Wunderbares passirt.

Die einzelnen Persönlichkeiten, welche Daudet uns vorführt, sind zum großen Theil keine Phantasiegebilde, sondern dem wirklichen Leben entnommen und in Paris in frühern Zeiten oder jetzt noch wohlbekannt. Der sich in gewagte Geldspeculationen einlassende und für Kunstsachen, namentlich Gemälde und Statuen, schwärmende Herzog von Mora ist offenbar der bekannte Diplomat Morny, der ergebene Anhänger Napoleon's III. Ob die geniale, aber unglückliche und charakterlose Bildhauerin Felicia Ruys der neuerdings vielgenannten Sarah Bernhard nachgebildet ist, wie vielseitig behauptet wird, lassen wir dahingestellt sein. Der heuchlerische und unwissende Modearzt Jenkins mit seinen arsenikhaltigen Pillen ist sicher dem Leben abgelauscht, ebenso der Bankier Hemerlingue und viele andere in dem Romane vorkommende Persönlichkeiten. Treffend ist die Schilderung der von dem Corsen Paganetti geleiteten schwindelhaften „Territorialkasse", der vom Dr. Jenkins gegründeten „Bethleheimitischen Stiftung" und der Deputirtenwahl auf Corsica. Aeußerst

wohlthuend wirkt das Bild, welches uns von der Familie Joyeuse und deren Freunden entworfen wird; es liefert den Beweis, daß auch in Paris Ehrbarkeit und Tugend nicht ausgestorben sind. Den Repräsentanten des Schwindels und des nur dem ungezügelten Sinnengenuß ergebenen Lebens stehen gegenüber der ideale Ziele verfolgende Dramendichter André Maranne und der redliche Paul de Géry. Wir unterlassen es absichtlich, näher auf die Handlung des Romans einzugehen, theils weil viele unserer Leser denselben, sei es im Original, sei es in der Uebersetzung, bereits gelesen haben dürften, theils weil jede Skizzirung des Inhalts doch nur ein schwaches Bild der Dichtung selbst geben würde. Nur die Bemerkung wollen wir nicht unterdrücken, daß, wenn einmal deutsche Romanschriftsteller französische Muster zum Vorbild nehmen wollen, sie bei der Schilderung des Lebens und Treibens in einer deutschen Großstadt ohne Schaden für die Sache Daudet's „Nabob" nacheifern können.

Der Roman „Außerhalb der Gesellschaft" von Hieronymus Lorm (Nr. 3) zeigt fast ebenso viel Schatten- wie Lichtseiten. Hieronymus Lorm schreibt etwas viel. Das haben zwar auch vor ihm manche und bedeutende Dichter und Schriftsteller gethan, allein nicht alle mit gleichem Erfolge. Productivität ist durchaus nicht identisch mit Genialität; auch darf man hier Leichtigkeit nicht mit Leichtsein verwechseln. Wer es allzu leicht mit seinem Gegenstand und der Form, in der er arbeitet, nimmt, mit seinem Talent und dem Publikum: der darf sich nicht wundern oder beklagen, wenn er selbst hinsichtlich dieser oder jener seiner Arbeiten zu leicht befunden wird. Der Verfasser bekundet in diesem Buche nicht selten eine Hinneigung zu dem Absonderlichen und Exotischen, vielleicht in dem Glauben, daß darin schon an sich eine Art Anziehungskraft für das größere Publikum liege; allein dies ist nicht immer der Fall, wenigstens nicht bei dem bessern und gebildetern Theile der Leser. Das Nachahmen der leicht und pikant geschriebenen französischen Romane findet nicht mehr den Beifall wie früher; man fängt bereits an, das Was ebenso sehr, wenn nicht mehr, zu betonen als das Wie. Der Titel „Außerhalb der Gesellschaft" deutet schon an, daß wir es hier vielfach mit Persönlichkeiten zu thun haben, die, sei es durch ihre eigene Schuld, sei es durch den Zwang der Verhältnisse, von den Kreisen der guten und anständigen Gesellschaft gemieden werden. Die Handlung spielt vorzugsweise in Ungarn. Tobias Wollklauber wird, um seinen Vater, der ein gemeiner Fälscher und Betrüger ist, vom Zuchthause zu retten, selbst ein Zuchthäusler. Das ist gewiß ein hoher Grad von Kindesliebe. Nachdem Tobias Wollklauber aus dem Zuchthause entlassen ist, treibt er mit großem Erfolge Geldverleihungsgeschäfte und wird dabei, ob ganz auf ehrlichem Wege, ist nicht zu erkennen, ein enorm reicher Mann. Da er aber zu dem „Auswurf der Gesellschaft" gehört, so beschließt er, sein einziges Kind, eine gute, schöne und liebenswürdige Tochter, Namens Amanda, ganz von sich wegzugeben und gleichsam in eine andere Familie zu verpflanzen. Wie er aus Kindesliebe seinen Vater rettete, so veranlaßt er aus Aelternliebe durch eine bedeutende Summe Geldes den arg verschuldeten Grafen Raoul von Poutré, dessen Güter zumeist in Thüringen und Sachsen liegen, die heißgeliebte Tochter als ebenbürtiges Mitglied der gräflichen Familie zu adoptiren. Der Graf nimmt auch keinen Anstand, „mit seinem hohen Namen Handel zu treiben", da das über diesen Handel ausbedungene Geheimniß das etwa darinliegende „Verletzende mildert". Amanda wird zwar der Abschied von ihrem wirklichen Vater schwer, aber sie fügt sich doch bald dem abgeschlossenen Vertrage und lernt auf dem Schlosse des ungarischen Grafen Toldahegyi einen jungen Mann kennen, der daselbst unter dem Namen Assud als Türke auftritt, als Träger einer Geheimbotschaft des Vicekönigs von Aegypten. Assud hatte nämlich den allerdings sehr romanhaften Auftrag, die anfangs der vierziger Jahre in Ungarn sich vorfindenden revolutionären Elemente gegen Oesterreich aufzustacheln, um so möglicherweise die antiägyptischen Pläne der österreichischen Regierung zu durchkreuzen. Wenige Tage genügen, um zwischen Assud und Amanda ein zärtliches Verhältniß entstehen zu lassen, wenn es auch nicht gerade zu Liebeserklärungen kommt. Später aber, als Amanda ihrem Adoptivvater, der in den Augen der Welt als ihr rechter Vater galt, nach Deutschland gefolgt und von da mit ihm nach Havre gereist war, um dort den ältesten Sohn Xavier, der nach langer Abwesenheit aus dem Orient zurückkehrte, zu empfangen, erfolgte eine wirkliche, wenn auch heimliche Verlobung. Das Wiedererkennen war erschütternd, da Xavier, der unter dem Namen Assud auf dem Schlosse des Grafen Bela Toldahegyi gewesen war, in der von ihm heißgeliebten Amanda nun seine Schwester erkennen muß. Xavier geräth in einen dem Wahnsinn verwandten Zustand und muß „in seinem Bette festgebunden werden". Als er jedoch endlich wieder zu sich kommt und von seinem Vater den schmachvollen Handel erfährt, beredet er Amanda, mit ihm nach seinem Schlosse am Libanon zu gehen, wo sie sich durch die Bande der Ehe miteinander verbinden wollten. „Am Fuße des Libanon", sagt er, „auf dem mein Schloß errichtet ist, thut sich ein Abgrund auf. In diesen wirft der Wanderer, der es erklimmen will, etwas von seinen Kostbarkeiten als ein Geschenk, um die guten Geister zu bestechen (!). Wir werfen unsere Namen und Titel hinein und unsere Heimat auf Nimmerwiederkehr. Dieser Abgrund verschlingt alle Traditionen und Vorurtheile Europas, allen Wahn und Aberglauben, alle Formen und Fesseln einer thörichten und lügenhaften Cultur (!)." Amanda gibt diesen Sophismen Xavier's leicht Gehör, und beide gehen, dem Scheine nach als Bruder und Schwester, nach dem Orient, in Wahrheit aber, um dort als Mann und Frau zu leben. So schließt das Buch, wie es angefangen hat, mit Unwahrheit, Lüge und Betrug. Die Liebe definirt der Verfasser im zweiten Buche also:

Die Liebe ist das Gefühl der Unendlichkeit, verkörpert im Bilde menschlicher Erscheinungen. Das Unendliche hat aber eine zauberhafte Macht über das Endliche. Meere, Welttheile, Völkermassen und — stärker noch als all dieses — widerstrebende menschliche Combinationen liegen trennend zwischen zwei Liebenden; in der unendlichen Empfindung ihrer innern Untrennbarkeit und fast fühlbaren Nähe sinkt ihnen all dies Massenhafte, Ungeheure endlicher Gewalten zu belächelnswerther Ohnmacht herab.

Einen eigentlichen Helden gibt es in dem Romane nicht; Assud oder Xavier kann es nicht sein, da er zu wenig in die Handlung eingreift. Auch eine wirkliche Heldin vermissen wir, denn Amanda, die es nur sein könnte, erscheint überall mehr leidend als handelnd. Die Nebenpersonen sind fast durchweg höchst problematische Naturen, so z. B. die Frau von Szentivali, eine ganz verworfene Person, die sich zuweilen berauscht, während ihr Gemahl ein vollkommener Trunkenbold ist. Auch an Faustschlägen und Prügeleien fehlt es nicht. Der Haushofmeister des Grafen Raoul von Pontré ist ein durchtriebener Gauner; etwas Aehnliches läßt sich von dem für die Handlung ziemlich unnöthigen Maurus von Mirényi sagen. Die Zigeunerin Aranka fliegt durch die Erzählung wie ein Irrwisch; die Rolle, die ihr anfangs zugedacht ist, wird später nicht zu Ende geführt. Die gleichsam an den Haaren herbeigezogene jüdische Sage von den Kapseln des Juden Anselm Hebron hat für die Erzählung keinen rechten Sinn und bleibt deshalb ohne Wirkung.

Unser Endurtheil über den Roman „Außerhalb der Gesellschaft" geht in kurzen Worten dahin: der Verfasser desselben entwickelt darin einen großen Reichthum an Phantasie, eine Person und eine Situation schlägt die andere; es gibt eine Masse von Theilen und Bruchstücken, aber das einigende Band fehlt. Der Roman ist mehr flüchtig hingeworfen, als mit Fleiß und Umsicht ausgearbeitet. Auch der Stil läßt stellenweise viel zu wünschen übrig. Das Buch, welches Georg Ebers gewidmet ist, trägt als Motto die Verse Alfred Meißner's:

Die Insel unsres Glückes steige
Aus unentdecktem Meer empor.

Der Vergleich, den der Autor zwischen dem Orient und Occident anstellt, ist zu eigenthümlich, als daß wir ihn mit Stillschweigen übergehen sollten; er läßt im zweiten Buche Assud sagen:

Ich liebe den Osten und hasse die als Civilisation sich brüstende Corruption des Westens. Auch dort gibt es Betrug und Schlechtigkeit, aber noch nicht in raffinirten und entmenschten Formen, daß ein ehrlicher Mann, wenn er nur (?) so viel Verstand hat, um alles Menschenmögliche zu übersehen, sich nicht davor schützen könnte. Die Lebensformen des Ostens aber kommen einem wirklichen Glück so nahe, als es auf Erden überhaupt denkbar ist, und bezauberten einen Mann wie mich, den die Scheinherrlichkeiten und die Scheinehren in Europa längst angeekelt haben. Die Weisen des Orients haben nicht umsonst gesprochen; man lebt nach ihren Lehren, während die Weisen des Abendlandes, in schön gebundene Bücher verwandelt, ein unfruchtbares Dasein in ungelesenen Bibliotheken führen.

So spricht Assud, der selbst es mit der Wahrheit durchaus nicht genau nimmt, und der Dichter hat kein Wort zu dessen Widerlegung übrig. Daß aber der Orient vor etwa 40 Jahren, wo die Handlung des Romans spielt, so hoch über dem Occident stand, wird doch wol kein Wissender im Ernst zu behaupten wagen.

Im schneidenden Gegensatze zu dem Lorm'schen Romane stehen die Johannes Scherr gewidmeten „Stillen Geschichten" von Karl Emil Franzos (Nr. 4). Es sind dies sechs kleine Erzählungen, zum Theil wol auf wirkliche Ereignisse gegründet, in denen sich ein echtes Dichtergemüth ästhetisch wie sittlich erhebend und veredelnd ausspricht. Wir wissen hier weder an Form noch an Inhalt etwas Wesentliches zu tadeln. Mag der Autor die Poesie, die Religion oder die socialen Verhältnisse berühren: überall tritt uns in wohlgemäßigter Kraft und beachtenswerther Ursprünglichkeit eine feingestimmte Dichternatur entgegen. Nichts ist überhastet und übereilt; so klein die einzelnen Erzählungen auch an Umfang sein mögen, in ihrer Wirkung sind sie doch tief und nachhaltig. „Die Locke der heiligen Agathe", die man als eine moderne Legende bezeichnen könnte, ist eine Erzählung von erschütternder Tragik. Ihr nahestehend sind die drei „Sophie", „Der Hiob von Unterach" und „Unser Hans" betitelten Dichtungen. Während die Geschichte „Friedrich von Schiller" die Lebensschicksale eines Mannes schildert, der daran zu Grunde geht, daß er unsers großen Schiller's Namen trägt, behandelt die Erzählung „Es liegt in der Luft" in humoristischer Weise die Dichtermanie eines sonst braven und tüchtigen Mannes. Der Autor hat mit seinen sinnigen und psychologisch fein durchgeführten „Stillen Geschichten" seinen Schriftstellerruf nicht verringert.

Zum Schluß bleibt uns noch der einbändige Roman von Robert Waldmüller: „Die Somosierra" (Nr. 5), als eine erwähnenswerthe Arbeit zu beurtheilen übrig. In drei Büchern entrollt uns der Autor das in mehr als einer Hinsicht interessante Lebensbild einer Schauspielerin, die wir unter dem Namen Somosierra kennen lernen. Aus der Ehe eines Franzosen und einer Elsasserin entsprossen, folgt Somosierra ihrem Vater, der einen französischen Diplomaten als Privatsecretär begleitet, im ersten Viertel dieses Jahrhunderts nach Spanien. Wie der Verfasser im Vorwort andeutet, liegen der Erzählung autobiographische Aufzeichnungen der genannten Künstlerin zu Grunde; letztere betritt, nachdem sie mit Hülfe eines treuen Freundes und Landsmannes alle ihr entgegenstehenden Hindernisse siegreich überwunden hat, mit großem Erfolge die Bühne in Madrid. Durch die trefflichen, allem Anscheine nach wahrheitsgemäßen Zeichnungen des Lebens am spanischen Hofe zu der gedachten Zeit, wie in den höhern und bürgerlichen Gesellschaftskreisen des spanischen Volks, erhält das Buch einen nicht zu unterschätzenden culturhistorischen Werth. Die natürliche Frische und das lebhafte Colorit der Darstellung könnten fast zu der Annahme führen, daß der Autor selbst in Spanien gewesen sei, was jedoch unsers Wissens nicht der Fall ist. Die Kämpfe, welche die Somosierra in ihrem Innern zu

bestehen hat, da sie sich durch die Umstände veranlaßt sieht, ein gegebenes Eheversprechen lange Zeit nicht zu halten, sind mit anerkennenswerther psychologischer Feinheit und Delicatesse geschildert und fesseln das Interesse des Lesers in hohem Grade. Stil und Schreibweise Robert Waldmüller's sind eigenartig, meist kurz und knapp, hier und da humoristisch gefärbt; und so darf das vorliegende Buch dem gebildeten Lesepublikum mit vollstem Rechte angelegentlich empfohlen werden.

Rudolf Doehn.

Zur Erläuterung Schiller'scher Gedichte.

Schiller-Studien von Gustav Hauff. Stuttgart, Abenheim. 1880. 8. 5 M.

Meine Besprechung des vorstehend genannten Buchs glaube ich nicht besser einleiten zu können als mit den Worten, welche der Verfasser bei Uebersendung seines Werks an mich geschrieben. „Es ist mir", heißt es in seinem Briefe, „mit dem Buche eigen gegangen. Zuerst wollte ich nur meine Recension von Düntzer's Commentar, vermehrt und verbessert, abdrucken lassen; nun kam ich aber immer tiefer ins Forschen hinein, verwob ältere Aufsätze in den Zusammenhang, neue Gesichtspunkte eröffneten sich mir, und namentlich die zwei großen philosophischen Gedichte «Der Künstler» und «Das Ideal und das Leben» reizten mein Nachdenken. So ist denn der kritische Spaziergang allerdings nichts Ganzes, er erstreckt sich nicht auf alle Gedichte Schiller's. Zu seiner Vertheidigung kann ich nur sagen, er sei ein Commentar höhern Stils. Altes und längst Bekanntes wollte ich nicht wiederholen, sondern nur dunkle Partien aufhellen, falsche Erklärungen berichtigen, neue Gesichtspunkte aufstellen."

Durch die mitgetheilten Worte des Briefes hat mir der Verfasser die hauptsächlichsten Ausstellungen, die gegen sein Buch als solches geltend zu machen und von andern Beurtheilern auch mit Recht geltend gemacht worden sind, vorweggenommen und dadurch meinen hauptsächlichen Tadel entwaffnet, was ihm wahrscheinlich auch bei andern gelungen sein würde, wenn er gleich auf dem Titel einen den Inhalt klar, deutlich und bestimmt bezeichnenden Zusatz hinzugefügt hätte, etwa: Schiller-Studien, eine Erläuterung der schwierigern Gedichte, namentlich der Gedankendichtungen Schiller's, nebst einem Aufsatz: Zu Schiller's Briefwechsel, und einem dichterischen Anhange: Schillerlieder und Schiller'sche Anklänge.

Dabei will ich nicht verhehlen, daß der genannte Aufsatz und der Anhang nicht ganz in einen Rahmen mit dem Hauptinhalt hineinpassen und für die einheitliche Gestaltung des Buchs wol besser aus demselben ausgeschieden worden wären.

Auch würde es dem Buch zum Vortheil gereicht haben, wenn die beiden Nachträge hätten gleich in das Buch mit hinein verarbeitet werden können, und wenn eine typographische Anordnung getroffen worden wäre, wonach die einzelnen Erläuterungen zu den hintereinander besprochenen Gedichten übersichtlich voneinander gesondert hervorträten und ins Auge fielen.

In der vorliegenden Gestalt, in der auf die äußere Uebersichtlichkeit nicht genug Rücksicht genommen worden, ist das Buch nicht eben leicht zu lesen, zumal auch, aus Rücksicht auf den Raum, den Erläuterungen nicht jedesmal an der gehörigen Stelle das zu erläuternde Gedicht oder die daraus zu erläuternden Verse beigefügt sind, sondern in einer Ausgabe von Schiller's „Gedichten" nachgelesen werden müssen.

Diese dem Leser des Buchs sich unabweislich aufdrängenden und, wie man gesehen hat, auch von dem Verfasser selbst nicht in Abrede gestellten Uebelstände verschwinden jedoch oder treten wenigstens sehr zurück, wenn man in den „Schiller-Studien" weniger ein selbständiges Buch zum Lesen sucht als ein beim Lesen Schiller'scher Gedichte zum Verständniß und zur Erläuterung nachzuschlagendes Hülfsbuch, dessen Benutzung durch das beigegebene Register über Schiller's in dem Buch erwähnte Geisteswerke erleichtert ist, während ein zweites Register die Stellen nachweist, in denen Schiller's äußeres Leben, Ansichten, Bestrebungen u. s. w. besprochen wird. So empfiehlt sich das Buch zur Benutzung namentlich für höhere Lehranstalten, in denen die Erläuterung schwierigerer Schiller'scher Gedichte einen Bestandtheil des deutschen Unterrichts bildet, und zwar mehr noch als für die Zöglinge für die Hand des Lehrers, der in dem Buch bei den eingehender behandelten Gedichten die Ansicht nicht nur des Verfassers, sondern auch die der von diesem vielfach bekämpften andern Erklärer angegeben und dargelegt findet. Der Verfasser äußert sich hierüber im Vorwort, indem er sagt, daß fast alle Kritiker lediglich ihre eigene Meinung über Schiller aussprechen und die Auffassungen anderer ignoriren, und dann fortfährt: „Im Unterschied von dieser Schiller-Kritik besteht die Eigenthümlichkeit meines Werks in dem kritischen Kreuzfeuer, das nach einem leichten Geplänkel beginnt und mit wenigen Unterbrechungen bis zum Schluß fortgesetzt wird. Wird nun das Geschütz gegen mich selbst gerichtet, wohl und gut!" Er beruft sich dabei auf das seinem Buch vorgesetzte Motto, aus dem man erkennen werde, daß er den Muth und das Recht der eigenen Meinung für sich in Anspruch nimmt, aber ebenso bereitwillig andern zugesteht.

Auch diejenigen, die dem Verfasser nicht in allem zustimmen können, werden jedenfalls mannichfache Anregung durch ihn erhalten, und wenn Berufene seine Ansichten hier und da bekämpfen, so wird ihm das gewiß willkommen sein, denn es liegt ihm weniger daran, recht zu haben und zu behalten, als vielmehr aus dem Kampf der Meinungen die richtige Ansicht hervorgehen und zur Anerkennung gelangen zu sehen.

Ohne hier näher auf Einzelnes eingehen zu können und zu wollen, deute ich nur kurz auf zwei Punkte hin, in deren einem ich mit dem Verfasser nicht ganz übereinstimme, während ich über den andern eine das Räthsel vollständig lösende Aufklärung vermisse und von ihm zu erhalten wünsche.

Der Verfasser hebt an vielen Stellen (vgl. im zweiten Register unter „Hellenismus") Schiller's besondere Vorliebe für die griechische Mythologie und mit lebhaftem Bedauern seine Abkehr von der altdeutschen hervor. Der Verfasser mag die Entwickelung des deutschen Volks bedauern, wonach dem Gebildeten die griechische Mythologie weit lebendiger und anschaulicher vor Augen steht als die Schemen der uralten heimischen Göttersage. Solange aber Kürnberger's Wort wahr ist und bleibt, daß in Deutschland „das Volk biblische, die Gebildeten schulclassische, aber niemand Bilder der deutschen Vorzeit hat", kann man es keinem Dichter zum Vorwurf machen, wenn er sich lieber als an einen abgestorbenen Schoß des deutschen Baums an einen freilich ursprünglich nur eingeimpften, aber dann untrennbar damit verwachsenen und lebendig fortwachsenden halten will. Der feinsinnige Kürnberger hat in seinen obigen Worten ganz richtig angedeutet, in welchem Maße biblische und griechische Anschauungen unserer heutigen Dichtung durchaus nichts Fremdes sind.

Der zweite Punkt betrifft die Aeußerungen des Verfassers über Schiller's „Fatalismus" (vgl. dies Wort im zweiten Register und die darin aufgeführten Stellen). Hier hebt er wiederholt und nachdrücklich hervor, daß Schiller unaufhörlich zwischen der pessimistischen und der optimistischen Weltanschauung hin- und hergeschwankt, ohne zu einem Abschluß und festen Standpunkt gelangt sein, und daß er von den beiden einander widersprechenden Anschauungen abwechselnd der einen und der andern immer wieder einen bestimmten Ausdruck gegeben. Hiermit ist ein schwieriges Räthsel ausgesprochen, aber dem lösenden Wort sinnt der Leser wol vergeblich nach; jedenfalls wird es ihm von dem Verfasser nicht mitgetheilt.

Zur Ergänzung meiner empfehlenden Anzeige — denn nur eine solche, nicht eine eingehende Kritik des Buchs ist hier von mir beabsichtigt — scheint es mir angemessen, nun aus dem Inhaltsverzeichniß die Gedichte anzugeben, die in dem Buch eine Besprechung und Erläuterung gefunden haben: „Die Kindesmörderin", „Rousseau", „Meine Blumen", „An die Freude", „Resignation", „Sehnsucht", „Die Ideale", „Klage der Ceres", „Das verschleierte Bild von Saïs", „Kassandra", „Der Ring des Polykrates", „Hero und Leander", „Der Taucher", „Die Götter Griechenlands" (mit einer Abhandlung: „Ueber Schiller's Fatalismus" s. o.), „Der Graf von Habsburg", „Der Gang nach dem Eisenhammer", „Der Kampf mit dem Drachen", „Deutscher Nationalcharakter", „Deutschland und seine Fürsten", „Zwei Räthsel" (Schiff und Blitz), „Die Gunst des Augenblicks", „Das Glück", „Der Genius", „Die Sänger der Vorwelt", „Die Worte des Wahns", „Die Worte des Glaubens", „Das Lied von der Glocke", „Der Spaziergang", „Die Künstler", „Das Ideal und das Leben", „Abschied vom Leser".

Bei Gelegenheit des letztgenannten Gedichts bekämpft der Verfasser mit Recht und Erfolg die vermeintliche Entdeckung, deren R. Hildebrand in der Fortsetzung des Grimm'schen „Wörterbuchs" sich rühmt, daß in der zweiten Strophe dieses Gedichts „bis" die Bedeutung von: so lange als, habe. Die fragliche Stelle lautet:

> Nicht länger wollen diese Lieder leben,
> Als bis ihr Klang ein fühlend Herz erfreut,
> Mit schönern Phantasien es umgeben,
> Zu höheren Gefühlen es geweiht;
> Zur fernen Nachwelt wollen sie nicht schweben....

Hildebrand führt nur die beiden ersten Zeilen an, setzt dahinter ein Punktum und faßt das Schlußwort als Präsens. Vollkommen richtig bemerkt dagegen Hauff: „Allein, wo Hildebrand einen Punkt setzt und den Satz schließt, da steht bei Schiller ein Komma, und die nachfolgenden Worte: «umgeben, geweiht» erweisen sich wie das vorhergehende «erfreut» als Präterita mit ausgelassenem «hat». Die Lieder wollen nicht zur fernen Nachwelt schweben; sie sind zufrieden, wenn es ihnen gelingt, nur wenige Herzen — fühlende Herzen gibt es ja nach der ganzen Weltanschauung Schiller's nur wenige — in der Gegenwart zu erfreuen.... Und was für einen matten Sinn bekämen die Worte bei Hildebrand! «Meine Lieder wollen nur so lange leben, als sie die Menschen erfreuen und veredeln.» Welche unschillerische Tautologie!" Auf die andern von Hildebrand angeführten Beispiele für „bis" = „so lange als" einzugehen, ist hier nicht der Ort; doch mag wenigstens erwähnt werden, daß in der Stelle aus Luther Hauff's Erklärung des „bis daß" = „bis zu dem Grade, daß" gegen Hildebrand's „so lange als" das allein richtige ist (vgl. über mundartliche Anwendungen von „bis" auch mein „Wörterbuch der Hauptschwierigkeiten in der deutschen Sprache", große Ausgabe).

In Bezug auf die Partikel „bis" bekämpft Hauff aber auch einen Ausspruch von mir, den ich in meinem „Wörterbuch der deutschen Sprache" unter dem Worte „Ewig" über die widerspruchsvolle Verbindung des „ewig ... bis" in Schiller's „Klage der Ceres" gethan habe. Daß diese Verbindung im allgemeinen einen Widerspruch in sich schließt, scheint mir auch heute noch unwiderleglich, da „bis" eine, doch durch die Bestimmung „ewig" ausgeschlossene, Zeitgrenze festsetzt. Die fragliche Strophe lautet:

Eitler Wunsch! verlorne Klagen!
Ruhig in dem gleichen Gleis
Rollt des Tages sichrer Wagen,
Ewig steht der Schluß des Zeus.
Weg von jenen Finsternissen
Wandt' er sein beglücktes Haupt,
Einmal in die Nacht gerissen,
Bleibt sie ewig mir geraubt,
Bis des dunklen Stromes Welle
Von Aurorens Farben glüht,
Iris mitten durch die Hölle
Ihren schönen Bogen zieht —

und dazu die Aeußerung in meinem „Wörterbuch": Eigentlich ein Widerspruch, wenn nicht der mit „bis" eingeleitete etwas nie Eintretendes bezeichnete. Aehnlich ist die Auffassung von Düntzer und Viehoff, wogegen Hauff hier „in Uebereinstimmung mit mehrern Stellen im «Triumph der Liebe» den Gedanken einer Wiederbringung aller Dinge in die griechische Mythologie hineingetragen" findet. „Konnte Orpheus in den Orkus gelangen", sagt er, „warum nicht auch eine Göttin? Als Ahnung wenigstens dämmert ihr dies auf", und nachdem er meine Aeußerung über den Widerspruch in der Verbindung des „ewig, bis" angeführt, fährt er fort: „Nach meinem Gefühl müßte es in diesem Falle heißen: «bleibt sie mir so lange geraubt, bis» ... Ich lese: «bleibt sie ewig mir geraubt — bis die Freude sie entdecket.»"

Die Worte „bis die Freude sie entdecket" stehen aber bei Schiller in der vorangehenden Strophe, nicht in einer folgenden, und eben den Wunsch, nieder in den Orkus zu steigen und von der freudigen Tochter dort entdeckt zu werden, nennt die Göttin „eiteln Wunsch, verlorene Klagen". Es ist mir vollständig unklar, worauf der Verfasser seine Umstellung gründet, und selbst wenn er sie begründen könnte, so würde der scheinbare Widerspruch in der Verbindung: ewig bis zum Eintritt des Unmöglichen, zu einem wirklichen durch die Auffassung: ewig bis zu einem — wenn auch erst in ferner Zukunft — wirklich eintretenden Ereigniß. Das wäre ja die offenbarste contradictio in adjecto — eine endliche Unendlichkeit, eine zeitlich begrenzte Ewigkeit.

Hier kann ich mich also nicht zu der mir unklar gebliebenen Auffassung des Erklärers bekennen, und ich fürchte fast, daß entweder ich ihn oder er mich nicht vollständig verstanden.

Im übrigen aber habe ich zu meiner Freude nirgends (vgl. im zweiten Register die unter „Lexikalisches und Grammatisches" angeführten Stellen) einen Widerspruch gegen mein wiederholt angeführtes „Wörterbuch" gefunden.

Ich habe, wie man sieht, mit Ausstellungen an dem Buche nicht zurückgehalten; um so mehr fühle ich die Verpflichtung, allen denjenigen, welchen eine mannichfache und vielseitige Anregung, in das Verständniß der schwierigern Schiller'schen Gedichte tiefer einzudringen, willkommen ist, zum Schluß die „Schiller-Studien" von Gustav Hauff wiederholt warm und eindringlich zu empfehlen.

Daniel Sanders.

Pariser Studien.

Auf dem jüngsten Literarischen Congreß in Wien fragte mich ein Franzose: „Wo sind denn eure großen Männer?" — „Ach", entgegnete ich, „wir schlagen sie das ganze Jahr über todt, und da können wir sie, wenn einmal ein paar Fremde kommen, nicht blos aus Paradelust für lebendig erklären." — „Also habt ihr Oesterreicher und Deutsche gar keine Literaturgrößen?" — „O ja, aber es sind Franzosen", war meine bescheidene Antwort.

Es muß wirklich ein deutsches Bedürfniß sein, sich, nachdem man Frankreich durch die Intelligenz in Waffen besiegt hat, von ihm wieder durch die Waffen der Intelligenz besiegen zu lassen. Wie wäre es sonst möglich, daß sich eine ganze Anzahl guter deutscher Schriftsteller fast ausschließlich damit beschäftigt, uns mit jedem gallischen Herzschlag und Federzug bekannt zu machen, und daß alles dies ein aufmerksames, kauf- und beifallslustiges Publikum findet? Es gibt nur Ein Mittel, dieser Einseitigkeit ein Ende mit Schrecken zu bereiten; es ist einfach und drastisch: wir haben nur die Franzosen zu übertreffen! Solange Daudet, Zola, Dumas, Augier, Sardou, de Goncourt, Feuillet interessanter schreiben als — nun, nomina sunt odiosa, solange dürfen wir uns zwar ärgern, daß es so ist, aber ändern können wir es nicht.

Paul Lindau hat vor einigen Jahren unter dem Titel „Dramaturgische Blätter" seine Erfahrungen als Theaterkritiker der „Gegenwart" gesammelt herausgegeben. Der erste Band enthält 34 Aufsätze über 18 deutsche Autoren, wovon 16 heute noch leben. Der zweite Band umfaßt 27 Abhandlungen, wovon 9 zwei todte Classiker, Schiller und Kleist, 2 Shakspeare, 4 Molière, 8 fünf andere, moderne Franzosen, 2 Skandinavien und 2 Italien betreffen.

Jetzt tritt der Verfasser des „Erfolgs" mit einem ähnlichen Buche:

1. Aus dem literarischen Frankreich. Von Paul Lindau. Breslau, Schottländer. 1882. Gr. 8. 5 M.

in die Arena. Er interessirt uns zunächst für den armen Gérard de Nerval — dessen Faust-Uebersetzung den alten Goethe mehr erfreute als die Lektüre dieses ihm nicht mehr frisch und neu erscheinenden Gedichts —, für Nerval, der den perpendiculären Tod dem horizontalen vorzog; dann für George Sand, die Lindau „das hervorragendste schriftstellernde Weib, das je gelebt hat, eine Art geistiger

Ninon de l'Enclos, als nie alternde" nennt. Er citirt eine Stelle aus ihren „Briefen eines Reisenden" über Gambetta, die sich genau wie eine Seite Daudet's über — Nonma Roumestan liest! Dann führt er uns zu dem Arbeiter Gustave Flaubert, dessen „Madame Bovary" das Glück hatte, wie Spielhagen's „Angela", vor Gericht gestellt zu werden. Er vergleicht „Des heiligen Antonius Versuchung", sehr treffend mit der ewigen Melodie Richard Wagner's; das Bild des allwissenden Flaubert wäre noch vollständiger geworden, wenn auch der nachgelassene Roman „Bouvart et Sécuchet" in den Bereich der Kritik hätte gezogen werden können, den ich die Apotheose des Pessimismus, den traurigsten Beweis der Nichtigkeit alles menschlichen Strebens nennen möchte. Bei Emile Augier betont Lindau treffend, daß die Kurzsichtigkeit eines stettiner Polizeibeamten in Deutschland dem Rufe des Dichters förderlicher gewesen ist als dreißigjähriges redliches und gelungenes schriftstellerisches Schaffen. Die Würdigung des Verfassers der „Ciguë" ist wol eine der besten Studien, die aus Lindau's fruchtbarer Feder stammt. Auch Victor Hugo erfährt eine eingehende Würdigung. Die „Quatre vents de l'Esprit" bestätigen die Richtigkeit der bis 1877 reichenden Kritik:

Von 1829—31 sagt Victor Hugo alles, was er zu sagen hat, so gut, wie er es sagen kann. Was er später hinzufügt, ist oft nicht schlechter, häufig ebenso gut, aber fast nie oder doch nur in seltenen Fällen besser. Er geht keiner seiner guten Eigenschaften verlustig, aber er legt auch keine seiner schlechten Eigenschaften ab. Man kann bei ihm niemals eine Läuterung constatiren, sondern immer nur eine Verstärkung. . . . Das, was man über den Lyriker sagen kann, hat auch für den Epiker, hat auch für den Dramatiker seine Geltung.

Ich rechne die im Jahre 1881 erschienenen zwei Bände Hugo's zu jenen von Lindau erwähnten „seltenen Fällen". Der Statuenritt im Buche der Epik ist wol das Großartigste, was der Sänger der „Châtiments" zu aller Ueberraschung, nahe an seinem Lebensende, das Großartigste, was Frankreich in diesem Jahrhundert geschrieben hat. Außerordentlich gelungen erscheint mir eine Parodie der Hugo'schen Antithesenmanier und seiner Kunst, das Einfachste schwülstig zu sagen. Ueber den Politiker schreibt Lindau:

Victor Hugo als Parteimann ist sehr oft auf das schonungsloseste verurtheilt worden. Ich glaube, man thut ihm Unrecht, wenn man ihm die Wandlung seiner politischen Gesinnung zum Vorwurf macht, denn diese zeigt einen steten Fortschritt: vom Aristokratisch-Royalistischen hat er sich herausgebildet zum Anhänger der constitutionellen Monarchie, ist dann zur gemäßigten Republik vorgeschritten und endlich zur radicalen, demokratischen Republik übergegangen.

Eine andere Kritik der unbestreitbaren Geschmacklosigkeiten Hugo's übt Lindau an der „Posaune des Jüngsten Gericht". Der Dichter sagt von ihr:

Ihr unbestimmter Umfang, der in dem Ewigen seinen Anfang nahm, reichte bis zum Absoluten. Um den Tubus zu messen, mußte man den Maßstab aus dem Traume oder aus dem Begriffe nehmen. Das eine Ende berührt das Gute, das andere das Böse, und die Länge reichte vom Menschen zum Thiere. Hätte man ihn auf die Erde gelegt, so würde er Eden und Sodom miteinander verbunden haben. Das Mundstück sah aus wie das schwarze Gähnen der Ewigkeit.

Hierzu bemerkt unser Autor: „Von dem Umfange der Posaune habe ich zwar noch immer keine klare Vorstellung, wohl aber von dem Material: es ist sicherlich Blech."

Es folgen nun Studien über Renan, Labiche, Ferdinand Fabre, Jules Claretie und Zola, sowie über des letztern naturalistischen Roman „Nana". Ueberall zeigt sich die eingehende Belesenheit Lindau's, und man muß auch seinem Urtheil über Zola beistimmen: er beugt sich mit tiefem Respect vor dem großen Beobachtungs- und Schilderungstalent des Vielgenannten, bedauert jedoch, daß er es fast ausschließlich aufs Studium der Nachtseiten menschlichen Thuns verwendet. Es ist absolut richtig, von Zola zu verlangen, daß er auch nicht vor der Schilderung des Aeußersten zurückschrecke; denn da er dies Aeußerste nicht gewagt, muß auch er anerkennen, daß es wie überall so auch in der Schilderung des Abscheulichen eine Grenze gibt. Und wenn er dies anerkennt, wo ist da die Consequenz?

Ein zweiter Vermittler zwischen Frankreich und Deutschland ist der jetzige Redacteur der „Gegenwart", Theophil Zolling:

2. Reise um die Pariser Welt von Theophil Zolling. (Collection Spemann, Band 11.) Zwei Bände. Stuttgart, Spemann. 1881. 8. 2 M.

Die beiden 486 Seiten starken Bände sind in der rüstig fortschreitenden, von Dr. Joseph Kürschner mit treffl[icher] Umsicht geleiteten Collection Spemann erschienen. Es ist nicht nur das literarische Frankreich, mit dem uns Zolling bekannt macht; er durchmißt den ganzen Kreis der pariser Schöpfung und wandelt mit bedächtiger Schnelle vom Himmel der Kunst durch die Halbwelt zur Hölle der Falschspieler, Prostituirten und „Repenties von Sainte-Anne" hinab. Mit großer Anschaulichkeit schildert der mit allen Salon- und Literaturgrößen bekannt gewordene Deutsch-Pariser die historische Weltstadt in ihrer Entstehung, mit ihren typischen und excentrischen Einwohnern; der Pariser und die Pariserin werden ihm Object einer Skizze, die er mit all dem Esprit, dem Witz und der Grazie ausstattet, welche nach ihm Emile Zola fehlen. Dies ist nämlich ein Punkt, in welchem ich nicht mit ihm übereinstimme, und ich rathe den Literaturfreunden, die Zeit dazu haben, die Urtheile der beiden hier besprochenen Autoren miteinander zu vergleichen, um zu sehen, wie verschieden und doch wieder congruent die Ansichten begabter Kritiker über bedeutende Menschen sein können. Treffen sich doch ad vocem Zola die Herren sogar in einem Citat:

Lindau.	Zolling.
Das Unbeschreibliche,	Das Unbeschreibliche,
Hier ist es gethan.	Hier ist's gethan.

Ich kann nicht umhin, hier noch eine bezeichnende Stelle Zolling's über Zola anzuführen:

Ja, auch im descriptiven Theil ist z. B. das „Assommoir" in der Langue verte der Arbeiterquartiere geschrieben, wie „Nana" im Jargon des Bredaviertels. Es verschlägt wenig dabei, daß er diese Mundart nicht aus dem Leben, sondern aus dem Buche und zwar aus Delvau's „Dictionnaire de la langue verte" genommen hat; die Hauptsache besteht in der Wirkung, die er in der That erreicht. Daher ignorirt man auch am besten die meist begründeten Vorwürfe seiner Gegner, daß er für das „Assommoir" ganze Redensarten, Namen und Typen dem Buche über den „Sublime" von Denis Poulot, für „Page d'Amour" ganze Seiten aus Casanova, für „Nana" Kapitel aus Faublas, für „Abbé Mouret" viele Stellen aus Thomas a Kempis genommen habe. Die Hauptsache ist, daß er daraus total originelle und trotz aller Fehler bedeutsame Werke geschaffen hat. Er ist jedenfalls ein origineller und originaler Compilator.

In der Wahl ihrer literarischen Porträts treffen Lindau und Zolling noch bei dem Lustspieldichter Labiche zusammen. Höchst interessante Charakterköpfe zeichnet letzterer Autor auch von Grévy, Gambetta, Gallifet, Rochefort, Louise Michel, Jules Vallès, Maxime du Camp, Maitre Rousse, John Lemoinne, Constant Crepelin, Sarah Bernhardt, und man merkt sogleich, daß diese Aufsätze nicht etwa in Wien oder Berlin gemacht, sondern in der nervösen, von elektrischem Licht beleuchteten Luft der Avenue de l'Opéra und des Boulevard des Capucines geschrieben, wenigstens concipirt wurden: so durchtränkt vom französischen Geiste des „Figaro", des „Rappel", der „Vie Parisienne" sind sie. Damit aber hier kein Misverständniß obwalte, füge ich hinzu, auch vom Geiste Rabelais', Sardou's, Hugo's, denn es gibt wol kaum eine literarische Epoche, einen großen französischen Autor, in welchen Zolling nicht zu Hause wäre. So gestalten sich diese zwei Bände zu einer ebenso anziehenden wie belehrenden Lektüre. Wenn ich zu den fesselnden Seiten die Schilderungen der komischen Provinzler, des Bazar, der Spielhöllen, ja sogar der Académie française rechne, so gehört zu den belehrenden der Abschnitt: „Die Kunst unter der dritten Republik", der „Salon" und natürlich jedes Literaturporträt. Dem Dank für sein culturhistorisch werthvolles Buch dürfen wir wol einen Wunsch anschließen: möge Zolling in seinem neuen Wirkungskreise deutsches Material genug finden, um ein gleich interessantes Buch von ebenso einheitlicher Wirkung zu schaffen.

Alfred Friedmann.

Zur Geschichte des Humanismus.

Helius Eobanus Hessus. Sein Leben und seine Werke. Ein Beitrag zur Cultur- und Gelehrtengeschichte des 16. Jahrhunderts von Karl Krause. Zwei Bände. Mit Porträt. Gotha, F. A. Perthes. 1879. Gr. 8. 12 M.

Die große Bewegung der ersten Hälfte des 16. Jahrhunderts, aus welcher die Reformation hervorging, entsprang aus vielen verschiedenen Quellen. Sociale, politische, kirchenpolitische, literarische Fragen riefen zugleich mit der religiös-kirchlichen in allen höher gerichteten Geistern ein Suchen und Ringen, eine Unruhe und Erschütterung hervor, wie sie bis dahin in der christlichen Welt noch niemals sich gezeigt hatten und seitdem in gleichem Maße vielleicht nur noch zur Zeit der Französischen Revolution sich wiederholt haben. Wie mannichfaltig auch die Ausgangspunkte der geistigen Erregungen waren, im Fortgang berührten sie sich miteinander, und jede einzelne Bewegung wurde ein Spiegel der Gesammtbewegung der Zeit. So muß sich denn auch das Bild einer Persönlichkeit, welche uns ein beschränktes Arbeitsgebiet vergegenwärtigt, zu einem Bilde der allgemeinen Bestrebungen dieses Zeitalters gestalten. Darin liegt eben der eigenthümliche Reiz dieses Bildes, daß der Blick auf ein Ganzes gerichtet wird, in welchem alle einzelnen Fäden zur Einheit eines zusammenhängenden Gewebes verflochten sind. Und so reich ist dies Jahrhundert, so unerschöpflich die Fülle seiner Beziehungen, daß es immer neue Probleme bietet, jede Lösung früherer Aufgaben neue Aufgaben stellt; und so mächtig ist der innere geistige Gehalt der Zeit, daß auch Persönlichkeiten, deren sittlicher Werth oder deren Begabung ihnen kein allgemeineres Interesse gewinnen würde, dieses doch vermöge der Beziehungen zu den ihre Zeit bestimmenden Bewegungen in Anspruch nehmen dürfen. Diesen Eindruck erhielten wir von neuem bei der Lektüre des Werks, auf welches diese Zeilen hinweisen wollen, eines Werks, das mit ausgezeichneter Sorgfalt und Gewissenhaftigkeit Leben und Schriften eines angesehenen und begabten lateinischen Dichters im Zeitalter der Reformation, des Eobanus Hessus, uns vergegenwärtigt.

Eoban Koch, im hessischen Dörfchen Halgehausen als Sohn eines armen Bauern am 6. Januar 1488 geboren, empfing vom Abt Dietmar in Haina und auf der Lateinschule in Gemunden den ersten Unterricht. In Frankenberg setzte er seine Studien fort. Ein unermüdlicher Eifer, lateinische Verse zu schmieden, zeigte sich schon hier. Nach zwei Jahren, im Herbst 1504, bezog Eoban, ein sechzehnjähriger Jüngling, die Universität Erfurt, einen Mittelpunkt des deutschen Humanismus. Während dieser an andern Hochschulen mit der Scholastik in erbittertem Kampfe um das Dasein ringen mußte, hatte er in Erfurt das Uebergewicht gewonnen, und durch maßvolles Vorgehen war es ihm gelungen, auch die Gegner zu versöhnen. Das Haupt der thüringer Humanisten lebte aber nicht in Erfurt, sondern in Gotha, der Kanonikus Mutianus Rufus*). Er hatte zu den Füßen des Alexander

*) Konrad Mut, geb. um 1471 zu Homberg unweit Fritzlar in Hessen.

Hegius in Deventer gesessen, in Bologna den Doctorhut erworben und mit den großen Humanisten persönliche Beziehungen angeknüpft. Nach Deutschland zurückgekehrt, lebte er als gothaer Kanonikus den Wissenschaften. Mit dem kirchlichen Dogma war er zerfallen, vielleicht zeitweise auch mit dem christlichen Glauben. Doch ist er am Abend seines Lebens zu diesem zurückgekehrt, wenn er in der That, was sich mit Sicherheit nicht entscheiden läßt, sich früher von ihm abgewandt hatte.*)

Ihm sandte Eoban die Erstlinge seiner Muse, und er fand bei ihm Beifall, zugleich Rath und Wegweisung. Mutian legte ihm das Studium der Klassiker an das Herz; nicht äußerlich solle er sie nachahmen, sondern in ihren Geist sich versenken, um frei ihrem Muster folgen zu können. Auch auf Eoban's sittliche Haltung übte der Meister einen günstigen Einfluß. Während sich die humanistischen Dichter öfter in Zweideutigkeiten gefielen, bewahrte Mutian Keuschheit des Sinnes und verlangte sie auch von seinen Freunden.

Einen dunkeln Schatten auf Eoban's akademische Jugend warf seine Dürftigkeit. Er war auf Beneficien angewiesen, deren Spendern er durch Uebersendung lateinischer Versificationen dankte. Das gering dotirte Rectorat an einer erfurter Stiftsschule, das er ungern und nicht zur Zufriedenheit seiner Vorgesetzten verwaltete, legte er nach kurzer Amtsführung nieder, um sich ganz den classischen Studien zu widmen. Die griechische Sprache war davon ausgeschlossen. In den seltensten Fällen ein Object des Schulunterrichts, auch an der erfurter Universität mangelhaft vertreten, war sie ihm bis dahin fremd geblieben, und nur aus lateinischen Uebersetzungen kannte er griechische Dichter.

Im Jahre 1509 Magister geworden, veröffentlichte Eoban das „Bucolicon", seine erste bedeutendere Leistung, durch welche er der Hirtenpoesie in Deutschland Eingang verschaffte. Freilich, der Aufgabe der Idylle wurde der Dichter nicht gerecht. Denn den Inhalt dieser Poesie bildeten literarische Interessen, die Hirten waren maskirte Schriftsteller. Aber die gewandte sprachliche Form, welche die Dichtung auszeichnete, gewann ihr einen großen Beifall und ihrem Verfasser den Ruhm des hervorragendsten lateinischen Dichters Deutschlands.

Indessen sehen wir im selben Jahre Eoban den Wanderstab ergreifen. Aeußere Bedrängniß, städtische Wirren, welche die Frequenz der Universität schädigten, der Fortgang mehrerer Freunde trieben ihn in die Ferne. In Riesenburg, nahe der Weichsel, der Residenz des Bischofs Hiob von Dobeneck, finden wir ihn wieder, als Beamten der bischöflichen Kanzlei. Für die Musen blieb hier nur wenig Raum. Der Aufenthalt am riesenburger Hof war für Eoban eine Zeit literarischen Ausruhens und weltmännischer Bildung. Leider aber entstand auch hier der Hang zum Trinken, dem Eoban fortan nicht mehr zu entsagen vermochte. Die dunkelsten Schatten, die auf sein Leben gefallen sind, ja der tragische Charakter, der demselben immer mehr aufgeprägt wurde, entstammten dieser unseligen Neigung.

Nach vier Jahren verließ Eoban den Hof des Bischofs, von Sehnsucht nach literarischen Studien getrieben. Dem Urlaub, den er erhielt, um sich für den Beruf eines Rhetors und Gesandten vorzubereiten, folgte bald die förmliche Entlassung. Er begab sich zuerst nach Frankfurt a. O., vertauschte aber diese Hochschule, von der hier herrschenden antihumanistischen Richtung zurückgestoßen, bald mit Leipzig. Mit Vorlesungen über seine Elegien „Prussia" und „Amor" begann er seine akademische Thätigkeit. Im Sommer 1514 erschien sein werthvollstes und umfassendstes Werk: „Die Heroiden", Hiob von Dobeneck gewidmet. Von frommer Begeisterung erfüllte Briefe christlicher Frauen bilden den Inhalt. Den Stoff boten die biblische Geschichte und die Legende. Eoban's Dichterruhm stieg. Aber seine äußere Lage blieb trübe. In Leipzig zeigten sich keine Aussichten; so kehrte er Anfang August 1514 nach Erfurt zurück.

Ein bewegtes Leben empfing ihn dort; der Reuchlin'sche Streit hatte die Gemüther auf das lebhafteste erregt, die humanistischen Kreise traten mit Enthusiasmus für Reuchlin ein und richteten gegen seine Feinde die heftigsten Angriffe. Die bittersten Pfeile der Satire schwirrten von den Bogen der kecken Schützen. Es erschienen die Dunkelmänner-Briefe. Einen untergeordneten Antheil an ihnen hat auch Eoban genommen; die meisten Beiträge lieferten aber Crotus und Ulrich von Hutten.

Reuchlin's Sieg, der Erfolg, der je länger je mehr dem Humanismus zutheil wurde, führte auch Eoban zum ersehnten Ziel. Im Jahre 1517 erhielt er einen besoldeten Lehrstuhl der classischen Sprachwissenschaft, der erste angestellte Reuchlinist der Universität Erfurt. Die Berufung war zu guter Stunde gekommen; denn schon hatte Eoban, trotz des Abrathens der Freunde, die goldenen Fesseln der Ehe angelegt, obwol seine Gattin keine äußern Glücksgüter besaß, nach Freundesurtheil auch nicht die Reize leiblicher Schönheit. Die akademische Thätigkeit Eoban's gewann bald namhafte Erfolge, er zählte zu den glänzenden Zierden der Hochschule. Auch sein poetischer Genius nahm einen neuen Aufschwung. Hutten folgend, besang er die Herrlichkeit des deutschen Namens. Und der reformatorischen Bewegung, die jetzt alle Gemüther erfüllte, schlug sein Herz warm entgegen, wenn er auch noch nicht den Muth besaß, mit Entschiedenheit auf die Seite Luther's zu treten. Die Engherzigkeit evangelischer Prediger, welche wissenschaftliche Bestrebungen bekämpfte, erleichterte es ihm, vorläufig noch eine zögernde und vermittelnde Stellung einzunehmen. Auch die ablehnende Haltung, welche Erasmus und Mutian der kirchlichen Neuerung gegenüber zeigten, machte ihn zweifelhaft. Schien doch die Reformation den Humanismus in den Hintergrund zu drängen. „Wo der Lutheranismus herrscht", sagte Erasmus, „da ist der

*) Vgl. Kampschulte: „Die Universität Erfurt" (Trier 1858), I, 93.

Untergang der Wissenschaften.“ Es war eine innere Nothwendigkeit, daß das kirchliche und religiöse Interesse die Theilnahme an den humanistischen Bestrebungen beschränkte. Viel zu sehr entbehrten diese eines höhern sittlichen Gehalts. Kräftige Gedanken fehlten den humanistischen Poeten; eine mehr oder weniger gewandte Versmacherei blähte sich auf und täuschte sich und andere; mit maßlosen Lobeserhebungen überschütteten sich die Autoren gegenseitig. Selbst Erasmus, der Abgott der Humanisten, der Zielpunkt von Pilgerfahrten, die er immer mehr als Belästigungen empfinden mußte, glaubte den kühlen Empfang, den Eoban bei ihm gefunden, durch phrasenhafte Verherrlichung des „christlichen, wieder erstandenen Ovid“ ausgleichen zu müssen. Diesen Spielereien stellte sich nun in der Reformation der höchste sittliche Ernst, die vollste Wahrheit, die tiefste Bewegung des Gemüths gegenüber. Ob der Humanismus im Bunde mit der Reformation eine höhere, idealere Richtung einschlagen oder sich auf ästhetische Genüsse beschränken; ob er auf dem Wege, den Erasmus und Hutten betreten, weiter gehen, oder, wie jener es gethan, halt machen und mit der alten Kirche Frieden schließen wolle: das war die brennende Frage, die jetzt beantwortet werden mußte.

Die Erfurter entschieden sie im Sinne Luther's. Sein Aufenthalt in ihrer Mitte auf der Reise zum wormser Reichstag vom 6. bis 8. April 1521 führte die evangelische Bewegung zum Siege. Mit den größten Auszeichnungen wurde Luther aufgenommen; alles wetteiferte, ihm zu huldigen. In schwungvollen Elegien feierte Eoban den Glaubenshelden. Es folgte die Zeit des Handelns. In tumultnarischen Scenen wurde der Katholicismus gestürzt, seine Anhänger blieben in der Minorität. Fortan war das öffentliche Leben in der Stadt gespalten; an der Universität traten zwei feindliche Parteien einander gegenüber; der Glanz der Hochschule erblich. Alles eilte nach Wittenberg, Lehrer und Schüler. Noch im Winter 1520 zu 1521 war Erfurt von 300 Studirenden besucht, im Jahre 1526 nur noch von 14. Eoban fühlte sich vereinsamt; seine finanziellen Mittel schwanden, und nur noch der Ton der Klage drang über seine Lippen. Die asectische, der Wissenschaft feindliche Richtung der lutherischen Prediger, die Zügellosigkeit, die unter dem Namen der christlichen Freiheit Platz griff, trieben ihn in Opposition gegen die Vertreter der Reformation in Erfurt. Hülfe suchend wandte er sich an Luther und Melanchthon. In einem kräftigen Zeugniß für den hohen Werth, die Unentbehrlichkeit der humanistischen Studien traten beide Männer auf die Seite des Bedrängten; doch vermochten sie die Spannung zwischen ihm und den Lutheranern nicht zu lösen. Auch die Thatsache, daß der Führer der letztern, Johann Lange, bis dahin Eoban's Freund, mit den Reformatoren in der Würdigung des Humanismus übereinstimmte, konnte den Gegensatz nicht ausgleichen. Er wurzelte tiefer. Die Einseitigkeiten der erfurter Lutheraner erklären ihn nicht hinreichend. Er war vor allem darin begründet, daß die religiösen Impulse der reformatorischen Bewegung Eoban fremd blieben. So weit diese auf eine sittliche Hebung der kirchlichen Zustände gerichtet war, so weit sie die nationale Selbständigkeit Rom gegenüber vertheidigte, so weit fand sie bei Eoban volles Verständniß und warme Sympathie. Aber ihre letzten Gründe und höchsten Ziele erkannte er nicht. Er bildete sich freilich ein, mit den Wittenbergern im vollen Einklang zu stehen und nur gegen die erfurter Eiferer zu kämpfen, aber darin täuschte er sich über sich selbst. Sein Standpunkt blieb der des Erasmus, je länger je mehr löste er sich von den evangelischen Kreisen Erfurts, um sich den Freunden der alten kirchlichen Ordnung anzuschließen. Seine Correspondenz mit Lange wurde immer gereizter. Es kam zum völligen Bruch, von Eoban durch satirische Dialoge gegen die evangelischen Prediger besiegelt. Mutian konnte an Erasmus schreiben, Eoban sei durch seine Ermahnung wieder zur Einsicht gekommen.

Indessen wurden Eoban's äußere Verhältnisse immer ungünstiger; schon hatte er die Philologie mit dem Studium der Medicin vertauscht, um sich die Bedingungen einer behaglichen Existenz zu erwerben. Aber auch hier schien ihm der Erfolg versagt, da er vergeblich nach der Geldsumme ausschaute, deren er bedurfte, um in den Besitz des Doctorhuts zu gelangen. Aus diesem Kreise sorgender Gedanken riß ihn mit Gewalt der blutige Kampf, der damals in Mittel- und Süddeutschland ausgefochten wurde und auch Erfurt in Mitleidenschaft zog, der Bauernaufstand. Vierzehn Tage war die Stadt in der Hand der Bauern. Vergeblich suchen wir in Eoban's Briefen aus dieser Zeit nach Aeußerungen der Entrüstung oder doch des Unwillens über diese Umwälzung. Sein sanguinischer, von den augenblicklichen Machtverhältnissen abhängiger Geist hat sich in die neue Lage der Dinge gefunden und ist ganz mit ihr zufrieden. Indessen dieser Sturm ging bald vorüber, die alten Verhältnisse kehrten zurück. Für Eoban brachten sie schweres Unheil. Der Magistrat entzog ihm seine Besoldung. Vergeblich versöhnte sich jetzt Eoban mit Lange, um mit seiner Hülfe das Verlorene wieder zu gewinnen. Die Rettung sollte von anderer Seite kommen. Durch Melanchthon's Vermittelung wurde Eoban nach Nürnberg berufen und siedelte 1526 dahin über. Gleichzeitig starb sein väterlicher Freund Mutian; ein letztes Band, das Eoban an Thüringen knüpfte, war zerrissen.

Nürnberg war damals, wie Luther die Stadt nannte, Auge und Ohr Deutschlands, ein Handelsplatz von internationaler Bedeutung, ein Mittelpunkt politischer Bewegungen, eine Blütestätte der Kunst, Poesie und Wissenschaft. Ein Albrecht Dürer und Peter Vischer, ein Wilibald Pirkheimer und Lazarus Spengler, und unbeachtet, ja gering geschätzt von den Gelehrten, Hans Sachs, weilten in den Mauern Nürnbergs. Die lutherische Reformation war eingeführt, klein die Zahl ihrer Gegner, unter ihnen freilich Pirkheimer, der sie anfänglich so freudig begrüßt hatte, ihr aber jetzt wie Erasmus und Mutian kühl und fremd

gegenüberstand. Im Sinne der Reformation wurde 1526 das Aegidien-Gymnasium gegründet, dem jetzt Eoban als Lehrer der Poetik angehören sollte. Neben die lateinische trat hier die griechische und hebräische Sprache; die Schüler waren in abgestufte Klassen getheilt, die Autoren Roms und Griechenlands wurden zugleich Lehrbücher für den Unterricht. Die Schulaufsicht lag in den Händen des Magistrats. Die Besoldung der Lehrer war glänzend. Unter so günstigen Verhältnissen durfte Eoban endlich frei aufathmen. Die Zeit der Noth schien hinter ihm zu liegen; freudig konnte er sich den Studien widmen. Die Beschäftigung mit der griechischen Sprache und Literatur, seit einigen Jahren schon begonnen, wurde eifrig fortgesetzt; sein gelehrter Freund und College Camerar war ihm hier ein ausgezeichneter Wegweiser und Helfer. Ein reicher Freundeskreis nahm den Dichter auf; auch Albrecht Dürer, der ihn durch Zeichnung seines Bildes für den Holzschnitt ehrte, gehörte ihm an. Pirkheimer dagegen, durch Eoban's Angriffe gegen die alte Kirche verletzt, gestattete ihm keine Annäherung.

So frohe Hoffnungen die neue Berufsthätigkeit in unserm Dichter erweckte; sie sollten sich doch nur in geringem Maße erfüllen. Nur eine kleine Zahl von Schülern, Söhnen der Vornehmen, besuchte die Anstalt. Die großen Erwartungen, die man an sie geknüpft hatte, blieben unbefriedigt. Es kam hinzu, daß die Zerrüttung im Hausstande Eoban's fortdauerte. So befremdet es uns nicht, daß der Ton der Klage in seinen Briefen und Poesien aus jener Zeit laut wird. Der kriegerischen Stürme der Zeit, des Drucks, den sie auf die Wissenschaften ausüben, wird darin mit Wehmuth gedacht. Die literarischen Studien, die Eoban jetzt mit Vorliebe pflegte, galten der Uebersetzung griechischer Autoren. Homer's „Ilias" und Theokrit's „Idyllen" übertrug er in lateinische Hexameter: bei der wenig verbreiteten Kenntniß der griechischen Sprache auch unter den Gelehrten eine wichtige und dankenswerthe Arbeit. Auch den Psalter und den Prediger verwandelte er, dem Wunsch der wittenberger Freunde folgend, in eine metrische Paraphrase.

Inzwischen wuchsen die finanziellen Bedrängnisse des Dichters, theils durch eigene Schuld, theils durch die Ungunst der Verhältnisse. Ein Geldgeschenk der Stadt, der Lohn für eine poetische Verherrlichung Nürnbergs, besserte seine Lage nur wenig. Er dachte von neuem an eine andere Stätte des Wirkens, in erster Linie an Marburg. Jedoch die Hoffnung, an die Universität seines Heimatlandes berufen zu werden, zerschlug sich. Dagegen zeigten sich Aussichten zur Rückkehr nach Erfurt, die denn auch nach längern, unerquicklichen Verhandlungen zur Uebersiedelung des Dichters nach dem alten Arbeitsplatz führten. Im Frühjahr 1533 finden wir ihn wieder in Erfurt. Die Zustände waren hier seitdem nicht erfreulicher geworden. Die religiösen Spaltungen in der Universität dauerten fort; die Universitäten Wittenberg und Marburg machten eine Concurrenz, in der Erfurt unterlag. Auf ein höheres Maß geistiger Anregung durfte Eoban in Erfurt nicht rechnen. Wir empfangen denn auch den Eindruck, daß die idealen Interessen jetzt weniger als sonst den Dichter erfüllten; die Zechgelage spielten, wie es scheint, eine noch größere Rolle in seinem Lebenslauf als früher, und seine Vorliebe für den Umgang mit den „Papisten" beweist, wie wenig das evangelische Bekenntniß ihm in Fleisch und Blut übergegangen war.

Von neuem richteten sich Eoban's Augen nach Marburg, und diesmal nicht vergeblich. Durch eine Verherrlichung des siegreichen Feldzugs des hessischen Landgrafen, welchem Herzog Ulrich seine Wiedereinsetzung in Würtembergs Herrschaft zu danken hatte, bahnte er sich den Weg zu einer Berufung an die neu aufblühende hessische Hochschule. Im Jahre 1536 erfolgte dieselbe und am 1. September desselben Jahres zog der Dichter in Marburg ein. Heller als je leuchtete ihm hier der Stern seines Glücks; günstig wie noch nie wurde ihm jetzt die äußere Lage bereitet. Auch seine literarischen Arbeiten nahmen einen neuen Aufschwung; die Uebersetzungen der „Ilias" und des Psalters wurden vollendet.

Leider hörten die übeln Gewohnheiten des Dichters nicht auf und versetzten ihn immer wieder in die Lage, um Geldunterstützungen bitten zu müssen. Am 4. October 1540 ereilte ihn der Tod, noch bevor er das dreiundfunfzigste Lebensjahr vollendet hatte. Die poetische Literatur des Humanismus im 16. Jahrhundert verlor in ihm ein glänzendes Gestirn. Leider hatte der Größe seines Talents nicht Festigkeit des Charakters zur Seite gestanden. Wie sehr wir uns auch an der Heiterkeit und Liebenswürdigkeit seines Geistes erfreuen: seine maßlose Leichtlebigkeit, die ihn von ernsterer und tieferer Würdigung der großen Fragen, die seine Zeit bewegen, zurückhält; seine ungezügelte Neigung zur Geselligkeit, verbunden mit dem unseligen Hang zu Zechgelagen; infolge dessen eine Lebensführung, in der wir nicht selten den höhern Adel der Gesinnung vermissen, zeigt uns ein Bild sittlicher Gestaltung, das uns mehr zum Mitleid als zur Verehrung auffordert.

H. Jacoby.

Norwegische Volksmärchen.

Auswahl norwegischer Volksmärchen und Waldgeister-Sagen von P. C. Asbjörnsen. Aus dem Norwegischen übersetzt von H. Denhardt. Mit 106 Illustrationen. Leipzig, Reiselshöfer. 1881. Gr. 8. 6 M.

Vorliegendes Werk ist eine werthvolle Bereicherung der Märchenliteratur; es gehört nicht in die Gattung der frei erfundenen Märchen und somit der Kunstpoesie, sondern Asbjörnsen hat die hier gesammelten Producte dem Volke treu nacherzählt. In Norwegen selbst genießt sein Buch seit langen Jahren dasselbe Ansehen wie die Grimm'schen Märchen in Deutschland, mit denen mehrere der hier enthaltenen eine auffallende Verwandtschaft besitzen. Die Uebersetzung gibt die naive Sprache des Originals möglichst treu wieder, und die bedeutendsten Maler Norwegens haben gewetteifert, dieses Nationalwerk zu illustriren. Man muß gestehen, daß viele dieser Illustrationen charakteristisch erfunden, einige freilich überflüssige Beigaben sind; die typographische Ausstattung darf eine gediegene genannt werden. Es ist jedenfalls ein in mehrfacher Hinsicht verdienstliches Unternehmen, überall dem Volke seine Märchen abzulauschen und der allgemeinen Leserwelt zugänglich zu machen. Nicht blos sind dieselben ein höchst interessanter Beweis für die plastisch bildende Phantasie und den köstlichen Humor des Volksgeistes, sondern auch für ein gemeinsames geistiges Eigenthum aller germanischen Stämme, welches in deren Urheimat zurückweist. In diesem Sinne wollen auch die uns hier zugänglich gemachten Producte gewürdigt sein; ebenso sind die hinzugefügten Waldgeistersagen dem Volke nacherzählt und in Schilderungen aus der Natur des Landes und dem Leben des Volkes eingerahmt. Die vorliegende Sammlung ist für Kinder wie für Erwachsene gleich werthvoll, wenn auch von verschiedenen Gesichtspunkten aus; die ureigenthümliche Kraft der Volkspoesie duftet aus diesen prägnant gehaltenen Erzählungen, in denen das Volk sein geheimstes Sinnen und Erfahren niederlegt. Das specifisch Nordische tritt nicht so fühlbar heraus, daß dadurch das Verständniß und der Genuß dem deutschen Leser wesentlich erschwert würde. Wir empfehlen das Unternehmen als ein überaus gelungenes und die Lektüre als eine sehr angenehme.

Feuilleton.

Deutsche Literatur.

Immer mehr sammeln sich alljährlich die literarischen Heerscharen unter dem Banner des Christkindes: eine Zeitschrift wie die unserige, welche allen Leistungen namhafter Schriftsteller eingehende Besprechungen widmet, kann nicht so leicht wie die kurzathmige Kritik der Zeitungen diesen literarischen Erzeugnissen gerecht werden; es bedarf einer längern Reihe von Nummern, um sie alle nach Gebühr zu würdigen. Doch in flüchtiger literarischer Heerschau wollen wir die Fähnlein und Geschwader vorüberziehen lassen, welche besondere Beachtung verdienen.

Sehr productiv sind namhafte Autoren auf dem Gebiete des Romans. Ernst Eckstein, der begabte Novellist und Dichter, hat zum ersten mal einen mehrbändigen Roman verfaßt: „Die Claudier" (3 Bde., Wien, Zamarski), ein mit glänzendem Colorit ausgeführtes Culturgemälde der Römerwelt zur Zeit des Domitian und der damaligen Christenverfolgungen. Epische Ruhe und genrebildlichen Stil, eine unverkennbare Verwandtschaft mit Gustav Freytag's „Ahnen", wenigstens den letzten Bänden derselben, zeigt der neue Roman von Georg Ebers: „Die Bürgermeisterin" (Stuttgart, Hallberger). Etwas abenteuerlich und excentrisch, nicht klar in psychologischer Motivirung, ist Friedrich Spielhagen's neuer Roman „Angela" (2 Bde., Leipzig, Staackmann); durchsichtiger und klarer, wenn auch stark mit criminalistischen Motiven ausgestattet, Otto Müller's Roman: „Schatten auf Höhen" (2 Bde., Stuttgart, Bonz u. Comp.). Episch breit, von großer Plastik und Objectivität in der Volkssittenschilderung ist der in den Zeiten des tiroler Aufstandes spielende Roman von Robert Schweichel: „Der Falkner von St.-Vigil" (3 Bde., Berlin, Janke). Von dem Herausgeber d. Bl. liegt ein neuer Roman vor: „Die Erbschaft des Blutes" (3 Bde., Breslau, Trewendt), dessen zweiter Band in Paris zur Zeit der Commune spielt. Kein Roman, aber eine geschichtliche Biographie, der es nicht an romanhaftem Reiz fehlt, ist: „Athenaïs, Geschichte einer byzantinischen Kaiserin", von Ferdinand Gregorovius (Leipzig, F. A. Brockhaus).

Die Lyrik und lyrische Epik erfreut sich zwar geringerer Gunst beim Publikum als der Roman, doch entmuthigt dies die schaffenden Geister nicht. „Stürme des Lebens" von Wilhelm Jensen (Dresden, Ehlermann) ist eine Sammlung originneller Gedichte von träumerischer, tiefsinniger Haltung. Friedrich Bodenstedt's Muse, die jetzt auch nach dem fernsten Westen gewandert ist aus ihrer östlichen Gartenheimat von Schiras und Tiflis, hat neue Gedichte und Sprüche gesammelt unter dem Titel: „Aus Morgenland und Abendland" (Leipzig, F. A. Brockhaus). „Die Plejaden" von Grafen A. F. von Schack (Stuttgart, Cotta) sind bereits in d. Bl. nach Verdienst gewürdigt worden. Der Verfasser der „Leichtsinnigen Lieder" und der „Vestalin", Alfred Friedmann, hat eine Sammlung seiner „Gedichte" herausgegeben (Leipzig, Friedrich), welche Balladen, poetische Reisebilder, Lieder und Nachdichtungen fremder Poeten enthält.

Die „Novellen in Octaven" von Hermann Oelschläger (Leipzig, Staackmann) sind formgewandt, im eleganten Plauderton gehalten. „Aennchen von Tharau" von Franz Hirsch (Leipzig, Reißner) ist eine frische, mit schalkhaften Bildern durchwobene Dichtung, im Stil Scheffel's und Julius Wolff's. Rudolf Baumbach hat leichtgeschürzte „Spielmannslieder" (Leipzig, Liebeskind) herausgegeben, sangbar und von anmuthiger Naivetät.

Ausgestattet mit Holzschnitten und Originalzeichnungen von W. Camphausen, W. Friedrich, H. Tuders, Anton von Werner liegen „Vaterländische Balladen" von Fedor von Koeppen (Leipzig, A. Dürr) vor. Die Gedichte dieser Prachtausgabe behandeln zum großen Theil in schwunghaftem Stil Ereignisse der neuern Zeit.

Auch manche neue Auflage liegt vor, so die „Schriften des

Waldschulmeisters" von P. K. Rosegger (Wien, Hartleben) in eleganter dritter Auflage, die anmuthige Erzählung „Irmela, Geschichte aus alter Zeit", von F. Steinhausen (Leipzig, Böhme, 2. Aufl.).

Ein an Originalgedichten reiches Album: „Für Haus und Herz", ist von M. Haussser (Breslau, Schletter) zu Gunsten des Hülfsfonds der allgemeinen deutschen Pensionsanstalt für Lehrerinnen und Erzieherinnen herausgegeben worden. Noch erwähnen wir als geeignetes Weihnachtsgeschenk das „Frauenalbum" von Emma Laddey (Stuttgart, Bonz u. Comp.). Eine sehr reichhaltige Anthologie aus ältern und neuern deutschen Dichtern in geschmackvoller Auswahl ist „Deutsches Frauenleben im deutschen Liede" von Robert König (Oldenburg, Stalling).

Eine ebenfalls geschmackvolle Auswahl neuer Gedichte ist „Neuer deutscher Parnaß, Silberblicke aus der Lyrik unserer Tage" von Max Moltke (Leipzig, Rühle). Es finden sich in dieser Sammlung manche anmuthige Gedichte weniger bekannter Verfasser. Daß der Herausgeber nach solchen etwas verborgenen Schätzen nicht vergebens gräbt: dafür bürgt sein Fleiß und Geschmack.

Mehr als je sind die großen illustrirten Prachtwerke jetzt en vogue; sie nehmen auf dem Weihnachtstisch eine bevorzugte Stelle ein.

Von dem Album „Rom in Wort und Bild, eine Schilderung der Ewigen Stadt und der Campagna", von Rudolf Kleinpaul (Leipzig, H. Schmidt u. K. Günther), liegen 8 Lieferungen vor. Der Autor hat sich in mehrern Schriften als ein kundiger und begeisterter Freund Italiens und der Mittelmeerländer bewiesen. Originalität und Frische charakterisiren seine Schilderungen. Die Bilder zeigen alle bestimmte Umrisse und geben klare Anschauungen.

Von der rühmlich bekannten „Gustav Freytag-Galerie" (Leipzig, Edwin Schloemp) erscheint eine Lieferungsausgabe mit 70 Photographien, welche zugleich im Text eine zusammenfassende Darstellung der Entwickelung des Dichters und seiner Werke bietet. Die erste Lieferung dieser Sammlung bringt Bilder aus der deutschen Vergangenheit.

In demselben Verlage erscheint ein illustrirtes Lieferungswerk: „Bäder und Sommerfrischen. Lebens- und Landschaftsbilder von den beliebtesten Curorten Deutschlands, Oesterreichs und der Schweiz", in Schilderungen von V. Blüthgen, L. Herbert, C. Hocker, A. von Hermann, W. Kaden, R. Kleinpaul u. a., illustrirt von den ersten Landschafts- und Genremalern. Es liegen uns sieben Lieferungen mit manchen anmuthigen Landschaftsbildern vor. Hier und dort scheint indeß die Aufnahme nicht in der neuesten Zeit stattgefunden zu haben, so z. B. in Görbersdorf, dessen Curpalais seit Erbauung des neuen Curhauses einen weit großartigern Eindruck macht als auf dem Bilde des Bilderalbums, das indeß allen Sommerreisenden aufs beste zu empfehlen ist.

Ein interessantes ethnographisches Album erscheint unter dem Titel „Fremde Völker", von Richard Oberländer herausgegeben, im Verlage von Julius Klinkhardt in Leipzig. Von den 24 Lieferungen, welche in Aussicht genommen sind, liegen zwei vor mit charakteristischen Illustrationen.

Von der Prachtausgabe von Ariost's „Rasendem Roland", illustrirt von Gustav Doré, in der metrischen Uebersetzung von Hermann Kurtz und mit Einleitung und Anmerkungen von Paul Heyse, liegen jetzt 30 Lieferungen vor (Breslau, Schottländer). Die phantastische Welt des Ariosto tritt in diesen Zeichnungen Doré's ausdrucksvoll vor uns hin: doch ist die Eigenart Doré's, das Düstere, so vorherrschend, daß die sonnig heitern Scenen des Dichters weniger zu ihrem Recht kommen.

Bibliographie.

Ancmüller, E., Geschichte der Verfassung Mailands in den Jahren 1075—1117. Nebst einem Anhang über das Consulat zu Cremona. Halle, Niemeyer. Gr. 8. 1 M. 60 Pf.

Bartsch, K., Alte französische Volkslieder, übersetzt. Nebst einer Einleitung über das französische Volkslied des 12. bis 16. Jahrhunderts. Heidelberg, C. Winter. 1882. Gr. 8. 5 M.

Die Berühmtheiten der Welt, nach Stand und Beruf geordnet und mit kurzen biographischen Notizen versehen. Ein Vademecum für Jedermann. (4486 Biographien und 134 Verweisc.) Leipzig, Ellissen. 1882. 8. 1 M.

Betrachtungen über militärische Verhältnisse der Schweiz. Darmstadt, Zernin. Gr. 8. 80 Pf.

Böhlau, Helene, Novellen. (Im Banne des Todes. Salin Kaliske. Maleen.) Berlin, Hertz. 1882. 8. 5 M.

Briefe eines Unbekannten (A. von Villers). Wien, Gerold's Sohn. 8. 6 M.

Büchner, L., Licht und Leben. Drei allgemeinverständliche naturwissenschaftliche Vorträge als Beiträge zur Theorie der natürlichen Weltordnung. Leipzig, Thomas. 1882. 8. 5 M.

Salomon de Caus. Ein Drama. Stettin, Herrcke u. Lebeling. 8. 2 M.

Consentius, N. O., Alboin. Ein Trauerspiel. Karlsruhe, Reuther. 8. 1 M. 50 Pf.

— — Attila. Ein Trauerspiel. Karlsruhe, Reuther. 8. 1 M. 50 Pf.

— — Dichtungen. 4 Bde. Karlsruhe, Reuther. 8. 9 M. 60 Pf.

— — Gedichte. Karlsruhe, Reuther. 8. 2 M. 40 Pf.

— — Nostradamus. Ein Gedicht in 4 Büchern. 2 Thle. Karlsruhe, Reuther. 8. 4 M. 80 Pf.

Conversations-Lexikon. Allgemeine deutsche Real-Encyklopädie. 13te vollständig umgearbeitete Aufl. Mit Abbildungen und Karten auf 400 Tafeln und im Texte. 2tes bis 4tes Heft. Leipzig, Brockhaus. 1882. Lex.-8. à 50 Pf.

Czekala, S., Sollen unsere Gymnasien bleiben, wie sie sind? Ein pädagogisches Mahnwort. Moskau, Lang. Gr. 8. .1 M. 25 Pf.

Aeltere tirolische Dichter, herausgegeben von J. E. Wackernell. 3ter Bd.: Hugo von Montfort. Mit Abhandlungen zur Geschichte der deutschen Literatur, Sprache und Metrik im 14. und 15. Jahrhundert. Innsbruck, Wagner. Gr. 8. 12 M. 80 Pf.

Fechner, A. W., Die Leiden des Pastors Seider. Von ihm selbst geschrieben. Nebst andern Seider betreffenden Mittheilungen. Leipzig. Gr. 8. 3 M.

Franzos, K. E., Ein Kampf um's Recht. Roman. 2 Bde. Breslau, Schottländer. 1882. 8. 10 M.

Frauenstädt, P., Blutrache und Todtschlagsühne im deutschen Mittelalter. Studien zur deutschen Kultur- und Rechtsgeschichte. Leipzig, Duncker u. Humblot. Gr. 8. 5 M.

Freimuth, H., Aachen's Dichter und Prosaisten. Eine Anthologie. Mit Portraits. 1ster Bd. 1ste Lfg. Aachen, Kaatzer. 1882. 8. 50 Pf.

Girndt, O., Vereinsdamen. Humoreske. Berlin, Goldschmidt. 12. 50 Pf.

Goetze, P. v., Fürst Alexander Nikolajewitsch Galitzin und seine Zeit. Leipzig, Duncker u. Humblot. 1882. 8. 8 M.

Gregorovius, F., Athenais. Geschichte einer byzantinischen Kaiserin. Leipzig, Brockhaus. 1882. 8. 5 M.

Gréville, H., Susanne Normis. Roman. Berlin, Goldschmidt. 12. 1 M.

Lindau, P., Aus dem literarischen Frankreich. Breslau, Schottländer. 1882. Gr. 8. 5 M.

Maschke, H., Aus Oesterreichisch Schlesien. Gedichte in schlesischer Mundart. Teschen, Prochaska. 16. 1 M. 20 Pf.

Maurer, H., Die Landgrafschaft im Breisgau, ein Beitrag zur Geschichte des badischen Fürstenhauses. Emmendingen. 4. 80 Pf.

Milesio's, G. B., Beschreibung des Deutschen Hauses in Venedig. Aus einer Handschrift in Venedig herausgegeben und eingeleitet von G. M. Thomas. Müuchen, Franz. Gr. 4. 3 M.

Philipp, P., Im Strome der Zeit. Dramatische Dichtung. Wien, Rosner. 8. 2 M. 40 Pf.

Preger, W., Geschichte der deutschen Mystik im Mittelalter. Nach den Quellen untersucht und dargestellt. II. Thl.: Aeltere und neuere Mystik in der 1. Hälfte des XIV. Jahrhunderts Heinrich Suso. Leipzig, Dörffling u. Franke. Gr. 8. 9 M.

Rapp, G., Geschichtliche Mittheilungen über die Stadt Amberg und ihre Nachbarstädte, mit besonderer Rücksichtnahme auf deren Handel und Erwerbsquellen. Amberg, Habbel. Gr. 8. 60 Pf.

Reich, J. M., Dorothea von Schlegel geb. Mendelssohn und dereu Söhne Johanues und Philipp Veit. Briefwechsel, im Auftrage der Familie Veit herausgegeben. 2 Bde. Mit den Bildnissen von Dorothea und Friedrich von Schlegel, Johannes und Philipp Veit. Mainz, Kirchheim. Gr. 8. 15 M.

Röhm, J. B., Aufgaben der protestantischen Theologie. Augsburg, Literarisches Institut von Dr. M. Huttler. Gr. 8. 3 M.

Silhouetten zu Gregorovius' Euphorion von Marie Rehsener. (Iu Mappe.) Leipzig, Brockhaus. 1882. Gr. 4. 6 M.

Spiekerkötter, C. G. H., Die Ravensburg und ihre ursprünglichen Grafen. Aus den vorhandenen Quellen. Minden, Marowsky. 1882. 12. 1 M.

Stein, L., Die Willensfreiheit und ihr Verhältniss zur göttlichen Präscienz und Providenz bei den jüdischen Philosophen des Mittelalters. Frankfurt a. M., Kauffmann. 1882. Gr. 8. 2 M.

Stieglitz, T., Grundsätze der historischen Entwicklung, aus den übereinstimmenden Principien der Philosophie A. Schopenhauer's und der naturwissenschaftlichen Empirie abgeleitet. Wien, F. Beck. Gr. 8. 2 M.

Die Völker Oesterreich-Ungarns. Ethnographische und culturhistorische Schilderungen. 3ter Bd.: Die Deutschen in Ungarn und Siebenbürgen. Von J. H. Schwicker. Teschen, Prochaska. Gr. 8. 7 M. 50 Pf.

Walter, H., Die Socialisten. Drama. Wien, Rosner. Gr. 8. 4 M.

Zöller, E., Schweden. Land und Volk. Schilderungen aus seiner Natur, seinem geistigen und wirthschaftlichen Leben. Lindau, Ludwig. 1882. Gr. 8. 3 M.

Anzeigen.

Akademische Verlagsbuchhandlung von J. C. B. Mohr (Paul Siebeck)
in **Freiburg i/Br.** und Tübingen.

Zu beziehen durch jede Buchhandlung.

Laokoon-Studien von H. BLÜMNER (Professor in Zürich.) *Erstes Heft:* Ueber den Gebrauch der Allegorie in den bildenden Künsten.

8. Br. (VI. 91 Seiten.) 2 M. —., eleg. geb. 3 M. 50 Pf.

Zunächst für Archäologen, Aesthetiker und Kunstkritiker bestimmt, bietet der Herr Verfasser nach einleitenden Bemerkungen über den Begriff der Allegorie einen historischen Ueberblick über die Anwendung derselben in der Kunst des Alterthums, des Mittelalters und der Neuzeit und begleitet die Frage nach der Berechtigung der Allegorie in der modernen Kunst mit praktischen Vorschlägen. Das Buch ist so anziehend geschrieben, daß auch Laien dasselbe mit Vergnügen lesen werden.

Briefe und **Berichte** des **Generals** und der **Generalin** von **Riedesel** während des **nordamerikanischen Krieges** in den Jahren 1776 bis 1783 geschrieben. 8. (305 Seiten.) Br. 6 M. —., in elegantem Halbfranzband 7 M. 50 Pf.

Eine neue Ausgabe dieses erstmals vor 80 Jahren erschienenen und jetzt äußerst seltenen Werkes wird den Freunden der Geschichte, Militairs und den deutschen Frauen sowie allen Bücherliebhabern eine willkommene Gabe sein. Die treue Erzählung welthistorischer Ereignisse, wechselvoller Schicksale, in denen sich die Charaktere edler Menschen im Handeln und Dulden entfalten, gibt diesen Briefen Anrecht auf Beachtung in den weitesten Kreisen.

Teutsche Grammatica Valentin Ickelsamers, herausgegeben von Dr. **Kohler,** Unterbibliothekar an der k. Universitäts-Bibliothek in München. **Mit Facsimile-Titel-** und **Initialen** nach dem Originalwerk. **Dritte** durchgesehene Auflage des Neudrucks. Kl. 8. (XII. 48 Seiten.) M. 1. —

Von der ersten Auflage des Neudrucks erschien auch
eine feine Ausgabe, die geheftet M. 1. 50
in **ganz Schweinsleder** gebunden M. 3. —
kostet, aber nur noch in wenigen Exemplaren vorhanden ist.

Von Ickelsamers teutscher Grammatica sind nur noch wenige Exemplare der Originaldrucke vorhanden. Der vorliegende Neudruck ist nach einem der Universitäts-Bibliothek in München gehörigen Exemplar (der zweiten Original-Auflage) hergestellt und hat den Zweck, den sehr seltenen Text genau so, wie er uns in dem Münchener Exemplar erhalten ist, für billigen Preis wieder zugänglich zu machen. Wie schon die Ausstattung zeigt, ist dieser Neudruck **nicht für den Forscher** bestimmt, sondern für ein größeres Publikum, weshalb nicht beabsichtigt werden konnte, textkritische Anmerkungen und gelehrten Apparat beizufügen.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig

Henry M. Stanleys
Reise durch den dunklen Weltteil.

Nach Stanleys Berichten
für weitere Kreise bearbeitet von
Dr. Berthold Volz.

Mit zahlreichen Abbildungen und einer Karte.

8. Geh. 5 M. Geb. 6 M. 50 Pf.

Stanley's großes zweibändiges Werk „Durch den dunkeln Welttheil", worin er selbst über seine von den wichtigsten Erfolgen gekrönte Entdeckungsreise durch den afrikanischen Continent ausführlichen Bericht erstattet, wurde von der wissenschaftlichen Welt mit einmüthigem, seltenem Interesse aufgenommen. Um nun auch weitern Kreisen die Kunde von diesen großartigen Entdeckungen zugänglich zu machen, hat der Director des Victoria-Gymnasiums zu Potsdam, Dr. B. Volz, das vorliegende Buch bearbeitet, das, mit zahlreichen Originalabbildungen geschmückt und zu sehr billigem Preise dargeboten, sich besonders auch als eine vorzügliche Bereicherung der Volks- und Jugendschriften-Literatur empfiehlt.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Soeben erschien:

Aus Morgenland und Abendland.

Neue Gedichte und Sprüche von

Friedrich Bodenstedt.

8. Geh. 5 M. Geb. 6 M.

Friedrich Bodenstedt beschenkt die zahlreichen Freunde und Verehrer seiner Muse mit einem Bande neuer Gedichte, in dem neben „Vorläufern des Mirza-Schaffy" und andern Poesien aus dem „Morgenlande" auch die Bilder, Eindrücke und Stimmungen, welche der Dichter bei seinem Ausfluge nach Amerika in sich aufgenommen, in poetischer Gestaltung dargeboten werden. **Bodenstedt's neuestes Gedichtbuch wird eine Hauptzierde des diesjährigen Weihnachtstisches bilden.**

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Soeben erschien:

Die Pilgerfahrt der Rose.

Dichtung von

Moritz Horn.

Vierte durchgesehene Auflage.

Eleg. cartonn. 2 M. 40 Pf.

Der Text zu Robert Schumann's beliebter Composition „Die Pilgerfahrt der Rose" ist nur ein Auszug aus der gleichnamigen Dichtung von Moritz Horn, wie sie vollständig hier bereits in vierter Auflage vorliegt. Das elegant ausgestattete Buch voll zarter, sinniger Poesie bildet besonders auch ein sehr empfehlenswerthes Geschenk an junge Damen.

Zu Festgeschenken empfohlen in allen Buchhandlungen zu haben:

Hinnerk Brodersen

von **Robert Geißler.**

Kl. 8. In sehr elegantem Originaleinband mit Goldschnitt M. 3.

In dieser poetischen Erzählung ist der Held die Reckengestalt eines friesischen Strandvoigtes, der, vom Verhängniß und seinen mächtigen Impulsen getrieben, kämpfend inmitten der sich mit schrecklicher Nothwendigkeit häufenden tragischen Conflicte steht, bis er, als der letzte seines Stammes, sein Grab in der tosenden Brandung seiner Hallig findet. Es ist dies eine ganz eigenartige Dichtung, die sich durch seltene Energie der Empfindung auszeichnet. Freunden charakteristischer Seegemälde ist es besonders zu empfehlen.

Brand.

Dramatisches Gedicht in fünf Acten von **Henrik Ibsen.**

Nach dem Norwegischen deutsch bearbeitet

von **Alfred Freiherrn von Wolzogen.**

Eleg. geb. M. 4.

Anerkanntermaßen ist die Wolzogen'schen die beste der drei im deutschen Buchhandel erschienenen Uebertragungen und gibt das prächtige Werk des berühmten nordischen Dichters auf das markanteste wieder.

Reise-Briefe eines Diplomaten.

Von **Charikles.**

Inhalt: Briefe aus Konstantinopel an eine Freundin, 1876. Epilog. — Ein Ausflug nach dem Thurme von Babel. — Von Bagdad nach Ispahan. — Vor dreißig Jahren (Erste Ferienreise).

8. 320 Seiten. Preis eleg. brosch. M. 4. Eleg. geb. M. 6.

Der pseudonyme Verfasser, eine in diplomatischen und aristokratischen Kreisen sehr bekannte und beliebte Persönlichkeit, schildert in diesen Reisebriefen in anmuthender, oft aphoristischer Kürze und Klarheit die politischen und socialen Zustände des Orients, speciell Konstantinopels und der türkisch-persischen Grenzdistricte. Die einflußreichen politischen Stellungen, welche der Verfasser in den europäischen Residenzen, sowie im Orient bekleidete, geben diesen Blättern und dem Sinne, in welchem sie geschrieben, ein besonderes Gewicht.

Hinstorff'sche Hofbuchhandlung in Wismar.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Soeben erschien:

Athenaïs.

Geschichte einer byzantinischen Kaiserin

von

Ferdinand Gregorovius.

8. Geh. 5 M. Geb. 6 M.

Auf dem Hintergrunde jener merkwürdigen Uebergangsepoche, in welcher das antike Heidenthum den letzten Verzweiflungskampf mit dem christlichen Glauben kämpfte, zeichnet der Verfasser in diesem seinem neuesten Werke mit gewohnter Meisterschaft das Bild der schönen und geistreichen Tochter des athenischen Philosophen Leontios, die, nachdem sie in Konstantinopel das Christenthum und den Namen Eudokia angenommen, als Gemahlin des Kaisers Theodosius II. den byzantinischen Thron bestieg und ihr ereignißvolles Leben zu Jerusalem beschloß. Die spannende Schrift enthält zugleich ein lebendiges Sittengemälde der ersten byzantinischen Zeit und Schilderungen der Städte Athen, Konstantinopel und Jerusalem im 5. Jahrhundert.

WESER-ZEITUNG

(Bremen)

Täglich 3 Ausgaben.

Bei allen Postanstalten

pr. Quartal 7 Mark.

Inserate pr. Zeile 25 Pf.

Probenummern versendet gratis

Die Expedition der „Weser-Zeitung", Bremen.

Festgeschenke und Nova.

Allmers, H., Dichtungen. 2. Aufl. Orig.-Einb. M. 4.
— — Röm. Schlendertage. 5. Aufl. Orig.-Einb. M. 6,50.
— — Marschenbuch. 2. Aufl. illustr. Orig.-Einb. M. 7,50.
Kulturgeschichtl. Bilder a. d. Nordsee-Marschen. Gemalt von H. v. Dörnberg. Mit Dichtungen von H. Allmers. 6 Kunstblätter in Photogr.-Druck. In eleg. Cart.-Umschl. M. 9, in Pracht-Mappe M. 15.
Appell, F. W., Werther und seine Zeit. Zur Goethe-Literatur. 3. umgearb. u. verm. Aufl. Orig.-Einb. M. 6.
Bulthaupt, Dramaturgie der Classiker. Lessing, Goethe, Schiller, Kleist. Orig.-Einb. M. 6.
Droste's Kochbuch f. alle Stände. 2. Aufl. Orig.-Einb. M. 2.
Das Volksschauspiel Dr. **Joh. Faust.** Herausg. m. geschichtl. Nachrichten u. Bühnengesch. d. Faust v. **K. Engel.** 2. umgearb. u. vielf. ergänzte Aufl. Orig.-Einb. M. 5.
Deutsche Puppenkomödien m. geschichtl. Einleit. u. **Biblioth. Faustiana** herausg. v. **K. Engel.** 2 Bde. Orig.-Einb. M. 9. Einzelne Bändchen à M. 1,20.
Fitger, Fahrendes Volk. Gedichte. 2. Aufl. Orig.-Einb. M. 5.
— — Die Hexe. Trauersp. 2. Aufl. Orig.-Einb. M. 3.
Kaden, W., Ital. Gypsfiguren. 2. Aufl. Orig.-Einb. M. 6,50.
Murad Efendi, Ost und West. Gedichte. 3. Aufl. Orig.-Einb. M. 5.
— — Nassreddin Chodja. Ein osmanischer Eulenspiegel. 3. Aufl. Orig.-Einb. M. 3.
— — Balladen u. Bilder. 2. Aufl. Orig.-Einb. M. 3.
Spaeth, Samenk. d. Wahrheit. Grundwahrh. d. Christenth. in 32 Predigten. Orig.-Einb. M. 8.
Stahr, Ad., Ein Jahr in Italien. 5 Thle. 4. Aufl. Orig.-Einb. M. 18.
— — Herbstmonate in Oberitalien. Suppl. zu „Italien". 2. Aufl. Orig.-Einb. M. 8,25.
Strackerjan, L., Von Land u. Leuten. Bilder u. Geschichten aus Oldenburg. Orig.-Einb. M. 2,80.
Volksbote. Volksk. 1882. 45. Jahrg. Reich illustrirt 50 Pf.

Verl.: **Schulzesche Hofbuchh. Oldenburg.**

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Soeben erschien:

Silhouetten zu Gregorovius' „Euphorion"

von

Marie Rehsener.

12 Folio-Tafeln. In Mappe. 6 M.

Ein gewiss auf jedem Weihnachtstisch willkommenes neues Kunstwerk, das alle Hauptscenen aus Gregorovius' beliebtem idyllischen Epos „Euphorion" in graziös entworfenen Schattenrissen vorführt.

(Mit einer Beilage von **Levy & Müller** in **Stuttgart.**)

Verantwortlicher Redacteur: Dr. **Rudolf von Gottschall** in Leipzig. — Druck und Verlag von **F. A. Brockhaus** in Leipzig.

NATIONALE RESSOURCE Breslau

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Herausgegeben von Rudolf von Gottschall.

Erscheint wöchentlich. — Nr. 51. — 22. December 1881.

Inhalt: Literarische Unterhaltungen: Gereimte antike Strophen. Von Rudolf von Gottschall. — Zur Daute-Literatur. Von Theodor Paur. — Neue Romane. Von Richard Weitbrecht. — Biographisches und Culturgeschichtliches aus Oesterreich. Von Anton Schlossar. — Geologische Literatur. — Feuilleton. (Deutsche Literatur.) — Bibliographie. — Anzeigen.

Literarische Unterhaltungen.

Gereimte antike Strophen.

Als ich in meinen „Neuen Gedichten" (1858) es versuchte, antike Strophen zu reimen, hoffte ich damit der deutschen Lyrik für diejenige Dichtweise, die einen höhern Schwung athmet, auch neue Formen gewonnen zu haben, und ich habe mich in dieser Hoffnung nicht getäuscht. Jüngere Dichter, wie Max Kalbeck, der zu früh verstorbene Leuthold u. a., haben sich mehrfach der gereimten antiken Strophe bedient, ja viele Oden des Horaz sind in solchen Strophen übersetzt worden.

Ich wußte wohl, daß es sich hier nicht um eine aus den Wolken fallende Neuerung handle; schon im vorigen Jahrhundert haben manche deutsche Dichter gereimte sapphische Strophen abgefaßt. In „Unsere Zeit" sind aus dem Nachlaß Seume's auch gereimte alcäische Strophen veröffentlicht worden:

Aus deinen Blicken trink' ich Begeisterung,
Mein ganzes Wesen athmet die Huldigung,
Die mich in deinen Zauber hüllet
Und mit Entzücken die Seele füllet.

Ja es findet sich folgende, sehr melodische und dichterisch schöne Strophe darunter:

Die Nachtigallen sprachen so lieblich nie
Als deiner Stimme magische Melodie,
Und ist mir je ein Lied gelungen,
Hab' ich dir, Liebe, nur nachgesungen.

In den meisten neu erschienenen Schriften über Poetik, mögen sie nun eine mehr oder minder schulmäßige Fassung haben, ist der von mir wieder eingeführten gereimten antiken Strophe gedacht und sind auch Proben aus meinen Gedichten mitgetheilt worden. Die Aesthetiker von Ruf haben sich nur mit Einschränkungen zu Gunsten der Neuerung erklärt. Schon früher hatte Hegel in seiner „Aesthetik" principiell die Anwendung des Reims bei alcäischen und sapphischen Strophen für einen „unauflöslichen Widerspruch" erklärt; beide Systeme beruhten auf entgegengesetzten Principien, und der Versuch, sie in der angeführten Weise zu vereinigen, könne sie nur in dieser Entgegensetzung selbst verbinden, was nichts als einen unaufgelösten und deshalb unstatthaften Widerspruch gebe. Auch Minckwitz erklärte in seinem „Lehrbuch der deutschen Prosodie und Verskunst", daß eine Anzahl Versmaße, die ihren ersten Ursprung den Alten verdankten, „wegen ihres besondern Klangs nicht wohl gereimt werden dürfen". Mit Rücksicht auf den von mir gemachten Versuch sagte Moritz Carriere in seiner „Aesthetik": „In neuer Zeit hat Gottschall antike Odenstrophen gereimt und die Behauptung aufgestellt, daß dadurch deren vollkommene Melodie erst im Deutschen hervortrete. Das ist zunächst im allgemeinen, als wenn man griechische Statuen bemalen wollte, um sie lebendiger erscheinen zu lassen; der Rhythmus wird vom Endreim übertönt und dieser, sobald man jenen betont, wieder abgeschwächt; weder das plastische noch das musikalische Element kommt zu seinem vollen Rechte. Sehen wir indeß aufs einzelne, so sind gereimte sapphische Strophen von erfreulichem Wohlklang, und Platen hat bereits den Gang der Anapästen durch den Endreim verstärkt. Wir werden also sagen, dieser darf eintreten, wo die Bewegung des Verses am Ende gipfelt, nicht aber da, wo ihre Höhe in der Mitte liegt. Das ist z. B. beim Hexameter der Fall, ebenso in der alcäischen Strophe, wo in den ersten Zeilen der Hochton auf den zweiten Jambus und ersten Daktylus fällt, die Endsilbe aber verhallt; gibt man ihr durch den Reim ein Gewicht, so wird die ganze Melodie zerstört. Ich kann also Minckwitz beipflichten, wenn er die

Vereinigung einer strengen Rhythmik und des eingewohnten Reims fordert, sodaß nicht mehr an eine mangelhafte Reihe von Silben endlich als deutsche Ohrenweide ein Gleichklang gehängt werde, sondern daß der Vers durch richtig abgewogene Füße zu einem Ziel hinlaufe, welches der Reim gleichsam wie durch eine Krone verziere — und kann dennoch dagegen protestiren, daß man jedes beliebige Versmaß auch reime. Am gelungensten sind auch bei Gottschall diejenigen gereimten Oden, für die er die Rhythmen selbst gebildet hat, denn da hat er dies bewußt oder unbewußt sogleich mit Rücksicht auf den Reim gethan, und eine organische Verbindung beider Principien kann der Fortbildung unserer Dichtkunst nur förderlich sein, sobald namentlich auch der Inhalt ein solcher ist, welchem weniger der einfache Naturlaut als die künstlerisch complicirtere Gestaltung gemäß erscheint."

Was die griechischen und römischen Strophen betrifft, so ist der Aesthetiker theoretisch gewiß in seinem Rechte; doch dürfte der Satz, daß alle Theorie grau ist, gewiß hier auch seine Anwendung finden, und grün ist des Lebens goldner Baum, d. h. derjenige, an welchem frisch gereifte Früchte der Dichtung hängen. Schon in der letzten Auflage meiner „Poetik" erwiderte ich: „Der Reim mag einer nach dem Silbengewicht quantitirenden Sprache überflüssig und entgegengesetzt sein — die deutsche Sprache aber ist und bleibt accentuirend, wenn auch ihre Zeitmessung jetzt schärfer bestimmt ist. Eine quantitirende Sprache verträgt den Reim nicht, weil ihre Längen oft auf bedeutungslose Flexionssilben fallen; dagegen ist er für eine nach dem logischen Sinne messende Sprache ein Hauptregulator des Rhythmus." Carriere übersieht, daß unsere deutschen antiken Strophen sich schon an und für sich wesentlich von den griechischen und lateinischen unterscheiden. Einen schlagenden Beweis hierfür gibt gerade die alcäische Strophe. Carriere erklärt sich deshalb gegen den Reim derselben, weil in den ersten Zeilen der Hochton auf dem zweiten Jambus und ersten Daktylus füllt, die Endsilbe aber verhallt — und ähnlich sprach sich Emanuel Geibel einmal in einem Briefe an mich aus. Nun sehe man aber die deutschen alcäischen Strophen näher an: wo ist denn da überhaupt von einem zweiten Daktylus, von einer verhallenden Endsilbe, die den Reim nicht verträgt, die Rede? Man höre Klopstock:

Wie Gna im Fluge jugendlich ungestüm
Und stolz, als reichten wir uns Iduna's Gold . . .

oder Voß:

Durch reges Aufstehn ehrte der Sänger Chor
Dich hohen Jüngling, der im Teutonenhain . . .

oder Platen:

Gib deinem Deutschland wieder ein deutsches Herz,
Dann wird, fürwahr, frohlockender Jubelruf . . .

Bei unsern gefeierten Meistern der antiken Strophen findet sich also der Creticus ebenso oft wie der Daktylus am Ende der ersten Zeilen der alcäischen Strophe; es ist von verhallenden Endsilben hier nicht die Rede. Bei der Einbürgerung der alcäischen Strophe in Deutschland hat der zweite Daktylus seine obligatorische Bedeutung eingebüßt, und der Creticus verträgt auf seiner Schlußsilbe einen gesunden vollen Reim. Wie viel die antike Strophe als solche einbüßt, kommt überhaupt für die praktische Ausübung deutscher Dichtkunst nicht in Betracht; es kommt nur darauf an, dieselbe mit neuen Vers- und Strophenformen zu bereichern, welche dem Genius unserer Sprache und Rhythmik nicht widersprechen.

Wenn ich dennoch rathen möchte, von der gereimten alcäischen Strophe abzusehen, obgleich sie sich, wie die obige Probe aus Seume's Gedichten beweist, ganz melodisch gestalten läßt, so liegt der Grund hierfür nicht in Bedenken betreffs der verhallenden Endsilbe, sondern darin, daß die beiden letzten Zeilen einen sehr ungleichartigen Rhythmus haben, sodaß das Band des Reims hier gleichsam Widerstrebendes zusammenschließt. Der Reim setzt aber die Gleichartigkeit des Rhythmus voraus. Ich führe hier eine Strophe von mir an:

Und sinken Völker in des Verderbens Schlund,
Der Satz des Elends bleibt auf des Bechers Grund,
So oft ihn auch im Strafgerichte
Schmettert in Scherben die Weltgeschichte.

Die dritte Zeile ist iambisch, die vierte hat eine daktylische, von der langen Silbe ausgehende Gegenbewegung; man empfindet hier den Reim als etwas Aufgedrungenes. Deshalb habe ich versucht, auf Grundlage der alcäischen Strophe eine neue Strophenform zu bilden, bei welcher dieser Misstand fortfällt: die drei ersten Verszeilen bleiben unverändert; die vierte aber ist eine Wiederholung des dritten vierfüßigen Jambus, sodaß beide sich natürlich und ungezwungen reimen; die fünfte Schlußzeile aber wiederholt den Rhythmus der beiden ersten, und so ergibt es sich von selbst, daß sie einen dritten Reim für diese bringt und so der ganzen Strophe einen wohlklingenden Abschluß gibt:

Sanct-Helena — ein Grab dort im Ocean,
Ein einsam Ziel der leuchtenden Ruhmesbahn.
Du mögst nicht Cäsar's Lorbern neiden,
Sie wandeln sich in Trauerweiden.
Gönn' uns und dir den Frieden, Octavian!

Diese Strophe glaube ich den Mitstrebenden als eine geeignete Trägerin dichterischen Schwungs empfehlen zu dürfen.

Für die gereimte sapphische Strophe erklärt sich sowol Carriere, wie auch Geibel dies in seinem Schreiben an mich gethan; doch wird sich diese Strophe immer nur für sanfte Gefühlsergüsse eignen, welche ein leise nachtönendes Echo vertragen, wie es in den letzten so rasch folgenden Reimen liegt:

Wenn du nahst, leichtfüßiger als die Horen,
Träumerisch im eigenen Reiz verloren,
Alle Blicke, die dir am Munde hangen,
Nimmst du gefangen.
Wenn du sprichst, verbreitet sich Wohlgefallen,
Wenn du singst, verstummen die Nachtigallen,
Wo du weilst, entsprossen dem kargsten Boden
Sapphische Oden. (Leuthold.)

Die asklepiadäischen Verse, die auf dem leicht sich reimenden Choriambus ruhen, können zu den verschiedensten Strophen geordnet werden, deren Aufbau die reichste Architektonik verträgt. Die Anlehnung an die antiken Strophenbildungen ist hier nicht erforderlich, immerhin aber möglich. So benutzt Max Kalbeck in seinem Gedicht „An die Nacht" das Vorbild der einen Form der asklepiadäischen Strophe, in welcher die dritte Zeile den pherekratischen Vers bildet, indem er die zwei ersten reimt, die dritte und vierte reimlos läßt:

Breitest wieder, o Nacht, freundliche Trösterin,
Deine friedliche Macht über die Erde hin,
Still ward's über den Thälern,
Und das Auge des Mondes lacht.

Wir können die gereimten antiken Strophen für formgewandte und strebsame Poeten nur immer wieder in Erinnerung bringen. Die höhern Gattungen der Lyrik gewinnen offenbar einen sichern Gang durch das strengere antike Maß, wodurch überhaupt der sogenannten „volksthümlichen" Verlotterung des Rhythmus vorgebeugt wird; der Vollklang des Reims aber schließt diese Rhythmen in einer dem deutschen Ohr wohlgefälligen Weise ab.

Rudolf von Gottschall.

Zur Dante-Literatur.

1. Abhandlungen über Dante Alighieri, von J. A. Scartazzini. Frankfurt a. M., Literarische Anstalt. 1880. Gr. 8. 5 M.

J. A. Scartazzini, der Verfasser einer umfänglichen Lebensgeschichte Dante's, einer Reihe bedeutender Abhandlungen im „Jahrbuch der deutschen Dante-Gesellschaft" sowie des gründlichsten Commentars zum ersten und zweiten Theile der „Commedia", beginnt mit vorliegender Schrift die Veröffentlichung eines wahren Arsenals von kritischen Erörterungen, Feststellungen bekannter und weniger bekannter Thatsachen und belehrenden Darstellungen aus den Lebensverhältnissen des Dichters. Der Verfasser gedenkt alljährlich vier bis fünf solcher Bändchen, von denen vorläufig eine Folge von achtzehn in Aussicht genommen ist, erscheinen zu lassen. Der gesammte Inhalt soll die Grundlage bilden einerseits einer umfassenden und kritisch gesicherten Dante-Biographie, andererseits einer Textausgabe der „Commedia" mit deutschem Commentar; der bisher erschienene ist italienisch geschrieben. Der Verfasser will damit die Lösung der wichtigsten Probleme der Dante-Forschung versuchen. Die zu erwartenden Abhandlungen sollen biographischen, literargeschichtlichen und exegetischen Inhalts sein; die zunächst vorliegenden drei gehören der ersten Serie an. Was sie uns bieten — und das wird niemand überraschen, der des Verfassers bisherige Leistungen auf diesem Gebiete kennt — ist durchaus geeignet, das lebhafte Verlangen nach möglichst rascher Fortsetzung und Vollendung des begonnenen Sammelwerks bei allen denjenigen zu erregen, welche in der Lage und willens sind, dem Dichter der „Commedia" ein hingebendes und gründliches Studium zu widmen.

Die erste der drei Abhandlungen untersucht die Frage von „Dante's Abstammung und Adel" und beantwortet dieselbe dahin, daß der Dichter nicht dem florentinischen Adel angehört habe, was bisher fast allgemein angenommen wurde, sondern daß er aus dem Volke hervorgegangen sei. Selbst die vorzugsweise hier in Betracht kommende Stelle der „Commedia", Par. 16, 1—9, legt der Verfasser in dem Sinne aus, als habe der Dichter sich darin nicht seines Adels rühmen wollen, eine Auslegung, welcher Referent nicht zu folgen vermag. Auch an der Auffassung Dante's vom Wesen des Adels in der Schrift „De monarchia" und im „Convivio", wonach derselbe lediglich in sittlicher Vollkommenheit bestehe, erkennt der Verfasser den Mann des Volks, indem eine solche Ansicht beim Aristokraten von Geburt psychologisch unmöglich erscheine; auch hier möchten indeß die ideal-sittliche Auffassung vom Adel und die herben Zurechtweisungen, welche der Dichter so oft gegen den Adel seiner Zeit ausspricht, so wenig einen Beweis abgeben für seine unadeliche Herkunft, wie die ideale Auffassung von dem Wesen und Berufe der Kirche und die heftigen Invectiven gegen die Misbräuche in derselben und ihre Vertreter Zeugniß ablegen würden für den unkirchlichen Sinn des Dichters. Schlagendere Beweise gegen die adeliche Abstammung Dante's sind den Aeußerungen der Zeitgenossen zu entnehmen. Die Commentatoren der „Commedia" wissen nichts von Dante's Adel; erst Boccaccio bringt diese Annahme auf; der Chronist G. Villani, welcher die Adelsgeschlechter der Guelfen und der Ghibellinen vom Jahre 1215 und die verbannten Guelfenfamilien von 1260 aufführt, kennt kein Geschlecht der Alighieri, so wenig wie Scipione Ammirato in seinem Verzeichnisse der florentinischen Adelsgeschlechter. Dazu kommt, daß in den bezüglichen Urkunden bei Dante's Namen eine Geschlechtsbezeichnung, also der Adelscharakter, fehlt; auch der Sohn des Urahnen Cacciaguida unterzeichnete sich als Zeuge im Jahre 1201 nur mit dem Taufnamen Allagherius filius Cacciaguidae, ebenso Dante's Vater im Jahre 1239 schlechthin Allagherius, wogegen allerdings in Urkunden von 1260 und 1297 die Bezeichnung de Allagheriis sich findet, die wol als Geschlechtsname angenommen werden könnte. Erst im 15. Jahrhundert werden die Nachkömmlinge Dante's mit Bestimmtheit als nobiles bezeichnet, was dann auf Dante selbst zurückbezogen worden sein mag. Auch stellt Scartazzini nicht in Abrede, es könne der frühere Adel eines Cacciaguida den Enkeln und Urenkeln, einschließlich Dante, verloren ge-

gangen sein. Aus allem geht nur das Eine mit Sicherheit hervor, daß der Dichter keiner der namhaften Adelsfamilien von Florenz angehört habe; ob jedoch seine Familie überhaupt adelichen Ursprungs gewesen oder unter den Popolaren eine hervorragende Stellung eingenommen, ist nicht zu entscheiden; die Wahrscheinlichkeit aber spricht für das erstere, insonderheit nach der oben angeführten Stelle der „Commedia", Par. 16, 1—9.

Die zweite Abhandlung untersucht und beantwortet die Frage: „Wann wurde Dante geboren?" Der Verfasser befindet sich hier in der Lage, die alte, erst in jüngster Zeit angefochtene Ansicht als unanfechtbar zu erweisen, nämlich daß Dante wirklich im Jahre 1265 geboren sei: bei der Jubelfeier von 1865 wurde noch kein Zweifel darüber laut, daß der Dichter im Frühling des genannten Jahres das Licht der Welt erblickt; nur der Tag seiner Geburt galt als fraglich. Die bezüglichen Aeußerungen des Dichters selbst über sein Lebensalter in der „Vita nuova" und im „Convivio" stimmen mit den Angaben der meisten alten Biographen und Chronisten und mit der Tradition auf das Jahr 1265 überein. Nur der eine Umstand, daß zu dieser Zeit die guelfischen Familien, zu welchen ja die Aeltern Dante's gehörten, von Florenz verbannt waren, scheint die Feststellung dieses Jahres zu erschweren. Indeß weist der Verfasser mit Recht darauf hin, daß einmal die Mitverbannung der Aeltern Dante's nicht verbürgt ist, dann der Dichter selbst nirgends der Verbannung der Aeltern, sondern stets nur seiner eigenen gedenkt, endlich auch die Mutter allein in Florenz zurückgeblieben sein könne. Also kein Zweifel: Dante ist, wie er selbst bezeugt, wie Geschichte und Ueberlieferung berichten, im Jahre 1265 geboren. Was jedoch seinen Geburtstag betrifft, so wird man sich damit bescheiden müssen, daß derselbe wahrscheinlich zwischen den 18. Mai und den 9. Juni fällt; nur von Wahrscheinlichkeit kann die Rede sein, da die astronomischen Berechnungen der bezüglichen zwei Angaben in der „Vita nuova" und im „Paradiso" zu keinem sichern Resultate gelangen. Beide Abhandlungen bieten, abgesehen von den erzielten Schlußergebnissen, eine Fülle von thatsächlichem und kritischem Material, das aufklärend in die Zeitverhältnisse und in die Beschaffenheit der Quellen einführt.

In weit umfassenderer Weise noch ist dies der Fall bei der dritten, viel ausgedehntern Abhandlung: über „Dante's geistige Entwickelung". Der Verfasser betrachtet das Ganze nur als einen Beitrag zur Lösung der Frage, die kaum noch reif zur Entscheidung sei. Frühere Untersuchungen, wie sie von ihm selbst in der Lebensgeschichte Dante's, in verschiedenen Abhandlungen des „Dante-Jahrbuchs" und in dem italienischen Commentar zur „Commedia" vorliegen, werden hierin zu dem Entwurf eines Gesammtgemäldes wieder aufgenommen, zusammengefaßt, ergänzt und vervollständigt. Das gesammte Material ist in 25 Abschnitte auseinandergelegt. Diese beginnen mit den ersten Keimen der geistigen Entwickelung des Dichters und führen dieselbe, geleitet von den Zeugnissen aus Dante's eigenen Schriften und aus denen der Zeitgenossen, durch alle Lebensperioden hindurch bis zu der großartig einheitlichen Erscheinung in der „Göttlichen Komödie". Die Uebergänge sind überall durch die wirkenden Motive des äußern und des innern Lebens vermittelt: der eigenthümliche Charakterzug Dante's, die Grenzen beider Lebensrichtungen aufzuheben, das Zeitliche im Ewigen aufgehen zu lassen und die sichtbare Erscheinung zum Sinnbilde des Unsichtbaren zu machen, wird von dem Verfasser nach allen Seiten beleuchtet, ebenso in einer Reihe lebendig ansprechender Bilder vorgeführt, wie in der Darstellung durch scharf einschneidende Kritik geläutert und gesichtet. Was die Bezugnahme auf die einschlagenden Quellen betrifft, so darf sie als unbedingt zuverlässig gelten; das bedürfte als selbstverständlich kaum der Erwähnung, wenn nicht diese Tugend selbst bei hervorragenden Schriftstellern so oft vermißt würde.

Es ist nicht möglich, auf die vielen bedeutenden Einzelheiten einzugehen; es soll in Folgendem nur auf einige hervorragende Punkte aufmerksam gemacht und gegen die eine oder die andere Aufstellung Zweifel erhoben werden. Die erste und die zweite Liebe Dante's, in ihrem sinnlich-übersinnlichen Doppelwesen, behalten trotz eingehender Erörterungen, nach dem Geständnisse des Verfassers, ihren problematischen Charakter; es ist zu bezweifeln, daß die Zukunft jemals eine abschließende Lösung bringen werde, da das Problematische viel mehr an der Natur der beiden Verhältnisse zu haften scheint, als in dem Mangel ausreichender Zeugnisse seinen Grund hat. Siegreich durchgeführt, ohne weitern Zweifeln Raum zu lassen, ist die Behauptung, daß Dante im irdischen Paradiese vor Beatrice nur für intellectuelle, nicht sinnliche Verirrungen Reue und Buße darzubringen hat: die erschütternde Katastrophe wie das Zusammentreffen überhaupt mit der verewigten Beatrice ist zwar von dem Dichter mit fast sinnlich lebendigen Farben ausgestattet; aber dessen bedurfte er unter allen Umständen zu der beabsichtigten Wirkung, und die „alte Flamme", deren Zeichen er gewahrte, ist ihm so untrennbar von dem allegorischen Gedankenbilde, wie die ganze sichtbare Welt als das Abbild der unsichtbaren.

Der Verfasser ist ein entschiedener Bekenner der von K. Witte in die Geschichte der Geistesentwickelung Dante's eingeführten Trilogie: kindlicher Glaube, philosophischer Zweifel und bewußte Rückkehr zum geoffenbarten Glauben. Unschuld, Sündenfall und Erlösung bezeichnen allerdings, im allgemeinsten Sinne, die drei naturgemäßen Phasen der menschlichen sowol als der menschheitlichen Entwickelung; nur wird die zweite und dritte derselben, wenn wir aus dem Mittelalter heraus in die neuere Zeit treten, einer sehr widerstreitenden Auffassung unterliegen. Auf Dante's Zeitalter, wie auf den Dichter selbst, läßt sich die Trilogie im unmittelbarsten Verstande anwenden; doch darf man bezüglich des letztern keine zu strenge Abgrenzung nach Zeit und Ideenfolge vornehmen. Es bleibt

wahr: der Dichter hatte eine mittlere Periode, welche er ausschließlich philosophischen Studien widmete, die ihn jedoch dem Christenthume keineswegs entfremdeten; wahr bleibt ferner, daß er über diese Periode hinaus zu dem bewußt-gläubigen Standpunkt gelangte, welcher in der „Commedia" vertreten ist; da bleibt dann freilich nichts anderes übrig, als die Jugendperiode, was ja so naturgemäß ist, dem kindlich-unbewußten Glauben zu überlassen, wozu uns indeß keinerlei offenbare Zeugnisse nöthigen. Der Verfasser bestimmt die Zeitgrenzen der drei Phasen nach zwei Ereignissen im Leben Dante's: dem Tode der Beatrice und dem des Kaisers Heinrich VII., 1290 und 1313. Zwischen beide Jahresfristen, in die mittlere philosophische Periode, verlegt er die Abfassung der „Vita nuova", der Schrift „De monarchia" und des „Convivio", über das Jahr 1313 hinaus die der „Commedia". Es sind dies aber alles mehr Vermuthungen als sichere Schlüsse; die kühnste von allen Vermuthungen ist aber die, daß man sich zwischen den in „Inf.", 1,1 und 2,42 geschilderten Momenten einen Zeitraum von dreizehn Jahren vergangen denken soll, zu dem Zweck, den Beginn der Abfassung der „Commedia" nach dem Jahre 1313 glaublich zu finden. Die Abfassung des Buchs „De Monarchia" bringt der Verfasser in Zusammenhang mit der frühen politischen Umwandlung Dante's, die gleichzeitig mit seiner Hinwendung zur Philosophie und unmittelbar vor seinem Eintritt in das Staatsleben, also noch vor dem Jahre 1300, eingetreten sei. Er hält diese Annahme für ein „wohlgesichertes Resultat der historischen Forschung", und die Gründe dagegen erscheinen ihm von „zu unschuldiger Natur", als daß sie beweiskräftig sein könnten. Referent muß eingestehen, daß er dieser Unschuldswelt noch angehört, indem er sich nicht vorstellen kann, Dante sei bereits als fertiger Ghibelline in den Staatsdienst getreten, die Gedankenwelt des Buchs nicht so nahe derjenigen der „Vita nuova" zu stellen, die innige Verwandtschaft der Denk- und Ausdrucksweise des Buchs mit den politischen Briefen Dante's zu ignoriren und bei der Annahme eines so frühen Ursprungs die Zeitfrist nicht zu entdecken vermag, wo in dem Dichter die zu Anfang des Buchs berührte politische Sinnesänderung sich begeben haben kann. Mit solcher Sicherheit dürfte die Sache doch nicht für entschieden erklärt werden; aber es ist ein Charakterzug des Verfassers, seine wohlerwogenen Meinungen als unzweifelhaft mit schneidender Waffe wider gegentheilige zu vertheidigen. Nun, wir haben ja den genauesten Nachweis darüber in einem der folgenden Hefte zu erwarten. Der schließliche „Rückblick" auf den zurückgelegten Weg der ganzen Untersuchung enthält, in Kürze zusammengefaßt, eine vortreffliche Charakteristik der Entwickelungsperioden des Dichters.

Ungeachtet der Zweifel, die sich gegen die eine oder die andere Feststellung des Verfassers erheben können, liegt schon jetzt hinreichende Veranlassung vor, ihm für die reiche Belehrung in diesem ersten Heft unsern Dank zu sagen und daran den Wunsch nach recht baldigen Fortsetzungen zu knüpfen. Zum Schluß die Angabe zweier Druckfehler: S. 37, Anm. 91 soll es heißen: (Vill. Cron.) VI. statt IV. S. 114, Anm. 51: stizzoso statt schizzoso.

2. Die Göttliche Komödie des Dante Alighieri nach ihrem wesentlichen Inhalt und Charakter dargestellt von Franz Hettinger. Ein Beitrag zu deren Würdigung und Verständniß. Mit Dante's Bildniß. Freiburg i. Br., Herder. 1880. Gr. 8. 5 M.

Diese inhaltsvolle, nach der einen Seite hin überaus lehrreiche Schrift ist die weitere Ausführung eines Vortrags, den der Verfasser vor fünf Jahren in Bonn gehalten und welcher zur Zeit in d. Bl. beurtheilt wurde. Um dies vorweg zu bemerken und zu erledigen, der Standpunkt des Verfassers für die Auffassung und Behandlung des Gegenstandes ist unverändert derselbe geblieben: als Tendenz der „Göttlichen Komödie" gilt ihm die Verherrlichung des Katholicismus, diesem allein gebühre das geistige Eigenthumsrecht an der welthistorischen Dichtung, und wer nicht getränkt und geweiht sei von der alleinseligmachenden Lehre und ihrer Schöpfung, der Kirche, der sei nicht befähigt, in den innersten Kern des Werks einzudringen. Und da Thomas von Aquino unzweifelhaft eine der Hauptquellen für den Lehrinhalt der „Commedia" ist, so darf es nicht wundernehmen, wenn der Verfasser wiederum den in der That schiefen Vergleich Dante's mit einem poetischen Thomas Aquino einführt. Nach dem ausschließend römisch-katholischen Standpunkte des Verfassers hat seine Kirche, wie sie es vom Ursprunge gehabt, so auch in alle Zukunft hinein, das alleinige Recht unveränderten Bestandes, und was sich seit den letzten Jahrhunderten im Leben der Völker Gegensätzliches zugetragen, selbst die staatliche Neuordnung in Italien, gilt ihm nur als Abirrung von dem einzig rechten göttlichen Glauben. So wird ihm Dante's „Commedia", abgesehen von demjenigen, was darin dichterisches Bild ist, zu einem Kanon christlicher Offenbarung von verpflichtender Geltung: die harte Lehre z. B. von der Ewigkeit der Höllenstrafe für zeitliches Verschulden gilt ihm nicht als das von dem Dichter in so furchtbar erhabener Weise poetisch durchgeführte Dogma des mittelalterlichen Kirchenthums, sondern als ein buchstäblich zu fassendes Mahnwort an die Menschheit aller Zeiten.

Ein solcher Standpunkt verkennt den literarhistorischen Charakter des Dichterwerks; dieser aber ist es allein, welcher für die Betrachtung desselben von allgemeinem Interesse ist und in Frage kommen sollte. Wir andern, die der katholischen Kirche nicht als Gläubige angehören, ja vielleicht überhaupt nicht gläubig in der oder jener kirchlichen Form sind, werden uns den Anspruch auf Erkenntniß des Werks nicht rauben lassen, meinen sogar, daß eine objective Würdigung Dante's erst bei völliger Zurückhaltung des gläubigen Standpunktes möglich ist. Ein Beispiel solch unbefangener Betrachtungsweise liegt nahe genug. Wer wüßte es nicht, daß König Johann von Sachsen ein

gläubiger Katholik war. Wer aber merkt etwas davon in seinem durch und durch sachlich gehaltenen, einzig und allein der objectiven Belehrung gewidmeten Commentar der „Göttlichen Komödie"? Wir erkennen nicht an, daß die katholische Kirche das Werk als ihre Schöpfung, als ihr Eigenthum in Beschlag nehmen dürfe: dasselbe ist wie Homer's „Iliade" aus dem Alterthum, so aus dem Mittelalter sammt der katholischen Kirche selbst erwachsen und gehört wie jene der ganzen gebildeten Menschheit an, ohne Verpflichtung für diese, erst römisch-katholisch zu werden, ehe sie hoffen darf, zu dem Verständniß des Werks zu gelangen.

Nach dieser nothwendigen Auseinandersetzung wird es dem Referenten um so leichter, den hohen Vorzügen des stattlichen Buchs Gerechtigkeit widerfahren zu lassen. Es erörtert in den acht Kapiteln mit zugehörigen Anmerkungen Dante's Leben und Schriften, Grundidee und Charakter der „Göttlichen Komödie", „Die Hölle", „Das Fegfeuer", „Das Paradies", die Idee der sittlichen Weltordnung in dem Gedicht, die Theologie und die Politik der „Göttlichen Komödie". Der umfassendste von diesen Abschnitten ist der über die Theologie der Dichtung, welcher allein 180 Seiten in Anspruch nimmt. Wenn der Verfasser in dem Vorwort eingesteht, er habe sich mit den Ergebnissen der neuen Dante-Forschung nicht eingehend befassen können, so geht dies hauptsächlich das erste Kapitel an, welches auf knappem Raum von Dante's Leben und Schriften handelt; denn dieser sonst in der Darstellung ansprechende Abschnitt läßt dem Stoffe nach wol die kritische Sichtung vermissen. Aber derselbe soll auch nur als Einleitung zu dem Hauptinhalt des Werks dienen, welcher die philosophisch-theologischen Grundideen der „Commedia", deren Ursprung in der geistigen Culturentwickelung der Zeit und deren Ausgestaltung in dem Gedicht zum Gegenstande hat. Und für diesen Zweck hat der Verfasser in seinem Buch Bedeutendes, höchst Dankenswerthes geleistet. Die Kirchenväter, an ihrer Spitze Thomas von Aquino, liefern eine reiche Ausbeute von Bezugstellen zur „Commedia", aus welchen dem Leser die allumfassende und tiefsinnige Gedankenwelt des christlichen Mittelalters in ihrer innigen Verwandtschaft mit Dante's Dichtung überzeugend entgegentritt, wenn auch nicht so, daß sich hierdurch der Dichter vor und zu einem poetischen Thomas Aquino gestaltet. Es fehlte dem Verfasser nicht an einschlagenden Vorarbeiten; aber er hat überall selbständig aus den Quellen geschöpft, und es gebührt ihm das Verdienst, den gewaltigen Stoff energisch zusammengefaßt und zu lichtvoller Darstellung gebracht zu haben. Auf diesem Gebiete stört uns dann auch nicht der exclusive Standpunkt Hettinger's; wir folgen ihm gern und finden uns in der Lage, überall mit eigenen Augen zu sehen und zu urtheilen. Es ist treffend, wie er die einseitige religiös-sittliche und die ebenso einseitige historisch-politische Erklärung der „Commedia" abweist und dieselbe zum Centrum einer ungleich weitern Sphäre macht; wie er den Dichter weder als Scholastiker noch als Mystiker gelten läßt, sondern in ihm die harmonische Vermittelung beider Methoden, Gott und die Welt zu erfassen, erkennt; wie er, im Widerspruch gegen Witte's Trilogie, das Verhältniß der Philosophie zur Theologie als ein freundlich dienendes, nicht gegensätzliches, beleuchtet und daraus den Schluß zieht, daß der Dichter seine Hinwendung zur Philosophie nicht als einen Abfall vom Glauben habe darstellen wollen. Bei der Charakteristik des politischen Systems der „Commedia" und der Schrift „De monarchia" bleibt freilich der römisch-katholische Standpunkt des Verfassers nicht ohne störende Einwirkung, insofern er, gegen Dante, den Ursprung der römischen Kaiserwürde von der Machtvollkommenheit des Papstes herleitet, und insofern er den weltlichen Besitz desselben nicht grundsätzlich der Meinung des Dichters widersprechend findet: jenes beruht auf der Verwechselung einer äußerlichen Thatsache mit der Idee; in dem andern legt der Verfasser der nebensächlichen Concession des Dichters an der bewußten Stelle ein zu starkes Gewicht bei.

Der Referent darf nicht unterlassen, noch einige andere Ausstellungen an dem trefflichen Werk zu machen. In den Erörterungen zum „Fegfeuer" vermißt er eine Andeutung und Erklärung des hier und in der „Hölle" verschieden motivirten Sündensystems, ebenso wie in denen zum „Paradiese" ein Wort der Verständigung über die den Grundsätzen der Kirche widersprechende Aufnahme der zwei Heiden Trajan und Rhipeus in die Stätten der Beseligung; auch die landläufige Uebersetzung von Purgatorio durch „Fegfeuer" bedürfte wenigstens eines Hinweises auf das richtige Sachverhältniß. Die Matelda des irdischen Paradieses so ohne weiteres als die kirchenfreundliche Markgräfin von Toscana anzunehmen, ist ein allzu kühner Griff, der schwerlich das Richtige trifft. Offenbar verfehlt ist S. 128, Anm. 39 die Terminbestimmung des Osterfestes im Jahre 1300; ebendasselbe wurde bereits in der Recension des Vortrags vom Jahre 1875 gerügt. Ferner ist es eine Uebertreibung, wenn der Verfasser sagt, der Wohllaut der Dante'schen Terzine sei von keiner Uebersetzung erreichbar, und dabei den Umstand verschweigt, daß dies hauptsächlich nur darum der Fall ist, weil den Italienern ein so großer Reichthum an begriffslosen Reimendungen zu Gebote steht. Noch ärger ist die Uebertreibung, wenn er von der „classischen Reinheit" der Verse spricht, die „von keinem Flecken getrübt werde": im Gegentheil, die „Commedia" hat auch sehr unvollkommene Versbildungen; man erinnere sich nur an Versausgänge wie ne la, pur li, differente, welchen im folgenden Verse der zweite Theil des abgebrochenen Worts (-mente) folgt! Ferner werden unter den deutschen Uebersetzern der „Commedia", welche die gereimte Terzine angewendet, fälschlich Kopisch, Blanc und Eitner mitgezählt, die vielmehr, wie Philalethes und Witte, den Reim vermieden haben. Endlich noch zwei Druckfehler: S. 7, Z. 3 soll es heißen: „dreizehnten" statt zwölften; S. 128, Anm. 39, Z. 2: „März" statt Mai.

Das Dante-Porträt vor dem Titel ist dasselbe, welches

die neuern Ausgaben der Uebersetzung von Philalethes haben. Es ist eine Copie seines Jugendporträts von Giotto im Bargello zu Florenz, leider nicht nach der ursprünglichen Zeichnung, sondern nach der entstellenden Restauration von Marini, also auch mit dem nachgeschaffenen, unheimlich blickenden Auge, anstatt des leeren Flecks auf dem beschädigten Original, wie es im Jahre 1840 zuerst vorgefunden wurde.

Theodor Paur.

Neue Romane.

1. Odhin's Trost. Ein nordischer Roman aus dem 11. Jahrhundert von Felix Dahn. Dritte Auflage. Leipzig, Breitkopf u. Härtel. 1880. 8. 8 M.

Der Roman zerfällt in zwei Theile, einen kürzern, den eigentlichen Roman, und einen längern, die Sage von Odhin's Trost enthaltend. Der alte Thorgeir schreibt für seinen fernen Sohn Thorbiörn, dessen Tochter Gydha bei ihm an dem isländischen Hofe lebt, die Sage von Odhin's Trost nieder und berichtet daneben über sein und seines Volkes Ergehen. Er weiß, daß er mit dieser Aufzeichnung gegen das Gebot des Bischofs und seiner Mönche sündigt, die eben daran sind, alles Heidnische in Island gänzlich auszurotten, denn das Heidenthum lebt noch gewaltig in den Herzen der Isländer, wenn sie auch äußerlich die Taufe angenommen haben. Die Stimmung der getauften Heidenleute gibt sofort das charakteristische Bekenntniß Thorgeir's wieder:

Und will glauben an den Herrn Christus, seinen Edel-Erben, der Helden Herrlichsten, der in den Tod ging für seine Gefolgschaft: — hätten doch die Jünger, die allzu sanften, Schwerter geschwungen, so kühn wie meine Gesippten: niemals hätten, so mein' ich, die Männer von Juda noch auch von Rumaburg die stärkern Recken gebunden den Edling. Will auch glauben — ob zwar unleicht — an den Geist, den heiligen, der daherfliegt in Tauben-Weise. Lieber wär' mir's, käm' er geflogen im Adler-Hemd, wie Odhin.

Und weiterhin:

Also: ich glaube an des Bischofs Lehre. Aber das Eine will nimmer ich glauben, daß es Sünde sei, treu zu bewahren der Väter Alt-Sagen. Mögen Odhin, Thor und ihre Genossen nicht Gott gleich sein: daß sie lebten und noch leben, sagt ja auch Isleifr, der Bischof. Nur üble Wichte, Höllengeister, meint er, sind sie. Dem aber ist nicht so.

Was Thorgeir von seinem Vater, einem berühmten Skalden gehört, schreibt er also im geheimen nieder, wie es ihm gerade einfällt, d. h. ohne sich streng an die Ueberlieferung zu binden, von welcher er denn auch mit der Freiheit der Heidenleute hier und dort abweicht. Klopfenden Herzens schreibt er's nieder, denn der Mönch Seraphicus, ein gar böser Mann, aber eifriger Heidenbekehrer und Heidenthumzerstörer, ist ihm besonders gram, und auch die andern Mönche sind nach seiner Ansicht so schlecht, daß ihn der weise Christus dauert, weil er so schlechte Diener hat. Nur einer derselben, Werinher, zeigt sich als echten Christen, indem er das Gebot Christi, die Feinde zu lieben, zur That macht. Während der Aufzeichnungen geht der Winter vorüber und das Meer wird wieder eisfrei. Das erste Schiff, welches einläuft, ist das Valgardhr's, des Vikings von Halogaland. Der und seine Segelbrüder sind Heiden und haben bei einem Sturme gelobt, an Ochtas Quell ein Opfer zu bringen. Dazu soll ihnen Thorgeir behüflich sein, und dieser verspricht es, weil ja nur den Christen der Insel, nicht fremden Heidengästen das Opfern verboten sei. Er läßt für das Opfergeräth sorgen und alles zum Opfer bereiten; aber der Mönch Seraphicus hat die Sache ausgekundschaftet, und wie die Heiden das Opfer beginnen, werden sie von den Bischofsleuten überfallen. Ein wüthender Kampf, an dem sich auch Thorgeir betheiligt, entspinnt sich; Seraphicus wird verfolgt, springt auf Thorgeir's Hof zu, sieht dort Gydha, wirft ihr ein zackiges Felsstück ins Gesicht und „durchbohrt" ihr damit beide Augen. Seraphicus selbst wird gefangen. Thorgeir pflegt die Enkelin und sinnt auf Rache gegen Seraphicus und die Bischofsleute. Doch stellt er die Verfolgung der letztern ein aus Liebe zu seinem Volke, das er dadurch nur ins Unheil bringen würde, und die des Seraphicus gibt er auf, weil ihn die wiedergenesende Gydha darum bittet. Und zwar bittet sie ihn auf Grund eines Zugs aus der Sage von Odhin's Trost, die ihr der Großvater erzählte, und er gibt ihr nach „um Baldur's willen, nach Odhin's Sinn", ein vom Verfasser gewiß beabsichtigter Beisatz, welcher zu dem Grundgedanken des ganzen Romans stimmt, daß wahrhafte Sittlichkeit ebenso gut, ja nach Dahn's Darstellung eigentlich noch besser auf heidnischem als auf christlichem Boden gedeihe — ein rückwärts datirter „Nathan" oder vielmehr rückwärts datirte „Kinder der Welt", welches Rückwärtsdatiren sich bei Dahn häufig findet.

Gydha genest und flieht mit ihrem Großvater. In einem Schlußkapitel erzählt ihr Vater Thorbiörn die weitern Schicksale Thorgeir's sowie die seinen und die seiner Tochter, welche zuletzt Herzogin von Spoleto wird. Hierbei wie überhaupt hier und dort im Roman kann Dahn einige Culturkampfphrasen nicht unterdrücken, ohne welche es bekanntlich bei ihm selten abgeht.

Diese in treuherzigem Heidenstil vorgetragene Erzählung unterbricht oft nur auf ein paar Seiten den Hauptinhalt des Buchs, die Sage von Odhin's Trost. Es ist diese ganze Einkleidung weiter nichts als eine Concession an unsere Zeit, die eben alles in Romanform genießen will und sich bei unsern alten Göttern langweilt. Uebrigens wollen wir wegen dieser Concession nicht mit dem Schriftsteller Dahn rechten, aber

mit dem Dichter Dahn — und als solchen documentirt er sich eben in der „Sage von Odhin's Trost" — rechten wir, daß er nicht gewagt hat, statt der wohlthuenden Halbprosa, die er in der Odhinssage braucht, ganze Poesie zu schreiben. Ist denn ein Epos von Odhin's Trost etwas buchhändlerisch ganz Aussichtsloses, muß uns denn alles in der Romanprosa ausgeführt werden! Leidig genug, wenn es so ist, wenn unsere heimischen Götter uns Deutschen nur in Romanform mundgerecht gemacht werden können! Wenn aber einmal Prosa, dann lieber ganze Prosa als die, welche Dahn schreibt, den, wie es scheint, die Trophäen, die Freytag mit den ersten Bänden seiner „Ahnen" errang, nicht haben schlafen lassen. Hier wie dort finden wir ganze Seiten, die in Rhythmen und zwar meistentheils in Stabreimen geschrieben sind, und plötzlich darunter hinein wieder ein Satz oder einige Sätze in echter unverfälschter Prosa. Und dies nicht blos in der Form, sondern auch im Inhalt: einige Seiten prächtigster Poesie, dann wieder einige Sätze vollkommener Prosa, und so fort. Für die Größe eines Gegenstandes wie Odhin's Trost war der Vers schlechterdings geboten, denn dieser allein konnte den Dichter auf die Höhe des Vorwurfs tragen, beziehungsweise ihn auf derselben erhalten.

Sehen wir von dieser mehr formellen Ausstellung ab, so constatiren wir zunächst, daß uns Dahn's Neudichtung der „Edda" oder vielmehr der Gesänge „Hamarsheimt", „Vegtamskvidha", „Vaftrudhnismal" und „Völuspa" sehr erfreut hat. Erfreut hat uns schon die bloße Thatsache, daß endlich wieder einmal ein Dichter unsere alten Götter aufleben läßt, und zwar nicht in sklavischer Nachahmung der „Edda" oder durch einfache Umgießung in Romanform, sondern mit der Freiheit, welche allein uns Heutigen den Inhalt unserer Götterlehre mit ihrem Tiefsinn wieder nahe bringen kann. Ich wiederhole, daß ich diese Freiheit (auch der „Edda" gegenüber) einem Dichter nicht blos verzeihe, sondern sie geradezu als ein Kriterium betrachte, wie weit ein solcher die Berechtigung hat, von unsern alten Göttern zu singen:

> Mit Worten nicht, die ohne Saft und Kraft,
> Gesinnungslosen und gedankenfeigen,
> Führt man zurück den alten Götterreigen,
> Mit all dem süßen Zeug wird nichts geschafft;
> Wer nicht im Herzen selber ein Titan,
> Durchglüht von einer Glut, so tief-ureigen,
> Der soll sich nicht vor Walhalls Thoren zeigen,
> Der soll das Harfenstimmen bleiben lan.*)

Es ist in Dahn's Darstellung etwas von dieser Glut und dem Titanentrotz, und es wäre dies noch weit mehr der Fall, wenn er nicht einen Roman, sondern ein Epos geschrieben hätte. In einem Roman kommt man leicht in Gefahr, aus den Göttern Götterromanfiguren zu machen, und Loki geräth bei Dahn in diese Gefahr. Das Motiv zur Feindschaft gegen die Götter und insbesondere gegen Baldur ist nämlich hier die unerwiderte Sohnesliebe, die Eifersucht auf Baldur, den Liebling Odhin's, den Zweitgeborenen, während Loki, obgleich erstgeborener Sohn Odhin's, weil Sohn einer Riesin, diesem nachstehen muß. Es würde zu weit führen, wollte ich es näher begründen, warum bei einer das Wesen unserer germanischen Göttersage schildernden Darstellung Loki nicht wohl Odhin's Sohn sein kann. Indeß der Dichter hat seine Freiheit in der Individualisirung der einzelnen Götter, und so mag z. B. auch die fast läppische Haltung der meisten Asen von ihm beabsichtigt sein: das Hauptinteresse hat Dahn eben auf Odhin und Loki concentrirt. Und es sind wirkliche Gestalten, die er da geschaffen, macht- und prachtvolle Worte, die er ihnen in den Mund gelegt hat. So z. B. die Erzählung Loki's, wie Odhin seine Mutter gewann, die nur im Verhältniß zur Situation viel zu lang ist, wie denn überhaupt die Reden der Götter etwas lang geriethen.

Aber nun Odhin's Trost, wenn alles vergeht! Worin besteht dieser? Nach der „Edda" erhebt sich nach der Götterdämmerung die Welt zum andern Male. Die Götter erstehen wieder, und der letzte Trost und der letzte Ausblick ist „der Starke von oben". Dahn nimmt nun im Gegensatz hierzu an, daß das letzte Wort altgermanischer Weltanschauung nicht das Ahnen des Monotheismus sei, das man in diesem Starken von oben gefunden hat, sondern der bewußte Heldentrotz der Götterlosigkeit. Es liegt vielleicht etwas Wahres und jedenfalls etwas so Großartiges in dieser letztern Ansicht, daß man sie wol Odhin's Trost zu nennen vermag. Dahn hat auch die besten Ansätze zu dieser Großartigkeit genommen; aber da erinnert er sich plötzlich, daß wir im Zeitalter Hartmann's und Häckel's leben, und Odhin muß folgenden Trost produciren:

> Wer sein Leben nicht kann opfern dem ewigen All, von dem er's empfangen — den dem Feigling vergleich' ich, welcher sich weigert, für sein Volk zu fallen bei hallendem Heerhorn. Wie für sein Volk fällt freudig der Held, für Asen der Ase, so sind alle Wesen geweiht, für werdende Welten zu verwesen: wir welken und weichen, auf daß andere erstehn; wie der Same versinket, daß die Blume erblühe: für andere sterben — ist das so trostlos untragbar? Wen der Trost nicht tröstet, daß auf ewig das All wechselnde Wandlungen wirkt, daß Leben, Licht und Liebe unerlöschlich lodern in Unendlichkeit, daß andere ernten, wo er gesäet, daß andere erben, wenn er selbst versank, die Lust des Lebens: — den tröstet kein Trost, als — trügender Traum. Wehe dem Feigling, der Freude und Friede nicht findet im Siege der Seinen, im Fortleben der Freunde nicht volle Vergeltung!

Und so weiter noch einige Seiten, in welchen Odhin sich mit der christlichen Zukunftshoffnung, mit dem Pessimismus und einigem andern auseinandersetzt — schade um diesen kraft- und saftlosen, dazu viel zu breiten Schluß nach so vielem Kräftigen und Markigen. Odhin-Dahn hat auch eine Ahnung davon, wenn er ausruft: „Wen'ge, ich weiß es, wird er trösten, Odhin's heldentapfrer Trost." Wie ganz anders hätte sich die Sage geschlossen, wenn Dahn in die götterlose Wüste mit kurzen kraftvollen Worten die Norne gestellt hätte, die Götter und Menschen über-

*) Eduard Paulus.

dauert! Der Dichter braucht Gestalten, auch wo das abstracte Denken keine mehr hat, und vollends im Munde Odhin's wirken die halbphilosophischen Tiraden nur verstimmend.

Eine Nacherzählung der Göttersage darf ich mir wol ersparen. Nur das sei angeführt, daß der ganze Kampf zwischen Göttern und Riesen mit Beziehung auf die Menschen dargestellt wird, und zwar insbesondere auf das Brautpaar Harald und Hilde, was zu viel schönen und ergreifenden Schilderungen und Zügen Gelegenheit gibt. So gleich zu Anfang der Sage, da die Riesen zur Bedingung der Herausgabe des Hammers machen, daß die Götter ihnen helfen die Menschen zu vertilgen. Das gibt dem Dichter einen trefflichen Anlaß, die einzelnen Götter zu charakterisiren. Aus diesem Kapitel mögen einige Abschnitte als Probe der Darstellung hier folgen:

Da sprach, als einige Stille geworden, Baldur: lebhaft hob er seinen kurzen, ganz goldenen Wurfspeer empor: „Das sei fern von den Asen. Nichts, was außer Asgard ist, erfreut mich mehr als der Menschen Freude. Ja, ihre Freude, noch vor ihrem Dank: noch ehe sie sich besinnen, daß sie mir Dank schulden. Wann ich nach langem Winter zuerst wieder hinfahre auf hellern Wolken, verkündet von den vor mir zwitschernden Schwalben, wann ich den ersten gelben Falter vorausgeschickt, wann aus dem Walddicht das fahle Reh zuerst herauslugt, am Saume zu äsen der jungen Birken saftiger schwellende Knospen —, wann in den wetterbraunen Gehöften die Menschen mein Nahen verspüren —, wann der Hofherr, tief einathmend den ersten Lenzwind, von der Hausthür das Winter-Vorbret herabnimmt und dem Weibe zunickt: „Für dies Jahr ist's wieder gewonnen!“ — wann der Hirt von der Halde zurückruft mit lautem Horn: „Der Waldquell hat das Eis abgeworfen!“ — wann dann Knaben und Mädchen mit fröhlichem Lärmen sich an den Händen fangen und hinaushüpfen aus den Höfen auf den Anger zum ersten Reigen auf dem noch feuchten, aber schon warm beglänzten Rasen: — dann zieht mir Wonne durchs Herz, noch bevor sie mir danken! Und nicht missen will ich, so lang' ich den Frühling führe über die Erde, glücklicher Menschen frühlingsfreudiges Antlitz! Nicht tilg' ich sie aus, die geliebten Thoren, so lange ich athme.“ — „Nie tilg' ich sie aus!“ wiederholte Frigg, die silberne Spindel schwingend und zurückschlagend den zarten Linnenschleier: „nie will ich vermissen die Freude im Busen, seh' ich der Jungfrau schämigen Blick, wie mit Zagen und süßem Grauen von den Aeltern hinweg und festlichen Bänken des Brautlaufs dem Gemahle sie folgt, der ungeduldig an der Hand sie dahinzieht über des Brautgemachs blumenbestreute Schwelle. Und fast weniger noch will ich entbehren, stand ich der wehvoll Ringenden bei, den ersten Blick mit dem seligen Lächeln, den auf das Kind, das erstgeborene, das schmerzerkaufte, wirft die junge Mutter, aller Schmerzen vergessen. Die Männer, die rauhen, die untreuen, wohl könnt' ich sie missen auf Erden: doch nimmer die Frauen, die zarten, die tiefen, treuen entbehr' ich!“ Da zog, trotz all seines ernsten Sinnens und scharfen Spähens, über Odhin's bärtige Lippen ein leises Lächeln; schön stand der überlegene Scherz dem Hohen, als er das Haupt leicht seitwärts neigend langsam sagte: „Willst du der Weiber, Frigg, dich freuen, fast allzu Streuge, wirst du auch Männer müssen ertragen. Lange nicht, wähn' ich, werden die Weiblein blühen auf Erden, missen sie Männer.“ Und es lachten die Götter, die es vernommen, leise. Nur Thor, der lachte so laut schallend, daß Frigg fast zürnte.

Das sind unsere Götter, und Dahn verdient jedenfalls unsern Dank, daß er sich der verschollenen angenommen. Etwas wie Heimweh durchzittert ja immer den echten Deutschen, wenn er seiner Götter gedenkt.

Ein anderes Bild, nicht allzu erbaulich, führt uns der folgende Roman vor:

2. Aus altem Geschlecht. Roman in zwei Theilen von Karl Theodor Zingler. Köln, Bachem. 1880. 8. 4 M.

Die Bezeichnung „Roman in zwei Theilen“ ist genau genommen unrichtig. Es müßte heißen: zwei Romane in einem Band, denn der Zusammenhang zwischen dem ersten Theil und dem zweiten ist ein so loser, daß sie nicht als ein Roman bezeichnet werden können. Der erste nämlich spielt am Ende des 17. Jahrhunderts, der zweite Anfang der siebziger Jahre unsers Jahrhunderts; im ersten liebt der Freiherrnsohn Georg von Schalkheim die bürgerliche Christine vom Freihofe, im zweiten dreht der Verfasser die Sache einfach um und läßt den bürgerlichen Erich vom Freihofe die freiherrliche Helene von Schalkheim lieben. In beiden begeht ein Freiherr von Schalkheim eine Fälschung, und schließlich wird der Zusammenhang beider Geschichten dadurch hergestellt, daß Erich sich als ein Sprosse des Hauses Schalkheim, als ein Nachkomme jenes Ehepaars aus dem ersten Roman entpuppt, auf welchem in Romanen nicht mehr ungewöhnlichen Wege die Adeliche und der Bürgerliche sich doch endlich kriegen.

Der erste Roman ist entschieden vorzuziehen, und der Verfasser, wenn er nicht blos für ein streng katholisches Publikum schreiben wollte, hätte besser daran gethan, die beiden Romane nicht in einem Band zu veröffentlichen, sondern es bei diesem ersten bewenden zu lassen. Der Gegensatz zwischen dem Adelsstolz und dem Bauernstolz, zwischen den körperlich und geistig in französische Etikette geschnürten Herren und Frauen auf Schalkheim und Dankberg und dem flotten und natürlichen unter Prinz Eugen dienenden jüngern Georg von Schalkheim nebst seiner Geliebten, dem einfachen Bauerkinde, ist nicht übel zum Ausdruck gebracht. Die Art der Erzählung ist freilich eine gar kindliche: von jener Art, wo immer die Tugend siegt und das Laster untergeht; wo es einmal anders zu gehen scheint, da ist es Prinz Eugen, der edle Ritter, welcher als deus ex machina den Knoten löst.

Anders ist der Ton der zweiten Erzählung; da versucht der Verfasser manchmal scharf und ironisch zu sein, was ihm jedoch nicht immer glückt. Die Verwickelung ist höchst unbedeutend und wird durch ein ganz ungewöhnliches Testament zu Stande gebracht. Daß die Lösung dafür um so gewöhnlicher ist, haben wir schon gesagt. Dieser sogenannte Roman gehört in das Kapitel der „christlichen Erzählungen“ und zwar „für das katholische Volk“. Nun wäre es sehr leicht, darüber zu spotten; es geschieht auch hier und dort gegenüber solchen Erzählungen. Mit Unrecht, wie ich glaube, dafern ihre Tendenzen nicht geradezu schädlich wirken. Und das thun die des vorliegenden Romans nicht;

denn wer nicht schon zum voraus für die farblose katholische Verbindung „Allamannia" eingenommen ist, wird durch die breite, naive und höchst parteiische Schilderung derselben schwerlich für dieselbe „gekeilt", oder wie der Fuchsmajor mit unverwüstlichem Humor sagt: „geangelt". Ebenso wenig wird die theils sentimentale, theils pathetische Art, wie die Austreibung der Jesuiten und ihre Lammesunschuld behandelt wird, irgendjemand zu einem Jesuitenfreunde machen. Und wenn aus dem durch und durch, vom Scheitel bis zur Zehe, ganz und gar, mit Haut und Haar nichtsnutzigen, elenden, gemeinen Fritz von Schalkheim — so wird er 300 Seiten hindurch geschildert — auf den letzten Seiten mit Hülfe der Kirche geschwind noch ein Mann wird, der höchst selig verstirbt, so ist das seine und der katholischen Kirche Sache.

Da somit diese Erzählung keinen Anspruch auf den Titel Roman und auf eingehende Besprechung in d. Bl. hat, so verweisen wir sie dahin, wohin sie gehört, an das gläubige, naive katholische Volk. Dort wird sie durch die Tendenz und die Art der Ausführung gewiß Freude machen, und das um so mehr, als der Verfasser für seine Sache mit warmem Tone und ohne Extravaganzen eintritt.

Nicht weniger groß als der Sprung von Odhin in das 17. Jahrhundert ist der, den wir von dem obigen geistlichen Roman zu dem neuesten Producte des Weltkindes A. von Winterfeld machen. Der Titel desselben ist:

3. Spanische Reiter. Komischer Abenteuer-Roman von A. von Winterfeld. Vier Bände. Jena, Costenoble. 1881. 8. 15 M.

Der Name des Verfassers mag es rechtfertigen, wenn ich über diesen Roman mehr Worte mache, als er eigentlich verdient. Ich habe noch selten meine Zeit mehr vergeudet als mit der Lektüre dieses faden Romans, und mich ernstlich gefragt, ob es Pflicht eines Kritikers sei, derlei Speise durch vier Bände hindurch zu genießen, wenn sie einem schon beim ersten Band zuwider ist. Ich bin indeß meiner Pflicht getreu nachgekommen, allerdings in der stillen Hoffnung, es werde im Verlauf der Erzählung doch irgendetwas erscheinen, das werth sei, gelesen zu werden. Diese Hoffnung ist leider nicht in Erfüllung gegangen; dagegen ist mir manches aufgestoßen, worüber ich mich zu ärgern Grund hatte. Um übrigens gerecht zu sein, führe ich an, daß ich drei- bis viermal tüchtig habe lachen müssen; Dienstmädchen und Unteroffiziere, das bin ich überzeugt, werden sogar in jedem Band zwei- bis dreimal ungeheuer lachen. Das ist aber doch noch kein Grund, uns vier Bände hindurch mit allerlei Blödsinn und den tollsten Unwahrscheinlichkeiten, den seichtesten Witzen regaliren zu lassen und langweilige geographische, historische und literarische Notizen mit in den Kauf nehmen zu müssen, während zur Anlockung des Lesepublikums allerlei Pikantes aus Paris und Spanien in die Erzählung hineingezogen wird. Letzteres geht noch dazu hier und dort ins Gemeine. Man gestatte mir hier für mein Urtheil nur einige kleine Belege. Für „allerlei Blödsinn" brauche ich weiter keinen Beleg; ich müßte das ganze Buch ausschreiben. Inwieweit der Verfasser der Wahrscheinlichkeit Rechnung trägt, dafür nur das eine, daß man nach ihm in Berlin schon zur Zeit, da Napoleon III. noch über Frankreich und Isabella über Spanien herrschte, nach Mark und Pfennigen rechnete, daß ein beschäftigungsloser berliner Arzt, Doctor Taubenei, kaum in Paris angekommen, zum Leibarzt Napoleon's gemacht werden soll, wobei aber sein Freund, der Thiermaler Plümke, aus Versehen sich als Arzt legitimirt, sodaß er Leibarzt und Taubenei Reitknecht wird — eine Verwechselung, die des Reizes der Neuheit einigermaßen entbehrt, ebenso wie komische Misverständnisse infolge mangelhafter Kenntniß einer fremden Sprache in Possen nichts Ungewöhnliches mehr sind. Wenn Taubenei den Kutscher, statt cocher, cochon nennt, und die Waschfrau la vache anredet, und was ähnliche sich wiederholende sinnreiche Scherze sind, so finde ich das nicht übermäßig witzig. Was ferner in einem komischen Roman die langen ernsthaften Beschreibungen des Palais-Royal und sonstiger Gebäulichkeiten in Paris anders sollen, als Bogen füllen, weiß ich nicht, ebenso wenig als uns hier folgende Bemerkung interessirt:

So schön wie im Schiller war es nicht. Die schönen Tage von Aranjuez konnten nicht vorübergehen, weil sie nie dagewesen, der historische Don Carlos mit seinem blödsinnigen Blick und aufgetriebenen Gelenken konnte ebenso wenig Interesse erregen als die Fürstin Eboli, die sich dem Könige nur aus kalter Berechnung ergab. Der Marquis Posa ist wol eine erdichtete Figur, während Domingo ein historischer Beichtvater des Königs war.

Die Belege für das Pikante mag man mir erlassen. Nur eine kurze Probe, die zeigen soll, wie weit wir plumpen Deutschen in dem aus dem feinen Frankreich importirten „Realismus" gehen:

Die langen schwarzen Zöpfe standen ihr fast senkrecht hinweg, und die kurzen Röcke flogen, daß die Männer die Augen aufrissen und die Frauen sie zu Boden senkten. Und jedesmal, wenn sie die Vorderfront Plümke zukehrte, warf sie ihm einen Blick zu, daß dieser zuletzt ganz verwirrt wurde.

Dieses Weib ist freilich eigentlich ein Mann, aber weder die Zuschauer beim Tanze noch die Leser wissen es.

Hier hört wohl die Komik auf; die äußerste Todesgefahr eines Menschen ist doch etwas zu Ernstes, um, wie hier zweimal geschieht, lediglich als Folie für schlechte Witze zu dienen.

Daß Anlage und Ausführung, Sprache und Stil viel zu wünschen übrig lassen, ist bei einem Schriftsteller, der so fabrikmäßig arbeitet, selbstverständlich. Winterfeld hat seinen ohnedies dünn geflochtenen Lorberkranz mit einem neuen welken Blatt bereichert, um das ihn niemand beneiden wird. Es ist eigentlich unverantwortlich, wenn ein Schriftsteller sein unleugbar vorhandenes Talent zur Komik — Humor besitzt Winterfeld nahezu gar nicht — auf solche Weise verschleudert. Richard Weitbrecht.

Biographisches und Culturgeschichtliches aus Oesterreich.

1. Verstreute Blätter von M. A. Becker. Wien, Konegen. 1880. Gr. 8. 4 M. 80 Pf.

Das vorliegende Werk, eine neue Gabe des auf dem Gebiete der Geschichte, insbesondere Niederösterreichs als Capacität hervorragenden M. A. Becker, wird von jedem Geschichtsfreunde in und außer Oesterreich mit großem Interesse zur Hand genommen werden, da es aus dem Cultur- und Geschichtsleben der Monarchie eine Zahl von höchst werthvollen Aufsätzen bringt, die auf neuern Forschungen dieses tüchtigen Historikers beruhen und schon durch ihre feine, elegante Form anmuthen. Becker's „Verstreute Blätter" sind eigentlich eine Reihe von Essays, insbesondere geschichtlichen Inhalts, doch auch mit socialen und pädagogischen Fragen sich beschäftigend. Der Inhalt des Buchs wird vom Verfasser in drei Gruppen abgetheilt: „Sociales", „Culturgeschichtliches", „Pädagogisches". An dieser Stelle wollen wir vor allem die historisch-ethnographische Seite des Buchs ins Auge fassen.

Nach einem trefflichen Aufsatze „Ueber allgemeine Bildung", der uns mit Klarheit und philosophischer Schärfe die Nothwendigkeit allgemeiner Bildung fürs heutige Leben und die Elemente derselben auseinandersetzt, folgt in der Gruppe „Sociales" ein feinsinniger Vortrag: „Geselligkeit und Gesellschaft in Wien", der gleichsam eine historische Darstellung des eigenthümlichen geselligen Lebens in der österreichischen Residenzstadt seit Maria Theresia's Zeiten bietet. Von Kaiser Joseph an machten sich in Wien drei Strömungen der Geselligkeit bemerkbar: eine, deren Hauptziel insbesondere Förderung der Wissenschaft war; eine, deren Ziel behaglicher Frohsinn gewesen, und die dritte ein Mittel zwischen beiden als Vereinigung von Personen verschiedener Geistesrichtung und verschiedener Lebenskreise. Der Verfasser zeichnet sodann zur Illustration des Dargelegten die Abendcirkel der Frau von Arnstein von 1785—1817, die schlicht bürgerlichen Gesellschaften bei der Dichterin Karoline Pichler, und die Gesellschaft, welche sich 1783 um den geistvollen Hofrath von Born unter dem Namen: Die einträchtigen Freunde in Wien, versammelte und vorwiegend wissenschaftliche Zwecke verfolgte. Zum Schlusse kommt Becker in diesem werthvollen Aufsatze auch auf das gesellige Leben Wiens in der neuesten Zeit zu sprechen, insbesondere auf die Künstler- und Schriftstellervereine bis auf die Grüne Insel und die Concordia herab. Die Gruppe beschließt ein Aufsatz „Ueber Association", mit nicht minder feinen Pointen und von philosophischem Geiste durchweht.

In der zweiten Gruppe: „Culturgeschichtliches", fesselt gleich der erste Aufsatz: „Die Huanzen", die Aufmerksamkeit. Die Huanzen heißen jene deutschen Bewohner Ungarns, welche nächst der niederösterreichischen und steirischen Grenze wohnen und sich so viel des Eigenthümlichen bewahrt haben. Der Verfasser gibt uns ein schönes ethnographisches Bild von ihnen, reich mit Beispielen ihrer Charaktereigenthümlichkeit und ihres biedern deutschen Wesens colorirt. Die Skizze „Bettler und Bettelwesen in Niederösterreich" ist wieder von hohem culturgeschichtlichen und statistischen Werth; die humanen Anschauungen des Verfassers vereinigen sich hier mit den Darlegungen des vortrefflichen Kenners aller Verhältnisse des Landes zum schönen Gesammtbilde. Der Landesgeschichte entnommen ist die „Episode aus der Geschichte der Ruchaim in Niederösterreich", welche einen interessanten Gerichtsfall aus dem 16. Jahrhundert nach Acten des wiener Landesarchivs erzählt. Von großem culturgeschichtlichen Werth erscheint der Aufsatz „Aus dem Leben eines Edelmanns im 16. Jahrhundert", der uns auszugsweise Aufzeichnungen aus einem Tagebuche Erasmus von Ruchaim's mittheilt.

Die dritte Abtheilung des Buchs enthält drei Aufsätze pädagogisch-humanistischen Inhalts: „Die Aufgabe der Erziehung", „Die Sorge um verwahrloste Kinder" und „Die Pflege des Geistes im ersten Kindesalter", die uns zugleich den rationellen Pädagogen und den edeldenkenden Menschen zeigen, auf die aber hier nicht weiter eingegangen werden kann, da hauptsächlich der historische Inhalt des in so vielen Beziehungen werthvollen Buchs in Betracht zu ziehen war.

2. Geschichtliche Bilder aus Oesterreich von Adam Wolf. Zweiter Band: Aus dem Zeitalter des Absolutismus und der Aufklärung (1648—1792). Wien, Braumüller. 1880. Gr. 8. 8 M.

Der erste Band der „Geschichtlichen Bilder aus Oesterreich", das Zeitalter der Reformation behandelnd, erschien vor zwei Jahren und wurde mit ungetheiltem Beifall aufgenommen. Denselben Werth, den man diesem ersten Bande beilegte, muß man auch dem nun erschienenen zweiten Bande des Werks beimessen. Adam Wolf gehört ohne Frage zu einem der ersten Historiker des Reichs, und zwar nicht nur in Bezug auf die Tiefe und Reichhaltigkeit seiner Forschungen, sondern auch in Hinsicht auf seinen eleganten Stil, der uns an die meisterhaften Geschichtswerke der Engländer erinnert. Ohne Engherzigkeit kleidet Wolf die Resultate seiner Untersuchungen in ein im besten Sinne des Worts populäres Gewand und macht sie dadurch auch weitern gebildeten Kreisen zugänglich. Die Klarheit der Darstellung, die bei dem wärmsten patriotischen Gefühl hervortretende Unumwundenheit und Rückhaltslosigkeit in der Beurtheilung und die möglichste Knappheit, jedoch ohne Auslassung wichtiger Details, sind nicht die geringsten rühmlichen Eigenschaften dieses Geschichtschreibers. Wie schon der Titel anzeigt, ist es die Zeit von 1648, also vom Schluß des Dreißigjährigen Kriegs, bis 1792, bis zum Beginn der neuen Aera, aus welcher Periode der Verfasser seine geschichtlichen Bilder entwirft. Diese gruppiren sich wie in dem ersten Bande des Werks um historisch bedeutende Persönlichkeiten,

welche nach einer bestimmten Richtung hin von Bedeutung waren, charakteristische Vertreter dieser Richtung sind und den Mittelpunkt eines jeden solchen Bildes einnehmen. Die treffliche „Einleitung" macht uns mit den politischen und culturellen Zuständen Oesterreichs aus jener Zeit bekannt und dient sowol zur Einführung als auch zur Uebersicht; sie entwirft Oesterreichs Stellung nach dem Westfälischen Frieden, die Bedeutung des Adels, des Klerus, des Bauernstandes und Bürgerthums im Reiche, sie weist auf die Politik der Habsburg-Lothringer seit 1740 hin, auf die Reformen durch Maria Theresia und Joseph II. und auf die Restauration durch Leopold II. Eingehend wird insbesondere auch die Entwickelung des Culturlebens behandelt. Eine Darstellung des Aufschwungs der bildenden Kunst in Oesterreich, wie er sich in jener Periode bemerkbar machte, beschließt die „Einleitung".

Es folgen nun die Repräsentanten der verschiedenen Volksklassen, nach zumeist eigenhändigen Aufzeichnungen der betreffenden Persönlichkeiten geschildert, wodurch selbst dem Fachhistoriker werthvolle Beiträge zur Geschichte der Cultur geboten werden. „Maria Elisabeth Stampfer" (1637—95) ist der Mittelpunkt einer Familie, welche durch ihre bergmännische Thätigkeit in Steiermark und Kärnten berühmt war. Mit feinem Griffel zeichnet der Verfasser das Bild der tüchtigen Hausfrau und führt dabei aus einem von ihr geführten „Gedenkbüchel" interessante Daten und Mittheilungen mit ihren eigenen Worten an. Das „Radwerk", welches die Familie Stampfer besaß, ging 1822 in den Besitz des Erzherzogs Johann über und befindet sich gegenwärtig im Eigenthum seines Sohnes, des Grafen Franz von Meran.

Das kriegerische Leben des 17. Jahrhunderts schildert die Biographie „Graf Sigmund Joachim von Trautmannsdorf" (1636—1706). Auch diese Lebensbeschreibung ist ein ausgeführtes Culturbild, wir lernen das Waffenwesen Oesterreichs darin kennen und die abwechselungsvolle Thätigkeit eines Cavaliers, der, obwol von österreichischem Adel, als Oberst und Kriegsrath und General verschiedenen Staaten, darunter der Republik Venedig diente. Auch aus seinem Privatleben insbesondere auf dem Schlosse Trautenfels in Steiermark, das ihm gehörte, bieten seine eigenhändigen Aufzeichnungen lebendige und werthvolle Details.

Den böhmischen Hochadel charakterisirt die Gestalt des Fürsten „Ferdinand von Schwarzenberg" (1652—1703), dessen Lebensbeschreibung zugleich Gelegenheit gibt, das Hofleben und die Verhältnisse des böhmischen Adels zum Hofe kennen zu lernen. Wieder sind es eigenhändige Tagebuchaufzeichnungen, welche das Leben des Fürsten erzählen und uns in seine Privatthätigkeit blicken lassen.

Ein Seitenstück hierzu bildet das Lebensbild des Kärntners „Graf Sigmund Friedrich Khevenhüller" (1666—1712), der von 1698—1712 Landeshauptmann in Kärnten war und auch sonst der Regierung zur Zeit Karl's VI. wichtige staatliche Dienste leistete, insbesondere als Geheimrath in Gratz. Der Verfasser hat dabei wieder Gelegenheit, die innerösterreichischen Adelsverhältnisse zu beleuchten und die Zustände Kärntens in jener Periode zu charakterisiren.

„Karl Graf von Zinzendorf" (1739—1813) ist der Mittelpunkt des folgenden geschichtlichen Bildes. Hier zeichnet Wolf die Finanzverhältnisse Oesterreichs und den Einfluß, welchen Graf Zinzendorf auf diese und den Handel ausgeübt. Der Graf war 1809 dirigirender Staats- und Conferenzminister, und aus seinen Tagebuchaufzeichnungen erhalten wir ein klares Bild seiner Persönlichkeit.

Die eigenthümlichen Erlebnisse eines Gelehrten in Oesterreich schildert der Aufsatz „Friedrich Riedel und die Aufklärung" (1760—90), in dem wir zugleich eine Charakteristik der ganzen Aufklärungsperiode erhalten. Riedel, den Maria Theresia nach Wien berufen und der sich auf ästhetischem und kunstgeschichtlichem Gebiete einen guten Namen gemacht, hat gegen verschiedene Anschuldigungen, mit denen man ihn bei der Kaiserin verdächtigte, eine Vertheidigungsschrift abgefaßt, die Wolf vollständig vorführt und die in der That ein höchst bezeichnendes Actenstück genannt werden muß.

Den Schluß des Bandes macht eine Darstellung des österreichischen Bürgerthums im 18. Jahrhundert unter dem Titel „Städte und Bürger" (1650—1792), auf Grundlage der Aufzeichnungen zweier Vertreter des Bürgerstandes selbst aus Olmütz und Gratz, wobei der Verfasser auch die Verhältnisse insbesondere dieser zwei Städte kennzeichnet.

3. Kaiser Josef II. Ein Lebens- und Charakterbild zur hundertjährigen Gedenkfeier seiner Thronbesteigung. Von Johann Wendrinsky. Mit Porträt. Wien, Braumüller. 1880. Gr. 8. 8 M.

Obgleich die Literatur über Kaiser Joseph eine außerordentlich reiche ist, so besitzen wir doch aus der neuern Zeit kein Werk, welches das Leben und Wirken des großen Kaisers auf Grundlage des vielen, gerade in den letzten Jahren zugänglich gewordenen Materials vorführt, und man muß es dem Verfasser und Verleger Dank wissen, anläßlich der hundertjährigen Gedenkfeier von Joseph's Thronbesteigung dieses mit großer Hingebung verfaßte Werk dem Publikum geboten zu haben. Der gegen 400 Seiten starke Band zerfällt in zwei Abtheilungen: „Joseph in seiner Jugend und als Mitregent" und „Joseph II. als Selbstherrscher". Der Verfasser, bisher nur als Specialhistoriker auf dem Gebiete der Landesgeschichte Niederösterreichs, auf dem er aber sehr Tüchtiges leistete, bekannt, tritt in diesem Lebens- und Charakterbilde zuerst mit einer umfassenden Monographie in die Oeffentlichkeit. Er zeigt eine genaue Detailkenntniß der ganzen vorhandenen Literatur über Kaiser Joseph und hat diese benutzt, ohne gerade gewissen Ansichten sklavisch zu huldigen, vielmehr ist Wendrinsky's Urtheil scharf, zuweilen vielleicht sogar etwas ungerecht, er verhimmelt keineswegs die Persönlichkeit Joseph's, rügt, wo seine, des Verfassers Ueberzeugung etwas zu rügen findet, wird aber auch allem

Großen und Bedeutenden, was der Kaiser geschaffen hat, gerecht; stets hat er den Ausspruch Forster's vor Augen, der auch als Motto auf dem Titelblatt steht: „Aus der Fackel seines Geistes ist ein Funke in Oesterreich gefallen, der nie erlöschen wird." Mit besonderer Ausführlichkeit sind die Kapitel über die Censur und den Zustand der österreichischen Literatur unter Joseph, über das Toleranzpatent und die Klösteraufhebung, über die Justizgesetzgebung und über die Beziehungen des Kaisers zu den Freimaurern gehalten. Von großem Interesse erscheinen auch die Schlußkapitel: „Joseph's Tod und seine Charakteristik" und „Joseph's II. Denkmale. Joseph in der Dichtung." Leider ist die Sammlung der Lieder und Gedichte auf Joseph etwas mager ausgefallen, existiren deren doch viele hunderte. Sehr praktische Beigaben des Buchs sind zwei genealogische Tafeln des Hauses Habsburg und eine übersichtliche Regententafel für die Zeit Maria Theresia's und Joseph's II. Dem schön ausgestatteten Werke ist Joseph's Porträt in trefflicher Radirung beigegeben nebst einem Facsimile seiner Handschrift.

4. Historische Bibliothek für die Jugend, herausgegeben von A. Egger von Möllwald. Zehntes bis dreizehntes Bändchen. Wien, Hölder. 1878—80. 8. 4 M. 60 Pf.

Obgleich die „Historische Bibliothek für die Jugend" vornehmlich pädagogischen Zwecken gewidmet ist, wie schon die Herausgabe durch den als trefflichen Pädagogen in und außerhalb Oesterreichs bekannten Director des Theresianum-Gymnasiums in Wien, A. Egger, andeutet, so kann doch das Unternehmen auch weitern Kreisen auf das beste empfohlen werden. Wie die früher erschienenen, so bringen auch die vorliegenden Bändchen frisch und anmuthig geschriebene Lebenscharaktere und andere Schilderungen, welche sich zumeist auf dem Gebiete der österreichischen Geschichte bewegen. Ohne oberflächlich zu sein, ist die Darstellung eine durchsichtige und klare und insbesondere auch dahin gerichtet, dem Stoff das möglichste Interesse abzugewinnen. Daß die behandelten Persönlichkeiten und Stoffe gut gewählt sind, zeigen wieder diese vier Bändchen. Freiherr von Herberstein, der berühmte Staatsmann, Schriftsteller und Reisende, der zum Theil unter Maximilian's Regierung lebte, hat in K. J. Schober einen gewandten Darsteller gefunden. Edmund Aelschker hat, wie schon früher einmal Maria Theresia vor ihrer Thronbesteigung, nunmehr sich auch die Regierungszeit der großen Regentin zum Vorwurf seiner Darstellung genommen und den Stoff in sehr anziehender Weise gestaltet. Besondere Aufmerksamkeit verdienen die „Bilder aus der Vergangenheit der Siebenbürger Sachsen" von K. Reissenberger, in denen der durch seine frühere Arbeiten über Siebenbürgen bereits aufs beste bekannte Verfasser von der Zeit der Sachsen-Einwanderungen in dieses äußerste deutsch-österreichische Gebiet an bis ins 18. Jahrhundert eine Reihe überaus bemerkenswerther historischer und culturhistorischer Skizzen vorführt, welche helle Streiflichter auf das Leben und die mannichfaltigen Drangsale des wackern Sachsenvolks in Siebenbürgen werfen und jedem Freunde historischer Lektüre insbesondere empfohlen werden können. Schindl's „Andreas Hofer" endlich behandelt einen allerdings nicht neuen Stoff, führt aber mit großer Wahrheitstreue und genau den historischen Quellen folgend den Lebenslauf des ruhmvoll für seinen Kaiser und sein Vaterland gestorbenen Helden vor. Die folgenden Hefte sollen insbesondere Persönlichkeiten aus der neuesten Geschichte Oesterreichs gewidmet sein, wodurch das Interesse für diese „Historische Bibliothek" nur noch gesteigert werden kann, die jeden, der in schlichtem Gewande gute geschichtliche Lektüre sucht, gewiß vollkommen befriedigen werden.

5. Die Länder Oesterreich-Ungarns in Wort und Bild. Herausgegeben von Friedrich Umlauft. Zweiter Band: Das Erzherzogthum Oesterreich ob der Enns von Ferdinand Grassauer. — Dritter Band: Die gefürstete Grafschaft Tirol und Vorarlberg von J. M. Füttner. Wien, Gräser. 1879—80. 8. Jeder Band 2 M. 40 Pf.

Man könnte diese Sammlung ein geographisches Seitenstück zu der ebenbesprochenen historischen nennen. Auch sie erfreut sich eines tüchtigen und gewandten Herausgebers. Die „Länder Oesterreich-Ungarns" sind darin einzeln nach ihrer Lage, Bodenplastik, Bewässerung, nach ihrem landschaftlichen Charakter, nach ihren Producten und Bewohnern geschildert; dabei fließen aber auch Geschichte und Sage in entsprechender Weise mit ein, und es wird auch namentlich hervorragender Männer gedacht, die ihrer engern Heimat oder dem ganzen Vaterlande zu Nutz und Frommen gewirkt haben. Dabei ist nicht der trockene Ton der Beschreibung, auch nicht die weniger anziehende Form streng systematischer Anordnung des Stoffs angewandt, es wird vielmehr das Interesse des Lesers durch lebendige und frische Schilderung und durch wohlthuende Abwechselung rege erhalten. Jeden Band zieren zahlreiche Abbildungen in Holzschnitt und ein die Hauptstadt des betreffenden Landes darstellender Farbendruck. Der zweite Band enthält die Schilderung und Beschreibung des Landes Oesterreich ob der Enns von dem bekannten österreichischen Topographen Ferdinand Grassauer, der dritte Band die Darstellung Tirols und Vorarlbergs von J. M. Füttner. Da diese Bände die betreffenden Provinzen mit großer Genauigkeit behandeln und insbesondere auch allen Merkwürdigkeiten darin ihre Aufmerksamkeit widmen, so sind sie, natürlich in einem ganz andern Sinne als Bädeker's Reisehandbücher, Reisenden, welche Land und Leute genauer kennen lernen wollen, besonders zu empfehlen, zumal die frische lebendige Darstellungsweise die Lektüre nicht nur belehrend, sondern auch unterhaltend macht. Auf den vierten Band, welcher das Herzogthum Steiermark behandelt, wurde in d. Bl. bereits hingewiesen.

Anton Schlossar.

Geologische Literatur.

Je schwieriger es ist, in einer Wissenschaft, die noch zum Theil auf ziemlich dunkeln, in weite Ferne schweifenden Pfaden wandelt, wie die Geologie, den verschiedenen Bemühungen zu folgen, die zur endlichen Erreichung gewisser Ziele angestrebt werden, während ihre Aufgabe fast täglich sich erweitert und zugleich die Zahl ihrer Pfleger sowie die Wahrscheinlichkeit der errungenen Erfolge immer größer wird: um so nützlicher und daher erwünschter muß eine kurze Aufzeichnung von dem sein, was innerhalb gewisser Zeitabschnitte in solcher Wissenschaft Neues gefunden, gefolgert, als Thatsache erkannt und zum Gesetz erhoben, was dagegen von Altem berichtigt, wenn nicht gar als unhaltbar gänzlich beseitigt worden, dafern solches unter specieller Hinweisung auf diejenigen Vorgänge und Wahrnehmungen geschieht, in welchen die verschiedenen Aufzeichnungen ihre Begründung finden, wenn also namentlich überall die bezügliche Quellenliteratur angegeben wird.

Ein solches Repertorium für Geologie bietet die kleine Schrift:

Die Fortschritte auf dem Gebiete der Geologie. (Separat-Ausgabe aus der Vierteljahrs-Revue der Naturwissenschaften von Hermann J. Klein.) Nr. 4. Köln, Mayer. 1880. 8. 3 M. 60 Pf.

Dieses vierte Heft umfaßt den Zeitraum 1878—79, nachdem seit dem Jahre 1875 bereits drei, den Zeitabschnitten 1872—73, 1874—75, 1876—77 gewidmete Hefte vorausgegangen sind. Das vorliegende Heft enthält zugleich ein Sachregister für die Hefte 1—4, sodaß mit demselben ein bestimmter Cyklus dieser Berichte seinen Abschluß findet. Referent hat dieser kleinen Schrift bereits seit ihrem ersten Erscheinen mit Aufmerksamkeit zu folgen Veranlassung gehabt und es ist derselbe dem kleinen Buche um so mehr geneigt geblieben, als noch keins der betreffenden Hefte ihn unbefriedigt gelassen hat. Und wenn er zum Zwecke der Aufsuchung einzelner Gegenstände bisher ein entsprechendes Sachregister ungern vermißt hat, so ist diesem Mangel in dem neuesten Hefte zum wenigsten den Hauptgegenständen nach abgeholfen, während ihm allerdings bedünken will, als ob das Sachregister noch etwas vollständiger sein könnte.

Dieses neueste Heft läßt übrigens durch den im Vergleich zu seinen Vorgängern wesentlich größern Umfang ohne weiteres erkennen, daß die jüngste Vergangenheit in der hier fraglichen Wissenschaft productiver als die vorausgegangene gewesen ist (das erste und zweite Heft enthalten je 141 Seiten Text, das dritte 201 Seiten, das vierte 226 Seiten), was bei den zur Zeit im Gange befindlichen geologischen Landesuntersuchungen, den vielseitigen privaten Ermittelungen über Gebirgsbildung und Gliederung, über Erdbeben und Vulkane, den eifrigen Durchforschungen jedes neu erschlossenen Gebiets vorzeitlicher Faunen und Floren, den immer mehr sich erweiternden mikroskopischen Untersuchungen sowol im Bereiche todter Gesteinsmassen selbst als der darin vergrabenen Reste einstigen animalen und pflanzlichen Lebens u. s. w. kaum anders zu erwarten gewesen, zumal die Geologie, immer exacter und daher tiefer eindringend, seit einigen Jahren in recht erfreulicher Weise sogar experimental zu Werke geht, worüber wahrscheinlich das nächste Heft Specielleres zu berichten haben wird. Die mit sichtlichem Fleiße und kritischem Auge bearbeiteten Hefte verdienen in der That um so mehr Anerkennung, als ja das geologische Wissen den Beruf in sich trägt, den verschiedenen Sphären der menschlichen Gesellschaft immer dienstbarer zu werden. Denn auch von der Geologie gilt der Satz: „Auf der Höhe ihres Ursprungs und ihrer Ausbildung vermag die Wissenschaft zwar Bewunderung zu erregen; allein Dank wird sie nur ernten, wenn sie in das öffentliche Leben herabsteigt.“ Dank daher auch dem Herausgeber dieses Repertoriums, durch welches das Herabsteigen des geologischen Wissens in die verschiedenen Kreise der Gesellschaft theils unmittelbar, theils mittelbar erleichtert wird.

Feuilleton.

Deutsche Literatur.

Wir haben bereits der neuen Gabe gedacht, mit welcher Ferdinand Gregorovius den Weihnachtstisch schmückt, seiner interessanten Biographie „Athenaïs“, die bereits in zweiter unveränderter Auflage erschienen ist. Vor kurzem erst erschien seine Dichtung „Euphorion“ (Leipzig, F. A. Brockhaus) in vierter Auflage; es ist erfreulich, daß poetische Schöpfungen von künstlerischem Werth noch so vielen Anklang beim Publikum finden. Auch die Kunst der Zeichner hat sich von der Dichtung inspiriren lassen. Marie Rehsener hat „Silhouetten zu Gregorovius' «Euphorion»“ gezeichnet, die in demselben Verlag wie die Dichtung erschienen sind und die einzelnen poetischen Bilder durch Figuren und Gruppen von sinnvoller Bedeutung illustriren. Was man von Silhouetten verlangen darf, ist, daß sie einer Situation durch das Geberdenspiel klaren Ausdruck geben: es darf der Sinn für das charakteristisch Bezeichnende in Haltung und Bewegung nicht fehlen. Dies ist dem Album der Marie Rehsener nachzurühmen. Gregorovius hat außerdem soeben eine kleine Schrift veröffentlicht: „Korfu, eine jonische Idylle.“ Die reizende Schilderung der jonischen Insel ist bereits den Lesern von „Unsere Zeit“ bekannt; sie ist in mehrere griechische Journale übergegangen und wendet sich jetzt in selbständigem Abdruck an das deutsche Lesepublikum. Die stilistischen Vorzüge des Autors, der Duft und Zauber seiner Landschaftsschilderungen fesseln von neuem in diesem sonnig heitern Bilde der jonischen Insel.

— Von dem „Geographisch-statistischen Handbuch der österreichisch-ungarischen Monarchie" von Professor Friedrich Umlauft (Wien, Hartleben) liegen sieben Lieferungen vor. Es ist eine zweite vollständig umgearbeitete Auflage, welche besonders auf die Resultate der neuesten Volkszählung Rücksicht nimmt und auch das Occupationsgebiet Bosnien schildert. Die mehr wissenschaftlichen und statistischen Mittheilungen sind oft durch frische Charakterbilder und Landschaftsschilderungen unterbrochen, deren Eindruck durch zahlreiche gute Illustrationen verstärkt wird.

— In brillanter Ausstattung erscheint das „Neue Universum" (Stuttgart, Spemann), von welchem je zehn Hefte à 50 Pf. einen Band bilden. Die wichtigsten Erfindungen und Entdeckungen auf allen Gebieten sollen hier gesammelt werden; die wunderbaren Errungenschaften der Gegenwart, das rastlose Vorwärtsstreben unserer Zeit den Gebildeten in Wort und Bild vor Augen zu führen, ist das Ziel dieses Familienbuchs. Nicht der speciell wissenschaftlich Gebildete, sondern jeder, der Sinn hat für die menschliche Thätigkeit, ist als Leser des „Universums" ins Auge gefaßt. Aus dem uns vorliegenden ersten Bande des Unternehmens heben wir folgende Themata hervor: Magnetische Geheimschrift, Photographie zu Kriegszwecken, das Topophon, Mouchot's Sonnenmaschine, die elektrische Eisenbahn in Berlin, die höchste Gebirgseisenbahn, der elektrische Zügel, eine selbstrechnende Wage. Die Schilderungen sind instructiv, anschaulich und verhältnißmäßig populär gehalten; jede nebenherlaufende Parteitendenz ist ausgeschlossen. Das Ganze ist mehr als eine blos buchhändlerische Speculation.

— In dem geographischen Verlag von J. Wurster u. Comp. in Zürich erscheint „Der Beobachter, allgemeine Anleitung zu Beobachtungen über Land und Leute" (für Touristen, Excursionisten und Forschungsreisende) von Kaltbrunner, vollständig in zehn Lieferungen. Wenn in unsern Tagen das Reisen eine ungemeine Ausdehnung gewonnen hat, so kommt jedenfalls viel darauf an, daß man viel und richtig zu sehen verstehe. Eine Anleitung hierzu gibt das vorliegende Werk in sehr ausführlicher Weise. Es handelt zunächst von der Vorbereitung auf das Reisen und bespricht sodann alle Beobachtungen und Untersuchungen, welche man auf Reisen machen kann. Das Buch wendet sich nicht an den Fachmann, sondern an die Gebildeten überhaupt; es ist mit großem Fleiß gearbeitet und ist jedenfalls eine werthvolle Bereicherung der touristischen Literatur. Gewiß darf es als das umfassendste und vollständigste seiner Art gelten und sei darum allen denjenigen empfohlen, welche auf Reisen in Deutschland beobachten und sich bilden wollen.

— Zwei Reiseschilderungen liegen uns vor: „Die italienische Reise des Rector Müßlin" (Zürich, Schmidt) und „Ein Winter in Griechenland (1879—80)" (Leipzig, B. G. Teubner). Irgendwelche wissenschaftliche oder künstlerische Ausbeute gewähren diese Erlebnisse nicht; sie gehören ihrer ganzen Fassung nach in das Feuilleton von Zeitungen. Von diesem Standpunkt aus gewürdigt kann man gern zugeben, daß sie eine leichte angenehme Unterhaltung für ein paar arbeitsfreie Minuten bieten. Da wir über Griechenland noch keinen Bädeker besitzen, so kann die vorliegende kleine Studie einigermaßen als Vorarbeit zu einem solchen gelten. Vielleicht lassen sich beide Bücher in Volksbibliotheken größerer Städte mit Erfolg verwenden; der Schauplatz, welchen sie schildern, hat ja für alle Gebildeten einen unvergänglichen geheimnißvollen Reiz, und gern wandert man an der Hand solcher Führer durch die classischen Gefilde, wenn man an seine heimatliche Scholle gebannt bleiben muß.

— Von den „Erinnerungen aus meinem Leben" von Freiherrn von Friesen (Dresden, Baensch), die so viel Staub aufgewirbelt haben, liegt eine zweite Auflage vor, in welcher der Verfasser thatsächliche Irrthümer, auf welche er aufmerksam gemacht worden ist, verbessert hat, im übrigen aber seinen Standpunkt gegenüber den Angriffen des Grafen Beust in der Vorrede energisch wahrt.

— Von der illustrirten Ausgabe von Ariost's „Orlando furioso", Uebersetzung von Hermann Kurz (Breslau, Schottländer), auf die wir in der letzten Nummer hinwiesen, ist uns jetzt die 31. bis 45. Lieferung zugegangen und soll das empfehlenswerthe Prachtwerk noch vor Weihnachten complet ausgegeben werden.

Bibliographie.

Baumann, F. L., Geschichte des Allgäus von den ältesten Zeiten bis zum Beginne des 19. Jahrhunderts. 3tes Hft. Kempten, Kösel. Gr. 8. 1 M. 20 Pf.

Gäyelin, G., Musestunden im Blumenthale. Gedichte eines Alt-Elsässers. 1ste Sammlung. Gebweiler, Boltze. 1882. 8. 3 M.

Geibel, E., Echtes Gold wird klar im Feuer. Ein Sprichwort. Schwerin, Hildebrand. 1882. 8. 1 M. 25 Pf.

Goltzsch, R., Der Feenstein. Ein Märchen aus der Jetztzeit. Dramatisches Gedicht in 2 Thln. Berlin, Freund u. Jeckel. 8. 3 M.

Görner, C. A., Sonst und Jetzt. Ein Mosaik-Festscherzspiel. Aufgeführt zur Vorfeier des 50jährigen Directions-Jubiläums des Herrn Ch. Maurice, den 30. September 1881. Musik von Mohr. Hamburg, J. F. Richter. 12. 2 M.

Gregorovius, F., Korfu. Eine jonische Idylle. Leipzig, Brockhaus. 1882. 8. 1 M. 80 Pf.

Hartmann, E. v., Das religiöse Bewusstsein der Menschheit im Stufengang seiner Entwickelung. Berlin, C. Duncker. 1882. Gr. 8. 10 M.

Heintze, A., Die deutschen Familien-Namen geschichtlich, geographisch, sprachlich. Halle, Buchhandlung des Waisenhauses. 1882. Gr. 8. 4 M. 50 Pf.

Hellmuth, Martha, Gedichte. Berlin, A. Duncker. 1882. 8. 3 M.

Hermann, O., Judenverfolgung und Psychiatrie. Budapest, Grill. Gr. 8. 80 Pf.

Hofman, R., Die praktische Vorbildung zum höheren Schulamt auf der Universität. Leipzig, Edelmann. Gr. 8. 1 M. 20 Pf.

Hügelshauser, J., Novellen aus Nordamerika. Für Diejenigen, welche wissen wollen, wo und wie sich ihre hingeschiedenen Geliebten befinden. Berlin, Steinthal. 8. 2 M.

Inama-Sternegg, K. T. v., Das Zeitalter des Credits. Prag, Dominicus. 8. 48 Pf.

Ungedruckte Jugendbriefe des Wandsbecker Boten. Mitgeteilt von C. Redlich. Hamburg, O. Meissner. 4. 2 M.

Katsch, A., König Winter. Ein Märchen. Leipzig, Barth. 12. 2 M. 50 Pf.

Keck, R., Liebestreu. Dramatisches Gedicht. Leipzig, Johannsen. 1882. 16. 2 M.

Köppen, F. v., Männer und Thaten. Vaterländische Balladen. Mit Holzschnitten nach Original-Zeichnungen von W. Camphausen, W. Friedrich, H. Lüders, A. v. Werner u. A. Leipzig, A. Dürr. Gr. 4. 6 M.

Laicus, P., Das Haus Prozzius. Ein Charakterbild aus der modernen Gesellschaft. Mainz, Kirchheim. 8. 4 M.

Lindau, P., Theater. 4ter Bd. (Gräfin Lea. Verschämte Arbeit.) Berlin, Freund u. Jeckel. 8. 4 M. 50 Pf.

Lucretius. Deutsch von M. Seydel (M. Schlierbach). München, Oldenbourg. Gr. 8. 3 M.

Lund, T., Das tägliche Leben in Skandinavien während des 16. Jahrhunderts. Eine culturhistorische Studie über die Entwickelung und Einrichtung der Wohnungen. Deutsche, vom Verfasser besorgte Ausgabe. Kopenhagen, Hoest u. Sohn. 1882. Gr. 8. 9 M.

Marshall's, Emma, ausgewählte Erzählungen. 2ter Bd.: Ein Frauen-Tagebuch. Aus dem Englischen. Stuttgart, J. F. Steinkopf. 8. 1 M. 80 Pf.

Martin, B., Karl Christian Friedrich Krause's Leben, Lehre und Bedeutung. Mit Krause's Bildniss nach Hähnel's Büste. Leipzig, Findel. Gr. 8. 4 M.

Memoiren eines Theekessels. Vom Verfasser der „Sommersprossen". Leipzig, Barth. 1882. 8. 3 M.

Mohr, Marie L. F., Leonora Malaspina. Tragödie. Stuttgart, Richter u. Kappler. Gr. 8. 4 M.

Musenalmanach für 1882. Eine Sammlung von Original-Poesieen, herausgegeben von A. Heinze und P. Heinze. Dresden-Striesen, Heinze. 12. 4 M.

Neumann, C., Geschichte Roms während des Verfalles der Republik. Vom Zeitalter des Scipio Aemilianus bis zu Sulla's Tode. Aus seinem Nachlasse herausgegeben von E. Gothein. Breslau, Koebner. Gr. 8. 12 M.

Niemann, A., Eine Emancipirte. Roman. Neue veränderte Ausgabe. 2 Bde. Stuttgart, Bonz u. Comp. 12. 5 M.

Nur selig. Erzählung aus dem Leben von A. v. S. Barmen, Klein. 8. 3 M.

Oelschläger, H., Novellen in Oktaven. Leipzig, Staackmann. 1882. 12. 6 M.

Ratzinger, G., Die Volkswirthschaft in ihren sittlichen Grundlagen. Ethisch-sociale Studien über Cultur und Civilisation. Freiburg i. Br., Herder. Gr. 8. 7 M.

Tissot, V., Die Reise in's Zigeuner-Land. Von F. W. Dietz. Leipzig, Greßner u. Schramm. Gr. 8. 3 M.

Anzeigen.

Neue Weihnachts- und Geschenksbücher.

Verlag von S. Schottlaender in Breslau.

Ariost's Rasender Roland.
Illustr. von Gustav Doré. 81 Vollbilder 525 Text-Illustr.
Metrisch übersetzt von Hermann Kurz.
Neu durchgesehen und herausg. von Paul Heyse.
Hochfein gebunden in einem Bande M. 105.— in zwei Bänden M. 120.—

Ein Kampf ums Recht.
Roman von Karl Emil Franzos.
2 Bde. 2. Auflage.
Elegant broschirt M. 10.—; fein gebunden M. 12.—

Aus dem literarischen Frankreich.
Von Paul Lindau.
II. unveränderte Auflage.
Hochfeleg. brosch. M. 5.—; fein gebunden M. 6.—

Dreissig Jahre deutscher Geschichte.
1840 bis 1870.
Von der Thronbesteigung Friedrich Wilhelms IV. bis zur Aufrichtung des neuen deutschen Kaiserthums. Mit einem Rückblick auf die Zeit von 1815 bis 1840.
von Karl Biedermann.
ordentl. Hon. Pr.-Prof. an der Universität in Leipzig.
Band I. fein gebunden M. 6.50 (compl. in 2 Bänden.)

Der Königstochter Brautfahrt.
Ein Gedicht in zwölf Romanzen von A. Muuch.
Uebersetzt v. Emil Jonas.
Illustr. v. Lorenz Frölich.
In Orig.-Prachtbd. M. 12.—

Aus der Fremde.
Neue Dichtergrüsse von Elise Polko.
Zweite Auflage.
Fein gebunden M. 6.—

Stimmungsbilder.
Von Elise Polko.
Fein gebunden M. 4.50

Miniaturen und Novellen.
Von Elise Polko.
Fein gebunden M. 4.50

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Soeben erschien:

Silhouetten
zu
Gregorovius' „Euphorion"
von
Marie Rehsener.

12 Folio-Tafeln. In Mappe. 6 Mark.

Gregorovius selbst äussert über dieses gewiss auf jedem Weihnachtstisch willkommene neue Kunstwerk, das die Hauptscenen aus seiner beliebten Dichtung „Euphorion" in graziös entworfenen Illustrationen vorführt: „Die Silhouetten sind über mein bestes Erwarten hinaus gelungen. Es ist das sicherlich eine künstlerische Leistung sowol in Composition und Zeichnung als in der Reproduction."

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Korfu.
Eine jonische Idylle.
Von
Ferdinand Gregorovius.
Cart. 1 M. 80 Pf.

Die Insel Capri.
Idylle vom Mittelmeer.
Von
Ferdinand Gregorovius.
Cart. 1 M. 80 Pf.

Seiner bekannten reizenden Skizze der Insel Capri stellte Gregorovius ein nicht minder anmuthiges Bild von Korfu an die Seite, jenem jonischen Eiland, das mit dem doppelten Reize griechischer Natur und homerischer Mythe geschmückt ist. Beide geschmackvoll ausgestattete Bücher gehören zu dem Besten, was die deutsche Literatur auf diesem Gebiete besitzt.

Im Verlag von **Rudolf Hoefer** in **Reichenbach i. Schl.** erschien soeben und ist als passendes **Weihnachtsgeschenk** bestens zu empfehlen:

Conrad von Prittwitz-Gaffron
Lieder und Balladen
in elegantestem Mosaikbande gebunden.
Preis 6 M.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Soeben erschien:

Athenaïs.
Geschichte einer byzantinischen Kaiserin
von
Ferdinand Gregorovius.
Zweite unveränderte Auflage.
8. Geh. 5 M. Geb. 6 M.

Wenige Tage nach seinem Erscheinen war dieses neueste meisterhafte Werk des berühmten Verfassers bereits vergriffen und liegt jetzt in zweiter Auflage vor.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Soeben erschien:

Illustrirte Naturgeschichte der Thiere.
In Verbindung mit Dr. Friedrich Heincke, Dr. Friedrich Knauer, Dr. Eugen Rey
herausgegeben von
Philipp Leopold Martin.
Erster Band. Erste Abtheilung. **Säugethiere.**
Mit 19 Separatbildern und 322 in den Text gedruckten Abbildungen in Holzschnitt.
(43 Bogen.) 8. Geh. 5 M. Geb. 6 M. 50 Pf.

Martin's „Illustrirte Naturgeschichte der Thiere" nimmt unter den zoologischen Handbüchern eine hervorragende Stellung ein; indem sie Wissenschaftlichkeit mit Leben und Praxis in gelungener Weise verbindet, ist sie zugleich ein systematisches Lehr- und ein unterhaltendes Lesebuch, ein Buch für die Schule wie fürs Haus. Die erste Abtheilung, „Säugethiere", liegt vollständig in einem stattlichen reich illustrirten Bande vor und kann, da auch der Preis außerordentlich niedrig gestellt ist, als sehr passendes Weihnachtsgeschenk für Jung und Alt empfohlen werden.

(Mit einer Beilage: **Literarischer Anzeiger**, Nr. 1.)

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Rudolf von Gottschall in Leipzig. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

KÖNIGLICHE BIBLIOTHEK BERLIN

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Herausgegeben von Rudolf von Gottschall.

Erscheint wöchentlich. — Nr. 52. — 29. December 1881.

Inhalt: Monographisches in Lebensläufen, Memoiren und Briefen. — Militärische Werke. — Neue Erzählungen. Von Oskar Riecke. — Baker's Schrift über Cypern. Von Konrad von Prittwitz-Gaffron. — Feuilleton. (Ausländische Literatur.) — Bibliographie. — Anzeigen.

Monographisches in Lebensläufen, Memoiren und Briefen.

1. Deutsche Geschichts- und Lebensbilder. Drittes Bändchen: August Hermann Francke. Zeit- und Lebensbild aus der Periode des deutschen Pietismus von Armin Stein (H. Nietschmann). Halle, Buchhandlung des Waisenhauses. 1880. 8. 2 M. 70 Pf.

Da steht in Halle an der Saale das große Haus der Francke'schen Stiftungen, „eine steinerne Predigt von der Macht des Gottvertrauens und von der Glut erbarmender Liebe". Wer hat von den Francke'schen Stiftungen nicht sprechen hören, wer nicht von August Hermann Francke? Aber im engern Sinne, in allen nähern und persönlichen Beziehungen und Verhältnissen — wie vielen ist Francke doch ein Unbekannter! Und wenn auch der äußere Lebenslauf des Mannes vielen bekannt ist, wie wenige mögen es sein, die seine innere Entwickelung verstehen und seine Geistesgröße zu würdigen wissen! Und wenn es nun gar Darstellungen seines Lebens gibt, welchen das tiefere Verständniß dieses seltenen Mannes mehr oder weniger abgeht, wenn selbst ein Theologe wie der selige Tholuck auf Kosten Spener's einen Francke verkleinert — war es da nicht an der Zeit, aufs neue von ihm zu erzählen?

Zwar die gelehrte Welt mag sich bescheiden an dem, was Guericke in seiner Denkschrift zur Feier des zweihundertjährigen Todestags Francke's gegeben, und was vor allem der gründliche Francke-Forscher Geheimrath Kramer zuerst in seinen „Beiträgen zur Geschichte A. H. Francke's", sodann in seiner unter der Presse befindlichen ausführlichen Biographie desselben an das Licht gefördert; aber für das große Publikum hatte bisher nur selten jemand über den vortrefflichen Mann geschrieben.

Es ist daher verständlich, wenn die Buchhandlung der Francke'schen Stiftungen sich mit dem Gedanken trug, ein volksthümliches Lebensbild des großen Mannes aufs neue zeichnen zu lassen. Die Wahl fiel aus naheliegenden Gründen auf den obengenannten Autor, der nun sein pietätvoll entworfenes und ausgearbeitetes Werk „der Bildungsstätte seiner Jugend in unvergeßlicher Dankbarkeit als ehemaliger Zögling" gewidmet hat. Man merkt dieser Biographie an, daß sie mit dem Herzen geschrieben ist. „So wird ja von dem Baum auch wol etliche Frucht fallen" — hofft der Verfasser, und wir zweifeln keinen Augenblick daran.

2. Karl Georg von Wächter. Von Bernhard Windscheid. Leipzig, Duncker u. Humblot. 1880. Gr. 8. 2 M.

Diese Broschüre gibt im wesentlichen den Inhalt eines Vortrags wieder, welchen der Professor der Jurisprudenz Geheimrath Windscheid bei Gelegenheit einer von der leipziger juristischen Facultät zu Ehren des am Anfange des Jahres 1880 verstorbenen Rechtslehrers von Wächter veranstalteten Gedächtnißfeier am 29. Februar 1880 in der Aula der Universität Leipzig gehalten hat.

Windscheid hätte eine Schilderung der wissenschaftlichen Thätigkeit Wächter's nach ihren verschiedenen Richtungen — wie er selbst im Vorwort sagt — „nicht unternehmen dürfen, wenn mir nicht meine Freunde Stobbe und Binding ihre Unterstützung zugesagt hätten. Mit ihrer Bewilligung gebe ich deren Mittheilungen im Wortlaut wieder. So gestaltet sich diese kleine Schrift zu einem gemeinschaftlichen Denkmal der Pietät."

Von einem der genannten beiden gelehrten Mitarbeiter Windscheid's und ehemaligen leipziger Schüler Wächter's und zugleich auch Albrecht's, der neben letzterm an derselben Alma mater thätig und wirksam gewesen, rührt denn auch jener Vergleich, oder besser jene scharf charakterisirende Gegenüberstellung der zwei großen Rechtslehrer her, die wir unserm Bericht hier einfügen wollen:

Einen geradezu merkwürdigen Gegensatz zeigen die beiden größten juristischen Lehrer jener Periode (der vierziger und funfziger Jahre). Albrecht, welcher dem Zuhörer kühl, abgemessen, vornehm gegenübertritt und demselben mit einer gewissen gräm-

lichen Absichtlichkeit zu Gemüthe führt, wie wenig er noch verstände, verschmäht alles Detail und behandelt nur die obersten Fragen mit Vorliebe. In kunstvoller Weise führt er sein Gebäude auf, jeder Satz, jeder Uebergang ist auf das sorgfältigste vorbereitet. Nur die Vorgeschrittenern vermögen ihm zu folgen. Auf der andern Seite Wächter mit seiner fast unruhigen Lebhaftigkeit, seinem sprudelnden und jovialen Wesen, mit dem Geschick der Popularität, mit der Schmucklosigkeit und Natürlichkeit der Rede; nichts soll unerörtert bleiben, für alles soll der zukünftige Richter eine Anleitung erhalten. Jener hob seine Zuhörer auf eine Höhe, auf welcher sie sich ohne ernsteste eigene Arbeit nicht behaupten konnten. Dieser stellte sich mit ihnen auf denselben Boden und suchte sie schrittweise für die Aufgaben der Praxis vorzubereiten. Er wollte nicht wie Albrecht den Zweifel aussäen, sondern Kenntnisse überliefern und Fertigkeiten ausbilden.

3. Aus dem literarischen Nachlaß von Johann Ludwig Mosle, großherzoglich oldenburgischem Generalmajor. Mit einem kurzen Lebensabriß. Herausgegeben in Anlaß der hundertjährigen Stiftungsfeier der Literar-Gesellschaft in Oldenburg. Oldenburg, Schulze. 1880. Gr. 8. 5 M. 40 Pf.

Ueber die oldenburgische Literar-Gesellschaft — warum nicht lieber Literarische Gesellschaft? — hat Referent schon früher einmal in d. Bl. berichten und den Leser unterhalten können. Es geschah bei Besprechung des Jansen'schen Buchs: „Aus Oldenburgs vergangenen Tagen." Die Gesellschaft ist ein engerer, aus höchstens zwölf Mitgliedern bestehender Verein, der sich wöchentlich bei einem seiner Mitglieder versammelt, gegründet im December 1779 durch G. A. von Halem. Was bei Jansen über sie gesagt ist, wird ziemlich das Einzige sein, was über die Gesellschaft als solche bisher in die Oeffentlichkeit gelangte. Wohl haben ihre Mitglieder vielfach in das öffentliche Leben eingegriffen, sie selbst aber hat ihre private Intimität niemals verleugnet.

Als nun im December 1879 die Feier des hundertjährigen Bestehens der Gesellschaft herankam, wurde in ihrem Schos der Wunsch laut, einem Mitgliede, welches ihr einundvierzig Jahre angehört hatte, dem ihr zwei Jahre früher, im October 1877, durch den Tod entrissenen Johann Ludwig Mosle, ein Andenken zu stiften, und der Senior des Vereins, Otto Lasius, übernahm es, einen Einblick in des Verstorbenen wirkungsvolles Leben und in einen Theil seines schriftlichen Nachlasses zu eröffnen, der für diesen Zweck in des Genannten Hand gelegt worden. So entstand obiges Buch. Freilich hatte der Generalmajor Mosle seine specielle, auf Land und Stadt Oldenburg sich einschränkende Bedeutung; dennoch verdient in allgemeinerm Sinne auch weitern Kreisen das Bild eines Mannes bleibend vor Augen gestellt zu werden, der von früher Jugend bis zum späten Alter das Ziel der deutschen Einheit unverrückt und klaren Blicks verfolgte, wie weit auch bisweilen die Richtungen, welche Beruf und gesellschaftliche Stellung ihm anwiesen, scheinbar davon abweichen mochten.

Besonders leuchtend trat dies sein Streben während einer „diplomatischen Zwischenzeit 1848—51" hervor. Als in ersterm Jahre in Frankfurt a. M. eine neue provisorische Bundesversammlung mit erweiterten Befugnissen eingesetzt wurde, beauftragte der Großherzog Paul Friedrich August von Oldenburg am 17. April Mosle (ein Landeskind, geboren in Varel als zweiter von elf Söhnen des Amtsrichters und Kanzleiraths Alexander Mosle und einer Gastwirthstochter), jener Versammlung beizutreten, welche ihn dann zum Referenten im Ausschuß für Militärangelegenheiten bestellte, dem die Sicherung gegen Angriffe von außen, aber auch gegen revolutionäre Bewegungen im Innern übertragen war. Von der Centralgewalt wurde Mosle mehrfach mit Missionen, wiederholt z. B. nach Wien, betraut. Als dann 1849 beim Zerfall der frankfurter Institutionen Preußen, Hannover und Sachsen das Dreikönigsbündniß schlossen, wurde Mosle von seiten Oldenburgs den zur nähern Berathung der vorgeschlagenen neuen Reichsverfassung in Berlin zusammentretenden Bevollmächtigten deutscher Staaten, sowie auch im September dem Verwaltungsrathe der verbündeten deutschen Regierungen als Bevollmächtigter zugeordnet. Daran knüpften sich im März 1850 die Verhandlungen des erfurter, zum Volks- und Staatenhause berufenen Parlaments, sowie des von Friedrich Wilhelm IV. zum Mai nach Berlin berufenen Fürstencongresses, bei welchen allen Mosle fortwährend beglaubigt war und die Oldenburg betreffenden Verhältnisse zu vertreten hatte — was er in einer nicht blos von seiner Staatsregierung, sondern auch von den andern Staatsmännern höchlich anerkannten Weise that, welche die Interessen der mittlern und kleinern Bundesstaaten wahrnahmen. Namentlich sind hier die im Verwaltungsrathe von Mosle angestrengten Bemühungen zu erwähnen, die Grundzüge einer deutschen Wehrverfassung festzustellen, sowie die nach einem vielverheißenden Anfang bald nur noch nothdürftig erhaltene deutsche Flotte vor gänzlichem Verderben zu retten.

In die berliner Zeit fällt eine Unterredung, welche der König Friedrich Wilhelm IV. Mosle gewährte, als dieser im Auftrage des Großherzogs einen Brief persönlich zu übergeben hatte, in welchem derselbe seinen Dank aussprach für die ihm völlig überraschend gekommene Ernennung zum Chef eines preußischen Infanterieregiments und zum preußischen General der Infanterie. Wohl hatte der Großherzog zu erkennen geglaubt, daß diese unerwartete Gunstbezeigung eine Antwort ohne Worte auf einen Brief sein solle, in welchem er in der ernstesten und eindringendsten Weise, „wie der Mann zum Mann", sich gegen den ihm von dem Feldzuge von 1813 her sehr werthen und vertrauten König ausgesprochen und dem Schmerz und Unwillen Ausdruck gegeben hatte, mit dem der Versuch ihn erfülle, die Unionsverfassung aufgeben, die Union selbst aber festhalten zu wollen. Der Großherzog wünschte nun dem König Gelegenheit zu geben, über den Grund der unerwarteten Ernennung sich zu äußern. Wie dies am 6. Februar 1851 auch gründlich geschah, hat Mosle in einem der Literar-Gesellschaft in Oldenburg am 30. December desselben

Jahres (also noch bei des Königs Lebzeiten) gehaltenen Vortrage ausführlich entwickelt und darin einen charakteristischen Beitrag zur Geschichte der Zeit und des Königs niedergelegt.

Friedrich Wilhelm IV. hatte bei Hoffestlichkeiten, Galatafeln u. dgl., welchen Mosle in seiner Gesandtenstellung, wenn man so sagen darf, beiwohnte, noch nie speciell an ihn das Wort gerichtet, überhaupt keine persönliche Notiz von ihm genommen. Doch sollte letzterer Berlin nicht verlassen, ohne einen vollen Eindruck von der eigenthümlichen, merkwürdigen Persönlichkeit des Königs zu erhalten. Die Umstände fügten es, daß Friedrich Wilhelm IV. in erwähnter Audienz die frühere absichtliche oder zufällige Kälte ablegte und zu Mosle sich in durchaus vertraulicher Weise aussprach. Man höre nur, was er sprach! Es ist höchst charakteristisch. So äußerte unter anderm sich der König:

Sie reden von der Bestimmung Preußens für Deutschland. Ich gebe Ihnen das vollkommen zu; aber sehen Sie, wie man gegen uns gesinnt ist in den Königreichen z. B., was wir als Pflicht und Bestimmung auffassen, wird uns dort als Eigennutz und Ehrgeiz ausgelegt. Du lieber Gott, Ehrgeiz! Ich habe wahrlich nicht den Ehrgeiz, mich in fremde Angelegenheiten zu mischen; die Last, an der ich schon trage, ist vollkommen hinreichend für meine Schultern. Auch verstehe ich Preußens Aufgabe keineswegs so, daß es auf dem ersten Platz stehen soll, so sehr ich der Meinung bin, daß ihm die Leitung der innern Angelegenheiten im eigentlichen Deutschland zukommt. Aber das, was man im Mittelalter das imperium nannte, muß bei Oesterreich bleiben. Auch im Mittelalter haben sich die Kaiser um die innern Angelegenheiten des Reichs wenig bekümmert, und nur das Zusammenhalten der einzelnen Theile gewahrt und das Recht des Aufgebots gegen große gemeinsame Gefahren gehabt. Es ist von höchster Wichtigkeit und Bedeutung, daß Deutschland und Oesterreich nicht auseinanderfallen, sondern mit den andern anliegenden germanischen Staaten ein großes Ganzes unter allgemeiner Oberleitung Oesterreichs bilden. Nur so wird man den ungeheuern Gefahren gewachsen sein, welche Deutschland und Mitteleuropa drohen. Diese Gefahren sind im gegenwärtigen Jahrhundert die Anarchie und Auflösung aller göttlichen und menschlichen Ordnung, die von Frankreich ausgeht, im nächsten Jahrhundert der Absolutismus und das Knutenregiment von Rußland....

Und im weitern Verlauf des Gesprächs, nach einer Zwischenbemerkung Mosle's, daß es freilich nun sehr schwierig sein möge, die einmal eingeschlagene Bahn der Nachgiebigkeit gegen Oesterreichs Forderungen wieder zu verlassen, und wie es viele Freunde Preußens und Deutschlands bedauerten, frühere günstige Lagen und Umstände nicht rasch benutzt gesehen zu haben, sah der König den Sprecher wie verwundert an und sagte dann mit einem gewissen Nachdruck:

Sie denken an Frankfurt und an die Angelegenheiten Oesterreichs in Ungarn und Italien. Von dergleichen zu profitiren, war nun freilich meine Sache nicht, und jene Lumpenkrone, die man mir bot, konnte ich meiner selbst und der Ehre Preußens wegen nicht annehmen. Sie war meiner unwürdig. Ein anderer hätte vielleicht zugegriffen mit dem Gedanken, nachher schon mit den Bedingungen und mit der sogenannten Verfassung fertig werden zu wollen. Aber so etwas ist gegen meine Grundsätze und Natur.

Mosle erzählt, zum Schluß kommend, weiter:

Ich war eine volle Stunde im Cabinet gewesen. Nach Hause gekommen, notirte ich sogleich die Einzelheiten dieser für mich merkwürdigen Audienz und suchte mir dann den Eindruck auseinanderzulegen, der mir davon geblieben war. Zunächst mußte ich mir sagen, daß ich eigentlich nichts wesentlich Neues erfahren hätte. Die berechnete, gewinnende Haltung, die sehr geläufige und glatte Ausdrucksweise, das Hervorheben edler Motive in der Politik neben dem leichtsinnigen Aufgeben großer Thatsachen und Zwecke, dies Ausgehen von ganz subjectiven Lieblingsideen und Anschauungen, diese nicht aufgegebene Hoffnung, die widerstrebenden Interessen und Gemüther dafür durch bloße Macht der Ueberredung gewinnen zu können, dies Befangensein in den poetisirten Vorstellungen verschwundener Zeiten, dies Wetterleuchten des Geistes nach allen Richtungen der Vergangenheit und selbst der Zukunft, dies leidenschaftliche Sichgehenlassen gegen seine nächsten Umgebungen und Diener — das alles hatte ich zu finden erwartet, und mußte mir sagen, daß das öffentliche, weit verbreitete Urtheil auch hier das Wahre getroffen, und daß der alte Diplomat wieder einmal recht behalte mit seinem tiefen Ausspruch: „Il y a quelqu'un qui a plus d'esprit que personne, c'est tout le monde." Merkwürdig und neu, wenigstens in dieser Stärke und Entschiedenheit, waren mir nur zwei Bemerkungen und Erfahrungen, deren Eindruck sich stets erneuerte, wenn meine Vorstellung zu dem Inhalt und Verlauf des Gesprächs zurückkehrte. Zuerst: es muß ungemein schwer sein, dem König zu widerstehen, sich nicht von ihm gewinnen zu lassen. Der König ist gefährlich für seine Freunde und Diener, wie mir nachher auch von andern Seiten mehrfach bestätigt ist. Er ist kokett und wirkt nicht blos mit männlichen, sondern selbst, wo er gewinnen und besiegen will, mit den weiblichen Mitteln der Bitte, der kleinen Schmeichelei oder der kleinen Laune, des Scherzes, des liebenswürdigen Trotzes u. s. w. Eine zweite Bemerkung und Empfindung war, daß es unmöglich oder doch unendlich schwierig sein wird, diesen Mann zum Aufgeben einer Lieblingsansicht oder gar seines politischen und religiösen Glaubens überhaupt zu bewegen. Er entschlüpft jedem Einwurf, denn er überhört oder ignorirt ihn, und horcht nur auf sich selbst oder auf das, was er die innere Stimme nennt. Wenn er einen großen Zweck beim ersten Hinderniß aufgibt, wenn er eine übernommene Verpflichtung zu erfüllen für bedenklich hält, wenn er eine Zusage zu brechen sich veranlaßt sieht, so erkennt er darin nicht seine eigene Schwäche, sondern die mächtige Hand des Himmels, die ihn demüthigen und dadurch um so mehr heiligen und erheben will. Wo ein großes Werk und die Verwickelungen menschlicher Schuld und Schwäche, die es umgeben, einen festen durchgreifenden Entschluß und ein Wagniß erfordern, dessen er nicht fähig ist, flüchtet er sich hinter die feinsten Distinctionen der privativen Moral und der conventionellen Ehre. Auf diese Weise profitirt er von dem christlichen Ausspruch, daß den Frommen alles zum Heil gereiche, und die Ueberlegenheit, welche ihm Stellung und Geist ohnehin über die Menschen geben, nimmt zugleich die Form der Demuth und des Gehorsams gegen eine höhere Leitung an, um sich gegen jeden Einwurf des allgemeinen Menschenverstandes, gegen jede Beeinträchtigung der eigenen grenzenlosen Subjectivität und ihrer Einbildungen und Vorsätze zu schützen. Einem solchen Charakter ist nicht beizukommen, und man darf sich nicht wundern, wenn er fortfährt, zu thun, zu versäumen, zu verfehlen und zu verwirren, wie er bisher gethan.

4. Dekamerone vom Burgtheater. Mit 25 Porträts. Wien, Hartleben. 1880. 8. 3 M. 60 Pf.

Von den hochpolitischen Ergüssen und Reflexionen eines Königs von Preußen zu den harmlosen Plaudereien, Causerien, ja unschuldigen Klatschereien eines vielköpfigen red-

seligen Schauspielervölkchens ist ein weiter Sprung — wenn es nicht doch als eine Art Verbindungsbrücke dienen kann, daß hier wie dort mit vieler, nicht ungraziöser Selbstgefälligkeit vorgetragen und erzählt wird.

Und wie denn? Das „Dekamerone" des Burgtheaters? Nun, die Erklärung ist sofort zur Hand.

Auf der Bühne des erwähnten allbekannten wiener Theaters war es während einer Probe in dem kleinen Garderobestübchen der Schauspielerinnen, das, wenn nicht die specifische Bestimmung des Ortes dem Männerauge den Zutritt wehrt, zugleich als Rothfoyer den anmuthigen Frauen und muntern Herren dient, welche es dann als Plauderstübchen benutzen. Scherze flogen hierhin und dorthin — aber allgemach senkte sich ein ernsterer Ton auf die Runde, man kam auf der Zeiten Trübsal zu reden, und in raschen Sätzen war man bei dem Thema der Wohlthätigkeitsvorstellungen angelangt: wie schlimm es mit dem zur Verfügung stehenden Repertoire derselben bestellt sei, wie schwierig es sei, Lockendes, Originelles, Packendes für solche Vorstellungen ausfindig zu machen. Mit plötzlichem Einfall warf einer der Runde ins Gespräch hinein:

Ich wüßte euch eine Wohlthätigkeitsvorstellung, welcher die Neuheit zum mindesten nicht abgesprochen werden könnte! Tretet einmal zu wohlthätigem Zweck als Erzähler auf. Erzählt mit der Feder in der Hand, erzählt jeder ein ernstes oder heiteres Erlebniß, laßt einmal nicht die Breter, sondern die Blätter euch die Welt bedeuten. Ihr sollt sehen, wie der Erfolg wird! Dem wohlthätigen Zweck ist er von vornherein gesichert. Ihr könnt euch den euern dazu holen. Machet das Dekamerone vom Burgtheater!

Der Einfall verfing und wurde ausgeführt. Bald lag das „Dekamerone" als Buch vor und binnen wenigen Wochen erschien die zweite, erschien eine dritte Auflage. Anläßlich der letztern hat Sigmund Schlesinger, welcher der Redaction des Ganzen nicht fern gestanden zu haben scheint, jetzt allerlei hübsche Reminiscenzen aus der Zeit, da das Werk im Entstehen begriffen war, zum Besten gegeben. Es war psychologisch interessant, zu gewahren, wie zaghaft diese Routinirten, auf der Scene so Sichern ihre ersten Schritte auf der Erzählerlaufbahn machten. Schlesinger äußert sich in dieser Beziehung:

Zerline Gabillon hätte gern noch in später Nachtstunde das Blatt wieder aus der Presse holen lassen, um noch eine Correctur anzubringen, ohne welche sie sich und das ganze Unternehmen schrecklich compromittirt fühlte; ihr Mann hatte mitunter etwas Rührendes in der Selbstquälerei seines kritisirenden Pessimismus, welche ihn die im Urtheil unbarmherzigsten und rücksichtslosesten seiner Freunde aufsuchen ließ, ihnen seine Erzählung vorzulesen und zu erfahren, ob denn so etwas wirklich druckfähig sei. Antonie Janisch kam am nächsten Vormittag eilends daher und setzte sich an den Redactionstisch nieder, weil es ihr „in der Nacht keine Ruhe gelassen, doch noch einen andern Schluß zu machen". Sonnenthal hatte noch in München, wohin er nach pünktlicher Ablieferung seines Manuscripts zum Gastspiel gegangen war, telegraphische Schmerzen über ersteres. Welche schwerwiegende Bedenken hatte auch der metaphysisch arbeitende und grübelnde Lewinsky! Und Kraftel, der Resolute, wie wenig herzhaft war er, als es galt, die herzhaft und munter geschriebenen Lebensblätter in den Redactions-Löwenrachen zu werfen!

Welch anderer konnte den Vortritt im Erzählen nehmen als der siebenundachtzigjährige Patriarch des Burgtheaters, dem sich die siebenundsiebzigjährige „Mama" desselben zu gesellen hatte. Karl La Roche's und Amalie Haizinger's Manuscripte sind die ersten der Sammlung. Es folgen Adolf Sonnenthal, Karl Meixner, Ludwig und Zerline Gabillon, Ernst und Helene Hartmann, Louis Arnsburg, Luisabeth Röckel, Hermann Schöne, Bernhard Baumeister, Friedrich und Wilhelmine Mitterwurzer, Fritz Kraftel, Antonie Janisch, Konrad Hallenstein, Emerich Robert, Marie Straßmann, Theodor Reusche, Cesarine Kupfer, Hugo Thimig, Stella Hohenfels, Josephine Wessely, Joseph Lewinsky. Jeder Plauderei ist Holzschnitt, Porträt und Facsimile der Handschrift, der Namensunterschrift des oder der Betreffenden beigegeben, was dem dauernden Werth des Buchs selbstverständlich noch ein Beträchtliches hinzufügt. Wer aber möchte hier kritische Unterschiede und Rangstufen machen; wer sagen: dieser oder jene hat den Vogel abgeschossen in Bezug auf Interesse des Inhalts, oder auf zu Tage getretenes Erzählertalent? Es gilt einem humanen Zweck, und da hat der Berichterstatter zu referiren, nicht zu beurtheilen.

Fata eunt! Dem einen aus dieser Künstlerschar war ein leichter, müheloser Weg zum Ziel, dem andern Kampf und Widerwärtigkeit des Geschicks vorbehalten. So kann Zerline Gabillon von sich schreiben:

Ich habe eigentlich nichts zu erzählen. Meinen Lebenspfad fand ich, als hätte ihn eine gütige Fee geebnet, klar und sicher mir vorgezeichnet, ja ich mußte zu meinem Kummer gleich zu Anfang meiner Carrière „einer gesicherten Zukunft" entgegensehen.

Dagegen muß Antonie Janisch bekennen:

Nach einer in den traurigsten Verhältnissen verbrachten Kindheit, in deren Schatten nur wenige Sonnenstrahlen fielen, kam es mir in meinem achtzehnten Jahre vor, als hätte ich nichts mehr von Freude und Glück zu erwarten, als wäre mein Dasein abgeschlossen zu einer Zeit, wo andere, den Kinderschuhen kaum entwachsen, das ihrige erst beginnen. Mit 18 Jahren auf eine mit Dornen besäete Lebensbahn zurückblickend, deren Stachel tiefe Wunden in mir gelassen, schauderte ich vor der Zukunft.

Und wieder andere sind Josephine Wessely's Kümmernisse und Freuden. Sie fragt:

Ich soll erzählen, was ich erlebt? In wenige Worte kann ich es zusammenfassen: Sehnsucht nach der Bühne seit frühester Kindheit, noch ehe ich selbst ein Theater gesehen; ermunternder und beglückender Erfolg, seit ich meinem geliebten Beruf angehöre; und ein tiefer Schmerz, wie er zum Trost des Menschen ihn nur einmal im Leben treffen kann — der Verlust meiner edeln, gütigen Mutter, fast zu derselben Zeit, als ich nach dreijähriger Trennung mich für immer mit ihr vereinigt und unter ihrem liebevollen Schutz geborgen wähnte — das ist mein Leben.

Wilhelmine Mitterwurzer, welche hier die Vierte im Bunde sein mag, beginnt dagegen:

Schauspielerkind wie mein Mann, betrat ich schon frühzeitig die Bühne. Das erste Debut erfolgte in meinem dritten Lebensjahre. Es war ein kolossaler Miserfolg.

Diese schelmische Erzählerin, bekanntlich eine Lustspielschauspielerin von ausgesprochener Begabung, will am

Schlusse ihrer Skizze dem Leser weiß machen, sie meine von sich selbst, ihr eigentliches Fach sei die Tragödie. Dadurch sichert sie sich einen effectvollen Abgang. So resolvirt sie:

Mein Mann behauptet zwar, daß ich Talent zur Soubrette habe, jedoch der Zug des Herzens ist des Schicksals Stimme. Ich lasse nicht nach, und es kommt bestimmt noch dahin, daß ich bei einer Wohlthätigkeitsvorstellung die Jungfrau von Orleans spiele. Eins nur bedinge ich mir dann. Im Operntheater muß die Vorstellung sein — damit ich mich entfalten kann.

Von den in der überwiegenden Mehrzahl wirklich ganz allerliebsten Beiträgen auch nur einen in irgendwelcher Vollständigkeit hier mitzutheilen, müssen wir um so mehr Bedenken tragen, als das Buch ja eben seines wohlthätigen Zwecks halber nicht blos literarisch kennen gelernt, nicht blos gelesen, sondern auch und in erster Linie gekauft werden soll. Also dürfen wir selbst nicht im kleinsten Maße eine etwaige Neugierde des Publikums befriedigen. Nur so viel noch: diese Neugierde ist gewiß vor allem durch Hinweis auf die reizenden Skizzenblätter rege zu machen, welche La Roche, Gabillon, Meixner und Baumeister z. B. geliefert haben.

5. Briefe der Freiin Annette von Droste-Hülshoff. Zweite vermehrte Auflage. Münster, Russel. 1880. 8. 4 M. 50 Pf.

Westfalens große Dichterin wußte wohl, bei wem sie, wie es in einem dieser Briefe heißt, „anklopfte". Der „treueste Freund" (Professor Schlüter) hat auch über das Grab hinaus das Andenken der Edeln hochgehalten und eben durch Herausgabe jener Briefe, in denen sie „sich selber" gegeben, das schönste Denkmal ihr gesetzt. Er war es auch, der nun diese zweite vermehrte Auflage besorgte und sie „dem Zwillingspaar, den lieben Schwestertöchtern der Dichterin, Hildegard und Hildegund von Laßberg" widmete. Die spätere Zeit ihres Lebens brachte Annette größtentheils bei ihrer Mutter auf deren Witwensitz zu Rüschhaus bei Münster zu; mehrere Winter und Sommer aber war sie, namentlich 1841, 1844, 1846 und 1847, bei ihrer verheiratheten Schwester auf Schloß Meersburg am Bodensee, wo sie denn auch der Tod ereilt hat. Sie hatte sich dort einen Weinberg mit einem Sommerhäuschen gekauft, wohnte jedoch bei der Schwester im Hause des Barons von Laßberg.

Vor allem begegnet uns auch in den „Briefen" wieder die vollkommene Meisterschaft Annettens in anschaulicher und naturwahrer Schilderung, die sie, wo es sein muß, mit dem bewegtesten dramatischen Leben zu erfüllen und durch den Gebrauch eigenthümlich drastischer Ausdrücke noch besonders zu würzen versteht. Wenn sie ihren Freunden die großartige Pracht der Alpenwelt oder die tiefe Abgeschiedenheit eines westfälischen Edelsitzes malt, so zaubert ihre Feder landschaftliche Bilder von einer Vollendung hervor, daß man sie als wahre Cabinetsstücke bezeichnen darf.

Auch der Humor, der ja ebenfalls der Dichterin in nicht gewöhnlichem Maße zu Gebote stand, treibt auf diesen Blättern überall sein heiteres, zuweilen fast ausgelassenes Spiel. So in dem Briefe vom 13. Mai 1840; Annette ist während des Schreibens durch die Nachricht von der bevorstehenden Ankunft der Adele Schopenhauer überrascht worden und berichtet hierüber dann in höchst ergötzlicher Art:

Ich sprang auf den Schreibtisch — und wohin? vor den Spiegel! Ja, lieber S., der Panther kann seine Flecken nicht ablegen und kein Frauenzimmer die Eitelkeit; ich dachte, daß wir uns seit vier Jahren nicht gesehen, und wollte mich doch gern ein wenig reputirlich präsentiren, aber o Himmel, welche babylonische Verwirrung, zwar nicht in, aber auf meinem Kopfe! Jedes Haar schien auf dem Punkte, mit dem Nachbar handgemein zu werden, und mein blauer Tibet? Dieser treue Freund durch wechselvolle Jahre, ich schaute ihn an mit Blicken, in denen die klägliche Frage muß gelegen haben, ob er denn wirklich so jung und schön gewesen? Und es war mir, als hörte ich einen ziegenhärenen Seufzer flüstern: „Weit in nebelgrauer Ferne." Die Kürze der Zeit bedenkend, that ich mein Möglichstes, dennoch hatte ich es nicht weiter als vom halben Négligé zum völligen gebracht, als Adele ankam. Ich habe mich doch sehr gefreut.

An einer andern Stelle läßt sie ihren launigen Aerger über die „kleinen Rangen", denen sie jeden Abend erzählen muß, in Knüttelversen aus:

Die Geschichten, bei Gott, sind ein langes Seil,
Gemacht, zu tödten durch Langeweil',
Und ist dies meine größte Pein,
Daß ich muß mein eigener Zuhörer sein.
Das ist eine Buße für viele Jahr,
Und ich mein', schon sei ich der Sünden bar.

6. Karoline von Linsingen, die Gattin eines englischen Prinzen. Ungedruckte Briefe und Abhandlungen aus dem Nachlaß des Freiherrn Karl von Reichenbach, herausgegeben und mit einer Einleitung versehen von ***. Leipzig, Duncker u. Humblot. 1880. 8. 3 M.

Zum ersten mal erfährt die Welt durch dieses merkwürdige Buch die merkwürdige Thatsache, daß König Wilhelm IV. von England, der Vorgänger der Königin Victoria und der zweite der fünf Söhne Georg's III., dessen Erstgeborenem, seinem ältern Bruder Georg IV., er auf dem großbritannischen Thron folgte, in seiner Jugend als Herzog von Clarence mit einem deutschen Mädchen von keineswegs königlichem oder fürstlichem Geblüt, sondern einfach adelicher Herkunft heimlich vermählt gewesen ist — mit Karoline von Linsingen, der am 27. November 1769 geborenen jüngsten Tochter des hannoverischen Generals Wilhelm von Linsingen und seiner Gattin, die gleichfalls eine von Linsingen vom Oberhofe war.

Die Documente für diese, wie sich wol von selbst versteht, lediglich vom Herzen dictirte Verbindung des britischen Prinzen mit der in ihren jungen Jahren gewiß sehr reizend erschienenen Hannoveranerin, die Briefschaften u. dgl., gingen aus dem Besitz ihrer Tochter aus späterer, mit dem Arzt Dr. Meinecke geschlossener Ehe in denjenigen des verstorbenen Freiherrn Karl von Reichenbach (des bekannten Entdeckers des Od) über und sind aus dessen Nachlaß nebst seinen handschriftlichen Darstellungen der Verhältnisse und Persönlichkeiten jetzt ans Licht getreten. Von Reichenbach

selbst rührt denn auch das folgende stimmungsreiche und eigenthümlich anziehende Charakterbild Karolinens her:

Sie war — das ist nicht zu leugnen — eine culturhistorisch merkwürdige Erscheinung. Wenn sie auch nicht mit einem königlichen Prinzen durch zarte Bande vereinigt gewesen wäre, sie hätte immer noch Anspruch auf ein hochgradiges Interesse. Ihre Gedichte, Klopstockisch überschwenglich, ihre Briefe, geistvoll, aber sentimental, an die Werther-Periode gemahnend, ihre seltsamen spätern Krankheiten und somnambulen Zustände, ihr Scheintod, der tragische Gegensatz ihrer empfindsamen Natur zur Wirklichkeit, der Kampf einer hochgespannten Seele gegen die widerstrebende Welt, ihre freiwillige Entsagung und ihr trauriger Ausgang — das alles gibt überreichliches Material zu einer hochbedeutsamen Culturstudie. Nun kommt noch hinzu, daß es ein Königssohn war, auf dessen Haupt nachmals die Krone von England schimmerte, der sie liebte und sich mit ihr heimlich vermählte — sie dann verließ und in den Armen einer Schauspielerin sich zu entschädigen suchte für sein verlorenes Glück, während sie in edler Selbstverleugnung auf ihre Rechte verzichtete in der Meinung, dem Prinzen im Wege zu sein, einem andern, wenn auch braven, jedenfalls ihrer nicht ganz ebenbürtigen, innerlich mit ihr nicht harmonischen Manne die Hand reichte und an dessen Seite in der so recht gewöhnlichen, hausbackenen Art einer Ehe verkümmerte. Ja, das ist ein tief erschütterndes Lebensbild, reich an hellschimmernden Lichtern, doch auch dunkeln Schatten!... Karolinens Bund mit dem Herzog von Clarence läßt alles, was wir über sie erfahren, in anderm Lichte erscheinen; er gibt ihren Briefen eine höhere Bedeutung, ihrem Leben einen ungewöhnlichen Hintergrund — verleiht ihr mit einem Worte historischen Charakter.

Folgendes sind kurz die Daten des wundersamen Lebenslaufs: Im April 1790 kommt der fünfundzwanzigjährige Herzog nach Hannover, wo er und die noch nicht einundzwanzigjährige Karoline zum ersten mal sich sehen. Der Prinz wurde unter die Obhut von Karoline's Vater gestellt und scheint mit ihm in demselben Hause gewohnt zu haben. Ein Jahr später gab Karoline ihre Einwilligung zur Verbindung, und am 21. August 1791, dem Geburtstage des Prinzen, fand die heimliche Trauung statt. Karoline hatte sich bedungen, noch ein ganzes Jahr, von der Hochzeit ab gerechnet, ihre Jungfräulichkeit zu bewahren. So wurde es gehalten. Im Juni 1792 weigerte der Vater Linsingen heftig die Fortdauer des entdeckten Liebesverhältnisses, der Prinz versuchte einen Selbstmord, und der dabei verwundete Vater willigte endlich in bedingte Duldung. Am 21. August 1792 gelobter- und zugestandenermaßen Vollzug der Ehe, einige Tage später Entdeckung der Ehe an die Aeltern beider Liebenden. Im November Fehlgeburt Karoline's und Abreise des Prinzen nach England.

Im Jahre 1793 verfiel Karoline in schwere Nervenkrankheit. Sie schien schließlich ihren Leiden erlegen zu sein und sollte begraben werden. Aber sie ist nur scheintodt — einzig und allein der Dr. Meinecke erkennt ihren Zustand als Starrkrampf, und es gelingt ihm, das Begräbniß abzuwenden und die Schlummernde zu erwecken. Sie reicht dankbar ihrem Retter, der sie liebt, die Hand — das Herz wol kaum dazu, das ihr ja nicht mehr und auch nicht wieder gehörte. Das besaß nach wie vor Prinz Wilhelm, selbst wenn er darauf verzichten mochte.

Im Jahre 1796 wird Karoline Mutter eines Knaben, der 1810 starb, 1797 Mutter einer Tochter, die, verheirathet, sie überlebte. Am 31. Januar 1815 stirbt Karoline in Blanske, wo sie auch beerdigt liegt. Um das Jahr 1832 folgte ihr Meinecke, zuletzt Custos des naturwissenschaftlichen Museums in Brünn, ins Grab.

Zwei Stellen aus dem Briefwechsel zwischen dem Prinzen und seiner ihm heimlich Vermählten mögen den dramatisch bewegten Schluß unsers Artikels bilden. Karoline's Bruder hat dem Prinzen (im Jahre 1795) mitgetheilt, daß dieselbe ihn freizugeben und sich mit dem um sie werbenden Dr. Meinecke zu verbinden gedenke. Hierauf schreibt jener in höchster, leidenschaftlichster Ekstase an die — wie es doch wenigstens auf dem Papier scheint — noch immer Heißgeliebte unter anderm Folgendes:

Glaubtest du, ich würde eine Kleinigkeit zu erhalten suchen und deine Liebe hingeben, für die ich tausend Welten verlieren wollte? Nun denn, noch in diesem Augenblick bin ich William, dein William, nur dein, und in deinen Armen noch immer König der Welt, aber nicht Königssohn. ... Noch begreife ich das Unbegreifliche nicht — nein nein! mein Weib liebt ewig!... Noch vor drei Monaten konntest du mit heißer Sehnsucht den Baum umfassen, in den ich unsere Namen schnitt, als ich dir gelobte, mein geliebtes, liebendes, blühendes Weib, dich als Schwester zu behandeln, so lange sie es heischte — und jetzt! Du täuschest mich und dich — laß nicht diese Hoffnung meine Mörderin werden, löse meine Bande, sei mein, oder ich fluche der Tugend selbst. ... O Weib, Weib, ewig bin ich dein, nie nennt eine andere deinen William den Ihren!

Karoline gibt auf diese Ergüsse zwar die Antwort, daß es bei ihrem Entschluß bleiben müsse, aber um so mehr gönnt sie es sich offenbar, nochmals gleichfalls ihr ganzes Empfinden, Begehren, Sein auszuströmen und in Eins mit dem seinigen fließen zu machen. Wir lesen z. B. in der Antwort:

Mit glühenden, zitternden Lippen habe ich jetzt dein Bild geküßt, dem du so oft, in den seligsten Stunden, die Küsse wieder raubtest, die ich ihm gab — wenn ich im Scherz mit dem Original zürnte — Gott, wohin verliere ich mich! ... Von jenem Bildniß trennt mich nicht das Grab, ewig ruht es an dem Herzen, an das es William selbst legte und in dem es nie stirbt. Selten werde ich es sehen, denn ich will meinen Gatten sanft und froh durchs Leben führen; er soll nicht fühlen, daß er nicht meine erste Liebe ist, wenn er es auch weiß! ... Jetzt scheide ich von allen Ansprüchen auf Glück; lebe wohl, Mann meiner einzigen Liebe, William, Bruder, Gatte, Freund, o, es gibt keinen Namen, dich zu nennen, wie mein Herz dich nennt — William, nichts trennt unsere Seelen — aber zum letzten male, Himmel, zum letzten male sagt es dir deine Karoline!

Es gibt, so scheint es dem nüchternen Betrachter der Gegenwart, keine solchen Weiber mehr. Weil es keine solchen Männer mehr gibt? Oder ist es nicht gut, daß es sie nicht mehr gibt, die einen wie die andern? Denn am Ende waren sie alle doch mehr Traumlebende als Lebendige!

Militärische Werke.

1. Der deutsch-französische Krieg 1870—71. Redigirt von der kriegsgeschichtlichen Abtheilung des Großen Generalstabes. Zweiter Theil. Geschichte des Kriegs gegen die Republik. Heft 19: Die Ereignisse auf dem südöstlichen Kriegsschauplatze von Mitte Januar 1871 sowie die Verhältnisse im Rücken des deutschen Heeres und in den Küstenlanden von November 1870 bis zum Waffenstillstande. Mit Karten, Plänen und Skizzen im Texte. Berlin, Mittler u. Sohn. 1881. Gr. 8. 12 M.

Dieses vorletzte Heft des Generalstabswerks enthält den Schluß der Kriegsoperationen in dem denkwürdigen Kriege und beginnt mit der Schilderung des Vormarsches des 2. und 7. Armeecorps über die rauhe, durch Glatteis und Thauwetter fast unwegsame Hochfläche von Langres in das obere Saônethal. Trotz der entgegenstehenden Hindernisse hatte sich der Oberbefehlshaber der Südarmee, General von Manteuffel, zu dieser geraden Richtung auf die Hauptmacht des Feindes entschlossen, weil es vor allem darauf ankam, ohne Zeitverlust den General von Werder mit dem 14. Corps vor Belfort zu unterstützen, nicht ohne sich bei einem etwaigen siegreichen Widerstande desselben die Möglichkeit vorzubehalten, rechts zu schwenken und die Verbindungslinien des Feindes zu bedrohen. Der am 14. Januar begonnene Durchzug durch das Bergland, wobei das 7. Corps die nördlich gelegenen Straßen benutzte und das 2. Corps sich südlich desselben vorbewegte, war am 17. ohne Zwischenfall und ohne ernsthafte Unternehmungsversuche des Feindes von Langres und Dijon aus vollzogen, und am 18. erreichten die Vortruppen beider Corps die Saône. Am Abend dieses Tags erhielt General von Manteuffel die Meldung des Generals von Werder, daß infolge der siegreichen Kämpfe des 14. Corps an der Lisaine die französische Ostarmee ihren Tags zuvor nur vermutheten Rückzug wirklich angetreten habe, und faßte nun bei der so wesentlich veränderten Kriegslage seine wichtigen und erfolgreichen Entschlüsse für die fernern Maßnahmen. In Anbetracht dessen, daß ein Vormarsch in der bisherigen Richtung zwar für die eigene Sicherheit am rathsamsten erscheine und die Vereinigung der drei Corps der Südarmee ermögliche, aber voraussichtlich nur zu Nachhutsgefechten gegen den nach Süden auf seine natürlichen Rückzugsrichtungen geworfenen Feind führen würde, entschied sich General von Manteuffel, seiner ursprünglichen Absicht getreu, dafür, das kühnere Vorgehen, welches den größern Erfolg versprach, zu wagen, d. h. mit dem 2. und 7. Corps südlich zu schwenken, der Ostarmee mit völlig veränderter, nach Osten gewendeter Front entgegenzutreten, ihr die Rückzugslinien zu versperren und sie in die schwierigen Engpässe der schweizerischen Grenze zu drängen.

Während die vor Eingang der letzten Nachrichten für den 19. Januar erlassenen Anordnungen noch die Fortsetzung der Bewegung nach Osten im Auge behielten, aber zugleich schon die wahrscheinliche Rechtsschwenkung vorbereiteten, trat am 20. die entschiedene Veränderung der Marschrichtung ein, wobei das 2. Corps den Drehpunkt machte; General von Kettler mit der verstärkten 8. Infanteriebrigade, wurde mit den Maßnahmen gegen die Vogesenarmee Garibaldi's in Dijon, welche die rechte Flanke bedrohte, beauftragt und hielt diese dort durch wiederholte blutige Gefechte fest.

Am 21. erreichte das 2. Corps Dôle am Doubs, während das auf Besançon gerichtete 7. Corps schon am Dignon auf den Feind stieß, und erst am 22. nach dessen Vertreibung ebenfalls an den Doubs, bis in die Gegend von Dampierre, unter Zerstörung der Eisenbahn vorrücken konnte; das 14. Corps wurde angewiesen, den Abmarsch des Feindes durch kräftigen Angriff zu verzögern, indem man annahm, daß es, demselben an der Klinge bleibend, ihm dahin zu folgen im Stande sein werde, wohin er mit seinen Hauptkräften zurückginge.

Am 23. Januar stand General von Manteuffel bereits auf der geraden Linie von Besançon nach Lyon. Das 7. Corps befand sich mit seinen beiden Divisionen nördlich und südlich des Doubs, wo das an der Eisenbahn von Besançon nach Süden liegende Quingey in Besitz genommen und die Eisenbahnbrücke in der Nähe dieses Orts zerstört wurde; weiter südlich gelangte das 2. Corps bis Mont-sous-Vaudrey, den Knotenpunkt der drei nach Pontarlier über Salins, Arbois und Poligny führenden Straßen, auf denen Patrouillen vorgeschickt, aber durch Gewehrfener zurückgewiesen wurden; dagegen kam das 14. Corps nur bis Baume les Dames, 30 Kilometer östlich von Besançon. Gegen diesen Ort von Westen und Südwesten her blieb das 7. Corps am 24. stehen, um etwaigen Ausfällen begegnen zu können, wogegen das 2. Corps mit seinen Spitzen Mouchard an der Eisenbahn nach Lyon erreichte; für die wahrscheinlichsten Fälle der Versuche des Feindes, dem die gerade Straße nach Süden verlegt war, sich zu retten, theilte der Oberbefehlshaber den Generalen seinen Willen im voraus mit, damit sie im Stande wären, rasch und zweckentsprechend zu handeln. Inzwischen hatte General Bourbaki seine Armee von der Lisaine auf Besançon zurückgeführt, um sie dort wiederherzustellen, und wollte am 24. die 4 Corps rings um die Festung versammeln; mit dem 24. Corps gelang ihm dies indeß nicht mehr; denn dieses schlug, als es durch die Truppen des Generals von Debschitz angegriffen wurde, schon die Straße nach Pontarlier ein. Da der französische Oberbefehlshaber nach den Vorkommnissen der letzten Tage sich das Gefährliche seiner Lage nicht verhehlen konnte, berief er am 24. Januar einen Kriegsrath, der, auf ein Durchschlagen nach Westen verzichtend, sich für den Rückzug auf Pontarlier als den einzig möglichen Ausweg erklärte.

Die weitere Darstellung schildert dann übersichtlich,

wie nach dem Vorrücken des 14. Corps am Doubs an die Stelle des 7. Corps vor Besançon das freigewordene Corps nebst der Armeereserve unter General von der Goltz von Westen, das 2. Corps von Westen und Südwesten, die 4. Reservedivision, die Detachements von Zimmermann und von Debschitz von Norden her mit jedem Tage sich kräftiger zusammenzogen und endlich die nach dem versuchten Selbstmorde Bourbaki's unter General Clinchant bei Pontarlier versammelte französische Ostarmee am 1. Februar nach hartnäckigem Gefechte zwangen, über die schweizer Grenze zu treten. Während dort 80000 Mann die Waffen niederlegten, waren thatsächlich nur die Cavalerie des Generals Crémer, die Cavaleriedivision des 15. Corps, einige andere Reiterregimenter und die 1. Division des 24. Corps, diese allerdings nur einige hundert Mann stark, nach dem südlich angrenzenden Ain-Departement entkommen. Hierauf folgen die Operationen des Generals Hann von Weyhern gegen Dijon, welches am 1. Februar ohne Widerstand besetzt wurde, und die Maßnahmen bei Besetzung der Departements Jura und Côte d'Or durch die Südarmee bis zum 14. Februar, an welchem Tage die Nachricht von dem für den Südosten abgeschlossenen Waffenstillstande eintraf. Weiterhin folgt die fortgesetzte Schilderung der Belagerung von Belfort seit der Schlacht an der Lisaine.

Nach dieser war der Angriff mit vermehrten Kräften wieder aufgenommen worden: der Wegnahme des Gehölzes le Taillis und der Erstürmung des Dorfes Pérouse, welche den Angriff auf die beiden Perches flankirten, schloß sich die Aushebung der ersten Parallele gegen diese, und nach dem verunglückten Sturmversuch am 27. Januar die weitere Annäherung durch Laufgräben ohne wesentliche Störung an. In der Nacht zum 6. Februar gelangte man so bis an den Graben vor Basses-Perches, während auch die Anlage von Batterien sowol gegen die Stadt wie gegen die Perches ausgeführt wurde, und deren heftiges Feuer endlich dem Angreifer die artilleristische Ueberlegenheit verschaffte. Die Perches-Forts waren niedergekämpft, wurden vom Feinde geräumt und am 8. Februar besetzt. Nun schritt man zur Anlage von 10 Batterien, welche das Schloß beschießen sollten; am 13. Februar standen 97 Geschütze bereit, um am folgenden Tage ein vernichtendes Feuer zu eröffnen, während der Ingenieurangriff seinen Fortgang nahm. Auf die zuvor von dem General von Treskow an den Commandanten gerichtete Aufforderung zur Uebergabe folgten am 15. längere Verhandlungen, welche am 16. zum Abschluß führten. In der rühmlich vertheidigten Festung wurden 341 Geschütze (56 demontirte), 356 Laffetten (119 zerschossene), 22000 Handwaffen, viel Geräth, Munition und Proviant vorgefunden; die Besatzung hatte 32 Offiziere, 4713 Mann, das Belagerungscorps 88 Offiziere, 2049 Mann verloren.

Der folgende Abschnitt „Ueber die Verhältnisse im Rücken des deutschen Heeres" leitet die Uebersicht aller zur Unterstützung der Operationen dienenden Anordnungen und Begebenheiten ein; er berichtet über den Ausbau und den Betrieb der französischen Eisenbahnen, über die Verwaltung der eroberten Provinzen, die Sicherung der Zufuhr der Heeresbedürfnisse, die Kämpfe gegen die Franc-Tireurs und die Einschließung der im Rücken der Armeen gelegenen einzelnen Festungen, von denen das seit August 1870 cernirte Pfalzburg sich am 12. December übergab und das seit Mitte November 1870 beobachtete Longwy, am 17. Januar 1871 von dem unter Oberst von Krenski stehenden Belagerungscorps eingeschlossen und von Feldbatterien unter Feuer genommen, nach sechstägiger Beschießung aus 9 Belagerungsbatterien am 24. Januar 1871 capitulirte.

Den Schluß bildet die Erörterung der Verhältnisse in den deutschen Küstenlanden seit Mitte November 1870.

Von den zahlreichen Beilagen heben wir die Nachweisung sämmtlicher Stäbe und Truppentheile, welche im Feldzuge den General-Etappen-Inspectionen, beziehungsweise den General-Gouvernements und dem Gouvernement von Metz zugewiesen waren, sowie die der Etappen-Inspectionen und eingesetzten Etappen-Commandanturen Ende Januar 1871 hervor. Die große Ausdehnung des südöstlichen Kriegsschauplatzes und die verschiedenen zur Darstellung gelangten Unternehmungen bedingen die größere Zahl der diesem Hefte beigegebenen vortrefflichen Karten, Pläne und Skizzen, welche letztern tageweise die Stellung der Armeen veranschaulichen.

2. Der nächste Krieg. Von L. Seguin. Aus dem Französischen von S. Dritte Auflage. Hannover, Helwing. 1881. Gr. 8. 3 M.

Der französische Verfasser des in Paris vor einiger Zeit erschienenen Buchs, welches in der vorliegenden Uebersetzung bereits große Verbreitung gefunden hat, will unter dem Aufsehen erregenden Titel den zukünftigen Krieg zwischen Frankreich und Deutschland verstanden wissen, für dessen Ausbruch die höchste Wahrscheinlichkeit vorliege, der aber ebenso wol erst in einigen Jahren als auch schon innerhalb der nächsten Monate stattfinden könne. Für gewiß hält Seguin dessen Unvermeidlichkeit und führt für dieselbe verschiedene Beweise auf, von denen zwei allerdings als vollgültig anerkannt werden müssen, solange die öffentliche Meinung in Frankreich sich nicht durchgreifend ändert.

Erstens ist Frankreich, gewohnt, gegen Coalitionen zu kämpfen, von Deutschland allein so gründlich besiegt worden, daß es um Gnade bitten mußte; der französische Nationalstolz hat diese Demüthigung tief empfunden, und infolge der verletzten Eigenliebe besteht das Gefühl, daß die Angelegenheit als militärische Ehrensache mit den Waffen ausgetragen werden müsse. Ferner wird in Frankreich durch die Presse und allerhand sonstige Mittel bis heute die Meinung verbreitet und auch vom Verfasser aufgestellt, man habe in verbrecherischer Schwäche, um den Frieden zu erreichen, Fleisch von seinem Fleische der Unter-

jochung preisgegeben, und sei zu dem Entschluß verpflichtet, auf die dahingeopferten Kinder Elsaß und Lothringen nicht ohne die äußersten Anstrengungen zu verzichten. Natürlich bleibt dabei unberücksichtigt, daß diese Provinzen eine urdeutsche, während der zweihundertjährigen Herrschaft der Franzosen allerdings mit mancherlei fremdartigen Elementen vermischte Bevölkerung haben, und Seguin nimmt mit vollem Rechte an, daß Deutschland niemals gutwillig auf die Abtretung der wiedergewonnenen Grenzlande eingehen werde.

Geringe Wichtigkeit ist dagegen den Beweggründen beizumessen, die für Deutschlands Neigung zu einem Kriege gegen Frankreich angeführt werden; denn Deutschland kann eine Erweiterung seiner Grenzen nach Westen hin kaum wünschen und wird um geringfügiger Grenzberichtigungen willen nicht die Opfer an Menschen und Geld bringen, welche ein voraussichtlich langer und sehr blutiger Krieg gegen Frankreich erfordert. Nur ein Franzose kann die Ansicht hegen, daß die deutsche Regierung sich in einen Kampf mit dem Erbfeinde stürzen wolle, um die durch einen langen Frieden gelockerten Bande Deutschlands wieder zu befestigen und sogar die kleinern Bundesstaaten zu beseitigen, sowie um mit Hülfe eines glücklichen Kriegs gegen die Republik Frankreich der wachsenden Unzufriedenheit der „republikanischen Partei, welche Thron und Aristokratie verschlingen könnte", Herr zu werden.

Um die Franzosen über die militärische Lage ihres eigenen Landes sowie Deutschlands und der andern europäischen Staaten aufzuklären, wird von Seguin dann eine Darstellung der militärischen Machtverhältnisse der beiden ersten Länder, gegen Ende des Buchs eine kürzere Zusammenstellung auch der letztern gegeben. Zu dem Behufe ist, wie die Vorrede besagt, eine ungeheure Menge von Schriftstücken benutzt worden, wodurch sich im zweiten Theile einige Irrthümer eingeschlichen hätten; wir constatiren, daß deren sehr viele auch im ersten Theile sich vorfinden, und daß sehr unzuverlässige Quellen benutzt sein müssen, demnach die Angaben keineswegs Vertrauen verdienen.

Zum Beweise unsers ungünstigen Urtheils über den statistischen Theil möge zunächst der Hinweis auf die groben Irrthümer dienen, welche betreffs der militärischen Leistungsfähigkeit des Deutschen Reichs in dem Buche vorhanden sind; wir glauben auf deren Aufzählung und Berichtigung verzichten zu können, da sie deutschen Lesern sofort in die Augen fallen werden.

Demnächst bemerken wir, daß das Buch mit einer Vergleichstabelle schließt, welche die Zahl der für eine Offensive gegenwärtig verfügbaren Combattanten aller europäischen Staaten angibt und die zur Beurtheilung des Werths der Allianzen wichtig und brauchbar sein könnte, wenn die Zahlen nicht total unzuverlässig wären. Zum Belege dafür, wie unrichtig Seguin die Streitkräfte der Staaten abschätzt, führen wir die für die Großmächte angegebenen Zahlen an: Deutschland 756000 Mann (ohne die Landwehr von Elsaß-Lothringen), Frankreich 648000 Mann (mit Territorialarmee und Marinesoldaten nur 977000 Mann), Oesterreich-Ungarn 650000 Mann, Italien 310000 Mann, Rußland 300000 Mann, England 60000 Mann; demnach könnte Deutschland dritthalb mal so viel Truppen außerhalb seiner Landesgrenzen verwenden als Rußland, dem in dieser Beziehung selbst Italien überlegen sein soll; solche Behauptungen brauchen wol nicht erst widerlegt zu werden. Aber auch über die mögliche Kriegsstärke des französischen Heers wird ein statistisches Material beigebracht, das wenig verläßlich ist und eine Unkenntniß der Aufstellungen der französischen Generale Lewal und Charetton sowie des im Januarheft 1879 des „Journal des sciences militaires" enthaltenen beachtenswerthen Aufsatzes: „Étude comparative des ressources militaires de la France et de l'Allemagne au commencement de l'année 1879", an den Tag legt. Erwähnen wollen wir, daß es unrichtig ist, die Kriegsstärke der Compagnien auf nur 200 Mann und die gesammte Feldinfanterie des stehenden Heeres einschließlich der vierten Bataillone auf nur 507100 Mann anzunehmen; die 634 Linienbataillone des französischen Heeres werden bestimmt in derselben Kriegsstärke wie die deutschen ausrücken, wofür die Zahl der im Cadregesetz angegebenen Offiziere und Unteroffiziere spricht. Daß die geringe Friedensstärke der französischen Compagnien und die behufs einer möglichst schnellen Mobilmachung angeordnete Ergänzung der Infanterie aus den der Garnison zunächst gelegenen Bezirken zu Anfang manche Schwierigkeiten bereiten könnte, und daß die auf Kriegsstärke gebrachten Compagnien, bei denen die Offiziere und ihre Untergebenen einander unbekannt sind, des innern Zusammenhalts entbehren, glauben wir gern; es ist oft in der französischen Militärliteratur als Grund für die Verminderung der Zahl der Compagnien angeführt worden.

Die französischen Infanterieregimenter rücken übrigens nicht mit 4, sondern zunächst mit 3 Bataillonen ins Feld; aus dem größten Theil der vierten Bataillone werden 8 Reserve-Divisionen = 4 Armeecorps Nr. 21—24 formirt; das 19. Corps (Algier) bleibt auch als mobiles Corps bestehen und gibt nur Cavalerie zur Bildung des 20. Corps ab, welches aus überzähligen vierten Bataillonen und einer Division Marinetruppen bestehen soll.

Ebenso unrichtig wie die Angaben über die Formation und Stärke der Infanterie sind die Nachrichten über die französische Artillerie. Außer den 304 fahrenden und 57 reitenden Batterien mit ihren schon im Frieden bespannten 6 Geschützen rücken unzweifelhaft auch die 76 Depotbatterien, die ja auch schon im Frieden sämmtlich bespannt sind, als Reservebatterien der neuformirten Reservedivisionen ins Feld, wodurch sich die Zahl der Feldgeschütze bei der mobilen Operationsarmee unter Anrechnung von 8 fahrenden Marinebatterien von den seitens Seguin angegebenen 2166 auf 2670 erhöht. Dazu könnten auch sofort die 12 in Algier befindlichen Batterien hinzutreten, und nach Bedürfniß wäre man im Stande, für die aus Territorial-

truppen gebildeten Armeecorps zweiter Linie von Hause aus 2 Feldbatterien für jedes Territorial-Artillerieregiment zu formiren und demnächst successive 3, 4 bis zu 8 Batterien.

Uebrigens wird sodann die Territorialarmee ihrer Bedeutung nach unterschätzt, wenigstens die Infanterie und Artillerie, welche in den letzten Jahren Uebungen mitgemacht und dadurch einigen Halt gewonnen haben; wenn sie auch nicht so gut ausgebildet sein mögen als die deutsche Landwehr, so werden sie doch zunächst als Besatzungs- und nach Verlauf von einiger Zeit als Reservetruppen Verwendung finden können. Was die Cavalerie anbelangt, so dürfte die Beschaffung der Pferde allerdings große Schwierigkeiten verursachen.

Bezüglich der militärischen Leistungsfähigkeit Rußlands zeigt sich in der Darstellung Seguin's ein übertriebenes Mistrauen; es soll „noch niemals 250000 Mann ins Feld gestellt haben"; es wird bezweifelt, daß die im Frieden bestehenden, als bestehen sollend bezeichneten Reserve-Cadrebataillone durch Einziehung der Beurlaubten aus ihren Stammcompagnien Bataillone, die Reservebatterien aus ihren Zügen Batterien formiren können u. s. w. Wenn auch namentlich die Besetzung der Offizierstellen große Schwierigkeiten bereiten wird, so ist doch die Aufstellung der Reserve- und Ersatztruppen so zweckmäßig vorbereitet und es sind so starke Friedensstämme vorhanden, daß diese Formationen doch nicht blos als auf dem Papier vorhanden anzusehen sind. Als offenbare Irrthümer sind zu bezeichnen: die Angabe, daß während des letzten Türkenkriegs die 6 mobilen russischen Corps bei Ueberschreitung des Pruth zusammen nicht stärker als 130000 Mann gewesen; daß die Depots der Armee, als sie die Donau überschritten hatte, gänzlich aufgebraucht gewesen seien und es sogar ungewiß sei, ob sie überhaupt existirt hätten; daß die Kosacken außer den 8 Donbatterien des stehenden Heeres noch 60 Batterien zu 3 Geschützen im Kriege stellen sollen.

Abgesehen von den werthlosen Angaben des Buchs über die Organisation der europäischen Heere bietet es doch recht interessante Mittheilungen verschiedener Art, wozu wir rechnen: die Urtheile des Verfassers über die höhern Truppenführer des französischen, dann des deutschen Heeres, die Mittheilungen über einige Verhältnisse des französischen Offiziercorps, über die Verwendbarkeit der besondern Formationen der Territorialarmee, über die Mobilmachung der französischen Armee, die Kritik der Tüchtigkeit der einzelnen Waffengattungen des deutschen und französischen Heeres, die Aeußerungen über die Aussichten einer französischen Offensive bis zur Elbe, welche zwischen Torgau und Magdeburg überschritten werden soll, sowie eines Vorgehens der deutschen Heere gegen Paris, ferner die Betrachtung über die Chancen, welche die Theilnahme Rußlands und Oesterreichs an dem nächsten Kriege zwischen Frankreich und Deutschland darbieten könnte, indem sich eine Allianz Frankreichs mit Rußland erwarten ließe.

3. Krieg mit Rußland! Den Deutschen eine Warnung, den Deutschen eine Hoffnung. Von Leon Sperber-Niborski. Erster Theil. Löbau Westpr., Skrzeczek. 1881. Gr. 8. 75 Pf.

Der Verfasser dieser Schrift, wenn er auch an der Richtigkeit der Voraussage zweifelt, daß in hundert Jahren die Germanen und Romanen in Europa gegenüber den sich in weit größerm Maße vermehrenden Slawen kaum noch in Betracht kommen würden, hegt doch die feste Ueberzeugung, daß es in nicht ferner Zeit mit Naturnothwendigkeit zum offenen Kampfe zwischen Germanen und Slawen kommen müsse. In dieser Voraussicht glaubt er mit Erfolg die Frage erörtern zu können, ob die körperlichen und intellectuellen Kräfte des Germanenthums und des Slawenthums gegenwärtig in einem solchen Verhältniß zueinander stehen, daß bei einem Kampfe um die Weltherrschaft dieser oder jener Rasse der Sieg gesichert erscheint.

Der Verfasser stellt als Repräsentanten der beiden Rassen Deutschland und Rußland hin und macht es zur Aufgabe seiner Schrift, zu schildern, welche Kräfte, namentlich militärische Kräfte Rußland dem Deutschen Reiche entgegenzustellen vermag, wie groß die Wahrscheinlichkeit eines Kampfes dieser beiden Reiche sei, und welches die Folgen eines solchen sein würden.

Der vorliegende erste Theil beschäftigt sich ausschließlich mit dem Charakter und den Fähigkeiten der russischen Völkerschaften, die den Krieg gegen die Deutschen sehnlichst wünschen sollen, und zerfällt in drei Kapitel. Das erste lehrt die Bewohner Westrußlands kennen, mit denen es Deutschland im Falle eines Kriegs fast ausschließlich zu thun haben würde; als solche werden die eigentlichen Russen, die Polen, Litauer, Letten und Deutschen einschließlich der Juden in Betracht gezogen und ein lebhaftes Bild von ihren Eigenschaften und Sitten, ihrer Bildung, ihrem Glauben, ihren Einrichtungen, Gewohnheiten, Leistungen und Gesinnungen gegen Deutschland entworfen, wonach sie für dieses nicht gefahrdrohend wären. Als Ergebniß dieser Betrachtungen stellt sich für das Verhalten der Bewohner Westrußlands bei einem etwaigen Kriege zwischen Deutschen und Russen etwa Folgendes heraus: die deutschen Colonisten und die Juden würden erstere mit offenen Armen empfangen; die Litauer sich freundlich verhalten, sobald sie überzeugt sind, daß ihnen die Ausübung des katholischen Gottesdienstes erleichtert wird; Letten, Liven, Esten nur deshalb opponiren, weil es ihnen unglaublich scheint, daß der Germane das Recht ihrer Nationalität ehren werde; die Polen nebst den unirten Kleinrussen sich den Deutschen anfangs als Freunde zeigen in der Hoffnung, dadurch wieder zu einem selbständigen Staatswesen zu gelangen, hingegen, schlüge diese Hoffnung fehl, unversöhnliche Feinde der Deutschen werden, ebenso wie die Russen es von Anfang an sein würden, während der deutsche Adel der Ostseeprovinzen nur dann auf die deutsche Seite treten würde, wenn ihm seine gegenwärtigen Vorrechte gewährleistet und die früher verlorenen wieder erstattet würden.

Im zweiten Kapitel, „Die polnische Bundesgenossenschaft" betitelt, wird näher auf den Charakter des polnischen Volks eingegangen, weil dasselbe nach Ansicht vieler in einem künftigen Kriege zwischen Deutschland und Rußland eine große Rolle spielen könnte. Zu diesem Zweck wird eine Episode aus einem der Aufstände gegen die russische Obmacht erzählt, aus der man lernt, daß im Leben des Polen ein sehr wichtiges Moment, viel wichtiger als bei andern Völkern, die Religion, der unverfälschte Katholicismus ist, daß er daher nicht allein für die staatliche Unabhängigkeit, sondern vor allem für seinen Glauben kämpft, und daß auch mit seinem durch die Vaterlandsliebe geheiligten Aberglauben von demjenigen gerechnet werden müsse, der mit ihm ein Bündniß eingeht.

Das Schlußkapitel wird der Charakteristik der Hauptmasse der Bewohner Rußlands, den 40 Millionen des großrussischen Volks gewidmet; der competente Verfasser zeigt in vorurtheilsfreier Schilderung, wie sowol bei den Bauern als auch bei dem reichen Adel und den hohen Beamten den Lichtseiten sehr große Schatten gegenüberstehen, bei den Bauern Trunksucht, Hang zur Trägheit und zum Betrug, bei den Beamten Unterschlagung, Bestechlichkeit und Erpressung.

Mit diesem Ueberblick von der empfehlenswerthen Schrift scheidend, sehen wir mit Spannung dem angekündigten Erscheinen des zweiten Theils entgegen, dessen Kapitel über die russische Armee von besonderm Interesse zu werden versprechen.

Neue Erzählungen.

1. Das Horn von Wanza. Erzählung von Wilhelm Raabe. Braunschweig, Westermann. 1881. 8. 5 M.
2. Immaculata. Erzählung von Ernst von Wolzogen. Leipzig, Reißner. 1881. 8. 3 M.
3. Die Sonntage der Baronin. Novellen von Fritz Mauthner. Zürich, Schmidt. 1881. 8. 4 M.
4. Contraste. Novellen von R. von Fels. Breslau, Schottländer. 1881. 8. 4 M. 50 Pf.
5. Auf schwäbischem Boden. Vier Erzählungen von P. Lang. Stuttgart, Bonz u. Comp. 1881. 8. 2 M. 50 Pf.
6. Neue Judengeschichten von Sacher-Masoch. Leipzig, Morgenstern. 1881. 8. 4 M.
7. Kleine Novellen von E. Hansen. Berlin, Prüfer. 1881. 8. 2 M. 50 Pf.
8. Mit dem Bleistift. Geschichten und Skizzen von Ferdinand Groß. Leipzig, Reißner. 1881. 8. 4 M.

Der Reiz der neuen Erzählung von Wilhelm Raabe: „Das Horn von Wanza" (Nr. 1), läßt sich schwer mit kalten kritischen Worten beschreiben. Ich habe während der Lektüre die Empfindung gehabt, als ob ich vor einem prächtigen Gemälde stände, welches mir eine einsame Waldpartie im märchenhaften Glanze des Mondes zeigt. Knorrige Eichen und Buchen mit unförmlichen Aesten und zierlichen schwankenden Zweigen stehen im Vordergrunde; zu beiden Seiten und zwischen ihnen hindurch sieht man in die dunkeln Gründe des Waldinnern. Wie ein solches Bild, welches nur einen einzelnen Theil des Waldes darstellt, uns dennoch die Mächtigkeit und Weite des ganzen Waldes ahnen läßt, so wirkt auch Raabe's poetisches Gemälde, und doch hat dasselbe mit Wald und Mondschein äußerlich gar nichts zu schaffen. Es ist vielmehr ein Stück kleinstädtischen Lebens, mitten aus dem Wirrwarr der großen Welt herausgerissen. Ein junger Student wird im Jahre 1869 von seinem Vater, der Landarzt im Lüneburgischen ist und eine zahlreiche Familie zu ernähren hat, zu einer alten Tante nach der Goldenen Aue ausgeschickt. Der Student hatte dieselbe nie kennen gelernt, und auch der Vater war seiner Schwägerin nur flüchtig bei ihrer Hochzeit begegnet. Die Tante lebt in dem kleinen Neste Wanza an der Wipper, und der Student macht sich beklommen, hoffnungsvoll auf den Weg dahin. Dies ist nur das Vorspiel der eigentlichen Erzählung, welches sich in leichtern Umrissen fortspinnt und den Rahmen für die Lebensgeschichte der alten Tante gibt. In Wanza angekommen, findet der junge Mann dort ein Trifolium origineller Gestalten: die Tante, eine alte blinde Freundin derselben und einen schon 50 Jahre im Amte befindlichen Nachtwächter. Als Ergänzung zu diesen dreien tritt der Bürgermeister, ein altes Haus der Verbindung, welcher der Student angehört, hinzu. Wie der letztere in allen Wirren herzige liebe Menschen mit komischen Schrullen kennen lernt, schildert der Verfasser ebenso rührend poetisch wie realistisch wahr, ganz so wie wir es bei diesem Meister der Erzählungskunst gewohnt sind, wenn er aus dem Haufen modern nivellirter Menschen die Originale herausfischt. Er hat ein merkwürdiges Geschick darin, diese anscheinend so unbedeutenden Wesen transparent zu erleuchten, sodaß ihr reiches Seelenleben klar vor den Augen des Lesers daliegt. Gerade in die Zeit, wo der Student sich in Wanza aufhält, fällt das funfzigjährige Jubiläum des Nachtwächters und des ersten Tags, den die Tante in Wanza verlebte. Die fünf sprechen dies miteinander durch, und bei der Gelegenheit erfahren wir die vielverschlungenen Schicksale der alten Dame und des alten Mannes. Bald erzählt der eine, bald der andere; ein Bild der Vergangenheit rollt sich vor uns auf, welches mit gesättigten Farbentönen gemalt ist. Ich würde den poesievollen Blütenstaub verwischen, wenn ich hier eine kurze Skizze dieser Geschichte gäbe; bei Raabe trägt eben jedes einzelne in intensiver Weise zur Wirkung des Ganzen bei. Auch auf eine Erklärung des sonderbar klingenden Titels verzichte ich: es handelt sich um das Horn des Nachtwächters Martin, der in der Erzählung eine wichtige Rolle spielt. Noch einmal möchte ich auf das oben angeführte Gleichniß zurückkommen:

wie ein schönes Waldbild uns den Wald in seiner ganzen Größe und Schönheit vergegenwärtigt, so gibt auch der Abriß aus dem Leben der alten Frau eine lebendige Anschauung von der unglücklichen Zeit der Franzosenherrschaft und der darauffolgenden Epoche des deutschen kleinstädtischen Lebens, ohne daß die Geschichte anekdotenhaft, wie gewöhnlich in historischen Erzählungen, ausgenutzt wird.

In eine ganz andere Welt führt uns die Erzählung „Immaculata" von Ernst von Wolzogen (Nr. 2). In der Vorrede glaubt der Verfasser voraussschicken zu müssen, daß die Motive seiner Erzählung durchaus nicht aus der Luft gegriffen, sondern einer Quelle entnommen sind, die den Kennern der criminalistischen Literatur kaum unbekannt sein dürfte. Ich weiß allerdings nicht, wo diese Quelle zu suchen ist, glaube aber gern, daß die etwas unwahrscheinlichen Voraussetzungen der Wirklichkeit angehören. Ob dies aber genügt, dieselben künstlerisch zu verwerthen, ist eine andere Frage, welche ich nicht unbedingt bejahen möchte. Eine junge italienische Wirthstochter verfällt in Starrkrampf. Die Aeltern halten sie für todt, als selbst brennender Siegellack, der ihr in die Hände getropft wird, sie nicht zum Leben erweckt. Ein junger Mönch erbietet sich, die Nacht vor ihrem Begräbnisse an ihrem Bette zu wachen. Was in dieser Nacht geschieht, läßt der Verfasser nur ahnen; das Mädchen ist zum Leben erwacht; der Mönch verfällt in schwere Nervenkrankheit; überall aber wird ausgesprengt, daß ihm das Wunder der Todtenerweckung mit Gottes Hülfe geglückt sei. Nun bemächtigen sich die Pfaffen der Umgegend dieses Wunders und preisen das junge Mädchen als eine Heilige, welche diesem frommen Betrug, in Selbsttäuschung befangen, Vorschub leistet. Sie erinnert sich ihrer Träume, sie erzählt von dem Heiland, welcher sie im Himmel an seine Brust gedrückt und innig geküßt habe. Eine verzehrende Sehnsucht nach diesem Himmelsgenusse verwirrt ihren Geist, ihr Gemüth, untergräbt ihre Gesundheit, und als sie Mutterfreuden herannahen fühlt, wächst ihre krankhafte Ekstase ins Unendliche, und die Pfaffen reden ihr und dem Volke ein, daß sie eine zweite unbefleckte Mutter Gottes sei. Ich glaube, daß dieser Stoff, so interessant er für Aerzte und Psychologen sein mag, einer Unterhaltungslektüre nicht zu Grunde gelegt werden darf. Er gibt keine Gelegenheit für ein freundliches, versöhnendes Licht; die auftretenden Gestalten, die mit dem Aberglauben in häßlicher Weise eine Puppenkomödie spielen, sind durchweg antipathisch: die betrügerischen abgefeimten Pfaffen, das krankhafte Mädchen, die bigote Mutter, der halb wahnsinnig werdende Vater und der verbrecherische, später in seiner Reue tief zerknirschte junge Mönch passen so, wie sie in dieser Erzählung gruppirt sind, in eine ästhetische Anschauung nicht hinein. Die klare anschauliche Diction der Erzählung kann den Widerwillen des Lesers gegen den Stoff, welcher jeden herzerhebenden und ästhetischen Genuß unbedingt ausschließt, nicht ersticken.

In den „Sonntagen der Baronin" von Fritz Mauthner (Nr. 3) begegnen wir einem wohlbekannten Autor, der sich hauptsächlich durch seine feuilletonistischen und novellistischen Arbeiten schnell einen Ruf erworben. Dieses neueste Werk von ihm enthält Skizzen und Erzählungen, welche im Salon einer Baronin von deren Gästen der Reihe nach erzählt werden. Diese Einkleidung à la Dekamerone erscheint mir nicht besonders glücklich, da die erzählenden Personen nur leichthin skizzirt sind und über das Niveau gewöhnlicher Salonhelden und Salonheldinnen nicht besonders weit emporragen. Desto anmuthender sind die Erzählungen selbst, besonders dort, wo der Verfasser jede philosophische Tendenz beiseite läßt und einfach nach der Natur und dem Leben schildert. Hierin ist er außerordentlich gewandt, aber es wirkt geradezu störend, wenn lange philosophische Gespräche über Cultur, Convention u. s. w. eingeflochten werden. Es weht ein Hauch pessimistischer, bisweilen in Galgenhumor übergehender Weltanschauung durch diese Ausflüge aufs philosophische Gebiet, der um so weniger anmuthet, als es schwer ist, sich einen reellen Kern herauszuschälen. Geistreiche Aperçus und Einfälle sind in Menge vorhanden; aber sie werden sämmtlich in jener leichten feuilletonistischen Form servirt, daß sie einem luxuriösen Ballast gleichen, welcher ohne Schaden für die Erzählungen wegbleiben könnte. Die subjectiven Stimmungen des Autors wiegen überdies vor, und es ist gewiß wenigen Lesern gegeben, sich sofort in dieselben hineinzuversetzen. Diese Schattenseiten, welche wesentlich durch die absonderliche Einkleidung hervorgerufen werden, vergißt man indeß bei der Lektüre einzelner Erzählungen von köstlicher Frische und Ausdrucksfähigkeit. Unter ihnen hat mir die Geschichte „Um die schwarze Eiche" mit dem frischen Waldleben, in welches sich die moderne Cultur hineindrängt, am besten gefallen. Sicherlich wird das Buch den Namen des Verfassers wieder um ein gutes Theil populärer machen, und das mit Fug und Recht, denn die Perlen, welche in einer Austernschale geborgen sind, haben denselben Werth wie diejenigen, welche auf goldenem Teller präsentirt werden.

Ueber die unter dem Sammelnamen „Contraste" erschienenen Novellen von R. von Fels (Nr. 4) kann ich mit wenigen lobenden Worten schnell hinweggehen. Alle drei zeichnen sich nicht durch Originalität in den Problemen und der Charakteristik aus; sie besitzen aber jenen verständigen Chik, welcher salonfähig macht. Sorgsam in allen Einzelheiten ausgeführt, in der Handlung überraschende Wendungen bietend, und von schöner Diction, variiren sie die bekannten Themata von Liebe und Leid. Ohne in hochgradige Begeisterung zu gerathen, interessirt man sich doch für die Personen und folgt ihren Erlebnissen mit Spannung, so namentlich in der ersten Novelle „Liebe und Leid" und in der dritten „Verschollen". Die Humoreske „Ein Ehescheidungsgrund" ist ein wenig weit ausgesponnen, aber in der Charakteristik der Personen sehr gut gelungen.

Die Novellen „Auf schwäbischem Boden" von Paul Lang (Nr. 5) sind auf historischen Thatsachen aufgebaut und verschmelzen in origineller Weise Geschichte und Dichtung. Die historischen Begebenheiten und Persönlichkeiten hat der Erzähler nur in den Grundzügen überliefert erhalten; er hat dieselben aber fortgesponnen und ist so zu interessanten Resultaten gekommen, die sich himmelweit von den gewöhnlichen Romandecorationen abheben. Die erste Novelle: „Heimo", spielt zur Zeit, als die Römerherrschaft in dem jetzigen Schwaben gegen Ende des 3. Jahrhunderts n. Chr. zusammenbrach. In der Schilderung der damaligen Zustände hat sich Lang offenbar mit Glück Freytag zum Vorbild genommen und ist trotz der dichterischen Erfindung stets historisch geblieben, sodaß man wirklich in den Geist und Charakter jener Zeit einen tiefen Blick thut und doch dabei anmuthig unterhalten wird. Die Novelle „Regisuindis" ist aus legendarischen und historischen Ueberlieferungen zu einem farbenvollen Mosaikbilde zusammengesetzt. Eine sich durch ihren packenden Inhalt (eine Criminal- und Proceßgeschichte) auszeichnende Erzählung ist der „Vicar von Enzweihingen" dem ebenfalls historische Daten zu Grunde liegen, während „An der Wiege eines Philosophen" mehr ein Erinnerungsblatt an Schelling als eine Erzählung genannt werden darf. Die frische Erzählungsgabe des Autors und der glückliche Griff historisch interessanter Stoffe machen die Lektüre des Buchs zu einer sehr anregenden und unterhaltenden. Spielen die Begebenheiten auch sämmtlich in Schwaben, so sind sie doch nicht local in der Darstellung gehalten, können vielmehr den Anspruch machen, in ganz Deutschland bei allen gebildeten Lesern als werthvolle literarische Gabe begrüßt zu werden.

Ein berufener Darsteller des jüdischen Familienlebens ist ohne Zweifel Sacher-Masoch, der in den „Neuen Judengeschichten" (Nr. 6) wieder von seinem großen Talent für solche Schilderungen Zeugniß ablegt. Alle diese Geschichten sind sehr spannend, sie verrathen in jeder Zeile nicht nur den Kenner des jüdischen Familien- und Kleinlebens bis in die zartesten Einzelheiten hinein, sondern auch den genialen Schriftsteller, der allen seinen Beobachtungen plastisches Leben zu geben versteht und in der Aneinanderreihung der einzelnen Bilder ebenso interessant wie geschickt verfährt. Dazu kommt ein frischer Humor, der sich von beißender Satire, zu welchem das jüdische Leben in den kleinen galizischen und polnischen Städtchen wohl Anlaß geben könnte, fernhält. Vielmehr bricht in den ernstern Episoden ein warmes Gefühl durch, welches dem Juden als Menschen völlige Gerechtigkeit widerfahren läßt. Bei Juden und unbefangen fühlenden Christen werden die Geschichten gleichermaßen freundliche Aufnahme finden.

C. Hansen führt uns in seinen „Kleinen Novellen" (Nr. 7) wieder auf das historische Gebiet zurück. In den „Harznovellen aus alter und neuer Zeit" hat er nicht ohne Geschick in eine moderne Liebesgeschichte, gleichsam als Spiegelbild, eine sinnig erdachte und hübsch durchgeführte historische Sage aus der Zeit Heinrich's IV. eingeflochten. Er liebt in der Schilderung die behagliche Breite, welche das Interesse an der Erzählung aber nur selten abschwächt. Auch die kleinen „Skizzen aus Nord und Süd" wissen zu interessiren, ohne gerade durch Originalität aufzufallen.

Zum Schluß seien noch die gesammelten Feuilletons von Ferdinand Groß erwähnt, die unter dem Gesammttitel „Mit dem Bleistift" (Nr. 8) vorliegen. Es sind Plaudereien in durchweg leichtem graziösen Stil, bisweilen humoristisch eine Thorheit oder gar ein Nichts beleuchtend, oft auch wirkliche Schäden im socialen und Kunstleben mit treffender Satire behandelnd. Man glaubt sich sehr harmlos zu unterhalten, wird aber, besonders wenn man Anlage zum Philosophiren hat, unvermuthet auf ernste Themata geführt. Ferdinand Groß besitzt nicht umsonst den Ruhm eines guten Feuilletonisten; er sieht scharf und weiß jedem Dinge eine originelle Seite abzusehen, die er mit Geist und Grazie zu schildern versteht.

Oskar Riecke.

Baker's Schrift über Cypern.

Cypern im Jahre 1879. Von Sir Samuel White Baker. Aus dem Englischen von Richard Oberländer. Autorisirte Ausgabe. Mit einer lithographirten Karte. Leipzig, Brockhaus. 1880. 8. 8 M.

Am 4. Juni 1878 ward zwischen England und der Pforte nachstehender Vertrag abgeschlossen, dessen Artikel 1 lautet:

Sobald Batum, Ardachan, Kars oder eins derselben von Rußland zurückbehalten werden, oder wenn zu irgendeiner spätern Zeit von Rußland der Versuch gemacht werden sollte, von andern Sr. kaiserlichen Hoheit dem Sultan in Asien gehörigen Ländereien, als den durch den definitiven Friedensvertrag bestimmten Besitz zu ergreifen, so macht sich England verbindlich, Se. kaiserliche Majestät dem Sultan bei Vertheidigung derselben mit Waffengewalt zu unterstützen. Dagegen gibt Se. kaiserliche Majestät der Sultan England das Versprechen, zum Schutze der Christen und anderer Unterthanen der Pforte in der Verwaltung dieser Länder die nöthigen, zwischen den beiden Mächten später zu vereinbarenden Reformen einzuführen; um aber England in den Stand zu setzen, die nöthigen Vorkehrungen zur Ausführung seiner Verbindlichkeiten zu treffen, erklärt sich Se. kaiserliche Majestät der Sultan fernerhin bereit, England die Insel Cypern zur Besitznahme und Administration zu überweisen.

Der angeführte, von A. H. Layard und Safvet gezeichnete Vertrag hat nachträglich eine Declaration erfahren, indem weiterhin vereinbart wurde: „daß England der Pforte den gegenwärtigen Ueberschuß der Einnahmen über die Ausgaben der Insel bezahlen und daß dieser Ueberschuß nach dem Durchschnittsertrag der letzten fünf Jahre

berechnet und bestimmt werden solle"; ferner: „daß, wenn Rußland der Türkei Kars oder andere von ihm in Armenien während des letzten Kriegs gemachte Eroberungen wieder zurückgibt, die Insel Cypern von England wieder zu verlassen ist und der Vertrag vom 4. Juni 1878 seine Endschaft erreicht haben solle".

Seit der Ratification dieser Convention, welche nicht leicht in der Geschichte der Diplomatik eine Analogie finden dürfte, sind die Augen der gesammten gebildeten Welt wieder mit erneutem Interesse auf die altberühmte Insel der Aphrodite gerichtet.

Das dem Wunsche, über dortige Zustände informirt zu werden, dankenswerthe Rechnung tragende und mit englischer Gründlichkeit geschriebene Buch Baker's gibt uns ein durchaus anschauliches Bild seiner während eines mehrmonatlichen Aufenthalts daselbst empfangenen Eindrücke. Wir lernen neben den eigenen Erlebnissen des Verfassers Land und Leute und zugleich die Schwierigkeiten, mit denen England zu kämpfen hat, auf das genaueste kennen. Der Autor ist in erster Linie davon überzeugt, daß sein Vaterland mit der Quasi-Erwerbung Cyperns ein schlechtes Geschäft gemacht habe. Er sagt: „Wir haben Cypern pachtweise inne; wir bezahlen 96000 Pfd. St. jährlich für ein ruinirtes Haus und haben keinen Ueberschuß aus der Einnahme, um die nöthigen Reparaturen zu bezahlen."

Dies ist vom Standpunkte des genau calculirenden praktischen Engländers aus gegenwärtig gewiß richtig. In der That ist der fragliche Vertrag formell ein Pacht- oder ein Administrationsvertrag, und die augenblickliche Rentabilität des Pachtobjects mindestens sehr zweifelhaft. Der Umstand aber, daß Cypern trotz alledem factisch dauernd in die Machtsphäre Albions gezogen ist, dürfte für die Zukunft doch entscheidender sein als etwaige momentan zu bringende Geldopfer. Wir sagen mit voller Ueberlegung dauernd; denn daß die in dem Nachtrag der Convention vorgesehenen Fälle eintreten sollten, in denen England sein Pachtgut gutwillig zu derelinquiren gehalten wäre, wird wol kein ernsthafter Politiker annehmen.

Baker gibt übrigens selbst die große Bedeutung der neuen Erwerbung für sein Vaterland zu. Er sagt: „Das wiederhergestellte Arsenal und der Hafen von Famagusta vollenden eine Stellung, welche alle türkischen Küsten am Mittelmeer beherrscht, und in Verbindung mit Griechenland, welches unserer Flotte Korfu als Zufluchtshafen öffnen wird, dürfte die Herrschaft Englands zur See absolut sein bis östlich von Gibraltar." Gegenüber der Besitznahme eines von dem Verfasser selbst als so wichtig bezeichneten strategischen Punktes verschwindet der Uebelstand, daß das reiche Großbritannien „bei einer durchschnittlichen Bruttoeinnahme von 170000 Pfd. St." jährlich die schon oben erwähnten 96000 Pfd. St. an die Türken bezahlt und diese „ohne Mühe und Risico 3½ Procent Zinsen von drei Millionen beziehen".

Uns dünkt das Geschäft aber auch finanziell keineswegs so schlecht. Ein soeben in Pacht genommenes Grundstück — um bei dem Bilde Baker's zu bleiben —, dessen Hülfsquellen schlecht ausgenutzt oder gar unerschlossen sind, wirft eben nicht gleich dem Pächter Schätze in den Schos, sondern erfordert, um seine Zinsen zu bringen oder einträglich zu werden, anfänglich materielle Opfer. An dem nöthigen Betriebskapital, um das herabgewirthschaftete, aber einst wegen seiner Fruchtbarkeit und seiner Mineralreichthümer hochgepriesene Cypern mindestens auf seine alte Höhe zu heben, wird es England sicher nicht gebrechen.

Wenn der Verfasser verlangt, „daß die Insel der Türkei einfach hätte weggenommen und freiwillig England zum Geschenk gemacht werden sollen — als ein Posten, den es unter den möglichen Voraussetzungen einer englisch-türkischen Allianz zu besetzen hätte — mit einem Worte also Cypern sofort ein Theil des britischen Reichs hätte werden müssen", so wäre allerdings durch eine derartige Gewaltmaßregel für sein meerbeherrschendes Vaterland eine noch klarere und noch günstigere Situation geschaffen worden — ob aber auch für die maßgebenden Mächte, dürfte zu verneinen sein.

Oberländer's Uebersetzung ist vortrefflich zu nennen, und sind wir ihm zu Dank verpflichtet, am meisten aber alle diejenigen, denen aus Sprachunkenntniß ohne sein verdienstliches Unternehmen das sehr interessante Baker'sche Werk unzugänglich geblieben wäre.

Konrad von Prittwitz-Gaffron.

Feuilleton.

Ausländische Literatur.

Eine ziemlich werthlose Biographie eines seiner Zeitgenossen ist „Thomas Carlyle" von Moncure D. Conway. Die Beurtheilung des Helden seitens des Verfassers ist eine sehr subjective und oft ganz schiefe, namentlich wenn er ihn einen fanatischen Feind aller Tyrannei nennt. Das einzige Werthvolle im Buche ist der Anhang, der aus Carlyle's Briefen an Alexander Ireland besteht.

Dankenswerther ist jedenfalls „The Life and Speeches of the Right Hon. John Bright, M. P." von George Barnett Smith. Ausländern, die sich des Englischen befleißigen, kann nicht leicht etwas Besseres zur Lektüre empfohlen werden als die Sammlung der Reden dieses echten Volkstribunen, der, trotz des geringen Schulunterrichts, den er genossen, der anerkannt erste Redner seiner Zeit geworden, dem das kräftigste, idiomatischste Englisch zu Gebote steht wie keinem zweiten.

— „A Treatise on Comparative Embryology" von Francis M. Balfour ist das Werk einer neuen wissenschaftlichen Größe in England. Dem Verfasser, dessen im Jahre 1874 erschienenes Erstlingswerk über dasselbe Thema die allgemeine Aufmerksamkeit auf sich zog, steht eine große Zukunft bevor.

— In „The Visions of England" von F. T. Palgrave hat der Verfasser es unternommen, die Geschichte von England

in einer Reihe von lyrischen Formen darzustellen. Der Versuch ist jedoch wenig ansprechend und wird als verfehlt bezeichnet.

Günstigeres läßt sich von Alfred Austin's „Savanarola: a Tragedy" sagen, wenngleich auch diese Dichtung nicht tadellos ist. Gewiß aber überschätzt der Dichter seinen Helden, wenn er ihn in der Vorrede „die interessanteste Erscheinung, mit einer höchsten Ausnahme (Christus), in der Geschichte der Menschheit" nennt.

— In „A Life's Atonement" von D. Christie Murray macht uns die Asher-Collection, in welcher der Roman als der 167. und 168. Band erschienen ist, mit einem neuen Schriftsteller bekannt, der bedeutende Begabung an den Tag legt und eine sehr ergreifende, wenn auch freilich sehr düstere Geschichte zu erzählen verstanden hat. Eine gewisse Aehnlichkeit mit Dickens ist darin nicht zu verkennen. Wie dem auch sei, gewiß lohnt es sich, die Bekanntschaft dieses neuen Romans zu machen, der sich jedenfalls über das Niveau des Gewöhnlichen erhebt.

— Von H. Wallon's „Histoire du tribunal révolutionnaire" ist der fünfte Band erschienen. Er steht den frühern an Bedeutung und Interesse nicht nach, wenngleich, mit Ausnahme von André Chenier, keine hervorragenden Namen in dessen Blättern auftreten.

Ein fernerer hervorzuhebender Beitrag zur unerschöpflichen Geschichte der ewig denkwürdigen Revolution ist „L'école du village pendant la Revolution" von A. Babeau. Der Verfasser weist darin überzeugend nach, daß das vielgeschmähte geistliche Erziehungssystem vor der Revolution durch das neueingeführte seitdem nur zum Nachtheil verändert worden sei.

— Als Klatschbuch erwähnen wir: „Le voyage de Sarah Bernhardt en Amerique" von Marie Colombine. Was für Gehässigkeiten verstecken sich nicht alle unter dem ehrbaren Namen Literatur!

— Unter den neuesten französischen Romanen ragt „Le roman d'un Spahi" von Pierre Loti durch die außergewöhnliche Begabung seines Verfassers hervor. Nächst diesem sei „Perdue" von Henry Greville als sehr empfehlenswerth erwähnt.

— Nach zweimaliger Proceßführung seitens der Verwandten Benjamin Constant's gegen die Veröffentlichung seiner Briefe ist das interessante Buch „Lettres de Benjamin Constant à Madame Récamier" doch endlich erschienen. Am wenigsten zufrieden damit werden die unbedingten Verehrer der Madame de Staël sein, da diese hier von kundiger Hand in einem weniger günstigen Licht gezeichnet ist als gewöhnlich.

Bibliographie.

Appuhn, A. W., Karl Ludwig, Graf von der Schulenburg-Altenhausen. Das Lebensbild eines Edelmannes, eines Gutsherrn und eines Christen, hauptsächlich nach dem Inhalte seiner Tagebücher, so wie auch nach anderen handschriftlichen Mittheilungen entworfen. Halle, Fricke. Gr. 8. 3 M.

François, Louise v., Der Posten der Frau. Lustspiel. Stuttgart, Spemann. 8. 2 M. 60 Pf.

Godin, A., Schicksale. Neue Novellen. Leipzig, Schulze u. Comp. 1882. 8. 4 M.

Gregorovius, F., Athenaïs. Geschichte einer byzantinischen Kaiserin. 2te Aufl. Leipzig, Brockhaus. 1882. 8. 5 M.

Gundling, J., Neue Prager Geheimnisse. Roman aus dem Prager Leben der vierziger Jahre. Prag, André. 8. 2 M.

Lehmann, K., Dornröschen. Ein Blumenstrauß in Liedern. Naumburg, Schirmer. 8. 4 M.

Publicationen aus den königlich preußischen Staatsarchiven. Veranlaßt und unterstützt durch die königliche Archiv-Verwaltung. 8ter Bd.: Preußen und Frankreich von 1795 bis 1807. Diplomatische Correspondenz, herausgegeben von P. Bailleu. 1ster Thl. — 9ter Bd.: Die Gegenreformation in Westfalen und am Niederrhein. Actenstücke und Erläuterungen, zusammengestellt von L. Keller. 1ster Thl. Leipzig, Hirzel. Gr. 8. à 14 M.

Pythia-Kalender. Politisch-social-ariistische Wetterprophezeiungen für das gemeine Jahr 1882. Herausgegeben von R. Schmidt-Cabanis. Berlin, Freund u. Jeckel. 8. 1 M.

Rellstab, E., Der Staat und der Versicherungszwang. Berlin, Springer 1882. Gr. 8. 1 M. 40 Pf.

Rocholl, H., Der königlich polnische Oberjägermeister und Kämmerer Herr Gebhard von Müllenheim-Rechberg (aus dem Elsaß) 1599—1673. Ein Charakterbild aus bewegter Zeit. Mit 2 Photographien. Straßburg, Schultz u. Comp. Gr. 8. 2 M. 40 Pf.

Röseler, W., Dornröschen. Ein Liebeslied in 10 Gesängen. Garding, Lühr u. Dircks. 8. 4 M.

Rupp, M., In der Mühle. Erzählung. Stuttgart, Richter u. Kappler. 1882. 8. 3 M.

Samarow, G., Garde du Corps. Novelle. Stuttgart, Deutsche Verlags-Anstalt. 1882. 8. 4 M. 50 Pf.

Sammlung musikalischer Vorträge. Herausgeber: Paul Graf Waldersee. Nr. 31. 32: Ueber den Stand der öffentlichen Musikpflege in Deutschland. Von H. Kretzschmar. — Nr. 33: Felix Mendelssohn-Bartholdy. Von J. Sittard. Leipzig, Breitkopf u. Härtel. Gr. 8. à 75 Pf.

Scherzer, K. v., Wirthschaftliche Thatsachen zum Nachdenken. Leipzig, O. Wigand. Gr. 8. 1 M.

Schulze, H., Grundriss zu Vorlesungen über Völkerrecht. Heidelberg, C. Winter. 1880. Gr. 8. 1 M.

Schuppe, W., Grundzüge der Ethik und Rechtsphilosophie. Breslau, Koeber. Gr. 8. 9 M.

Schwerin, Josephine Gräfin, Wie sie hassen und lieben. Novellen. Berlin, Goldschmidt. 8. 4 M.

Seidl, F. X., Neue Gedichte. Regensburg, Coppenrath. 12. 2 M. 60 Pf.

Stökl, Helene, Aug' in Auge. Eine Plauderei. Leipzig, C. A. Koch. 16. 2 M. 40 Pf.

Stranch, P., Margaretha Ebner und Heinrich von Nördlingen. Ein Beitrag zur Geschichte der deutschen Mystik. Freiburg i/Br., Mohr. 1882. Gr. 8. 12 M.

Sudre, A., Geschichte des Communismus oder historische Widerlegung der socialistischen Utopien. Nach der 5ten Aufl. des von der französischen Akademie preisgekrönten Originals übersetzt von O. Friedrich. Mit einem ergänzenden Nachtrag von O. Wenzel. Berlin, Staude. 1882. Gr. 8. 6 M.

Sylva, Carmen (Königin von Rumänien), Stürme. Bonn, Strauß. 8. 4 M.

Temme, J. D. H., Der Herr Landrath. Erzählung. Berlin, Goldschmidt. 8. 3 M.

Torger, F., Die Erziehung zum Patriotismus durch die Schule. Vortrag. Bernburg, Baemeister. 12. 30 Pf.

Trautmann, F., Heitere Münchener Stadtgeschichten. München, Braun u. Schneider. 8. 2 M. 50 Pf.

Treitschke, R., Literarische Stoßvögel. Neue Randglossen zu Zeit- und Streitfragen. Leipzig, Schloemp. 1882. Gr. 8. 2 M. 50 Pf.

Tschack, F., Drittes Buch von der Kunst zu lieben. Alte Weisheit im neuen Kleid. Leipzig, Barth. 16. 1 M.

Urkunden und Akten der Stadt Strassburg, herausgegeben mit Unterstützung der Landes- und Stadtverwaltung. 2te Abth.: Politische Correspondenz der Stadt Strassburg im Zeitalter der Reformation. 1ster Bd.: 1517—1530. Bearbeitet von H. Virck. Strassburg, Trübner. 1882. Lex.-8. 14 M.

Was müssen wir Juden thun? Von Judäus. Zürich, Trüb. 8. 80 Pf.

Was will der Arbeiter? Zur socialen Frage. Berlin, Lorentz. 8. 20 Pf.

Weidling, J., Schwedische Geschichte im Zeitalter der Reformation. Gotha, Schloessmann. 1882. Gr. 8. 6 M.

Weissel, L., Der Mönch von Montaudon. Eine provençalische Erzählung. Basel, Schwabe. 1882. 8. 2 M. 40 Pf.

Wildenbruch, E. v., Die Karolinger. Trauerspiel. Berlin, Freund u. Jeckel. 1882. 8. 2 M.

Witzleben, K. Freih. v., Leid um Lieb'. Zwei Novellen. Dresden, Baensch. 1882. 8. 4 M. 50 Pf.

Wolff, J., Singuf. Rattenfängerlieder. Berlin, Grote. 8. 4 M.

Wüscher, H., Der Munot in drei Jahrhunderten. Ein Festgedicht auf das Jahr 1881 mit verbindendem Prolog. Schaffhausen, Schoch. 8. 80 Pf.

Zimmer, F., Studien über das deutsche Volkslied im Anschluss an L. Erk's deutschen Liederhort. Grundzüge der Methode der Volksliedforschung. Quedlinburg, Vieweg. 8. 2 M.

Zolling, T., Heinrich von Kleist in der Schweiz. Nebst 38 bisher ungedruckten Briefen von H. v. Kleist, C. M. Wieland, L. Wieland, J. G. Herder, Caroline Herder, H. Zschokke, J. Baggesen, H. Geßner, F. X. Bronner, J. R. Meyer. Stuttgart, Spemann. 1882. Lex.-8. 10 M.

Zöllner, F., Wissenschaftliche Abhandlungen, mit zwei populären Vorträgen über die universelle Bedeutung der mechanischen Principien und die physische Beschaffenheit der Sonne, gehalten in der Aula und im Professoren-Verein der Universität Leipzig. 4ter Bd. Mit 1 Titelbild in Lichtdruck, 11 Tafeln in Farbendruck, 8 Bildnissen in Stahlstich, 3 lithographirten Tafeln, 3 photographisch-facsimilirten Schriftstücken und 13 Holzschnitten. Leipzig, Staackmann. Gr. 8. 30 M.

— — Erklärung der universellen Gravitation aus den statischen Wirkungen der Elektricität und die allgemeine Bedeutung des Weber'schen Gesetzes. Mit Beiträgen von W. Weber, nebst einem vollständigen Abdruck der Original-Abhandlung: Sur les forces qui régissent la constitution intérieure des corps aperçu pour servir à la détermination de la cause et des lois de l'action moléculaire par O. F. Mossotti. Mit dem Bildnisse Newton's. Leipzig, Staackmann. 1882. Gr. 8. 5 M.

— — Naturwissenschaft und christliche Offenbarung. Populäre Beiträge zur Theorie und Geschichte der 4. Dimension, nebst einem besondern Abdruck des offenen Briefes an Herrn Consistorial-Rath Professor Luthardt aus dem 3. Bande der Wissenschaftlichen Abhandlungen. Mit 3 Stahlstichen und 13 photographisch-facsimilirten Briefen. Leipzig, Staackmann. Gr. 8. 10 M.

Zwei-Akter. Nr. 1: Badesaison. Schwank von C. Görlitz. Berlin, Kühling. Gr. 8. 2 M.

Anzeigen.

Verlag der **Weidmannschen Buchhandlung** in Berlin.

Soeben erschien:

Christian Gottfried Körner.

Biographische Nachrichten über ihn und sein Haus.

Aus den Quellen zusammengestellt

von

Dr. Fritz Jonas.

Preis brosch. 5 Mark; in Leinen geb. 6 Mark.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Soeben erschien:

Athenaïs.

Geschichte einer byzantinischen Kaiserin

von

Ferdinand Gregorovius.

Zweite unveränderte Auflage.

8. Geh. 5 M. Geb. 6 M.

Auf dem Hintergrunde jener merkwürdigen Uebergangsepoche, in welcher das antike Heidenthum den letzten Verzweiflungskampf mit dem christlichen Glauben kämpfte, zeichnet der Verfasser in diesem seinem neuesten Werke mit gewohnter Meisterschaft das Bild der schönen und geistreichen Tochter des athenienſischen Philosophen Leontios, die, nachdem sie in Konstantinopel das Christenthum und den Namen Eudokia angenommen, als Gemahlin des Kaisers Theodosius II. den byzantinischen Thron bestieg und ihr ereignißvolles Leben zu Jerusalem beschloß. Die spannende Schrift enthält zugleich ein lebendiges Sittengemälde der ersten byzantinischen Zeit und Schilderungen der Städte Athen, Konstantinopel und Jerusalem im 5. Jahrhundert.

Schon wenige Tage nach seinem Erscheinen war dieses neue Buch des berühmten Autors vergriffen und liegt jetzt in zweiter Auflage vor.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Soeben erschien:

Jüdischdeutsche Chrestomathie.

Zugleich ein Beitrag zur Kunde der hebräischen Literatur.

Von

Dr. Max Grünbaum.

8. Geh. 14 M.

Diese Sammlung von Auszügen aus mehr als 30 zum Theil sehr seltenen oder nur im Manuscript vorhandenen jüdischdeutschen Schriften ist von hervorragendem Werth sowol für die Literaturgeschichte wie namentlich auch für die Sprachforschung; denn zahlreiche Wörter des Mittelhochdeutschen und verschiedener deutscher Mundarten, die aus unserer Schriftsprache verschwunden sind, desgleichen viele Wörter der romanischen Sprachen und Dialekte, haben sich im jüdischdeutschen Idiom erhalten.

Das Magazin

für die Literatur des In- und Auslandes.

Organ des Allgemeinen Deutschen Schriftstellerverbandes.

51ster Jahrg. (1882). Pro Quartal (13 Nrn.) M. 4.

Leipzig. **Wilhelm Friedrich.**

WESER-ZEITUNG

(Bremen)

Täglich 3 Ausgaben.

Bei allen Postanstalten

pr. Quartal 7 Mark.

Inserate pr. Zeile 25 Pf.

Probenummern versendet gratis

Die Expedition der „Weser-Zeitung“, Bremen.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Soeben erschien:

Aus Morgenland und Abendland.

Neue Gedichte und Sprüche von

Friedrich Bodenstedt.

8. Geh. 5 M. Geb. 6 M.

Friedrich Bodenstedt beschenkt die zahlreichen Freunde und Verehrer seiner Muse mit einem Bande neuer Gedichte, in dem neben „Vorläufern des Mirza-Schaffy“ und andern Poesien aus dem „Morgenlande“ auch die Bilder, Eindrücke und Stimmungen, welche der Dichter bei seinem Ausfluge nach Amerika in sich aufgenommen, in poetischer Gestaltung dargeboten werden. **Bodenstedt's neuestes Gedichtbuch wird eine Hauptzierde des diesjährigen Weihnachtstisches bilden.**

Die

Deutsche Socialdemokratie.

Ihre Geschichte und ihre Lehre.

Eine historisch-kritische Darstellung

von

Franz Mehring.

Dritte vermehrte Auflage.

Preis: Elegant geheftet 4 M. 50 Pf.

Bremen.

C. Schünemann's Verlag.

Verantwortlicher Redacteur: Dr. **Rudolf von Gottschall** in Leipzig. — Druck und Verlag von **F. A. Brockhaus** in Leipzig.

UNIVERSITY OF ILLINOIS-URBANA
3 0112 070035008